



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

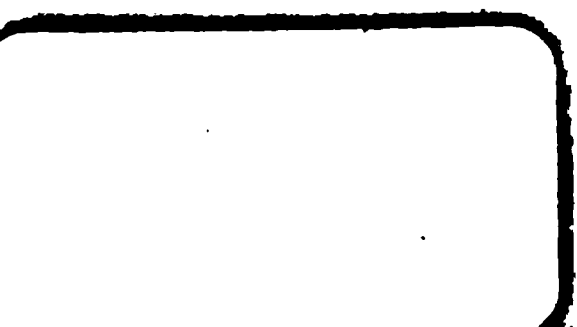
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.















HEIDELBERGER

# J A H R B Ü C H E R

DER

LITERATUR.

---

*Ein und fünfzigster Jahrgang.*

Erste Hälfte.

Januar bis Juni.

---

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1858.





# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

## Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

### III.

28. Vortrag des Herrn Prof. Bunsen „über die jüngsten Bildungen Islands“ am 10. July 1857.

Prof. Bunsen hielt einen Vortrag über die Quartärbildungen der Insel Island. Er entwickele in demselben zunächst nur die Einflüsse, welche die Entstehung und die besondern Eigenthümlichkeiten dieser Bildungen bedingt haben, indem er sich eine nähere Charakterisirung der diesen jüngsten Bodenbildungen angehörenden Glieder für eine spätere Mittheilung vorbehielt.

29. Vortrag des Herrn Dr. Walz „über die Bestandtheile der *Digitalis lutea* L.“ am 24. Juli 1857.

Diese durch die kleinen Blüthen besonders ausgezeichnete Art besitzt einen sehr starken bitteren Geschmack ähnlich der *Digitalis purpurea*. Sie wächst in der Umgebung Heidelbergs seltener, dagegen häufig in der baierischen Pfalz, namentlich in dem hintern, gebirgigen Theile, bei Wolfstein, Cusel, auf dem Remigiusberge u. a. O. — In dem hiesigen botanischen Garten ist diese Pflanze in ziemlicher Menge angebaut, und es gelang mir diesen Sommer in den Besitz einiger Pfunde zu kommen. — Es finden sich in dieser *Digitalis* ganz ähnliche Bestandtheile wie ich solche früher in der *Digitalis purpurea* und *grandiflora* aufgefunden habe.

In dem wässerigen Destillate ist enthalten: eine flüchtige Fettsäure und ein Stearopten von dem Geruche der Pflanze. Ausserdem wurde gefunden Digitalin, ferner ein in Aether löslicher, brennend kratzender Stoff, Digitalacrin; eine geringe Menge eines fetten Oeles; ein in Wasser löslicher Bitterstoff und eisengrünender Gerbestoff. — Die Gewinnung der letzteren Substanzen geschieht in der Weise, dass man nach beendigter Destillation den wässerigen Auszug mit Bleiessig vollständig ausfällt. — Im Niederschlage sind Gerbstoff, Farbstoff und Harz enthalten und in der filtrirten von Blei befreiten Flüssigkeit erzeugt Tannin starken Niederschlag, aus welchem durch Ausziehen mit Alkohol, zersetzen durch Bleioxyd, digeriren mit Thierkohle, verdampfen des von Tannin und Bleioxyd be-

freiten Filtrats zur Trockne und Lösen in Aether, kaltem und kochendem Weingeist die Bitterstoffe erhalten werden.

30. Vortrag des Herrn Dr. Moos „über einen Fall von *Haemorrhagia cerebri* in Folge fettiger Degeneration der Arterien“ am 24. Juli 1857.

Wittwe R., 77 Jahre alt, kam im Anfang des Monat Juli in meine Behandlung.

Ich sah sie damals zum ersten Mal und traf sie in bewusstlosem Zustand. Im Krankensexamen war ich daher nur auf die Umgebung und die objectiven Symptome angewiesen.

Von der Umgebung wurde Folgendes angegeben:

Die Kranke, schon seit 30 Jahren Wittwe, habe 2 Mal geboren, die Kinder seien jedoch nicht mehr am Leben. Zwischen ihrem 40. und 50. Lebensjahre habe Patientin eine sehr schwere, mehrere Monate dauernde Krankheit durchgemacht; es war jedoch nicht möglich die Art der damaligen Erkrankung oder auch nur einzelne Symptome derselben jetzt noch zu erfahren; man wusste nur zu berichten, dass es durchaus kein dem gegenwärtigen Leiden ähnliches gewesen sei, seit jener Zeit litt P. an Herzklopfen, zeitweise auch an flüchtig auftretenden wässrigen Anschwellungen der untern Extremitäten; ärztliche Hilfe habe P. jedoch nie gesucht; auffallend war für die Umgebung noch gewesen, dass P. an Anfällen heftigen Erzitterns der linken oberen Extremität litt, die bald täglich, bald nach wochenlangen Pausen meist so stürmisch auftraten, dass sie während des Anfalls nie einen willkürlichen Gebrauch von der betreffenden Extremität machen konnte; nach den etwa 10 Minuten dauernden Paroxysmen folgte eine allgemeine Ermattung, die jedoch P. nie verhinderte, ihrer Beschäftigung als Tagelöhnerin sogleich wieder nachzugehen. Dem Trunke sei sie nie ergeben gewesen.

Die Vorläufer der jetzigen Erkrankung hatten sich seit etwa 8 Tagen kund gegeben; sie bestanden in Husten, Kopfweh, Schwindel und Uebelkeit; letztere namentlich in der Frühe beim Aufstehen; das Herzklopfen wie früher. Das Erzittern der linken oberen Extremität war ausgeblieben. Eine halbe Stunde vor meiner Ankunft war sie plötzlich zusammengestürzt. Der objektive Befund war folgender:

Die Kranke lag auf dem Rücken. Den Mund halb geöffnet, das rechte Auge geschlossen, das linke geöffnet; die rechte Pupille eng, unbeweglich; die linke gegen Lichtreiz reagirend. Die Stellung der Mundwinkel sowie der naso-labial Falten unregelmässig; völlige Unempfänglichkeit für Sinnes-Eindrücke, weder durch Zurufen noch durch Schmerz-Erregung kehrt das Bewusstsein; den angebrachten Reizen wird nur schwach mit Reflexbewegungen geantwortet; die rechte obere und die rechte untere Extremität sind ge-



lähmt, ihre Muskeln erschlafft; ihre Temperatur im Verhältnisse zu der gesunden Seite merklich geringer.

Das Athmen ging tief und schnarchend 28 Mal in der Minute vor sich. Die Lungen ergeben vorn beiderseits einen stark tympanitischen Percussionsschall, links hinten unten einen gedämpften; über die ganze Lunge, namentlich links, waren zahlreiche Rasselgeräusche vernehmbar; links hinten unten verschärftes In- und Expirationsgeräusch.

Wegen des vorhandenen Emphysems konnte der Herzumfang nicht scharf durch die Percussion bestimmt werden; bei der Auscultation sind nirgends deutliche Herztöne vernehmbar, sondern überall, namentlich bei der Systole, ein Geräusch, das sich jedoch wegen der störend zwischenfallenden schnarchenden Respiration an keiner der gewohnten Auscultations Stellen genau bestimmen liess.

Die Radialarterie fühlte sich sehr rigid an, machte ungefähr 100 regelmässige, schwache Schläge in der Minute.

Die Zunge war mässig belegt, der Stuhlgang retardirt, ging jedoch später mit dem Urin unwillkürlich ab. Noch während der Untersuchung erfolgte wiederholt Erbrechen, einer grünlich gefärbten Flüssigkeit.

Bei dem Verhalten der geschilderten Symptome war es klar, dass wir es mit einer organischen Veränderung in der linken Gehirnhälfte zu thun hatten; auch die daraus resultirenden Winke für die einzuschlagende Behandlung waren gegeben; allein, wenn es sich um die Feststellung der pathologisch-anatomischen Ursache handelte, welche den Ausgangspunkt der geschilderten Symptome bildete, so konnte man doch schwanken. Ein linkseitiger Gehirnabscess, ein linkseitiger Gehirntumor oder eine frische Entzündung der Gehirnsubstanz selbst konnten einestheils wegen des Mangels einer vorhandenen Kopfwunde oder Narbe, andernteils wegen des plötzlichen Auftretens der Erscheinungen leicht ausgeschlossen werden; aus dem nämlichen Grunde Wucherungen und Geschwülste der Schädelknochen oder der harten Hirnhaut linker Seits; eine Blutung auf die freie Fläche der Arachnoidea oder eine sogenannte Intermeningealapoplexie tritt zwar zuweilen acut auf, allein entweder ohne Lähmungserscheinungen oder mit unvollkommenen oder beiderseitigen, oder unter den Symptomen einer acuten Gehirnhautentzündung; häufiger aber chronisch. Hiernach konnte es sich nur noch handeln: entweder um die Annahme einer Gerinnung in den zum linken Gehirn verlaufenden Gefässen, also in der linken Carotis oder deren Verzweigungen, oder aber um die Annahme eines Blutaustritts in die Gehirnsubstanz, einer Gehirnblutung, eines Apoplexia sanguinea cerebri, einer Apoplexie im engern Sinn.

Die Gerinnung in der Carotis oder deren Zweigen, die sogenannte Embolie (Hase, Virchow), ist allerdings im Stande, der Apoplexie ähnliche Erscheinungen hervorzurufen; in unserem Falle wäre man um so mehr berechtigt gewesen, eine solche anzuneh-

men, als die vorhandenen Herzgeräusche doch immerhin auf eine frische Entzündung der innern Herzoberfläche deuten konnten und gerade im Gefolge der Endocarditis die fraglichen Gerinnungen so leicht auftreten; doch sprachen das hohe Alter der Kranken und die lebhaft gleichmässige Pulsation beider Carodiden am Halse dieser Ansicht nicht das Wort. — Die rigide Beschaffenheit der zu fühlenden Schlagadern, das hohe Alter der Patientin bestärkten uns in der Ansicht, dass die Herzgeräusche auf Klappenveränderungen hindeuten, die in Folge früher überstandener Endocarditis zurückgeblieben, und dass wir es im vorliegenden Fall mit einer sogenannten atheromatösen Veränderung des Gefässsystems zu thun hätten, die Virchow als eine der möglichen Ausgänge von Endarteritis chronica betrachtet (die andere ist nach V. die Ossification, welche eine von der atheromatösen Umwandlung ganz unabhängige Veränderung ist) — und welche bei begünstigenden Momenten so leicht Ursache von Apoplexia sanguinea cerebri wird.

Die Gelegenheitsursache war in vorliegendem Fall vermuthlich die frisch eingetretene Lungenaffection; die Blutstauung in den Gehirncapillaren konnte ausserdem noch durch den vorhandenen sehr stark entwickelten Kropf vermehrt sein.

Für eine Spezialdiagnose, in welchem Theil der linken Gehirnhälfte der Sitz des Exsudates sei, fanden sich während des Lebens keine Zeichen vor.

Die Resultate von 386 Leichenöffnungen lieferten folgende Häufigkeitsskala für den Sitz des Exsudates: 298 Mal die Seh- oder Riechhügel oder beide zugleich, 10 andere Mal dicht vor den Riechhügeln, 7 dicht hinter den Sehhügeln, 27 im Centrum semiovale dicht an den Ventriceln, 21 im kleinen Gehirn, 3 in den Grosshirnschenkeln, 1 in den Kleinhirnschenkeln, 2 in dem verlängerten Mark, 8 in dem Rückenmark, 9 in der Pons.

Die Prognose war bei dem hohen Alter der P., und bei der Complication der Erscheinungen so ungünstig wie möglich.

Die Behandlung beschränkte sich daher auf zweckmässige Lagerung, örtliche Blutentziehung an der linken Schädelhälfte, kalte Ueberschläge auf den Kopf und nach einer Ableitung auf den Darm, auf die innerliche Anwendung der Digitalis, um nach Beschwichtigung der vorhandenen Gefässaufregung die Einleitung eines Collateralkreislaufes für die affirirte Gehirnpartie zu bewerkstelligen, ein Problem, dessen Lösung bei der Grösse des später vorgefundenen Exsudates allerdings als unmöglich ausführbar erschien.

In der That erfolgte auch ohne wesentliche Aenderung der Symptome etwa 50 Stunden nach dem Anfall der Tod unter stertoröser Respiration, nachdem kurz zuvor ( $\frac{1}{2}$  Stunde) noch einmal heftiges Erzittern des linken Oberarms erfolgt war.

Die Section wurde 24 p. m. angestellt; sie ergab in Kurzem: Innige Verwachsung der harten Hirnhaut mit der innern Oberfläche des Schädeldachs, chronischer Hydrocephal. int., Blutextrava-

sation in beide Seitenventrikel, nussgrosses Blutgeriesel am linken hintern Horn mit Zertrümmerung der angrenzenden Hirnsubstanz. Reste früherer Endocarditis an der Mitralis; fettige Degeneration des arteriellen Gefässsystems und der Aortaklappen; Bronchialkatarrh; entzündliche Anschoppung des linken untern Lungenlappens; Reste älterer adhäsiver Leberentzündung; colloide Entartung der Schilddrüse.

### Epikrisis.

Die Reste früherer Endocarditis und adhaesiver Leberentzündung stammen vermuthlich aus der Zeit jener angegebenen Erkrankung zwischen dem 40. und 50. Lebensjahr der P.

Die fettige Entartung des Gefässsystems nach Virchow der Ausgang einer Endarteritis chronica, ist ein dem Alter der Pat. ganz entsprechender Befund. Dieser war die causa prima der Gehirnblutung; die Lungenaffection vermuthlich die Gelegenheitsursache zur Ruptur eines Gefässchens (das wir jedoch nicht auffinden konnten).

Die Symptome von Seiten der Lunge und des Herzens stimmen mit dem Leichenbefund überein.

Jene periodisch eintretende Anfälle von heftigem Erzittern der linken obern Extremität sind aus dem Leichenbefunde nicht erklärbar (leider konnte die Rückenmarkshöhle nicht untersucht werden); man könnte glauben es sei vielleicht die Folge des chronischen Hydrops der Ventrikel gewesen oder der innigen Verwachsung der harten Hirnhaut mit der innern Oberfläche des Schädeldaches bei von Zeit zu Zeit stattgefundenener Gehirnhyperämie; allein man würde dann noch mit mehr Recht fragen, warum war bloss eine Extremität ergriffen?

Die eingeschlagenen Heilversuche, welcher Art sie auch nur hätten sein mögen, mussten bei der Grösse des Exsudats fruchtlos bleiben; hätte sich auch nach kurzer Zeit ein Collateralkreislauf gebildet, die rückgängige Metamorphose des Exsudats wäre gewiss nie zu Stande gekommen,

### 31. Vortrag des Herrn Dr. H. A. Pagenstecher „über Erziehung des *Distoma echinatum* durch Fütterung“ am 24. July 1857.

Der Vortragende gab zuerst eine Uebersicht der Thatsachen, welche die Forschungen der Neuzeit in Betreff jener Wege aufgedeckt haben, auf welchen die Helminthen ihre Fortpflanzung und ihre Verbreitung finden. Er zeigte die vorhandenen Lücken und legte dem Vereine das Resultat einer Versuchsreihe vor, welche ihm besonders deshalb der Veröffentlichung würdig erscheint, weil sie, besonders leicht ausführbar, und der Erweiterung fähig, die



Entwicklung der Trematoden an einem schönen Beispiel zeigt. Die früher vom Vortragenden (in seiner Arbeit über Trematodenlarven und Trematoden veröffentlichten Versuche waren ebensowenig zur Erziehungsgeschlechtsreifer Trematoden herangeführt worden, wie die anderer Forscher und speziell hatten weder La Valette noch der Redner aus dem encystirten *Distoma echiniferum* am Herzen der *Paludina vivipara* ein vollständig reifes Thier erzogen, ja die damaligen Versuche des Redners waren bei der zahmen Ente ganz misslungen. Mag die Schuld dieses Misslingens an dem Zustande der Versuchsenten selbst gelegen haben, welche bei der Sektion ein Trachealgeschwür zeigte und sich der Nahrung während der Beobachtungszeit fast vollständig enthielt, oder an der Beschaffenheit der verfütterten Kysten, weil es schon einigemale streng gefroren hatte — auf alle Fälle rief die Beobachtung und genaue Untersuchung erwachsener Exemplare von *Distoma echinatum* bei *Anas Boschas* fera wieder den Gedanken wach, dass dieses und kein anderes *Distoma* aus jenen Kysten entspringe. Dann war es nicht zu verwundern, dass La Valette bei seinen Versuchsthieren, welche, wenngleich Vögel, doch von andren Ordnungen waren, keinen vollständigen Erfolg, als welchen wir durchaus die Geschlechtsreife des eingeführten Helminthen festhalten müssen, erzielen konnte.

Der Redner berichtete wie er dann, nachdem er während der ersten Hälfte des Jahres der allmäligen Entwicklung und Aufspeicherung der Kysten in den Paludinen gefolgt, am 6. und 9. Juli, da die Zahl der in den einzelnen Schnecken gefundenen eine bedeutende war und gleichzeitig fast jede untersuchte *Paludina* infiziert erschien, die jungen Distomen in den Kysten aber kräftiges Leben zeigten, aufs Neue an zwei zahmen Enten Versuche vornahm, welche vortrefflich gelangen. Am Morgen des Tages, an welchem dem Vereine diese Mittheilungen gemacht wurden, am 24. Juli, waren beide Enten geschlachtet worden und es liessen sich mit Leichtigkeit aus ihrem Darmkanal über 250 geschlechtsreife Exemplare des *Distoma echinatum* sammeln. Die genauere Betrachtung der Grössendifferenzen der vorgefundenen Distomen und der mit fortschreitender Entwicklung nach den Fütterungsterminen abnehmenden Zahl, die detaillierte Untersuchung des *Distoma echinatum*, deren Resultate genau angegeben wurden, durften als weitere Beweismittel des Zusammengehörens des sogenannten *Distoma echiniferum* und *echinatum* herangezogen werden und gaben gleichzeitig Gelegenheit zu andern Betrachtungen über das Verhalten und die Organisation der Trematoden. Zum Schluss wurde untersucht, wie am besten der Versuch weiter mit den Eiern des *Distoma* im Aquarium an sorgfältig genährten aus dem Uterinschlauche der Alten rechtzeitig ausgenommen jungen Paludinen gemacht werden und so ein Musterversuch für eine vollständige Entwicklungsgeschichte der Trematoden gewonnen werden könne.

32. Vortrag des Herrn Prof. Lange, am 23. Oktober 1857. „Bemerkungen über die bei Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen vorkommenden allgemeinen Krämpfe.“

Es gab eine Zeit, wo man alle allgemeinen, das in den Fortpflanzungsphasen befindliche Weib befallenden Krämpfe, Convulsionen, gleichsam als eine eigene Krankheit, unter dem gemeinsamen Namen „puerperale Fraisen (Gichter)“, „Eklampsia puerperalis“, zusammenfasste, unbekümmert darum, ob dieselben mit den puerperalen Vorgängen wirklich in einem ursächlichen Zusammenhange standen, oder nicht. Und doch sind Convulsionen, wo immer sie auftreten, streng genommen niemals eine substantivische Krankheit selbst, sondern stets nur Symptom einer solchen, und zwar sind die Krankheitszustände, unter deren äusseren Erscheinungen auch sie entweder constant vorkommen, oder doch vorkommen können, wesentlich so verschiedener Art, dass mit der Diagnose „allgemeine Krämpfe“, „Fraisen“, „Convulsionen“, „Eklampsia“ überhaupt dem practischen Bedürfnisse weder in ätiologischer, noch in prognostischer, noch therapeutischer Hinsicht Genüge geschieht. So gibt es eine unter dem Namen „Epilepsie“ bekannte Krankheit, welche nur durch anfallsweise auftretende, mit Bewusstlosigkeit verbundene allgemeine Convulsionen in die Erscheinung tritt und deren Anfälle, wenn eine Frau mit ihr behaftet ist, erfahrungsgemäss auch während der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes sich einstellen können. So gibt es ferner jenen weitverbreiteten, den Namen „Hysterie“ tragenden Krankheitszustand, welcher gleichfalls, und zwar eben so gut bei Schwangeren und Gebärenden, wie bei Nichtschwangeren, das unheimliche Schauspiel allgemeiner, selbst mit Bewusstlosigkeit verbundener Krämpfe häufig genug gewährt. So ist es endlich bekannt, dass allgemeine Convulsionen auch ihren Grund haben können in gewissen qualitativen Erkrankungen des Blutes, wie z. B. beim Typhus, der Urämie; ferner in hochgradiger Blutarmuth (Anaemie) in Folge raschen, starken Blutverlustes; in einer Intoxication nach geschehener Einwirkung gewisser, namentlich narcotischer, Gifte; in gewissen krankhaften Affectionen der Centralorgane des Nervensystems, wie z. B. in Meningitis, und in Verletzungen dieser Organe, und wer möchte es bezweifeln wollen, dass alle diese Zustände, wie bei anderen Menschen, so auch bei dem in einer puerperalen Phase befindlichen Weibe, wenn es von ihnen betroffen wird, die Quelle allgemeiner Convulsionen werden können?

Bei diesem Sachverhalte erscheint es daher, um nicht in ihrer äusseren Erscheinungsweise, somit formell, einander zwar nicht nur ähnliche, sondern selbst gleiche, ihrer Natur und Wesenheit nach, somit reell, von einander aber gänzlich verschiedene Krankheitszustände zusammenzuwerfen, sowohl von den Anforderungen der Wissenschaft als der Praxis unabweislich geboten, auch jene Convulsio-

nen, welche bei Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen zur Beobachtung kommen, nach den ihnen zu Grunde liegenden Krankheitszuständen, deren Symptom sie sind, strenge von einander zu unterscheiden, und es sollten nach meinem Dafürhalten als puerperale, als Eklampsia puerperalis, wenn man diesen Namen für diese besondere Art allgemeiner Krämpfe beibehalten will, nur jene von ihnen bezeichnet und angesprochen werden, von denen sich nachweisen lässt, dass sie ihren Entstehungsgrund in einem pathologischen Zustande haben, welcher mit den puerperalen Vorgängen selbst und als solchen in einem ursächlichen Zusammenhange steht, durch diese hervorgerufen worden ist.

Unter jenen pathologischen Zuständen aber, welche zum Ausbruche von Convulsionen überhaupt Anlass geben können, findet sich nur Einer, welcher auch durch die puerperalen Vorgänge als solche, nämlich durch die Schwangerschaft, herbeigeführt werden kann. Es ist diess die unter dem Namen der Bright'schen bekannte Krankheit der Nieren (Morbus Brightii).

Schon seit jeher zwar war die Thatsache bekannt, dass von Frauen vorzugsweise Schwangere befallen werden, welche mit wassersüchtigen Anschwellungen (Oedemen), vorzüglich an solchen Körpertheilen behaftet sind, die, wie namentlich das Gesicht, die oberen Gliedmassen und die obere Hälfte des Körpers überhaupt, nicht zum Stromgebiete der im Becken liegenden Venenstämme gehören, an denen somit ein auf rein mechanische Weise durch Druck des schwangeren Uterus auf jene Venenstämme hervorgerufenen Oedem, wie ein solches an den unteren Gliedmassen und an den äusseren Genitalien bei Schwangeren so häufig vorfindig ist, gar nicht vorkommen kann. Allein zu einer richtigen Deutung dieser Thatsache hat erst i. J. 1845 John Lever den Anstoss gegeben, dadurch nämlich, dass er bei von allgemeinen Krämpfen befallenen, gleichzeitig mit wassersüchtigen Anschwellungen behafteten Schwangeren und Gebärenden, eben der letzteren Affection wegen Bright'sche Nierenkrankheit vermuthend, den Harn untersuchte und in allen dieser Prüfung unterzogenen Fällen, übrigens aber auch nur in diesen, Eiweiss in demselben vorfand. Seit jener Zeit haben sich die in dieser Richtung gemachten Forschungen nicht nur in sehr ansehnlicher Weise vervielfältigt, sondern es ist durch dieselben auch eine weitere, in der fraglichen Beziehung sehr wichtige Entdeckung gemacht worden, die nämlich, dass im Harne der in Rede stehenden Kranken auch die dem Morbus B. gleichfalls zukommenden Faserstoffcylinder vorfindig sind, und seit Frerichs i. J. 1851 der Erste mit dem Ausspruche hervorgetreten, dass, wie bei nichtschwangeren Frauen und bei Männern, so auch bei Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen der Eklampsie und Epilepsie ganz ähnliche Convulsionen durch die genannte Nierenkrankheit hervorgerufen werden können, ist nicht nur, man kann wohl sagen, in allen, oder wenigstens in allen in der fraglichen Beziehung gehörig

untersuchten einschlägigen Fällen, die der Bright'schen Nierenkrankung zukommende Beschaffenheit des Urins, sondern in verhältnissmässig zahlreichen tödtlich abgelaufenen Fällen durch die Section auch dieser Krankheitszustand selbst nachgewiesen worden, so dass heutzutage nicht nur die Möglichkeit eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen diesem und den Convulsionen unwiderleglich bewiesen ist, sondern es auch — nach meinem unmassgeblichen Dafürhalten wenigstens — nicht mehr bezweifelt werden kann, dass jenen allgemeinen, das in den Fortpflanzungsphasen begriffene Weib befallenden Convulsionen, welche weder einer habituellen Epilepsie angehören, noch als hysterische sich erweisen, noch endlich als Symptom einer der übrigen früher namhaft gemachten pathologischen Zustände gedeutet werden können, immer Morbus B. zu Grunde liege.

In Betreff des Verständnisses aber, wie die Schwangerschaft die Bright'sche Nierenkrankung veranlassen könne, gibt die durch Versuche an Thieren von Mayer, so wie durch gewisse krankhafte Zustände beim Menschen festgestellte Thatsache einen bedeutungsvollen Fingerzeig, dass Compression der Bauchaorta unterhalb des Abganges der Nierenarterien von ihr Hyperaemie der Nieren mit Ausscheidung von Eiweiss durch dieselben, somit Albuminurie, herbeiführt, weil es unschwer zu begreifen ist, dass eine solche Hyperaemie ganz wohl auch durch Druck des schwangeren Uterus bewirkt werden und, einmal entstanden, vielleicht unter Begünstigung der durch die Schwangerschaft eingeleiteten veränderten Mischung des Blutes, bis zur Exsudation sich steigern kann, dass dieselbe sonach schon jenen krankhaften Zustand darstellt, welchen die Pathologen als das erste Stadium des Morbus B. bezeichnen.

Mehrere auf Erfahrung beruhende Thatsachen sprechen für die Richtigkeit dieser Anschauungsweise. So die Thatsache, dass bei Schwangeren einfache Albuminurie, zmal geringeren Grades, überhaupt sehr häufig, bis zur Ausscheidung von Faserstoffgerinnungen vorgerückter Morbus B., wenigstens im Verhältnisse zu nichtschwangeren Frauen und zu Männern, häufig vorkommt, und zwar, was mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben zu werden verdient, ohne stattgehabte Einwirkung jener schädlichen Einflüsse, welche, wie namentlich Erkältung, zu reichlicher Genuss geistiger Getränke, Kummer, Sorge und andauernde niederdrückende Gemüthsaffecte überhaupt, bei Nichtschwangeren und bei Männern erfahrungsgemäss die gewöhnlichen Gelegenheitsursachen dieser Krankheit abgeben. So ferner die Thatsache, dass sowohl Albuminurie allein als in Verbindung mit der Ausscheidung von Faserstoffcylindern bei Schwangeren immer erst dann eintritt, wenn der schwangere Uterus bereits umfangreich und schwer genug geworden ist, um auf die besagte Weise durch Druck auf seine Nachbarschaft Hyperämie der Nieren überhaupt bewirken zu können, in der Regel nämlich erst im 8., 9., 10.,

sehr selten schon im 7. Monate der Schwangerschaft. So endlich die Thatsachen, dass der Eiweissgehalt des Urins um so reichlicher zu sein und es zur Ausscheidung von Faserstoffgerinnseln, somit zum ausgesprochenen Morbus B., verhältnissmässig um so häufiger und sicherer zu kommen pflegt, einen je grösseren Druck der schwangere Uterus auf seine Umgebung ausübt, je umfänglicher und schwerer derselbe daher ist und je kräftiger die Bauchdecken seinem Andrängen nach vorn widerstreben, dass daher, was eben hierin seine Erklärung findet, sehr viel Fruchtwasser, ein sehr starkes Kind oder mehrere Früchte tragende Schwangere überhaupt, Erstgeschwängerte mit noch nicht erschlaffter vorderer Bauchwand insbesondere von Morbus B. und seinen möglichen Folgen häufiger ergriffen werden, als Schwangere, bei denen die erstgenannten besonderen Verhältnisse nicht obwalten, und als Mehrgeschwängerte, dass dagegen die Verschiedenheit der individuellen Eigenthümlichkeiten der Schwangeren: des Alters, der Constitution, der Lebensweise, der Reizbarkeit u. s. w., in Hinsicht der Disposition zu dieser Krankheit keinen Unterschied begründet, indem bei Gleichheit der übrigen Umstände, im directen Gegensatze zu den hysterischen Krämpfen, von der Gefahr, von den in Rede stehenden Convulsionen ergriffen zu werden, die in Jahren schon vorgerückte Schwangere nicht mehr und nicht weniger bedroht ist, als die noch jugendliche; das stärkste, derbste, abgehärtetste Bauernweib nicht weniger, als die zarteste und verzärtelteste, „nervöse“ Stadtdame.

Wie bei anderen Menschen, so ruft jedoch auch bei Schwangeren der Morbus B. die Convulsionen nicht unmittelbar hervor. Auch bei diesen vermag er diess vielmehr stets nur mittelbar, nämlich nur dadurch, dass durch ihn vorerst Verunreinigung der Blutmasse mit Harnstoff, somit die sogenannte Uraemie, veranlasst wird. Das Zustandekommen dieser aber ist auch bei mit Morbus B. behafteten Schwangeren keineswegs eine unausbleibliche Nothwendigkeit, weil die Nieren durch die Bright'sche Entartung, wenn sie einen gewissen Grad der Extensität und Intensität nicht überschreitet, in ihrer Function nicht nothwendig in einer solchen Weise beeinträchtigt werden müssen, dass sie die Ausscheidung der Harnsalze aus dem Blute nicht dennoch in genügender Menge zu vermitteln vermöchten. Ja selbst wirklich zu Stande gekommene Uraemie hat den Ausbruch von Convulsionen, wie bei anderen Menschen, so auch bei Schwangeren, nicht immer und nicht nothwendig zur Folge. Es müssen hierzu daher selbst dann noch besondere, nicht immer und nicht überall eintretende Bedingungen erforderlich sein, deren sichere Ermittlung jedoch bis jetzt noch nicht gelungen ist, wenn man auch zuzugeben nicht umhin kann, dass die Ansicht von Frerichs, gemäss welcher die Uraemie den Ausbruch der Convulsionen dadurch veranlasst und nur dadurch veranlassen kann, dass der im Blute angesammelte Harnstoff unter der Einwirkung eines geeigneten Fermentkörpers in kohlensaures Ammoniak umgewandelt wird, dass so-

mit dieses, nicht aber der Harnstoff selbst und als solcher, die schädliche, die Convulsionen hervorrufende Potenz abgebe, sehr viel für sich hat, und zwar nicht etwa blos deshalb, weil bei den meisten der an urämischen Convulsionen Leidenden die ausgeathmete Luft mit Ammoniakcarbonat geschwängert gefunden wird, indem diess vielfältigen Untersuchungen zufolge auch aus anderen Quellen herühren, folglich nicht als ein sicherer Beweis für jene Ansicht gelten kann, sondern auch und vorzugsweise deshalb, weil nach Freichs' Experimenten Einspritzung dieses Stoffes in das Blut alle Symptome hervorzurufen vermag, die als urämische überhaupt bekannt sind, und weil man seither denselben im Blute bezüglich der Kranker selbst wirklich nachgewiesen haben will.

Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich, dass jene allerdings nicht gar seltenen Fälle, in denen Schwangere trotz vorhandener Albuminurie, ja sogar trotz der Nachweisbarkeit von Faserstoffgerinnseln in ihrem Harn, von Friesen nicht ergriffen werden, die Haltbarkeit der Annahme eines ursächlichen Zusammenhanges der Letzteren mit Morbus B. in der oben auseinandergesetzten Weise nicht zu erschüttern vermögen.

Es vermögen diess eben so wenig aber auch jene Fälle, in denen im Harn von eklamptischen Schwangeren das Eiweiss gefehlt haben soll, so wie endlich jene nicht, in denen bei der Section an Eklampsie Verstorbener die Bright'sche Erkrankung der Nieren nicht vorgefunden wurde, und zwar die Ersteren nicht, weil es leicht denkbar ist, dass man den Harn nicht genau und gründlich genug untersucht, oder einen Irrthum in der Diagnose begangen, nämlich hysterische, epileptische oder in einem anderen der früher genannten krankhaften Zustände begründete allgemeine Convulsionen ihrer Aehnlichkeit mit der puerperalen Eklampsie wegen für diese selbst gehalten hat; die Letzteren nicht, weil es einerseits keinem Zweifel unterliegen kann, dass der durch die Schwangerschaft herbeigeführte Morbus B., so lange er eine eigentliche Degeneration der Nieren noch nicht bewirkt hat, somit noch im Stadium der Hyperaemie oder der Exsudation sich befindet, noch keine grosse Ausbreitung gewonnen und das etwa schon gesetzte Exsudat die gewöhnlichen, später eintretenden Metamorphosen noch nicht erlitten hat, nach beendeter Niederkunft, somit nach dem Aufhören des Druckes von Seite des Uterus auf seine Umgebung als der Ursache der Krankheit, viel häufiger und rascher wieder rückgängig wird, als der bei Nichtschwangeren vorkommende bei gleicher In- und Extensität und bei gleich weit vorgeschrittener Entwicklung, und weil man andererseits denselben bei der Section wohl auch hie und da einmal übersehen haben mag, was unter den genannten Umständen bei nicht sehr genauer und vollkommen sachkundiger Untersuchung der Nieren, namentlich wenn dabei nicht auch das Mikroskop zu Hülfe genommen wird, sehr leicht möglich ist, übrigens auch durch den Umstand noch wahrscheinlicher gemacht wird, dass man unter jenen



Sectionsergebnissen nach Eklampsie, die schon in früherer Zeit als die am häufigsten vorkommenden bezeichnet wurden, auch Congestion der Nieren aufgeführt findet, welcher man jedoch die Deutung gab, dass sie erst durch die eklamptischen Anfälle bewirkt worden sei, während sie — so glaube ich wenigstens — wohl das erste Stadium des Morbus B. gewesen sein wird, welches der jetzt noch mangelnden, mehr in die Augen springenden und charakteristischeren Degeneration der Nieren wegen in der That am schwierigsten zu erkennen und sicherzustellen ist.

Bezüglich nicht nur auf die Möglichkeit, sondern sogar Leichtigkeit eines Irrthums in der Diagnose habe ich selbst einen mir vorgekommenen eclatanten Fall aufzuweisen, der mir interessant genug scheint, um als Beleg hier kurz erwähnt zu werden. Er betraf eine im 9. Monate schwangere Frau, welche, nachdem sie seit etwa 14 Tagen unter Fiebererscheinungen mit zeitweiliger Diarrhöe gekränkt, dabei aber nicht einmal das Bett gehütet, geschweige denn ärztlichen Rath eingeholt hatte, plötzlich bewusstlos niederstürzte und sofort von den heftigsten allgemeinen Convulsionen ergriffen wurde, die vollkommen unter dem Bilde der puerperalen Eklampsie auftraten und von mir auch ohne weiteres für diese gehalten wurden. Und dennoch war es eine solche nicht; denn nach dem 8. Anfalle der Convulsionen starb die Frau, deren Bewusstsein nur nach dem ersten Anfalle auf kurze Zeit zurückgekehrt war, und die Section ergab zu meiner nicht geringen Ueberraschung einen exquisiten Abdominaltyphus, nebstdem Lungenödem als nächste Ursache des Todes bei vollkommen normaler Beschaffenheit der Nieren. Zu meiner Rechtfertigung glaube ich es jedoch mir selbst schuldig zu sein, die Bemerkung beizufügen, dass ich diesen Fall schon im J. 1841, somit zu einer Zeit beobachtete, wo man einen ursächlichen Zusammenhang der puerperalen Fraisen mit Morbus B. noch gar nicht ahnte und es eben deshalb auch nicht üblich war, in vorkommenden Fällen dieser Art den Harn einer chemischen und mikroskopischen Untersuchung zu unterwerfen. Diese aber ist, wie sich von selbst versteht, zur Diagnose, und zwar zur positiven Begründung derselben, unerlässlich nothwendig. Sie darf daher, um sicher zu gehen, niemals, somit selbst in jenen Fällen nicht unterlassen werden, in denen sich aus der Anamnese ergibt, dass die Kranken in die Klasse der Hysterischen gehören oder mit habituellem Epilepsie behaftet sind. Nach dem Zeugnisse vielfacher Erfahrung nämlich können die Ersteren während der Schwangerschaft gleichfalls an Morbus B. erkranken, somit auch von jenen Convulsionen ergriffen werden, welche auf die früher angegebene Weise mit diesem in Causalnexus stehen; bezüglich der Letzteren aber ist, trotz der gegentheiligen Behauptung von Neumann und Velpeau, wenigstens die Unmöglichkeit dessen nicht abzusehen, jedenfalls nicht erwiesen.

Das Verhalten des Harns bei der puerperalen Eklampsie



anlangend, glaube ich — und wäre es auch nur, um die Fachgenossen auf ein Vorkommniss aufmerksam zu machen, von welchem mir kein zweites Beispiel bekannt ist — eines Falles mit zwei Worten Erwähnung thun zu sollen, welcher vor Kurzem auf meiner Klinik vorkam und in welchem der ganz trübe, dicke, lehmwasser-ähnliche Urin, nebst sehr vielem Eiweiss und sehr zahlreichen Faserstoffgerinnungen, noch einen dritten aussergewöhnlichen Stoff in reichlicher Menge enthielt, der sich bei der wiederholt vorgenommenen Untersuchung gegen chemische Reagentien weder ganz wie Eiweiss, noch ganz wie Käsestoff verhielt, mit jedem dieser Stoffe jedoch in dieser Beziehung einige Eigenschaften gemein hatte. Die betreffende Person, eine Erstgeschwängerte, war mit Oedem des Gesichtes und der Hände behaftet, während, nebenbei bemerkt, die unteren Gliedmassen und die äusseren Genitalien von wassersüchtiger Anschwellung frei waren, und kam um etwa 8 Wochen zu früh nieder. Der Ausbruch der Fraisen erfolgte in der 3. Geburtsperiode. Die Geburt wurde mit der Zange beendet und lieferte ein lebendes Kind. Die Eklampsie nahm ihren Ausgang ohne Dazwischenkunft irgend einer Nachkrankheit in Genesung. Die Menge jener fremden Stoffe im Harn nahm nach dem Aufhören der Fraisenanfälle rasch ab und schon nach 8 Tagen war jede Spur derselben verschwunden. Eben so verloren sich die genannten Oedeme unter dem Einflusse einer reichlicheren Diurese, welche bald nach der Entbindung ohne alles Zuthun von Seite der Kunst eintrat, in kurzer Zeit gänzlich.

Warum übrigens die Bright'sche Erkrankung der Nieren bei dem in den Fortpflanzungsphasen befindlichen Weibe verhältnissmässig viel öfter zum Ausbruche allgemeiner Convulsionen Veranlassung gibt, als bei nichtschwangeren Frauen und bei Männern, selbst wenn bei diesen andere Erscheinungen schon geschehener Intoxication der Blutmasse mit Harnstoff vorhanden sind, lässt sich zur Zeit mit voller Bestimmtheit nicht sagen. Die Vermuthung jedoch, ja sogar die Wahrscheinlichkeit scheint mir nahe zu liegen, dass auch in dieser Beziehung die der Schwangerschaft eigenthümliche Veränderung der Blutmischung von Einfluss sein möge. Die auch durch meine diessfälligen Erfahrungen bestätigte Thatsache, dass unter den Nachkrankheiten, zu welchen die puerperale Eklampsie, wenn sie ihren Ausgang nicht unmittelbar entweder in Genesung oder Tod nimmt, führen kann, das sogenannte Puerperalfieber weitaus am häufigsten beobachtet wird, dem von jenen Frauen, welche der durch die Fraisen unmittelbar bedingten, bekanntlich so grossen Lebensgefahr glücklich entronnen sind, noch nachträglich im Wochenbette so Manche als Opfer fällt, gibt diessfalls, wie mir dünkt, eine immerhin beachtenswerthe Andeutung, indem auch diese Krankheit zu der puerperalen Blutcrase nicht nur in einer sehr innigen, sondern sogar nothwendigen Beziehung steht, ihr Zustandekommen nämlich an dieselbe als an eine *Conditio sine qua non* geknüpft ist.

In practischer Hinsicht nicht unwichtig ist die Frage, ob die Eklampsie manchmal auch schon während der Schwangerschaft, d. h. noch vor dem entweder rechtzeitigen oder vorzeitigen Beginne des Gebäractes, zum Ausbruch komme, die bisher übliche Unterscheidung derselben in „Fraisen der Schwangeren, der Gebärenden und Wöchnerinnen“ somit richtig sei.

Fasse ich bei der Beantwortung dieser Frage einzig und allein meine eigenen, übrigens ziemlich zahlreichen, Beobachtungen in's Auge, so muss ich dieselbe geradezu verneinen, jedoch hinzufügen, dass andere Geburtsärzte Fälle beobachtet zu haben versichern, in denen beim Ausbruche der Eklampsie Geburtsthätigkeit noch nicht zugegen gewesen, ja sogar Fälle, in denen die Letztere nach dem Ausbruche der Ersteren auch nicht eingetreten sei, die Schwangerschaft vielmehr nach dem Aufhören der Convulsionen ihren weiteren Verlauf ungestört fortgesetzt habe. Allein stehen die bis itzt bekannt gewordenen Fälle der ersteren Art schon sehr vereinzelt da, so gehören jene der Letzteren gar zu den allergrössten Seltenheiten. Bezüglich Beider fühle ich mich überdiess zu einer Zweifel ausdrückenden Frage gedrängt, bezüglich der Ersteren nämlich, ob man die Zeichen des Beginnes der Geburt nicht vielleicht übersehen habe, bezüglich der Letzteren, ob nicht anderartige, namentlich epileptische oder unter dem Bilde der puerperalen Fraisens auftretende hysterische, Krämpfe mit eklamptischen verwechselt worden seien?

Dass diese Verwechslung leicht stattfinden könne, wurde bereits erwähnt und bedarf keines Beweises, und dass dieselbe, namentlich bis zu jener Zeit, vor welcher man den Zusammenhang der puerperalen Eklampsie mit dem Morbus B. noch nicht kannte und ebendeshalb auch den in der Beschaffenheit des Harnes gegebenen wichtigsten, maassgebenden diagnostischen Behelf unbenützt bei Seite liegen liess, hie und da wirklich stattgefunden haben werde, halte ich wenigstens für mehr als wahrscheinlich.

Der Beginn der Geburt aber, besonders bei zu frühem Eintritte derselben, kann, zumal bevor noch die Vaginalportion, der Muttermund und die Vagina auffallendere hierher bezügliche Veränderungen erfahren haben, überhaupt, bei von Eklampsie ergriffenen Frauen insbesondere deshalb leichter übersehen werden, als Mancher es würde zugeben wollen, weil die ersten Wehen den Schwangeren überhaupt nicht immer zum Bewusstsein kommen, diese den Beginn der Geburt daher manchmal selbst nicht anzugeben wissen; weil ferner bei Eklamptischen insbesondere der objektive Nachweis vorhandener Wehen des krampfhaften Zustandes der Bauchmuskeln wegen sehr schwer, ja manchmal ganz unmöglich ist; weil endlich die Wehen nach dem Ausbruche der Fraisens bekanntlich nicht selten einen längeren Stillstand machen, ihr Wiedererwachen somit, wenn sie vordem von der Schwangeren nicht empfunden wurden, auch objectiv nicht ermittelt werden konnten, oder der Arzt, wie diess in solchen Fällen ja gewöhnlich, erst nach dem Ausbruche der Eklampsie

hinzugerufen wird, sehr leicht für den nun erst erfolgenden, eben durch die Fraisenanfälle erst bewirkten Beginn derselben gehalten werden kann.

Berücksichtige ich hiebei noch die bekannte Thatsache, dass die vor dem naturgemässen Ende der Schwangerschaft eintretende Geburtsthätigkeit, so lange sie nicht einen gewissen Grad der Intensität erreicht, namentlich auf die Verbindung des Eies mit dem Fruchthälter, auf die Vaginalportion und den Muttermund noch nicht in namhafterer Weise verändernd eingewirkt hat, auch wieder rückgängig werden kann; ziehe ich ferner zugleich den übereinstimmenden Ausspruch aller Beobachter in Betracht, dass die puerperalen Fraisen in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle in der That erst nach erfolgtem Eintritte der Geburt zum Ausbruch gelangen, in jenen seltenen Fällen aber, in denen noch keine Geburtsthätigkeit vorhanden, den Eintritt derselben fast immer, und zwar sehr bald, zur Folge haben und in der Regel nicht früher aufhören, als bis die Geburt beendet ist: so drängt sich mir die Ansicht, ja, ich kann wohl sagen, sogar die moralische Ueberzeugung auf, dass auch die Weenthätigkeit, was von Vielen geradezu in Abrede gestellt wird, zum Ausbruche der puerperalen Fraisen in einer sehr nahen, vielleicht sogar nothwendigen Beziehung stehen müsse, es sonach eine Eklampsia gravidarum in dem bisher üblich gewesenen Sinne vielleicht gar nicht gebe.

Die von jeher bekannte Wahrnehmung, dass die Eklampsie erst nach Beendigung des Geburtsgeschäftes gleichfalls viel seltener ausbricht, als schon während desselben; dass ferner Neuentbundene in der Gefahr, von ihr ergriffen zu werden, überhaupt nur in der ersten Zeit des Wochenbettes, nämlich nur so lange, schweben, als noch wirkliche Weenthätigkeit vorhanden, d. h. noch die als Nachwehen bekannten periodischen Zusammenziehungen des Gebärgorgans stattfinden; dass endlich der Ausbruch eines neuen Anfalles der Fraisen sehr häufig mit einer eben anhebenden Wehe zusammenfällt, spricht gleichfalls für diese Ansicht, der ich jedoch, um es ausdrücklich hervorzuheben, keineswegs eine mit jener nichts erklärenden Erklärung zusammenfallende Auslegung gegeben wissen will, nach welcher die Eklampsie, weil sie mit Störungen der Weenthätigkeit zusammenfalle und unter dem Bilde von Reflexbewegungen in die Erscheinung trete, die aus excitomotorischer Reizung des Rückenmarkes hervorgehen, als eine Versetzung, als ein sogenannter Metaschematismus der Wehen, d. h. als ein Ueberspringen der Contractionen der Gebärmutter von dieser auf die willkürlichen Muskeln des Körpers, betrachtet und eben deshalb folgerichtig angenommen wird, dass sie durch alle jene schädlichen Einflüsse hervorgerufen werden könne, welche die Weenthätigkeit zu stören, zu zerrüthen vermögen.

Ist aber sichergestellt, dass die Schwangerschaft Bright'sche Erkrankung der Nieren im Gefolge haben kann und ist es Erfahrungs-

sache, dass dieser Krankheit überhaupt die Fähigkeit zukommt, sogar dem Leben der von ihr Befallenen, und zwar auf mehrfache Weise, gefährlich zu werden, nämlich nicht allein durch Vergiftung der Blutmasse mit Harnstoff, sondern auch durch Höhlenwassersucht in Folge der durch sie herbeigeführten Verarmung des Blutes an plastischen Stoffen, so kann einer weiteren Frage die grösste praktische Wichtigkeit nicht abgesprochen werden, der Frage nämlich, ob und welche prophylactische Maassregeln der Kunst zu Gebote stehen, durch deren Anwendung Schwangere, welche die dem Morbus B. zukommenden Erscheinungen darbieten, vor den möglichen gefährlichen Folgezuständen des Letzteren verwahrt werden könne? Es hat die Ermittlung einer derartigen Prophylaxis in Beziehung auf Schwangere auf die Bemühungen der Kunst einen um so gegründeteren Anspruch, als bei diesen durch den Morbus B. mittelbar auch das Heil der Leibesfrucht gefährdet werden kann, in den bezüglichen Fällen somit immer mindestens zwei bedrohte Menschenleben auf einmal in Betracht kommen.

Auf dem kürzesten Wege und auf die rationellste Weise würde der in Rede stehende prophylactische Zweck dadurch erreicht werden, dass man den Morbus B. beseitigte, oder, bei zeitiger Entdeckung seines Vorhandenseins, wenigstens seinem Fortschreiten Einhalt thäte und hierdurch die möglichen gefährlichen Folgezustände desselben verhütete. Allein dass die Lösung dieser Aufgabe, so lange die Schwangerschaft als derjenige Zustand fort dauert, durch welchen der Morbus B. veranlasst worden ist und unterhalten wird, durch eine medizinische Behandlung nicht zu erzielen sei, kann schon im vorhinein als gewiss angenommen werden und wird auch durch die Erfahrung bestätigt. Alle jene Arzneimittel nämlich, welche nach ihren Wirkungen den fraglichen Anforderungen zu entsprechen mehr oder weniger geeignet scheinen und deshalb auch schon vielfach versucht worden sind, haben sich durchweg als nutzlos erwiesen. So die Diuretica, zu denen man in der wohlgemeinten Absicht griff, um durch vermehrte Harnabsonderung eine genügende Ausfuhr der Darmsalze aus dem Blute herbeizuführen und mittelst des in grösserer Menge abgehenden Harnes zugleich die in die Harnkanälchen abgesetzten Faserstoffgerinnungen fortzuschaffen. So ferner die Diaphoretica und das Jodkali. So endlich das Chlor und die vegetabilischen Säuren, welche Frerichs zu dem Behufe in Vorschlag gebracht hat, um durch sie, da wir bei einmal gegebenem Morbus B. den Hinzutritt von Uraemie und, ist diese zu Stande gekommen, die von diesem Forscher unterstellte Umsetzung des im Blute angesammelten Harnstoffes in kohlensaures Ammoniak zu verhüten nicht im Stande sind, wenigstens das Letztere, durch welches nach Frerichs' Annahme, wie schon angeführt worden, eigentlich die Eklampsie hervorgerufen wird, unschädlich zu machen und so wenigstens dem Ausbruche der mit Recht so sehr gefürchteten Faisen vorzubeugen.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins.

---

(Schluss.)

Dagegen ist durch eine geburtshülfliche Behandlung jener prophylactische Zweck ganz wohl zu erreichen, nämlich durch absichtliche Unterbrechung, Aufhebung der Schwangerschaft, somit durch die Einleitung der künstlichen Frühgeburt, bevor noch die früher namhaft gemachten, unmittelbar das Leben der Schwangeren und mittelbar auch jenes ihrer Leibesfrucht bedrohenden Folgezustände des Morbus B. eintreten.

Allein kommt es erfahrungsgemäss schon zum Ausbruche der Eklampsie beim Morbus B. bei weitem nicht immer, so gehören durch diese Krankheit bedingte hydropische Affectionen, welche, wie diess namentlich mit hochgradiger Bauch- und Brusthöhlenwassersucht der Fall sein kann, das Leben, und zwar durch Erstickungsgefahr, wirklich bedrohen, bei Schwangeren zu den grössten Seltenheiten. Nach der Niederkunft aber verschwindet der durch die Schwangerschaft hervorgerufene Morbus B. nicht nur in der Regel sehr bald von selbst, sondern er lässt sogar in jenen seltenen Fällen noch nachträglich ungleich leichter Heilung zu, als bei Nichtschwangeren und bei Männern, in denen er, anstatt bald wieder rückgängig zu werden, ausnahmsweise in die chronische Form übergeht. In der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle würde demnach die Schwangerschaft ohne wirklich begründete Nothwendigkeit absichtlich zerstört werden, die Hervorrufung der künstlichen Frühgeburt geradezu und einzig und allein des vorhandenen Morbus B. wegen zu dem erwähnten rein prophylactischen Zwecke nach meiner Ueberzeugung somit nicht zu rechtfertigen sein.

Bei meiner früher dargelegten, mit Gründen unterstützten Anschauungsweise, nach welcher der Ausbruch der puerperalen Eklampsie höchst wahrscheinlich stets an schon vorhandene Geburtsthätigkeit geknüpft ist, halte ich diesen Eingriff in das Walten der Natur als Präventivmaassregel zur Verhütung der Fräsen insbesondere um so weniger für gerechtfertigt, weil der Ausbruch dieser, bei Gleichheit der übrigen Umstände, nach künstlich eingeleiteter Geburt mindestens eben so sehr zu befürchten steht, wie nach dem spontanen Eintritte der Letzteren am naturgemässen Ende der Schwangerschaft, den man in der ja oft genug in Erfüllung gehenden Hoffnung, es werde zur Eklampsie gar nicht kommen, abwartet und der bei an

Morbus B. leidenden Schwangeren, wie bekannt, ohnehin nicht gar selten vor der gesetzmässigen Zeit erfolgt.

Hierzu kommt noch, dass, wenn während des Verlaufes der künstlich eingeleiteten Frühgeburt Eklampsie wirklich ausbricht, dann der nun im Interesse der Mutter und des Kindes dringend wünschenswerthen thunlichst schnellen Beendigung der Geburt wegen der zu dieser Zeit noch nicht zum Abschluss gelangten nothwendigen Vorbereitung der Geburtstheile überhaupt, wegen des noch vorhandenen Theiles der Vaginalportion des Uterus insbesondere, zur Vermehrung der Gefahr für beide bedrohte Theile noch grössere Schwierigkeiten entgegenstehen, als nach dem spontanen Eintritte des Geburtsgeschäftes am naturgemässen Ende der Schwangerschaft, und zwar in der Regel um so grössere, je früher dem weiteren Verlaufe der Letzteren Einhalt gethan worden ist, ein Umstand, der in practischer Hinsicht gewichtig genug ist, um gleichfalls in Anschlag gebracht zu werden.

Ist aber vor dem naturgemässen Ende der Schwangerschaft Eklampsie wirklich ausgebrochen, so ist entweder Geburtsthätigkeit schon vorhanden, oder das Gebärgorgan befindet sich noch im Zustande vollkommener Ruhe. Wenigstens muss zur Vermeidung von Einseitigkeit und Parteilichkeit im Urtheile der letztere Fall vorläufig noch, und zwar so lange, als möglich angenommen und als wirklich vorkommend unterstellt werden, als er eben noch eine Controverse bildet und bis weitere Erfahrungen eine endgültige Entscheidung darüber gebracht haben werden.

Ist Geburtsthätigkeit bereits vorhanden, so hat man es nicht mehr schlechtweg und im eigentlichen Sinne mit einer von Eklampsie befallenen Schwangeren, sondern mit einer in dieser Art erkrankten Gebärenden zu thun, und dann kann es sich, in ganz gleicher Weise wie in jenen Fällen, in denen die Eklampsie erst während des rechtzeitig eingetretenen Geburtsgeschäftes zum Ausbruch gelangt, wohl um eine künstliche Beschleunigung der Geburt handeln, selbstverständlich jedoch nicht mehr von einer, von dieser ja wesentlich verschiedenen, durch Kunstmittel bewirkten Erregung, von einer künstlichen Einleitung derselben, die Rede sein.

Sollte im Gegentheile beim Ausbruche der Eklampsie der Uterus wirklich noch vollkommen im Zustande der Ruhe sich befinden, Geburtsthätigkeit somit in der That noch nicht vorhanden sein, so wird es entweder den Bemühungen der Kunst gelingen, durch eine entsprechende medicinische Behandlung, deren Zweck jedoch nun kein prophylactischer mehr ist, die Convulsionen zum Schweigen zu bringen, oder dieselben dauern, den ihnen entgegengesetzten Mitteln Trotz bietend, fort, und zwar muss sich der gute Erfolg einer derartigen Behandlung stets bald zeigen, wenn dieselbe nicht überhaupt als fruchtlos betrachtet werden soll. Hören die Fraisen auf, so ist dann zu einem die Schwangerschaft unterbrechenden



Einschreiten offenbar durchaus kein Grund mehr vorhanden; dauern sie dagegen fort, so wird der Eintritt der Geburt gewiss nie lange auf sich warten lassen, oder vielmehr, wenn auch nur in seinen ersten Anfängen, wohl schon erfolgt sein, zumal dann, wenn man, von einer Fortsetzung der gegen die Convulsionen gerichteten Behandlung keinen Erfolg mehr erwartend, endlich zu dem Entschlusse gekommen ist, nun zum letzten Mittel zu greifen, nämlich der Schwangerschaft durch die künstliche Frühgeburt ein Ende zu machen. Auch in Fällen dieser Art wird es sich demnach eigentlich stets mehr einfach um eine künstliche Beschleunigung, als um eine künstliche Hervorrufung der Geburt handeln, so dass man, wenigstens nach meinem Erachten, bei strenger Auffassung der Sache den Satz aufstellen kann, es gebe überhaupt keinen Fall, in welchem die puerperale Eklampsie, je nachdem sie wegen vorhandener Bright'scher Erkrankung der Nieren nur zu befürchten steht, oder aber bereits ausgebrochen ist, einerseits eine vollkommen begründete Anzeige zur künstlichen Frühgeburt abgibt, andererseits zur Ausführung dieses Kunstactes auch nur die Gelegenheit bietet.

Wohl sind — es ist mir diess nicht unbekannt — hie und da Fälle zur öffentlichen Kenntniss gebracht worden, in denen man wegen in der Schwangerschaft noch vor dem Erwachen der Geburtsthätigkeit ausgebrochener Eklampsie die künstliche Frühgeburt bewirkt haben will. Aus den angeführten Gründen jedoch kann ich mich, ich muss es offen gestehen, des Glaubens nicht erwehren, dass man in allen diesen Fällen, vorausgesetzt, dass wirklich puerperale Eklampsie in dem früher bezeichneten Sinne vorlag, somit kein Irrthum in der Diagnose im Spiele war, in der Meinung, die Geburtsthätigkeit erst hervorzurufen, wohl lediglich die schon begonnene Geburt nur gefördert, beschleunigt haben werde. Dass man sich dabei gleicher Kunstmittel bediente, wie bei der Einleitung der künstlichen Frühgeburt, beweist durchaus nicht, dass die Letztere auch wirklich vollzogen worden sei, weil allen jenen Verfahrensweisen, welche uns zu Gebote stehen, den noch ganz in Ruhe befindlichen schwangern Uterus zu Contractionen anzuregen, auch, und zwar in hohem Grade, die Fähigkeit zukommt, schon vorhandene Wehenthätigkeit zu verstärken, die bereits begonnene Geburt somit zu beschleunigen.

Hat der Morbus B. bereits zu der früher erwähnten Höhlenwassersucht geführt, diese jedoch noch keinen solchen Grad erreicht, dass durch sie das Leben der Schwangeren wirklich in Gefahr gebracht wird, so ist zur absichtlichen Unterbrechung der Schwangerschaft gleichfalls kein genügender Grund vorhanden, und zwar meines Bedünkens um so weniger, als der Hydrops auf eine das Leben in Wahrheit bedrohende Höhe ja keineswegs immer und keineswegs nothwendig steigt. Erreicht er dagegen eine solche Höhe, dann ist die Aufhebung der Schwangerschaft durch künstliche Erregung der Geburt allerdings das einzige Auskunftsmittel, das Leben der

Schwangeren und möglicherweise auch jenes der Frucht zu retten; weil jede medicinische Behandlung auch derartiger Wassersuchten ohne Erfolg bleibt, so lange die sie bedingende Bright'sche Krankheit nicht behoben ist, diese aber nicht behoben werden kann, so lange die Schwangerschaft fortbesteht. Es kommt dieses Auskunftsmittel jedoch auch jetzt noch nicht zu spät, ausser man hat, bevor man zum Handeln sich entschlossen, es zum Aeussersten kommen, die Gefahr den höchsten Grad erreichen lassen. Für diesen Fall, und, insofern sich die Frage um Morbus B. dreht, nur für diesen, erkenne ich daher die Anzeige zur künstlichen Frühgeburt als eine in wissenschaftlicher sowohl als moralischer Beziehung vollkommen begründete an. Allein auch der Zweck der künstlichen Frühgeburt ist nun kein prophylactischer mehr, sondern ein curativer, nämlich Rettung des wirklich schon in Gefahr schwebenden Lebens und zugleich die Herbeiführung der zur Heilung des Morbus B. sowohl als der durch ihn consecutiv veranlassten und unterhaltenen Wassersucht unerlässlichen Bedingung, und es würde die künstliche Frühgeburt als einziger, letzter Nothanker, die Schwangere zu retten, in ganz gleichem Maasse auch dann angezeigt sein, wenn die Wassersucht nicht durch Morbus B. bedingt, dieser somit gar nicht vorhanden wäre.

Mit Recht glaube ich demgemäss, im Widerspruche mit anderen Geburtshelfern, die Behauptung aufstellen zu können, dass die Bright'sche Nierenkrankheit bei Schwangeren zu einer prophylactischen geburtshülflichen Behandlung überhaupt niemals, zur Einleitung der künstlichen Frühgeburt insbesondere wenigstens niemals an und für sich und als solche, sondern nur in dem eben näher bezeichneten Falle eine vollkommen begründete Anzeige gibt, wenn durch sie das Leben der Schwangeren wirklich gefährdende Wassersucht herbeigeführt worden ist.

Wenn Andere den Satz aufstellen, Morbus B. bei Schwangeren gebe die Anzeige zur künstlichen Frühgeburt auch dann, wenn er sich auf eine solche Höhe steigert, dass man eine ausgebreitete und nachträglich nicht mehr zu heilende Destruction der Nieren befürchten müsse, so lässt sich gegen die Gültigkeit dieser Indication förglich zwar nichts einwenden. Allein einfach so hingestellt, ist dieselbe für die Praxis nicht brauchbar. Um diess zu sein, müsste derselben vielmehr jedenfalls die Angabe der besonderen Umstände oder Erscheinungen beigelegt sein, welche jene Befürchtung begründen. Der Morbus B. in Folge von Schwangerschaft entsteht nämlich immer erst in den letzten Monaten dieses Zustandes des Weibes und verschwindet nach der Niederkunft in der Regel auch in jenen Fällen rasch wieder, in denen der Urin von Eiweiss und Faserstoffgerinnseln sehr grosse Mengen enthielt. Begreiflicherweise können daher die Dauer der Krankheit und die Beschaffenheit des Harnes in der fraglichen Beziehung nicht als Maassstab dienen. Hat man aber bei der Aufstellung dieser Anzeige den weiteren, wohl



allein noch möglichen, Fall im Auge gehabt, dass durch die Bright'sche Nierenkrankheit bedingte hochgradige, das Leben gefährdende hydropische Ergüsse es seien, welche die angegebene Destruction der Nieren befürchten machen, so ist zu erinnern, dass dann die Indication zur künstlichen Frühgeburt schon in diesen gegeben, die Aufstellung jener weiteren Anzeige sonach überflüssig ist.

Wenn ferner der Morbus B. an und für sich auch deshalb als Anzeige zur künstlichen Frühgeburt geltend gemacht werden will, weil er durch die so beträchtliche Ausfuhr von Eiweiss aus dem mütterlichen Organismus das Leben der Frucht in Gefahr bringe, so ist zu erwidern, dass sich diese Gefahr in der Wirklichkeit keineswegs als so gross erweist, als man vom theoretischen Standpunkte aus anzunehmen sich allerdings versucht fühlen kann. Wie nämlich die Erfahrung lehrt, werden die Leibesfrüchte der mit dieser Krankheit behafteten Schwangeren an ihrem Leben in der Regel überhaupt nur dann gefährdet, wenn es zum Ausbruche der Eklampsie kommt, unmittelbar nach dem Ausbruche dieser aber gewöhnlich noch als lebend erkannt. Büssen sie daher ihr Leben ein, so geschieht diess in der Regel erst während der Geburt, mithin binnen eines verhältnissmässig so kurzen Zeitraumes, dass schon deshalb die Ursache ihres Absterbens durchaus nicht in einer Verarmung des mütterlichen Blutes an Eiweiss und in Folge dessen in einer zur Erhaltung ihres Lebens nicht mehr genügenden Ernährung gesucht werden kann, ganz abgesehen davon, dass die Kinder, welche beim Beginne der Geburt und bis zum Ausbruche der Eklampsie noch gelebt haben, aber todt zur Welt kommen, niemals das verkümmerte, im höchsten Grade magere, abgezehrte Aussehen darbieten, welches jenen Früchten eigenthümlich ist, die aus Mangel an Nahrung zu Grunde gegangen, oder, anders ausgedrückt, dem nie so rasch eintretenden Hungertode erlegen sind.

Der Umstände aber, wegen welchen nach dem Ausbruche der Eklampsie verhältnissmässig so viele Kinder das Leben verlieren, gibt es mehrere. Manche derselben werden nämlich das Opfer schwieriger, eben der Praisen wegen zum Zwecke der schnellen Beendigung der Geburt unternommener operativer Eingriffe, vorzugsweise der Wendung auf die Füsse mit nachfolgender Extraction, zumal wenn diese Kunstacte bei noch nicht hinreichend erweitertem Muttermunde ausgeführt werden. Anderen werden die mit der Eklampsie manchmal vergesellschafteten tetanischen Zusammenziehungen des Gebärgorgans verderblich, welche durch anhaltende, starke Zusammendrückung des Mutterkuchens und möglicherweise auch der Nabelschnur den Wechselverkehr zwischen dem fötalen und dem mütterlichen Blute und hiemit die zum Fortbestande des Lebens der noch im Mutterleibe eingeschlossenen Frucht unerlässlich nothwendigen Placentar-Respiration zu unterbrechen vermögen. Bei noch Anderen endlich — und diese bilden wahrscheinlich die Mehrzahl — ist die Ursache des Absterbens unstreitig auf die der Eklampsie

zu Grunde liegende Vergiftung des mütterlichen Blutes zurückzuführen, von welchem aus das Blut der Frucht in gleicher Weise vergiftet werden kann. Ihre thatsächliche Beglaubigung erhält die Annahme, dass die Vergiftung des mütterlichen Blutes auch dem fötalen sich mittheilen könne, durch jene Fälle, in denen die Kinder erst nach dem Ausbruche der Eklampsie, und zwar manchmal schon nach wenigen Anfällen derselben, absterben, ohne dass ein operativer Eingriff stattgefunden, oder die Contractionen des Uterus krampfhaft geworden, oder irgend eine jener Complicationen der Geburt überhaupt hinzugetreten, welche den Tod des Kindes veranlassen können; ferner durch jene von glaubwürdigen Beobachtern mitgetheilten Fälle von Eklampsie der Gebärenden, in denen auch das Kind im Mutterleibe von Convulsionen ergriffen wurde, welche sich sowohl der Gebärenden selbst als dem untersuchenden Arzte durch ungewöhnlich starke, stürmische Bewegungen desselben zu erkennen gaben; endlich durch jene gleichfalls schon vorgekommenen Fälle, in denen die Kinder von Eklampsie ergriffener Mütter sogar ebenfalls mit allgemeinen, den eklamptischen ganz ähnlichen Convulsionen behaftet zur Welt kamen.

Nach diesem Vortrage erstattete Prof. Lange, als erster Vorsteher, nachstehenden

### Bericht über die Gesamthätigkeit des Vereins in dem verflossenen Jahre.

Der Verein trat am 24. Octob. v. J. in's Leben. 48 Naturforscher und Aerzte, darunter 3 auswärtige, waren es, welche denselben gründeten.

Neu aufgenommen wurden im Verlaufe des Jahres 7 Mitglieder, worunter 2 auswärtige. Der Abgang beschränkte sich auf 2. Der Verein zählt demnach gegenwärtig 53 Mitglieder, von denen 50 in Heidelberg wohnen und 32 der Universität angehören.

Entgegeng gehalten der Gesamtzahl der Mitglieder, auf welche der Verein in dem verflossenen Jahre stieg, oder auch nur dem seit seiner Constituirung ihm gewordenen Zuwachse, erscheint der Abgang zwar als ein nur geringer. Während jedoch das eine der im Abgang gekommenen zwei Mitglieder, Herr Privatdocent Dr. Nell, wegen Wegzuges seinen Austritt genommen, ist der Abgang des anderen leider durch den Tod herbeigeführt worden. Durch diesen hat der Verein nämlich den Herrn Geheimen Medicinalrath Dr. Johann Christoph Albers verloren, dessen irdischer Laufbahn durch den unerforschlichen Rathschluss der allwaltenden Vorsehung am 27. v. M. im 63. Jahre seines Lebens ganz unverhofft und plötzlich ein Ziel gesetzt wurde.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in eine Schilderung und Würdigung der Verdienste des Näheren einzugehen, welche Albers, zuerst als Oberarzt im Blücher'schen Armeecorps i. J. 1815

Durch seine Thätigkeit in den damals mit Verwundeten überfüllten Militärlazarethen, später als Kreisphysicus zu Allenstein in Ostpreussen, als Regierungsmedicinalrath bei der Regierung in Gumbinnen, als Abgesandter des k. preuss. Ministeriums nach Russland, um daselbst die von da aus Deutschland i. J. 1880 zum ersten Male mit ihrem Einbruche bedrohende asiatische Cholera näher kennen zu lernen, als nachmaliger Chefarzt eines Choleraspitals in Berlin, als Director der Thierarzneischule daselbst, als vielbeschäftigter ausübender Arzt, als Naturforscher und Schriftsteller um die Menschheit und Wissenschaft sich erworben hat. Allein nicht widerstehen kann ich dem Drange in mir, über den Verlust dieses in jeder Beziehung höchst achtungswürdigen Mitgliedes, durch dessen Eintritt in unseren Verein sich dieser geehrt fühlen musste, mein inniges Bedauern auszudrücken und ihm bei dem heutigen, für den Verein festlichen Anlasse ein Wort anerkennender, ehrender Erinnerung als einem Manne der Wissenschaft zu weihen, welcher den ihm schon als Jünglinge besonders lieb gewordenen naturhistorischen Studien auch dann noch, und zwar bis an das Ende seiner Tage, mit ungeschwächter Liebe und stets gleichem Eifer obzuliegen fortfuhr, als er nach 33jähriger mühevoller Wirksamkeit im öffentlichen Dienste seiner leidenden Gesundheit wegen in den Ruhestand getreten war und, angezogen von seinen Naturschönheiten, unser Heidelberg zum Wohnsitze gewählt hatte, an dessen Hochschule er sich durch die derselben gemachte Schenkung seines sehr reichhaltigen Herbariums ein Denkmal gestiftet hat, welches ihm eben so sehr zur Ehre, wie dieser zum Nutzen gereicht. Als meine feste Ueberzeugung spreche ich es aus, dass Sie, meine Herren, in dem Gefühle, welchem ich eben Ausdruck gegeben, gewiss Alle mit mir übereinstimmen, dass eben deshalb dem Verbliebenen ein ehrenvolles Gedächtniss auch in unserem Vereine bewahrt bleiben wird und dass Sie meiner Einladung zu entsprechen keinen Anstand nehmen werden, Ihre Uebereinstimmung mit mir durch Erhebung von Ihren Sitzen zu erkennen zu geben.\*)

Die Zahl der Sitzungen, welche im verflossenen Jahre gehalten wurden, beläuft sich, die erste, in welcher der Verein sich constituirte, nicht mitgerechnet, auf 16.

Obwohl in mehreren derselben ein Theil der für sie bestimmten Zeit nicht zu umgehenden Verhandlungen über die inneren Angelegenheiten des Vereines gewidmet werden musste, so wurden dennoch von 18 Vereinsmitgliedern und von 2 ehrenwerthen Gästen über 80 Gegenstände aus allen Zweigen der Naturwissenschaften und der Heilkunde im Ganzen 34, zum Theil durch Demonstrationen erläuterte Vorträge gehalten, welche mitunter zu Discussionen

---

\*) Dieser Einladung des Redners wurde von der ganzen Versammlung Folge geleistet.

führten und zu gegenseitigem Austausch von Ideen, Ansichten und Erfahrungen die Veranlassung gaben.

Eine der Sitzungen bot dem Vereine die willkommene Gelegenheit, einem seiner Mitglieder, dem Herrn Hofrathe Dr. Bronn, an der ihm von Seite der Academie der Wissenschaften in Paris durch Zuerkennung des grossen Preises für eine wissenschaftliche Abhandlung zu Theil gewordenen Auszeichnung seine freudige Theilnahme zu bezeigen und den Preisgekrönten feierlich zu beglückwünschen.

Nachdem endlich der statutenmässigen Bestimmung, nach welcher Berichte über die Verhandlungen des Vereins in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht werden sollen, Genüge geschehen war und der Verein hierdurch den Anfang gemacht hatte, Zeichen seines Bestehens und Wirkens auch nach aussen hin zu geben, wurde es für angemessen erachtet, die Anknüpfung von Verbindungen mit anderen wissenschaftlichen Vereinen nicht nur in Deutschland, sondern auch ausserhalb desselben anzustreben, und zwar durch Zusendung der im Drucke erschienenen Verhandlungen an dieselben, welche allenthalben eine freundliche Aufnahme fanden und bereits von mehreren dieser Vereine mit Gegenzusendungen ihrer Verhandlungen erwidert worden sind.

### 33. Vortrag des Herrn Prof. Blum „über die Ursachen der Bildung verschiedener Krystall-Formen bei ein und demselben Minerale“ am 16. November 1857.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass ein und dasselbe Mineral in verschiedenen Krystall-Formen vorkommen kann; in Formen, die jedoch einem gemeinschaftlichen Systeme angehören, hinsichtlich ihrer Winkel zu vereinen und auf eine gemeinschaftliche Grundform zurückführbar sind. Bei den meisten krystallisirten Mineralien finden wir dies Verhältniss; bei vielen ist sogar die Zahl der verschiedenen vorkommenden Gestalten sehr gross. Aber trotz der Bekanntheit mit dieser Thatsache, hat man sich noch sehr wenig damit beschäftigt, die Ursache derselben zu erforschen, so dass das Material zur Bearbeitung dieses Gegenstandes nur ein äusserst spärliches ist. Es kann daher auch die Arbeit, deren Resultate ich hier vorlege, nur als ein Versuch betrachtet werden, der aber zu weiteren Forschungen in diesem Felde der Mineralogie anregen möge.

Wenden wir uns zuerst, um Anhaltspunkte für unsere Untersuchungen zu erhalten, an das Experiment, so sehen wir, wie man schon längst verschiedene Formen von leichtlöslichen Salzen zu erhalten wusste, je nachdem man dieselben aus einer reinen Auflösung oder aus einer solchen krystallisiren liess, welcher fremdartige Stoffe beigemischt waren. So krystallisiren z. B. nach Beudant aus einer Auflösung in reinem Wasser Salmiak in Oktae-

dem und Kochsalz in Würfeln, war jedoch Borsäure beigemengt, so erhielt man beide in Cubooktaedern, und war der Auflösung Harnstoff zugesetzt, so zeigte sich der Salmiak in Würfeln und das Kochsalz in Oktaedern. Auch bei anderen Substanzen wurden solche Versuche, und mit gleichen Resultaten, angestellt, so dass man mit Recht den Satz aufstellen kann: das Medium aus welchen die verschiedenen Körper krystallisirten, hatten ihre verschiedene Formausbildung bedingt. Wenden wir nun diesen Satz auf die Natur an, indem wir uns die Frage stellen: sind gewisse Formen ein und desselben Minerals stets dieselben, wenn es in dem einen oder dem anderen Gestein eingeschlossen gefunden wird; so müssen wir dieselben bejaen, wenigstens insoweit bejaen, als wir von kleinen Combinations-Verschiedenheiten absehen, und hauptsächlich den Typus der Krystalle berücksichtigen. Jeder Mineralog weiss den Zirkon aus dem Zirkonsyenit Norwegens, von dem aus dem Miaszit Sibiriens und dem aus dem Basalt der Gegend von Le Puy zu unterscheiden. So ergibt es noch viele Fälle; aber doch fehlt es uns noch sehr an Beobachtungen, denn wie selten erhalten wir bei geognostischen Beschreibungen genaue Angaben über die accessori-schen Bestandtheile, welche in einem Gestein vorkommen, fast nie aber finden wir die Form derselben angegeben. Und doch könnte gerade diese Seite für die Geognosie, und namentlich für die Gesteinkunde von Wichtigkeit werden, indem uns hier ein Mittel geboten sein dürfte, mittelst der Formen der accessori-schen Bestandtheile zur Bestimmung von Gesteinen zu gelangen, welche sonst durch die Kleinheit ihrer Bestandtheile, schwer zu erkennen sind. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn in der Folge accessori-schen Bestandtheile und ihre Formen genau angegeben würden, um aus der Summe der Beobachtungen feste Schlüsse ziehen zu können.

Aber wenn wir nun auch annehmen können, dass das Medium, in welcher sich die Krystalle gebildet haben, ihre verschiedene Formen bedingen; so finden wir doch nicht alle Mineralien, ja sogar nur den kleineren Theil in Gesteinen angeschlossen und rundum ausgebildet, die meisten derselben kommen in Drusen- oder Bläsenträumen, in Klüften und Spalten, auf Gängen kurz so vor, dass sie sich aufgewachsen zeigen, hier scheinen daher andere Umstände auf die verschiedene Formenausbildung eingewirkt zu haben. Wenn wir nun bemerken, dass die Mineralien, deren Vorkommen in dieser Beziehung die grösste Manichfaltigkeit zeigt, auch den grössten Reichthum an verschiedenen Formen wahrnehmen lassen, wie dies besonders bei dem Kalkspath der Fall ist, während bei anderen, deren Vorkommen auf gewisse Arten beschränkt ist, auch weniger Formenverschiedenheit zeigen, wie dies bei mehreren Species der Familie der Zeolithen recht sehr auffällt, so wird man zu der Ansicht geführt, dass hier die Unterlage, auf welcher die Krystalle sich ansetzten, auf ihre verschiedene Formenausbildung Einfluss geübt haben könnten. Die Topase aus Brasilien, Sachsen und Sibirien,

die sich unter solchen verschiedenen Verhältnissen finden, welche auch in ihren Typen von einander ab; die Kalkspath-Krystalle aus Derbyshire sind leicht von den Harzern zu unterscheiden, hier ist meist ein zelliger Quarz, auf welchen die Krystalle sitzen, die Blende. Aber auch hier können erst zahlreiche Beobachtungen zu bestimmten Resultaten führen.

Ein dritter Punkt der noch berührt werden soll, betrifft die chemische Zusammensetzung der Mineralien im Vergleich zu ihrer verschiedenen Formausbildung. Ob nemlich kleine Abweichungen in jener, entweder durch zufällige Beimengungen oder durch isomorphe Bestandtheile hervorgerufen, eine Verschiedenheit in dieser bedingt habe. Dass isomorphe Gegentheile diesen Einfluss üben sollten, möchte kaum anzunehmen sein, da es ja gerade ein Hauptcharakter derselben ist, sich gegenseitig vertreten zu können, ohne die Form zu verändern; und doch gibt es Beispiele in der Natur, die das Gegentheil darzuthun scheinen: der schwarze Spinell, zu welchem die Talkerde zum grossen Theil durch Eisenoxydul vertreten wird, findet sich meist in der Combination des Oktaeders mit dem Dodekaeder; der schwarze Granat, in dem die Thonerde durch Eisenoxyd ersetzt ist, zeigt wohl stets die Verbindung des Dodekaeders mit dem Trapezoeder. Aber auch hier lassen sich erst feste Haltpunkte gewinnen, wenn in der Folge bei jedem Minerale das analysirt wird, zugleich die Form angegeben ist.

**34. Vortrag des Herrn Prof. Kussmaul „über die Er-  
tödtung der Gliedmassen durch Einspritzung von  
Chloroform in die Schlagadern“  
am 20. November 1857.**

Zahlreiche Stoffe vermögen auf chemischem Wege die Gewebe der Gliedmassen rasch zu ertöden, wenn sie am lebenden Thiere, oder vor dem Eintritte der natürlichen Todtenstarre am todtten, in die Schlagadern eingespritzt werden. Viele dieser Stoffe zeichnen sich aus durch die bedeutende Muskelstarre, welche der Einspritzung schon bei Anwendung kleiner Gaben unmittelbar folgt und womit die Ertödtung der Gliedmassen eingeleitet wird. Unter diesen starrmachenden und ertödtenden Stoffen nimmt eine hervorragende Stellung das Chloroform ein. Wenige Tropfen davon genügen, um das ganze Hinterbein eines Kaninchens von der art. crural. aus, ein gramm, um den ganzen Hinterkörper eines solchen Thieres von der aorta abdominalis aus in hohem Grade starr und unbeweglich zu machen. Die ätherischen Oele (Seesöl, Anisöl u. s. w.) besitzen diese starrmachende Kraft in noch höherem Maasse, Schwefeläther wirkt etwa 5—6 mal schwächer als Chloroform, Weingeist noch schwächer als der Aether.

Was zunächst die Erstarrung durch Chloroformeinspritzung betrifft, so ergibt eine genaue Untersuchung der Eigenschaften des „chloroformstarren“ Muskels Folgendes:



1. Das Fleisch erscheint bei den höchsten Graden der Starre für das unbewaffnete Auge gelblich, bei den niederen unverändert. Die primitiven Muskelbündel sind unter dem Mikroskop durchsichtig, ohne Zickzackbiegungen, dagegen treten die Querstriche an den Röhren und die Kerne des Sarcolemma sehr deutlich hervor.

2) Der chloroformstarre Muskel ist bedeutend unausdehnbarer und

3) zerreisslicher.

4) Er hat seine Contractilität eingebüsst, und zwar in um so höherem Maasse, je unausdehnbarer und je gelber von Farbe er wurde.

5) Die elektrischen Muskel-Ströme sind bei den höchsten Graden der Starre verloren gegangen, bei den niederen sind entweder schwächere Ströme in positiver oder stärkere in negativer Richtung vorhanden.

Die Chloroformstarre kommt somit in den wesentlichsten Eigenschaften mit der natürlichen Todtenstarre überein, nur erreicht die letztere auch in ihrer grössten Intensität niemals jenen kolossalen Ausdruck, wie die erstere.

Was das Wesen dieser Chloroformstarre betrifft, worüber der Redner gleichfalls zahlreiche Versuche angestellt hat, so will er hierauf nicht näher eingehen, sondern nur das Hauptergebniss seiner diesfälligen Forschungen kurz dahin zusammenfassen: 1) Diese Muskelstarre ist nicht bedingt durch Gerinnung des Bluts innerhalb der Haargefässe; 2) das Chloroform bewirkt Gerinnung eines Theils des im Muskelsafts gelösten Eiweisses, diese Gerinnung stellt aber nur ein untergeordnetes Moment bei dem Zustandekommen der Muskelstarre dar; 3) das Chloroform erhärtet die contractile Substanz selbst.

Dagegen verweilt der Redner ausführlicher bei einem andern Verhalten der durch Chloroform ertödteten Theile, dessen sorgfältiges Studium für die Lehre von der Gangrän mehrere wichtige Aufschlüsse gegeben hat.

Chloroformstarre Beine an toden Thieren bleiben auffallend lang, weichenlang, starr, und widerstehen der Fäulniss noch dann, wenn der übrige Körper längst in Verwesung übergang. Wird dagegen das Chloroform in das Bein eines lebenden Thieres eingespritzt und bleibt das Thier noch einige Zeit am Leben, so sieht man die Starre binnen 2—24 Stunden vollständig gelöst werden und das erweichte Bein bald hernach in Fäulniss übergehen. Es kann allerdings zuweilen den Anschein haben, als ob das Bein gleich nach gelöster Starre seine freie Beweglichkeit wieder theilweise erhalte, allein dies beruht keineswegs in einer Wiederherstellung der Irritabilität, in einer restitutio der Theile in integrum, denn die Muskeln erweisen sich bei Prüfung durch den elektrischen Strom todt, diese freie Beweglichkeit rührt vielmehr nur daher, dass das harte Fleisch wieder weich wurde, und das in Folge dessen wieder bewegbar gewordene Bein den Contraktionen der oberen, contractil gebliebenen Muskel-

portionen einige Folge zu leisten vermag. Wenigstens sah der Redner in einem Duzend Fälle ausnahmslos die Starre in gänzliche Fäulniss übergehen, wenn die Thiere lange genug (2--3 Tage) am Leben blieben, und die Fäulniss oft sogar zu den Bauchdecken, der Hüfte und dem Rücken hinauf steigen.

Woher rührt dieses entgegengesetzte Verhalten? Warum verhindert das Chloroform eingespritzt in die Schlagadern an todteten Thieren die Fäulniss, während es an lebenden Fäulniss hervorruft?

Chloroform schon in sehr geringen Mengen Eiweisslösungen zugesetzt verzögert die Fäulniss, ähnlich dem Senföl (Buchheim), und es wird von dem Eiweiss zugleich mit einer gewissen Innigkeit zurückgehalten, wie Redner Versuche lehrten. Daher schützt im Leichnam das injicirte Chloroform die Theile schon in so kleinen Mengen selbst im Sommer, lange Zeit vor Fäulniss, denn bei der Einspritzung in die Arterien kann es als flüchtiger Stoff in feinsten Zertheilung bis in die kleinsten Capillarbezirke der Gewebe gelangen und dort mit den Eiweisskörpern sich verbinden.

Besteht aber nach der Einspritzung das Leben des Thiers lange genug fort, so wird selbst in dem ganz ertödteten Glied noch geraume Zeit (1—2 Tage lang) eine lebhafte Blutströmung unterhalten, wie der Augenschein an den bloßgelegten, zumal den angeschnittenen Venen nachweist. Dieses Fortbestehen der Blutströmung macht erklärlich, warum am lebenden Thiere so rasch die Chloroformstarre aufgehoben wird und Fäulniss eintritt. Es ist die Annahme mit grösster Wahrscheinlichkeit gestattet, der Blutstrom spiele das Chloroform aus dem Beine wieder weg und beraube so die Gewebe desjenigen Stoffes, welcher sie zwar ertödtete, aber zugleich die Kraft besessen hätte, sie vor Fäulniss zu schützen. Das Chloroform ist nur ein mortificirendes, kein septisches Agens. Die Fäulniss tritt erst ein, wenn das Chloroform entfernt wurde, und es ist das Blut, welches jetzt unter so veränderten Bedingungen entgegen seiner früheren Rolle zerstörend auf die unwiederherstellbar veränderten Gewebe einwirkt, indem es die 3 Hauptbedingungen zu Fäulnissbewegungen mit sich führt: Wärme, Sauerstoff und Wasser. Es verhält sich mit dem Brande, beziehungsweise der Fäulniss chloroformstarrer Theile ganz wie mit dem Brande froststarrer Theile. Antiseptische Agentien, Frost und Chloroform, können indirekt durch die Ertödtung der Gewebe zur Sepsis Veranlassung geben, wenn die Theile aufthauen oder das Chloroform durch den Blutstrom wieder hinweggeführt wird.

Die Blutströmung innerhalb der erstorbenen Gliedmassen währte bei den Versuchen des Redners so lange fort, bis die Fäulniss augenfällig die Theile ergriffen hatte, die Haut stellenweise blaugrün, das Fleisch braunröthlich und mürbe geworden war und der bekannte Fäulnissgeruch der Nase beschwerlich fiel. Damit erlosch allmählig der Stromlauf des Blutes, es wurde dicker, theerartig und gerann zuletzt gänzlich. Diese sekundäre Thrombose führt Redner



einfach auf das Gesetz zurück, dass faulende Eiweisslösungen Gährungsansatz ausscheiden, so das Hühnereiweiss, der Muskelsaft, das Blut. Die Strömung des Bluts in erweichten Gewebsmassen muss eine verlangsamte sein, weil der elastische Widerstand der Gewebe vermindert ist, die Gefässröhren kälter und die kontraktilen Elemente der Gefässe und die Skelettmuskeln ertödtet sind. Die Fäulniss der Gewebe kann sich deshalb leicht durch die Gefässwände dem namentlich in den Capillaren und Venen langsam dahinströmenden Blute mittheilen und Gerinnungen seiner Eiweiskörper veranlassen.

Wenn alle Blutströmung im Unterschenkel und dem grössten Theil des Oberschenkels in Folge der Thrombose aufgehört hatte, wurde Jodkalium, das in concentrirter Lösung mit Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmassregeln unter die Haut der Sohle eingespritzt worden war, bereits nach  $4\frac{1}{2}$  Stunden im Urin nachgewiesen und es währte die Ausscheidung in wachsender Grösse bis zum Tode des Thieres 24 Stunden lang reichlich fort. Diese Beobachtung schliesst sich an die von Stannius an, welcher Strychnin und Blutlaugesalz, in die todtstarren Beine von Kaninchen nach Unterbindung der Aorta und art. cruralis gebracht, in den Blutstrom gelangen sah. Redner vermuthet, dass die Wege, auf welchen in seinem Versuche das Salz durch das faule Bein in's Blut gelangte, in dem von Virchow entdeckten, mikroskopischen, „plasmatischen Gefässsysteme“ des Bindegewebes zu suchen seien. Den Mechanismus aber, durch welchen das Salz auf diesen Wegen in das Blut gezogen wird, hält er für vermittelt durch Diffusion, durch Capillarbewegung und durch die noch in einer gewissen Stärke in jenem Gefässsysteme des Bindegewebes sich geltend machende Saugkraft des Herzens. Man ist gezwungen, der Herzbewegung Einfluss zuzugestehen, weil die einfache Imbibition an der Leiche gegenüber der Raschheit, womit die Resorption in den Versuchen von Stannius und Kussmaul erfolgte, sehr langsam von Statten geht. (Devergie z. B. legte eine ihrer Kapsel beraubte, somit der Imbibition sehr zugänglich gemachte Leber in ein gläsernes, unten mit einem Hahn versehenes Gefäss mitten unter  $7\frac{1}{2}$  Kilogr. Erde und befeuchtete diese mit 2 Kilogr. Wasser, das 12 Gr. Arsenik enthielt. Am folgenden Tage liess er das Wasser abfliessen. Nach 7 Tagen fand er Arsenik in den äusseren Theilen der Leber, aber noch nicht in der Mitte. Toussaint fand erst am 10. Tage Arsenik in der Mitte der Leber. Caspers Vierteljahr. XI. S. 223. Orfila sah selbst nach 8 Tagen verschiedene Metallsalze, die er in grossen Mengen in den Magen von Leichen in Lösung eingespritzt hatte, noch nicht bis zur Oberfläche der Leber vorgedrungen, Méd. leg. III. 1. p. 34.) Jedenfalls geht aus dem Versuche hervor, dass ein faules Glied nicht einfach als tochter Anhang betrachtet werden darf, auch wenn kein Blutkreislauf mehr statt hat, dass es vielmehr mit den lebenden Theilen noch in einem lebhaften Säfteaustausch stehen kann, dass der Mechanismus und selbst der Chemismus bei dem Sphacelus ein anderer ist, als

bei der Leichenfäulniss, dass endlich die Grösse der Gefahr beim Brande eines Gliedes nicht allein von der Grösse der Berührungsfäche der lebenden und toten Theile, sondern auch von der Grösse der ganzen faulenden Masse abhängt. Daraus ergibt sich ein neuer Gesichtspunkt für die Lehre von der früh- oder spätzeitigen Amputation brandiger Gliedmassen.

Schliesslich stellt Redner folgende verschiedene Vorgänge bei der Ertödtung weicher Theile auf:

1) Cadaverisation. Die erstorbenen Theile werden hart.

2) Gangrän. Die erstorbenen Theile erweichen, ohne dass sich die Fäulniss durch besondere anderweitige Veränderungen in der Form bemerklich macht. Ist die Ertödtung nicht aus primärer Thrombose hervorgegangen, so besteht der Blutstrom noch fort.

3) Sphacelus. Die erweichten Theile zerfallen, die Fäulniss macht sich durch Veränderungen in der Form der Theile, Emphysem, Entbindung von übelriechenden Gasen u. s. w. bemerklich. Das Blut in den Adern gerinnt in Folge der Fäulniss. Trotzdem findet noch eine Säfteströmung innerhalb der Gewebe selbst statt, welche freilich um so mehr und mehr an Lebhaftigkeit abnimmt, wird, je mehr die mikroskopischen Kanäle und die Poren der Gewebe gleichfalls durch Eiweissgerinnsel verstopft werden.

4) Mumificatio. Die Theile verlieren ihr Wasser, ohne neues zugeführt zu bekommen und vertrocknen.

### 85. Vortrag des Herrn Prof. Bronn „über ein versteinertes Dattelpalmenblatt“ am 30. November 1857.

Der Redner machte Mittheilungen über den eigenthümlichen Versteinerungs-Zustand eines Dattelpalmen-Blattes, welches aus der Mollasse der Schweiz zu stammen scheint, vielleicht zu *Phoenicites spectabilis* Unger gehört, jedenfalls aber noch grössere Dimensionen zeigt, als die bis jetzt bekannten Reste dieser Art.

Das Blatt war in noch unentfaltetem Zustande, als es zur Ablagerung kam, die Fiedern noch einem grossen Theile ihrer Länge nach parallel aneinander gepresst und wohl noch zusammengeklebt, nur ihre End-Theile nach beiden Seiten hin divergirend bildeten auf die Unterlage senkrechte Lamellen, nahmen die Mergel-Niederschläge zwischen sich, die sich nun in ähnliche Lamellen von ungleicher Dicke gestalten mussten, welche frei stehen blieben, als die Blatt-Substanz durch Verwesung allmählich verschwand. Diess geschah aber so langsam, dass da, wo die aneinander liegenden Fiedern noch aneinandergeklebt waren und mithin die Gebirgsart nicht mechanisch zwischen sie eindringen konnte, sich feine Kalkspath-Lamellen infiltrirten, deren Zwischenräume dann erst nach Zerstörung der Blatt-Substanz ebenfalls mit Mergel ausgefüllt wurden. So ahmt die Versteinerung eine erst in ihrer Entfaltung begriffene Blatt-

Knospe im Relief nach, obwohl sie eigentlich nur ein Abdruck ihrer Fieder-Blättchen ist. — Im Uebrigen sind die zusammengefalteten Blättchen wenigstens dreimal so breit gewesen, als die eines auf gleicher Entfaltungs-Stufe stehenden Dattel-Palme aus dem Gewächshause, und auch noch ansehnlich breiter als an *Phoenicites ingens*, welche ebenfalls in der Mollasse vorkommt; ob die Blättchen Mit-kruppen wie *Phoenix* besessen, oder wie bei *Amesoneuron* deren entbehrten, lässt sich nicht erkennen, daher eine sichere Bestimmung von Sippe und Art nicht möglich ist.

Zum Vergleiche mit der vorgelegten Versteinerung und zur Erläuterung wurde ein frisches Dattelpalmen-Blatt gezeigt.

### Geschäftliche Mittheilungen.

In der am 6. November 1857 abgehaltenen Wahl wurden alle Mitglieder des Vereinsvorstandes auf's Neue in ihre bisherigen Stellen eingesetzt und nahmen sämmtlich die Wahl an. Es geht demnach die geschäftliche Correspondenz nach wie vor durch den ersten Schriftführer Herrn Dr. H. A. Pagenstecher jun., an welchen man namentlich auch alle Zusendungen von Schriften zu richten bittet. Da dem Sekretariate nicht überall die geeigneten Adressen anderer Gesellschaften bekannt waren, wurde bisher die Uebersendung unsrer Verhandlungen häufig an solche Männer gerichtet, von denen man wusste, dass sie wenigstens Mitglieder der betreffenden und auf der Adresse bezeichneten Gesellschaften seien. Sollten hierdurch den Privaten oder den Gesellschaften Unbequemlichkeiten erwachsen sein, so ersucht man um gefällige Nachricht.

### *Die Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung.*

*Critica di una scienza delle legislazioni comparale, per E. Amari da Palermo. Genova 1857.*

Die Arbeiten der vergleichenden Wissenschaft haben auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu nie geahnten Fortschritten geführt und auch für die Anwendung bedeutende Ergebnisse geliefert. Die Arbeiten vergleichender Gesetzgebung sind erst spätern Ursprungs, haben aber bald eine solche allgemeine Anerkennung gefunden, dass es jetzt zum guten Tone gehört, bei jeder Bearbeitung neuer Gesetze, oder Berathung darüber auch auf dasjenige Rücksicht zu nehmen, was in Bezug auf den in Frage stehenden Gegenstand auch in anderen Ländern geleistet wurde. Wer aber tiefer blickt und mit dem Studium der Gesetze fremder Völker sich selbst vertraut gemacht, aus den Quellen geschöpft und die Anwendung der Gesetze in dem Lande beobachtet hat, bemerkt bald, auf welchen schwachen Grundlagen noch die Benützung der vergleichenden Ge-

setzung ruht, wie häufig diejenigen, die sich auf fremde Gesetzgebungen berufen, die Quellen selbst nie benützten, sondern an fremden Anführungen, deren Treue selbst nicht verbürgt ist, schöpfen, aus dem Zusammenhange reißen, das was zu ihren Plänen taugt, aus den fremden Gesetzen entlehnen, ohne darum sich zu kümmern, in welchem Zusammenhange in dem fremden Lande das Gesetz mit gewissen Voraussetzungen, Zuständen und anderen Einrichtungen steht. Man bemerkt leicht, dass es an leitenden Grundsätzen, an der Aufsuchung historischer und philosophischen Grundlagen, an dem kritischen Geiste kurz an der Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung mangelt. Eine solche Wissenschaft wird uns zuerst in dem vorliegenden Buche vorgelegt. Der Verfasser, ein Sicilianer, war Professor des Strafrechts in Palermo, und hat die glänzenden Eigenschaften des Geistes und sein Talent einer scharfen Kritik in mehreren Werken vorzüglich in der trefflichen Arbeit über die Gebrechen der criminalstatistischen Leistungen (abgedruckt in dem Giornale di statistica, Palermo 1836 p. 210, 1840 p. 110) bewährt. Nach dem (vielleicht etwas zu weit ausholendem) Plane des Werkes findet der Verf. die ersten Elemente einer Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung in den rechtshistorischen Arbeiten, und in der frühern z. B. durch die Pariserakademie angeregten Versuchen, die Gesetze verschiedener Völker zu sammeln, er findet aber die Ursachen der Mangelhaftigkeit solcher Arbeiten theils an Mangel einer genügenden Rechtsgeschichte, theils an Mangel einer Kritik, welche die Aufgabe der Wissenschaft klar machte. Der Zweck des von ihm bearbeiteten Werkes soll nun sein: beide Grundlagen zu liefern. Im 1. Kapitel handelt nun der Verf. von der Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung und bemerkt, dass die Bearbeitung einer solchen an zwei hervortretenden Richtungen die Forschungen scheitert, nämlich an der Vorliebe für das Alte im Gegensatze der Anhänglichkeit an das Neue. Bei der Vergleichung der verschiedenen Arbeiten bemerkt man überall (p. 17) eine allmähliche, stufenweise Entwicklung der Kenntnisse, der Verf. macht 8 Grade und kommt dazu (p. 33) die Wissenschaft zu bezeichnen als ein System von Kenntnissen einer bestimmten Ordnung, mit allgemeinen Grundsätzen und bestimmten Gränzen. In Bezug auf die Wissenschaft der Gesetzgebung ist der Grundgedanke des Verf. (p. 39), dass ursprünglich alle Gesetze ihren Ursprung in der Religion und den göttlichen Traditionen der Völker haben, dass allmählig eine Körperschaft sich bildet, die mit der Aufsuchung und Anwendung der Gesetze sich beschäftigt, bis bei dem raschern Fortschreiten der Veränderungen und Bedürfnissen sich die Nothwendigkeit zeigt, dass Gesetze von den Inhabern der Staatsgewalt erlassen werden, wo nun schon zwei Parteien auftreten, von denen die Eine möglichst Viel von dem bisherigen Rechte beibehalten will, während die Anhänger der Andern Neuerungen verlangen.

(Schluss folgt.)

**JAHRBÜCHER DER LITERATUR.**

Amari: Die Wissenschaft der vergl. Gesetzgebung.

---

(Schluss.)

Hier beginnen schon die Anfänge einer vergleichenden Gesetzgebung, in so ferne nun um den Ursprung und die Gründe der Gesetze gefragt wird. Auf geistreiche Weise aber auch mit Beweisen der Kenntniss der Geschichte weist der Verfasser cap. III nach, wie schon bei den alten Völkern Beweise vorkamen, dass man auf die Gesetze eines anderen Volkes Rücksicht nahm, sie nachahmte, und dass bei Eroberungen das geschichtlich oft vorkommende System der Persönlichkeit der Rechte z. B. in Bezug auf Rechtsgeschäfte des eroberten Volkes oder der Fremden dazu führte, verschiedene Gesetze zu vergleichen. Der Verfasser beweist p. 66 wie einzelne grosse Männer ihr Hauptstreben darauf richteten, die Mängel verschiedener Gesetzgebung auch durch Hinweisung auf gute Gesetze anderer Länder darzuthun. Eine gute Erörterung ist p. 70 über die Geschichte der Entstehung der 12 Tafeln der Römer und der Art, wie sie von den Griechen entlehnt wurden, eingeschaltet. Hätte der Verf. die neuern deutschen Forschungen darüber gekannt, so würde er wohl manche seiner Behauptungen modificirt haben. Nachdem der Verf. cap. IV die ersten Elemente der Entwicklung einer Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung zu erforschen gesucht hat, zeigt er, wie die Aufsuchung der Gesetze verschiedener Völker ursprünglich eine praktische Richtung hatte, und die ersten Arbeiten nur in einer Sammlung dieser Gesetze bestanden, bis allmählig die grosse Aehnlichkeit so vieler Gesetze von Völkern, die durch Ort und Zeit von einander sehr geschieden waren, die tiefer gehende Prüfung gründlicher Forscher zu der Frage führte, ob nicht diese Aehnlichkeiten aus der Abstammung des Rechts aus einer gemeinschaftlichen Quelle sich erklärt. Sobald diese Frage einmal angeregt war, musste, wie der Verf. zeigt (p. 88) die weitere Untersuchung zur Erkenntniss führen, dass die Wissenschaft des Rechts aus zwei Elementen besteht, nämlich aus den unveränderlichen und ewigen Grundsätzen und aus den die Anwendung derselben und die Verschiedenheit der Gesetze erzeugenden, den verschiedenen Zuständen der Menschen und Nationen entsprechenden veränderlichen und verschiedenartigen Rücksichten. Sobald der erwachte philosophische Geist nach dem Urgrund der Dinge forschte, musste er auch dazu kommen, nach dem Grunde

des Rechts und die ewigen Grundlagen desselben zu forschen, und so beginnt in der Wissenschaft einer der herrlichsten Theile der Forschungen nach dem Grunde des Rechts. Der Verf. (p. 90) durchgeht nun die verschiedenen Stufen der Entwicklung, beginnend bei den Griechen mit der Ableitung des Rechts von der Gottheit. (Mit Interesse verweilt man hier bei den geistreichen Erörterungen des Verf.) In dem allmählig sich entwickelnden Völkerrecht sieht der Verf. (p. 109) einen neuen Grund, wie man zur Beachtung der Gesetze der verschiedenen Völker kam. Der Verf. kommt näher seinem Ziele durch die Nachweisung, wie allmählig die Wissenschaft der Gesetzgebung entstand (p. 121), die zwei Elementen hat nämlich das Element der Gerechtigkeit und das der Zweckmässigkeit und des Nutzens. Der Verf. zeigt, wie die Pflicht der vergleichenden Gesetzgebung es ist, eine Wissenschaft der Erkenntniss der Zweckmässigkeit der Gesetze nach den einwirkenden thatsächlichen Verhältnissen zu begründen. Ein Haupttheil des vorliegenden Werkes ist nun vorerst den Charakter der wissenschaftlichen Leistungen zu diesem Zwecke in den verschiedenen Zeiten zu zeigen. Der Verf. zergliedert von den Griechen an bis zur neueren Zeit die einzelnen Arbeiten grosser Männer (p. 125—157), dann nachzuweisen, auf welche Forschungen die genügende Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung gebaut sein muss um die *Biologia delle leggi* wie der Verf. sie nennt, zu begründen, indem die Forschung auf die Ursachen bei Veränderungen in den Gesetzen, und auf die Art der Einflüsse gerichtet wird. — Der Reihe nach werden nun überall mit geschichtlichen Nachweisungen, die ein gründliches Studium des Verf. zeigen, die einzelnen Zustände die auf die Gesetzgebung wirken, zergliedert, daher (p. 169—201) von dem Einflusse des Clima, der Religion, der Sitten, der Nationalökonomie und von der Wichtigkeit der vergleichenden Statistik gehandelt. In der letzten Beziehung hätten wir gewünscht, dass der Verf. mehr bei dem Gegenstande verweilt hätte. Uns scheint, dass die Forschungen der vergleichenden Gesetzgebung an der Unzulänglichkeit der statistischen Arbeiten scheitern und dass häufig die Mittheilungen der Statistik aus einzelnen Ländern nicht mit der nöthigen Genauigkeit gesammelt sind, da zu viel dabei untergeordneten Beamten, welche die Wichtigkeit der Arbeit nicht verstehen oder überhaupt gleichgültig sind, die Sammlung des Materials anvertraut werden muss, vorzüglich aber weil die statistischen Tabellen der verschiedenen Länder von sehr verschiedenen Grundlagen ausgehen, wo oft der nämliche Ausdruck in verschiedenen Ländern einen verschiedenen Sinn hat, oder weil ohne Kenntniss der besonderen Einrichtungen, Gesetze, Sprachweise der Länder die Tabelle gar nicht richtig gewürdigt werden kann. In dieser Beziehung ist erst durch die statistischen Congresse von Brüssel, Paris und Wien ein besserer Weg angebahnt worden, da man sich über gemeinschaftliche Grundlagen vereinigte und beschloss, dass zugleich mit den statistischen Tabellen einleitender Schilderungen



der zum Verständniss nöthigen Einrichtungen des Landes bearbeitet werden sollen. Die statistischen Arbeiten von Piemont und von Toskana (mit den trefflichen Anordnungen von Orlandini) verdienen hier eine Auszeichnung. Wenn aber auch die statistischen Materialien noch so treu gesammelt sind, so bedarf es um für die Wissenschaft der Gesetzgebung ein gedeihliches Resultat zu liefern, erst noch einer grossen Vorsicht da, wo Schlüsse die für die Gesetzgebung brauchbar sind, aus der Vergleichung der Tabellen verschiedener Länder gezogen werden sollen. Nicht selten bemerkt man hier den Einfluss vorgefasster Meinungen, deren Richtigkeit man durch die Statistik beweisen will. — Wir wollen von vielen Beispielen nur auf Eines aufmerksam machen, nämlich auf die Frage: ob die Freiheit der Zerstückelung der Güter oder die Gebundenheit derselben vorzüglicher ist. Man bemerkt, dass die Anhänger des ersten, wie des zweiten Systems sich auf Ergebnisse der Statistik sich beziehen, aber schon in der Sammlung der Materialien und der Erforschung der Einzelheiten von einem verschiedenen Verfahren ausgehen und aus den nämlichen Thatsachen verschiedener Schlussfolgerungen aus ihren vorgefassten Meinungen ableiten. Eine geistreiche Erörterung liefert der Verfasser cap. VII. p. 206 über die vergleichende Gesetzgebung als Wissenschaft wie der Verf. es nennt *della fortuna delle leggi*. Der Ausdruck ist unbestimmt gewählt; der Verf. rechnet hierher wohl die Elemente, welche auf die Gesetzgebung Einfluss üben. Man findet hier sehr gute Bemerkungen (p. 216 f.) über den Geist der Arbeiten von Baco, Montesquieu, Bentham. Uns scheint, dass hierher noch die Erörterung über die Schicksale der Gesetze gehört hätte, daher die Verhältnisse, die auf die Anwendung und Durchführung der Gesetze wirken. Von ihnen hängt es ab, ob ein Gesetz in einem Lande gute oder schlimme Wirkungen erzeugt. Ohne diese allerdings schwierigen und fast gar nicht gelieferten Vorstudien wird die Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung keine sichere Grundlage haben. In neuester Zeit bemerkt man dies wohl in Bezug auf den Streit über den Werth der Schwurgerichte. Die Gegner dieser Gerichte sind schnell fertig damit, sich auf die nachtheiligen Erfahrungen derselben in einzelnen Ländern zu beziehen, man kümmert sich aber nicht um die Erforschung der Ursachen, aus welchen in manchen Ländern die Schwurgerichte weniger gut wirkten; solche Ursachen liegen in gewissen Zuständen, im Mangel ergänzender Einrichtungen und in dem Charakter der Menschen. Das Urtheil über den Werth der Gesetze, die Entscheidung der Frage, auf welche Voraussetzungen und Bedingungen der Gesetzgeber rechnen muss, wenn er will, dass sein Gesetz gute Früchte tragen, würde ganz anders ausfallen, wenn bessere Vorstudien gemacht würden über die Bedingungen der guten Wirksamkeit der Gesetze. Hier fehlt es noch sehr an Erfahrungen. Unsere Schriftsteller kümmern sich nicht genug um das praktische Leben. Was der Verf. p. 221 ff. von der Einseitigkeit

der Franzosen in ihrer Auffassung der Gesetzgebung sagt, ist gegründet. Im cap. VIII. von der historischen Schule p. 221 ist die zweifache Bedeutung, in welcher dieser Ausdruck genommen werden kann, nicht genug hervorgehoben, auch ist das Verhältniss der Arbeiten von Thibaut und Savigny nicht ganz richtig gewürdigt. Schwere ist es richtig, wenn der Verf. p. 331 behauptet, dass die historische Schule dem Gesetzgeber bestreiten will, selbstständig bellig Gesetze zu machen. Der grosse Streit ist nur, wie weit der Gesetzgeber sich an das im Bewusstsein des Volkes lebende Recht und an die Sitte anschliessen muss, und wie weit er leitenden Grundsätzen folgen darf. Der Verf., der von dem Gesetzgeber fordert, dass er den Gewohnheiten und Bedürfnissen sich anschliesse, macht viele gute Bemerkungen (mit gerechtem Tadel von Comte). In dem Kap. VIII. mit der Aufschrift: *la scienza delle legislazioni comparate in relazione alla fisica naturale* geht der Verf. p. 245 von der neuerlich von Quetelet trefflich begründeten gewiss richtigen Idee aus, dass in den Erscheinungen in der moralischen Welt eine bewunderungswürdige Gleichförmigkeit ist, welche auf ein System von Gesetzen hinweist, nach welchen die menschliche Thätigkeit sich richten muss, und in so fern einem moralischen Zwange unterliegt, so dass Freiheit mit Nothwendigkeit sich verbindet. Der Verf. leitet daraus die Pflicht des Gesetzgebers ab (p. 235), seine Gesetze nicht auf abstrakte Grundsätze zu bauen, vielmehr die menschliche Erkenntniss und die Ergebnisse historischer Entwicklung zum Grunde zu legen. Dies ist Alles recht gut gesagt; allein wir wünschten hier mehr ein praktisches Gebäude aufgeführt zu sehen, und Lehrsätze aufgestellt zu erhalten, die der Gesetzgeber befolgen kann. In dem Kap. IX. handelt der Verf. nun von der Philosophie der Menschheit, und verweilt hier mit geistreicher Darstellung bei den von Vico entwickelten Grundlehren mit der Idee der providentiellen Nothwendigkeit in den Gesetzen der Völker. Gerne verweilt man hier z. B. (p. 275) bei vielen Bemerkungen, die als Berichtigung der Ansichten von Vico dienen können. Wenn die Idee von Vico durchgeführt werden soll, so kommt es wie der Verf. bemerkt, auf 3 Punkte an: 1) auf die Erforschung der Grundsätze der Philosophie der Menschheit, 2) auf die Zeugnisse dafür, 3) auf den ewigen und allgemeinen Entwicklungsgang. Der Verf. (p. 278) folgt in Bezug auf den ersten Punkt den Ideen von Vico, jenes grossen Geistes, dessen Bedeutung nämlich ein edler Italiener, Graf Sclosus in seinem wichtigen Werke: *storia della legislazione italiana*, Torino 1857, pag. 272—276 und ein praktischer Engländer im *Law Review* vol. XVIII. p. 243. XXI. p. 98 gerecht gewürdigt haben, auch mit unpartheiischer Anerkennung des eigenthümlichen aber nicht klaren Styls von Vico wegen des Gebrauches von Worten, denen er einen von dem Gewöhnlichen abweichenden Sinn beilegte. Wohl ist es eine grosse Idee, wenn Vico davon ausgeht, dass die Vor-  
sehung die Ordnerin des natürlichen Rechts der Nationen sei, und



wie er einen die Geschichte der Menschheit durchdringenden göttlichen Geist erkennt, dessen Erforschung die Grundsätze der Philosophie der Menschheit lehrt. Wir hätten nur gewünscht, dass der Verf. in klarer praktischer Weise diese Grundsätze aufgestellt hätte. Der Verf. wird zugeben, dass seit Vico die Forschungen über Rechtsgeschichte und über die menschliche Natur so ungeheuer sind, dass Vico's Ansichten gar mancher Berichtigung bedürfen. Um gerecht zu sein, muss man bemerken, dass der Verf. auch nicht selten z. B. pag. 275—327 Irrthümer von Vico berichtigt. An einzelnen geistreichen Bemerkungen fehlt es nirgends. — Zeugnisse für die Erforschung des Rechts findet der Verf. p. 284 vorzüglich mit Vico in der Geschichte, bei deren Benützung ein Eingehen in die alten Sagen und Traditionen Pflicht ist. In der Erörterung des Entwicklungsganges der Menschheit wo der Verf. 3 grosse Perioden 1) die göttliche, 2) die heroische, 3) die menschliche unterscheidet gibt er p. 289—317 Beweise gründlicher geschichtlicher Studien und geistreicher Auffassung der menschlichen Entwicklung. (Auszüge zu geben ist unmöglich, weil bei dem Verf. alle Betrachtungen zusammenhängen.) Die Grundidee die der Verf. in der Entwicklung der Menschheit findet, ist die des Fortschrittes (p. 319). Alles kömmt nur darauf an was man unter Fortschritt versteht. Hier zeigt sich ein grosser Irrthum von Vico, nach welchem jede Nation fortschreitet, aber wenn sie bei einer gewissen Stufe der Vervollkommenung angekommen ist, zurückschreitet zum Ausgangspunkt und dann von neuem ihren Kreislauf beginnt. Mit Recht widerlegt der Verf. p. 327 diese Ansicht, deren Grund darin liegt, dass Vico eigentlich jede Nation als eine Welt für sich betrachtet, während der Verf. richtiger von dem innern Zusammenhang aller Nationen ausgeht, und (mit interessanter Zergliederung der Meinungen anderer Schriftsteller p. 333) Continuität und Tradition als leitende Grundideen des Fortschrittes aufstellt, so dass die Erfahrungen und Fortschritte einer Nation von einer Andern aufgenommen und fortgebildet werden. Der letzte Punkt der der Tradition ist es, der nach der Ansicht des Verf. vorzügliche Beachtung verdient; wobei nun der Verf. mit grosser Quellenkenntniss die Vorstellungen, welche von Vico in Bezug auf die Ueberlieferung bei den verschiedenen Völkern aufgestellt wurden (p. 341—386) und dann jene seit Vico verbreiteten Ansichten prüft (p. 386—419). Referent H. kennt kein Werk, in welchem auf so geistreiche Weise die verschiedenen Ansichten über Entwicklung der Menschheit dargestellt sind. Mit jedem Urtheile des Verf. z. B. p. 401, z. B. wenn er Romagnoszi so hoch stellt, wird man freilich in Deutschland nicht einverstanden sein. Ein sehr bedeutendes (Kap. XI) ist das von der Anwendung der Theorie des Fortschrittes auf die vergleichende Gesetzgebung und die daraus abzuleitenden Grundsätze. Für die Gesetzgebung leitet der Verf. aus den Ideen des Fortschritts und seiner Entwicklung 4 Grundsätze ab. 1) Einheit, 2) Gleichheit, 3) Universalität, 4) Verwirklichung der Plane der Vorsehung. Die verglei-

chende Gesetzgebung erscheint dem Verf. (p. 428) als die allgemeine Biologie der Gesetze indem sie die Gränzen der Macht des Gesetzgebers, den Sieg der Freiheit, die allmähliche Kraft der Natur der Nachahmung und des Einflusses der Sitten lehrt. In der vollständigen Mittheilung der Rechtsideen von einem Volke an das Andere liegt der Fortschritt mit 3 Grundsätzen: 1) dem der *dignitas* im Sinne von Vico, dass Alles was dem natürlichen Zustande nicht entspricht nicht Wurzel fassen und nicht bleiben kann, 2) dem Grundsatz der Gerechtigkeit, 3) dem des stufenweisen und allmählichen Fortschreitens (p. 434). Der Verf. handelt nun von der zweckmäßigsten Methode (cap. XII) und stellt (nachdem er die verschiedenen Richtungen geprüft hat) den Begriff der Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung p. 487 auf folgende Weise auf: sie ist die Wissenschaft, welche die Gesetze aller Völker systematisch sammelt und vergleicht, um daraus die juristische Lehre von der allgemeinen Civilisation abzuleiten und mittelst der vergleichenden Studien für die politischen, ökonomischen und geschichtlichen Bedürfnisse der Nationen zu sorgen, die Nachahmung der zu erlassenden Gesetze, die beste Auslegung der bereits nachgeahmten zu lehren, die Erfahrung der Gesetzgeber durch die Kenntniss der Schicksale und der Wechselfälle der Gesetze aufzuklären, ein allgemeines, vernünftiges und eines dem Willen der Vorsehung entsprechenden Fortschritts des Menschengeschlechts, auf der Grundlage der Idee der allen Völkern gemeinschaftlichen Natur durch das Mittel der Uebertragung der Civilisation zu lehren. — Am Ende handelt der Verf. cap. XIII noch von der Begränzung der Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung.

Unsere Leser werden sich überzeugen, dass das vorliegende Buch wegen des Reichthums der Ideen, der Fülle geistreicher Forschungen und geschichtlicher Entwicklungen und der scharfsinnigen Bemerkungen zu den bedeutendsten Werken der Neuzeit gehört, und dass wenn man auch sehr oft den Ansichten des Verf. nicht zustimmen kann und die der Klarheit nachtheiligen weiten Ausholungen beseitigt sehen möchte, doch zugeben muss, dass der Verf. der Wissenschaft der vergleichenden Gesetzgebung eine erhabene Aufgabe angewiesen hat. Wir wünschten jetzt nur, dass der Verf. aus dem Reiche des Ideals heraustreten und praktische Anwendung seiner Ideen lehren möchte. Die Ideen eines der Vorsehung entsprechenden allgemeinen traditionellen Rechts sind erhabene, aber es liegt in ihnen so viel Vieldeutiges und Unbestimmtes, dass man denjenigen, der die Gesetze der Vorsehung ergründet zu haben meint die Antwort zurufen möchte, welche Göthe dem Faust in den Mund gelegt, wenn Wagner mit Behagen von dem Zeitgeiste spricht. Die Tradition der Richter von einem Volk zum Andern ist ebenso nur schöne Idee, aber wo ist die Gränze? Man hört in neuester Zeit oft, wenn von der Aufhebung der Todesstrafe die Rede ist, die Anhänger der Beibehaltung dieser Strafart sich darauf berufen, dass

alle Völker diese Strafart kannten und die Ansicht ihrer Nothwendigkeit auf alle Völker verpflanzten. Man fragt: soll diese sehr würdige Tradition wirklich ein Beweisgrund sein, dass in allen Zeiten diese Strafe beizubehalten ist? Was hat der vergleichenden Naturwissenschaft den mächtigen Einfluss auf die ungeheuern Fortschritte gesichert? Wohl nur die Sorgfalt ihrer Bearbeiter, Thatsachen zu sammeln, sie zu zergliedern, um dann nach langen Vorbereitungen Schlüsse ableiten zu können. Möge es dem Verf. der grosse Eigenschaften besitzt gefallen, in einem solchen Geiste auch für die vergleichende Gesetzgebung thätig zu sein. **Mittermaler.**

### *Grundsätze der Lehre von der menschlichen Gesellschaft.*

*Introduzione ai principi delle umane società del Barone Ondes Reggio da Palermo. Genova 1857.*

Die richtige Auffassung der Frage über die beste Regierungsform, insbesondere über den Werth und die Bedeutung der constitutionellen Monarchie ist fortdauernd ein Gegenstand vielfacher Streitigkeiten. Eine Verständigung scheint nicht sehr nahe zu sein. Wenn auch die Mehrheit der Ansichten sich zu der Form der constitutionellen Monarchie hinzuneigen scheint, so ist gerade über das Wesen dieser Form am wenigsten Verständigung bemerkbar. Unter den Gegnern dieser Form finden wir auf einer Seite diejenigen, welche die Freunde dieser Form mit Misstrauen verfolgen und ihnen vorwerfen, dass für sie diese Form nur die Brücke ist, auf welcher sie zur Republik zu gelangen hoffen, während auf der anderen Seite die Form als eine Halbheit, als ein Hinderniss der Einführung einer freien Form oder als eine Begünstigung der Herrschaft einer herrschenden die freie Entwicklung des übrigen Volkes hindernde Parthei unter dem Aushängeschild des Parlamentarismus bezeichnet wird. Aber auch unter den aufrichtigen Anhängern der Form der constitutionellen Monarchie sucht man vergebens eine Eintracht. Während Einige mit einer Masse von Formen und klug formulirter allgemeiner Grundsätze sich begnügen (nicht eingedenk wie diese Sätze sich beliebig drehen lassen), setzen Andere das Wesen der constitutionellen Monarchie in einen auf wechselseitigen Misstrauen beruhenden Mechanismus mit wechselseitiger Beschränkung und Controle der Gewalten. Jeder Beitrag zur Verständigung, wenn er auf wissenschaftliche Forschungen und auf Benützung der Erfahrungen gebaut ist, muss willkommen sein. Die vorliegende Schrift (hervorgegangen aus den Vorträgen des Verf. des Professors an der Universität Genua und bestimmt als ein Commentar zur sardinischen Verfassungsurkunde zu dienen) setzt sich die Aufgabe, das Wesen der constitutionellen Monarchie zu begründen, indem sie die Grundsätze des Staatslebens überhaupt aufsucht. Die Schrift verdient die allgemeine Aufmerksamkeit um so

mehr, als sie die Arbeit eines Mannes ist, welcher während einer langen Reihe von Jahren in seinem Vaterlande im Staatsleben praktisch Theil nahm und zwar als Minister des Unterrichts, Mitglied des Parlaments von Sicilien, vorher in bedeutenden Stellen in Neapel thätig, das Leben praktisch kennen gelernt, zugleich als Schriftsteller seinen wissenschaftlichen Geist bewacht, und durch Uebersetzung des Hauptwerks über englische Verfassung gezeigt hat, dass er mit politischen Studien sich vertraut gemacht hat. Die Schrift hat zwei Abtheilungen: I) über die allgemeine Grundsätze der menschlichen Gesellschaft, II) über die verschiedenen Regierungsformen. Schon in dem ersten Theile zeigt der Verf., dass er nicht zu denjenigen gehört, welche den Staat nur als eine Nutzensgesellschaft betrachten, unbekümmert um tiefe, moralische Grundlagen, dass er eben so wenig in der Studirstube ein Ideal einer Verfassung sich ausdenkt, ohne die Forderungen des Lebens, und die Stimmen der Erfahrungen zu beachten. Der Verf. sucht sich eine tiefere und bessere Grundlage, und so handelt er in cap. 1—2 von der ersten und sichern Wahrheit, die er im Bewusstsein der eigenen Existenz des Menschen findet (im Sinne von Augustin de civitate dei II. cap. 26). Im Aufsuchen der Wissenschaft, der Wahrheiten ist dem Verf. Leibniz sein Hauptführer, und in der Wissenschaft der Gerechtigkeit (p. 9) findet er die Grundlage. In der Erreichung des Zweckes der Menschheit in der menschlichen Natur und in den notwendigen und natürlichen Eigenschaften der Dinge muss das Wesen derselben gesucht werden. Der Verf. prüft nun die Elemente des Rechts- und Staatslebens und handelt zuerst cap. II. p. 34 von der Gleichheit der Rechte aller Menschen (der grosse Einfluss den das Christenthum auf die Entwicklung dieses Elements übte wird p. 37 mit Recht hervorgehoben); es wird gezeigt, wie unklar die Vorstellungen selbst von geachteten Schriftstellern in Ansehung des wahren Sinns der Rechtsgleichheit ist. Wenn aber der Verf. p. 95 meint, dass von der deutschen Schule keine Aufklärung darüber zu erwarten ist, so beweist er, dass er die deutschen Schriftsteller nicht kennt. Er selbst weiss nur Ahrens anzuführen. Eine Stellung, bei welcher Jeder die Menschheitszwecke und die ihm als Menschen vorschwebende Aufgabe zu erfüllen nicht gehindert ist, entspricht der Rechtsgleichheit (deren furchtbarste Verletzung die Sklaverei ist p. 56), Rechtsgleichheit und Freiheit sind nämlich verbunden, Sicherheit ist (p. 57) wesentliche Bedingung der Ausübung der Rechtsgleichheit. Ein gutes Kapitel ist cap. III. über die Familie und ihre Bedeutung für das Rechtsleben. Der Verf. zeigt, dass dazu wesentlich die Monogamie gehört (p. 61). Wir bedauern, dass der Verf. hier sich nur auf Andeutungen, z. B. p. 70 darüber, ob der Ehemann ein Vorrecht vor der Frau haben soll, p. 72 über väterliche Gewalt beschränkt hat. Unverkennbar hat die Art der Auffassung der Ehe (z. B. die Frage, ob die autorisation maritale nach dem Vorbilde des französ. Gesetzbuchs), die Bestimmungen über

die ehelichen Vermögensrechte, z. B. ob das Dotalrecht oder die ähnliche Gütergemeinschaft bestehen soll, den grössten Einfluss auf den Charakter des Rechtsleben, und auf die Stellung der Familie. Es ist leicht nachzuweisens dass ebenso die Moralität der Frauen, als der häusliche Friede, und die gute Erziehung der Kinder durch die Einrichtungen der Familien bedingt ist. Hier hätte es an Einzelheiten eingehende historische, statistische und moralische Erörterungen nicht fehlen sollen, wenn der Verf. die Bedeutung der Familie für das Rechtsleben schildern wollte. Das Kap. IV handelt von dem zweiten wichtigen Elemente des Rechtslebens, von dem Eigenthum (p. 74). Gerne weilt man hier bei vielen geistreichen Kritiken des Verf. in Bezug auf die Ansichten alter und neuer Schriftsteller. Der Verf. betrachtet das Eigenthum als von jeder politischen Gesellschaft unabhängig entstanden (p. 80), er erkennt in dem Besitz den wahren ursprünglichen Titel des Eigenthums, erklärt das Intestaterbrecht und das Recht Testament zu machen als Ausflüsse des natürlichen Rechts (p. 95). Wir bemerken in diesem Abschnitt grosse Lücken; denn die Hauptfrage im Staatsleben ist die: in wie weit der Einzelne schuldig ist, sein Eigenthumsrecht dem öffentlichen Interesse zu opfern. Wer weiss nicht, welche Streitigkeiten darüber Statt finden, ob der Staat anordnen kann, dass zum Zwecke der Entwässerung oder der Zusammenlagen der Grundstücke die Minorität der Grundbesitzer eines Bezirkes schuldig ist, den Beschlüssen der Mehrheit sich zu unterwerfen? Wer weiss nicht, wie z. B. der grosse Nationalökonom Mill die Beschränkungen im Erbrechte rechtfertigt? Ueber solche praktische Fragen hätte der Verf. sich erklären sollen. Vieles Wahres und Geistreiches mit Widerlegung der Ansichten französischer Schriftsteller enthält das Kapitel V über den Communismus und Socialismus; die neueren deutschen Werke sind dem Verf. freilich unbekannt. Kap. VI. handelt von dem Ursprung der politischen Gesellschaft; auch hier ist viel Gutes enthalten und der Verf. p. 138 erklärt sich gegen die Ansicht, welche nur einen bestimmten Entstehungsgrund des Staats aufstellen will, während nach seiner Meinung vier verschiedene Arten vorkommen. Ein Hauptgegenstand der Schrift ist Kap. VI. Abth. 2. p. 143. die Untersuchung des Wesens der Gerechtigkeit, welche das Wirken der Staatsgewalt durchdringen muss. Bei der Prüfung der Ansichten der Schriftsteller des Alterthums zeigt er, dass sie keine klaren Vorstellungen von der Legitimität der Staatsgewalt hatten; dass erst das Christenthum zur richtigen Erkenntniss wesentlich beitrug p. 135 und die Schriftsteller des Mittelalters z. B. Tomas von Aquin schon von würdigen Ansichten durchdrungen waren und anerkannten, dass dem Fürsten auch Pflichten dem Volke gegenüber obliegen. Nach der Ansicht des Verf. von der Religion als einem Grundelemente des Staatslebens widmet er im Kap. VII eine Untersuchung der Bedeutung der Religion, zeigt, dass erst durch das Christenthum das wahre

Verhältniss von Staat und Kirche angebahnt wurde, dass Christus (p. 189) den Grundsatz der Trennung von beiden aussprach, dass im Mittelalter die Päbste nach Universalherrschaft strebten was der Verf. p. 192 zwar eine ungerechte Anmassung nennt, jedoch mit Anerkennung, dass sie im Mittelalter wohlthätig wirkte. Der Verf. beklagt aber auch p. 193 die später ausgebildete Lehre, dass die Kirche dem Staate unterworfen sei, er schreibt die auf Rechnung des Protestantismus und des Schisma, glaubt, dass durch diese Anmassung der Gewalt des Staats die geistigen Interessen gelitten hätten, behauptet, dass der Protestantismus ein Rückschritt, nur der Katholicismus ein Fortschritt sei. Der Verf. fordert, dass die Kirche vom Staate getrennt sei, dass sie die freie Religionsübung und ebenso freie Disciplin, freien Verkehr mit ihren Obern habe, sie darf aber kein Vorrecht haben. In dieser Unabhängigkeit der Kirche findet der Verf. die Sicherheit, dass wahrhaft Gläubige im Staate seien, und die Kirche nicht in ihren Grundfesten erschüttern werde. Die freie Gottesverehrung ist eines der heiligsten Rechte des Menschen, das ihm nicht verkümmert werden darf; die Freiheit der Religion darf aber nicht in Indifferentismus übergehen. — Wir ehren die Gesinnungen des Verfassers und die erhabene Ansicht die er von der Religion hat, die nicht zur Magd des Staats herabgewürdigt werden darf; allein wir bedauern, dass der Verf. in diesem Kapitel über Protestantismus Urtheile fällt, welche zeigen, dass er weder die Geschichte noch den Geist desselben kennt. Es ist gewiss richtig, wenn der Verf. die Unabhängigkeit der Kirche von dem Staate als Grundsatz aufstellt; allein hier bemerkt man wieder wie schwierig es selbst für geistreiche Männer ist, die Tragweite ihrer Behauptungen einzusehen und über das Ausland zu urtheilen. Der Verf. rühmt es, dass in Belgien die Unabhängigkeit der Kirche von dem Staate proklamirt ist; allein hier ist in dem Werke eine grosse Lücke. Die Frage ist: wie muss der Staat seine Rechte gegenüber der Kirche schützen? Wenn der Verf. genauer die Zustände in Belgien studiren will, so wird er bald bemerken, dass in jenem Lande die Kirche diesen Grundsatz zu ihrem Vorthail ausgebeutet und eine Macht entwickelt hat, welche das constitutionelle Leben z. B. wegen des Einflusses der Geistlichen auf Wahlen schwer bedrohen kann, und wo der Staat einer innerlich wohl organisirten durch zahlloses höheren Befehlen folgenden Organen ausgeübten Macht gegenübersteht, welche Mittel hat, wie sie dem Staate nicht zu Gebote stehen und wo der Friede in der Gemeinde und Familie schwer bedroht werden kann. Eine neue Schrift (eines gründlich gebildeten belgischen Juristen unter dem Titel: Der Kampf der liberalen und der katholischen Partheien in Belgien, Zürich 1857) schildert die belgischen Zustände sehr gut und zeigt, dass eben die belgische Verfassung der Geistlichkeit die Mittel gibt unter dem Vorwande der Religion die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft zu bedrohen. Hier ist es Pflicht des Publicisten zu zeigen, auf



Welche Weise der Staat seine Rechte schützen, und unter welchen Voraussetzungen die Unabhängigkeit der Kirche von dem Staate proklamirt werden kann. Vergebens sucht man darüber eine Erörterung in dem vorliegenden Werk. Es zeigt sich hier wieder, wie bei dem Urtheile über den Werth politischer Zustände, Formen und Einrichtungen so viel von dem Charakter des Volkes in einem gegebenen Staate abhängt. Wo das Volk gebildet, nicht blind einer Autorität folgend, sondern selbst prüfend und muthig ist, um seine Selbstständigkeit zu wahren, um sich durch Vorspielungen nicht täuschen zu lassen, wird der Grundsatz der Unabhängigkeit der Kirche und Staat am Platze sein; wo auf diese Voraussetzungen nicht gerechnet werden kann, muss der Staat durch Schranken seiner Interessen den Anmassungen derjenigen gegenüber schützen, welche die Religion als Vorwand für ihre Einmischung in weltliche Verhältnissen missbrauchen. Für bedeutender halten wir die zweite Abtheilung des Werkes, von den Formen und Verfassungen der politischen Regierung, vorzüglich in so ferne der Verf. die verschiedenen Ansichten Anderer prüft (p. 201—222) z. B. p. 220 die Meinung von Montesquieu wenn er für jedes der Regierungsformen ein besonderes wirkendes Prinzip aufstellt, z. B. in Monarchien die Ehre. Weisheit ist nach dem Verf. das Princip für alle Formen; man fragt hier nur: was ist Weisheit? — In dem Kap. II über die Form der Monarchie warnt der Verf. p. 224 vor dem vorschnellen Urtheile über den Werth dieser Form, wenn man aus ausserordentlichen Umständen oder aus Fehlern einzelner Personen Schlussfolgerungen ableitet, was ebenso fehlerhaft ist, als wenn man den glücklichen Zufall, wenn ein ausgezeichnete Regent an der Spitze steht, und viel Gutes thut, als einen Grund für den Vorzug der absoluten Monarchie anführt. Die Hauptsache ist nach p. 222, dass solche Anordnungen bestehen, die verhindern, dass die Monarchie nicht in Despotismus ausarten kann. Ein Hauptgegenstand der Erörterung ist die Frage: wie weit zur gedeihlichen Wirksamkeit der Monarchie der Adel nothwendig ist (p. 231), was der Verf. im allgemeinen zugibt, aber mit vielen Berichtigungen der Meinungen Anderer, z. B. Montesquieu, so wie mit interessanten geschichtlichen Nachweisungen, wobei eine wichtige Erfahrung unbeachtet ist, dass es am schlimmsten da dem Volke geht wo der Adel und der Monarch einig gegen das Volk sind und der Adel ganz zufrieden ist, wenn nur er viele Vorrecht hat. Der Verf. zeigt p. 239 wie unklar die französischen Vorstellungen von der Legitimität sind. Erblichkeit ist nach p. 247 eine Garantie der Stätigkeit und das Mittel unglücklichen Streitigkeiten vorzubeugen. Im Kap. 14 von der Aristokratie warnt der Verf. p. 250 vor der Ansicht (z. B. auch von Vico) einen gewissen regelmässig durch die Geschichte nachgewiesenen Stufengang, darüber wie jedem Volke die verschiedenen Regierungsformen auf einander folgen anzunehmen und dabei den Satz aufzustellen, dass die Aristokratie nur der Monarchie vorausgehe; das Kapitel ist reich

an guten Erörterungen, z. B. die Kritik der verschiedenen Ansichten über Aristokratie (z. B. von Brougham, Machiavell) die Entwicklung, in welcher verschiedene Formen der Aristokratie vorkommen kann (Italien bietet hier die meisten Beispiele) und vorzüglich p. 264 die Nachweisung wie die Anordnung der richterlichen Gewalt in keiner Form so grosse Schwierigkeiten hat als in der Aristokratie, und darüber die meisten Kämpfe mit dem Volk entstehen. — Interessant ist die Vergleichung p. 267 der aristokratischen Formen in Venedig, Genua, Florenz. Im Kap. III. über Demokratie geht der Verf. p. 271 davon aus, dass nur in kleinen Staaten oder Städten eine Demokratie sich erhalten kann, dass das allgemeine Stimmrecht kein Urrecht ist, und wo es bestand Nachteile bringt, dass die Einführung der Republik in Frankreich 1848 unverständlich war. Wo demokratische Form besteht, ist nach p. 281 wesentlich, dass zwei politische Körperschaften die gesetzgebende Gewalt ausüben, um sich gegenseitig zu ergänzen. Die vollziehende Gewalt muss nur einem Mann anvertraut sein (p. 291) und diesem muss das Veto zustehen (p. 295). Eine ungenügende Grundlage hat in Demokratie die richterliche Gewalt. Damit eine Demokratie gut wirken kann, bedarf es gewisser socialer Zustände (p. 301). Während der Verf. wohl zu kurz (p. 302) bei dem schweizerischen Freistaat verweilt und nicht gut den grossen Einfluss der neuen Bundesverfassung der Schweiz auf ihre Stellung würdigt (Kaiser Schweizerisches Staatsrecht, St. Gallen 1838), verweilt er ausführlich bei dem amerikanischen Freistaate und zählt 6 Verhältnisse in Amerika auf (darunter mit Recht den Umstand, dass Amerika ein Bundesstaat ist), welche das Gedeihen der amerikan. Freistaaten sichern. Es würde hier interessant gewesen sein, wenn der Verf. eine Vergleichung der Verhältnisse der Schweiz und Amerika angestellt und nicht von zwei Verhältnissen Amerikas geschwiegen hätte, welche die Kraft dieses Landes zu erschüttern drohen, nämlich dem Parteigeist in seiner verderblichsten Richtung, und der Sklaverei, welche die Zukunft und die Interessen des Südens von denen des Nordens scheidet. Mit Vorliebe ist das Kapitel V über die gemischten Regierungsformen und vorzüglich über die constitutionelle Monarchie bearbeitet. Man bemerkt, dass der Verf. sich gründlich mit dem Gegenstande vertraut gemacht hat. Nachdem der Verf. gezeigt, wie die Alten unklare Begriffe über diese Form hatten und im Mittelalter die Schriftsteller waren, nachdem er früheren Andeutungen der gemischten Form hervorgehoben und die Entstehungsgründe der constit. Monarchie zergliedert hat verweilt er in England und Sicilen (p. 327) und zeigt wie die Verbindung der Monarchie mit der Demokratie entstehen konnte; beachtungswürdig sind (wegen der Seltenheit der Quellen) die Nachweisungen über Sicilien (p. 229). Der Verf. folgt in Bezug auf England den besten Schriftstellern mit scharfer Kritik manchen Ansichten. Der Verf. ist grosser Verehrer der constitutionellen Monarchie, deren Vorzüge er gut schil-



bert (p. 339), wobei er warnt nicht zu leicht zu glauben, dass sich manche Einrichtungen wie sie in England bestehen, beliebig schaffen lassen. Es ist Schade, dass der Verf. die geistreiche Schrift Bucher's über Parlamentarismus und Gneist's Werk: das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Berlin 1857, nicht kannte. Der Verf. würde in dem letzten Werke manche von Anderen selbst nicht von Guizot hervorgehobenen Entwicklungen gefunden haben, wie allmählig durch lange Kämpfe die Verfassung Englands verstärkt und ungeachtet der grossen Mängel, Elemente der Gesundheit in sich trägt. Viel Interessantes enthält die Ausführung des Verf. p. 368 der Entwicklung der Ansichten über constitutionelle Monarchie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und wie allmählig die Ideen (freilich in sehr verschiedener Auffassung) in Frankreich verbreitet wurden. Manchen gerechten Tadel spricht der Verf. p. 374 über die Irrthümer der französischen constituirenden Versammlung und über die Nachbildung der Verfassungen in verschiedenen Ländern Europas (p. 377) aus. Gerne verweilt man bei vielen geistreichen Bemerkungen des Verf. über einzelne Verfassungen; aber man beklagt eine Lücke des Werkes. Wer das Wesen der constitutionellen Monarchie entwickeln will, muss einer leider häufig verbreiteten Ansicht entgegentreten, welche das constitutionelle Leben in einer Reihe von allgemeiner vielfacher Auslegung ständiger Sätze und in Formen, insbesondere in die Einrichtung von Kammern setzt, ohne deren Zustimmung keine Gesetze gegeben, keine Steuern aufgelegt werden können. Durch alles dies kann wohl ein Scheinconstitutionalismus, aber nicht das wahre constitutionelle Leben begründet werden. Zum Wesen des letzteren gehören öffentliche Zustände, welche der freien Entwicklung öffentliche Meinung, Sicherheit und Organe geben, welche der verfassungsmässigen Wirksamkeit der Kammern eine Stütze gewähren. Hier bedarf es der Gesetze, welche die Freiheit der Wahlen, der Presse und der Vereine sichern und eine freie Gemeindeverfassung begründen. Unter dem Schutze solcher Einrichtungen entfaltet sich ein öffentliches Leben und eine Kraft im Volke, welche dem Wirken der Volksvertreter Nachdruck gibt. Ohne diese Wurzeln des öffentlichen Lebens besteht nur der Scheinconstitutionalismus. Die warnenden Worte Gneist's in seinem Werke: englische Verfassung (S. 702) sollten nicht unberichtet bleiben. Für das Studium des constitutionellen Lebens bietet der Entwicklung der belgischen Verfassung der reichsten Stoff. Wir bedauern, dass ein bedeutendes Werk eines trefflichen belgischen Abgeordneten Vandenpeereboom; du Gouvernement representatif en Belgique 1831—1848, Bruxelles 1856, 2 vol. so wenig beachtet worden ist. Belehrend um auf die Schwankungen und Wechselfälle des constitutionellen Lebens aufmerksam zu machen, zu zeigen worin die Mittel der Ausgleichung liegen, und vor Missgriffen und gewissen Zuständen zu warnen in denen das

constitutionelle Leben leicht scheitert, ist diese Geschichte der Schicksale der belgischen Verfassung.

**Mittermaier.**

*Geschichte der Revolution und des Untergangs der alten Eidgenossenschaft bis zum Beginn der helvetischen Republik von Melchior Schuler. V. 544. 8. Zürich bei Schulthess. 1852.*

*Geschichte der Eidgenossen unter der französisch-helvetischen Herrschaft. Erster Band. Erster Zeitraum. Vom Beginn der helvetischen Republik bis zum Krieg mit Oesterreich (12. April 1798 bis 1. März 1799). Von M. Schuler. IV. 685. Zürich 1852, bei Schulthess.*

*Zweiter Band. Zweiter Zeitraum. Vom Krieg mit Oesterreich bis zur Auflösung der helvetischen Räthe (1. März 1799 — 7. August 1800). Von M. Schuler. VIII. 894. Zürich 1856, bei Schulthess.*

Von der ersten, grossen Experimental-Revolution Frankreichs flogen Funken nach der Schweiz und entzündeten hier verschiedenartige, gewissermassen selbstständige Gährungsstoffe zu einem lichterlohen Brand. Dieser, bekannt unter dem Namen der Helvetischen Staatsumwälzung und Republik, stürzte den etwa fünfhundertjährigen Bund der Eidgenossen und endigte nach hartem Streit zwischen dem Alten und Neuen vorläufig mit einer im Ganzen billigen und verständigen Ausgleichung (Mediation), welche die nach Paris von den Schweizern beider Parteien entsandte Consulta oder verfassunggebende Rathsgemeinde unter der Obmannschaft des ersten Consuls der französischen Republik, Napoleon Bonaparte, bewerkstelligte. So kurz dieser Zeitraum von militärischen und politischen factiösen Kämpfen, Schicksalswechselln, guten und schlechten Griffsversuchen, gesetzgeberischen Versuchen und für die jeweiligen Parteien berechneten Staatsstreichen auch ist, so reich und mannigfaltig bleibt der Stoff für Lehre und Warnung, erhabene Tugend und abschreckendes Laster. Wenn Monarchien unter dem Stosse des innern und äussern Feindes sinken und aus den Angeln weichen, so geschieht es gewöhnlich auf einen entscheidenden Schlag hin; der von ihnen geführte Hammer zerschmettert dann leicht, sobald die Heiligkeit der Krone und die Wache derselben, das Ansehen, gesunken sind, mit Leichtigkeit das Nebenwerk. In föderativen Freistaaten aber — denn die unbedingte Centralrepublik weicht leichter aus den Fugen — erneuert sich der vernichtende Kampf für und wider den alten Bestand nach mehrern Volksthümlichkeiten, Landen und Grundsätzen. Diess begegnete nun auch, wie einst gegenüber Spanien den Niederländern, am Rande des achtzehnten Jahrhunderts der hochdeutschen oder schweizerischen Eidgenossenschaft in Betreff des andringenden äussern, zum Theil auch innern Feindes. Zuerst ent-

nannte der städtisch-aristokratische Krieg, durch Bern vertreten, darauf der demokratische, hauptsächlich von Schwyz geführt, und zuletzt der religiös-korporative oder theokratische, vorzüglich durch Uri und Schwyz mit bewunderungswerther Heldenkraft aufgenommen und bis zur Erschöpfung fortgesetzt. Hätten diese drei Elemente der mittelalterlichen Eidgenossenschaft, die Städte-, Länder und Glaubenskraft zusammen und nach einem Plane gehandelt, kein Franzose oder Franke wie er sich damals nannte und heimischer Bundesgenosse wäre im Stande gewesen, den bei vielen Gebrechen immerhin noch gesunden Verein jener tapfern Völkerschaften in Stadt und Land zu sprengen. Weil man aber den günstigen Augenblick nothwendiger Reformen verabsäumte, brach plötzlich nach kurzem, unbeachtetem Wetterleuchten der innere und äussere Sturm los; die Betroffenen, obwohl überrascht, widerstanden ihm keineswegs ruhmlos; sie stritten, obschon zwieträftig und planlos, bei mehreren Gelegenheiten ihrer Ahnen würdig. Was in den spätern, oft kleinlichen und einkerkelten Parteistreitigkeiten für den neuern Zeitgeist besonders ehrenhaft und versöhnend hervortritt, ist das Streben nach Volksbildung und intellectueller Interesse; unter materieller Bedrängniss verschafft es sich Luft und Spielraum, streuet vielfach befruchtenden Samen aus, welcher nicht immer auf dürrer Boden fällt; eigentliche Gottlosigkeit und gemeiner Sansculottismus, wie sie leider! in dem grossen Nachbarslande so oft auftauchen, wollen in dem neuen demokratischen Boden der Helvetik nicht gedeihen. Eben so wenig will der kirchliche Ueber- und Aberglauben wurzeln; für diese und andere Fälle des Culturlebens machen einzelne Ausnahmen und Ueberschwänglichkeiten keine Regel. — Wer die spätere, auch damalige Schweiz nach ihren Erscheinungen und Motiven begreifen will, kann des geringen Abschnittes von fünf Jahren, welche die alte g. Helvetik umfasst, schwerlich entbehren. — Es hat auch nicht an glücklichen Versuchen gefehlt, sie literarisch aufzuklären. Während Hottinger in seinen Vorlesungen in lichtvoller, gründlicher Weise den Fall der alten Eidgenossenschaft beschrieb, haben Monnard und der sel. Tillier die gesammte Entwicklung der Revolutionszeit geschildert, eine Reihe von Denkwürdigkeiten, z. B. Zschöcke's, Roverea's, und kleinere, auf einzelne Cantone bezüglichen Arbeiten nicht zu erwähnen. — Diesen Vorgängern schliesst sich nun in rühmlicher, verdankenswerther Art das vorliegende, weitläufige Werk eines mithandelnden Zeitgenossen an. Herr Pfarrer Schuler zu Erlisbach im Canton Argau gehört dem alten, ehrenhaften Glarner Geschlecht der Wala an, welche Schuler zubezogen wurden, begleitete als Feldprediger seines Landes Banner gegen Wolru und Richtersweil wider die frechen Eindringlinge (1798), welche nach heissem, aber in den Folgen fruchtlosem Feldstreit zurückgeworfen wurden, erwarb sich später theils als Schriftsteller, namentlich auch durch die Mitherausgabe der Zwinglischen Werke, theils als Seelsorger und Erzieher bleibende Verdienste um Wissen-

schaft und Volksbildung und widmete den Abend eines langen, gesegneten, wenn auch oft schwülen Lebens der Darstellung dessen, was er als Jüngling und junger Mann gesehen, gehört, erforscht und zum Theil persönlich mit ausgefochten hatte. Wenn seine Lebensanschauungen, mehr der Vergangenheit als Gegenwart zugewandt, im Ganzen diejenigen eines biedern, demokratischen Ländleins und Föderalisten der alten Zeit sind; so liegt der Grund davor theils in dem allgemeinen Gegensatz der von frühern Eindrücken abhängigen und bestimmten Menschennatur, theils in dem zähen Charakter der damaligen Parteien. Nicht leicht nämlich duldet diese bei aller Milde und Bildung einzelner Angehörigen eine sogenannte Fusion, wie das schon damals bei den westlichen, mehr flüchtigen Nachbarn zur Freude des ersten Consuls und in jüngsten Tagen auch bei etlichen Schweizervölkerschaften nicht so wohl eine Versöhnlichkeit als Abmattung der Fall war. Es gibt vielleicht nicht Ehrwürdigeres, als wenn die Menschen aus Selbstüberwindung und Gemeinnützigkeit dem Parteistandpunkte entsagen und einander in Bruderhand der Versöhnung reichen; wenn aber dahinter nur Schein-Heuchelei oder Schwäche stecken, so sind derartige Fusionen eben ein Gegenstand des Bedauerns als Lobpreisens. Anders verhält sich nun freilich mit dem Historiker, welcher trotz eines freien Standpunktes der Grundsätze eine möglichst unparteiische Würdigung der verschiedenen, einander etwa bekämpfenden Begriffe, Gefühle und Parteien anzustreben und zu verwirklichen hat. Dies ist jedoch für kräftige Naturen und Verhältnisse leichter gesagt denn gethan; das nicht mit einem Schlag vermag das kritische, hier läuternde Feuer die Leidenschaften abzukühlen, den ehernen Ring abgeschlossener Gedanken und Ansichten für die Action des geschichtlichen Betrachtens und Urtheilens zu sprengen. So mag es denn auch dem ehrwürdigen, auf das Gründlichste unterrichteten Verfasser dieser eidgenössischen Geschichten bisweilen begegnet sein, die politischen Widersacher hier und da einseitig und hart beurtheilt zu haben. Diess gilt namentlich von Laharpe und mehreren Gesinnungsgenossen desselben, Männern, welche wissentlich gegen ihr Vaterland nie Untreue verübten, manchen Miss- und Fehlgriff durch grössere Verdienste um das Gemeinwesen wieder gut zu machen wusste. Davon ist Referent um so fester überzeugt, je freundlicher der Eindruck war, welchen auf ihn vor Jahren die persönliche Bekanntschaft mit bedeutenden Männern der verschrieenen und auch wirklich so trostlosen Helvetik ausgeübt hat. —

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schuler: Geschichte der Eidgenossenschaft.

(Schluss.)

In grossen monarchischen Ländern, wie etwa Frankreich und Deutschland, muss man gegenüber den Parteien auf kleinem republikanischem Boden doppelte Vorsicht im historischen Urtheil beobachten und hier nicht einen so plötzlichen Tod und Uebergang in Conflictstoffe gewärtigen, wie sich das etwa in den heimathlichen, massenhaften Raum und Menschenverhältnissen gestaltete. Das biblische Wort an Klodewich: „stolzer Sicamber, beuge deinen Nacken; zünde an was du anbetetest und bete an was du verachtetest!“ — gilt von den kleinen, alten Freiständen zu Stadt und Land nur in sehr beschränktem Masse. Hier vererben sich, wie theilhaft auch in andern Theilen des Teutschen Reichs, Parteilichkeiten und Grundsätze derselben Jahrhunderte lang von einem Menschenalter auf das andere. Die s. g. Ohrismühle bei Liestal in Basel-Landschaft tritt z. B. schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts im Bauernkriege gegen die Stadt Basel hervor, spielt dieselbe Rolle etwa hundert und fünfzig Jahre später bei dem Ausbruch der Helvetischen Revolution (1798) und wiederholt sie ein Menschenalter darauf bei Anlass der Zerwürfnisse zwischen Landschaft und Stadt. — Dieses Beispiel sollte hier nur angerufen und vorgeführt werden, um etwaigen Teutschen und Französischen Lesern einigermaßen den zähen Fortbestand der Parteien in kleinen Republiken zu erklären und den Einblick in die eigenthümliche, bei aller Wahrheitsliebe und voller Stoffkenntniss hervorspringende tiefe Abneigung des Schweizerischen Geschichtschreibers nach Kräften zu erleichtern. Jener hat übrigens, wie ein Kundiger versichert und auch das vorstehende Werk vielfach bezeugt, für die Erforschung der neuern Zeit, vom Anfange des 18. Jahrhunderts an mehr gesammelt, gelesen und geordnet als irgend ein Anderer, nicht nur Bücher und Flugblätter, sondern auch eine Menge Manuscripte und Briefe, vieles, was Andere nicht bemerkt haben. Auf eigentliche Kunst macht dabei seine Arbeit keinen Anspruch; ihm genüge es, sagt er aus übertriebener Bescheidenheit, gesammelt und theilweise geordnet zu haben, was bei dem hastigen Wesen des gegenwärtigen Geschlechts leicht vergessen werde und zu Grunde gehe.

Schon eine flüchtige Betrachtung des reichen Inhalts muss zeigen, dass der sorgfältige Forscher und bei vielen Gelegenheiten auch

lebhaft und anschauliche Darsteller mehr geleistet hat als von ihm zugesagt wird, ein gewiss seltner, der alten, bei allen Gebrechen sicherlich einfachern Zeit würdiger Fall.

Der erste Band, überschrieben: „die Revolution bis zur Unterwerfung durch Frankreich“, beginnt mit dem ersten Friedensbruch und der letzten, sehr genau geschilderten alt-eidgenössischen Tagsatzung. Eine gedrängte Skizze der innern politisch-sittlichen Lage und des feindlichen Invasionsplans nach seinen Motiven, Abstufungen und Hebeln wäre da wohl am Platz gewesen. Das Directorium erstrebte, abgesehen von einer republikanischen, der fürstlichen entgegenzustellenden Liga, Geld und wiederum Geld; trotz des Papiers und der Siege war man daheim an Baarschaften arm; da sich letztere in den Schatzgewölben der aristokratischen Cantone namentlich Berns, auf verlockende, obschon übertriebene Weise, befanden, galt im Luxemburgpalast als ein öffentliches Geheimnis. Die demokratisch-einheitliche Umwandlung des vielartigen, föderalistischen Schweizerbundes betrachtete man nicht als Zweck, sondern nur als Mittel der Agitation und Propaganda, wodurch viele redliche Männer und Gemeinden, unbekannt mit der armen Menschenwelt, lange täuschen und als Werkzeuge missbraucht liessen.

Ob Oesterreich in einem geheimen Artikel des Campoformiofriedens die Metamorphose, Gewalt und Angriff ausgenommen, vergönnt habe oder nicht? — diese Frage ist bisher urkundlich noch nicht beantwortet worden. Das Gerücht des stillschweigenden Einverständnisses lief aber, wie die handschriftliche Chronik eines angesehenen Berners beweist, wirklich bei dem Ausbruch der Katastrophe um und lähmte später sogar bei dem Gefühl der Isolirung die und da den Volkswiderstand. Jedenfalls hat man zu Wien den wirklichen bewaffneten Einbruch nicht erwartet, wie schon die fernere politisch-militärische Handlungsweise dafür spricht. Der bereits im Ruhm strahlende und den französischen Machthabern unbekannt gewordene General Napoleon Bonaparte billigte den Invasionsplan, theils weil er damals liberal-demokratische Grundsätze, wenigstens den Reden und Urtheilen nach bekannte, theils und vor allem weil er Geld für seinen Lieblingsgedanken, die Aegyptische Heerfahrt, aus der Kriegsbeute baldigst zu beziehen hoffte. Bekanntlich gingen auch gleich nach dem Fall Berns drei Millionen Livres mittelst Extrapost nach Lyon ab und nahmen mehrere ausserordentliche Geschütze denselben Weg, wenn natürlich auch langsamer. Auch hatte bereits der schiedsrichterliche, übrigens von den Bündnern gleichsam muthwillig herausgeforderte Spruch in der Veltliner Unterthanensache von dieser Seite her deutlich genug die Ansicht im Betreff der alten Eidgenossenschaft verkündigt. — Um nun moralisch dieselbe in der öffentlichen Meinung herunterzubringen, wurden planmässig Schritte gethan und Begehren gestellt, welche man meistens aus Friedensliebe bis zu einem gewissen Punkte hin ge-



währte. Dahin gehören das wie auf einen Schlag in allen Journalen Frankreichs erhobene Trommeln gegen die Schweiz als das Allerheiligste nicht nur der Oligarchie, sondern auch des Geldgötzen, die willkürliche Besitznahme eines Bernischen Landestheils im Jura, die Zumuthung, dass man alle Ludwigskreuze als feindliche Embleme ablegen, die Juden nicht mit Zöllen und sonstigen, des französischen Bürgerrechts unwürdigen Zeichen der Missachtung belegen, den englischen Gesandten Wickham und sämtliche Emigranten ohne Stämmis wegweisen, endlich überall, namentlich in der Waadt, Freiheit und Gleichheit gewähren und, als diese in Folge einer demokratischen Bewegung beinahe überall gewährt wurden, die weitere Besitznahme der gährenden, nicht immer ohne Grund missvergnügten Waadt und die endliche, trotzige Zumuthung an Bern, dass es seine Milizen entlassen, binnen gesetzter, kurzer Frist die demokratisch-repräsentative Verfassung einführen solle. — Da riss der Obrigkeit und dem Mehrtheil des Volks der Geduldsfaden ab; der für Bern bei dem Missverhältniss der Streitkräfte und dem innern Hader unglückliche, jedoch ruhmvolle Krieg brach aus; die bisher unbezwangene Hauptstadt sah das erstemal einen stegreichen Feind und der ehrwürdige Schultreissenthron diente zur politisch-demokratischen Posse; eine neue Ordnung der Dinge brach an; der Bär wanderte nach Paris und diente im Thiergarten. —

Wie dieser traurige Ausgang zum Theil die Folge des vorangegangenen feinen und frechen Intriguenspiels war, ist allerdings bekannt genug; dennoch aber bleibt eine gelegentliche Erläuterung durch vertrauliche Briefstellen immerhin noch anziehend und lehrreich. Etliche Schweizer wirkten dabei bisweilen, ohne das eigentliche Ziel der fremden Diplomatie zu kennen, als Reformfreunde mit, andere rannten aus Schwärmerei mit den Agenten des Directoriums durch Dick und Dünn; selbst Peter Ochs und Labarpe rechneten nur auf eine konstitutionelle, möglichst friedliche Umgestaltung, ohne die eigentliche militärische Besitznahme mit ihren fetten, materiellen Interessen vorherzusehen. Sogar der Gesandte Bacher, hauptsächlich mit dem Spür- und Agitationsgeschäft beauftragt, wusste kaum um die letzten Invasionspläne, deren brütenden Mittelpunkt Reubell und der General Bonaparte darstellten. Dieser handelte jedoch nur nebenbei und, wie gesagt, um des ägyptischen Expeditionsgeldes wegen. Der flüchtige Director Carnot, ein ehrlicher Republikaner, hatte umsonst bei seiner Durchreise den eidgenössischen Behörden die für moralisch unmöglich gehaltenen Entwürfe denunziert. —

In solcher Lage schrieb nun der oben genannte Agent, Bacher, von Basel aus einem schweizerischen Reformfreund und s. v. Revolutioner neben anderm Folgendes in Betreff der Ludwigskreuzritter: „16. Frimaire a. 6. = 6. Dec. 1797. — Les ci-devant Croix de St. Louis tombent de tous les cotés comme les feuilles. Ce n'est pas le temps où les Bernois, quand ils venaient dîner chez moi,



s'arrêtèrent dans la rue, faisoient semblant de pisser, otoient la Croix et puis quand ils avoient bien biffé s'en retournoient à la même borne, où ils rattachoient leur Croix et ruban.“ Rücksichtlich der Emigranten heisst es ebendasselbst: „La battue sur les émigrés va aussi grand train, on traque de tous les cotés.“ Welch ein Hohn! — Ueber die Bestechung und Agitation in Solothurn urtheilt ebenderselbe: „20. Frim. a. 6.=10. Dec. 1797. Mes élèves commencent aussi à manifester que le moment est venu de se montrer. — Tout le corps d'Artillerie de Soleure est dans une insurrection complète contre le conseil secret de cette Ville.“ — Saubere Wirthschaft! —

Die Besetzung des Erguels, Münsterthales, der Städtchen Büren und Neuveville, wo wie zu Basel und auf dem Bieler See die Turteltaube colore flattert, kündigt der Gesandte freudetrunken neben anderm also an: — „Frim. 26. a. 6.=16. Dec. 1797. Le vicux Avoyer (Steiger von Bern) à tête bouillante est tombé en enfance; il court sans savoir où il veut aller; il se promène dans les corridors de l'hôtel de Ville comme une poule qui a perdu ses poussins; le banneret Fischer président de la Chambre ardente du pays de Vaud, le Conseiller d'Erlach, le levrier (sic!) Manuel et tous les autres Chevaliers de l'Ecuelle (Löffelritter mit Anspielung auf Alt - Genf) croyent déjà qu'ils vont être jettés dans la même grande fosse qu'ils avoient préparé pour les victimes patriotiques, qui devoient être immolées sur la terrasse bernoise (!). — Enfin encore un peu de patience et justice se fera.“

Ein andermal (30. Frim. a. 6.=20. Dec. 1797) verspottet derselbe Briefsteller, nachdem er sich über die gute Installirung des Generals St. Cyr im Erguel und Münsterthal gefreut hat, den letzten alt-eidgenössischen Bundestag in Aarau neben anderm also: „La diette d'Aarau sera curieuse par le different genre de maladie, dont chaque canton sera atteint; l'un aura la colique, l'autre le cour de ventre, plusieurs auront la fièvre et le plus grand nombre des crispations de nerfs et tremblement comme la feuille. — Enfin le jour de la résurrection se prépare de tous les cotés, et l'on sent partout, que le moment de fondre la cloche est arrivé; si l'on est sage et prévoyant à la diette d'Aarau, on ira au devant de la fondrie, sans que les vieilles perruques soient exposées à payer chèrement leur obstination.“ — Diese bisher nirgends veröffentlichten Mittheilungen, welchen noch viele andere zur Seite stehen, werfen ein helles Licht auf den Gang der Propaganda und beweisen nebenbei, wie manches noch für die volle Einsicht in die damaligen, merkwürdigen Parteiumtriebe fehlt. —

Es ist fast ein halbes Wunder, dass man sich auf so unterwühltem Boden dennoch von schweizerischer Seite tapfer schlug und nicht sogleich, in innere und äussere Feindesnetze verstrickt, kapitulirte oder die Waffen streckte. Die Sache hat übrigens ausserordentliche Aehnlichkeit mit dem letzten Schicksal der Achäischen

Eidgenossenschaft, natürlich unter dem Vorbehalt, dass Schweizer nicht für Griechen und noch weniger Franzosen, so gerne sie es damals wünschten, für Römer gelten können. Jene waren vielleicht besser als die damaligen Hellenen und diese standen jedenfalls den Römern des zweiten Jahrhunderts um ein namhaftes nach; sie waren, wie der Philosoph Jakob Wagner in Heidelberg (1810) zu sagen pflegte, Römeraffen, richteten aber nichtsdestoweniger Grosses an. Man zehrt ja noch theilweise davon. Edlere Naturen erwärmen sich wirklich bisweilen an dem Alterthum und rohere warf das Schlag- oder Modewort: „antik, römisch“ aus dem gewöhnlichen Geleise in unbekannte Bahnen. So schrieb Dümouriez als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an einen Schweizerfreund: 27. Mars 1792. „Je ne pouvois, mon ami, devenir ministre que d'un peuple libre; ma tête et mon coeur avoient dévoré Plutarque, et ma vie entière me predisoit une Révolution.“ (Ms.)

Den ziemlich unregelmässigen, aber heldenmüthigen Waffenstreit der alten Eidgenossen nun schildert der Verf. ausführlich und oft durch Einstreuung kleiner, persönlicher Züge mit lebhafter Anschaulichkeit. Nur wäre zu wünschen, dass er seinem gerechten Zorn gegen die Eindringlinge und deren theils verführte, theils freiwillige Bundesgenossen hin und wieder weniger durch Worte Luft gemacht hätte. Uebrigens wird man auch im Auslande diese nicht hinlänglich bekannten Schlachten, Gefechte und Schreckensscenen mit Interesse vernehmen und daraus den Schluss auf die damalige, nur schlecht zusammengehaltene Widerstandsfähigkeit der städtischen wie demokratischen Kantone ziehen.

Eine Schilderung des Zustandes der Eidgenossenschaft vor ihrem Fall, welche besser vorangestellt worden wäre, schliesst den ersten Band. Die eingeschalteten Urtheile heimischer und fremder Stimmen über die Schweizerrevolution erscheinen wo nicht überflüssig, doch zu weit ausgesponnen; immerhin aber geben sie dem kritischen Leser ein Vehikel zur tiefen Begründung jenes wichtigen, von den verschiedensten Standpunkten aus betrachteten Ereignisses wahrhaft tragischer Art.

Der zweite Band, welcher einen zwar kleinen, aber inhaltreichen Abschnitt (April 1798—März 1799) behandelt, verbreitet sich mit gediegener Ausführlichkeit über zwei wesentliche Punkte, den Gang der Gesetzgebung (S. 1—500) und den Nidwaldener Krieg (S. 500—508). Jene wird hauptsächlich durch einen geschickten Gebrauch der bisher zu wenig benutzten Zeitschrift, Republikaner von Escher, erläutert, dieser, aus zwei bis jetzt verschlossenen Quellen, dem Briefwechsel des Altorfer Pfarrers Ringold und der umfangreichen Sammlung des Züricherischen Kupferstechers J. H. Meier, nach verschiedenen Seiten hin in ein helleres Licht gesetzt. Was Zschöcke, Tillier und Monnard in diesem Bezuge leisteten wird anerkannt, vervollständigt und hin und wieder berichtigt. Manches auf den moralisch-ökonomischen Stand

Nidwaldens Bezügliche hätten die handschriftlichen Tagebücher Zschöcke's, welcher mit Umsicht und Wohlwollen als Regierungsverwalter die Leiden des unglücklichen Völkchens zu mildern trachtete, liefern können. Diese nur für den Privatgebrauch bestimmten Aufzeichnungen geben manchen schätzenswerthen Beitrag zur schauerlichen, jetzt kaum für möglich gehaltenen Tagesgeschichte mit ihren Mord-, Hunger- und Elendsscenen, edlen, auch vom Feinde, namentlich dem Strassburger Obrist Müller, hier und da entwickelten Sympathiezügen und menschenfreundlichen, vom fanatischen Parteiwidensacher beschlossenen und vollführten Handlungen brüderlicher Mildthätigkeit, unter welchen das Stanzer, durch Pestalozzi besorgte Waisenhaus leicht obenan steht. Dafür zeugen namentlich die spätern, von Niederer herausgegebenen, jetzt selten gewordenen Blätter für Menschenbildung. Selbst die in Deutschland und Frankreich wenig bekannten Helden Winkelrieds von Tobler enthalten in dichterischem Gewande manchen treffenden Zug der Wirklichkeit und verdienen statt der faden Romane wohl eine bescheidene Beachtung. Für die dormalige Schweiz aber wäre es eine Art Ehrensache, alle wichtigen Acten und Briefschaften, welche dem Fall der alten Eidgenossenschaft belangen, in einer gedruckten Sammlung aufzubewahren. Denn jene beinahe 60jährige Zeit gehört dem jetzt vorherrschenden materiell-industriellen Charakter gegenüber bereits dem entlegenen Mittelalter an und fordert daher so gut wie dieses ein diplomatisch-kritisches Sammeln und Prüfen, nach dessen Ablauf erst die abschliessende Historie ihren Platz findet. — Auch verständig angelegte, chronologisch fortgeführte Regesten könnten da so gut wie in Betreff entlegener Jahrhunderte mit Nutzen wirken und das geschichtliche Bewusstsein jener denkwürdigen Tage, wie man zu sagen pflegt, fester stellen. Den schwierigsten Punkt bildete da natürlich die Auswahl, welche überhaupt in historischen Sachen von der höchsten Wichtigkeit ist. — Es ist schön, dass man Celtische, Römische, Germanische und anderweitige Antiquitäten untersucht. Aber die Grossväter und Väter haben auch ihr Anrecht. Sonst gehet es wie Götz zu dem wohl unterrichteten Söhnlein sagt: „der Junge kennt vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht.“ —

Schliesslich wird hier, um auch eine Probe der Darstellung zu geben, ein bisher unbekannter Zug aus den Stanzer Schreckensscenen in verkürzter Gestalt herausgehoben. „Marianne Barmettler, heisst es S. 532, geb. Renger, eine ausgezeichnet schöne, fromme und gütige Frau, lebte mit dem Mann und der Mutter in stillem Glück auf einem Gut zwischen Stanz und Buochs. Der Mann ging zur Vertheidigung des Vaterlandes. Sie gebär indessen. Am Mordtage (9. VII. 1798) sagt sie: „sei's auch, dass mein Mann umkommt; er stirbt für's Vaterland, wie einst unsere frommen Väter. Fällt er, so fällt er auch für die heilige Religion, die uns noch werther als die Freiheit sein soll; der Himmel muss sicher sein

Antheil werden.“ — So gestimmt harrete die Frau des Ausgangs. — Da rückten gegen Mittag die Franzosen von Dallenweil heran, vor ihnen her die Berichte von Raub, Mord, Schändung und Brand. Tochter und Mutter wollen fliehen, jene aber fühlt sich noch zu schwach; sie werfen sich betend auf die Kniee. Um halb zwölf Uhr kommt der Mann aus der Schlacht, leichenblass und starrt sinnlos und verwirrt. Maria fragt wiederholt: „Lieber Kasper, ist Gefahr? Wohin können wir uns retten?“ — Elisabeth, die Mutter, holt Kaffee, ihn zu laben. Kaum hat er sich gesetzt, so stürmt eine Rotte brüllend das Haus hinauf und schreit: „Geld, Wein — Alles her!“ und man gibt ihnen Alles preis. Sie reißen den Mann von der Gattin weg, die Treppe herunter, stossen ihn aus dem Haus; er flüchtet dem Aawasser zu und kommt, wahrscheinlich von ihm weggerissen, nicht mehr zum Vorschein. Im untern Theil des Hauses waren indessen schon zwei Schwestern ermordet, alles ausgeraubt, ein Christusbild mit Füßen getreten. Die aus dem Hause geschleppte Elisabeth befreit sich inzwischen und sucht ihre Tochter auf, welche etliche Rasende aus dem Bette reißen und schänden wollen; sie aber widersetzt sich mit solcher Kraft, dass die viehischen Menschen nichts über sie vermögen, ihr ergrimmt die Wangen aufreissen und einen Hieb über die Stirne versetzen. Ein menschlicher Soldat kommt und verbindet sie, ein guter Landsmann führt die hart Beschädigte in ein oberes Zimmer und wascht die Wunden aus; aber beide mildthätige Männer können nicht bleiben; neue Rotten dringen hinauf, werden aber wiederum trotz der Säbelhiebe abgetrieben. Da ergreift einer die Flinte und spannt. „Tödt mich, rief die Frau den Säugling im Arm, aber schone des Kindes und seiner Grossmutter!“ — „Leg’ dein Kind auf die Seite!“ ruft der Mörder; der Schuss ging los und streckte sie todt nieder. Das Ungeheuer misshandelte noch die Leiche. Elisabeth, gleichfalls schwer bedroht, ergreift das Kind ihrer Tochter Maria, thut ein Gelübde der Wallfahrt, wenn sie ihr Leben retten und des Enkels Pflegerin werden kann. Als der Mörder fort war, ging sie mit dem Kind an das Aawasser und verbarg sich im Gestrüpp; indess verbrannte das Haus. Ein Landsmann bringt ihr eine umherirrende Kuh, die er in einen Schuh der Elisabeth melkt. Beim Anbruch der Nacht begibt sie sich auf den Bürgenberg, dann in das Ried hinab und kehrte am 12. nach Stanz zurück, hier durch die Menschenfreundlichkeit der muthigen, klugen Kronenwirthstochter, Klara Jann, und des französischen Obristen Müller endlich geschirmt. „Er und andere Offiziere standen bei ihrer Erzählung wie Bildsäulen da und vermochten vor Rührung nicht zu sprechen.“ — —

Nachdem der Verfasser den Eindruck der Nidwaldener Tragödie auf In- und Ausland, die diplomatische Stellung der neuen, in zwei Hauptparteien zerrissenen Schweiz, namentlich gegenüber dem nun vorherrschenden Frankreich, sorgfältig geschildert hat: gehet er in dem dritten Bande zu dem zweiten Zeitraum über (März 1799—

Aug. 1800). In der Kriegsgeschichte, welche wohl nicht überall strategisch-taktisch klar sein möchte, auch einzelne Hülfsmittel z. B. Effingers, des streitbaren Kapitulars Leben und Hotze's neulich in Zürich erschienene Biographie übersieht, springen natürlich besonders Suworoffs Alpenübergang und die Schlacht bei Zürich als leuchtende Punkte hervor. Auch Mutachs Bernische Revolutionsgeschichte, leider! noch ungedruckt, hätte gleichfalls manchen lehrreichen Beitrag, besonders rücksichtlich der verabredeten, aber nicht zu Stande gekommenen Föderalistenerhebung, gewähren mögen. Den zweiten Abschnitt bildet die sehr ausführliche und viele neue Einzelheiten gewährende Staatsgeschichte. Sie entwickelt theils die diplomatischen Verhältnisse, theils die inneren Parteikämpfe der Räte bis zu dem Putsch vom 7. und 8. August 1800, wobei wohl die Charakteristik Laharpe's (S. 526 ff.) zu dunkel ausfällt, beschreibt mit einlässlicher Genauigkeit den zerrütteten, wiederum aber zur edelsten Hülfe inmitten der Kriegswirren einladenden Landeszustand und vertieft sich zuletzt in die Gesetzgebung und Verwaltung, bisweilen wohl etwas zu einseitig und mit hervorstechendem Widerwillen gegen das Neue. Jedoch ist letzteres niemals wissentlich übertüncht und entstellt worden. Eine wirklich, in allen bisherigen Darstellungen mehr oder weniger sichtbare Lücke füllt der dritte Abschnitt aus. „Bildungszustand“ überschrieben, beschäftigt er sich sorgfältig und meistens lichtvoll zuerst mit der Schule, Wissenschaft und Presse, darnach mit der Kirche, Religion und den Sitten. — Auf letztere wirkten besonders die Rohheit des Kriegs- und Parteienlagers, fremde Modesucht und auf eigenem Boden erwachsene Schenk- oder Wirtshausfreiheit nachtheilig ein. „Ohne schleunige Vorkehr gegen das Uebel, schrieb der Vollziehungsausschuss (22. Februar 1800) bleibt uns in dieser Jugend bald nichts anderes übrig, als die Elemente einer ausschweifenden und verkehrten Nachkommenschaft“ (S. 872). Indess die gesunde Natur und der allmähliche Ablauf des wilden Gewässers, verbunden mit kräftiger Gegenwirkung von oben und unten, führten glücklicherweise nicht zum Ausgang und Ziel jener trüben, scharf bezeichneten An und Aussichten.

Möchte der ehrwürdige, achtzigjährige Verfasser noch lange genug Leben und Gesundheit bewahren, sein nützliches und lehrreiches Werk bis auf die vorgesteckte Zeit der s. g. Mediation oder Vermittelung fortzuführen! Der Beifall des Publikums daheim und ausserhalb wird ihm sicherlich trotz vielfach etwa abweichender Principien und Anschauungen nicht fehlen. Denn der Gegenstand ist zu wichtig und einschneidend, als dass man über dem Wesentlichen, der geschichtlichen Wahrheit, sich an Nebendingen stossen könnte.

*Le doyen Bridel. Essai biographique par L. Vulliemin. 340.  
8. Lausanne 1855. Chez Delafontaine et Comp. libraires.*

Als vor beinahe hundert Jahren (3. Mai 1761) neun patriotisch gesinnte, aufgeklärte Schweizer, unter ihnen Iselin von Basel, den Grund zu der gemeinnützigen Gesellschaft von Schinznach legen wollten, reisten die meisten Freunde heimlich und bei Nachtzeit ab. Sie wollten Aufsehen vermeiden und fürchteten obrigkeitliches Misstrauen, welches auch nicht völlig fehlte, den ruhigen Entwicklungsgang des friedlichen, auf Eintracht und Gemeinwohl berechneten Vereins jedoch keineswegs stören konnte. — In diesem Ereigniss liegt ein sprechender Beitrag zur Signatur des guten, alten Zeitalters, welches neben vielfach harmlosen Sitten, patriarchalisch-corporativen Einrichtungen wohlthätiger Art, geordnetem Haushalt und thätigem Gemeindewesen an den schlimmen Folgen der Vorrechte, der kantonalen Selbstsucht und argwöhnlichen Geheimnisskrämerei litt. — Diese gute, alte Zeit mit ihren Leiden und Freuden, ihren Tugenden und Gebrechen ist längst vorüber; der geregelte Fortschritt und die Stürme der Revolution haben sie zerstört und zwar in der Art, dass für die geschichtliche Vergegenwärtigung Arbeit und Fleiss nöthig sind, wirkliche, in Kraft befindliche Sitten- und Gesellschaftszüge nur zerstreut und spärlich aus dem völlig umgewandelten Leben der Vergangenheit, wie Trümmer eines umgestürzten Bauwerks, hervorstechen. —

Es ist daher ein neues Verdienst um die Geschichtskunde der alten Schweiz, wenn hier ein edler, hochgebildeter Sohn und Zeuge derselben zum Theil nach eigenen Aufzeichnungen gewissermassen redend und handelnd vorgeführt wird. Diess geschieht in Betreff Bridels, eines redlichen, dichterisch und literar-historisch auch im Auslande nicht unbekannten Mannes, welcher am 20. November 1757 am Fuss der Lacoteberge im Waadtlande zu Begnins geboren, nach einem zwar einförmigen, aber dennoch wechsellvollen, viel bewegten Leben hoch betagt als Pfarrer von Montreux am romantisch schönen Genfer See starb (20. Mai 1845). Er war eine geistreiche, gefühlvolle Natur, reizbar, heiter und bisweilen schwermüthig, etwa wie Sterne oder Goldsmith und selbst J. H. Voss, der Louisendichter und Gessner, der Idyllensänger, andere im 18. Jahrhundert auftauchende Dichtercharaktere einer patriarchalischen Empfindsamkeit im bessern Wortverstande nicht zu erwähnen. —

Vulliemin hat nun, gestützt auf seine persönliche Bekanntschaft, mit derselben Kunst und Anschaulichkeit das Lebensbild Bridels gezeichnet, welche er in seiner allgemeinen Schweizergeschichte und neulich in der Beschreibung von Chillon entfaltete. Der Leser gewinnt auf gleichsam mühelose und unmerkliche Weise aus den verschiedenen Zügen und Ereignissen, welche sich vor ihm schrittlings entrollen, einen klaren Einblick in die Sitte und Denkweise der alten Schweiz, gleichmässig aber auch in die Zeit ihres



Verfalls, Kampfes und Untergangs, endlich der beginnenden Palingenesie und genetischen Zusammenfassung. Selbst der gebildete Tourist wird für seine Wanderungen aus den dichterischen und prosaischen, hier mitgetheilten Aufzeichnungen des Helden manche Frucht ernten, während vor allem der Geschichtsfreund die lehrreichsten Beiträge zur Kenntniss der „guten, alten Zeit“ und ihrer Erzfeindin, „der Revolution“, findet. — Für die Zeichnung der letzten und somit für die gesamte Tagesgeschichte enthalten die Denkwürdigkeiten des geistvollen und verschiedene Lebensstationen beobachtenden Pfarrers manches Beachtenswerthe. In Basel z. B., wohin er 1786 als französischer Prediger kam, werden die Umtriebe der Illuminaten und des diesen verschwägerten, so oft besprochenen Gauklers Cagliostro von einer neuen Seite aufgefasst und geschildert. Die Illuminaten, in jener reichen Gränz- und Handelsstadt als literarisch-politischer Leist (Gesellschaft) eingerichtet, hätten ihn (Bridel), wird gemeldet, für ihre phantastisch-revolutionären Pläne zu werben getrachtet, aber schon deshalb Abschlag bekommen, weil sie den Eid des Gehorsams gegen die Sectenhäuptlinge und des Stillschweigens rücksichtlich der zu offenbarenden Geheimnisse beehrten. Der Graf Cagliostro, den Illuminaten befreundet, habe sich theils durch sein mystisch-überschwängliches Wesen, theils durch etliche glückliche Curen bei angesehenen Frauen Credit verschafft und diesen gehörig mit Beihülfe seiner schlaunen, koketten Scheingemalin für die Gründung einer s. g. Aegyptischen Freimaurerloge auszubeuten verstanden. Man sei daher in dem bewundernden Eifer neben anderm so weit gegangen, dass des Wundermanns Porträt gefertigt und in Kupfer gestochen, auch seine, des Pfarrers, dichterische Begutachtung auf den Wunsch des verschmitzten und dabei eiteln Grafen bekommen habe. Dieser sei mit dem offenherrigen Spruch:

„Imposteur chez ceux-ci, prophète chez ceux-là,  
L'énigme de son siècle est l'homme que voilà“

ganz zufrieden gewesen (S. 86). —

Zu Ehren der am 10. August 1792 in Paris gefallenen Schweizergarden hielt Bridel in Basel eine Gedächtnisspredigt, welche von seinem Freimuth und rednerischen Talent ein rühmliches Zeugniß ablegt. Es werden weitläufige Bruchstücke davon mitgetheilt (S. 90 ff.). Da man in Basel aus Furcht vor der Hüniger Besatzung den gewünschten Druck ablehnte, so schickte der Obrist Burkhart vom Kirschgarten eine Uebersetzung mehrer Stellen nach Göttingen, wo sie im Revolutionskalender 1794 S. 37 (nicht 1793) erschien. Einer Ode zum Preis der treuen und tapfern Schweizergarden wurde damals auch die Veröffentlichung aus Politik (!) abgesprochen, Beweise der Schwäche, welche eben nicht zum Ansehen der alten Eidgenossenschaft beitrugen. —

Wie überhaupt die Präludien und selbst vollen, thatsächlichen Züge der ersten französischen Experimentalrevolution selbst in den



höchsten Kreisen Anklang finden, davon wird hier ein merkwürdiges Beispiel erzählt. Bridel nämlich musste in Lausanne (1785) als Lehrer des Erbprinzen von Braunschweig in Geschichte, Literatur und Nationalökonomie auf ausdrückliche Weisung des herzoglichen Vaters, Wilhelm Ferdinand, hin seinem Zöglinge neben andern Necker's compte rendu und Montesquieu's Esprit des lois erklären, Bücher, welche dem feurigen Geiste des künftigen Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels — denn der war doch der Zögling? — schwerlich zusagen oder munden mochten (S. 78 ff.).

Auch die saubere Gewohnheit der damaligen und spätern, selbst heutigen Diplomaten, etwas Geheimnissvolles vorzubehalten, wird hier gelegentlich beleuchtet. Als nämlich die Preussen ihren Basler Frieden auch mit geheimen, übrigens Bridel und andern Leuten nachbar gewordenen Artikeln ausstaffirt hatten (April 1795), schrien auf der Rheinbrücke Strassenbuben hinter zwei schwer gepackten, von preussischen Jägern begleiteten Wagen her: „Seht! seht! da kommen die geheimen Artikel! Ach, wie sind sie doch schwer!“ Lachend hörte das der Baron von Hardenberg an und bat den befreundeten Pfarrer, sich mit ihm zu entfernen. Das war die Weisheit auf den Gassen, welche oft klüger ist als diejenige der Kabinete — (S. 99).

Dasselbe Interesse bietet des Pfarrers Leben in der Berggemeinde Chateau - D'Oex (1796—1805), wo er auf die von ihm gefohene Revolution trifft, und in dem wohlhabenden, für Bildung empfänglichen Montreux (1805—1845), wo er den Abend seines Lebens in praktischen und literarischen Arbeiten beschliesst, noch im hohen Greisenalter thätig. Man wird daher diese schön geschriebene Biographie nicht nur als einen Spiegel der alten Schweiz, sondern auch als das Bild eines edlen, reinen Charakters zu würdigen haben. Sie bietet eine ebenso angenehme als lehrreiche Composition dar, welche namentlich auch den vielen Reisenden oder Touristen zusagen müsste. —

---

*Chronik oder geschichtliche, ortskundliche und statistische Beschreibung des Kantons Bern, alten Theils, in alphabetischer Ordnung, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Albert Jahn. 1—5. Lieferung. 4. Bern, Stämpfli'sche Verlagshandlung. 1856.*

Dass der grösste, von einem kräftigen, arbeitsamen und verständigen Volk bewohnte Schweizerkanton, welcher daneben reich ist an historischen Denkmälern und Erinnerungen, einer speziellen Ortschronik und Beschreibung würdig ist, daran möchte kein Kundiger zweifeln. Die allgemeine Geschichte, wie sie Tillier und Herzog, zwei zu frühe verstorbene Gelehrte, in jüngster Zeit lieferten, verträgt sich recht gut mit der Darstellung des Besondern, zu-

mal wenn das geographisch-statistische Element dem geschichtlichen zur Seite steht. Bei einem derartigen Gedenk- und Hausbuch handelt es sich weniger um die zusammenfassende, möglichst auch künstlerische Form als um Genauigkeit und Erschöpfung des Gehalts. Die grösste, anspruchloseste Freiheit, bei welcher sich immerhin Kenntniss und Scharfsinn zeigen können, tritt in der alphabetischen oder lexikalischen Gestalt hervor. Dieser hat sich der durch archäologisch-philologische Arbeiten rühmlich bekannte Verfasser angeschlossen, die gewiss schwierige Aufgabe, so weit Referent nach Einsicht einzelner Artikel und dem Massstab seiner eigenen Kenntnisse darüber zu urtheilen vermag, mit musterhaftem Fleiss und dem Gebot über die vielartigsten Disciplinen grösstentheils befriedigend gelöst. Das Unternehmen verdient um so eher volle Anerkennung und Beihülfe von Seiten des Publikums, als es eigentlich das erste in seiner Art ist und einzelne Vorgänger bei weitem hinter sich zurück lässt. Man vermisst jedoch vielfach die kulturgeschichtliche, in den Wissenschaften und Künsten, dem höhern und untern Schulwesen hervortretende Seite. Diese hätte man um so schärfer den Persönlichkeiten, Anstalten und Bestrebungen nach hervorheben sollen, je schrankenloser der Materialismus, namentlich in den Eisenbahnspeculationen und Handthierungen, seit etlichen Jahren auch in der Schweiz hervortritt und hier wie anderswo den Werth der sachlichen und geistigen Dinge meistens in die Wagschale der Procente wirft. Natürlich ist diese in dem Zeitcharakter gelegene technisch materielle Richtung für die Schweiz unabweisbar, muss sich aber um so eher in bestimmte Schranken des Masses einschliessen lassen, je weniger das intellectuelle Gegengewicht in den bessern Sitten der Bevölkerung und ihrer freiständischen Regierungsform von vornherein fehlt. Desshalb sollte eine kantonale und örtliche Beschreibung auch auf die geistigen Interessen, so weit sie sich kund gegeben haben, zurückkommen, wie es vielleicht in der letzten, noch rückständigen Lieferung geschehen wird.\*) —

Derselbe Verfasser hat in einer kleinen Schrift, betitelt: „Die Pfahlbau-Alterthümer von Moosendorf, im Kanton Bern“, mit dem Doctor Uhlmann einen interessanten Beitrag zur ältesten Landes- und Geschichtskunde niedergelegt. Ob man aber gerade aus den verschiedenen Funden in Meilen am Zürcher- und dem am Bielersee auf eine eigenthümliche, von den Kelten verschiedene Urbewohnerschaft schliessen könne? diese Frage dürfte keineswegs so unbedingt bejahende Antwort erhalten. Denn derartige halbschlächlige Wasser- und Landbauten finden sich oft bei allen, nur einigermassen entwickelten Völkerschaften je nach dem Massstabe des Bedürfnisses. Herodot meldet das, wie schon die Stelle in dem Büchlein angeführt ist, von den Päonen, der römische Bericht von mehren norddeutschen See- und Küstenvölkerschaft-

---

\*) Diese, jetzt erschienen, enthält eine Angabe der Quellen und Hilfsmittel nebst Orts-, Sach- und Subscribenten Register.

ten u. s. w.; selbst im Mittel- (Mexico) und Südamerika trifft man davon mannigfaltige Denkmale und Spuren an. Auf eine uralte, volkstümliche Pfahlbewohnerschaft, etwa 2000 Jahre vor Christus, darf man doch kaum, wie es hier geschieht, zurückfolgern, man müsste denn ein primitives Orangutanggeschlecht, wie es einst die Benennung des Affenlandes oder später Brasilien veranlasste, als Vorläufer der Kelten und Germanen annehmen.

---

*Geschichte der Republik Zürich von Dr. Bluntschli. Fortgesetzt und beendigt von J. J. Hottinger. Dritter Band. VIII. 256. 8. Zürich bei Friedr. Schulthess. 1856.*

Der Verfasser, vollkommen im Besitz des Stoffes, der Sprache und Form konnte es wohl allein wagen, die von einer andern, wesentlich verschiedenartigen Hand begonnene Sondergeschichte des Freistandes Zürich vom Kappeler Kriege bis auf den Umsturz am Ende des 18. Jahrhunderts fortzuführen. Denn sicherlich hätten nur sehr wenige Historiker die Selbstüberwindung und tiefe Sachkenntniss gehabt, ein fremdes, so viel verlautet, einem noch rüstigen Urheber angehöriges Werk in dem möglichst gleichmässigen und der gesteckten Aufgabe entsprechenden Gang bis an den Schluss fortzusetzen. Verloren hat, obschon Referent die Arbeit des Verfahrens nicht kennt, das Publikum gewiss nichts, wahrscheinlich in Betreff der stofflichen Grundlage und formellen Ausprägung durch Solidität, Prägnanz und Klarheit gewonnen. Denn der Vorgänger äussert nach dem einleitenden Wort keine besondere Lust an dem Folgenden; „er beneide, heisst es S. VI, denjenigen nicht, dem das Loos zufalle, diese Periode einst zu beschreiben.“ — Da aber im Leben der Einzelnen, Völker, Staaten und Zeiten Regen und Sonnenschein nach dem Ausdruck Herzog Berchtold's I. wechseln, so muss auch die Geschichtschreibung ohne Naserümpfen durch Dick und Dünn gehen, nicht nur den Rahm der Milch abschöpfen, sondern auch die saure Unterlage und Grundsuppe mundgerecht oder geniessbar machen. Diess geschieht nun hier in ausgezeichnete Weise durch geschickte Vertheilung des allerdings bisweilen spröden Stoffes, lichtvolle, mittelst urkundlicher Auszüge und Redeweisen erläuterte Bearbeitung der einzelnen Stücke, vortreffliche, aus der genauesten Sonderkenntniss hervorgegangene Charakteristiken wichtiger Persönlichkeiten und s. g. Zustände, endlich, was besonders nicht leicht ist, durch stete Bezugnahme nicht nur auf die allgemeine Entwicklung der Schweiz, sondern auch der benachbarten Völker und Staaten, ja selbst der fern gelegenen, z. B. Englischen, sobald sie auf den kleinen Spezialpunkt, sei es anziehend oder abstossend, zurückgreifen. Das Ganze zerfällt in sieben Abschnitte oder Kapitel; im ersten werden die innern Cantonalzustände unmittelbar nach dem Kappeler Kriege geschildert (S. 1—16), im zweiten die rück-

wirkenden Ereignisse des Auslandes betrachtet (16—54), wobei vielleicht die Bernischen Staatsmänner, ein nicht ganz begründeter Vorwurf trifft, wenn ihnen rücksichtlich der Reformation weniger die Sache selbst denn die Unabweisbarkeit derselben als Motiv im Gegensatz zu den mehr idealen Zürichern beigelegt wird. Allein letztere fassten doch auch den materiell-staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt, wie so ziemlich überall, mit auf und schrieben den Bernischen Herrn, dass man sich an der Limmat recht wohl bei der Benutzung des schönen, bisher unfruchtbaren Klosterguts stehe. Wie ernsthaft und als Gewissensangelegenheit die Bernische Obrigkeit den Gegenstand nahm, erhellt am deutlichsten aus den merkwürdigen Abstimmungen sämtlicher Gemeinden. Diese befinden sich in dem s. g. grossen, handschriftlich im Lehenarchiv niedergelegten Stettler und verdienen, da die gesammte Chronik darauf wohl noch geraume Zeit bei dem überwiegenden Eisenbahninteresse umsonst warten muss, einen vorläufigen Abdruck. Derselbe würde auf die fragliche Reformationskrise ein helles Licht werfen und beweisen, dass man mehr aus innern denn äussern Gründen handelte, einzelne tumultuarische Auftritte jedoch nicht vermeiden konnte. Im dritten Kapitel (54—88) wird auf übersichtliche, die Hauptmomente hervorhebende Weise die konfessionelle Entwicklung geschildert, die Landeskirche nach Bekenntniss, Unterricht, Verfassung und praktisch-sittlichem Endergebniss beschrieben, darnach Andrang und Aufnahme von Fremden, unter ihnen der Lokarner und Sebastian Schärthins, in lebhaften Farben gezeichnet. In Betreff des berühmten Schmalkaldischen Feldhauptmanns hat Basel jedoch auf die Länge hin dem ununterbrochenen Anstürmen der katholischen Orte keineswegs widerstanden, sondern Ausweisung verfügt, einen später in die Stadt geschickten Meuchelmörder aber, Hans Glücklinger, genannt Gutschick von Zell am untern See, wirklich greifen und nach abgelegtem Bekenntniss enthaupten lassen. (S. Schärthlin's Leben S. 199.) —

Wie rasch das sonst aufgeklärte Zürich inmitten des Reformationsprocesses, Pressmissbräuchen zu begegnen, so gut als früher im 15. Jahrh. der Papst die Censur anwandte, wird neben andern in dem lehrreichen, vierten Kapitel, „Staats und Volksleben (89—136), gezeigt. Der Rath nämlich meldet der Tagesatzung, man sei auf dem Nürnberger Reichstage (1523) unter Fürsten und Ständen, übereingekommen, dass „hinfort alle vereint und jeder besonders bei den Buchdruckern ihrer Gebiete und Obrigkeiten mit Ernst auch bei Strafe verfügen sollen, von nun an nichts Neues mehr zu drucken, es sei was es wolle, dasselbe sei denn zuvor durch etliche ehrbare, verständige und gelehrte Personen, so jeder dazu ordnen solle, besichtigt und zugelassen.“ Diesem Beispiel möge die löbliche Eidgenossenschaft unverweilt folgen (S. 94). — Das Sittengemälde, oft nach den Urkunden entworfen, ist lebhaft und, wie sich erwarten lässt, unparteiisch; man sieht, wie der re-

formatorische, fast nothwendige Eifer nachliess und mit ihm die Zügelung der Leidenschaften. Dafür zeugen die Zinsordnung, welche fünf vom Hundert vergönnt (S. 118), und das wiederholte Mandat gegen den ärgerlichen Wandel des einen oder andern Geistlichen. „Er soll nicht, heisst es z. B. in den Synodalakten, so viel einfältiges Zeug in den Tag hinein schwätzen; er lebt in anstössigem Umgang mit zwei Weibern; er bricht den Wein aus (!); er und sein trunkenes Weib misshandeln den alten Vater; — er geht in Wirthshäusern mit Leichtfertigkeiten um, zerrt die Leute im Schlaf bei den Zehen und verbirgt sich dann (Spuckerei?); er tauf' mit dem Hut auf dem Kopf u. s. w.“ — Das war ja ein wahrer geistlicher Angiassfall. — Im fünften Kapitel (136—175), welches Zürichs Verhältniss zu den Katholiken von aussen her gefährdet lautet, werden besonders die Jesuiten und Nuntien geschildert, im sechsten (176—224) die Sonderbünde der Katholischen und Reformirten behandelt, im siebenten (224—256) endlich die innern, ziemlich verwickelten Zustände vor dem Ausbruche des dreissigjährigen Krieges in gedrängter Uebersicht zusammengefasst. Möchte der Herr Verfasser für die baldige Fortsetzung dieser populären und doch wissenschaftlichen Specialgeschichte Gesundheit und Lust bewahren!\*) —

---

*Recherches historiques sur les acquisitions des Sires de Montfaucon et de la maison de Chalons dans le pays-de Vaud précédées d'une introduction avec un plan et suivies de pièces justificatives et de huit tableaux généalogiques de la maison de Montfaucon par M. F. de Gingins-la-Sarra. (Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande. tome XIV) p. 440. 8. Lausanne. Bridel. 1857.*

Es ist bekannt genug, dass die Territorial-, Cultur- und Rechtsverhältnisse im s. g. transjuranischen oder kleinen Burgund, besonders auf der romanischen Seite, während des Mittelalters eben so mannigfaltig und oft eigenthümlich als verwickelt und dunkel gewesen sind. Schon die Mischung des halb germanischen, halb romanischen Wesens, die Nachbarschaft Piemonts, Italiens, Frankreichs auf der einen, des Deutschen Reichs und seines den Zähringern lange übertragenen Rectorats führten dahin. Nirgends hatte die Feudalität in grössern und kleinern Lehenträgern, ihr Gegengewicht der geistlichen und kleinbürgerlichen Macht einen freiern Spielraum als gerade in dem spätern Waadtlande und einem Theil Freiburgs, selbst Berns. Sprachen, Sitten, Gesetze, stiessen einander bald ab, bald vereinigten sie sich zu einer eigenthümlichen Mischung und Durchdringung. Keine Landschaft der spätern Schweiz hat so viele Herr-

---

\*) Ist so eben in der Fortsetzung und dem Abschluss (1798) auf genügende Weise geschehen (1857).

schaften und Municipalitäten, letztere oft als Erben der erstern, hervorgerufen als die Waadt. —

Bisweilen begünstigte auch die Reichspolitik den Knäuel; Kaiser Friedrich I. z. B. leistete, wie in dem vorliegenden Werke gezeigt wird, dem von jenseit des Jura her auch diessseit angesiedelten Hause Montfaucon-Mömpelgard Vorschub, um gegen die Zähringischen Reichsverweser eine Art zügelnden Gleichgewichts hervorzurufen. — Auch die lange zum Theil überaus wüste, vom Wald durchzogene Gegend, ein ächtes Uecht- oder Raupland, nur allmählig und mühselig seit dem 11. Jahrhundert gelichtet und angebaut, wirkte für ein gewisses Herrenrecht, von welchem bisweilen mehr denn vom Klosterasyl Leute und Mittel für die Bändigung der Wüstenei kamen. Dieser glich namentlich das grosse Joratgebirge, noch im eilften Jahrhundert nur spärlich besetzt und von Nordamerika ähnlichen Urwaldungen durchschnitten. Man kam hier, wie die Urkunden bezeugen, weit später als irgendwo sonst im obern Alemannien gleichsam aus der Nacht zu Tage; wo gemacht Burgen, Weiler und Dörfer sich an einanderreiheten, beengten seit unvordenklichen Tagen Forste und Moorgründe den Blick. Wohl hat der Mönch auch hier sein Verdienst, aber den Hauptanstoß gab doch der Burgundische Ritter, welcher — was ihm eigenthümlich bleibt — nicht allein vom Stegreif leben wollte, sondern daneben der Bodenkultur mit ihren Folgen nachging. —

Diesen Entwicklungsgang weist für den aufmerksamen, auch hinlänglich vorbereiteten Leser, ohne es zu sagen, die gegenwärtige Monographie nach. An Gehalt und Form rücksichtlich der Anordnung ein Seitenstück zu der vortrefflichen Schrift Hisely's über Greysers (s. Jahrb. 1855. Nr. 57), beschreibt sie zuerst in der Einleitung im Allgemeinen und Besondern den Hauptgegenstand, die Herrschaft Echallens (Tscherlitz) am nördlichen Gelände des Jorat, liefert darauf in streng-chronologisch-genealogischer Reihenfolge meistens nach Urkunden die freilich etwas dürre Geschichte ihrer Gebieter, der Herrn (Sires) oder Dynasten von Montfaucon, der am linken Doubsufer unweit Besançon in der Freigrafschaft durch den Stammvater Cuno um die Mitte des eilften Jahrhunderts erbauten Burg, verfolgt dann die Ausbreitung dieses Geschlechts in Chalons, Mömpelgard, Neuenburg, Echallens und andern Oertlichkeiten der Waadt, schildert die Verflechtung des Hauses in die Schicksale der Oranier und bricht den Faden da ab, wo Philibert von Chalons, Fürst von Oranien, letztwillig am 3. Mai 1520 die mit Grafen Heinrich von Nassau vermählte Schwester Klaudia von Chalons zum Erben einsetzt und dadurch einem andern Schicksal die Bahn bereitet.

(Schluss folgt.)



**JAHRBÜCHER DER LITERATUR.**

---

Gingins-la-Sarra: Recherches historiques etc.

---

(Schluss.)

Diesem chronikmässigen Bericht folgen dann in der zweiten Abtheilung bisher ungedruckte Urkunden und Analysen oder Auszüge anderer, endlich genealogische Tafeln nebst Plan der Burg Schallens. —

Der ehrwürdige Verfasser, in frühern Jahren Kriegsmann, hat durch das Ganze, welches unsägliche Mühe und seltene Kenntniss wie Combinationsgabe voraussetzt, nicht nur seinem engern Vaterlande ein würdiges Denkmal gesetzt, sondern auch der allgemeinen Geschichte des Mittelalters von neuem verdankenswerthe Dienste geleistet. Diess gilt namentlich in Bezug auf die rechtlichen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse, welche aus vorstehender Specialgeschichte manches Lehrreiche, selbst Neue schöpfen können. Diess trifft besonders in Bezug auf die Einleitung zu, welche z. B. nachweist, wie es in der Herrschaft Tschirlitz doppelte Zehnten gab, für die Geistlichen und die Grundherrschaft (in *allodis laicorum*, S. 37) mit verschiedenen Abtheilungen; wie eine Mittelklasse von persönlich freien, aber dem Boden nach zinspflichtigen und gebundenen Leuten entstand, welche als s. g. Freizinsler oder allfällige Freibanern (*homines casati et rustici, francos — habergeants, censitaires*), ihr früheres Allod oder volles Grundeigenthum einem grössern oder kleinern Grundherrschaft, oder auch Kloster, für vertragmässige Leistungen übergaben, gewöhnlich aber ihre ziemlich unabhängige Lage bewahrten, bisweilen aber auch persönlich und dinglich wirkliche Leibeigene (*homines proprii, mainmortables*) wurden. —

Man muss auf derartige Orts- und Specialgeschichte jetzt um so mehr Gewicht legen, je häufiger sich Unberufene ohne hinlängliche Vorkenntnisse entweder um die allgemeine Geschichte des klassischen Alterthums, des Mittelalters, der Neuzeit oder gar der Welt zu Gunsten des s. g. gebildeten Publikums bemühen und die Ergründung des Einzelnen beinahe für überflüssig erklären. Letzteres allein füllt freilich nicht den Begriff des Historikers aus, liefert ihm aber das unentbehrliche Zeug. —

Mertins.



## Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana

*Joannis Stobaei Florilegium. Recognovit Augustus Meineke. Vol. I. Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri MDCCCLVII. LXXXIV und 327 S. in 8.*

*Dionis Chrysostomi orationes. Recognovit et praefatus est Ludovicus Dindorfius. Lipsiae etc. Vol. I. XLIV und 435 S. Vol. II. 392 S. in 8.*

*Aeschyli Tragoediae. Recognovit et praefatus est Guilielmus Dindorfius. Editio tertia correctior. Lipsiae etc. LXXII und 282 S. in 8.*

*Euripidis Tragoediae ex recensione Augusti Nauckii. Editio altera Lipsiae etc. Vol. I. LXVI und 461 S. Vol. II. XXVI und 455 S. in 8.*

*Aristophanis Comoedias edidit Theodorus Bergk. Editio altera correctior. Vol. I continens Acharnenses Equites Nubes Vespas Pacem. Lipsiae XLVII und 287 S. Vol. II continens Aves Lysistratam Thesmophoriazantes Ranas Ecclesiasusas Pluturn. XXVI und 325 S. in 8.*

*C. Plini Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII Recognovit atque indicem instruxit Ludovicus Janus Vol. III. Libb. XVI—XXII. Lipsiae LII und 297 S. in 8.*

*Cornelii Taciti libri qui supersunt. Iterum recognovit Carolus Halm. Lipsiae etc. Tomus prior Annales continens. LIV und 330 S. Tomus posterior Historias et libros minores continens. XLVIII und 323 S. in 8.*

*P. Terentii Comoediae. Recensuit Alfredus Fleckeisen. Lipsiae XXVIII und 342 S.*

Wir haben hier eine Reihe von Fortsetzungen eines in diesen Blättern schon mehrmals besprochenen rühmlichen Unternehmens zur Kunde unseres Leser um so mehr zu bringen, als die hier anzuzeigenden Bände in mehr als einer Hinsicht eine besondere Beachtung verdienen. Möglichst correcte Texte zu liefern, die auf ihre ursprüngliche Gestalt, soweit sich diese nach den noch vorhandenen schriftlichen Urkunden, die wir noch besitzen, irgendwie errathen lässt, zurückgeführt sind, unter steter Beachtung dessen, was die Gesetze der Sprache selbst oder die besondere Redeweise des Schriftstellers erheischen, ist die grosse Aufgabe, die dem ganzen Unternehmen zu Grunde gelegt ist und nach Massgabe der vorhandenen Hilfsmittel durchzuführen versucht wird, selbst in der Weise, dass da, wo seit dem erstmaligen Erscheinen einer solchen Ausgabe entweder neue Hilfsquellen für die Gestaltung und Berichtigung des Textes zu Tage getreten, oder die Bemühungen der Gelehrten für die Gestaltung des Textes von wesentlichem Erfolg gewesen, mithin das Bedürfniss einer Revision des Textes eintrat, diese sofort veranstaltet und in einem erneuerten Abdruck zur Geltung gebracht ward, um so das Ganze der Texteskritik zu einem gewissen Abschluss zu bringen, wie er bisher bei nur wenigen Schriftstellern des Alterthums zu erreichen möglich war. Mehrere der hier anzuzeigenden Bände sind rühmliche Beweise dieses anerkennenswerthen Strebens, wie es kaum bisher auf diesem Gebiete der Literatur hervorgetreten ist.

Wir beginnen die Anzeige der einzelnen oben angezeigten Bände mit dem Schriftsteller, der durch das Erscheinen eines vierten Bandes nun seinen Schluss

erreichet hat, mit Stobäus. Wohl haben wir alle Ursache uns zu freuen, damit die Ausgabe eines Schriftstellers zu Ende geführt zu sehen, der so Vielen für jede Art gelehrter Forschung nothwendig, aber im Ganzen doch nur Wenigen bisher zugänglich war, während er jetzt in einer ungleich perfecteren Gestalt vor uns liegt, in einer Ausgabe, die mit geringem Aufwand beschafft werden kann, und selbst in der äussern typographischen Form der bestbaren englischen Ausgabe des Stobäus von Gaisford nicht nachsteht. Allerdings ist der Text von Gaisford auch diesem Abdruck, wie wir schon früher bemerkt zu haben glauben, zu Grunde gelegt worden: es erscheint derselbe hier aber an sehr vielen Stellen berichtigt, theils durch die Bemühung dessen, was von verschiedenen Kritikern der neuesten Zeit, zum Theil selbst gelegentlich, für die Besserung des vielfach verdorbenen und entstellten Textes geschehen ist, theils aber auch durch den Herausgeber selbst, der gar manches Fehlerhafte, was früher übersehen worden, verbessert hat, während er noch weitere Verbesserungsvorschläge zu vielen andern Stellen verlegt hat, deren gegenwärtige Fassung bedenklich oder verdorben erscheint. Wie bei den früheren Theilen, so ist auch bei diesem Theile in der Präfatio eine Zusammenstellung der vorgenommenen Aenderungen sowie der weiteren Verbesserungsvorschläge, insofern sie von dem bisherigen Texte abweichen, als „Discrepantia lectionis“ gegeben, an welche sich noch eine Reihe von Nachträgen zu dem, was in den früheren Bänden schon gegeben war, anknüpft. Wohl erkennt der Herausgeber, damit den Gegenstand keineswegs erschöpft, und die Kritik noch keineswegs zum völligen Abschluss gebracht zu haben: er bezeichnet vielmehr seine Aufgabe als eine solche, die eine Revision des bisherigen Textes beabsichtigte, um diesen in einer hier und dort berichtigten Gestalt zu liefern: „quid quidem nihil aliud propositum fuit, nisi ut Gaisfordi textum sive meum opus sive aliorum emendationibus adjutus hic illis correctum exhiberem“; dann aber setzt er hinzu: „hic illic, inquam, nam etsi sexcentis minimum locis Stobaeus nunc emendatior editus sit, quam antea edebatur, tamen haec pauca existimanda sunt prae ingenti vitiorum multitudine, quae adhuc modelam expetant.“ Wie wahr diese ist, hat wohl Jeder gesehen, der in diesem Schriftsteller sich näher umgesehen oder in dem Fall war, bei einzelnen Untersuchungen desselben benutzen zu müssen. Darum wollen wir wünschen, dass der Herausgeber auch ferner diesem Schriftsteller seine erspriessliche Thätigkeit zuwende; Stobäus, ein Schriftsteller, der Nichts wie Excerpte aus den verschiedensten Gebieten der Literatur, der poetischen wie der prosaischen, aus den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten dialektischen Formen enthält, bietet bei der mangelhaften Ueberlieferung des Textes in den Handschriften, der Kritik allerdings grössere Schwierigkeiten, wie sie vielleicht kaum von Einem Gelehrten gehoben oder beseitigt werden können; das gemeinsame Wirken verschiedener Kräfte wird hier eher zum Ziele führen: dazu mag die neue Ausgabe, wie sie hier vorliegt, die erwünschte Veranlassung geben.

Uebrigens enthält dieser Band den Schluss des Stobäus, von Tit. 102 an bis an das Ende, dann folgt die, auch bei Gaisford im 3. Bande abgedruckte Appendix parallelorum sacrorum Joannis Damasceni aus einer Florentiner Handschrift (S. 145—246); neu hinzugekommen sind dann die ähnlichen Excerpte

des Orion, die aus einer Wiener Handschrift von Schubart abgeschrieben, darnach von Schneidewin in den *Conjectann. critic.* herausgegeben worden sind, und allerdings hier eine Stelle verdienen, zumal da der erneuerte Abdruck auch ein vielfach verbesserter zu nennen ist: ἐκ τοῦ ἀνθολογογράφου Δορίωνος γραμματικοῦ Καισαρείας. S. 247—266. Daran reiht sich eine ähnliche Sentenzensammlung, die Walz nach einer Münchner Handschrift (daher *Florilegium Monacense* hier genannt) erstmals herausgab hinter der Ausgabe des Arsenius S. 494 ff.; der hier gegebene mehrfach berichtigte Abdruck S. 267—290 führt die Aufschrift γινῶμαι κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῶν Δημοκρίτου Ἐπικτήτου καὶ ἑτέρων φιλοσόφων, ποιητῶν καὶ ῥητόρων; als dritte Ausgabe erscheint eine aus einer kleinen Handschrift von Haupt abgeschrieben und von Ritschl im Jahre 1839 edirte Sentenzensammlung (S. 290 ff.) neben den Sprüchen der Sieben Weisen Griechenlands (S. 296 ff.). Dann folgen die Indices, zuerst ein Index titulorum, nach alphabetischer Folge, zum Nachschlagen der einzelnen Abschnitte geeignet; dann ein von den Hrn. Ascherbach und L. Müller gefertigter Index Auctorum et Lemmatum, der bei einem Werke, wie das des Stobäus, allerdings ebenso wünschenswerth als nothwendig erscheint.

Auch der Text des Dio Chrysostomus, wie er in dieser neuen Ausgabe erscheint, hat an gar manchen Stellen eine andere verbesserte Gestalt gewonnen und erscheint dadurch um Vieles lesbarer, wie diess von den Bemühungen des Herausgebers kaum anders zu erwarten war. Zwar fehlt es auch bei diesem Schriftsteller nicht an Schwierigkeiten für die Kritik, wenn sie einen sicheren und urkundlich getreuen Text schaffen will. Die Handschriften, welche von den Reden des Dio, wenn man sie anders mit diesen bisher geläufigen Namen benennen will, auf uns gekommen sind, gehören meist einer schon etwas späteren Zeit an und zeigen manche Verderbnisse, welche, da sie in die späteren Drucke übergegangen sind, um so mehr die volle Aufmerksamkeit eines neuen Herausgebers in Anspruch nehmen müssen; namentlich dann, wenn ihm neue handschriftliche Quellen nicht zu Gebote stehen (wie diess hier der Fall ist), sondern wenn er auf die vorhandenen Hilfsmittel, die wie es scheint, noch nicht einmal mit aller der für den kritischen Gebrauch nothwendigen Sorgfalt und Genauigkeit untersucht und verglichen worden sind, hingewiesen ist. Dass aber selbst in den besseren Handschriften des Dio noch manche Fehler und Verderbnisse bemerkbar sind, welche dann auch in dem gedruckten Texte Aufnahme gefunden, zeigen die von dem Herausgeber in der Praefatio S. V ff. mitgetheilten Proben; und da diese Fehler sich insbesondere in dialektischen Formen der von Dio angewendeten Sprache und Aehnlichem zeigen, so hat der Herausgeber diesem Gegenstande eine längere Besprechung in der Vorrede gewidmet, und an einer Reihe von einzelnen Stellen gezeigt, in welcher Weise der reinere Atticismus des Dio mit grösserer Consequenz durchzuführen ist; weiter enthält diese Vorrede die Begründung mancher in dem Texte vorgenommenen Verbesserungen, sowie die Besprechung einer Reihe von Interpolationen und Glossemen, die in den Text Eingang gefunden haben, endlich auch einzelner lückenhafter Stellen. Angehängt diesen kritischen Bemerkungen des Herausgebers findet sich ein Abdruck der von H. Valois in seinen *Emendatt.* II, 1 gegebenen Vita

Monis, sowie der von Prof. Kayser in den Noten zu Philostratus Vitt. Sophist. 172 seq. gegebenen quellenmässigen Darstellung gleichen Inhalts, an welche sich dann noch Einiges über das Exil Dio's reiht, aus Emperius abgedruckt. Ein gutes Personenregister (Index Nominum) ist am Schlusse des zweiten Bandes beigelegt.

In erneuerten Ausgaben erscheinen Aeschylus, Euripides und Aristophanes, — Aeschylus sogar zum drittenmal; gewiss ein erfreuliches Zeichen ebenso sehr der Verbreitung dieser Ausgaben, wie des oben hervor-gehobenen Bemühens der Verlags-handlung, stets bessere Texte und überhaupt etwas Vollkommenes und Besseres zu liefern, ein Streben, das auch in der ganzen äusseren Ausstattung auf vortheilhafte Weise sich kund gibt.

Dass selbst bei Aeschylus noch Vieles in der Kritik des Textes zu thun ist, ungeachtet so mancher namhaften Bemühungen der letzten Zeit, ist in der That satzsam bekannt. Dabei wird man kaum einen Schriftsteller finden, bei dem die Conjecturalkritik sich mehr geltend gemacht, ja selbst mit einer sonst nie gekannten und verstätteten Freiheit, ja Willkühr, theilweise aufgetreten ist, als bei Aeschylus. Eben desshalb wird es auch hier vor Allem nöthig sein, wie auch der Herausgeber verlangt, auf die handschriftliche Grundlage zurückzukehren, welche jetzt leider fast einzig und allein in der Mediceischen Handschrift zu suchen ist, die ungeachtet ihres relativen Alters und sonstiger Vorträge doch auch wieder so zahlreiche Verderbnisse und Fehler enthält, welche der Conjectural-Kritik noch immer einen weiten Spielraum bieten, auf dem sie sich freilich nur mit grosser Vorsicht und unter sorgfältiger Beachtung der Sprach- und Redeweise des Dichters bewegen darf. Wie viel hier noch zu thun sei, zeigen verschiedene in der Praefatio des Herausgebers niedergelegte Proben, namentlich die ausführliche Behandlung eines längeren Chorliedes aus den Sieben gegen Theben, Vs. 78—165, und die gleiche des ersten Chorliedes im Agamemnon Vs. 40—125, sowie der darauf folgenden Epode Vs. 140—159, bekanntlich eine der schwierigsten und in Bezug auf die Gestaltung des Textes wie die Erklärung bestrittensten Stellen des ganzen Stücks: worauf wir insbesondere aufmerksam machen, abgesehen von einer Reihe von Besprechungen und Verbesserungen anderer Stellen aus anderen Dramen des Aeschylus, welche hier niedergelegt sind, und uns allerdings zeigen können, in welchem Sinne und Geist der Herausgeber seine schwierige Aufgabe zu lösen versucht hat.

Die erneuerte Ausgabe des Euripides hat ausser dem, was in Bezug auf die Kritik des Textes geschehen ist, einige Zugaben erhalten, für die man den Herausgeber zu Danke verpflichtet sein muss. Es wird dieselbe jetzt eröffnet mit dem Abdruck der alten Biographie des Euripides (*γένος Εὐριπίδου καὶ βίος*, unter Angabe der Hauptvarianten; dann folgt eine Abhandlung *De Euripidis vita, poesi, ingenio*, worin auf Grundlage der in Noten durchweg angegebenen Quellen, zuerst eine genaue Zusammenstellung dessen gegeben wird, was über die Lebensverhältnisse des Dichters uns noch bekannt ist, woran sich dann die ungleich schwierigere Darstellung der poetischen Leistungen und eine Würdigung des Dichters selbst, in Bezug auf sein Talent wie seine Kunst-mässigkeit, anreihet (S. XXVI seq.): nur die Grundzüge einer solchen Darstellung sollen hier gegeben werden, jede Polemik dabei ferne bleiben. Wir ge-

stehen, dass uns diese Darstellung, in der sich jeder Satz durch Stellen des Dichters selbst belegt findet, sehr angesprochen hat, indem der Verfasser, der mit aller Ruhe und fern von aller Partheilichkeit hier verfährt, dazu gelangt ist, die Grundsätze des Charakters des Euripides und damit auch seine poetischen Leistungen in befriedigender Weise hervortreten zu lassen. Insbesondere mag diess von dem gelten, was über die politischen, wie über die philosophisch-religiösen Ansichten des Dichters hier bemerkt wird, der, in politischen Dingen der Zügellosigkeit des Pöbels entschieden entgegentrat, Allem dem aber, was er über Gott und göttliche Dinge, über die Seele der Menschen u. dgl. bemerkt, eigentlich nur das wieder gibt, was er über diese Gegenstände in der Schule der Philosophie gelernt hat, aber eifrig bemüht ist, dieses in weitere Kreise mittelst seiner Dramen zu verbreiten und damit überhaupt einer reineren Ansicht über diese Dinge bei seinen Mitbürgern Eingang zu verschaffen. Nun stand freilich die Lehre des Anaxagoras, der Euripides zunächst huldigte, nicht im Einklang mit dem Volkscultus, den Euripides eben so wenig über den Haufen werfen konnte und wollte: es geht aber daraus wie der Verfasser richtig bemerkt, ein Mangel eines inneren Zusammenhangs in diesen Ansichten und Aeusserungen des Dichters hervor, der ihn selbst dahin treibt, Zweifel an der göttlichen Fürsorge, Klagen über das Blindsein des Zufalls und über das menschliche Geschick überhaupt zu äussert, der ihn sogar bis zu einem gänzlichen Skepticismus und zu einer Art von Verzweiflung in seinem Glauben an Gott und Welt treibt; dieses Schwanken in den eigenen Ansichten und Ueberzeugungen des Dichters hat dann auch offenbar auf den Inhalt und die Fassung seiner Dramen einen wechselseitigen Einfluss ausgeübt: und ist es gewiss nicht zu Viel gesagt, wenn der Verfasser behauptet (S. XXXVI), dass die Oekonomie keines einzigen Euripidischen Stückes befriedigend ausgefallen; gibt sich doch in der ganzen Haltung der Charaktere in der Durchführung der einzelnen Rollen ein Gleiches kund. Ueber diesen Mängeln des Ganzen hat jedoch der Verfasser die Vorzüge im Einzelnen nicht verkannt, sondern nach Gebühr gleichfalls hervorgehoben. Er lässt am Schluss eine Uebersicht der Handschriften, wie der gedruckten Ausgaben folgen: in Bezug auf die Handschriften ist allerdings durch die in neuester Zeit darüber gepflogenen Forschungen mit mehr Sicherheit ermittelt worden, welchen von denselben zunächst ein grösserer Einfluss auf die Bildung oder vielmehr Wiederherstellung des ursprünglichen Textes zu gestatten sei; es ist auch davon hier Gebrauch gemacht und gleichsam eine Basis gewonnen worden, auf welcher die ganze Revision des Textes, wie sie in dieser erneuerten Ausgabe durchgeführt ward, beruht. In Folge dieses engeren Anschlusses an die handschriftliche Grundlage ist manche, als unnöthig man erkannte Conjectur, die in den bisherigen Texten Aufnahme gefunden hatte, weggefallen, während dagegen an einigen Stellen auch die inzwischen ermittelte Berichtigung aufgenommen ward, so dass im Ganzen ein möglichst correcter Text, als das Ergebniss der bisher darüber angestellten Forschungen, hier gegeben ist. Die einzelnen Aenderungen oder Abweichungen des Textes lassen sich leicht aus der in der Annotatio critica, die jedem Bando in Bezug auf die darin enthaltenen Stücke vorausgeht, gegebenen Zusammenstellung ersuchen.

Auch die Ausgabe des Aristophanes wird in Bezug auf den Text als

die mehrfach revidirte gelten können, bei welcher auf Alles das Rücksicht genommen ward, was seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe (im Jahr 1851) für die Kritik des Textes irgendwie geleistet worden ist, jedoch mit aller Vor-  
sicht, welche insbesondere die zum Theil kühnen und gewaltsamen, zum Theil unnöthigen Verbesserungsversuche der jüngeren holländischen Schule, die in der *Mnemosyne* ihr Organ gefunden, rathlich machen mussten. Der Herausgeber gedenkt über diesen Gegenstand an einem andern Orte sich auszusprechen; wie wenig er jedoch gesonnen ist, dem von dieser Schule einge-  
schlägenen Verfahren Folge zu geben, wird ein näherer Blick in diese Ausgabe bald zeigen, insofern darin diese angeblichen Verbesserungen unberück-  
sichtigt gelassen sind. In der äusseren Einrichtung ist die Ausgabe der früher  
herausgegebenen völlig gleich.

1. Von Lateinischen Autoren haben wir zuvörderst die Fortsetzung des  
Minius anzuzeigen, welche zugleich Hoffnung gibt, das noch zur Vollendung  
des Ganzen Fehlende in möglichster Bälde zu erhalten. Da die Einrichtung  
dieses Bandes der in den früheren Bänden eingehaltenen und in früheren An-  
zeigen angegebenen durchaus gleich ist, so wird es hier keiner weitern Be-  
sorgung bedürfen. In der erneuerten Ausgabe des Tacitus ward der Text  
der neuen sorgfältigen Revision unterworfen, die Alles, bisher unbekanntes,  
Altes wie Neues, herangezogen und zur bessern Gestaltung benutzt hat, wie  
es in dem *Commentarius criticus* eines jeden Bandes enthaltene Rechenschafts-  
ablage zeigen kann. In hunc (sagt der Herausgeber) omnes lectiones codicum,  
quae ob aliquam causam cognita dignae videbantur, retulimus nec ullam nobis  
praetermissam videmur, quae aliquem usum ad verba scriptoris emendanda  
praebere possent. Praeterea non tantum emendationum auctores suis quibus-  
que locis indicavimus, sed etiam delectam conjecturarum, quae non admitten-  
das videbantur, congressimus, non quae omnes cognita dignas putaremus, sed  
ut qui editione nostra utentur, in locis corruptis aut suspectis viderent, quid  
quoque loco jam ab aliis criticis tentatum esset.“ Hiernach mag der Worth  
dieser gediegenen Leistung bemessen werden. Was die Schreibung einzelner  
Worte und Formen betrifft, so ist dieselbe so, wie sie die älteste Medi-  
ceische Handschrift in den sechs ersten Büchern der *Annalen* zeigt, auch in  
den übrigen Büchern durchgeführt worden. In allem Andern ist die neue Aus-  
gabe der ältern gleich: der *index historicus* ist ebenfalls am Schlusse des  
zweiten Bandes aufgenommen.

Die hier erstmals erscheinende Ausgabe des Terentius darf wohl eine  
besondere Aufmerksamkeit und Beachtung in mehr als einer Hinsicht ausspre-  
chen. Sie enthält zuvörderst die *Vita Terentii* von Suetonius in einer, wie  
die in das Vorwort aufgenommene Uebersicht der Abweichungen des Textes  
zeigen kann, in der That vielseitig berichtigten Gestalt, wobei auch drei alte  
Venetianer Abdrücke der Jahre 1479. 1480 und 1482 benutzt wurden. Was  
aber den nun folgenden Text der einzelnen Stücke des Terentius betrifft, so  
ist hier allerdings zum erstenmal bei der Gestaltung desselben derjenige Weg  
eingeschlagen worden, welcher allein zu dem oben bezeichneten Ziele führen  
kann, das die Kritik überhaupt zu erstreben hat: die Wiederherstellung des  
ursprünglichen Textes auf der Grundlage der ältesten und sichersten hand-  
schriftlichen Autorität, wie sie für Terentius in dem *Codex Bezae* gefunden

ist, der alle die zahlreichen Handschriften überragt, welche die Recension des Calliopius darstellen, welche, mag man über die Person dieses Calliopius denken, wie man will, immerhin in das karolingische Zeitalter fallen wird, da der Codex Regius zu Paris, in welchem sich die Recension in ziemlicher Reinheit erhalten, dem neunten Jahrhundert angehört, während der Codex Bombinus dem fünften oder gar vierten Jahrhundert angehört. Auf einer solchen Grundlage, wie sie in der That nur für wenige alte Classiker sich anbietet, den Text zurückzuführen, und damit diesen in seiner relativ ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen, war die Aufgabe, die hier in einer so befriedigenden Weise durchgeführt ist, und uns gewissermassen in eine neue Periode der kritischen Behandlung des Terentius einführt, im Gegensatz zu der bisher vorherrschenden Textgestaltung Bentley's. Freilich bleibt auch noch eine Anzahl von Stellen übrig, wo auch jene älteste Handschrift nicht befriedigt, wo wir also auf anderm Wege die wahre Gestalt des Textes zu ermitteln haben. Auch diess hat der Herausgeber, soweit es möglich war, versucht, und hier insbesondere auf die Anführungen einzelner Verse der späteren Grammatiker Rücksicht genommen. Eine ausführliche Erörterung dieses ganzen Verfahrens ist einer grösseren Ausgabe vorbehalten, deren Erscheinen man nur verlangend entgegensehen kann: in der vorliegenden, wo durch den Raum wie die Bestimmung der Ausgabe schon engere Grenzen gesteckt waren, musste sich der Herausgeber mit einer kürzeren Rechenschaftsablage der Abtug begnügen, dass er auf die Vorrede von S. XI—XXVIII eine discrepantia scripturae Bentlejanae folgen lässt, d. h. eine Zusammenstellung aller Abweichungen seiner Ausgabe von dem Texte Bentley's; schon der äussere Umfang dieser Zusammenstellung, die durchaus Nichts weiter enthält, mag die grosse Verschiedenheit des Textes beider Ausgaben erkennen lassen, und den Charakter der neuen, hier auf die älteste Grundlage basirten Recension kennzeichnen. Wir beschränken uns auf diese Angaben, da ein näheres Eingehen auf das Einzelne ausserhalb des Zweckes dieser Anzeige liegt. Der ganze Abdruck des Textes ist mit der grössten Genauigkeit und Sorgfalt geschehen; die Beifügung von Verszahlen, die durch alle Akte und Scenen eines Stückes fortlaufen, ist eine Einrichtung, die man schon längst der gewöhnlichen, die das Auffinden erschwert, hätte vorziehen sollen; die jedem Stück beigefügte Uebersicht der Metra, die in demselben vorkommen, ist ebenfalls eine nützliche Zugabe; ebenso das am Schluss folgende alphabetische Verzeichniss aller der Eigennamen, welche bei Terentius vorkommen, als Onomasticon Terentianum S. 339—343.

Chr. Bähr.



*Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, avec les renseignements bibliographiques et l'indication des sources à consulter: publiée par MM. Firmin Didot frères, sous la direction de M. le Dr. Hoefer. Paris. Firmin Didot frères, fils et Comp. éditeurs etc. rue Jacob 56. MDCCCVII. Tome dix-neuvième. Fuod-Effendi-Geoffrin. 960 S. (doppelte Columnen). Tome vingtième — Geoffrin-Goerres. 960 S. (doppelte Columnen) Tome vingt et unième — Goertz-Greville. 964 S. (ebenso). in gr. 8.*

Die zunächst vorbergehenden Bände dieses grossartigen Unternehmens sind S. 477 vorigen Jahrggs angezeigt worden: es ward dort auch auf die früheren Besprechungen dieses Werkes hingewiesen, in welchem Plan und Anlage, wie die Ausführung des Ganzen dargelegt worden ist. Wir verweisen darauf auch wiederholt bei der Anzeige dieser Fortsetzungen, welche sich den vorbergehenden Bänden durchaus gleichmässig anreihen und in Allem das Streben des Herausgebers bezeugen, durch Umfang und Vollständigkeit, wie anderseits durch Genauigkeit und Richtigkeit aller Detailangaben, und aller daran geknüpften weiteren Nachweisungen das in ähnlichen Werken bisher Geleistete zu überbieten; denn, wie wir schon früher bemerkt haben, wird wiederholt zu bemerken uns veranlasst finden: in Bezug auf die genannten Eigenschaften der Vollständigkeit des Ganzen wie der Genauigkeit des Details kann sich kein ähnliches Unternehmen diesem an die Seite stellen, welches dem Publikum von Seiten des Herausgebers, wie der daran Theil nehmenden Gelehrten eine solche Bürgschaft bietet, wie sie nur selten bei derartigen Unternehmungen angetroffen wird. Auch die vorliegenden Bände liefern davon den Beweis: aus der grossen, ja massenhaften Zahl von Artikeln, die von verschiedenen namhaften Gelehrten bearbeitet sind, wollen wir auch hier nur einige wenige anführen, die fast mehr als selbständige Arbeiten anzusehen sind. So im neunzehnten Bande die Artikel Gail (von A. Pillon), Galilée (der berühmte Astronom; ein Artikel, an dem der Herausgeber grossen Antheil hat), Vasco da Gama (der berühmte Portugiesische Seemann, von Ferdinand Denis), Gassendi (der berühmte Philosoph und Astronom, von B. Aubé), Gauss (der berühmte deutsche Astronom, von A. Levistal); so im zwanzigsten Bande die Artikel über die verschiedenen Geoffroy, insbesondere über den berühmten Naturforscher Geoffroy Saint Hilaire von dem Herausgeber, ebenso die Artikel über die verschiedenen Georges, Fürsten wie Gelehrte dieses Namens, über die verschiedenen Gregoire, vor Allem der umfassende, dem Kanzler Gerson gewidmete Artikel (S. 283—319) von B. Aubé, in welchem die ganze Lehre des berühmten Theologen, sowie namentlich auch die Frage nach der Abfassung der Imitatio Christi (die ihm hier beigelegt wird) näher besprochen wird; auch Gibbon hat eine umfassende Besprechung von Leo Joubert erhalten, Goethe von Saint René Taillandier. So liessen sich noch manche andere Artikel im Einzelnen anführen: indessen wird es kaum nöthig sein, weitere Beweise da anzuführen, wo jeder mit Leichtigkeit dieselben aus dem Buche selbst, wenn er es in die Hand nimmt, entnehmen kann; nur einen Punkt glauben wir noch berühren zu

müssen, auf welchen die dem neunzehnten Bande vorgedruckte Erklärung des Unternehmers des Ganzen, der Gebrüder Didot, hinweist. Dass bei dem ungeheuren Umfang des Ganzen, bei dem (allerdings nothwendigen) Streben nach Vollständigkeit in Aufnahme aller irgendwie in Wissenschaft, in Kunst, in Staate wie im Felde, bekannt gewordenen Persönlichkeiten, ungeachtet des Strebens nach Kürze und Gedrängtheit der Fassung und ungeachtet aller hier auferlegten Beschränkung (von der auch diese beiden Bände die Beweise liefern) es unmöglich war, in die anfänglich angenommene Zahl von etlichen und dreissig Bänden das Ganze unterzubringen, begreift leicht ein Jeder, der von derartigen Unternehmungen nur einen Begriff hat, der ferner bedenkt, dass die frühere Biographie universelle, die doch mit dieser Biographie générale sich in keiner Weise, namentlich in Bezug auf den Reichthum und die Vollständigkeit der einzelnen Artikel messen kann, mit ihren Supplementen weit über die Hundertzahl von Bänden gelangt ist. Es wird daher von Seiten der Unternehmer das Mögliche geleistet sein, wenn sie, wie sie jetzt ausdrücklich hier versichern, in der Zahl von zwei und vierzig bis fünf und vierzig Bänden ihr grosses Werk zum Abschluss bringen, ohne dass die Vollständigkeit und der Umfang des Einzelnen, wie diess im Plane des Ganzen liegt, irgendwie dadurch beeinträchtigt wird; ja sie sind noch weiter gegangen, indem sie den Abnehmern des Ganzen den neunzehnten Band und ebenso später den fünf und vierzigsten Band gratis zukommen lassen. Es ist gewiss damit von ihrer Seite Alles geschehen, was geschehen konnte; und werden die später, nach Vollendung des Ganzen eintretenden Käufer sich dann auch nicht beschweren können, wenn für sie ein fast um das Doppelte erhöhter Ankaufspreis (6 Fr. 50 Cent.) statt des jetzt so überaus billig gestellten Subscriptionspreises von 3 Fr. 50 Cent. für einen fast fünfhundert Seiten mit doppelten Columnen, enggedruckt, enthaltenden Band, eintritt. Wir haben nicht unterlassen wollen, auf diesen Punkt aufmerksam zu machen und können nur wiederholt dem Unternehmen den besten Fortgang und allgemeine Theilnahme wünschen.

---

*Samuel Sharpe's Geschichte Egyptens von der ältesten Zeit bis zur Eroberung durch die Araber 640 (641) n. Chr. Nach der dritten verbesserten Originalauflage deutsch bearbeitet von Dr. H. Jalowicz. Erster Band. Mit einer Karte und drei Plänen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1857. XVI und 276 S. in gr. 8.*

Die hier in einer deutschen Bearbeitung uns vorgelegte Geschichte Aegyptens, deren Verfasser nicht sowohl als ein Mann des Faches erscheint, sondern gleich dem Verfasser der Geschichte Griechenlands, dem Banquier Grote, als einer der gebildeten Männer Englands, die ihre Musestunden einer edlen wissenschaftlichen Thätigkeit widmen, empfiehlt sich Allen denen, welche die Geschichte Aegyptens, dieses Wunderlandes der alten Welt, nicht sowohl nach dem kennen lernen wollen, was die Phantasie der neueren oder vielmehr neuesten Zeit und die sogenannte Hieroglyphendeutung darüber herausgefunden hat, sondern nach dem, was die schriftliche Ueberlieferung des Alterthums

Mitgetheilt hat, kurz Allen denen, welche ein wirklich geschichtliches  
 Aegypten kennen zu lernen wünschen. Allerdings wird das, was uns über  
 dieses Land von den Alten überliefert ist, mancher Ergänzung und selbst Er-  
 gänzung bedürfen, wenn es zu einem vollständigen Bilde des alten Nillandes  
 zu erheben soll, und wenn diess aus den noch vorhandenen Denkmalen des  
 Alterthums mit der Vorsicht und mit der Umsicht geschieht, die wir im Ganzen  
 wohl bei dem Verfasser dieser geschichtlichen Darstellung wahrnehmen, so wird  
 uns diess mit allem Dank anzuerkennen haben. Aber die Grundlage wird  
 darum nicht verlassen werden können: und diese ruht noch immer in dem,  
 was uns die alten Griechen zunächst berichtet haben, mag auch im Einzelnen  
 manches bei denselben in eine veränderte Gestalt oder Fassung gebracht wor-  
 den sein: die Denkmäler allein haben bis jetzt wenigstens noch nicht uns  
 dahin gebracht, diese Grundlage aufzugeben, um Etwas Besseres an deren  
 Stelle zu setzen: sie können, so wie die Forschung jetzt steht, nur dazu dienen,  
 die schriftliche Ueberlieferung im Einzelnen zu bestätigen, zu ergänzen oder  
 auch zu erklären, und hier und dort selbst in ein besseres Licht zu setzen.  
 Auf gutem Grunde aber konnte der deutsche Bearbeiter dieses in drei Auflagen  
 nach einander zu London erschienenen Werkes sagen: „Was dieses Buch vor  
 allen andern ähnlicher Art ganz besonders auszeichnet, ist die klare Darstellung  
 der durch die classischen Schriftsteller des Alterthums beglaubigten geschicht-  
 lichen Thatsachen und die geschickte, umsichtige Vorarbeitung und Vertheilung  
 des gesammelten, durch die Kritik geläuterten antiquarischen Materials, so dass  
 der Leser, ohne in die Zwangsjacke eines systematischen Schema's eingeschnürt  
 zu werden, bald eine klare Einsicht in den Entwicklungs- und Wandelgang  
 des alten Pharaonenreichs gewinnt und die tieferen Ursachen von dessen ehe-  
 maliger Grösse und nachmaligen Vorfälle begreift und erkennt.“ Der deutsche  
 Bearbeiter ist bei seiner Arbeit mit mehr Freiheit verfahren, als diess bei  
 einer Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu geschehen pflegt;  
 er hat Einzelnes abgekürzt, unnöthige Wiederholungen weggeschnitten, Anderes  
 auch etwas erweitert oder selbst berichtigt: wir glauben auch, dass diese  
 grössere Freiheit nur zum Vortheil des englischen Originals ausgefallen ist,  
 indem als noch ein anderer Gelehrter (Alfred von Gutschmid) einer  
 Revision des Ganzen sich unterzog, und in Folge derselben manches ungenaue  
 oder mangelhafte Citat berichtigt, sowie in einzelnen dem Text untergesetzten  
 Noten Manches, was minder richtig erschien, berichtigt und selbst ergänzt  
 hat. Denn dass das Werk bei allen sonstigen Vorzügen, die man gern aner-  
 kennen wird, über manche einzelne Punkte, aus Unkunde der darüber geführ-  
 ten Forschungen, irrthümliche Angaben enthält, wird der Kenner bald wahr-  
 nehmen im Stande sein, namentlich in Bezug auf die ältere Periode der  
 ägyptischen Geschichte. So wird man z. B. schwerlich die Behauptung S. 9  
 für richtig halten können, wornach die Aegyptier dreierlei Gottheiten verehrt:  
 Naturgötter, ethische Götter und historische Götter; noch weniger wird man  
 der Vertheilung der einzelnen ägyptischen Gottheiten unter diese drei Classen  
 bestimmen können, nach welcher Sonne und Mond, das Land Aegypten und  
 der Nil (Hapimou) der ersten Classe zufallen sollen, der zweiten Kneph (der  
 Geist), Ptah, der Gott des Feuers, Thot, der Gott der Buchstaben, Athor, die  
 Göttin der Schönheit und Liebe, Pascht, die Göttin der Keuschheit; in die

dritte Classe der historischen Gottheiten wird Isis und Osiris mit ihren Nachkommen und Verwandten verwiesen. Wie stimmt diess, fragen wir, zu den drei Götterordnungen des Herodot, die doch die Grundlage des ganzen Göttersystems bilden, und auch die Basis, auf der neuere Gelehrte ihre wenn auch sonst so abweichenden Systeme ägyptischer Götterlehre aufgebaut haben (Bunsen, Lepsius, Röth)? Die Hyksos — ein in der letzten Zeit so viel besprochener Gegenstand — werden für phönicische Hirtenkönige erklärt (S. 21) was wir bei einem jetzt so viel besprochenen Gegenstande nicht unterlassen wollen anzuführen. In der späteren, nachpersischen Zeit bewegt sich allerdings die Darstellung mit grösserer Sicherheit, als in der Pharaonenzeit; werden auch hier in den Noten manche schätzbare Berichtigungen und dankenswerthe Nachträge gegeben. Diess gilt auch von dem chronologischen Theile: in welchem, wie überhaupt bei den älteren Königslisten Bunsen's Bestimmungen, die allerdings von denen des Verfassers vielfach abweichen, in Vergleichung herangezogen sind. Auf diese Weise wird die deutsche Bearbeitung, wie sie uns vorliegt, selbst den Vorzug vor dem englischen Originale ansprechen können und deutschen Lesern doppelt erwünscht sein. Die geschichtliche Erzählung ist in diesem ersten Bande bis zu Ptolemäus Aegyptus II. inclus. oder 116 vor Chr. hindurch geführt, und in sechs Abschnitte getheilt, von welchen der erste die älteste Periode und die Könige von Theben, der zweite die Könige von Unterägypten (990—523 vor Chr.), der dritte Aegypten unter den Persern (523—332 vor Chr.), der vierte die Eroberung Aegyptens durch die Griechen, Alexander den Grossen u. s. w. behandelt; der fünfte Abschnitt schildert die Regierung des Ptolemäus I. Sohn, der sechste die des Ptolemäus II. Philadelphus, der siebente und achte befassen die Regierung der Nachfolger, bis zu dem oben bemerkten Zeitpunkte. Dass in diesen Theilen des Werkes auch das Culturgeschichtliche berücksichtigt worden, werden wir wohl kaum besonders zu bemerken nöthig haben. Nützliche Zugaben des Werkes bilden die beigelegten Pläne von Memphis und den Pyramiden von Theben, von Alexandrien, ein Kärtchen des Landes Aegypten und eine zu S. 150 auf einer Tafel beigegebene chronologische Uebersicht der Herrscher Aegyptens; die äussere Einrichtung und Ausstattung des Werkes ist sehr befriedigend.

---

*Nach dem Sacramento. Reisebilder eines Heimgekehrten. Von Carl Mayer. 8. Aarau, Druck und Verlag von H. L. Sauerländer.*

Wir begrüssen das vorliegende Buch mit aufrichtiger Freude, und wir hoffen, dass Jeder, der es in die Hand nimmt, diese Freude theilen wird. Denn hier haben wir nicht eine der gewöhnlichen Erscheinungen in der so „aufwuchsdrohenden“ Touristenliteratur, welche darauf ausgehen, die Neugierde der Leser vorübergehend zu beschäftigen, oder sie durch Mittheilung von allerlei wahren oder unwahren Reiseabenteuern zu befriedigen, sondern ein Buch, dessen Verfasser sich mit allem Ernst bemüht, uns ein allseitiges und gründliches Bild des merkwürdigen Landes zu geben, welches auch jetzt noch grosse

Beziehungskraft ausübt, obgleich die frühere Begeisterung mächtig nachgelassen ist. Es muss schon ein sehr günstiges Vorurtheil für den Verfasser und sein Werk erwecken, dass derselbe sich möglichst im Hintergrunde hält, während die gewöhnlichen Touristen ihre eigene werthvolle Persönlichkeit zum Mittelpunkt der Reisebeschreibung machen, so dass Land und Volk, mit dem sie sich eigentlich bekannt machen wollen, in der That nur als ein Rahmen erscheinen, der ihren persönlichen Erlebnissen eine desto grössere Bedeutung verleihen soll. Im vorliegenden Buch finden wir zu unserer grossen Freude eine ganz andere Behandlungsweise; es ist umgekehrt die Schilderung der Reise als solche, die Erzählung der persönlichen Erlebnisse nur das Mittel, die Darstellung von Land und Volk zu einer schönen Einheit zu verbinden. Dass dieser Zweck dem Verfasser vorschwebte, geht schon daraus hervor, dass er Alles, was sich nicht unmittelbar auf denselben bezieht, weglässt. Es möchte ihm wohl Ueberwindung kosten, die Geschichte seiner Reise von Basel nach Amerika und seines längeren Aufenthalts in den Vereinigten Staaten, von dem er gewiss vieles Interessantes hatte berichten können, ganz auszulassen, aber wir können es nur billigen, dass er es gethan, weil er auf diese Weise ein Gemälde geliefert hat, das schon den Vorzug der Einheit darstellt. Es zeigt sich schon hierin unverkennbar, dass der Verfasser künstlerischen Sinn hat, aber auch die Behandlung des Ganzen gibt davon erfreuliches Zeugnis. Es bezeugt sich das Streben nach künstlerischer Gestaltung vornehmlich in der Anordnung und Vertheilung des Stoffs, und in der äusserst glücklichen Wahl der Uebergänge, durch welche die neuen Gegenstände und Bilder auf meist geistreiche Weise vorbereitet und herbeigeführt werden. Es ist ein bekanntes Kunstmittel der Dichter, dass sie die Zeit, in welcher die dargestellte Begebenheit still steht, durch Episoden ausfüllen, wie z. B. Schiller in dem „Taucher“, die Lücke, welche von dem Augenblicke, da sich der Jüngling in den Strudel stürzt, bis zu seinem Wiedererscheinen in der Erzählung entstehen muss, dadurch ausfüllt, dass er die Gefühle der erwartungsvollen, bewegenden Menge ausspricht. Des nämlichen Kunstmittels bedient sich auch der Verfasser des vorliegenden Werkes öfters mit Glück, und ohne dass sich irgend eine Absichtlichkeit kund gibt; so z. B. indem er auf der Fahrt von Panama nach Kalifornien einen Rückblick auf die verlassene Tropengegend wirft, und uns mit deren Eigenthümlichkeiten bekannt macht.

Auch die Darstellung ist im Ganzen trefflich; sie ist lebendig, klar und anschaulich und es gelingen dem Verfasser die verschiedenartigsten Gemälde gleich gut. Der Styl ist abgerundet und fliessend, und bei aller Mannigfaltigkeit der Bewegung doch meist einfach und edel. Einzelnes möchte durch sorgfältigeres Nachbessern gewonnen haben, und insbesondere hätten wir gewünscht, dass der Verfasser den neumodischen sogenannten geistreichen Styl mehr vermieden hätte, der vornämlich darauf ausgeht, neue, seltsame Redeweisen und Ausdrücke zu häufen. Wir wissen wohl, was zur Entschuldigung oder Begründung dieses Stils vorgebracht wird, aber wir halten die dafür aufgestellten Gründe für ungenügend und sogar für unrichtig. Jeder Mensch, sagt man, hat eine eigenthümliche Anschauungsweise, eine eigene Färbung der Gedanken, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, er hat gleichsam eine eigene innere Sprache, und diese, die sein eigenstes Wesen bildet, die er

nicht aufgeben darf, ohne sich selbst untreu zu werden, muss er in eigenthümlicher Darstellung auch zur Erscheinung zu bringen suchen, widrigenfalls er eben sein Inneres nicht getreu abspiegeln würde, was doch sein erster und letzter Zweck sein soll. Wir geben dieses gern zu, sind aber zugleich der Ueberzeugung, dass Jeder in seiner Darstellung an den Stoff d. h. an die wirkliche, an die vorhandene Sprache gebunden ist, und sich an denselben binden muss, wenn er überhaupt auf schöne oder gar künstlerische Darstellung Anspruch machen will. Dass aber jeder Schriftsteller ohne Ausnahme auf einer solchen Darstellung streben sollte, das versteht sich wohl von selbst. Es fällt uns hiebei eine hübsche Erzählung von E. J. A. Hoffmann ein, an die wir unsere Leser erinnern wollen, weil sie auf den vorliegenden Gegenstand vollkommen zu passen und denselben recht anschaulich zu erläutern scheint. Ein geistreicher, aber seltsamer Mann lässt sich ein Haus bauen. Zuerst lässt er die vier Mauern aufführen, ohne Thüren, ohne Fenster. Dann steigt er in das Innere und theilt das Haus nach seinem Bedürfnisse ab, so dass Jeder, der später in das Haus kommt, muss gestehen, dass es kein bequemeres und wohnlicheres geben könne. In Folge dieser Eintheilung lässt er nun hier, bald dort Thüre und Fenster ausbrechen zur grossen Lust des herbeistehenden Publikums, das immer in den grössten Jubel ausbrach, so oft wieder eine Oeffnung an einem Orte erschien, wo Niemand sie erwartet hatte, denn da war kein Fenster in gerader Linie, keines in gleicher Entfernung von dem andern, und das Haus hatte zwar die beste und passendste Einrichtung, aber von Aussen war es ein wahres Ungeheuer von Architektur. Eine ähnliche Wirkung hat es unzweifelhaft, wenn man der Subjektivität der Auffassung und des Gedankens bei der Darstellung einen übermässigen Einfluss gestattet, wenn man auf sie allein Rücksicht nimmt. Nur entsteht die Frage: hätte ein Architekt, ein Künstler im wahren Sinne des Wortes jene vollkommenste und passende Einrichtung auch erreichen können, wenn er zugleich die Anforderungen der Kunst und der Schönheit Rechnung getragen hätte? Wäre dies bezweifeln wollen? Liegt ja gerade in der Verbindung des Wahren und Guten mit dem Schönen die höchste Aufgabe des Künstlers. Jeder Mann in der Erzählung, es fällt mir sein Name jetzt nicht bei, war eben ein geistreicher Mann, ein Philosoph, wenn man will, aber kein Künstler, und er hat eben deshalb gerade so abscheulich gebaut, wie unsere meisten Philosophen schreiben, und wie viele andere Schriftsteller, die keine Philosophen sind.

Wir hoffen, dass, wenn der Verfasser des vorliegenden Buchs diess recht überdenkt, er künftighin die Auswüchse vermeiden wird, die seine Darstellung oft verunstalten, obgleich wir zur Ehre der Wahrheit gestehen müssen, dass der gerügte Fehler bei weitem nicht in dem Masse und in dem Umfang hervortritt, als bei vielen der beliebtesten Schriftsteller unsrer Tage. Ja gerade die Stellen, die wir unbedingt für die gelungensten halten, und ihrer ist keine geringe Zahl, sind von diesem Gebrechen meist oder ganz frei.

Was den Inhalt des Buches und dessen Ausführung im Einzelnen betrifft, so darf man mit Ueberzeugung die vollste Befriedigung aussprechen, eine Befriedigung, die nicht nur darin liegt, dass sich nach und nach eine reiche Zahl trefflicher Gemälde jeglicher Art vor unsern Augen entfalten, sondern



und dadurch herbeigeführt wird, dass der Verfasser dieselben mit oft tiefen, geistreichen Bemerkungen begleitet, durch welche er uns in das Verständnis der mannigfaltigen Erscheinungen einführt. Wie er dabei verfährt, gibt eine Stelle, die wir deshalb mittheilen wollen.

„Wenn wir eine Aequatorialgegend verlassen (heisst es auf S. 53), so verliert der ästhetische Genuss, den uns der bunte Schmuck der Erde, der unendliche Reichthum schöner, farbiger Gestalten und Erscheinungen gewährte, an angenehmen Erinnerungen; und haben wir zugleich diese mannigfaltigen, die Sinn für Schönheit reizende Aeusserungen der Natur verstehen gelernt, erscheinen sie uns so ausserordentlicher und leiten zu allerlei Betrachtungen.

Die dunkeln, starken, je nach der Jahreszeit wieder durch chemische oder physikalische Ursachen in andere Nüancen übergehenden Farben der tropischen Erzeugnisse jeder Art — man betrachte nur das prächtige Gefieder der Vögel, den brillanten Schmuck der Fische und Insekten — sind so auffallend, dass sie für jene Erzeugnisse völlig charakteristisch sind. Forscht man nach dem Grunde dieser eigenthümlichen Erscheinungen, so stösst man überall auf Gesetze, die zum Bestehen und Gedeihen der einzelnen Schöpfungen nicht nur notwendig sind, sondern auch zum Wohle und zum ergötzlichen Dasein des höchsten Geschöpfes, des Menschen, geschaffen zu sein scheinen.“

Dass eine solche Auffassungsweise äusserst fruchtbar sein muss, bedarf keiner weiteren Ausführung; und es würde das vorliegende Buch schon deshalb alle Empfehlung verdienen. Unter den mannigfaltigen Beobachtungen, die hier dargeboten werden, heben wir nur Eine hervor, nicht bloss wegen ihrer Eigenthümlichkeit, sondern weil wir eine ganz ähnliche, oder vielmehr ganz dieselbe, obgleich mit verschiedener Anwendung schon in einem älteren Buche gelesen haben, das der Verf. gewiss nicht gekannt hat, obgleich seine Literaturkenntnis sehr ausgebreitet ist, und sie nicht bloss die ihm nahe liegenden Wissenschaften, sondern auch die schöne Literatur der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier und Italiener umfasst. Der Verfasser sagt nämlich (S. 85):

„Das Ungeziefer hat eine grosse Heimat in der neuen Welt. Man könnte beinahe die Bewohner von Amerika an den verschiedenen Arten desselben erkennen. Bei den Bewohnern der Vereinigten Staaten herrscht die Wanze vor; bei den Südamerikanern der Garapolo (*acarus ixodes*), die Nigua (*pulex penetrans*) und der Alacren; bei den Mexikanern und Kaliforniern der Floh, und bei den Indianern die Laus. Es sind zugleich Symbole dieser Völker; denn wie die Wanze, so ist auch der Yankee versteckt und schlaun, der Südamerikaner ist giftig wie der Alacren, der Mexikaner und Kalifornier leidenschaftlich wie der Floh, und der Indianer culturscheu wie die Laus.“

In ähnlicher Weise sagt das in der Note angeführte berichtete und berücksichtigte Buch:

„Die Läuse sind die Deutschen, welche beissen und essen und sich todtschlagen lassen, wie die Schweizer, ohne vorwärts zu gehen. Die Flöhe sind die Franzosen, welche springen und keinen Halt haben und überall Spuren zurücklassen, wohin sie gehen, wie man es überall sieht. Die Filzläuse sind die Spanier, welche gleich sich so gut eingraben, dass man sie nur stückweise herausnehmen kann. Die Wanzen sind die Italiener, welche mit ihren Erfin-

dungen in Tänzen und schönen Marktschreiereien, die die Welt anstecken. Alles verpesten“.\*)

In anmuthiger, geistreich unterhaltender, oft belebender Weise führt der Verfasser über die Meerenge von Panama, durch den stillen Ocean zu Monterey, und von da in den Rancho Patrocinio del Alisal, wo er Gelegenheit findet, uns mit dem Leben der reichen Landbesitzer in Kalifornien bekannt zu machen. Nach kurzem Aufenthalte zieht er mit einer Karawane durch die Ebene und die Gebirge Kaliforniens nach dem St. Jacquin und in die stillen Goldminen. Da der Verfasser sich selbst längere Zeit als Goldsucher und Goldwäscher dort aufhielt, so konnte er uns ein ebenso lebendiges als getreues Bild des dortigen Lebens geben, in welchem sich Cultur und Wildheit oft so merkwürdig zu einem Ganzen vereinigen. Grosses Interesse bildet seine Schilderung von San Francisco, wohin er sich später begab, und der kurze aber inhaltsreiche Geschichte ihm Gelegenheit gibt, uns eine treffliche Charakteristik des amerikanischen Volkes zu geben. Anziehend und erschütternd zugleich ist seine Schilderung der bekannten Spielhöhlen in der neuen Weltstadt; eine Scene aus denselben, die er uns später in Form einer glücklich eingeschobenen Episode erzählt, versetzt uns mitten in das unheilvolle Treiben dieser Sammelpunkte. Auf einer Reise nach dem Norden von Ober-Kalifornien erhält er Gelegenheit, sich mit dem Leben und den Sitten der Allaquas oder Holzindianer bekannt zu machen; die Beschreibung seines Aufenthalts bei diesem schönsten und gelehrigsten Volksstamme der indianischen Ureinwohner gehört zu den interessantesten Partien des Buchs. Ebenso weiss er uns zu fesseln, wenn er von seinen Wanderungen durch das Klamathgebiet und nach Neu-Helvetien berichtet; namentlich gewähren seine Mittheilungen über den berühmten Sutter grosses Interesse, sowie seine Schilderung von Sacramento City, wo er eine geraume Zeit lang lebte. Und so ist endlich auch die Beschreibung seiner Heimreise von mannigfaltigem Interesse. Wir machen uns auf seinen Versuch, eine neue Theorie der Vulkane und Erdbeben aufzustellen, sowie auf seine glänzende Schilderung der Insel Cuba mit ihrer prächtigen Hauptstadt Havanna aufmerksam.

Wir mussten uns darauf beschränken, eine kurze Uebersicht des Inhalts zu geben; aber es wird diese genügen, den Reichthum desselben anzudeuten, und so können wir unsern Bericht mit der Versicherung schliessen, dass alle, welche das Buch in die Hände nehmen, aus demselben nicht allein mannigfache Belehrung schöpfen, sondern darin auch eine anziehende Unterhaltung finden werden.

---

\*) „Les poux sont les Allemands qui mordent et mangent et se laissent assommer ainsi que les Suisses, sans s'avancer. Les puces sont les Français qui sautent et n'ont point d'arrêt, et laissent des marques partout où ils vont, comme on le voit partout. Les morpions sont les Espagnols qui se sapent en place si bien qu'on ne peut les ôter, c'est pièce à pièce. Les punaises sont les Italiens qui empuantissent tout de leurs inventions de danses et belles forfanteries, qui infectent le monde.“ Mayen de parvenue (T. II. p. 169. 12. Nulle part 1000. 700. 308).

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Odalrich II. Graf von Dillingen-Kiburg Bischof von Constanz 1110—1127. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von C. B. A. Fickler. IV. 55. 8. Mannheim. Buchdruckerei von Schneider. 1856.*

Diese kleine, durch Gelehrsamkeit, Fleiss und Combinationsgabe ausgezeichnete Monographie zeigt von neuem den Nutzen, welchen auch untergeordnete Stoffe, richtig behandelt der Geschichtskennntnis bringen. Lokalchroniken, Urkunden mannigfaltiger Art, selbst Legenden haben dem Verfasser, welcher am Schluss seiner Arbeit fortlaufende Regesten gibt, Mittel gebracht, die noch vielfach dunkle, jedenfalls trübselige Zeit des ersten Investiturstreits mehrmals aufzuheilen und zwar dadurch, dass die grossen, von den Häuptern des Reichs und der Kirche geführten Kämpfe sich in den kleinern weltlich-klosterlichen Leiden und Freuden abspiegeln. Die Dornen- und Fruchtstücke des Constanzer Oberhirten sind im Grunde nichts als Vorspiele und Nachklänge des in Rom durch Papst und Kaiser aufgeführten Dramas. Beide Oberfeldherrn wetteifern mit einander wie an vorwärtstrebendem Ehrgeiz, so an rücksichtsloser Gleichgültigkeit gegen das Sittengesetz; man weiss nicht, wer es hier dem Andern zuvorgethan hat. Denn während Paschalis II. den Sohn wider den Vater aufhetzte, vergalt der Schüler dem Meister Gleiches mit Gleichem, wie ja bekannt genug ist. Unter solchen Verhältnissen und Machthabern musste man unten dem Vorgange von oben Folge leisten, der Kleine mit geringen Ausnahmen des Grossen Nachahmer werden, nicht sowohl die Politik der Grundsätze als der vollendeten Thatsachen bekennen und vollziehen. So handelten, während nichts desto weniger die eigentlichen Streitpunkte unverrückt als eiserne Nothwendigkeit blieben, die meisten Fürsten und Herrn im weltlichen, die Prälaten im geistlichen Kreise. Das Gebot des Eigennutzens und der Dehnbarkeit galt; man beugte und duckte sich, um im günstigen Augenblick wieder trotziger aufzutreten. Diess musste besonders den Verfechtern derjenigen Seite als Abwehr- und Angriffswaffe dienen, welche weniger mit dem Eisen als dem Wort stritten, mehr den Kräften der öffentlichen Meinung und des wirklichen oder illusorischen Rechts als den Mitteln der handgreiflichen Gewalt vertrauten. „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben!“ war hier gegenüber den Füchsen, Adlern und Geiern das natürliche Sprich- und Schlagwort. Dasselbe galt auch für den fraglichen Bischof Ulrich von Constanz; er hat, wie aus der sorgfältigen Zusammenstellung ohne weiteres Raisonement deutlich hervorgeht, nach den Umständen gehandelt, eine dop-

pelte Pflicht, hier als Lehenmann gegen den herrschsüchtigen, bösen und falschen Kaiser, dort gegen den gleichgearteten Papst, doppeltem Gewissen und ohne Beschwerde desselben zu ertragen verstanden, bald den Oberlehenherrscher als Führer des fälligen Contingents nach Rom begleitet und in der Handanlegung an den Nachfolger des h. Petrus unterstützt, bald wenn er gebannt und gedrängt war, wie der Apostel einer den Heiland, verlängnet und der Scheinreisen von seiner gefährlichen, ansteckenden Nähe fernhalten gewusst, ja, die Klugheit so weit getrieben, dass er, Aergerniss zu meiden, auch geistliche Handlungen, z. B. Priester- und Capellenweihen, nur Delegirten, vom Bann befreiten Stellvertretern übertrug und dergestalt leidlich zwischen Scylla und Charybdis durchsegelte. Kann man ihm das verübeln? Schwerlich: denn das war die dem Kleinen fast einzig mögliche Zeitpolitik, wenn er völlig in die Lage „des Kornes zwischen zwei Mühlsteinen gerathen“ (S. 44) und seinen Sprengel allen Schrecknissen des Bürger- und Factionenkrieges vollständig öffnen wollte. Dass ihn dabei „die Idee der Selbständigkeit deutscher Nation“ (S. 45) leitete, dass er mit dieser weder der Kirche noch des Kaisers entzathen wollte, konnte und überall, wo die eine oder andere der unabwiesbaren Potenzen bedrohet war, zu ihrem Schutze hervortrat — diese Ansicht des ehrenwerthen H. Verfassers erscheint wohl eher ideal denn real — Kleine und Schwache, wenn sie nicht den Gottesfunken des heiligen bürgerlichen Rechts-, Freiheits- und Wahrheitsgefühls in ihrer Brust fühlen, haben von jeher, um Grosse und Starke zu bekämpfen, in Rechnung den Umständen getragen und werden es, so lange Menschen bleiben, noch lange genug thun.

Auch einzelne Beiträge zur unmittelbaren Culturgeschichte liefert gelegentlich die kleine, meistens auf Acten gestützte Geschichte. Diess geschieht z. B. in Betreff der um den Anfang des zwölften Jahrhunderts bereits ziemlich vollendeten Sprach- und Sittenablösung Lothringens von Deutschland; jenes war vielfach romanisirt oder verwälscht worden, dass es mit diesem nicht weiter zusammenleben mochte. — Es hatte nämlich, wird erzählt, Bruno Dompropst zu Strassburg, höchst wahrscheinlich ein Angehöriger des Zollern-Hohenberg'schen Hauses, unweit St. Peter im Schwarzwald auf eigenem Boden das Kloster St. Maria, oder Lothringisch St. Margen, gegründet und mit Chorherren Augustinischer Regel besetzt. Allein Verschiedenheit der Sprache, Lebensgewohnheit und Sitte befestigte eine Kluft zwischen den Deutschen und Lothringern; jene weigerten Gemeinschaft, diese sahen ihre Rettung durch Tod und Flucht geliehet; auf Bitten des Propsten Dietrich hin musste daher endlich der Bischof Odalrich einschreiten, die verdrüssliche Angelegenheit ordnen, die Fremden mit Empfehlungsschreiben in ihre Heimath entlassen und das junge Stift mit Deutschen Chorherren besetzen (um 1120. S. 35, wo als Hauptquelle Neugart's Cod. diplom. Alemanniae II, Nr. 829 und 830 angegeben).

noch nur im Allgemeinen gemäss dem Zweck benutzt wird). Die merkwürdige, für die Culturgeschichte nicht unwichtige Hauptstelle des Propstbriefes lautet aber also: „In tantum viribus corporis et paucitate defecimus, quod nostri Ordinis et ecclesiastici officii debitum vix implere sufficimus; tum quia nostrates propter diversitatem linguae et quorundam fugam, qui a nobis iam fugerunt, deterriti, ad nos venire ulterius non presumant, tum quia isti de terra (die Ein- gebornen) propter eandem causam, et nos ipsos, ipsi quoque nos timeant.“ — Diess wird im bischöflichen Empfehlungsschreiben an den Primicerius von Metz (Nr. 840) bestätigt, „tum, heisst es, quia australes (die Heimischen) propter morum dissimilitudinem et linguae consonantiam eis se adiungere formidant.“ —

Misslicher als mit dem thatsächlichen und culturgeschichtlichen Boden möchte es mit dem genealogischen sein. Auf demselben haben von jeher die christlichen Gelehrten mit noch grösserer Lust sich getummelt als weiland die darin auch nicht blassen Mythologen und Stammbaumfabrikanten der Griechen und Römer. So führten z. B. etliche scharfsinnige Forscher den Ursprung der Habsburger direct auf jenen vortrefflichen Ersvater zurück, von welchem der Dänische Dichter Baggesen singt: „Als Vater Noah in den Becher goss der Traube kostbares Blut“; knüpften andere, unter ihnen der Spanische Geschichtschreiber Sandoval, die edle Ahnenreihe Kaiser Karl's V. in hundert und etlichen Generationen geradezu an jenen Urmenschen an, auf welchen gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts der unruhige Englische Priester Johann Ball fragend den Volkespruch anwandte:

„Als Adam grub und Eva spann

Wo war da wohl der Edelmann?“ —

Obgleich nun die S. 17 mitgetheilte Geschlechtstafel der Bregenz- er, Dillinger und Kiburger Grafen derartigen Ungeheuerlichkeiten fern stehet und möglichst feste Haltpunkte sucht, so möchte sie doch bisweilen in Betreff der den Habsburgern bekanntlich verwandt gewordenen Kiburger auch zu weit gegangen sein. Diess dürfte z. B. eintreffen, wenn Werner von Kiburg einerseits auf die Namensanalogie hin durch eine Mutter Irmingard mit dem Haase Lenzburg-Baden in Berührung kommen muss, andererseits als Vater eines gleichnamigen Sohns Werner und durch denselben weiterer Nachkommen stirbt. Allein sollte nicht Wippo, der Biograph Konrads des Saliers, in solchem Fall den treuen Freund und Mitkämpfer des Herzogs Ernst II. von Schwaben gewissermassen schärfer hervorgehoben und wider die jetzt doch sehr wahrscheinliche Verödung seines Geschlechts gedeckt haben? Es heisst aber dort einfach: „ibi cecidit Wesilo comes, miles ducis, cuius causa haec omnia acciderunt“ (c. 28). Und doch scheint gerade wegen des kinderlosen Hintritts die Kiburg fortan der Wintertarer Herrschaft untergefallen zu sein. Genauere Auskunft vermisst man darüber auch in dem Büchlein von Pipitz: „Die Grafen von Kyburg 1839.“

— Man ersieht aus dem Mitgetheilten, wie manchen positiven Gewinn und nützlichen Wink die kleine Schrift des Verfassers dem solchen Dinge empfänglichen Leser bereitet hat; er kann daraus die Signatur einer stürmischen und trüben Zeit lernen.

---

*Marius und Sulla oder Kampf der Demagogie und Oligarchie. Eine geschichtliche Darstellung von Franz Dorotheus Gerlach. 48 S. 4. Basel bei Schoeighauser. 1856.*

Der auf dem Gebiet der klassischen, insonderheit römischen Philologie und historischen Forschung ausgezeichnete Verfasser verkündet in dem vorstehenden Bruchstück auch sein darstellendes dem eigentlichen Historiker anheimfallendes Talent. Der bekanntlich sehr verwickelte und überreiche Stoff ist schön und übersichtlich gegliedert, das Wesentliche stets hervorgehoben, die Charakteristik der Persönlichkeiten und Verhältnisse in treuer Kürze gehalten, die Sprache vor Ueberfülle und Magerkeit des Satzbaues durch ein gerechtes Mittelmaass bewahrt. Wohl mag man daher wünschen, die Herausgeber der römischen Geschichte, Gerlach und Bachofen, möchten das begonnene Werk, welches etwa die Blütezeit des Königthums umfasst, über die Gränzen derselben hinaus verfolgen und bis zu dem Verfall der republikanischen Dinge und weiter dem vorgesteckten Ziele entgegenführen. Denn eine gemessene, kritische Behandlung des wichtigen Gegenstandes in einer gebildeten Form dürfte trotz der vielfach genommenen Anläufe eben so sehr den Bedürfnissen als Wünschen des wissenschaftlich vorbereiteten Publikums entsprechen, mithin als keine überflüssige Arbeit erscheinen. Ob schon nämlich unsere Zeit von demjenigen, was man herkömmlich Römergenius nennt, wenig oder nichts besitzt, so hat sie doch für die volle Würdigung desselben nach den guten und schlimmen Seiten hin vollkommen den Trieb und die Kenntniss. —

---

*Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. Dritter Band. Erste und zweite Abtheilung, die neuere Zeit umfassend. I. S. 324. II. S. 343. 8. Von Dr. W. Wachsmuth. Braunschweig bei Schoetschke und Sohn. 1856.*

Der dritte Band dieses gehalt- und gedankenreichen, für den grössern Leserkreis vielleicht nicht breit genug ausgeführten Werks verfolgt die gewählte Bahn in der neuern Zeit und zwar so, dass die erste Abtheilung vom Schluss des Mittelalters bis zur zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, die zweite von da bis zur Gegenwart gelangt. Es bedurfte einer eben so seltenen, meistens quellenmässigen Belesenheit als methodischen, durch Nachdenken und Uebung gewonnenen Gabe, den ungeheuern Stoff nach festen



Principien der Wahlverwandtschaft oder Abstossung zu vertheilen und übersichtlich darzustellen, nicht etwa nur in flüchtigen Umrissen sondern in hinlänglicher Tiefe und Höhe für die entscheidenden Ereignisse, Persönlichkeiten und relativ einander theils entsprechenden, theils widerstrebenden Verhältnisse und Zustände. Für das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, mindestens zur ersten Hälfte, bildet das kirchlich-politische Interesse oder die Reformation mit ihren Zu- und Abneigungen den eigentlichen Hebel, neben welchem die schon stellenweise früher entwickelte Geld- und Militärkraft läuft, ohne sich jedoch herrschend zu machen. Deutschland, Schweiz und Niederland nebst Scandinavien mit eingerechnet, Frankreich und zuletzt Grossbritannien, welches spät kommt und am längsten ausharrt, gewähren den Hauptschauplatz des gewaltigen Drama's, welches in der niedersächsischen oder Lutherischen, Schweizerisch-Genferisch-Französischen oder Wälgli-Calvinischen und Englischen, gemischten Glaubens- und Staatsbewegung hervortritt. Der Verfasser hat nun dieselbe so gegliedert und gruppiert, dass er zuerst, um seine Ausdrücke zu gewöhnen, Lutheraner und Reformirte der Zeit Karls V. im neunten Buch (1-57) behandelt, darauf im zehnten (58-164) die Calvinisten und Papisten Westeuropas in der Zeit Philipps II., anfangs im Allgemeinen, darnach im Besondern schildert, sich dabei zuerst auf Frankreichs weit verzweigte, anfangs reine, dann ziemlich factiös-kirchliche Kämpfe bis zum Fall der Rochelle's richtet, darnach auf den Glaubens- und Unabhängigkeitskrieg der Niederländer bis auf Moritz (von Oranien) und Olden Barneveld, Remonstranten und Contraremonstranten übergeht und mit Schott- und England, dort unter Maria Guise und Maria Stuart, hier unter Heinrich VIII. und seiner Nachkommenschaft schliesst. —

Obgleich hier alles für den vorgesteckten Zweck Nothwendige so ziemlich herangezogen ist, bleibt doch ein für den eigenthümlichen Gang der Britischen Dinge keinesweges gleichgültiger Umstand unberührt. Dieser ist landwirthschaftlicher Natur und betrifft die mit fortschreitender Leidenschaft unter Heinrich VIII. und den nächsten Erben betriebene Umwandlung des Getreidefeldes in Weizenland, des *ager arvus* in *ager pascuus*. Das geschah nämlich aus kaufmännischer Spekulationsucht für den Gewinn der besser rentirenden, in den Fabriken Belgiens, zum Theil auch der Heimath verarbeiteten Wolle. Tausende und aber Tausende von Unterpächtern und Tagelöhnern geriethen bei diesem daneben ungeschickt und hart ausgeführten Wechsel des Feldwirthschaftsprincips in Brotlosigkeit und Armuth, irrten mit ihren Kindern und Weibern bald als Bettler, bald als diebische und räuberische Strolche auf den Strassen und in den Waldungen umher, steigerten den Gährungsstoff und mit ihm den Reformations- oder kirchlichen Neuerungs-eifer; vernünftige und denkende Köpfe aber warfen sich bereits mit

einer Art geheimer Lust, selbst Schadenfreude auf strudelhaften Staats- und Utopientheorien, welche wie die wiedertäuferischen in Deutschland bei dem armen, geplagten Mann natürlich Beifall fanden. (S. Morus Einleitung zur Utopie.)

Wie mehrmals, so bilden auch in der ersten Abtheilung dieses Bandes die Charakteristiken einzelner Verhältnisse oder Zustände eine Glanzseite des Verfassers. Diess gilt z. B. sogleich in Betreff der „Zeit des Kirchenstreits überhaupt“, mit welcher die gedrängte Darstellung desselben beginnt (S. 1 ff.). Wenn aber „mittelalterliche Befangenheit fast missbilligend betont wird, welche Spanier und Portugiesen in Bekämpfung der Ungläubigen betheiligten hätten“; so möchte Referent, um eine kritische Wendung der ehemaligen „Kaisermacher“ zu benutzen, wider solche Zulage einen feierlichen Protest einlegen und bemerken, dass jene Völker gegenüber dem alten moslemitischen Erb- und Nationalfeinde eben so eifrig ihre Pflicht erfüllten, wie sie der reformati- und fürstenthümeleuchtigen Teutsche bei weit grösserer Kraft gegenüber dem Türken und Kaiser verabsäumte. —

Das elfte Buch (165—223) schildert die katholische Offensive, oder wie es hier heisst, „den Jesuitismus gegen den zusammengefallenen Protestantismus in Deutschland (und der Schweiz, wobei S. 183 aus Versehen Anlehen statt Amryn in Luzern steht) und Osteuropa (d. h. Ungarn, Siebenbürgen, Scandinavien); das zwölfte (224—324) beschäftigt sich in zwar kurzer, aber ziemlich die Hauptsachen erschöpfender Weise mit „dem Ausschwärmen der kirchlich-politischen Leidenschaftlichkeit auf den britischen Inseln bis zur Schlussparteiung der Republik England“ und den weniger principiellen oder grundsätzlichen anziehenden Unruhen Frankreichs, der s. g. Fronde alten und neuen Stils. Recht bezeichnend lautet der Endsatz: „Es trat denn zuletzt die imposante Majestät Ludwigs als Selbstherrschers mit einer Magie des Nimbus hervor, dass auch der Gedanke an politische Opposition, Faction und Partei absorbiert wurde. Um aber die schriftlichen Denkmale derselben dem Andenken der Nachwelt zu entziehen, wurden auf Ludwigs Befehl die darauf bezüglichen Protokolle vernichtet.“ Gerade wie der königliche „Kulturbarbar“ handelte später die Schreckensregierung. „Memoriam quoque ipsam, meinte Tacitus, eum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere“ (Agricola c. 2 s. f.).

Die zweite Abtheilung des dritten Bandes, welche theils wegen der Zeitnähe, theils wegen der trefflichen Behandlung in substantieller wie formeller Rücksicht das stärkste Interesse erwecken muss, gehet in dem dreizehnten Buch (1—151) „von der Ausbildung fürstlicher Machtvollkommenheit bis zur Revolution“ vor, zeitlich von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bis zu den letzten Achtzigern des achtzehnten. —

Zuerst werden „Grund und Mass der zu erörternden Parteilungen“

benannt und neben andern also festgestellt: „Im vorigen Zeitalter war Glaubenseifer, hierarchische Unduldsamkeit, Zwangsbeherrschungs- und Verfolgungslust und die dadurch hervorgerufene Opposition vorherrschend und bedingend für den grössten Theil Europa's. Daher eine gewisse Gleichartigkeit der historischen Erscheinungen. Das wird nun anders. Unter den Motiven, welche die staatliche Gesellschaft in Gegensatz bringen, und den Kräften, die einander überstreben, behauptet allerdings confessionelle und kirchliche Verschiedenheit noch einen der ersten Plätze und ihr Gepräge reicht auch über profane Gebiete des Gesellschaftslebens hin: in genauer Verbindung erschien sie mit einigen Nationalitäten, während nationale Antipathieen im Allgemeinen unter der höhern geistigen Macht immer sich merklich neutralisirt hatten. Daneben aber wird die Differenz staatsrechtlicher Principien ein politischer Dualismus, auf welchen vorzugsweise wir unser Augenmerk zu richten haben. Bei der Würdigung der mehrfachen Hebel zum Antagonismus in der staatlichen Gesellschaft ist nach der Verschiedenheit ihrer Schichten auch verschiedener Massstab anzulegen. Denken wir eine Stufenfolge des geistigen Getriebes, so sind nach Tiefe der Wurzel und Ausbreitung der Zweige inmitten des Volks Glaube und Kirchenthum in Verbindung mit der Nationalität als die allgemeinsten und unter Umständen als die mächtigsten Triebfedern voranzustellen u. s. w.“ —

Nachdem der Verfasser die staatlichen Gebiete der politischen Parteilung schärfer abgesteckt und die vorzüglichsten Kriterien, unter denen das gewöhnliche Verschwinden der Stände und Aufkommen der fürstlichen Machtvollkommenheit, hervorgehoben hat (S. 15 ff.), geht er zu den Britischen Inseln über und folgt dem denkwürdigen innern, zum Theil äussern Kampf derselben von Karl I. bis auf Georg III. und die Franz. Revolution. Der grossen nordamerikanischen Bewegung national-politischer Bewegung geschieht dabei nicht ihr volles Recht; sie wird nur beiläufig und mit wenigen Worten erwähnt, offenbar weil sie mehr war als ein Parteistreit ist und in den bisher üblichen Schematismus desselben nicht hineinpaßt. — Neue, freiständische und föderativ-volksthümliche Ideen, oft Fortsetzung der englischen Bürgerkriege, gewinnen praktischen, fruchtbaren, mit ihm auch theoretischen Boden, dessen Feuerstoffe später nach Europa stellenweise wieder hinüberspringen. — Darauf werden die Parteilungen des niederländischen Freistaats, in welchen ständisches Recht mit Oranischem Machtbestreben ringt (S. 89), Polens, der Schweiz, und Schwedens (Hüte und Mützen) näher betrachtet, jedoch wohlweislich nur bis zur Nothdurft und Erkenntniss des allgemeinen Zusammenhangs verfolgt.

Jetzt erst wird im vierzehnten Abschnitt das geheimnisvolle Buch mit den sieben Siegeln aufgethan und der Zauberer Merlin mit seinen wunderbaren Thaten, seltsamen Sprüchen und Sprüngen

vorgeführt, oder „die Zeit der ersten französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft“ in seinen, meistens treffenden Zügen geschildert (S. 151—241). Der Verfasser, welcher sich durch seine Geschichte des ersten dämonischen Ereignisses trotz aller Vorgänger und Nachfolger namentlich im Hinblick auf den Thatbestand ein bleibendes Verdienst erworben hat, weicht hier mit kluger Mässigung über die Fülle des Stoffes zu gebieten und die günstige Gelegenheit für anmuthige Breite oder redselige Räsonniren stets abzuweisen. Seine gedrängte, den Zweck vor Augen behaltende Darstellung, welche anfangs Frankreich, darauf den Europäischen Continent ausserhalb desselben (Belgien, Holland, Teutland, Schweiz, Italien, Pyrenäische Halbinsel und Nordosten Europa) beschlägt, wird daher den Kenner wie den hinlänglich vorbereiteten Liebhaber vollkommen befriedigen. Weniger gelungen, zum Theil wegen des abgerissenen, gleichsam isolirten Gegenstandes, mag die Britische Excursion erscheinen, obschon auch sie manchen schlagenden Gesichtspunkt und fruchtbaren Gedanken liefert.

Das fünfzehnte Buch endlich (241—341) lenkt von den Scenen der langen Revolutions- und Kriegszeit in den „Hafen der Restauration ein“ aus welchem für wenige Jahre (bis jetzt) die jüngern Revolutionen, gleichsam etwas verkommene, schwächliche Töchter der alten dämonischen Mutter, das Staats- und Völkerschiff in die Brandung zurückschleuderten, ohne dass sie es jedoch lange in derselben halten konnten. Denn ein eigenthümlicher Grundzug der jüngern Bewegungen ist zum Theil der jähe Anlauf mit bald verbrauchter, in die ehemaligen Geleise meistens rasch und ziemlich müheelos zurückgeführter Kraft. Dieselbe nimmt kolossale Ausgangsprincipien und Plane ähnlichen Gepräges an, verkündet sie aber anfangs schrittlings, dann jähe bis zum gewöhnlichen, ja noch kleinern Massstabe, ungefähr wie der s. g. Storchschnabel oder Pantograph, auch Affe, mittelst einer sinnreichen Vorrichtung die grösseren, riesenhaften Verhältnisse schnell auf kleinere, zwergartige reduziert. Diese Kunstfertigkeit wächst nun in den beiden Feldlagern, s. g. Revolution und Reaction, zur geregelten Uebung in der Masse an, in welchem die Technik des gewerblichen und erwerbenden Lebens steigt und sich über alle Gebiete der Gesellschaft ausbreitet. Schreitet diese in irgend einer ehrlichen oder auch den gegentheiligen Charakter führenden Opposition zur That vor, so schleicht nach kurzer Wirksamkeit des feurigen Eifers sogleich die materielle Civilisation hinten nach, kühlt edle und gemeine Leidenschaften, eben weil die Begeisterung für Ideen und mit ihr rücksichtslose Hingabe fehlen, rasch ab und bringt die Dinge, ohne dass man es eigentlich will oder merkt, bisweilen unter anderm Namen in die alten Bahnen zurück. Wie donnerte und blitzte es z. B. nicht bald nach der s. g. Juli-Revolution in Europa oder gar nach dem Februarereigniss vor fast zehn Jahren! Völker und Regierungen gewärtigten eine Umkehr wie weiland etwa 1789, und

einige Jahre genügten zur Befestigung des Gegentheils. — Wie gespannt schaueten Grosse und Kleine bei dem Ausbruch des letzten Orientsturms auf die Karte Europa's und gewärtigten eine völlige Umgestaltung derselben, während doch alles so ziemlich innerhalb der frühern Markungen unverrückt stehen blieb! — Und trotz dieser scheinbaren Unveränderlichkeit bleibt doch vieles in den Ansichten, Wünschen und selbst Handlungen dem Wechsel und oft zum Vortheil des Bessern unterworfen. — Wie dieser Kreislauf seit der Restauration bis auf die Gegenwart genommen und ausgefüllt wurde, das der Verfasser, ohne viel zu räsonniren, in kurzen Uebersichten der Thatsachen für den letzten Abschnitt seines lehrreichen Werks zeigt. Wie Kirche und Staat einander bedingen, ergänzen, beeinflussen auch hintergehen, wie aus dem alten, abgenutzten Parteigetriebe neue, überschwängliche Strebungen in den Socialisten, Communisten und ähnlichen Brechungen des s. g. vierten Standes u. s. w. hervorgewachsen, diess und Verwandtes bringen jedem aufmerksamen Leser die klaren und nach einem Modewort gewissermassen durchleuchtigen Skizzen zum Verständniss und Bewusstsein. — „Du siehst, lieber Sohn, lautet dann vielleicht das Urtheil mit Oxenstierna, wie wenig Witz oft gefordert wird, um diese Welt zu regieren!“ —

Kortüm.

### *Geschichte der Gesetzgebung Italiens.*

*Storia della legislazione italiana di Federigo Sclopis. Volume terzo. Torino 1857.*

Vor 14 Jahren erschien der erste Theil der Geschichte der Gesetzgebung Italiens; der Verf. Graf Sklopis (jetzt Präsident des Cassationshofs in Turin) bewährte in den zwei frühern Bänden seines Werkes sein grosses Talent mit feinem historischem Sinne in der Masse der Thatsache Licht und Ordnung zu bringen, die Entwicklung aller grossen Erscheinungen der Gesetzgebung der verschiedenen italienischen Staaten als Entfaltung der Civilisation nachzuweisen. Man bewundert die Kunst des Verf. ungeachtet der grossen Zersplitterung Italiens das Gemeinsame hervorzuheben, die Einflüsse auf die Gesetzgebung zu zeigen und in den Geist der Zeit, ohne dessen Kenntniss die Gesetzgebung nicht verstanden werden kann, einzuführen; durch die treue Benutzung oft seltener Quellen, durch den Reichthum der angeführten Thatsachen, von denen er trefflich das Wichtige hervorzuheben verstand, bewährte der Verf. den Besitz aller Eigenschaften, welche zum ausgezeichneten Rechtshistoriker gehören. Nach einer langen Zwischenzeit bereichert der Verf. die Wissenschaft mit dem vorliegenden dritten Theil des Werkes; er umfasst die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Wer die Verhältnisse Italiens in jener Zeit, den Einfluss fremder Eroberun-

gen, die Umbildung der politischen Verhältnisse in den einzelnen ital. Staaten, die Bedeutung des Wirkens grosser Männer, welche zuerst in Italien auftretend bald Reformatoren und Begründer und in allen Staaten Europas fortwirkender Theorien wurden, wer die Kämpfe kennt, an welchen Italien Theil nahm, wird die Wichtigkeit, aber auch die Schwierigkeit des vorliegenden dritten Bandes würdigen, dessen Studium den Staatsmännern, wie den Gelehrten aller Länder dringend empfohlen werden muss. Der Band enthält 7 Kapitel: I. von dem Einflusse der fremden Herrschaft auf die Gesetzgebung Italiens vom 16. bis 18. Jahrhundert. II. Die Kirchenversammlung von Trient und die Päbste. III. Die Gerichte, Höfe und die Jurisprudenz. Zustand der Verwaltung der Rechtspflege. IV. Legislative Reformen. Wichtige Streitfragen im 18. Jahrhundert über Jurisdiktionsverhältnisse, Staatsakten, Traktate und Rechtsstreite über öffentliches Recht. VI. Gesetze und Rechtseinrichtungen in Venedig. VII. Studien des öffentlichen Rechts und Wissenschaft der Gesetzgebung. — Was den Erörterungen des Verfassers einen besondern Werth gibt, ist die Feinheit der Beobachtungen, welche den Staatsmann bewähren, welcher über die Ursachen und die Einflüsse neuer Verhältnisse zergliedert. Dies zeigt sich schon im Kap. I in Bezug auf die Wirkung der fremden Herrschaft, die sich in Italien geltend machte. Der Verf. bemerkt hier p. 2 wie diese Eroberungen nur durch eigene Schuld der Italiäner gelingen konnten und durch Mangel der öffentlichen Tugenden, Untergang der Vaterlandsliebe, durch den Missbrauch der Gewalt von Seiten der Mächtigen, durch den Kampf eigennütziger Parteien ein Verfall herbeigeführt wurde, den die fremden Herrscher leicht benützen konnten. Sehr verschieden war die Handlungsweise dieser fremden Eroberer. Die Franzosen begnügten sich mit Errichtung neuer Behörden, z. B. den Senat in der Lombardie liessen aber übrigens die alte Verfassung stehen, und sorgten selbst für die Sammlung der nationalen Gesetze (p. 5), immer mehr aber entwickelte sich aus diesen neuen Zuständen der Verfall der Sitten, selbst von den Grossen verübten Gewaltthaten und die Gräueltaten (z. B. Ränbereien) aller Art. Grausame Gesetze waren an der Tagesordnung; dennoch erfreuen selbst in jener schlimmen Zeit einzelne Erscheinungen z. B. das beharrliche und zuletzt steigende Widerstreben in der Lombardie gegen die Einführung der spanischen Inquisition und die Aufhebung des Lottospiels (p. 12). Weit schlimmer war der Druck der spanischen Herrschaft in Neapel; die unter dem Namen donativi wie ein neapolitanischer Schriftsteller sagt ausbeutungen erbeten werden und nach Madrid gesendet wurden, waren ungeheuer. Man rechnet, dass von 1504 bis 1733 85,584,000 Millionen ducati von Neapel nach Madrid bezahlt wurden. Die Akte der Tyrannei, die Schändlichkeiten, welche die spanischen Grossen in Neapel verübten, riefen im Volke den Widerstand hervor, den man vergebens durch grausame Gesetze zu unterdrücken versuchte. Der



Verfall der Moralität, der Hass gegen die Fremden, die beständigen Volksbewegungen, gesteigert durch die Versuche der spanischen Herrschaft, die Inquisition auch in Neapel einzuführen (p. 21), waren die Folgen jener unglücklichen Zustände, welche der Verf. mit lebhaften Farben schildert, zugleich mit der Nachweisung der auffallenden Verschiedenheit der Wirkungen spanischer Herrschaft in der Lombardei und Neapel. Trefflich ist die Schilderung des unheilvollen Wirkens der spanischen Herrschaft überhaupt in Italien (p. 32). Die nationale Entwicklung musste untergehen, eine gebildete mächtige Aristokratie konnte sich eben so wenig ausbilden; als ein edler nationaler, kriegerischer Geist, da fremde Truppen übermüthig auf dem Volke lasteten; Widerstreben gegen Autorität, Hass gegen die Regierung mussten immer mehr im Volke wurzeln. Im Kapitel II. über das Concilium von Trient will der Verf. nach unpartheilicher Würdigung (man wünschte bei der Vergleichung, wenn z. B. der Verf. bei der Wichtigkeit vieler Reformen durch das Concil verweilt, dass der Verf. auch der grossen Fehler, welche begangen wurden, Erwähnung gethan hätte). Merkwürdig ist aber wenn der Verf. p. 45 zeigt, welcher Plan dem Concil vorschwebte, wenn es auf die reformatio principum kam, und wie nun von Seite der Fürsten, insbesondere des Königs von Frankreich Protestationen und Erklärungen laut wurden, welche den Gesandten die Nothwendigkeit zeigte nicht weiter den Gegenstand zu verfolgen. Eine interessante Darstellung der umfassenden Gesetzgebung des Papstes Sixtus V. liefert der Verf. p. 61. Der Verf. zeigt p. 78 wie hoch das Ansehen einiger Gerichtshöfe Italiens im 16. Jahrhundert war, so dass ihre Aussprüche bald die Quelle der über ganz Europa verbreiteten Jurisprudenz wurden. Vorzüglich gehörten dahin die Entscheidungen der Rota Romana. Mit Recht verweilt der Verf. p. 87 bei 2 grossen Juristen Italiens (Mantica und de Luca) die immer in Deutschland nicht genug gewürdigten Einfluss auf die Ausbildung der Praxis hatten; berühmt waren damals auch die Gerichtshöfe von Toscana, Lucca, Bologna u. a. über deren Verfassung der Verfasser p. 87 ebenso wie von dem Ansehen bedeutender neapolitanischer Juristen, z. B. Matteo de Afflitti u. A. p. 99 weniger bekannte Aufklärung gibt. Das Unglück war damals nur p. 95, dass immer mehr die richterliche Gewalt abhängig durch den Einfluss der administrativen Behörden und der Macht der Minister gemacht wurden. Als das Land, in welchem am meisten für Gesetzgebung, Anordnung der Gerichte und unabhängige Justiz geschah, und edle Fürsten, z. B. Emanuel Philibert im würdigen Geiste wirkten erscheint Piemont. Der Verf. gibt darüber p. 100 ff. gute Nachrichten. Merkwürdige Prozesse vorzüglich der die Erbfolge in das Herzogthum Monferrat bewegten damals alle grossen Juristen (p. 109). Das 18. Jahrhundert war in Italien vorzüglich in Neapel, Toscana, Sicilien und Piemont reich an grossen legislativen Reformen (p. 119). Es bewährte sich, wie der Verf. p. 112 zeigt, damals auch in Italien

die Wahrheit des Satzes, dass da, wo in einem Staate nicht die zwei grossen Grundsätze der Achtung der individuellen Freiheit und der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze anerkannt sind, auch der Zustand der Justiz schlecht ist, weil sie keine Garantien hat. Glänzend unter den damaligen Fürsten, welche die Heiligkeit der Justiz begriffen leuchtete damals in Piemont Victor Amedeus hervor (p. 127). In Neapel verdient das Gesetz von 1774 über die Abfassung der Entscheidungsgründe und die Verbannung der Sitten nach welcher die Gerichte statt der Gesetze sich nur an die Ansprüche der Doktoren hielten besondere Beachtung (p. 132). Wertvoll besonders auch für die jetzige Zeit ist die Darstellung des Verfalls p. 137 über die geistlichen Verhältnisse, namentlich über die eigenthümliche Stellung des Königs von Sicilien als päpstlichen Legaten vermöge des Privilegiums von 1098 an den Normanenking Ruggiero ferner p. 151 über die verschiedenen Concordate des Papstes mit italienischen Staaten und vorzüglich p. 160 über die Streitigkeiten von Toskana mit dem Papste über geistliche Verhältnisse. Wo verdienten in einer italienischen Rechtsgeschichte zwei grosse als das öffentliche Recht wirkende Umgestaltungen in den Verfassungen ital. Staaten Erwähnung, nämlich die Gründung einer republikanischen Verfassung mit eigenthümlichen Anordnungen in Genua und die Einführung der monarchischen Verfassung in Toskana. Die in allen Einzelheiten eingehende Schilderung dieser Verhältnisse insbesondere auch über die klugen Unterhandlungen von Rinicini über die Herrschaft in Toskana ist vortrefflich (p. 170—191). Wer erinnert sich nicht jener grossen geistigen Bewegung, welche in Italien durch hervorragende Schriftsteller (Petrus Arretinus mit seinem *flagello de principi*, Machiavelli, Guicciardini) in Bezug auf die Untersuchungen über Regierungskunst hervorgerufen wurden? Graf Sclopis schildert nun klar und geistreich p. 205 die damalige wissenschaftliche Richtung. Einen bedeutenden Beitrag zur Geschichte der Verfassungen liefert der Verf. (Kap. VI. p. 214) durch die genaue Schilderung der venetianischen Einrichtungen. Hier erkennt man den Einfluss einer schlaun von keiner Moral geleiteten Herrscherpolitik die dem Volke jede Gemeinheit gestattet, wenn nur der Staat d. h. die Machthaber in ihren Interessen gesichert sind; man bemerkt eine Politik die kein Recht achtet; hier erfahren wir auch p. 226 wie die damaligen Machthaber um sich die Häupter feindlicher Parteien oder gefährliche Menschen vom Halse zu schaffen, ab das Aufsehen zu vermeiden, welches eine Hinrichtung gemacht haben würde, schlechter Menschen sich bedienten um durch Gift oder Ertränken den Feind ermorden zu lassen. Die darauf bezüglichen von dem Verf. p. 227 mitgetheilten Urkunden sind höchst bedeutend. Den Schluss des Werkes macht die in vielen neuen Mittheilungen reiche Schilderung der Leistungen der italienischen Schriftsteller für öffentliches Recht und sociale Oekonomie. Wir finden hier eine unpartheiische Würdigung der Arbeiten von Albericus Ger-

Als von Alciat, Campanella, vorzüglich Vico, Beccaria, Filangieri u. a. in kurzen, kräftigen Zügen ist das Wirken eines jeden dieser Männer bezeichnet, namentlich mit grosser Unpartheilichkeit die Bedeutung von Vico geschildert. Graf Sclopis hat in der neuesten Zeit die Wissenschaft noch mit einem interessanten Werke bereichert, nemlich: *Recherches historiques et critiques sur l'esprit des lois de Montesquieu*, par Sclopis. Turin 1857. Die nähere Schilderung bleibt einer besondern Anzeige vorbehalten; hier genüge es nur aufmerksam darauf zu machen, dass es Graf Sclopis gelang, die bisher unbenützte treffliche Arbeit eines Kollegen von Montesquieu, des Hrn. von Monclar zu erhalten, was ihn veranlasste an die Mittheilung eines Theils der Arbeit von Monclar (eigentlich ein Commentar zum *Esprit des lois*) das Ergebniss eigener Forschungen zu knüpfen, worin weit richtiger als Viele in neuerer Zeit es thun, das hohe Verdienst von Montesquieu gewürdigt wird.

Mittermaier.

---

*Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1858. Fünf und neunzigster Jahrgang. Gotha, bei Justus Perthes.*

Der gothaische genealogische Almanach ist, neben seinem Interesse für das grössere Publikum, ein so unentbehrliches Handbuch für den Diplomaten, den Publicisten und Geschichtschreiber geworden, dass man höhere Anforderungen an ihn stellen muss und darf, als die der Befriedigung blosser Neugier, und seine Herausgeber sollten mit der grössten Vorsicht zu Werke gehen, damit sie nicht nach wider ihren Willen in den Fall kämen, sich und ihr Unternehmen zur Verbreitung und Accreditation grober und tendenziöser Unwahrheiten hergegeben zu haben. Eine solche, die endlich zum erstenmal in der Ausgabe für 1858 fehlt, fand sich in einer Reihe der vorhergehenden Jahrgänge, selbst noch in demjenigen von 1857. Sie bezieht sich auf die Gräfliche Familie Bentinck und lautet wörtlich so: „William von Bentinck ... erwarb durch seine Heirath mit der einzigen Tochter und Erbin des letzten Grafen von Aldenburg für sich und seine Nachkommen die Titel, Namen, Würden, Verrechte etc., sowie das Fideicommiss seines Hauses ... Der erste Graf von Aldenburg war der Sohn Anton Günthers, des letzten Grafen von Oldenburg, mit seiner Gemahlin Elisabeth von Gagnad ... Der junge Graf wäre in die Lehen seines Vaters nachgefolgt, wenn es einer Hofintrigue bei der zarten Jugend des Grafen nicht gelungen wäre, seine Legitimationsbeweise zu vernichten. Das gegenwärtige Fideicommiss mit den kaiserlichen Diplomen war die Entschädigung des dem jungen Grafen zugefügten Unrechts, zu welcher die hohen Agnaten des Grafen Anton Günther dadurch am meisten beitrugen, dass sie ihm die Erwerbung der Herrschaften

Kniphausen und Varel als immediater Besitzungen erleichterten, durch er in den Rang seines Vaters als Reichsgraf wieder eingesetzt wurde, welcher Rang auf die Familie Bentinck vererbte.“

Von dieser ganzen Rede ist nur wahr, dass der auf sein Verlangen vom deutschen Kaiser mit dem Grafentitel versehene v. Bentinck durch die angegebene Heirath für sich und seine Nachkommen das Aldenburgische Fideicommiss erwarb, alles Uebrige dagegen, und ganz besonders das über den Grafen Anton von Aldenburg Gefabelte, purer Roman, wie u. a. aus den unbestrittenen Thatsachen hervorgeht, die sich auf S. 37 der Entscheidung des „Urtheils der Juristenfacultät zu Jena, betr. den Reichsgrafen Bentinck'schen Erbfolgestreit, Leipzig, bei Bernh. Tauchnitz 1843“ verzeichnet finden. „So lange“, heisst es hier, „dieser Prozess“ (mit den Grafen von Delmenhorst) „dauerte, wollte Graf Anton Günther von Oldenburg nicht heirathen und war schon nahe 50 Jahr alt, als er mit dem Fräulein Elisabeth von Ungnad ... ein Sohn Anton erzeugte, der am 1. Febr. 1633 zur Welt kam. Eine ernsthafte Verlobung scheint nicht stattgefunden zu haben, das Fräulein von Ungnad wurde mit einer Geldsumme abgefunden und heirathete sich 1646 mit dem Ostfriesischen Geheimenrathe Dr. von Marenholz .... Anton Günther († 1667) aber, welcher bald nach der Geburt seines Sohnes von dem Theilungsprozess mit der Delmenhorstischen Linie befreit wurde, vermählte sich am 30. Mai 1634 mit der Prinzessin Sophie Katharina von Holstein-Sonderburg († 1667). Diese Ehe blieb kinderlos.“

Der berühmte Klüber hielt es nicht unter seiner Würde, ein Jahrgang des einst verbreiteten Varrentrapp'schen genealogischen Handbuchs mit aller Sorgfalt zu bearbeiten, und auch der Gothaer Almanach sollte von einem anerkannten Publicisten (dieses Wort in seinem wahren und nicht in dem Sinne verstanden, worin ihm die untergeordnetsten Zeitungsschreiber auf sich anzuwenden pflegen) wenn nicht redigirt, doch alljährlich ihm zur Durchsicht vorgelegt werden. Denn bekanntlich waren es Behauptungen und Angaben, wie die oben mitgetheilten des Gothaer genealogischen Hof-Kalenders, durch deren sehr geflissentlich betriebene Verbreitung in Kreisen, wo ein einmal und auf so bequeme Weise gewonnenes Vorurtheil nicht leicht besserer Einsicht Platz macht, die erst endlich wieder in den von Wasserscheleben herausgegebenen „Juristischen Abhandlungen“ widerlegte Meinung von der Successionsfähigkeit des früheren factischen Besitzers von Kniphausen, Reichsgrafen Gustav Adolf von Bentinck, festsetzte. Welche Folgen für den letztern gehabt, oder welche Eingriffe zu seinem Nachtheil in den Gräflich Bentinck'schen Erbfolgestreit es herbeigeführt haben, glauben wir als bekannt voraussetzen zu können.

Wir zweifeln zwar durchaus nicht, dass die so manchen Jahr wiederholte Aufnahme der gerügten unwahren Angaben in den Goth

gen. Alm. ihren Grund nur in der Unkenntnis der Herausgeber gehabt habe, diese scheint hier aber doch um so weniger verzeihlich zu sein, als die letztern, zumal der Almanach über andere Familien solche und so ausführliche geschichtliche oder vielmehr geschichtswidrige Notizen nicht liefert, wenigstens besorgen konnten, dass die auf die Bentinck'sche Familie bezüglichen ihnen im Interesse einer der beiden Parteien in dem weltkundigen Prozesse zugesendet sein möchten, und als sie sich, wenn sie nicht zu den schon 1848 im Druck erschienenen Entscheidungsgründen der Juristenfakultät ihrer eignen Landesuniversität greifen wollten, aus Dutzenden von Büchern, welche über den Bentinck'schen Prozess fast bis auf diesen Tag erschienen sind, ja aus Zeitungsartikeln und veröffentlichten Bundestagsprotokollen über die geschichtlichen Verhältnisse der Gräfl. Bentinck'schen Familie und über die uneheliche Geburt des erwähnten, auch nicht per subsequens matrimonium legitimirten, Grafen Anton von Aldenburg hätten unterrichten können.

Gleichwohl wollen wir es loben, dass sie nun endlich, wenn auch für die Sache des Rechts zu spät, ihren Irrthum durch Weglassung der gerügten Angaben beseitigt haben, nur muss es noch immer mit Recht verwundern, dass auch in dem Jahrgang von 1858 der oben genannte ehemals beklagte Graf G. A. von Bentinck mit seinen Brüdern noch nicht unter der Gräfl. Bentinck'schen Familie mit aufgeführt ist. Wäre diess den ehemaligen Klägern, was wir übrigens durchaus nicht mit Bestimmtheit behauptet haben wollen, vielleicht auch recht, so kann das doch die Herausgeber nicht abhalten, dieser Unterlassungssünde jetzt nicht minder, als jener Begehungssünde ein Ende zu machen. In dem im Oldenburgischen Gesetzblatt veröffentlichten Vergleich, den die Grossh. Oldenburg. Regierung im J. 1854 mit den Parteien abschloss, haben „der Hr. Kläger und seine Brüder für sich und ihre Nachkommen die Erklärung abgegeben, dem Hrn. Beklagten (eben so dessen Brüdern) und dessen in rechter Ehe gebornen Nachkommen die Führung des Gräfl. Bentinck'schen Namens und Titels, wie diese „auf Grund des von Kaiser Karl VI. unterm 29. Dezbr. 1732 dem W. von Bentinck ertheilten Grafendiploms in Anspruch genommen sind, nicht ferner bestreiten zu wollen.“ Eben so hat zufolge desselben Vergleichs der Grossherzog von Oldenburg, welcher, nach einem von Oesterreich und Preussen vermittelten, vom deutschen Bunde garantirten Staatsvertrage vom J. 1825, zu Kniphausen und der Gräfl. Familie Bentinck die Stellung des ehemaligen deutschen Kaisers einnahm, „solchen Grafenstand des Grafen Gustav Adolf von Bentinck und seiner Brüder und deren in rechter Ehe gebornen Nachkommen anerkannt, auch diese Anerkennung publiciren lassen. „Seit diesem Vergleiche vom J. 1854 sind also der letztgenannte Graf und seine Brüder unbestritten Mitglieder der Gräfl. Familie Bentinck und ist auch auf sie der

bekannte Bundesbeschluss von 1845, welcher „der Gräflichen Familie Bentinck nach ihrem Standesverhältnisse zur Zeit des deutschen Reiches die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit im Sinne des Artikels 14. der deutschen Bundesacte“ verlieh, um so mehr anzuwenden, als nur eine einzige deutsche Regierung sich dieser Anwendung ohne Angabe irgend eines Grundes willkürlich geweigert hat und als die juristische Facultät von Giessen (s. Juristische Abhandlungen von Wasserschleben, S. 26) diese Verleihung des hohen Adels an die Gräflin Bentinck'sche Familie ganz in Uebereinstimmung mit den in den Bundestagsprotokollen vorliegenden Verhandlungen und Abstimmungen, durch welche sie herbeigeführt wurde, für einen von der hohen deutschen Bundesversammlung ausgeübten „besondern Gnadenact“ erklärt und von ihr folgerichtig sagt: „sie wirke natürlich nur auf die Zukunft“, wovon auch bis jetzt noch niemand, ausser der bayerischen Partei und ihren Protectoren und Agenten ausserhalb der Bundesversammlung, das Gegentheil behauptet hat.

**Aug. Boden.**

*Beschreibung und Geschichte der Burgruine Steinsberg bei Weiler unfern der Amtsstadt Sinsheim im Unterrheinkreise des Grossherzogthums Baden von Karl Wilhelmi, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen etc. Nach dessen Tode herausgegeben von Dr. Karl Klunsinger in Stuttgart. Heidelberg 1848. In Commission der C. A. Sonnewald'schen Buchhandlung in Stuttgart. Fol. 46 Seiten mit 2 lithographirten Beilagen. Preis 1 fl. rheinisch.*

In der am 6. October 1846 zu Baden gehaltenen dritten General-Versammlung des Alterthums-Vereins für das Grossherzogthum Baden hielt der Herr Verfasser eine Rede: Die Burg Steinsberg bei Weiler unfern Sinsheim ob römisch? ob deutsch? worin er sich unbedingt für den deutschen Ursprung derselben entschied, und veröffentlichte solche in seinem 12. Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, Jahrgang 1848. Obgleich keine Widerlegung darauf erfolgte, so war er doch auch ferner noch stets bemüht, diesen Gegenstand, so weit es nur immer möglich war, ins klare zu setzen, und so entstand unter Benützung eines reichen Schatzes einschlägiger Literatur und vieler noch ungedruckten Urkunden vorstehende Beschreibung und Geschichte der Burgruine Steinsberg, welche somit eine sorgfältige Ueberarbeitung der ersten Schrift ist.

(Schluss folgt.)

## JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wilhelmi: Beschreibung und Geschichte der Burgruine  
Steinsberg.

(Schluss.)

In der Beschreibung wird die Burg selbst in allen ihren Einzelheiten zur Anschauung gebracht mit steter Hinweisung auf die topographischen Beilagen, den Situationsplan, den Durchschnitt des Thurmes u. s. w., welche den Denkmälen der Kunst und Geschichte des Heimathlandes, herausgegeben von dem Alterthums-Verein für das Grossherzogthum Baden durch dessen Director A. v. Bayer entnommen sind, wozu noch als Titelvignette eine Abbildung der Burg vom Jahr 1762 kommt, und es wird nachgewiesen, dass dieselbe eine der trefflichsten und am meisten erhaltenen mittelalterlichen Kaiser- und Ritterburgen, die noch bestehen, nach allen Theilen einer solchen sei. Die Geschichte zerfällt in die Zeit unter den Königen und Kaisern, die Zeit unter den Pfalzgrafen und Kurfürsten bei Rhein, und die Zeit unter den Freiherrn von Venningen. Im ersten Abschnitte wird vorzüglich die Frage nach dem Alter des Thurmes und des Mantels — denn die übrigen Bauten sind entschieden später — abgehandelt, und die Erbauung derselben Kaiser Konrad II., oder mit noch grösserer Wahrscheinlichkeit seinem Sohne, dem thatkräftigen Heinrich III. zugeschrieben. Es standen nämlich die fränkischen Kaiser in genauer Verbindung mit der Stadt Sinsheim und der ganzen Umgegend. Sie wollten daher dort eine feste Halt- und Schutzstätte haben, von welcher zugleich die über die umliegenden Orte hergebrachten Gerechtsame des rheinfränkischen Herzogthums verwaltet werden sollten. Und bald nach diesem Kaiser im Jahr 1109 tritt ein Eberhardus de Steinesberg auf, die Burg selbst aber wird zuerst 1196 genannt. Die Hauptbeweise für diesen mittelalterlichen Ursprung der Burg sind: der Mangel irgend eines sichern Merkmals für die Zeiten der Römer, das Kamin, da die Römer bei uns keine hatten, sondern bloss durch Heizungsböden und Heizungsröhren ihre Wohnungen erwärmten, die dem 11. bis 12. Jahrhundert angehörige zweigeschossige Burgkapelle, der Spitzbogeneingang und das wagrechte Thor, insbesondere die Steinmetzzeichen, deren 55 in der zweiten Beilage abgebildet sind. Mit Recht legt der Verfasser auf letztere ein grosses Gewicht; denn an keinem erweislich von den Römern herrührenden Baue in Deutschland z. B. in Mainz, Baden-Baden, Badenweiler kommen solche vor,



und während an den mittelalterlichen Bauten in Regensburg solche in grösster Menge sich finden, ist an den Ueberresten der dortigen römischen Stadtmauer keines zu sehen. Vermöge eben dieses Kriteriums ist die Mehrzahl der noch in Deutschland stehenden Burgen mittelalterlich, an den zwei Einzelnthürmen von Wimpfen, der alten Cornelia, und den benachbarten von Ehrenberg und Guttenberg aber sowie an dem Hergenthurm im Oberamt Ravensburg nehmen wir keine Steinmetzzeichen wahr, und halten sie deshalb für römisch. Angehängt ist diesem Abschnitte die Sage von einem mächtigen Riesen, wonach die Entstehung der Burg Steinsberg in die früheste heidnische Vorzeit versetzt wird. Nach dem zweiten Abschnitte, welcher von 1155 bis 1508 geht, kam die Burg als eines der ältesten Erbgüter aus den Hohenstaufischen Besitzungen an die Pfalzgrafen Wittelsbach'schen Geschlechts, und zwar an Konrad den Hohenstaufen, welcher Herzog in Franken und seit dem Jahre 1155 Pfalzgraf bei Rhein war. Diesem Konrad würden wir als dem Halbbruder des Kaisers Friedrich I., des muthmasslichen Erbauers der Besigheimer Thürme, welche mit dem Steinsberg viele Aehnlichkeit haben, und als dem Herrn, welcher Heidelberg zu einer Stadt erhob, auch die Erbauung unserer Burg zuschreiben, wenn nicht der Verfasser für Kaiser Heinrich den Schwarzen so gute Gründe beigebracht hätte. Genannte Pfalzgrafen liessen ihre Gerechtsame durch einen auf der Burg wohnenden Vogt von Adel ausüben, und es greift daher dieser Abschnitt in die Geschichte vieler adligen Geschlechter ein. Im dritten und letzten Abschnitte wird mitgetheilt, wie die Burg bleibendes Lehen der Herren von Venningen wurde, welche Schicksale sie im Bauernkrieg hatte, wie ein Unglücksfall schuld war, dass die Herrn von Venningen sie nicht mehr bewohnten und wie sie zuletzt durch einen Blitzstrahl zur Ruine wurde. Und nun folgen in 98 Nummern die Quellen dieser Beschreibung und Geschichte sammt den Anmerkungen und Erläuterungen. In Nummer 38 sind zwei Druckfehler zu verbessern, nämlich Merlo zu setzen statt Marlo und Dennys statt Denys, und in Nummer 39 einzuschalten: Stieglitz, Geschichte der Baukunst S. 431. Dem Verfasser war es nicht mehr vergönnt, die Schrift selbst zu veröffentlichen, indem der Tod am 8. April vorigen Jahrs seinem Leben ein Ziel setzte, und wir glauben durch die seinem Willen gemäss von uns geschehene Veröffentlichung derselben Ehre einzulegen.

**Karl Klunzinger.**

\*) Die hier angezeigte Schrift ist die letzte Frucht der gelehrten Thätigkeit eines Mannes, dem auch diese Jahrbücher so manchen schätzbaren Beitrag aus dem Gebiete der Alterthumskunde, zumal der deutschen und vaterländischen, die er mit seltenem Eifer und unermüdlicher Ausdauer pflegen verdanken. Ein anderes grösseres, begonnenes Werk „über die ältesten christlichen Gräber der Burgunden, Alemannen und Franken“ zu vollenden, war ihm nicht mehr beschieden: wir beklagen dies um so mehr, als kaum unter den jetzt Lebenden sich Einer finden dürfte, der auf diesem Gebiete so heimisch und so vertraut ist, wie es der verstorbene Wilhelmi war. Mit ihm ist eine

*Geschichte von Hohentwiel von Karl von Martens, königlich württembergischem Generalmajor, Commandeur des königlich württembergischen Kronenordens u. s. w. Herausgegeben unter Vermittlung des königlichen statistisch-topographischen Bureau. Mit einer Ansicht von Hohentwiel. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung, 1857. 267 Seiten in 8.*

Der Herr Verfasser der vorliegenden Geschichte von Hohentwiel erhielt bei dem Forschen nach Quellen für eine Geschichte sämtlicher innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des Königreichs Württemberg vorgefallenen kriegerischen Ereignisse, welche er im Jahr 1847 veröffentlichte, auch die auf die Uebergabe dieser Festung im Jahr 1800 sich beziehenden Akten zur Einsicht, und legte einen Aufsatz hierüber in den württembergischen Jahrbüchern, Jahrgang 1843, mit einem Plane nieder. Diess wurde ohne Zweifel die Veranlassung zu gegenwärtigem umfassendem Werke über Hohentwiel; denn das ist der Reiz der historischen Muse, dass, wer einmal einen Theil eines gewählten Punktes beleuchtet hat, nicht rasten kann, bis die Ganze aufgehell't ist. Seine hieher bezüglichen Nachrichten schöpfte er aus den Akten im königlichen Staatsarchive, im Ministerium des Kriegs und der Finanzen, in der Registratur zu Tuttlingen, wohin Hohentwiel gehört, sowie aus den auf der königlichen öffentlichen Bibliothek befindlichen Handschriften. Aber auch Familiennotizen benutzte er, unter welchen die ihm von Karl von Wiederhold, königlich württembergischem Generalmajor, mitgetheilten besonders zu nennen sind, da derselbe ein Ururenkel des Johann Georg Wiederhold ist, welcher dem berühmten Konrad Wiederhold als Kommandant von Hohentwiel folgte, und ein weitläufiger Stammverwandter desselben war. Selbstverständlich zog Herr von Martens auch alle gedruckten einschlägigen Hauptwerke, wie Sattler's Geschichte und das Theatrum europaeum zu Rath, und so kann seine Schrift gegründeten Anspruch auf möglichste Vollständigkeit und Zuverlässigkeit machen, letzteres um so mehr, als ihm auch seine militärischen Kenntnisse hierbei zu statten kamen.

---

der gründlichsten und gediegensten Forscher der deutschen und vaterländischen Alterthumskunde von uns geschieden: als solcher war er in allen deutschen Gauen bekannt und geehrt, von allen Gesellschaften, die sich die Erforschung unserer Vorzeit zur Aufgabe gesetzt haben, als Mitglied aufgenommen. Davon gibt Zeugnis eine dem Andenken des Verstorbenen von treuer deutscher Hand abgefasste Schrift, auf die wir um so lieber hier verweisen, als sie den ganzen Lebenslauf desselben, seine wissenschaftliche Bildung und seine edle Sinn- und Denkweise in einem schönen Bilde uns vorführt: *Denker der Erinnerung an Johann David Karl Wilhelmi, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen, ev. prot. Dekan und Stadtpfarrer in Sinsheim u. s. w. Skizze eines Charakter- und Lebensbildes des Vollandeten. Von Heinrich Friedrich Wilhelmi, Hofrath und Professor. Als Manuscript gedruckt für den Kreis seiner Verwandten und Freunde. Druck von G. Mohr in Heidelberg. 1847. 41 S. in gr. 8.*

Ohr. Hölzer.

Im ersten Abschnitte (von der Urzeit an bis 1546) gibt er Entstehung und Entwicklung von Hohentwiel und eröffnet sie mit einer geologischen Betrachtung über diese natürliche Felsenburg. Sichere Spuren römischer oder älterer Bauwerke daselbst finden sich nicht vor, doch ist es wahrscheinlich, dass, wenn nicht schon deutschen Volkstämme der Urzeit, wenigstens die Römer auf ganz dazu geeigneten Berge eine feste Burg erbaut haben. Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen zwischen 814 und 840 siedelten sich Mönche hier an. 893 gelangten die fränkischen Kampfboten Berchtolt und Erchamper zum Besitz von Hohentwiel und befestigten solches noch weiter. Sofort bewohnten es mehrere schwäbische Herzöge und nach dem Tode eines derselben, Burkard, hatte dessen Wittve, die hochgebildete Hedwig, ihren Wittwer daselbst. Nun fiel Hohentwiel dem Kaiser Otto III. als Erbe zu, welcher auch mehreremal selbst dort war. 1005 wurde das Kloster, welches sich von genannter Hedwig reicher Schenkungen zu erfreuen gehabt hatte, nach Stein verlegt. 1095 kam Hohentwiel von Berthold II. von Zähringen an das Haus Hohenstaufen. Das Schloss bewohnten vermuthlich seit 1086 und bis 1135 Ministerialen, welches die um diese Zeit aufgeführten Ritter von Tübingen gewesen zu sein scheinen. Um 1273 übergab Kaiser Rudolph Hohentwiel als heimgefallenes Reichslehen seinem Kanzler, Heinrich von Clingenberg aus dem Thurgau. 1488 traten die Brüder, Ritter Ulrich und Caspar der jüngere von Clingenberg, in ein Dienstverhältniss zu Graf Eberhard dem ältern von Württemberg, aber erst mit Erzherzog Sigmund von Oestreich machte Caspar der ältere von Clingenberg zwei Jahre nachher einen ähnlichen Vertrag. 1518 räumte Hans Heinrich von Clingenberg dem Herzog Ulrich von Württemberg Befreiung der Burg und Dienstbarkeit ein. Da auch Oestreich ebenfalls sich bemühte, Hohentwiel zu erhalten, so wendete sich Ulrich an König Franz I. von Frankreich, welcher mit Geld zum Ankauf davon unterstützte, und nun hielt er es mit äusserster Beharrlichkeit fest, obwohl er sich mit der Bezahlung des Kaufschillings nicht übereilte, denn es diente ihm als Stützpunkt zur Wiedereroberung seines Landes. Als es durch den Vertrag von Baden dem Haus Oestreich zugesprochen wurde, wusste er durch Bitten sich in dem Besitze davon zu erhalten. Im schmalkaldischen Kriege diente es ihm als Zufluchtstätte. Auch Herzog Christoph Ulrichs Sohn, liess sich nicht bewegen, es an König Ferdinand abzutreten, welcher stets noch Gelüste darnach hatte, abzutreten, und im Vertrag zu Passau verzichtete Oestreich darauf. Im zweiten Abschnitte (1618 bis 1650), welcher die Blüthe Hohentwiels zum Gegenstande hat, spielt natürlich Conrad Wiederhold, der heldenmüthige Kommandant der Festung, die Hauptrolle. Nur dann durfte er sie übergeben, wenn er zum drittenmal einen von Anfang bis zu Ende von Herzog Eberhard III. eigenhändig geschriebenen und mit dessen kleinem Pittschaff versehenen Befehl erhielt, und alle diese Bedin-

gungen trafen nie gleichzeitig ein, wesshalb man ihm auch nicht den Vorwurf des Ungehorsams gegen seinen Herrn machen kann. Seine Streifzüge, welche den Zweck hatten, sich Vorräthe zu verschaffen und sicher zu stellen, bieten manche ergötzliche Parthien dar. Zu dem, was der Herr Verfasser vom Jahr 1635 erzählt, können wir noch beifügen, dass damals ein junger Mensch, von Stuttgart gebürtig, mit Briefen von Hohentwiel zu Heilbronn gefangen eingebracht, und als er da entkam, von churbaierischen Reitern wieder aufgefangen und zu Bönnigheim, Oberamts Besigheim, erschossen wurde. 1650 willigte Frankreich, das seit 1640 die Oberherrlichkeit über Hohentwiel hatte, in die Zurückgabe desselben an Herzog Eberhard III. Im dritten Abschnitte (1650 bis 1793) wird der Verfall der Festung abgehandelt. Zwar wurde sie immer noch in Ehren gehalten, aber in Folge der nach und nach eingetretenen Veränderungen in der Kriegführung kam sie in Verfall, und es konnte selbst der kriegskundige Herzog Karl Alexander bei seiner kurzen Regierung ihr nicht nachhaltig aufhelfen. Sie diente nur als Ruhesitz für Felddienstuntauchliche und als Strafplatz für Staatsverlangene, unter welchen besonders Landschaftsconsulent Mehre, der erschrockene Vertheidiger des alten guten Rechts, zu nennen ist. Im vierten Abschnitte (1793 bis 1801) wird Nachricht gegeben über den Untergang der Festung. Die Uebergabe derselben an die 20,665 Mann starke französische Division des Generals Vandamme darf nicht befremden, da, abgesehen von dem schlechten Zustand der Befestigungswerke und der Besatzung, der Commandant, General von Bilfinger, 72 Jahre alt und geistesschwach war, und der ihm beigegebene Oberstlieutenant (Herr von Martens schreibt stets Lieutenant statt Lieutenant) nur im äussersten Nothfall das Ruder ergreifen durfte, das aber ist befremdend, dass die vorher über die Mängel daselbst eingesandten Berichte nicht besser berücksichtigt wurden. 2. Mai 1800 zog die Besatzung ab und 6. October desselben Jahrs fieng das Werk der Zerstörung durch die Franzosen an, welche der Festung den Ruhm der Jungfräulichkeit nehmen wollten, und es mit vandalischer Wuth bis 1. Merz 1801 vollbrachten. Der fünfte Abschnitt enthält Betrachtungen über die Ruine. Eine Wiederherstellung der Festung könnte nach dem Gutachten des preussischen Festungsbaudirectors von Prittwitz nur dann beantwortet werden, wenn zugleich auch die wichtigsten Passsperrungen im Schwarzwalde vorgenommen würden. Statt des 1. und 2. Anhangs über den Maier- und Bruderhof und die Naturerzeugnisse, welche sich für die Oberamtsbeschreibung von Tuttlingen eignen, hätten wir noch eine weitere Ansicht der Festung aus einer andern Zeitperiode zur Vergleichung gewünscht, da der Herr Verfasser nach seiner eigenen Angabe im Besitze mehrerer solcher Auf- und Grundrisse ist. Der Umstand dient der Schrift noch zu besonderer Empfehlung, dass sie unter Mitwirkung des statistisch-topographischen

Bureau veröffentlicht worden ist. Möge sie daher günstige Aufnahme und weite Verbreitung finden.

Karl Münzinger.

*Annuaire de la Société archéologique de la Province de Constantine*  
1854 — 1855. Constantine, Abadie libraire. Paris, Le  
libraire. MDCCCLV. 8. 182 S. mit 20 lithograph. Taf.

Das vorliegende Heft ist die Fortsetzung der von uns früher angezeigten Publication der archäologischen Gesellschaft Constantine. (Heidelb. Jahrb. 1857. Nr. 23.) Diese Gesellschaft von den Herrn Creully, Leon Renier und A. Cherbonneau im J. 1852 gegründet verfolgt mit reger Thätigkeit ihr Ziel Gunsten der alten Denkmale der Provinz Constantine, durch „Sammeln, Erhalten, Beschreiben“ derselben.

Davon gibt auch dieses vorliegende Heft Zeugnisse. Nach der Natur der Geschichte des Landes enthält dasselbe Arbeiten über orientalische und occidentalische Denkmäler, und unter den letzteren nichtchristliche und christliche. Wir wollen nach diesen hier angedeuteten Rubriken eine Uebersicht des Inhaltes geben, mit besonderer Berücksichtigung der epigraphischen römischen Denkmäler, welche ohnehin den grössern Theil des Inhaltes ausmachen.

Zu dem Kreise des Orientalischen gehören folgende Aufsätze:

1) *Essai sur la littérature arabe au Soudan* par M. A. Cherbonneau (p. 1—49). Der Verfasser gibt darin nähere Kenntniss und Auszüge eines vorher unbekannten und noch unedirten arabischen Werkes des Ahmed-Baba aus Tombuktu, das den Titel führt: *Tekmilet ed-dibatje* („*Complément du Djabatje d'Ibn-Ferhan*“). Es ist dieses ein alphabetisches Verzeichniss der heiligen und gelehrten Moslim, welche sich unter der schwarzen Bevölkerung inneren Africa's hervorgethan haben, mit Notizen über ihr Leben und ihre literarischen Werke, und zwar von der Zeit an als der Islam dorthin gedrungen war, im vierzehnten Jahrhundert bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit Ahmed-Baba lebte. Der Verfasser des Aufsatzes hebt hervor, dass durch jenes Werk ein bisher so gut wie unbekanntes Gebiet der arabischen Gelehrten Geschichte zu unserer Kenntniss gelangt.

2) *Lettre de M. Ch. Tissot à M. Cherbonneau sur les inscriptions de l'Amphitheatre d'El-Djem*. (Régence de Tunis.) Die besprochenen drei Inschriften von wenigen Zeilen an dem genannten, schon vielfach beschriebenen grossen Amphitheater, waren bisher von keinem der vielen Reisebeschreiber bemerkt oder doch genannt worden als in der neuesten Zeit von Dr. Barth, welcher wegen localer Schwierigkeiten nur eine mangelhafte Abschrift davon geben konnte. H. Tissot, Vice-Consul zu Tunis, theilt nun genaue Copien derselben mit (Taf. 3). Die erste hält er mit Dr. Barth

für geschrieben in Berbern-Schrift, ebenso die dritte; die Schrift der zweiten hält er für arabisch. Eine Erklärung der Inschriften wird nicht gegeben.

3) *Sur une inscription arabe trouvée à Constantine par M. A. Cherbonneau* (p. 102—108). Die mitgetheilte Inschrift auf einer Marmortafel, ursprünglich an einer Moschee (*Sonk-el-Rezel*) zu Constantine befindlich, aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, enthält Notizen über deren Erbauer und Verse zum Lobe des Baues.

4) *Les Ruines de Carthage d'après les écrivains musulmans, par M. A. Cherbonneau* (p. 119—129). Ein Aufsatz von allgemeinem Interesse, weil er an einem recht auffallenden Beispiel zeigt, wie Geschichte in unserm europäischen Sinne des Wortes Etwas den Schriftstellern des Islam ganz Fremdes ist, theils wegen ihrer stolzen Unwissenheit, theils wegen ausschliesslich herrschender Phantasie, welche auch auf dem historischen Gebiet mit ihren eigenen Erfindungen sich begnügt. Ueber das alte Karthago sind hier aus arabischen Schriftstellern die sonderbarsten Sagen und Erdichtungen zusammengestellt.

5) *Note sur Bordj-el-Arif* von Tissot. Bordj-el-Arif ist eine Ruine in der Nähe von Mehedia, welche der Verfasser für das Grabmal des Imam El-Mehadi, des Erbauers von Mehadia, aus dem sechsten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, hält.

Ausser diesen Aufsätzen gehören dem orientalischen Gebiete noch an einige lithographische Tafeln ohne Text, nämlich das Facsimile einer zu Constantine gefundenen Inschrift in berberischer Schrift und Sprache (Taf. 1); ferner *Tableau de l'alphabet berbère avec la concordance des lettres arabes, Document extrait de la paléographie d'Eyoub-Ben-Mosléna par M. Limberi* (Taf. 2); *Facsimile d'une Inscription punique trouvée à Guelma (Kalama)* (Taf. 5); *Inscription punique trouvée à Guelma sur une stèle* (Taf. 6).

Dem römisch-griechischen Kreise gehört Alles übrige in dem vorliegenden Hefte an. Auch in diesem Kreise werden mehrere Abbildungen von Sculpturresten und Gefässen (jedoch ohne besondere Bedeutung) gegeben ohne erklärenden Text. Die hierher gehörigen Aufsätze aber sind folgende:

1) *Exploration archéologique du Chettâba (près de la ville de Constantine) par M. A. Cherbonneau* (p. 53—70). Es werden hier achtzig unedirte römische Inschriften publicirt. Wenn auch die meisten (Grabchriften und einige tituli honorarii) nicht von bedeutender Wichtigkeit sind, so werden doch zwei für die dortige Geschichte und Landeskunde interessante Data darin gefunden, nämlich Beweise eines dort bestandenen Gemeinwesens, der *Res publica Phuensium* (welcher Namen sich noch bis jetzt erhalten hat in dem Ortsnamen Ain-Phonwa) und eines *Castellum Arsacalitanum*. Den Anfang der hier mitgetheilten Inschriften bildet eine Anzahl von ein und zwanzig gleichartigen Inschriften, welche man an den Wänden einer dort befindlichen Grotte eingemeiselt sieht. Man glaubte vor der



nähern Untersuchung, es seien dieses Grabschriften von dort begrabenen christlichen Martyrern und man nannte in diesem Glaube den Ort la Grotte des Martyrs. Eine nähere Betrachtung zeigt sogleich einen andern Inhalt dieser Inschriften. Alle fangen regelmäßig an mit den Buchstaben GDAS; darauf folgt ein eigener Name im Nominativ oder Ablativ mit dem Beisatze MAG. PHIVENS (Magister Phuensium.) Hr. Cherbonneau erklärt die voranstehenden einzelnen Buchstaben mit: *Genio domus augustae sacrum*. Das spricht die Ansicht aus, es seien bei jedem Amtsantritt eines neuen Gemeindevorstehers (*Magister*), in dieser Grotte Opfer oder andere Festlichkeiten zu Ehren des Genius des kaiserlichen Hauses gehalten worden, und bei dieser Veranlassung sei dann jedesmal der Name des *Magister Phuensium* eingeschrieben worden. Zur Bestätigung seiner Erklärung jener Anfangsbuchstaben beruft sich Hr. Cherbonneau auf einen von ihm zu Constantine gefundenen Votivstein mit dem Anfange: *Genio domus .... t. sacr.* und auf die bei Orelli n. 45 und Zell Delect. n. 148 aufgenommene Inschrift *Numini domus Augustae sacrum etc.* Es hätte dafür aber noch Anderes angeführt werden können. Es ist nämlich Thatsache, dass man bei jeder Weihung und Widmung zu Ehren von Personen seien dieselben göttliche oder menschliche und im letztern Falle abgeschiedene oder lebende, seien es einzelne Personen oder verbundene Gesammtheiten, statt die Personen oder Corporationen zu nennen ihren Genius und bei Frauen ihre Juno nannte. Beispiele dafür findet man in Menge in dem betreffenden Kapitel bei Orelli, wo Inschriften mit Erwähnung von Genien zusammengestellt sind (Cap. IV. §. 25. Genii. n. 1680 ff.) und bei dessen Fortsetzer Henzen (n. 5771 ff. Vrgl. Ind. III. p. 27. s. v. Genius) so wie noch andere Nachweisungen darüber von mir an einem andern Ort beigebracht worden sind (Handbuch der röm. Epigraphik II. 207). So war es denn auch nur in Uebereinstimmung mit dieser Sitte, wenn man bei Dedicationen statt einfach die Namen des Kaisers zu setzen, ihren Genius nannte. So kommen die *Genii Augustorum et Caesarum* häufig genug vor. Die Umschreibung durch *Numen* mit dem betreffenden Namen des Kaisers ist etwas Aehnliches; aber doch bestimmt von Genius verschieden, indem letzteres auch von andern Personen aller Art vorkommt, ersteres aber nur von den göttlicher Ehren theilhaftigen Kaisern. Nach dem oben angeführten Gebrauch von Genius kann es nur als eine natürliche Folge davon erscheinen, dass man auch einen *Genius domus augustae* findet. Dabei ist es jedoch bemerkenswerth, dass obgleich *Numen domus augustae* auf vielen Steinen vorkommt, der Ausdruck *Genius domus augustae* viel seltner ist. Für die von Cherbonneau gegebene Erklärung der Abkürzung G. D. A. S. könnte man noch anführen die Abkürzung G. D. N. auf einer Inschrift von Nîmes bei Orelli n. 4878, welche von frühern Erklärern genommen wird für: *Genio domini nostri*; doch ist diese Auslegung zweifel-



haft und wird von Hagenbuch vielleicht richtiger gelesen *Genio Decimi nostri*, ähnlich wie auf einer andern Inschrift eben daher (Orell n. 4879) *G. T. N. Genio Titi nostri*. Die andern hier mitgetheilten Inschriften aus diesem Districte *Chettaba* bei Constantin, und zwar dem Gemeinwesen der *Phuenses* angehörig, sind einige *Tituli honorarii* der *Julia Domna*, des *Septimius Severus* und des *Caracalla* gesetzt von der *Res publica Phuensium*, und fünf und dreissig Grabschriften. Auf jenen erstern ist die deutliche Spur, dass Worte ausgemeiselt (ohne Zweifel der Name *Geta's*) und durch schmeichelnde Prädicate *Caracallus* ersetzt sind. Was die Grabsteine betrifft, so enthalten sie meistens nur einfache Namen, mit Ausnahme eines *Ti. Claudius Cilius*, eines Lusitaners, *Eques alae Panoniorum T. (tertia)* (n. 11.) und eines *Miles Leg. III.* (n. 12.). Bemerkenswerth ist dabei, dass fast alle diese Grabsteine die überhaupt in Numidien an solchen Steinen gewöhnlich angebrachte Verzierungen, eine Rosette und einen halben Mond haben und ferner, dass darunter Verstorbene vorkommen mit dem hohen Alter von 131 Jahren (*M. Julius Abacus* n. 1. p. 76), von 120 Jahren (*M. Cassius Gracilis* n. 2. Ebend.), von 95 (*Julius Rufus* n. 12. p. 77) und 91 Jahren (*Fulvia Gaetula* n. 4. p. 76). Von der Localität, wo das *Castellum Arsacalitanum* stand werden zwei Inschriften mit dessen Namen mitgetheilt (ein Votivstein für *Ceres Augusta* und die Aufschrift eines Triumphbogens für Kaiser Trajan); ausserdem eine Anzahl gewöhnlicher Grabschriften.

2) Zwei kurze Briefe von Tissot an Cherbonneau. In dem ersten, in welchem wir erfahren, dass Hr. Tissot mit einer Monographie des Sees Triton beschäftigt ist, werden mehrere sehr verstümmelte Inschriften-Fragmente mitgetheilt, gefunden in der Localität Sidi-Medien in der Regentschaft Tunis, welche nur insofern von einigem Interesse sind, weil der auf einem der Fragmente vorkommende Name *Colonia Vallis* die vorher unbekannte Lage dieser römischen Colonie anzeigt. Der andre Brief theilt die zu Mehadie in der Regentschaft Tunis gefundene Grabschrift eines Malteser Ritters *Johannes Antonius de Piscatoribus* mit, der um die Mitte des XVI. Jahrhunderts in der dortigen Citadelle commandirte.

3) *Extrait d'une lettre de M. Leon Renier à M. Cherbonneau sur une inscription chretienne trouvée à Constantine.* Die Inschrift ist zwar nur eine kurze griechische Grabschrift eines kleinen Mädchens von sieben Jahren, *Ulpia*, die ausserdem auch noch den Namen *Constantia Byzantia* führte, aber desswegen nicht ohne Interesse, weil diese Inschrift bis jetzt die einzige griechische Privatinschrift ist, die man in Afrika gefunden hat.

4) Eine kurze aber interessante mit einer Zeichnung versehene Note von Meurs über eine grosse Cisterne aus der römischen Zeit, die Cisterne von Tiklat bei Boigia, welche ohngefähr 12,000 Kubik Meter Wasser fassen konnte.

5) *Essai sur le Madrasen* von F. Becker (p. 9—18) und:

*Le Mausolée du roi Aradion, par M. A. C.* (p. 180—182). Bei Aufsätze haben das schon seit hundert Jahren bekannte und beschriebene architektonische Monument in der Provinz Constantine zum Gegenstand, das von den Eingebornen Madr'asen genannt wird, sonst auch unter dem Namen Grab des Siphax bekannt ist. Es ist diess ein mit Halbsäulen versehener Rundbau von 57 Fuss Umfang, worauf sich eine mit Stufen versehene Pyramide erhebt, das Ganze mit einer Höhe von 57 Fuss. Der Verfasser des ersten Aufsatzes weist die Unrichtigkeiten und das Ungenügende der bisherigen Untersuchungen und Beschreibungen des Monumentes nach und bestimmt seinen architektonischen Charakter als einer Uebergangsperiode zwischen der ägyptischen und griechischen Kunst und nicht, wofür es früher ausgegeben worden ist, der toskanischen Säulenordnung angehörig. Der Verfasser hält den Bau für eine Begräbnisstätte der alten numidischen Könige. Der zweite Aufsatz enthält die kurze, aber beachtenswerthe Andeutung, das Bauwerk Madr'asen sei nichts anderes als das grosse Grabmonument („sepulchrum ingens“), welches der nachherige Kaiser Probus Feldherr in Afrika dem von ihm im Zweikampf erlegten feindlichen Anführer Aradion habe errichten lassen nach einer Notiz von Vopiscus Prob. cap. IX, und der Name Madr'asen selbst sei eine arabisirte Abkürzung von *Monumentum Aradionis*.

6) *Inscriptions latines trouvées à Kreneg (Province Constantine)* von M. J. Marchand (p. 129—137). Die Ruinen von Kreneg sind, wie Hr. Renier gefunden hat, die Reste der alten Stadt Tidis (*Res publica Tuditana*). Der Verfasser des Aufsatzes giebt eine nähere Beschreibung der Lage und Beschaffenheit derselben. Seine epigraphische Ausbeute besteht nur in einer kleinen Anzahl wenig bedeutender Grabschriften.

7) *Inscriptions inédites du Musée de Constantine* von M. J. Marchand (p. 137—147). Eine Anzahl Grabschriften mit einfachen Namenbezeichnungen und einige Fragmente anderer Inschriften. Unter den Frauennamen der Grabschriften bemerken wir *Panaria Comes Astidita*. Hier möchten wir den letzten der drei Namen für eine Bezeichnung der Heimat halten, von dem Namen eines Ortes Astidita in Spanien (Orell. n. 5210). Der Name Comes von einer Frau darf nicht befremden, da ja sogar Cognomina ausschliesslich männlichen Geschlechtes in Verbindung mit Frauennamen vorkommen wie *Mucia Antiochus* u. a. wovon Marini Att. arv. p. 323 Beispiele zusammenstellt.

8) *Notice sur des inscriptions latines découvertes récemment dans la Province de Constantine* von Cherbonneau (p. 147—175).

Drei und fünfzig bis dahin unedirte Inschriften, welche Hr. Cherbonneau theils in den Ruinen von Oudjel (*Uzelis*) bei Mila und anderwärts selbst fand und abschrieb, theils aus mitgetheilten Abschriften Anderer hier bekannt macht und mit manchen schätzbaren Bemerkungen begleitet. Diese Inschriften bestehen zum

plätzen Theil aus Grabschriften, ausserdem aus einigen Meilen-  
steinen, *Tituli honorarii* und Votivsteinen. Wir heben hier daraus  
einiges hervor.

Die erste der mitgetheilten Grabschriften ist folgende:

D. M. | SEXANNV | SEXENOV | NOVELLVS |  
V. A. LXVIII | H. S. E.

Der Verfasser überlässt es Andern die zweite und dritte Zeile  
zu erklären; versichert aber die Abschrift sei ganz genau genom-  
men. Sei es, dass das Original Fehler hat, oder undeutliche Schrift,  
ist wohl nicht zu bezweifeln, dass diese beiden Zeilen den Na-  
men des Abgeschiedenen enthalten mit Angabe der Abstammung  
und der Tribus, wohl: *Sex. Annius Sex. fil.* Der Name der Tribus  
ist *QVIR.* (welche am meisten in Africa vorkommt) oder *VOTVR*,  
worauf die letzten Buchstaben der Zeile hinweisen. Der Grab-  
stein eines *C. Julius Pacatus* (p. 151. n. 9.) ist bemerkenswerth  
durch das hohe Alter von hundert zwanzig Jahren. Er ist gefun-  
den worden in dem Thale Bou-Merzong, in einer jetzt für sehr  
gesund geltenden Gegend. Auf dem Grabstein einer Frau (p. 152.  
n. 10), welche von ihren zwei Namen (*Antonia Monnica*) den letz-  
ten mit der Mutter des h. Augustinus gemein hat, wird berichtet,  
dass ihr Mann *Volumnius Felix* ihr hat errichten lassen: *statuam  
et aras duas uno nomine scriptas*. Dass Statuen und Altäre den  
Verstorbenen als Grabdenkmale gesetzt wurden, ist bekannt; aber  
auch von solchen gleichlautenden Duplicaten von Grabschriften auf  
demselben Grab und für dieselbe Person, wie die hier genannten  
*aras duas uno nomine scriptae* finden sich sonst Beispiele. Orelli  
n. 4725. Tom. II. p. 830 gibt eine solche Zwillingsinschrift eines  
Grabmonumentes und einige Nachweisungen darüber; ein anderes  
Beispiel findet sich auf einem Grabstein zu Arles bei *Estrangin*.  
*Description d'Arles*. p. 253. n. 76. Es geschah diese Verdopplung  
wohl in der Absicht, um die Schrift desto sicherer zu erhalten, wie  
auch an andern Denkmälern dasselbe Verfahren öfters beobachtet  
wurde. Das sehr beschädigte Fragment eines wahrscheinlich der  
Zeit des Caracalla angehörenden Meilenzeigers hat uns den bisher  
sonst auf den africanischen Inschriften noch nicht gefundenen Na-  
men der *Res publica Silensium* erhalten. Herr Cherbonneau  
weist nach, dass diess die von den Geographen zwar ignorirte, aber  
in der Kirchengeschichte Afrikas als Bischofssitz vorkommende Stadt  
*Sila* ist und sucht ihre Lage näher zu bestimmen. — Von den *ti-  
tulis honorariis* ist folgender von der Gemeinde *Calama* (Guelma)  
errichtete beachtenswerth (n. 31. p. 162).

Q. DOMITIO. Q. F. | QVIR. VICTORI | PRAEF. COH. VI.  
BRITTON. | TRIB. MIL. LEG. X FRETENSIS | TRIB. MIL.  
LEG. III. CYRENAICAE | CALAMENSES | PATRONO | AERE  
COLLATO.

Der durch das Denkmal geehrte Patron von *Calama* war  
*Praefectus cohortis VI Brittonum*. In dem vorliegenden Abdrucke

setzt der Herausgeber dem zuletzt angeführten Worte (BRITTON) ein (*sic*) bei, wie wenn dasselbe auffallend wäre und als zweifelhaft angesehen werden könnte. Bekanntlich kommen aber auch schon die *Cohortes Brittonum* vor bis auf die Zahl VI. Dass sie von den Brittani verschieden waren zeigt eine *Tabula honestae missionis* von Domitian (*Orelli-Henzen* n. 5430), wo *Cohors I. Britannica* und *Coh. I. Brittonum* neben einander genannt werden. Ausser den Nachweisungen über diese *Cohortes Brittonum*, welche Orelli zu n. 304 gibt und ebendazu Henzen pag. 78, welcher auf Borgehesi in den *Annal. Inst. archeol.* 1846 p. 314 verweist, können noch angeführt werden Lersch in *Jahrbbb. der rhein. Alterthumsfreunde* 1846. IX. Seite 67 und Hefner Oberbayer Archiv VI. 18, welche denselben Gegenstand behandeln. Ein anderer, leider verstümelter Titulus honorarius zeigt den Namen der *Vibia Aurelia Sabina*, Schwester des Kaiser *Septimius Severus*, als Patronin der Stadt *Calama*. Unter den Widmungen zu Ehren von Gottheiten ist bemerkenswerth eine Inschrift an einem nicht erhaltenen Denkmal, welches *Honoratus Baebianus* ein Municipalbeamter setzen liess bei Gelegenheit der von ihm veranstalteten *Ludi florales* (n. 38. p. 166). An dem fragmentirten Schlusse der Inschrift wird ein *tumultus geticus* erwähnt und ein Centurio Bruder des Stifters; aber was man über den Sinn der lückenhaften Stelle sagen kann, auch der Sinn derselben, den Hr. Cherbonneau annimmt, ist ein bloßes Rathen.

8) Nach einer kurzen, aus *Morcelli Africa christiana* geschöpften Notiz über die Kirche zu *Cirta* bei dem Anfang der Diocletianischen Christenverfolgung (*Inventaire du Mobilier de l'Eglise de Cirta en 303 de J. C. p. 174—177*) folgt.

9) *Sur une colonne milliaire trouvée à Tunis* von Ch. Tissot. Der Meilenzeiger zu Tunis gefunden zeigt den Namen des Kaiser *Maximinus* und seines Sohnes als der Wiederhersteller des Weges *a Karthagine usque ad fines Numidiae*, mit der Meilenzahl LXX. Hr. Tissot stellt sich die Frage, wie diese Granitsäule aus dieser Entfernung (70 römische Meilen von Karthago) nach Tunis gekommen sein möge, da man dort doch Steine aller Art in der nächsten Nähe, in den Ruinen Karthagos fand. Er erklärt sich diesen Umstand durch die Annahme, dass dieser Meilenstein kurz vor dem Tode des *Maximinus* zu Karthago gefertigt, so lange der Kaiser lebte, nicht mehr an den Ort gebracht werden konnte und in den Magazinen zu Karthago liegen blieb. Es wäre diese Annahme an sich nicht unangemessen. Nun aber ist noch ein Meilenstein übrig, welcher dem Verfasser des Aufsatzes entgangen ist, und welcher dieselben Namen enthält, gleichfalls als Wiederhersteller der nämlichen Strasse *a Karthagine usque ad fines Numidiae*; sogar auch mit der nämlichen Zahl LXX, der aber ein Jahr später gesetzt ist, nämlich nicht wie ersterer *Trib. pot. III. Imp. V.* (237 n. Ch.), sondern *Trib. pot. IIII. Imp. VI.* (238 n. Ch.). Dieser letztere

Stein ist schon vor Jahren von *Letronne* in der *Revue archéolog.* p. 821 bekannt gemacht worden und wiederholt bei *Orelli-Henzen* 5312. Vol. III. p. 45. Aus demselben können auch die letzten drei Zeilen des von *Tissot* bekannt gemachten unvollständigen Steines ergänzt werden. Ein noch mehr verstümelter Meilenzeiger von derselben Strasse von Karthago an die Grenzen Nubidiens, und aus demselben Regierungsjahre des Kaiser Maximinus wie der von *Tissot* bekannt gemachte (*Trib. pot. III. Imp. V.*), bei El-Kaf in dem Gebiete von Tunis gefunden, wurde schon früher von *Temple* bekannt gemacht, aufgenommen bei *Orelli-Henzen* n. 5524.

---

*Leges municipales Salpensana et Malacitana, aliaque supplementa ad monumenta legalia, quae continet delectus inscriptionum romanarum cum monumentis legalibus fere omnibus editus a Carolo Zell. Heidelbergae, sumtibus Caroli Winter MDCCLVII.*

Wie der unterzeichnete nach einer bei unsern Heidelberger Jahrbüchern bestehenden Einrichtung seiner Zeit das von ihm herausgegebene Handbuch der römischen Epigraphik angezeigt hat (*Heidelberger Jahrbücher* 1851. Nr. 9), so möge es ihm vergütet sein, die oben angeführten Supplemente zu diesem Buche mit wenigen Worten zur Anzeige zu bringen.

Die Unvollkommenheit des Werkes, wozu diese Supplemente gegeben werden, ist mir keineswegs verborgen. Es wird auch überhaupt nicht leicht vorkommen, dass der Verfasser eines wissenschaftlichen Werkes von einigem Umfange nicht nachher, nachdem es herausgegeben ist, Manches findet, was er anders, was er besser hätte geben sollen und geben können. Um so eher ist dieses der Fall, wenn ein so überaus reichhaltiger Stoff und eine solche Masse von Detail zu bewältigen ist, wie dieses bei jenem Handbuche der römischen Epigraphik zu geschehen hatte. Dazu kam, dass seit mehr als einem halben Jahrhundert kein Lehrbuch von Erheblichkeit für diesen Zweig der Alterthumskunde erschienen war und in Deutschland überhaupt niemals; so dass jenes Handbuch gleichsam als ein erster Versuch gelten kann, die römische Epigraphik allgemeiner zugänglich zu machen und sie als eine nothwendige Ergänzung der römischen Literatur in dem Kreise der classischen Studien etwas mehr zu popularisiren. In dem ersten Theil dieses Handbuches (*Delectus inscriptionum*) findet derjenige, welcher mittelst desselben sich in dieses Gebiet will einführen lassen, eine systematisch geordnete Auswahl von allen Gattungen von römischen Inschriften und darunter die inschriftlichen Denkmäler, welche sich auf das Staats- und Rechtswesen beziehen, die s. g. Monumenta legalia vollständiger beisammen als sie sonst irgendwo zu treffen sind. Der andre Theil des Handbuches gibt nach einer Einleitung und einem

allgemeinen Abschnitte über die Schrift und über die Sprache der Inschriften, eine Darstellung dessen was einer jeden einzelnen Gattung nach Inhalt, Einrichtung und Formeln eigenthümlich. Es ist nicht sofort durch unmittelbares Studium der ganzen Masse der Inschriften sich mit diesem Gebiete bekannt machen will, sondern eine Anleitung dazu wünscht, dem kann dieses Buch, welches in seinen Vollkommenheiten es auch noch haben mag, als Führer sich annehmen, schon aus der einfachen Ursache, weil es ein andres Buch von einer andern Art, mit Ausnahme einiger ältern bei uns schwer aufzutreiben, ausländischer Werke wie die von Zaccaria und Morcelli, ein ähnliches Hilfsmittel sonst gar nicht gibt. Dieser Umstand hat besonders dazu beigetragen haben, dass dieses Epigraphische Handbuch von Seiten mehrerer competenten Richter in öffentlichen Anzeigen und Beurtheilungen eine wohlwollende, nachsichtige Aufnahme und Empfehlung gefunden hat. Diese Verfahrungsweise wird gewiss nicht bloss in den Augen des Verfassers des Handbuches sondern eines jeden billig denkenden Beurtheilers vernünftiger und gerechtfertigt erscheinen, als das Verfahren dessen, welcher lediglich nur die Mängel und Unvollkommenheiten des Buches hervorhebt und den Verfasser mit injuriösen Ausdrücken angreifen wollte, gleich der letztere ohne alle Anmassung auftritt und erst nachher seit so langer Zeit Niemand der es besser verstand sich dieser Mühe unterziehen wollte, diese von ihm selbst früher und gewiss auch von vielen Andern empfundene Lücke durch Herausgabe der vorliegenden Anleitung zur römischen Epigraphik einigermaßen auszufüllen trachtete. Was den Inhalt des Handbuches betrifft so hat sich seit der Zeit seines Erscheinens im Einzelnen genug zu verbessern gefunden; Versehen und Incorrectheiten, welche bei einem Werke der Art so schwer ganz zu verhüten sind, Mängel und Fehler, auf welche die Beurtheiler aufmerksam machten oder welche das Erscheinen neuer epigraphischen Quellen und Hilfsmittel zu decken liess; aber die Anlage und Einrichtung des Buches im Ganzen scheint mir auch jetzt noch zweckmässig. Dahin rechne ich auch den Druck der Inschriften des Delectus mit kleinerer und nicht mit Kapital-Schrift. In einer solchen Anleitung zur Epigraphik um mit dem Inhalte der epigraphischen Quellen bekannt zu werden (und dieses ist am Ende doch der Hauptzweck der epigraphischen Studien) scheint mir neben mitzutheilenden Schriftproben auch jetzt noch diese Form die beste. Aber auch an sich und im Allgemeinen, trotz der glänzenden Proben einer mit epigraphischem Charakter versehenen Kapital-Druckschrift in neuern epigraphischen Werken, bleibt für das Wiedergeben alter Inschriften als wirklich rationell nur die Alternative: entweder Fac-simile oder gewöhnliche Druckschrift; analog der Herausgabe schriftlicher Denkmäler aus Handschriften. Nur in einem Punkt der äussern Einrichtung des epigraphischen Handbuches würde ich nach den gemachten Erfahrungen jetzt einen andern Weg einschlagen als der früher gewählt



Ich würde nämlich jetzt, wie ich Anfangs wollte und wovon nur nach dem Wunsche des Herrn Verlegers abgieng, das Werk nicht in deutscher sondern in lateinischer Sprache redigiren, wodurch die Verbreitung auch ausser Deutschland, (welche es übrigens doch so namentlich in Frankreich bis zu einem gewissen Grade geden hat) nicht wenig gefördert worden wäre.

Bei der lebhaften Regsamkeit, welche in dem Gebiete der römischen Epigraphik in der neuesten Zeit bemerkbar ist, sowohl hinsichtlich der fortwährenden Auffindung neuer Denkmäler als der wissenschaftlichen Arbeiten, konnte es nicht fehlen, dass der Verleger des angeführten Handbuches ausser den sonst anzubringenden Verbesserungen auch manche Zusätze und Ergänzungen beizufügen hatte. Der bei weitem wichtigste Fund in diesem Kreise sind aber ohne Zweifel die bedeutenden Reste der Gemeindeordnungen der alten Gemeinden Salpensa und Malaga in Spanien. So war es vor Allen angezeigt, diese Denkmäler als Supplement des *De tabulis inscriptionum* zu geben. So machen denn auch diese *Tabulae legum municipalium* mit Einleitung und damit dem britischen Apparate den Hauptinhalt des vorliegenden Nachtrages aus. Da aber gerade eine grössere Reichhaltigkeit der *Monumenta legalia* dieser Sammlung beabsichtigt war, so wurden vorzugsweise vor allem solche Ergänzungen und Nachträge die beiden Gemeindeordnungen beigelegt, welche gleichfalls zu dieser genannten Klasse von Inschriften (der *Monumenta legalia*) angehören; und zwar theils neu aufgefundene, theils schon früher bekannte aber jetzt in besserer Gestalt mitzutheilende. Zu diesem Zwecke wurden ausser mehreren Gesellschafts-Schriften und Reniers Werk über die Inschriften Algeriens, besonders die Arbeiten Mommsens und der dritte Band der Orelli'schen Sammlung von Henzen benützt.

Hinsichtlich des zuletzt genannten Werkes benütze ich die Gelegenheit dieser Anzeige zu zwei kleinen Berichtigungen. Pag. 26. n. 1767 a. dieser meiner Supplemente wird nämlich bei Erwähnung der *Fasti municipales Capuani* von mir als etwas Auffallendes bemerkt, dass Henzen an der betreffenden Stelle in Orelli Vol. III. p. 56 zu n. 611 die letzten Schriften von A. W. Zumpt über diesen Gegenstand anzuführen unterlasse. Allerdings fehlen diese Anführungen an der betreffenden Stelle bei Henzen, was etwas auffallen musste. Aber von Herrn Henzen selbst durch eine gütliche Mittheilung darauf aufmerksam gemacht, habe ich dieses dahin zu berichtigen, dass in den *Addenda et Corrigenda* pag. 495 von Henzen diese Verweisung auf jene Schriften Zumpt's nachgesetzt worden ist. Ebenso ist ein andres kleines Missverständniß zu berichtigen. Wo nämlich Henzen zu n. 1085 Orelli (Vol. III. p. 113) von der auf Deutz bezogenen Inschrift spricht, worin *castrum Divitense* erwähnt wird, sagt er dabei: *si quidem re vera titulus antiquus est, id quod loco quodam operum Ruperti abbatis Tutiensis Coloniae ed. 1602 probari videtur*. An einer andern Stelle



(zu n. 6730. pag. 345) sagt er: „*Castrum Divitense in monumentis tantum fictitiis vel interpolatis exstat.*“ Diese Fassung veranlasste mich zu der Vorstellung, wie wenn Henzen an der einen Stelle jene Inschrift für alt hielte, an der andern aber den *fictitiis* beizählte. Eine genauere Vergleichung beider Stellen zeigt aber, dass er die Inschrift an beiden Orten zu den *interpolatis* zählt. Ich halte mich um so mehr verpflichtet, diese kleinen Berichtigungen hier zu geben, je lebhafter ich die Dankbarkeit und Anerkennung empfinde, mit welcher gewiss Alle, welche sich mit römischer Epigraphik beschäftigen, diese neue so mühevollen und wichtige Arbeit des Herrn Henzen aufgenommen haben und benützen.

Zell.

---

Von der verehrlichen Redaction aufgefordert, obiger Anzeige des Annuaire S. 102 einige Worte über die ins Gebiet der orientalischen Philologie gehörenden Aufsätze des vorliegenden „Annuaire“ beizufügen, unterzieht sich Ref. um so bereitwilliger dieser Arbeit, als Herr Cherbonneau, der gelehrte Verfasser derselben, ihm durch andere Arbeiten längst als ein gründlicher und strebsamer Orientalist bekannt ist, der sich namentlich durch zahlreiche Beiträge zur Kenntniss der Sprache, Literatur und Geographie des nördlichen Afrikas viele Verdienste erworben.

Der erste Aufsatz des H. Cherbonneau führt die Ueberschrift: „*Essai sur la littérature arabe du Soudan d'après le Tekmilat el dibadje d'Ahmed Baba, le Tombouctien.*“ Diese Ueberschrift allein wird schon manchen europäischen Leser in die grösste Spannung versetzen. Der Islam ist also nicht nur mit seinen Fasten, Geboten und Waschungen, sondern auch mit seinen intellektuellen Schätzen in das innere Afrikas gedrungen und auch die durch die Wüste von der übrigen Welt abgesonderten Neger sind nicht bloss durch ihre Pilger und Handels-carawanen sondern auch durch ihre Gelehrten mit derselben in ununterbrochenem Wechselverkehr gestanden. Das biographische Wörterbuch Ahmed Baba's lässt uns einen Blick in die literarische Thätigkeit eines Landes thun, über dessen Erzeugnisse, Handel und Industrie wir kaum noch genügende Aufschlüsse haben. Wir sehen in Tombuktu nicht nur Schulen, Bibliotheken und Schriftsteller wie in Cordova und Kahirä, sondern auch Fürsten, welche die wissenschaftliche Blüthe ihres Landes unter ihren Schutz nehmen. Mit dem Islam und seiner Gesetzgebung kam aber auch leider die mohammedanische Intoleranz in das innere Afrikas, welche fortan bis auf den heutigen Tag das Reisen in diesen Ländern so gefahrvoll macht.

(Schluss folgt.)

**JAHRBÜCHER DER LITERATUR.**

Annuaire de la Société archéolog. de la Province de  
Constantine.

(Schluss.)

Wir sehen aus der Biographie des Mohammed Ibn Abd Elke-  
m, welcher im 9. Jahrhundert der Hidjah lebte, wie weit die  
Verfolgungssucht gegen Nichtmohammedaner schon damals gediehen  
war. Dieser Afrikaner war Verfasser zahlreicher Werke über Ju-  
risprudenz, Ethik, Rhetorik, Traditionskunde, Grammatik, Logik,  
Koransexegese und stand in literarischem Verkehr mit dem berühm-  
ten Polygraphen Djelal Eddin Essujuti. Seine Intoleranz war aber  
so gross, dass während seines Aufenthalts in Tuwat, er seinen gan-  
zen Einfluss aufbot, die dortige Synagoge der Juden zerstören zu  
lassen, obgleich andere Ulema's diese Handlung als gesetzwidrig er-  
klärten. Damit war er aber noch nicht zufrieden, sein Fanatismus  
ging so weit, dass er auch das Volk gegen die Juden aufhetzte,  
und dass er aus seinem eignen Beutel sieben Mithkal (ohngefähr  
7 Gulden) jedem zahlte, der ihm das Haupt eines erschlagenen  
Juden brachte.

Ahmed Baba, der Verfasser der Literaturgeschichte des Sudans,  
aus welcher H. Cherbonneau hier einige Auszüge mittheilt, ge-  
hörte zur Berberstamme Sanhadja. Er war in dem Dorfe Arwan,  
Nordwestlich von Tombuktu im Jahre 963 d. H. (1556 n. Chr.)  
geboren. Als Tombuktu im Jahre 1002 (1593) von den Marok-  
kanern genommen ward, wurde Ahmed Baba, welcher die Fürsten  
von Tunis als die legitimen Herrscher anerkannte, in Ketten nach  
ihre Hauptstadt gebracht, wo er vier Jahre eingekerkert blieb. Nach  
seiner Befreiung sammelten sich die Gelehrten der Stadt um ihn  
und forderten ihn auf öffentliche Vorlesungen zu halten, was er auch  
in der Moschee der Scherife that und er ward nicht nur als Lehrer  
der Theologie und Jurisprudenz berühmt, sondern auch als Schrift-  
steller in den verschiedenen Zweigen der islamitischen Literatur und  
als Gesetzgelehrter, dessen Fetwa über die schwierigsten Rechtsfra-  
gen begehrt und befolgt ward.

Aus den einzelnen Biographien eignet sich wenig zur Mit-  
theilung in diesen Blättern, es genüge die Schlussfolgerung, dass  
vom 14. Jahrhunderte an auch die Neger im Innern Afrika's an  
den Wissenschaften und der Cultur Theil nahmen, wie sie die Schü-  
ler Mohammeds nach Europa und Asien getragen hatten.

Der zweite Aufsatz des H. Cherbonneau betrifft eine arabishe Inschrift auf einer Marmorplatte, die im Palaste des Gouverneurs von Constantin aufbewahrt wird. Er brachte durch Erkundigungen bei den ältesten Männern der Provinz heraus, dass sie einst zur Moschee des Suk-al-Rezel gehört, zugleich aber auch, dass der Name des Stifters verwischt und statt dessen der des Bey Husein eingegraben wurde, was auch auf der Platte deutlich zu sehen ist.

Der dritte Aufsatz endlich ist überschrieben: „*Les ruines de Carthage d'après les écrivains Musulmans.*“

Der Leser erwartet natürlich keine neuen historische oder antiquarische Aufschlüsse über diese alte Königin der Meere von muslimännischen Autoren. — Den Berichten der Araber liegen, wo es sich um Geschichte und Alterthümer fremder Völker handelt, Phantasie und Tradition, mitunter auch reine Erdichtung, mehr als nüchterne Beobachtung und kritische Studien zu Grunde. Auch will H. Cherbonneau nur bei dieser Gelegenheit zeigen, wie weit ihre Unwissenheit auf diesem Gebiete reicht, wie wenig sie von Karthago wussten, wie diese Stadt wirklich vor der Eroberung der Römer war, oder selbst wie sie wieder unter den Byzantinern emporgeblüht. Berichtet ein Araber, der in Bezug auf muslimännische Traditionskunde in Ansehen steht, irgend eine Abgeschmacktheit, die vielleicht ein unwissender Gefangene erfunden hat, so wird sie bis zu den neuesten Historikern herab wiederholt und ohne weitere Untersuchung geglaubt. So z. B. wird erzählt: Karthago habe 100,000 Städte beherrscht und bei dem Kriege, den diese Stadt gegen Rom geführt, habe man nur einen Mann aus jeder Stadt gewählt und so ein Heer von 100,000 auserwählten Männern zusammen gebracht. Je wunderbarer eine solche Nachricht klingt, um so mehr findet sie Beifall, bei einem Volke, von so lebendiger Einbildungskraft und so grosser Gleichgültigkeit gegen Alles was ausser dem mohammedanischen Glauben und Reiche liegt. Mohammed selbst können wir aber nicht mit dem gelehrten Verf. für diese Abneigung gegen tiefere Studien verantwortlich machen. Eine Wissenschaft von der er selbst, auf seiner niedern Bildungsstufe, keinen Begriff hatte, konnte er weder verachten noch anempfehlen. Wenn die Araber auf dem Gebiete der Geschichtskunde in ihrer Unwissenheit verharreten, so lag die Ursache mehr im Mangel an Uebersetzungen der classischen Historiker und an lebhaftem Interesse an der Vergangenheit fremder Völker, zu einer Zeit wo sie selbst nach der Herrschaft über die alte Welt strebten, als in religiöser Scheu, sie möchten darin etwas finden, was ihrem Glauben widerspricht. Hinderte sie doch ihr Glaube nicht daran, nicht nur die mathematischen und naturwissenschaftlichen, sondern auch die philosophischen Werke der Griechen zu studieren, obgleich sie hier im voraus darauf gefasst sein mussten, auf Ansichten zu stossen, die mit den Dogmen des Islams schwer zu vereinen sind. Ein Haschen nach Wunderbarem ist dem Orientalen eigen und findet sich nicht bloss in den

ersten Jahrhunderten der Hidjrah, als die Araber noch in gänzlicher Unwissenheit befangen waren, sondern auch noch in den spätern Jahrhunderten, als der Skepticismus längst an den Wurzeln des Islams zu nagen angefangen. Der Orient bedarf auch keiner Jahrhunderte bis etwa ein historisches Factum in ein mythisches Gewand gekleidet wird, nein, das Unglaubliche sprosst in der Gegenwart und wird von Zeitgenossen selbst schriftlich fortgepflanzt. Wie kann es uns wunderbar erscheinen, dass nach alten arabischen Berichten man in den Ruinen von Karthago eine Inschrift fand, des Inhalts, dass ein Gesandter des Propheten Saleh von den Karthagern ermordet wurde, der dann Gottes Fluch über sie herabrief, oder dass ein alter Mann dem Eroberer Musa Ibn Nusseir erzählte, Karthago sei von den Flüchtigen des Stammes Ad gegründet worden, wenn wir bei einem Schriftsteller des dreizehnten christlichen Jahrhunderts folgendes lesen: „Man fand bei der Eroberung von Akka (durch den Sultan Almelik Alaschraf, im Jahre 690 d. h. = 1291 n. Chr.) in einer Kirche eine Kiste von rothem Marmor, in welcher eine bleierne Tafel mit römischer Inschrift war. Der Emir Alam Eddin Sindjar entdeckte nach vielen Bemühungen Jemanden, der diese Inschrift entziffern konnte, sie lautete: „Diese Gegend wird von Männern betreten werden, die einer Nation angehören, aus welcher ein Prophet entstehen wird, der eine neue Religion gründen und alle seine Feinde demüthigen wird. Sein Glaube wird der angesehenste der Welt sein und seine Nation wird alle Provinzen des persischen wie des römischen Reichs unterjochen. Gegen das Jahr 700 wird diese Nation alle von den Franken besetzten Plätze erobern und alle Kirchen zerstören.“

Wir wollen nur noch ein Beispiel aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts anführen, welches darthut, dass man zu jeder Zeit im Orient Wunder fabricirte und darum auch Sage und Geschichte vermengte, und wenn auch einzelne aufgeklärte Männer darüber anders dachten, so mussten sie schweigen, denn was einmal von glaubwürdigen Zeugen erzählt oder gar von einem Kadhi bestätigt ward, musste geglaubt werden. Man liest bei Nuweiri (Cod. Lugd. 2 n. fol. 75).

„In diesem Jahre (695 d. h. = 1296 n. Chr.) in den zehn ersten Tagen des Monats Muharram erzählte man in Damask, nach dem Berichte des Kadhi von Djubet Aasal, einem Orte in der Provinz Damask, dass ein Stier gesprochen habe. Er wurde nämlich von einem Jungen an einem dortigen Wasser getränkt und als er getrunken hatte, dankte er Gott. Der Junge, verwundert darüber, erzählte es dem Besitzer des Stieres. Um sich von der Wahrheit dieses Bericht's zu überzeugen führte der Eigenthümer am andern Tage selbst den Stier zur Tränke und abermals pries er Gott. Am dritten Tage waren noch viele andere Leute anwesend und einer derselben redete den Stier an. Dieser sagte: Gott hatte sieben Hungerjahre über sein Volk bestimmt, hat sie aber durch die Fürbitte des

Propheten (Mohammed) in fruchtbare verwandelt; der Prophet, seit der Stier hinzu, hat mich beauftragt diess zu verkünden und als er fragte, welches Zeichen ich geben könnte, dass ich wahr berichte, antwortete er mir: das Zeichen der Wahrheit deiner Worte sei der Tod bald nach dieser Verkündigung. In der That kaum hatte der Stier diese Worte gesprochen, fiel er tod zu Boden. Die Leute des Orts nahmen von seinen Haaren und trugen sie als Amulete.“

Well.

---

*Rein, Dr. A. Die römischen Stationsorte und Strassen zwischen Colonia Agrippina und Burginatium und ihre noch nicht veröffentlichten Alterthümer; nebst einem Excursus über Spuren römischer Niederlassungen und Strassen, wie über germanische Alterthümer zwischen Rhein und Maas. Mit 1 Tafel lith. Abbild. Crefeld 1857. 81. S. 8.*

Ein neuer schöner Beitrag zu den Aufforschungen der römischen Zeit, der unsere Kenntniss des Niederrheins nicht wenig erweitert und manches Zweifelhafte festsetzt, auch neue Denkmäler zum erstenmal bekannt macht und erklärt; daher wollen wir kurz das Hauptsächliche aus dem gelehrten Büchlein hervorheben. Der Verfasser hält sich ziemlich genau an der römischen Strasse, welche von Colonia Agrippina nach Vetera führt, und will die daselbst gefundenen und noch nicht zur öffentlichen Kunde gebrachten römischen Alterthümer zusammenstellen, zugleich auch die germanischen nicht ganz ausser Acht lassen, was von epigraphischem Interesse ist, möglichst genau beschreiben, so wie seit Jahren fortgesetzt Ausflüge mit vieler Zeit und Mühe ihm Gelegenheit zum Sammeln und Auffinden von früher verlorenen oder wieder abhandengekommenen Gegenständen reichlich gegeben haben. Wir werden also keine Geschichte der einzelnen Orte finden, wir erwarten auch nicht eine Sammlung sämtlicher Inschriften jener Plätze — wiewohl wir dieses gewünscht hätten — sondern wir finden eine Vervollständigung früherer Funde, eine Beschreibung neuer noch unbekannter Auffindungen, eine gelegentliche Erklärung neuer Inschriften, eine Berücksichtigung früherer und vieles mehr, was in die alte römische und deutsche Zeit einschlägt, so dass unser Bild vom Niederrhein einen grossen Zuwachs erlangt. Doch können wir nur Weniges hier ausheben. So übergangen wir Köln, wo an der Südwestecke sowohl ausserhalb als innerhalb der jetzigen Mauern die römische Stadt lag und im Jahr 1855 ein Fund von Gefässen und ähnl. gemacht wurde; er kam in Privatbesitz, ein anderer früherer nach Liverpool — konnte der Kölner Verein — oder wenn dieser nur das Mittelalter berücksichtigt — der Bonner sie nicht der Heimath und ihrem Museum erhalten? Grimlinghausen, dessen römischer Name nicht bekannt ist, das aber damals schon bestand, gibt mehr Auf-

beute, so wie das nahegelegene Neuss (Novesium): hier finden sich Stempel der LEG. VI, XVI und XXII; der Verf. beschreibt hierhin die drei verschiedenen Stempel der ersten sehr genau, was wir deshalb lobend hervorheben, weil es selten am Niederrhein geschieht — wohl aber in der Schweiz, in Nassau u. s. w.: sie befinden sich in dem Antiquarium von Neuss; möchte der Verf. von diesem ein Verzeichniss veröffentlichen! Mehr noch scheint in Privatsammlungen daselbst und anderwärts hingekommen zu sein: so mehrere Gefässe mit den Inschriften: VIVA (auf einem Trinkbecher, heisst es vielleicht VIVAS oder VIVE), VITA, DAMI, FELIX, MISC, REPLE, VIVAS FELIX; unter den dortigen Töpfernamen finden wir einige neue; VRRANVS corrigirt der Verfasser selbst in VRBANVS; der Name des Mainzer Erzbischofs vom J. 1021 ARIBO ist hier der eines Töpfers; MOTVCVS ist mir auch neu; TAVAVSA wird wahrscheinlich TANAVSA heissen sollen; auch mehrere neue Inschriften werden erwähnt, doch nur eine angeführt:

IOM  
VICTOR

PRO SE ET SVIS

indem die andern Deo Mercurio und Dio Mercurio Arverno geweiht, von dem Eigenthümer in den Bonner Vereinsheften bekannt gemacht werden sollen. Hierauf gibt der Verf. auch die früher bei Grimlinghausen und Neuss gefundenen Inschriften an — ich wollte er hätte dasselbe auch bei den andern Orten gethan — wobei wir einiges bemerken wollen: wir legen keinen besondern Werth darauf, dass eine bronzene Statuette mit Inschrift, welche sich in der Sammlung der Fr. Mertens-Schaffhausen findet, nicht angeführt ist (vgl. Lersch Centr. Mus. III. 148), denn der Verf. hält sie vielleicht für unächt (vgl. Overbeck Katalog des Bonn. Mus. S. 107). Der Verf. fügt diesen Inschriften keine Erklärung bei; wir hätten nicht bloss eine latelnische sondern auch eine deutsche Paraphrase gewünscht, damit auch in weitem Kreisen, in welche dies Büchlein ohne Zweifel gelangt, das Verständniss der Inschriften gefördert werde. Die (5) Inschriften sind Grabsteine der VI. XVI und XX Legio und der ala FRONT. d. h. wohl Frontoniana nach Henzen, nicht Frontini wie Steiner II. 1255 und der Verf. Nur bei einer wird angemerkt, wann die Legio am Niederrhein stand: die XX im J. 14 nach Tacit. ann. I. 39; wie lange sie dort blieb, konnte das XXIV. Heft des Bonn. Vereins S. 86 zeigen; dort ersieht man auch, dass hier S. 17 unrichtig steht „von ihr sind am Niederrhein keine weiteren Inschriften bekannt“, denn dort stellte ich die vier bisher bekannten (in Köln, Xanten, Nymwegen, Roermonde) nebst den Ziegeln (Bonn, Rak) zusammen. Die XVI. lag in German. inf. etwa vom J. 63–71, vergl. ebendas. S. 95, die VI. kam von da ab hin, und blieb fast 100 Jahre daselbst. Ein neuer Fund in Grimlinghausen ist ein silberner Fingerring mit einer nicht ganz klaren Inschrift: Der Verf. gibt sie also:

DECV.ALAE  
PRT.NOR.VET  
QVOI.PRAES.  
P.VIBIVS  
RVFVS

d. h. nach des Verfassers Erklärung: decurio alae praetoriae Noricorum veteranorum, quoi praeest P. Vibius Rufus. Doch wie selbst bemerkt, eine prätorische ala der Norici ist unbekannt, sagen unmöglich; daher möchte er PRT für PRI mit einem Strich über I vorschlagen; allein wie er richtig bemerkt, es ist zweifelhaft ob bei einem abgekürzten Wort ein Buchstaben, besonders wenn dieser allein keine Zahl anzeigt, mit dem bei Zahlzeichen gewöhnlichen Striche bezeichnet werde; etwas anderes ist z. B. IIV. Ein Beispiel für jenes weiss der Verf. nicht: es gibt zwar ein in alten Ausgaben, wo z. B. ein Strich über dem letzten Buchstaben statt eines fehlenden M steht, so dass hier PRI statt PRM geschrieben wäre, allein die Beispiele sind unzuverlässig; so hat Huttich insc. Mog. (1520) pag. CII zwar SANCTISSIMORV., ab desselben II edit. (1525) hat SANCTISSIMORVM, denn damals achtete man wenig auf genaue Abschriften, und bei Huttich wurden die Buchstaben in die Rahmen eingesetzt ohne Festhaltung der einzelnen Zeilen. Hat derselbe doch pag. DIIL. mitten in einem Wort einen solchen Strich für ein N (PĀNONIVS), wo wiederum die zweite Ausgabe das richtige gibt; daher zweifle ich ob, was Zeller Anleitung S. 48 anmerkt, sich irgendwo mit Gewissheit findet. Auch kann auf jenem Ring PRI nicht prima bedeuten. Auch ob NOR steht, bezweifle ich: auf der Abbildung geht der Mittelstrich des N etwas von unten nach oben, fast in der Mitte, so dass man es eher für ein H hält als für ein N, wie auch der Verf. es früher that; welcher, da anfangs der Punkt nach PRT nicht bemerkt war, an Parthorum dachte, wobei freilich das A fehlt; und dieser Ansicht stimmen wir sogar eher bei, indem praetoria oder prim. Norici uns nicht zulässig erscheint.\*)

\*) Dieselbe Inschrift hat unlängst in Verbindung mit einer andern von Herrn Rein ebenfalls behandelten, die auf einem zu Zahlbach bei Mainz gefundenen und in Mainz jetzt aufbewahrten Römersteine sich befindet, Herr C. L. Grotefend in der kleinen, aber sehr beachtenswerthen Schrift: Epigraphisches. I. Ein Stempel eines römischen Augenarztes. II. Norica. Haasver, Druck von Fr. Culemann 1857, zum Gegenstand einer näheren Beschreibung S. 12 seqq. genommen und gezeigt, dass die in beiden Inschriften genannte Ala Noricorum keineswegs, wie Lehne und Rein annehmen, den Beinamen Claudia (richtiger dann wenigstens Claudiana) geführt, sondern, dass der dieser Ala angehörige Reiter vielmehr der Claudischen Tribus angehört, worauf das in der letzten Inschrift vorkommende CLAUD sich bezieht, zumal da die Norischen Städte fast alle zu dieser Tribus gehörten, was selbst weiter zu einer sehr ansprechenden Verbesserung einer Stelle des Plinius Hist. Nat. III, 24 (27) benutzt wird. Der andere Theil dieser Schrift beschäftigt



Die folgenden Abschnitte wollen wir kürzer fassen, indem wir nur auf die Auffindungen hinweisen. Zu Gelb, über welchen Ort der Verf. vor 6 Jahren eine antiquarische Abhandlung edirt hat, weist derselbe aus älteren und neueren Funden in verschiedenen Privatsammlungen eine grosse Anzahl von Inschriften auf Töpfen, Miegeln, Ringen, nur fragmentarische auf Steinen nach, so dass, während bisher aus Gelb nur eine verlorene Grabschrift bekannt war, jetzt bei 30 freilich kleinere Inschriften vorhanden sind, wobei jedoch nicht immer ganz klar ist, ob ein solcher Gegenstand, der in Düsseldorf oder Neuss aufbewahrt wird, wirklich in Gelb gefunden ist. Von den Namen ist keiner besonders hervorzuheben: STROBIVS wird heissen STROBILVS; DVIM auf einer Lanze wo U statt des gewöhnlichen V steht“ wünschte ich hätte der Verf. abgebildet. Zwischen Gelb und Asberg wurde 1852 folgende Grabschrift gefunden:

D.M.  
Q.VAR  
MILT.LEG  
ANNOR  
STIPEND  
HERES.EXT  
MENTO.

Bei Asciburgium werden zuerst die (6) bekannten Inschriften aufgeführt: über die letzte, die vielbesprochene bei Steiner II. 1347 hat neulich Janssen im Rheinisch. Museum XI. S. 453 ff. wohl das Wichtigste vorgebracht; freilich wird dessen Erklärung des räthselhaften Wortes SDEBSDAS als das semitische Zebdas, Zabdas etwas in Frage gestellt, wenn, wie der Verf. sagt, mit dem ersten D ein E ligirt ist, also das Wort heisst SEDEBSDAS, was eine neue Vergleichung des in Meurs befindlichen Steines verlangt. Die neuen Auffindungen entsprechen, wie der Verf. richtig bemerkt, nicht der Berühmtheit und dem Alter von Asciburgium: unter den 5 Töpfernamen ist ein ganz neuer L. SERALB, der mir fast verdächtig

sich mit der wohl gelungenen Entzifferung des auf den vier Seiten einer in Siebenbürgen zu Karlsburg ausgegrabenen Steinplatte geschriebenen Siegels eines römischen Augenarztes, auf die wir um so mehr aufmerksam machen möchten, als es bei der namhaften Zahl der in der neuesten Zeit aufgefundenen derartigen Siegel — gewiss an siebenzig — nun wohl an der Zeit sein dürfte, eine vollständige Sammlung und Erklärung dieser merkwürdigen Reste römischer Heilkunde zu veranstalten. Nur zu diesem Zweck erlauben wir uns, den vom Verfasser gemachten Anführungen solcher Siegel noch hinzuzufügen die Beschreibung eines solchen zu Amiens gefundenen Cachet d'oculiste romain par M. Ch. Dufour in den Mémoires des Antiquaires de Picardie T. VIII und auch besonders daraus abgedruckt zu Paris und Amiens 1847. 8., eines andern, das bei Vervins gefunden worden, in der Revue Archéologique VI. p. 576 sq., so wie eines dritten unlängst im Elsass aufgefundenen, ebenda selbst XIV. p. 189 ff. Indessen zweifeln wir nicht, dass bei näherer Nachforschung noch Manches der Art sich wird entdecken lassen. Die Lesung wie die Erklärung jenes Siebenbürger Siegels ist durchaus gelungen und befriedigend: möchte sie zu weiteren ähnlichen Versuchen Veranlassung bieten!

Chr. Bähr.

scheint. Wenn bei Strommörs der Töpfername APRILIS FEC „gewöhnlich“ genannt wird, so findet er sich doch zweimal im Londoner Museum, vgl. den Katalog desselben von R. Smith S. 16 u. 41. Bei Vetera werden keine neuen inschriftlichen Funde erwähnt, was uns fast wundert; hoffentlich hat Houben's Tod dort kein Stockung gebracht, besonders da Fiedler immer unermüdlich ist: wir wünschen, dass dieser zu seinen vielen Verdiensten um Anderes dieses hinzufüge, dass Houben's Sammlung für den Ort erhalten bleibt. Uns erfüllte mit Unwillen, was wir im deutschen Kunstblatt 1829 S. 327 über Herabsetzung jener grossartigen und einzigen Lokalsammlung lesen, „wie sie z. B. in ein grosses Museum nicht eingereiht werden könne, weil sie nur Dinge enthalte, die man tausendmal besitzt“ u. s. w. Wenn dadurch bewirkt werden soll, dass die Sammlung von keinem grossen (Berliner, Bonner) Museum acquirirt werde, damit sie in loco bleibe: wollen wir sogar dem Entsender Dank sagen; wenn er aber jeden öffentlichen Ankauf vereiteln will, damit sie nach allen Winden zerstreut werde: so gehörten solche Worte wenigstens nicht in das deutsche Kunstblatt. — Zum Töpfernamen PECVLIA || FE kann man vielleicht den aus dem Londoner Museum l. c. Peculiaris f. vergleichen. Der dort ebenfalls erwähnte CARTO || F findet sich auch im Darmstädter Museum, oder heisst es CANTO? wie einigemal bei Houben und Fiedler. Der letzte Abschnitt des lehrreichen Schriftchens bespricht die Spuren römischer Niederlassungen und Strassen wie germanische Alterthümer zwischen Rhein und Maas; hier werden unter andern Auffindungen fünf Inschriften angeführt, welche bei Tetz, einem Dorfe ohnweit Jülich 1819 gefunden, 1829 noch vorhanden waren, jetzt aber verschwunden und niemals vordem veröffentlicht sind: sie sind sehr verstümmelt, wie es scheint in Vielem falsch abgeschrieben, und wiewohl wir den Scharfsinn des Verf. hier anerkennen müssen, der unter andern zwei neue Matronae Guinchae (nach dem nahen Orte Ginnick) und Cantrunchae herausbringt, wovon freilich besonders der letzte Name sehr zweifelhaft erscheint: so wollen wir diese Fragmente doch hier nicht wiederholen, dagegen zum Schlusse eine Inschrift anführen, die bei Remagen, genauer am Fusse des Apollinarisberges im vorigen Jahr aufgefunden wurde; sie heisst:

I O M.  
ET GENIO LOCI  
MARTI HERCVL  
MERCVRIO AM  
BIOMARUS MI  
LITES LEG XXX VV  
M VLP PANNO  
T. MANS MARCUS  
M. VLP LELLAWO  
T. AVR LAVINVI  
V S L M.

Da im letzten Bonner Jahrbuch zu Floisdorf ein Stein mit TRONS || ABIAMAR || C. IVL etc. gefunden wurde: so meint Verf., es sei auf beiden so ziemlich derselbe Name Ambiomarce, indem er auf dem letztern das C zur vorhergehenden Zeile setzt, und nicht als Vorname zu Julius nimmt; mag dies auch hingen, wiewohl es uns nicht gut scheint: in der obern Inschrift ist Ambiomarci sacrum zu lesen, und das Wort Beiwort zu Mercur, herhin von demselben Orte der Matronae; minder gut scheint uns Ambiomarcis zu den drei vorhergehenden Göttern zu beziehen; um Matronae zu verstehen, vermisste ich dies Wort. Bei den vier Matronen, welche die ara setzten, lässt sich der Verfasser durch das Wort Panno bestimmen, auch die andern cognomina als Bezeichnungen des Geburtsortes anzunehmen, was sie nicht sind; für das auffallende LELLAWO gibt die Kölner Zeitung vom 8. Sptb., welche zuerst die Inschrift anführt LBLLAVVO und liest Libellavvo; das nächste Bonner Heft wird das Genauere hierüber geben. Doch genug über das interessante und lehrreiche Büchlein: die germanischen Alterthümer, deren viele der Verf. anführt, übergangen wir die von allgemeiner Bedeutung: darunter heben wir letztlich das Seepferd mit einer Nereide hervor (ist N. 4 der Abbd. antik?); die germanische Alterthümer werden erwähnt u. s. w. Wir wünschen, der gelehrte Verf. möge zeitweise uns mit ähnlichen Beschreibungen und Erklärungen von neuen und alten Funden erfreuen.

**Klein.**

---

*Über die Geologie des südlichen Norwegens von Theodor Kjerulf, mit Beiträgen von Tellef Dahll. 8. 141 S. mit drei Karten, fünf Profil-Tafeln und vielen Holzschnitten. Christiania, 1857.*

In den einleitenden Bemerkungen wirft der Verfasser Rückblicke auf das, was früher für die geologische Kenntniss des Landes geschehen. Die Verdienste von Leopold von Buch, Hausmann, Lisinger, Keilhau, Naumann u. A. werden dankbar anerkannt. Von Ur- und Uebergangsgebilden im alten Wortsinn, kann allerdings keine Rede mehr sein. Zwei Jahrzehnte liefen ab, seit Archison zuerst die Gegenwart der silurischen Formation nachwies; damit begann eine neue Zeitscheide für Norwegens Geologie.

Kjerulf fand im südlichen Theile des Reiches entschiedene jurassische Gegenden: Schichten von Thonschiefern und Mergeln, von Kalk- und Sandsteinen, deren fossile Reste mit jenen der Silurformation Englands übereinstimmen, theils auch mit denen der silurischen Gebilde in Schweden und Russland. Die Staaten Westergöthlands und Gothlands behielten meist ihre ursprüngliche Lage, im Christianiafjord aber erscheinen sie emporgerichtet, gebogen, gebrochen, über einander geworfen. Offenbar dehnten sich die ge-

waltigen Katastrophen, welche solche Störungen herbeiführten, begleitet, nicht bis ins südliche Schweden aus, oder es spielten dieselben hier eine verhältnissmässig ruhigere Rolle. In Norwegen war, zwischen Langesund und dem Mjösen, ein Centrum jener tonischen Kraft-Aeusserungen, die convulsivisch den ganzen Landstrich ergriffen. Die verschiedensten Massen brachen aus, wie zu Graniten, Syeniten, Porphyren oder Trappen erstarrten. In Westgötha-Gegenden fanden verhältnissmässig weit ruhigere Tertiäre Ergüsse statt; sie bedecken an vielen Kuppen den Graptoliten-Schiefer.

In der Gegend um Christiania lassen sich die verschiedenen Schichten-Abtheilungen der Silur-Formation deutlich erkennen und zerfallen in drei, nach den Oertlichkeiten benannten Haupt-Gruppen.

Nun folgen Vergleichen der silurischen Gebilde in Schweden, so wie Betrachtungen der früheren Ansichten den Durchschnitt von Dovre nach dem Mjösen betreffend, und daran reihen sich Bemerkungen über cambrische und silurische Formationen am Mjösen. Erstere, desgleichen die vorhandenen Quarzite wurden durch die Zeit ihrer Ablagerung von Porphyr durchbrochen. — Kalkstein und Dolomite sind als Leitschichten zu betrachten; jene bezeichnen die untern Grenze der Silur-Formation, diese haben ihren Sitz in der höhern Etage.

Zahlreiche, sorgfältig ausgeführte und theils colorirte Abbildungen erläutern die durch das Christiania-Becken, so wie durch andere Gegenden mitgetheilten Profile.

Besonderes Interesse gewährt das Auftreten mannigfaltiger tonischer Massen, deren viele vorhanden sind. Die Trapp-Gebirge zeigen sich jünger, als rothe und graue Feldstein-Porphyre, welche sie an nicht wenigen Stellen durchschneiden. Von einem schwarzen Quarz-Porphyr, der hier und da, theils in Gängen, theils in Massiv hervortritt, lässt sich jetzt so viel bestimmt sagen, dass er in der Regel älter ist als Augit-Porphyr und rothbrauner Feldstein-Porphyr.

Ein eigener Abschnitt der schätzbaren Schrift ist den im Christiania-Becken vorkommenden fossilen Resten gewidmet.

*Kaart van het Eiland Java, uitgeven op last van en opgedragen aan Zyne Excellentie den Minister van Kolonien Ch. F. E. de Kruis, Ridder Grootkruis der Orde van den Nederlandschen Leeuw, der Leopoldsorde van België en van den rooden Adelaar van Pruissen, door Dr. F. Junghuhn, Ridder van de Orde van den Nederlandschen Leeuw en van den rooden Adelaar. Te samengesteld uit de waarnemingen en opmetingen door hem gedaan gedurende syne onderzoekings reizen op dat eiland den jaren 1835 tot 1848. Op steen gebragt te Breda by A. J. Bogaerts. 1855.*

*Die Tertiärflora auf der Insel Java, nach den Entdeckungen des Herrn Fr. Junguhn beschrieben und erörtert in ihrem Verhältnisse zur Gesamtflorea der Tertiär-Periode von H. R. Göppert. 169 S. in Quart, mit vierzehn farbig gedruckten Tafeln. Herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung des Ministeriums der Kolonien. Baedeker'sche Buch- und Kunst-Handlung zu Elberfeld. 1855.*

Auf Junguhn's Verdienste um die geologische Kenntnisse der merkwürdigen Insel wurde bereits in diesen Blättern hingewiesen. Als Mitglied der Commission zur Erforschung der Natur in Niederländisch-Indien, beschäftigte er sich, während seines fünfzehnjährigen Aufenthaltes, ausser topographischen Aufnahmen, vorzugsweise mit Untersuchung der Structur von Java, erstieg alle Feuerberge des Eilandes und sah fünfundvierzig dampfende Kratere. Die letzten vier Jahre widmete Junguhn ganz besonders den neptunischen Formationen. Obgleich sehr mächtig und verbreitet, waren diese bis dahin in Europa nicht einmal nach ihrem Dasein bekannt; es herrschte die Meinung: Berge und Gebirge der Insel beständen aus einer Aneinander-Reihung vulkanischer Kegel. Nach unserm Verfasser zeigt sich die Landes-Oberfläche zu Vierfünftheilen zusammengesetzt aus geschichteten Gesteinen, die, nach den von ihnen eingeschlossenen organischen Ueberbleibseln zu urtheilen, sämmtlich tertiär sein dürften. Junguhn brachte etwa fünfzehn Hundert Arten — Echiniden, Korallen, Konchylien — mit, welche unter andern manche Verwandtschaft mit jenen eocäner Kalke im Pariser Becken zu haben scheinen. Das Tertiär-Gebirge wird von vielen Trachyt-, Melaphyr-, Diorit-, Syenit- und Diallage-Porphyr-Gängen durchsetzt. Es riefen diese höchst interessante Metamorphosen hervor, auch werden sie von Erz-Lagerstätten begleitet. Unter letztern verdient ein bei hundert Fuss mächtiger Pyrolusit Gang besondere Beachtung. Süsswasser-Gebilde jüngern Alters findet man ebenfalls auf Java. — Was die Tertiär-Flora der Insel betrifft, deren Haupt-Charakter im Vorherrschen von Dikotyledonen besteht, so wird solche in eocäne, miocäne und diluviale geschieden. Zur Flora der neuesten vorgeschichtlichen Zeit gehören die Reste in Kalktuff, Torf und in submarinen Wäldern.

Die meisterhaft ausgeführte Karte — ein Prachtwerk in ihrer Art und ein abermaliger ehrenwerther Beweis von der bekannten Manificenz der niederländischen Regierung — besteht aus vier einander sich anschliessenden Blättern im grössten Format; der Massstab ist, unbeschadet der Deutlichkeit = 1 : 350,000. Es finden sich darauf Erklärungen der, durch besondere Zeichen kenntlich gemachten Distrikte, Hauptplätze und bewohnten Orte, einzeln stehende Häuser nicht ausgenommen. Ferner trifft man Angaben der Bergpässe, Fuss- und Fahrwege, Höhlen, Korallen-Bänke u. s. w. Dass die durch barometrischen Messungen ermittelten Berghöhen, so wie

die Kratere nicht unvergessen blieben versteht sich. Zur Beschreibung der auf dem Eilande vorhandenen Gesteine wurden zweckmässige Farben gewählt. Die wichtigsten Erscheinungen, an den verschiedenen Vulkanen, wahrgenommen, Ausbrüche, Lavenströme u. s. w. sind am Rande der Blätter in kleinen Einzel-Bildern zu sehen, deren seltene Klarheit eigen.

Aus diesen Hinweisungen geht die Ueberzeugung des mannigfaltig reichen Inhalts der Karte hervor. — Der Preis schwarzer Abdrücke ist 14 fl., jener der colorirten 21 fl.

v. Leonhard.

*Der Königliche botanische Garten der Universität Breslau von R. Göppert. Nebst einem Plane und einer Lithographie Görlitz 1857.*

Der Verfasser dieser kleinen lesenswerthen Schrift hat nicht wenig bei verschiedenen Gelegenheiten über die Aufgabe, welche den botanischen Gärten unserer Universitäten zu erfüllen haben, ausgesprochen und auch bereits höchst dankenswerthe Bemerkungen über Einrichtungen botanischer Museen, Sammlungen etc. gegeben. Wie wünschenswerth es ist, dass die botanischen Gärten das Studium der Botanik vielseitiger befördern, als es bisher geschehen wird, wird Jeder, der die wachsende Vorliebe für Pflanzenkunde und Gartenbau kennt, gewiss zugeben. Mit wahrem Interesse hat er daher vorliegende Schrift gelesen, und zweifelt nicht, dass der königliche botanische Garten in Breslau in seiner jetzigen Gestalt, welcher sehr vorzugsweise der Leitung seines gegenwärtigen Vorstandes verdankt, ähnlichen Instituten zur Nachahmung dienen werde.

Der Garten der Universität Breslau, welcher erst seit 1811 unter Direction des Geh. Medizinalrathes Dr. H. R. Göppert stand, ward im Jahre 1811 gegründet. Die Fläche desselben (mit Einschluss des Wasserspiegels) beträgt 23 Morgen (preuss. Maass). Der Boden ist ein aufgeschüttetes, vorherrschend sandiges, mit weissen Thon vermisches Terrain, welches erst allmählig durch einen grossen Aufwand von Düngungsmaterialien verschiedener Art in einen brauchbaren Zustand versetzt werden konnte. Der Etat des Gartens beträgt 2630 Thlr. — Die Zahl der cultivirten Pflanzen kann auf 12000 angeschlagen werden, worunter 8000 einjährige, wovon jedoch nur  $\frac{1}{3}$  jährlich zur Aussaat gelangen. Die Gewächshäuser, deren der Garten 3 grössere und 2 kleinere besitzt, scheinen für die grosse Zahl tropischer Gewächse kaum ausreichend. Auch fehlt noch ein Aquarium. Eine besondere Zierde des Breslauer Gartens ist die beträchtliche Zahl der officinellen und technisch wichtigen Pflanzen, von welchen 3000 cultivirt werden und jedenfalls für die botanischen Vorlesungen ein sehr schätzenswerthes Material liefern. Es befinden sich darunter manche Pflanzen, die gewiss nur in we-



nigen deutschen Gärten anzutreffen sind, z. B. *Cinchona Calisaya*, *Cephaelis Ipecacuanha*, *Theobroma Cacao*, *Piper Cubeba*, *Isonandra Gatta* etc. Der Garten besitzt alle bekannten Dracaenen und *Ilicea*, auch eine Anzahl tropischer Gewächse, welche von besonderem physiologischem Interesse sind, z. B. *Ravenala madagascariensis*, *Phytolophos macrocarpa*, *Nepenthes* Arten, baumartige Farne, auch ein gewiss seltenes Exemplar von *Cycas revoluta* L. fem., welches kürzlich 2 Kronen entwickelte, also ästig erscheint. Nur wenige phanerogamische Familien fehlen gänzlich, indem soviel irgend möglich Repräsentanten aller Familien angestrebt werden. Das beträchtliche Areal des Gartens macht es möglich jeden Sommer eine Anzahl von pflanzenphysiognomischen Gruppen aufzustellen. Diese Einrichtung, wie auch eine im Garten vorhandene physiologische Parthie, bestimmt die Wachstumsverhältnisse der Bäume zu erläutern, soweit sie mit unbewaffnetem Auge erkannt werden können, endlich auch das schon recht reichlich ausgestattete botanische Museum, sind ohne Zweifel durchaus Nutzenbringend, und werden daher gewiss von Allen, welche in Breslau dem Studium der Botanik sich ergeben, mit Dank erkannt werden.

Wir wollen mit dem Verf. wünschen, dass noch in anderen Universitätsgärten wenigstens der Versuch gemacht werde etwas Aehnliches zu leisten. Vielleicht lässt sich Manches erzielen, selbst wenn auch von einem so reichlichen Etat und einem so ausgedehnten Areal abgesehen werden müsste.

Schmidt.

---

*Die Enzyklopädie der Rechtswissenschaft in ihrer gegenwärtigen Bedeutung. Zur Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft. Von Dr. Hermann Ortloff. Jena 1857. 179 S. in 8.*

Wir haben die Schrift eines jungen Dozenten vor uns, welche demselben seinem Vater Dr. jur. et phil. Friedrich Ortloff, Präsidenten des Gesamt-Oberappellationsgerichts zu Jena gewidmet ist. Dem angehenden Studenten der Rechte soll diese Schrift laut der Vorrede eine Einleitung zum Studium der Rechtswissenschaft, insbesondere zu dem der juristischen Enzyklopädie sein; jedem Andern, der sich nicht mit dieser befassen kann, soll aber dadurch Gelegenheit geboten werden, einen Ueberblick über die Fortschritte der Enzyklopädie und über den gegenwärtigen Stand- und Wendepunkt der wissenschaftlichen Bearbeitung des Rechts überhaupt, welche sich in der heutigen Behandlung der juristischen Enzyklopädie abspiegelt, zu erlangen. Uebrigens spricht sich das Vorwort (S. 5 f.) mit Recht gegen die Gewohnheit unserer Schriftsteller aus, in der Vorrede den Zweck, die Veranlassung und den Ideengang des Buches vorzeitig zu enthüllen, und dadurch die Flüchtigkeit der Leser und Kritiker zu befördern.

In der Einleitung (S. 7—10) finden wir einige allgemeine Bemerkungen über die Wahl des Berufsfaches, über den Werth unserer Studien und die Bedeutung des Studiums der Enzyklopädie bei Beginn der Studienzeit. Der erste Abschnitt des Buches hält (S. 11—28) in 7 §§. eine gedrängte Geschichte der juristischen Enzyklopädie bis in dieses Jahrhundert. Zu Grunde gelegt dabei die ausführliche Darstellungen, welche zuerst in der juristischen Enzyklopädie von Friedländer (Heidelberg 1847. S. 4—) dann in der von Walter (Bonn 1856. §§. 60. 61), sowie Ahrens (Wien 1855—57. S. 3—6) vorkommen. Eine ähnliche Uebersicht gab auch schon Warnkönig in Schlettens Jahrbüchern der jurist. Literatur. Bd. I. S. 1. Bei Ortloff, sich hier vornehmlich auf Friedländer stützt, finden wir auch nach in diesem Abschnitte nichts Neues. Er stimmt auch in dem Urtheil ein, welches Friedländer in der Vorrede zu seiner Enzyklopädie über deren Vorgänger aussprach. Die meisten der frühern Enzyklopädien enthielten nicht die geistige Quintessenz der Rechtswissenschaft, sondern zusammengewürfelte, nach Zahlen und Titeln geordnete oder abgezogene Rechtsbegriffe. Statt systematisch auf der Höhe ihres Zeitalters stehender Einleitungsschriften haben wir magere Schemata oder dickleibige Bücher, welche den Inhalt der Wissenschaft im Auszuge darzulegen strebten und so in vielen Fehlern verfielen, den Studierenden verdünnt das zu reichen, was ihnen in andern Schriften und Vorlesungen hinlänglich geboten wurde. Es fehle die unerlässliche Bedingung jeder Wissenschaft, die ihre beseelende Einheit, und die Mängel innerer Verknüpfung und Blößen des Systems habe man durch Aeusserlichkeiten zu verdecken gesucht.

Im zweiten Abschnitt (S. 24—67. §. 8—15) werden die verschiedenartigen, von einander abweichenden Behandlungen der juristischen Enzyklopädie betrachtet, welche die Epoche der Gegenwart seit dem letzten Jahrzehnt ausmachen. Es wird der Hauptinhalt, die Tendenz und die Behandlung der einzelnen Enzyklopädien der Gegenwart im Allgemeinen hervorgehoben, und dabei im Allgemeinen fast jeder, mehr oder weniger, grosses Lob gespendet. Ueber Pütter (der Inbegriff der Rechtswissenschaft oder juristische Enzyklopädie und Methodologie. Berlin 1846) sagt §. 8. derselbe hat in seinem originellen Buche von dem Standpunkte der Hegelschen Philosophie aus den ersten Versuch einer Universalgeschichte des Rechts oder wie er sie bezeichnet, einer Weltrechtsgeschichte gemacht.

§. 9: Die ebenfalls originelle, mit viel Geist und guter Darstellung geschriebene juristische Enzyklopädie oder System der Rechtswissenschaft von Alex. Friedländer, weiland Dozenten an der Universität zu Heidelberg (das. 1847) lasse ihre Richtung zum Theil aus dem ihr vorgesetzten Motto von Robert v. Mohl erkennen: „eine Enzyklopädie soll die geistige Quintessenz und nicht das a

und schmale caput mortuum der Wissenschaft enthalten.“  
 Im geringen Umfange von nur 144 Seiten wolle dieses Werk  
 den Juristen durch einen Gesamtüberblick in das Stu-  
 dium seiner Wissenschaft einführen. Das Hauptverdienst liege da-  
 rin, der konzisen (S. 35 Z. 13 steht hier der Druckfehler: con-  
 tinuirt) und doch vollständigen Geschichte der jurist. Enzyklopädie,  
 die in der Aufstellung eines Systems der Wissenschaften, in wel-  
 chem die Rechtswissenschaft ihren Platz finde, im Uebrigen fehle  
 aber gar zu sehr am materiellen Ausbau des Systems.

§. 10: Die auf die bisher erwähnten folgende noch nicht vol-  
 ständige Enzyklopädie der in Deutschland geltenden Rechte von  
 Bluhme (Abth. I. II. Bonn 1847—52. 2. Aufl. 1854. III. Abth.  
 ersten und zweiten Auflage gehörig, erste Liefer. ebds. 1854.  
 Einzelnen Theile sind auch unter besonderem Titel separat im  
 Handel zu haben). Sie sei bereits ausführlich und treffend kritisirt  
 worden von Warnkönig in Schletter's Jahrb. Bd. I. S. 3 ff.  
 Enthält in der ersten Abth. auf (175 Seiten) die Quellenge-  
 schichte des in Deutschland geltenden Rechtes, also eine s. g. äussere  
 Enzyklopädie des Rechts. Bluhme habe sich bei der Erörterung  
 des Begriffes und der Eintheilungen des Rechts, der Entstehung des  
 Rechts und der Rechtswissenschaft nach dem kompetenten Urtheile  
 Warnkönig's über die philosophischen Systeme zu stellen ge-  
 sucht und als Anhänger der historischen Schule rein aus der Erfah-  
 rung konstruierend habe er das anerkannt Geltende möglichst objek-  
 tiv wiederzugeben versucht; aber es sei ihm nicht gelungen, scharfe,  
 lebende und originelle Begriffsbestimmungen aufzustellen. Unter  
 den Erscheinungsformen oder Quellen des Rechts hat Bluhme  
 (S. 33—45) dem Gewohnheitsrecht, worüber er seine besonderen  
 Ansichten gegen Puchta ausführt, und zu welchen er auch unter  
 gewissen Voraussetzungen das Juristenrecht zählt, eine grössere Aus-  
 dehnung gewidmet. Nach Erörterungen über die Entwickelungs-  
 gänge und Wanderungen der Rechte wird auch noch (S. 49—56) des  
 über die Collisionen der Rechtsquellen gehandelt. Die Aufgabe  
 der Rechtswissenschaft wird in der Rechtsfindung und Rechtsanwen-  
 dung gefunden. Darauf wird die Quellenkunde und juristische Exe-  
 gese auseinandergesetzt und dem folgen einige Bemerkungen über die  
 historische Litterärgeschichte und Jurisprudenz. In der hierauf in  
 alphabetischer Zusammenstellung gegebenen allgemeinen Quellen-  
 kunde hält Ortloff die Mittheilungen über die Entwickelung der  
 deutschen Partikularrechte für allein von grösserem Werthe, die über  
 das allgemeine Recht in Deutschland für zu mechanisch und unlebendig.  
 Über die deutschen Partikularrechte ist Bluhme übrigens, zum  
 wenigsten über das österreichische, doch auch viel zu dürftig. Die  
 III. Abth. von Bluhme's Enzyklopädie sei ganz in der Manier von  
 Mittelbladt geschrieben, welcher sich (vergl. S. 16) in seinen  
 zahlreichen theils Elementar-, theils reformatorischen Schriften be-  
 zogen habe, nach der Idee von Leibnitz, das im deutschen Reich

geltende gemeine Recht in ein ganzes System zum Elementarbrauch zusammenzutragen, aber obgleich er selbst die Darstellung des Rechts als Einheit zu ermöglichen gesucht habe, doch über den Formalismus hinausgekommen sei. Bluhme's 2. (585 S. in der ersten, 632 S. in der zweiten Auflage) enthält sehr ins Detail gehende Zusammenstellung der aus den Rechtsquellen überkommenen Rechtsnormen des Privatrechts und Civilprocesses, enthält also nichts Neues ausser Hinzufügungen der vorwiegenden Bestimmungen des Partikularrechts und des französischen Civil-Processrechtes zu den Resultaten des römischen, kanonischen deutschen Rechts. In gleicher Weise ist in der ersten Lieferung der 3. Abth. (auf 174 Seiten) das Strafrecht und mit viel grösserer Sorgfalt (S. 69—174) der Strafprozess behandelt worden. Hier ist die schwierige Aufgabe einer systematischen und vergleichenden Darstellung des gemeinen und neueren, auf französischen Grundgesetzen ruhenden und in den partikulären Prozessordnungen und Prozessgesetzen normirten Strafprozesses, so gut wie es bei der grossen Verschiedenheit der letztern nur möglich ist, gelöst worden. Für Anfänger leide Bluhme's Enzyklopädie an dem Fehler der Unvollständigkeit; sie sei aber ein ausreichendes Hilfsbuch für Jemanden, der es nicht auf eine gründliche Kenntniss des Rechts ankomme, sondern der sich nur das Nothwendigste daraus aneignen wollte, sie ist ein gutes juristisches Prinzipienheft. Als fernere Lieferungen der 3. Abtheilung stehen noch in Aussicht das Kirchen-, Staats- und Völkerrecht. Eine eigentlich ins Einzelne gehende Kritik lag keinem der von Ortloff aufgeführten Werke in dessen Abhandlung ausserhalb der Aufgabe; Ausnahmsweise erlaubt sich Referent hier über Bluhme's Enzyklopädie noch ein Paar einzelne Bemerkungen beizufügen. Im Strafrecht (S. 6. §. 7 a. E.) macht Bluhme der absoluten Strafrechtstheorie den Vorwurf, dass sie über den Inhalt der Strafe im Einzelnen gar nichts bestimme, und meint, ebendadurch werde sie der Unterbau der relativen Strafrechtstheorien, welche ihrerseits den letzten Grund aller Strafe nicht anzugeben vermögen. Juristisch betrachtet haben aber die absoluten und relativen einfachen oder gemischten sog. Strafrechtstheorien keine Bedeutung. Es ist lediglich Aufgabe der Kriminalpolitik und nicht der Justiz, die rechtlich begründete Strafe so einzurichten, dass sie auch das beste Mittel an sich wahrer Staatszwecke diene. Schon an sich dient übriges die gerechte Strafe zur Förderung jener wahren Zwecke. Als Strafmittel sind aber sicherlich nicht zu betrachten die Abschreckung, die Furcht, die Vergeltung des Bösen mit Bösem u. s. w. Rechtlich kann überhaupt die Strafe keinen anderen Zweck haben als sich selbst, ihren eigenen Grund der Gerechtigkeit; und eine gerechte Strafe muss ergehen, selbst wenn sich sonst kein Zweck durch sie erreichen lässt.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Ortloff: Die Enzyklopädie.

(Schluss.)

Im §. 16 a. E. (S. 11) seines Strafrechts bemerkt Bluhme, er werde im Strafprozesse auf die Verjährung bereits zuerkannter Strafen, die Urteilsverjährung, zurückkommen. Es ist jedoch nachher im Strafprozesse ganz übersehen worden, davon zu reden. Wie übrigens das materielle Strafrecht im Allgemeinen, so ist auch in der s. g. Äusseren Enzyklopädie der ersten Abtheilung mancher Punkt (z. B. das Oesterr. Recht §. 150 f.) zu dürftig abgehandelt, was um so mehr hervortritt, als, wie bereits oben bemerkt, einige Punkte mit einer gewissen Vorliebe ausführlicher und eingehender abgehandelt sind.

In der 2. Abtheilung finden sich einzelne Ungenauigkeiten hier und da, insbesondere in der Darstellung der Bestimmungen des französischen Rechts; z. B. heisst es in §. 373 (der 1. u. 2. Aufl.) nach dem Code art. 1792 hafte der Bauunternehmer noch zehn Jahre nach Vollendung des Baues; das Richtige dagegen ist, dass derselbe für Mängel haftet nach Vollendung des Baues, die sich innerhalb 10 Jahren herausstellen. Endlich glauben wir hier auch aussprechen zu sollen, wie es bei einem Manne von so umfassenden gründlichen juristischen Kenntnissen, wie Bluhme, doppelt unangenehm berührt, dass derselbe sich mitunter durch konfessionelle Vorurtheile zu grossen Unbilligkeiten gegen katholische Verhältnisse verleiten lässt. Wir rechnen dahin insbesondere, dass Bluhme (Abth. I. §. 26 der ersten Aufl., §. 105 der zweiten Aufl.) und wie Bluhme noch immer an der eine Zeit lang beliebten Meinung festhält, wornach pseudoisidorischen Decretalen wesentlich zur Befestigung und weiteren Entwicklung der mittelalterlichen Hierarchie beigetragen haben sollen. Bluhme nimmt gar keine Notiz von dem von seinem Kollegen Walter (Kirchr. §. 95—98) genau und quellenmässig durchgeführten Beweise des Gegentheils. Wenn Bluhme bei einer Gelegenheit in einer Anmerkung (26 in der ersten, 131 in der zweiten Auflage) ausruft: „Wehe dem Christenthume, wenn es in der Wahrheit und Wahrhaftigkeit sich so weit zu verirren vermag;“ so thut es einem wehe, dieses Wehe hier auf Bluhme selbst anwenden zu müssen. Auch die Art, wie Bluhme (2. Abth. §. 80 der ersten, §. 90 der 2. Aufl.) von einer Entbindung von Eiden durch die geistliche Macht spricht, entspricht durchaus nicht

der wirklichen Behandlung der Eidesrelaxationen durch die Kirche (vgl. darüber z. B. Walter Kirchr. §. 355, Richter Kirchr. §. 275, Nr. IV). Aehnliche offene, und verdecktere, falsche und nicht billige Deutungen kirchlicher Massnahmen kommen noch einmal vor. Im Namen vieler früheren Zuhörer ersucht Einer derselben den Herrn Geh. Justizrath Professor Blum e, bei einer neuen Auflage seines den jungen Juristen sonst so oftmals nützlichen Buches die hier in letzterer Beziehung angedeuteten Bemerkungen wegzulassen.

Kehren wir jetzt zu den von Ortloff angestellten Betrachtungen zurück. Er sagt im §. 11 mit Recht: Die juristische Enzyklopädie und Methodologie von Ludwig Arndts, d. Z. Professor in Wien (erste Aufl. München 1843. 2. Aufl. ebds. 1848) ist als Grundriss zu Vorlesungen sehr praktisch, indem sie (70 Seiten und in 164 §§.) mit derselben Klarheit, Schärfe und Einfachheit, welche auch das Lehrbuch der Pandekten von Arndts über das von Puchta erhebe, geschrieben und darin ein richtiges Mass in Ansehung des Stoffes, sowie der rationellen und geschichtlichen Behandlung eingehalten sei. Ortloff wünscht nur, dass Arndts die Quellengeschichte vor dem von den einzelnen Fächern der Rechtswissenschaft handelnden Abschnitte vorausgeschickt hätte, weil sonst der Verfasser in diesem Abschnitt schon manches positive Recht, welches doch erst Quellenerzeugniss ist, als fix und fertig aufstellt.

§. 12 S. 46 Note 17 wird die Enzyklopädie und Methodologie des juristisch-politischen Studiums von A. Viroszil, Ofen 1852, als Unrecht deshalb übergangen, weil sie hauptsächlich für den österreichischen Kaiserstaat berechnet zu sein scheine. Es wird ferner Warnkönig's juristische Enzyklopädie oder organische Darstellung der Rechtswissenschaft mit vorherrschender Rücksicht auf Deutschland (Erlangen 1853. 569 Seiten und 210 §§.) in ihren Hauptphasen analysirt. Wir fänden hier das Vollkommenste und Beste, was bis hierher jemals in der Enzyklopädie geleistet worden. Der Werth des Werkes bestehe nicht bloss in der umfassenden geschichtlichen Behandlungsweise und reichen Litteratur, wie Ahrens (jur. Enzykl. S. 6 Anm.) meine, und wenn hier die philosophischen Prinzipien keine so bestimmende und leitende Stellung einnähmen, sei auch dies mit Unrecht von Ahrens getadelt worden, weil Warnkönig nicht eine vorwiegend rechtsphilosophische Enzyklopädie wie Ahrens, sondern wie er selbst im Vorworte sage, eine Enzyklopädie für alle Klassen der gebildeten Stände und selbst für den Schulgebrauch, also ein populäres und doch wissenschaftliches Werk habe schreiben wollen — und das sei ihm auch im Grunde sehr gut gelungen. Die Enzyklopädie Warnkönig's sei die erste Universalrechts-Enzyklopädie und liefere in der That ein vollkommenes Rundgemälde, welches interessante Abwechselung von Skizzen



ländischer Rechtsparteien und von gediegenen Ausführungen auf dem deutschen Rechtsgebiete enthalte.

§. 13: Die Enzyklopädie von Friedlieb, Privatdozenten in Gießen (das. 1853) sei wegen ihrer Einfachheit und klaren Darstellung zum Schulgebrauch für Anfänger zu empfehlen. Einzelne Mängel werden jedoch daran gerügt, und bei der ganzen Anlage des Werkes erhalte das Material gar zu abgeschlossene Abtheilungen und das Recht im objektiven Sinn werde von der Wissenschaft, die es erst in das fertige System gebracht habe, allzusehr losgetrennt.

§. 14: Die juristische Enzyklopädie oder organische Darstellung der Rechts- und Staatswissenschaft auf Grundlage einer ethischen Rechtsphilosophie von H. Ahrens, d. Z. Prof. in Göttingen (Wien 1855—57) komme der Enzyklopädie Warnkönig's an Werth am nächsten. Ahrens ist ein schon durch seine in vierter Auflage erschienene Rechtsphilosophie bekannter Vertreter der Krause'schen Philosophie. Er will hier seine Grundsätze des Naturrechts auf philosophisch-anthropologischer Grundlage in mehr praktischer Anwendung darlegen, zugleich aber „nach Möglichkeit eine rechtsphilosophische Durchdringung des gesamten Stoffes der Enzyklopädie geben.“ Er will (s. den Prospektus der Enzyklop.) nicht nur dem gewöhnlichen Zwecke entsprechend eine übersichtliche Darstellung der gesamten Rechts- und Staatswissenschaft geben, sondern auch bei der Verschiedenheit der Theorien und insbesondere bei dem noch immer einer Ausgleichung harrenden Streite zwischen der Rechtsphilosophie und der historischen Schule, den Vertretern des römischen und germanischen Rechts, den Anhängern einer neuen Rechtsgesetzgebung in Deutschland und deren Gegnern höhere und zum Theil vermittelnde Gesichtspunkte geltend machen; insbesondere stellt er sich die Aufgabe, auf Grundlage einer Rechtsphilosophie, welche das Recht in inniger Beziehung zu dem sittlichen Wesen des Menschen und zu den Gesamtlebensverhältnissen der Gesellschaft erfasst: 1) die Grundbegriffe der Rechts- und Staatswissenschaft in ethischer Ableitung und in organischem Zusammenhange darzulegen; 2) eine tiefere Begründung und theilweise Berichtigung der Lehre von den Rechtsquellen und eine organische Eintheilung der Rechts- und Staatswissenschaft zu geben; 3) die Rechtsgeschichte zunächst als ein zusammenhängendes Ganze in der gesamten Völkergeschichte zu begreifen; die vorwiegend wichtige Geschichte des römischen und deutschen Rechts in entsprechender Ausführlichkeit, und zwar nicht bloss nach den Rechtsquellen, sondern auch nach der inneren Entwicklung zu geben, insbesondere aber das Recht als Ausdruck der Sitte, auch bei der geschichtlichen Entwicklung, in steter Beziehung zu den religiösen, sittlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen einer Epoche darzulegen; 4) die Grundbegriffe des bürgerlichen Rechts, vorwiegend rechtsphilosophisch, aus der Natur der Lebens- und Verkehrsverhältnisse, jedoch mit Vergleichung des römischen und deutschen Rechts zu entwickeln; 5) die Staats-

wissenschaft in besonderer Rücksicht auf die ethisch gesellschaftlichen Verhältnisse und in übersichtlicher vollständiger Gliederung darzustellen. Das Werk ist übrigens mehr für den Rechtsverständigen, als für den Anfänger und wissenschaftlich gebildeten Laien brauchbar. Da die letzten Lieferungen erst während des Druckes der vorliegenden Schrift von Ortloff erschienen, so ist bei dem noch ein langer Nachtrag (S. 164—179) auf eine Skizzirung des Inhaltes der Enzyklopädie von Ahrens verwandt worden. Recht habe Ahrens der juristischen Methode des Privatrechts dieser lebhaftesten Tagesfrage einen grösseren Raum gewidmet. Die jur. Methode (sagt Ortloff S. 168 Note 3) sei neuerdings über die Gegensätze der historischen und philosophischen erst wieder von Lebrun, Brinz und Ihering erhoben worden, und darüber finde sich eine grosse Anzahl von [wunderlichen, in Form und Inhalt excentrischen] Raisonsnements in Kuntze's Wendepunkt der Rechtswissenschaft (Leipzig 1856). Gegen jede neue Methode verwahre sich ernstlich der auf streng historischem Boden stehende Dr. Th. Muthers in seiner Vorrede zur Sequestration und dem Arrest (Erlangen 1856). Die juristische Methode von Ahrens ist wie Ortloff (S. 168) bemerkt, jedenfalls von allen die vollständigste, und das Einzige, was daran vielleicht auszusetzen sein dürfte, wäre nur die Aufhebung bestimmter Kategorien, wodurch der freien wissenschaftlichen Behandlung eine Art Zwang auferlegt wird.

§. 15 spricht sich mit grosser Anerkennung über die neue juristische Enzyklopädie von Ferdinand Walter (Bonn 1856, 388 Seiten und 395 §§.) aus. Dieser universelle Jurist, vielleicht einer der universellsten der Gegenwart, habe darin die Quintessenz seiner unendlichen und tiefgehenden Studien und seiner reichen gediegensten Monographien, besonders seiner römischen und deutschen Rechtsgeschichte, seines deutschen Privatrechts und seines Kirchenrechts, mit der ihm ganz eigenthümlichen, geistreich und wohl abgemessenen und sehr klaren und einfachen Darstellung allein für den angehenden Juristen, sondern auch für jeden wissenschaftlich Gebildeten und selbst für den erfahrenen Theoretiker bereitet. Referent hält zwar dafür, dass diese Enzyklopädie einmal doch leider nicht tief genug gehe, z. B. bei der Uebersicht einzelner Theile des öffentlichen Rechts werden die Schwierigkeiten gewandt umgangen; im Uebrigen stimmt er gerne Ortloff's theil bei. Es sei Walter in einer bis jetzt noch nicht erreichten Weise gelungen, auf dem Wege rationeller und historischer Behandlung die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig zu halten. Wenngleich Walter seinen katholischen Standpunkt nicht verkennen lasse, so sei das Kirchenrecht in seiner Enzyklopädie nächst dem Privatrechte die gelungenste Partie derselben. Nur in der systematischen Eintheilung Walter's (in §. 54) kann Ortloff nicht ganz befreunden. Abgesehen davon sei Walter's Buch als Enzyklopädie des in Deutschland geltenden Rechts

die Beziehung die vollkommenste und stehe auf einem bis jetzt nie erreichten Höhepunkt; sie sei ein wahres speculum juris, welchem man das Recht als ein organisches, in sich lebendig zusammenhängendes Ganze, also ein lebensfrisches Gesamtbild erkenne. Sie sei ein Muster der wissenschaftlichen Behandlung. „Lege ich ruhig das immer noch gangbare und restaurirte (nach der Aufl. von Ihering 1853 neu herausgegebene) Lehrbuch der jurist. Enzykl. von Falck (erste Aufl. Leipzig 1821) bei Seite und tausche es mit dem auf dem neuesten und höchsten Standpunkte stehenden von Walter.“ Mit dieser Aufforderung schliesst der dritte Abschnitt.

An jene theils referirende, theils kritische Darlegung der gegenwärtigen juristischen Enzyklopädien schliesst sich nun (S. 78—140) ein dritter Abschnitt über den Begriff und Zweck der Enzyklopädie der Rechtswissenschaft als einer organischen Darstellung des Rechts. Es wird hier des Langen und Breiten erörtert, was dieselbe eigentlich zu leisten habe, und inwiefern die Gegenwart den Ansprüchen an eine Enzyklopädie der Rechtswissenschaft genügt habe und wie diesen ferner zu genügen sei. Ausser den in unserem Aufsätze auch bereits erwähnten Schriften wird auch den älteren, insbesondere auch öfter auf Konopack (über den Begriff und Zweck einer Enzyklopädie im Allgemeinen und der Rechtswissenschaft im Besonderen. Halle 1800) theils zustimmend, theils auch im Einzelnen berichtigend und abwehrend Bezug genommen.

Ein vierter und letzter kürzerer Abschnitt (S. 141—152) dient noch dazu, das System der Enzyklopädie der Rechtswissenschaft zu rechtfertigen, welches der Verf. als Lehrer der jurist. Enzyklopädie zu Grunde legt. Darauf folgt zum Schlusse (S. 153—162) dieses System im Grundrisse für akadem. Vorlesungen.

Die Einleitung bringt 5 §§.: I. Faktische Grundlagen. II. Der Staat und das Recht. III. Die Wissenschaft. IV. Die Sozialwissenschaft. V. Die Enzyklopädie und Methodologie. Theil I: Das Recht und seine Wissenschaft im Allgemeinen (S. 6—37). Cap. 1: Der Begriff des Rechts. Cap. 2: Der Urgrund und die Entstehung des Rechts. Cap. 3: Eintheilungen des Rechts im objektiven Sinne: 1) nach dem Ursprunge, 2) nach dem Umfange der Geltung, 3) nach dem Gegenstand. Cap. 4: Die Quellen und Formen des Rechts. Cap. 5: Von den Rechtsverhältnissen und Rechten. Cap. 6: Die Wissenschaft des Rechts. Theil II: Das Recht in Deutschland. Abschnitt I: Die Quellen und Bestandtheile des heutigen Rechts (§. 38—64). Cap. 1: Die ältere Zeit bis zur Trennung des fränkischen Reichs. Cap. 2: Die mittlere Zeit bis Maximilian I., und zwar 1) politische und kirchliche Einflüsse auf die deutsche Rechtsbildung, 2) die deutschen Rechtsquellen des Mittelalters, 3) die Umgestaltung des Rechts durch die Reception fremder Rechte. Cap. 3: Die neuere Zeit bis zur

**Auflösung des deutschen Reichs:** 1) die politischen und kirchlichen Veränderungen in Deutschland, 2) die Rechtsentwicklung der Periode. Cap. 4: Die neueste Zeit bis auf die Gegenwart. Abschnitt II (§. 65—121): Die einzelnen Zweige des in Deutschland geltenden Rechts. Tit. 1: Das Privatrecht (§. 65—94). I. Quellen und Uebersicht des Privatrechts (§. 65). II. System des geltenden Privatrechts (§. 66—93): A) Personenrecht: 1) die allgemeine Persönlichkeit, 2) die Persönlichkeit besonderer Stände, 3) die Personenverbindungen in Familien-, Schutz- und Gewalt-Verhältnissen. B) Das Vermögensrecht: 1) die dinglichen Rechte, 2) das Obligationenrecht, 3) besondere Vermögensverhältnisse (der Ehegatten zwischen Eltern und Kindern, besonderer Stände), 4) das Erbrecht. III. Die wissenschaftliche Bearbeitung des Rechts (§. 94). Tit. 2: Das öffentliche Recht. Cap. 1: Das Staatsrecht (§. 95—99). Cap. 2: Das Strafrecht (§. 100—103). Cap. 3: Das Prozessrecht (§. 104 bis 112). Titel 3: Das Völkerrecht (§. 113—116). Titel 4: Das Kirchenrecht (§. 117—121). Anhang: Die Methodologie des Rechtstudiums (§. 122—125).

Die Darstellung in der vorliegenden Schrift von Ortloff ist klar, einfach und verständlich, aber sie leidet doch öfters an grosser Breite und an Wiederholungen. Wenn man auch seine Ansichten und Erörterungen im Ganzen leicht beistimmen kann; wäre es aber jedenfalls viel besser gethan, wenn dem Aufsatze statt einer solchen langen blossen Darstellung, wie man die Enzyklopädie auffassen müsse, sogleich lieber eine gute Enzyklopädie in die Hand gegeben würde, woraus er dann nicht bloss die Methode und die Aufgabe der Enzyklopädie, sondern zugleich schon den Inhalt der Enzyklopädie, den Stoff selbst in und mit der richtigen Methode kennen lernt.

Verling.

---

*Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatze zu der pantheistischen. Eine Studie. Von Dr. Ludwig Eckardt, Docent der Aesthetik an der Hochschule in Bern. Jena, C. Hochhausen's Verlag, 1857, VIII S. u. 118 S. 8.*

Die Abschnitte, in welche die vorliegende Schrift zerfällt, sind: 1) Berechtigung des ästhetischen Studiums (S. 4—8), 2) Von wo kann und soll die Aesthetik ausgehen (S. 9—16), 3) die pantheistische Aesthetik (S. 16—19), 4) die herrschenden Gottanschauungen (S. 19—26), 5) die Einseitigkeit des Deismus und Pantheismus (S. 26—31), 6) Begründung eines den Deismus und Pantheismus überwindenden Theismus (S. 31—40), 7) Verteidigung des Theismus in der Aesthetik gegen Vaihinger's Angriffe (S. 40—54), 8) Gott und die Welt (S. 54—64), 9) der Künstler und das Kunstwerk (S. 64—70).

85), 10) die Elemente des Kunstwerkes (S. 68—72), 11) Plan einer künftigen Aesthetik (S. 72—76), 12) das Schöne (S. 76—83), 13) die Arten des Schönen (S. 83—88), 14) die Bedeutung des Hässlichen (S. 88—92), 15) der Humor als die höchste eigentliche theistische Weltanschauung (S. 92—97), 16) Philosophie, Kunst und Religion (S. 97—114).

Der rühmlich bekannte Herr Verfasser, dessen gelungene Untersuchungen über Shakespeare's Hamlet wir in diesen Blättern angezeigt haben, will gegenüber der Junghegel'schen Schule der Aesthetik der Zukunft eine theistische Grundlage geben. Bekanntlich ist das bedeutendste ästhetische Werk der Gegenwart von Vischer in Zürich auf pantheistischer Grundlage entstanden. Man könnte wohl zuerst die Frage aufwerfen, ob die Aesthetik überhaupt einer theistischen oder pantheistischen Grundlage bedürfte, da sie zunächst eine psychologische und keine metaphysische Wissenschaft ist. In der That hatte man auch vor der Entwicklung der Schelling-Hegel'schen Identitätslehre ein Bedürfniss nach einer metaphysischen Begründung der Aesthetik nicht, da man den Standpunkt des subjectiven Idealismus noch in der Aesthetik noch nicht überwunden hatte. Die Philosophie in unserer Zeit verlangt auch für die Aesthetik einen metaphysischen Boden; denn die Wissenschaft, welche die Principien des Erkennens entwickeln soll, muss natürlich auch die obersten, ständigen Erkenntnißsätze für die Theorie des Schönen und der Kunst zum Bewusstsein bringen. Immer wird man von der Unternehmung des Natur- und Kunstschönen, von der Betrachtung des Schönen in der Wirklichkeit zur Frage nach der Bestimmung des Schönen zurückkommen, was schön an und für sich ist. Diese Unternehmung führt uns aber immer wieder zur Metaphysik des Schönen zurück. Das Schöne ist eine Art und Weise, wie die höchste Idee des Göttlichen aufgefasst wird, gleich dem Wahren und Guten; das Schöne, Wahre und Gute erscheinen uns zuletzt als Ideale der Beziehungen einer und derselben Idee des Göttlichen, Unendlichen oder Unbedingten, Vollkommenen zu bestimmten Richtungen des Menschengeistes. So wird das Göttliche in der Form eines Ideales das Prinzip der Aesthetik, und die Frage ist also allerdings nicht gleichgültig, ob die Grundlage der Aesthetik eine theistische oder pantheistische sein soll. Man kann also diese Frage nicht als eine unnöthige zurückweisen, sondern muss sie als eine solche bezeichnen, durch deren richtige Auffassung das ganze System der Metaphysik und damit auch die metaphysische Grundlage der Aesthetik bedingt ist. Eben so wenig wird man dem Herrn Verf. die polemische Stellung zum Vorwurfe machen können, in welcher er sich dem Junghegel'schen Pantheismus gegenüber befindet. Denn, da Vischer's Aesthetik unter den neuern Werken über diesen Gegenstand das bedeutendste ist, und dieses alle und jede theistische

Begründung nicht nur mit Entschiedenheit, sondern selbst mit Hohn und Spott zurückweist, so wird es wohl unserm Hrn. Verf., der seine Berechtigung, im Gebiete der Aesthetik ein Wort mit zu reden, durch eine Reihe von tüchtigen Schriften gewonnen hat, vergönnt sein, die pantheistische Grundlage der Aesthetik zu besprechen und ihr seinen Versuch einer theistischen Begründung gegenüber zu stellen. Der Hr. Verf. hat dieses mit Ruhe, in ernster, den Gegner nirgends verdächtigender, sondern überall achtender und in seinen Leistungen anerkennender Weise gethan, und gibt dadurch denen, welche sich von Partheileidenschaften zu nutzlosen und unfruchtbaren literarischen Kämpfen hinreissen lassen, ein würdiges und gewiss beachtenswerthes Beispiel einer wissenschaftlichen Polemik. Er nennt S. 16 Vischer „einen Meister seines Faches.“ S. 17 lesen wir: „Bevor ich gegen Vischer auftrete, will ich noch einmal meine volle Bewunderung des vielfachen Schönen, das sein Werk enthält, zumal in dem Theile über das Naturschöne, der eigentlich dem Werke seinen Ruf verschafft hat, bereitwillig und ungeheuchelt aussprechen. Auch erkläre ich noch in Vorhinein, dass ich nicht mit Jenen stimme, die Vischer mit andern, als wissenschaftlichen Waffen bekämpften. Lehrfreiheit für jede wissenschaftliche Ueberzeugung!“ Was versteht nun der Hr. Verf. unter dem Theismus, welchen er dem Pantheismus entgegenstellt? Er betrachtet als einseitige, nicht befriedigende Gottesanschauungen die Gegensätze des Deismus und Pantheismus. S. 26 wird auf Kant's Religionsphilosophie hingewiesen, in welcher zwischen Deismus, der eine letzte und höchste Ursache annimmt, die er Gott nennt, und zwischen Theismus, der „einen lebendigen Gott, ein mit Verstand und Freiheit begabtes Wesen, das der Schöpfer und Regierer der Welt sei“, lehrt, unterschieden wird. Er nennt die Kant'sche Unterscheidung „zufällig und willkürlich, aller Schärfe entbehrend“, und versteht unter Deismus den „falschen Theismus“, den er den „kahlen Gegensatz des Pantheismus“ nennt. Auch die Unterscheidung des Hrn. Verf. dürfte in so fern dem Vorwurfe der Willkürlichkeit nicht entgehen, als es unmöglich aus der Natur der Sache hergeholt und den Begriff richtig bezeichnend genannt werden kann, wenn man den falschen Theismus Deismus, den wahren aber Theismus nennt, da Deismus und Theismus einen und denselben Gegenstand, nur der eine mit einem lateinischen, der andere mit einem griechischen Worte bezeichnen. Was wird nun unter wahren, was unter falschem Theismus, welcher letztere auch Deismus genannt wird, verstanden? Der falsche Theismus oder Deismus trennt Gott und Welt so, dass kein lebendiges Band zwischen beiden existirt. Gott ist ausser, über, hinter der Welt, ohne in der Welt zu sein. Der falsche Theismus hat Transcendenz oder Ausserweltlichkeit in dem Gottesbegriffe, ohne mit demselben Immanenz oder Innerweltlichkeit zu verbinden. Der Pantheismus hat zwar Immanenz oder Innerweltlichkeit, aber ohne



Transcendenz d. h. ohne allen Unterschied von der Welt, da Gott und Welt durchaus dasselbe sind; der wahre Theismus des Hr. Verf. verbindet die Transcendenz oder Ausserweltlichkeit mit Immanenz oder Innerweltlichkeit d. h. Gott ist das in der Welt wirkende, in allen Dingen immerdar thätige Princip, das aber als thätiges Princip von der Welt als einer blossen Erscheinung selbst unterschieden wird. Ueber den falschen Theismus sagt der Hr. Verf. S. 27: „Wie der Dualismus zwischen Geist und Materie, so auch der Deismus nur den Gegensatz zwischen Gott und Welt vor, und verliert über den Gegensatz, über die Trennung das Bewusstsein der Einigung. Diese Ansicht lässt eine nimmer zu füllende Kluft zwischen Schöpfer und Schöpfung offen, setzt jenen in ein Reich von kindlichen Märchen umspinnenes Jenseits, schliesst die Welt von ihm aus, und beraubt ihn damit, weil Etwas ausser ihm ist, der also beschränkt, des Vorzugs der Unendlichkeit. Die Einseitigkeit des Deismus (falschen Theismus) besteht demnach in der schroffen Auffassung der Jenseitigkeit, Ausser- oder Ueberweltlichkeit der sogenannten Transcendenz Gottes. Einmal auf einen Wolken thron gesetzt, wird er auch mit der Willkür eines Tyrannen behandelt und in diesem Sinne die Lehre von der Contingenz (Zufälligkeit) der Welt erfunden. Sie besteht darin, dass die Schöpfung des Alls und der Beginn derselben als etwas rein Zufälliges, vom Wollen oder Nichtwollen des höchsten Wesens Abhängiges, das eben so gut hätte unterbleiben können, als es jetzt stattgefunden zu haben, hingestellt wird. Sie wird dadurch zum Werke einer Laune herabgewürdigt, und der freie Wille des Schöpfers in der vermeintlichen guten Absicht, ihn ja recht frei erscheinen zu lassen, zu eigentlicher Willkür entadelt.“

Der wahre Theismus, den der Hr. Verf. zum Unterschiede von falschem oder dem Deismus den Theismus im eigentlichen Sinne des Wortes nennt, wird S. 32 also geschildert: „Der Deismus gibt die Erde, der Pantheismus den Himmel preis, der Theismus versöhnt Himmel und Erde, indem er uns zeigt, dass die Erde mitten im Himmel ist. Der Deismus macht die Ewigkeit zur Zukunft, der Theismus die Gegenwart zur Ewigkeit. Er sieht zwar die Welt nicht, wie der Pantheismus, Eines; aber er kennt sie als ein harmonisches Ganzes. Nach der Ansicht des Deismus entstand die Welt zufällig, in Folge eines göttlichen Rathschlusses, der nicht später oder eben so gut niemals hätte stattfinden können; dem Pantheismus entsteht die Welt mit Nothwendigkeit. Der Theist identificirt die Freiheit und Nothwendigkeit in Gott. Der Theist erkennt die Welt als eine ewige Schöpfung Gottes, die frei, aber doch nothwendig aus ihm hervorging.“ Er setzt S. 32 bei: „Ich erkenne Gott als das Urwesen, welches das All liebend in sich hegt und trägt, als die ursprüngliche Einheit, von der Geist und Materie ausgingen, die sich daher im Menschen wieder einigen können, da sie in Gott, ihrer höhern Instanz, Eins waren.“ Der Hr. Verf.

stimmt in seiner Gott- und Weltanschauung mit der scharfsinnigen Auffassung des geistreichen Troxler überein. Man könnte die Anschauung gegenüber der pantheistischen auch Pan-en-theismus nennen, da sie den wesentlichen Unterschied zwischen dem Satze — Alles ist Gott — und dem Satze — Alles ist in Gott — hervorhebt, und zu einer dem Pantheismus entgegengesetzten Weltanschauung entwickelt.

Sehr richtig wird von S. 40 an dargestellt, dass die Gründe Vischer's gegen den Theismus sich lediglich auf die falsche Auffassung des Theismus, nicht aber auf den innersten Kern desselben beziehen. Er stellt S. 54 dem pantheistischen Satze Vischer's: „Gott ist ein Gedanke des Menschen“ den theistischen Satz entgegen: „Der Mensch ist ein Gedanke Gottes.“ Denn der Pantheismus „sieht alles wahre Leben in der Welt, der Theismus schaut alles wahre Leben in Gott“ ... „Die Welt ist die Entfaltung des Lebens in Gott; sie wird von ihm erschaffen; allein immer Gott ohne Welt ist eben so undenkbar, wie eine Welt ohne Gott. Ohne Natur wäre ewige Stille“ S. 55: „Wie in jedem Geiste, so ist in Gott, dem höchsten, ein ewiger Drang, sein Inneres auszuherauszuführen und in einem Bilde sich zu bespiegeln. Erst da, wenn es äusserlich vor uns steht, gelangen wir zum vollen Bewusstsein unseres inneren Lebens“ S. 57: „Gott ist die höchste Güte, die höchste Wahrheit, die höchste Schönheit. Zu der Selbstoffenbarung dieses Wesens gelangt er seit Ewigkeit dadurch, dass er in unergründlicher Gnade eine Welt zu dieser Güte, dieser Wahrheit, dieser Schönheit emporführt“ S. 64: „Der Mensch ist Gottes Bild“ S. 65: „Das Denken und Bilden, in Gott noch Eins, ist im Menschen auseinander. Das Gute strebt er im Leben an, das Wahre sucht er in der Wissenschaft zu erfassen, das Schöne verkörpert er im Kunstwerke. Die künstlerische Thätigkeit ist die dem göttlichen Schaffen am nächsten stehende“ S. 68: „Wie der Künstler zu Gott, verhält sich das Kunstwerk, als die zweite Schöpfung, zu der Welt, als der ersten Schöpfung.“

Von S. 72 an wird der Plan einer künftigen, nach theistischen Princip zu entwickelnden Aesthetik mitgetheilt.

Der erste Theil dieser Aesthetik soll der göttlichen Kunst, der zweite der Kunst des Menschen gewidmet sein.

Im ersten Theile wird die Welt als eine ewige Offenbarung Gottes aufgefasst. Was sich in der Welt offenbart, wird hier als das Göttliche „in der dreifachen Ausstrahlung des Guten, Wahren und Schönen“ bestimmt.

Hier wäre auf „das Gemeinsame und Unterscheidende dieser drei Urideen“ hinzuweisen. Als ein Vorzug dieser Auffassung erscheint, dass das „Naturschöne“ nicht mehr dem „Kunstschönen“ wie solches in der Hegel'schen Schule geschieht, „einseitig nachgesetzt wird.“ Der zweite Theil, der die Kunst des Menschen

den umfasst, hat des Menschen Stellung zu Gott, den im Menschen, wie in Gott, seiner Urquelle, waltendem Drang, sich zu offenbaren, die Bedeutung des Guten, Wahren und Schönen in und durch die Kunst zu erkennen und zu begründen. Dieser Theil der Aesthetik hätte die Frage zu beantworten, warum das Gute in der Religion, das Wahre in der Wissenschaft, das Schöne in der Kunst zum Ausdruck gelangte, er wäre eine Psychologie oder Phenomenologie des künstlerischen Geistes (S. 78).

Hr. Verf. theilt uns nun aus dem Stoffe einer solchen Aesthetik der Zukunft einzelne Bearbeitungen mit. Er fängt S. 76 mit der Untersuchung über das Schöne an. Gott ist als die Einheit der ihm hervorgegangenen Zweiheit von Natur und Geist die höchste Schönheit. Der Höhepunkt des Schönen in der Schöpfung ist der Mensch, weil sich unter allen Erscheinungen selber Natur und Geist im Menschen am meisten harmonisch vereinigen. Das Schöne tritt also dann ein, wenn sich die in Natur und Geist bestehende Zweiheit der Welt der ursprünglichen Einheit (Gott) nähert. Die Dinge sind also um so schöner, je göttlicher sie sind. Das Schöne ist daher „die durch eine harmonische Einigung des Geistigen und Sinnlichen vermittelte Erscheinung des Göttlichen.“ Offenbar ist dies das Schöne in der Wirklichkeit. Da aber Gott die höchste Schönheit ist, und in Gott diese Zweiheit von Natur und Geist aufhört, so sollte hier wohl das Urschöne als das Ideal von dem Abwiche desselben in der Wirklichkeit, auf welche letztere sich das Verfassers Begriffsbestimmung des Schönen bezieht, deutlicher verschieden werden. Anstatt des Naturschönen, wie es die Hegel'sche Schule dem Kunstschönen entgegensetzt, würde Hr. Verf. lieber den Ausdruck „das Schöne des Weltalls“ wählen, weil dieses als das Schöne der ersten, aus Gott von Ewigkeit hervorgehenden Schöpfung dem Schönen der menschlichen Schöpfung der Schöpfung des künstlerischen Menschengeistes entgegenzusetzen ist. Vollkommen begründet ist der Tadel, den der Hr. Verf. gegen einzelne Aeusserungen von Schelling, Schiller, Solger, Hegel, Rosenkranz, Kuno Fischer und den berühmtesten der neueren Aesthetiker, Vischer in Zürich erhebt, nach welchen das Naturschöne dem Kunstschönen gegenüber herabgesetzt wird. Die S. 79 ff. gemachten Bemerkungen weisen ganz richtig nach, dass dem Naturschönen keine dem Kunstschönen gegenüber untergeordnete Stellung gebührt. In gleicher Weise nimmt er sich auch der Erhabenen in der Natur „gegen Kuno Fischer“ an, und beruft sich dabei auf schlagende Stellen in Alexander v. Humboldt's Kosmos und Rosenkranz's wichtiger Schrift: Aesthetik des Hässlichen.

S. 83 geht er zur Behandlung der verschiedenen Arten des Schönen über. Er spricht sich gegen die Ansicht Vischer's und Carriere's aus, dass das Schöne im Widerstreite seiner

Momente in das Erhabene und Komische zerfalle. Er findet als Gegensatz des Erhabenen eben so wenig mit Ruge und Kuno Fischer das Hässliche, als mit Vischer das Komische. Es ist der einzig wahre Gegensatz des Erhabenen das „Anmuthige“ (S. 83), das Rosenkranz „das Gefällige“ genannt hat, das das Hässliche nicht nur im Gegensatz des Erhabenen, sondern das Schönen selbst ist, und im Erhabenen das Uebergewicht in der Idee, im Inhalte, im Anmuthigen aber im Bilde, in der Form, in der Erscheinung beruht. Er findet in dem Schönen Steigerungen in allen Graden, je nachdem das „Göttliche mehr oder minder in demselben hervortritt“ (S. 84). Die unterste Stufe der eigentlichen Schönheit beginnt mit dem Anmuthigen, eine höhere Stufe tritt sich im Schönen im engeren Sinne dar, in welcher Form und Inhalt in das Gleichgewicht treten, die höchste Stufe im Erhabenen, in welchem die transcendente Idee hervortritt. Die schöpferische Thätigkeit des göttlichen Principes steigt vom Erhabenen zum Schönen und Anmuthigen herunter, die schaffende Thätigkeit des künstlerischen Menschengenies vom Anmuthigen zum Schönen und endlich von diesem zum Erhabenen hinauf. Dem Schönen gegenüber wird nun S. 88 „das Hässliche“ behandelt und in demselben wird nur mit Rosenkranz der Gegensatz des Erhabenen, sondern mit vollem Grunde der Gegensatz des Schönen gesehen und das selbe dem Schönen in der Weise, wie das Böse dem Guten, entgegen gesetzt. Es ist hier das Hässliche, da das Schöne eben in der mehr oder minder durchdringenden Erscheinung des Göttlichen besteht als das Gegentheil des Schönen „eine Abkehr von Gott.“ „Die Auflehnung (des Hässlichen gegen das Schöne) ist aber eine vorübergehliche und von kurzer Dauer. Wie das Gute mit dem Bösen kämpft das Schöne mit dem Hässlichen einen ewig siegreichen Kampf.“

Ganz richtig bemerkt der Hr. Verf. S. 88, dass das Schöne sich nicht durch das Hässliche ins Komische, sondern umkehrt, dass das Hässliche durch das Komische sich in das Reich des Schönen bewege. Das Hässliche ist eine Verneinung des Schönen, das Komische, weil es das Hässliche wieder zum Reiche des Schönen dadurch zurückführt, dass es jenes in seiner Nichtigkeit zeigt, die Verneinung dieser Verneinung, also wieder eine zum Reiche des Schönen zurückführende, die Nichtigkeit des Hässlichen darstellende Bejahung. Es ist dieses gewiss eine geistvolle Nachweisung der Stellung des Komischen gegenüber dem Schönen und Hässlichen. Doch möchte Referent darum weder der von dem Hr. Verf. S. 90 bekämpften Ansicht von Kuno Fischer und Vischer, welche das Komische über das Tragische stellen, beipflichten, noch der von dem Hr. Verf. angenommenen Ansicht, dass das Tragische über dem Komischen stehe. Die siegreich über das Hässliche sich erhebende und dieses negirende Schönheit des Komischen ist der des Tragischen durchaus ebenbürtig und gleichberechtigt.

liegt. In beiden Elementen, dem Komischen, wie dem Tragischen, ist sich nicht der Begriff der Unter- sondern der der Neben- oder Ordnung dar. Zur Begründung seiner Ansicht von der Unterordnung des Komischen unter das Tragische bemerkt der Hr. Verf. S. 90 und 91: „Wer schwankt zwischen Faust und Don Quixote, Hamlet und Falstaff? Die Schöpfung des komischen Dichters ist weit vergänglicher, als die des tragischen. Der nicht Tragiker lebensheiteren Sinnes und menschenfreundlichen Herzens, während die Komiker von Schwermuth ergriffen werden, ihre Werke zu verachten anfangen, eine dunkle Sehnsucht nach höhern Gestalten empfinden? Dieses Gefühl ihrer Einseitigkeit, die bittere Wahrnehmung, dass sie nur den kleinen Kampf des Lebens mit tausend nebelhaften Unbedeutendheiten, nicht den Kampf mit dem Schicksal dargestellt, dass sie nur das Gewöhnliche zeigen, aber nicht das Ungewöhnliche veranschaulicht haben, drückt ihnen von ihnen den Rosenkranz und das Brevier in die Hand, die Peitsche entfallen war. Das beständige Streben und Ringen des tragischen Bewusstseins ist zwar nicht die alleinige Bestimmung des Erdenlebens; denn der Mensch soll sich auch auf der Erde bewegen; aber noch weniger angemessen, der Menschheit unwürdig ist ein ewiges süßes Nichtsthun und Geniessen, wie es die heitere Kunst predigt. Strebt der Tragiker einseitig in den Himmel, so strebt der Komiker einseitig an der Erde. Ladet uns dies nicht ein, eine Vermittlung zu versuchen? Es scheint zwar, als ob es vollkommen begründet wäre, dass es zwei gar verschiedene Arten der Kunst gebe; denn der Mensch ist ein Doppelwesen. Ja, er ist es, Geist und Natur in sich, darin besteht seine Gottähnlichkeit, seine Schönheit. Wie er aber um so gottähnlicher wird, je mehr er die Zweifelt seiner Natur überwindet, und eine Einigung seines geistigen und sinnlichen Wesens gewinnt, — gerade um so mehr steht die Kunstart, welche das vorwiegend geistige Tragische überwindet, das vorwiegend sinnliche Komische überwindet, und in sich auflöst.“ Diese höhere Vermittlung findet der Hr. Verf. S. 92 ff. im Humor.

Ref. kann von dieser, von dem Hrn. Verf. dem Komischen angewiesenen Unterordnung sich durch die angeführten Gründe nicht überzeugen. Jede der angedeuteten Gestalten Faust und Don Quixote, Hamlet und Falstaff sind in ihrer Art gleich vollendet, als Gestalten der Dichtung gleich hoch stehende Grössen. Zudem kann man in Don Quixote und Falstaff nicht das einseitig Komische erkennen, welches, wie das Tragische, erst der höhern Vermittlung des Humors bedarf. Gerade diese beide Gestalten sind die schönsten Dichtungen des neuern dramatischen Humors, welcher nach dem Hrn. Verf. selbst über dem Tragischen und Komischen steht. So können beide nicht einmal als Beispiele der höhern Potenzirung des Komischen gebraucht werden. Gewiss sind die Schöpfungen des komischen Genius so unvergänglich, als die des tragischen.

Aristophanes ist so unsterblich, als Aeschylus oder Sophokles, Shakespeare in seinen komischen Dichtungen so unergänzlich, als in seinen tragischen. Ja, sehr oft steht das Komische, weil es auf rein menschlichem Boden erwachsen ist, an Unvergleichlichkeit über dem Tragischen. Man vergleiche die Jahrhunderte lang als Meister gepriesenen Racine und Corneille mit dem Zeiturtheile überdauernden Molière. Dass die Komiker oft schwermüthig sind, Sehnsucht nach höheren Gestalten haben, wird gewiss so wenig etwas beweisen, als dass sie, die das Leben kennen, darum leider so viel Gemeines und Niedriges verachten lernen, weil sie Menschenhasser werden, und die Peitsche der Satyre mit dem Brevier und dem Rosenkranze vertauschen. Dass die „heitere Komik“, wie die Komik bezeichnet wird, „ein ewiges, süßes Nichtsthun und Geniessen predigt“, muss mit Recht bezweifelt und kann daher nicht als Grund gegen die Komik gebraucht werden. Wer das Laster und die Thorheit lächerlich macht, und durch das Komische das Gemeine und Niedrige zerstört, predigt mehr, als „ein ewiges süßes Nichtsthun oder Geniessen.“ Belege dafür liefern die klassischen Lustspieldichter älterer und neuerer Zeit. Schon darin, dass der Hr. Verf. in dem Tragischen, wie in dem Komischen, nur eine bestimmte Seite des Gegensatzes im Schönen erblickt, und von beiden zur höhern, beide Gegensätze vermittelnden Aufgabe des Humors übergeht, liegt der Grund, in beiden Elementen, dem komischen wie dem tragischen, die Subordination unter einem höhern Elemente anzunehmen, und darum beide einander gegenüber mehr als gleich geordnet, denn als untergeordnet zu betrachten. Zudem steht das Komische selbst in seiner Einseitigkeit immer dem von dem Hr. Verf. auf die höchste Stufe gestellten Humor viel näher, als das Tragische, weshalb auch die Hegelianer mit Recht den Humor als die Vollendung des Komischen ansehen.

Im letzten Abschnitte werden Philosophie, Kunst und Religion behandelt (S. 97 ff.). Mit Recht führt sie der Hr. Verf. auf die drei Urideen des Guten, Schönen und Wahren zurück. Die neuern Denker, welche Kunst, Philosophie und Religion als „Höhepunkte im Geistesleben des Menschen“ bezeichnen, „gehen darin auseinander, welche Rangordnung sie jenen drei oben genannten Genien der Menschheit anweisen sollten“ (S. 99). Wir stellen die Religion untenhin, in die Mitte die Philosophie und über beide die Kunst, Hegel setzt die Kunst auf die unterste, die Religion auf die mittlere, die Philosophie auf die höchste Stufe. Völlig anders gibt der Religion die unterste, der Kunst die mittlere, der Wissenschaft die letzte und höchste Stellung. Es ist gewiss nicht ohne Vortheil für den ruhigen Beobachter wahrzunehmen, dass Denkweisen, die den Hauptgrundsätzen nach dieselbe philosophische Weltanschauung haben, in einer so wichtigen Untersuchung durchaus verschiedene Ansichten aufstellen.



Was der Hr. Verf. S. 108 und 104 hinsichtlich dieses Gegenstandes bemerkt, dass er „keine Unterordnung zwischen Kunst und Philosophie sehe“, sondern dass er sie „als ihrer Würdigkeit nach gleichart, als gleichen Ranges, nur ungleicher Richtung be-  
trachte“, ist vollkommen wahr, und gilt auch von der Religion, obwohl der Hr. Verf. sie S. 108 als das Höchste, also über be-  
stehend anschaut. Denn, was von der Schönheit als der Grund-  
idee der Kunst, der Wahrheit als der Grundidee der Wissenschaft  
muss nothwendig auch von der Güte als der Grundidee der  
Religion, die hier mit keinerlei Art von sogenannten Religionsbe-  
griffen zu verwechseln ist, als wahr fest stehen. Alle drei  
sind ja nur drei verschiedene Gestaltungen einer und dersel-  
ben Idee, des Heiligen oder Göttlichen, aufgefasst nach den ver-  
schiedenen Richtungen oder Beziehungen derselben zu den drei  
Thätigkeiten des Menschengenies. Die Idee des Göttlichen für das  
Erkennen ist die Wahrheit, für das Gefühl die Schönheit, für das  
Handeln und seine Offenbarung, das Handeln, die Güte. Darum  
haben auch Wissenschaft, Kunst und Religion, welche zu Gegen-  
ständen ihres Strebens diese dreifache Gestaltung einer und dersel-  
ben Idee haben, nothwendig sich weder über- noch unter-, sondern  
gleich- oder beigeordnet sein, da ja an und für sich ihr Gegen-  
stand durchaus der nämliche, das Göttliche ist. Darum hat auch  
die theistische Begründung der Aesthetik nicht nöthig, die Religion  
vor die Wissenschaft und Kunst zu stellen, da die eine für den  
Verstand und das Leben ausspricht, was die andere für das Erkennen  
und das Gefühl thut. Angehängt sind S. 114—118 Bemerkungen  
zu Adolph Zeisings ästhetische Forschungen, über deren Aus-  
gangspunkte und Resultate, ungeachtet der Hr. Verf. mit ihnen nicht  
völlig übereinstimmt, mit Achtung und Anerkennung gesprochen  
werden.

**v. Reichlin Meldegg.**

*Vidals Lieder, herausgegeben von Dr. Karl Bartsch. Ber-  
lin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1857. 8. XCVI  
und 160 Seiten.*

Die vorliegende Schrift des Herrn Dr. Bartsch rechtfertigt  
durchaus das günstige Vorurtheil, mit dem sie sicher jeder zur  
Hand nimmt, welchem die bisherigen sorgfältigen und gelehrten  
Arbeiten des thätigen Forschers bekannt geworden sind. Die Auf-  
gabe, die unser Verfasser lösen wollte, gibt er im Vorworte folgen-  
dermaßen an: „Die Grundsätze wissenschaftlicher Kritik, wie sie  
für mittelhochdeutsche Texte zuerst Lachmann aufgestellt und durch-  
geführt hat, auch auf die Behandlung provenzalischer Denkmäler  
anwenden, habe ich in vorliegender Ausgabe versucht.“ Ueber

alles handschriftliche Material konnte der Herausgeber zwar gebieten; was er indessen theils mittelbar, theils unmittelbar Handschriften auf italienischen, französischen und englischen Bibliotheken zu benützen in der Lage war, reichte wohl hin, um Verstellung eines kritischen Textes von Peire Vidals Liedern unternehmen. Der letzteren sind es nach dem, von den Angen Anderer abweichenden, Ergebnisse der Untersuchungen des Verfassers im Ganzen sechs und vierzig, die er uns sämmtlich, S. 5—mittheilt. Ausser einer Reihe dem Dichter entschieden nicht angehöriger Lieder werden ihm noch acht andere zugeschrieben, bei denen die Echtheit wenigstens sehr zweifelhaft bleibt, weil bei Nennung des Autors meist nur eine Handschrift der anderen gegenübersteht. Wir finden auch diese höchst wahrscheinlich unechten Lieder S. 129—140. Den Liedertexten schliesst sich, S. 87—128, eine Sammlung der verschiedenen Lesarten an, welche dem Verfasser zugleich Gelegenheit zur Erläuterung von Einzelem gibt. Auf diese Anmerkungen folgt noch ein Verzeichniss der Strophenanfänge und ein kleines Glossar. Was das letztere betrifft, so wäre es wohl praktischer gewesen, wenn für die Erklärung der einzelnen Wörter die Rücksicht auf eine frühere Arbeit des Verfassers massgebend gewesen wäre; denn abgesehen davon, dass nicht jeder Leser stets beide Bücher zur Hand hat, führt diese Einrichtung auch noch den Uebelstand mit sich, dass man nie sicher ist, wo die wünschenswerthe Auskunft gesucht werden muss. Die Einleitung, welche Herr Bartsch seiner Ausgabe vorangehen lässt, verdient besonders Lob ausgezeichnet zu werden. Wir erhalten vor allem eine ausführliche Darstellung der Lebensverhältnisse des Peire Vidal bei welcher, wie sich von selbst versteht, die vortreffliche Schilderung von Diez die Grundlage bildet. Sehr erfreulich ist, dass der Verfasser diesem berühmten Vorgänger auch darin gefolgt ist, dass er in die Erzählung häufig Uebersetzungen in metrischer Form gestreut, „mit denjenigen Freiheiten, welche die deutsche Reimpoethie nothwendig macht, d. h. Aenderung der Reimworte in den einzelnen Strophen, wo das Original dieselben Reimsilben durch das ganze Lied durchführt.“ Die an diese Biographie sich anschliessenden eingehenden Erörterungen über Sprache und Metrik des Dichters bekunden aufs neue die von dem Verfasser schon anderweitig bewiesene Vertrautheit mit Untersuchungen dieser Art. Um nichts dem reichen Inhalte des gegenwärtigen Werkes zu übergehen, beschränke ich nur noch zu erwähnen, dass der Verfasser, S. 1—4, auch einige alte provenzalische Vida d'en Peire Vidal aufgenommen hat.

Tübingen. 17. Januar 1858.

W. L. Hollar

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Arithmetik und Algebra für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht, bearbeitet von G. Lud. Schoof, Oberlehrer der Mathematik am Gymnasium und der k. Bergschule zu Clausthal. Erstes Heft. Die Grundoperationen und deren nächste Anwendung auf Proportionen und Gleichungen vom ersten Grade. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1857. 116 S. in 8.*

Das vorliegende erste Heft der Arithmetik und Algebra des Verfassers ist, wie schon sein Titel besagt, die Grundoperationen und deren Anwendung auf die einfacheren Fälle. Zunächst werden die Grundoperationen, nämlich Addition, Subtraction, Multiplikation und Division für ganze Zahlen, und dann für ganze Zahlen und Brüche betrachtet, wobei der Verfasser offenbar der Schüler gedacht hat, die in diesen Rechnungsweisen schon Gewandtheit haben und nur noch in mehr übersichtlicher, aber doch wissenschaftlicher Weise die Sache sich vergegenwärtigen wollen. Für solche ist die Darstellung ganz geeignet, wie denn Referent es nicht für gut hält, wenn man gar alle die Regeln und Regelchen für ganze Zahlen und Brüche, welche die Schüler längst kennen, haarscharf beweisen will. Solche Beweise haben meistens die Wirkung, die Sache dem Schüler entsetzlich langweilig zu machen, so dass er in sich kein Bedürfniss fühlt, etwa regelrecht zu beweisen, dass  $a + b = b + a$ . — Einiges über die Theilbarkeit der Zahlen schliesst sich an Betrachtungen an, wobei jedoch die Darstellung der Art des Aufsuchens des grössten gemeinschaftlichen Theilers (§. 36) etwas deutlicher sein dürfte. Die Grundoperationen mit Brüchen werden in derselben übersichtlichen Weise angegeben und zu dem dekadischen Zahlensystem, und diesem anschliessend, den Dezimalbrüchen übergegangen, von welchen letztern das Wichtigste vorkommt. Die Fourier'sche Divisionsmethode ist nur durch einige Beispiele angedeutet.

Die Lehre von den entgegengesetzten Grössen und die Rechnung mit ihnen wird im Wesentlichen durch Beispiele an ganzen Zahlen erläutert und dann zu den arithmetischen und geometrischen Proportionen und Anwendungen derselben auf praktische Aufgaben übergegangen. Den Schluss bildet die Anwendung zur Auflösung algebraischer Gleichungen des ersten Grades mit einer oder mehreren Unbekannten, welche Anleitung durch mehrfache Beispiele erhalten ist.

Das erste Heft der „Arithmetik und Algebra“ ist hiernach eine im Ganzen sehr regelmässig geordnete wissenschaftliche Uebersicht der ersten Elemente der Mathematik, es wird dasselbe also für Diejenigen von Nutzen sein, die die Sache bereits kennen, aber als Wiederholung und Erinnerung, behufs weiteren Studiums, oder die die bereits erlangten Kenntnisse nochmals vorführen wollen. Für den Selbstunterricht muss ein gutes Übungsbuch nebenher gehen, was der Verfasser auch wohl voraussetzt, da er das Aufgabenbuch von Meier Hirsch mehrfach geradezu annimmt.

*Arithmetik und Algebra u. s. w. von Ch. Lud. Schoof. Zweites Heft. Potenzen, Wurzeln und Logarithmen; Reihen, Kettenbrüche und diophantische Gleichungen. Hannover u. s. w. 1858. 187 S. in 8.*

Auch im zweiten Hefte ist im Allgemeinen der Stoff mehr überblicksreich behandelt und nur selten auf ausführlichere Entwicklungen eingegangen, so dass auch diese Abtheilung vorzugsweise Solchen zu empfehlen wäre, sich nicht zum ersten Male daraus belehren, sondern zur Wiederholung der Algebra nochmals vorführen wollen.

Den Anfang dieses Hefes machen die Bildungsgesetze der zweiten, dritten Potenz der (reellen) Zahlen, sowie darauf gegründet die Auflösung der Quadrat- und Kubikwurzel. Was dabei gelegentlich von den imaginären Zahlen der Form  $\sqrt{-a}$  gesagt, namentlich hinsichtlich der geometrischen Ausdeutung derselben, mag hier auf sich beruhen, da Referent in diesen Hefen schon vielmals seine Meinung über diese „Erweiterung“ ausgesprochen und seither noch keinerlei Veranlassung gefunden hat, davon abzugehen. Die Auflösung der quadratischen Gleichungen, die auf mehrfache Weise durchgeführt wird, schliesst sich hier naturgemäss an; und ebenso ist die Cardan'sche Formel für die kubischen Gleichungen abgeleitet, jedoch die Rechnung nicht so weit geführt, dass man den sogenannten irreductibeln Fall zu behandeln im Stande wäre.

Hieran schliesst sich die Behandlung der höheren (allgemeinen) Potenzen und Wurzeln. „Wie, sagt das Buch, der Exponent auf additivem Wege der Einheit entstanden ist, so muss die Potenz auf multiplikativem Wege der Wurzel entstehen.“ Mittelst dieser Definition, die freilich nicht neu lässt sich allerdings die Bedeutung von  $a^4$ ,  $\bar{a}^4$ ,  $a^{\frac{1}{2}}$ ,  $\bar{a}^{\frac{1}{2}}$  angeben, ob aber das wirkliche Verständniss etwas damit gewonnen ist, möchte Referent bezweifeln. Es scheint vielmehr weit zweckmässiger, und ist wohl auch dem natürlichen Gange stufenweiser Erweiterung der mathematischen Kenntnisse viel angemessener, zunächst nur die Potenzen mit positiven ganzen Exponenten und bei denselben klar hervortretenden Rechnungsgesetze zu betrachten; von denselben sodann zu den Potenzen mit negativen ganzen Exponenten überzugehen und nachzuweisen, dass, unter der Voraussetzung,  $\bar{a}^n$  sei ein Zeichen für  $\frac{1}{a^n}$ , mit diesen Potenzen sich genau in derselben Weise rechnen lasse, wie mit den vorhergehenden; alsdann die Wurzelgrössen, und endlich die Potenzen mit gebrochenen Exponenten zu behandeln. Ist dieser Weg auch etwas umständlicher, so hat er den grossen Vortheil, dass der Leser (oder Schüler) immer sich bewusst bleibt, was er thut, und nicht durch eine allgemeine Definition in ein geheimnissvolles Halbdunkel eingehüllt wird. So ist es unserem Buch

in nicht lobenswerther Weise begegnet, die Gleichung  $\sqrt[n]{a^m} = \sqrt[nr]{a^{mr}}$

durch zu beweisen, dass  $\frac{m}{n} = \frac{mr}{nr}$  also  $a^{\frac{m}{n}} = a^{\frac{mr}{nr}}$  sei; damit freilich wird

die Sache gleich abgethan, wenn dies nur nicht leider reines Spiel mit Zeichen wäre. Mehrfach ist ein Begehen des rechten Weges angefangen,

aber der Verfasser ist etwas zu schnell müde geworden. Wenn in einer Note gesagt ist, es sei  $1^\infty = 9^\infty$ ,  $0^0 = 1$ ,  $\infty^0 = 1$ , so wollen wir dies als hier ohnehin nicht gehörig, auch als nicht gesagt ansehen — sonst wäre es unrichtig, wie sich der Verfasser leicht überzeugen kann, wenn er einen Blick in ein ordentliches Handbuch der Differentialrechnung wirft. Aehnliches gilt von dem Zeichen  $\sqrt[n]{a}$ .

Die Theorie der Logarithmen schliesst die Potenzenlehre ab und ist in dem vorliegenden Buche auch unmittelbar derselben angereiht; Anwendungen auf die trigonometrische Auflösung der quadratischen Gleichungen, die Exponentialgleichungen und die Zinseszinsrechnungen dienen dazu, zu zeigen, wie man sich der Logarithmen zur Abkürzung der Rechnung mit grösstem Vortheile bedienen kann.

Die arithmetischen Reihen in der herkömmlichen Weise werden sodann betrachtet und die höheren arithmetischen Reihen nach einer Methode summiert, die ganz einfach der bekannten Summirungsformel der Differenzenrechnung, bezüglich deren Beweis, nachgebildet ist, wie sich etwa dieser Beweis in den „Grundzügen der algebraischen Analysis“ des Referenten, S. 87, angegeben findet. Lässt sich begreiflich gegen die Richtigkeit dieses Beweises nichts einwenden, und hat er den Vortheil grosser Allgemeinheit, so ist doch die Art der Darstellung, wie sie Schweins in seiner „Grössenlehre, systematisch bearbeitet“ (Heidelberg, 1832) S. 128 ff. gegeben, unzweifelhaft elementarer und viel leichter zu überschauen, wie denn Referent aus Erfahrung weiss, wie leicht die Bildung dieser Reihen alsdann begriffen wird. Unser Buch widmet diesem Gegenstande eine ziemlich eingehende Untersuchung.

Die geometrischen Reihen werden namentlich auf die Rentenrechnung angewendet, die durch eine Reihe Beispiele erläutert wird. Die Zerfällung eines Bruchs  $\frac{A}{B}$  in eine Reihe der Form  $\frac{1}{a} + \frac{1}{ab} + \frac{1}{abc} + \dots$  bedünkt Referent, nicht von über grossem Nutzen zu sein; mehr hält er dagegen auf die Theorie der Kettenbrüche, bei der jedoch etwas mehr Beweise nicht am anrechten Orte gewesen wären.

Den Schluss dieses Heftes macht die Auflösung der Diophantischen (unbestimmten) Gleichungen des ersten Grades, die ausführlich, namentlich auch mittelst der Kettenbrüche, gegeben wird.

Wir müssen hiernach auch bei dem zweiten Hefte das wiederholen, was wir zum Schlusse unserer kurzen Anzeige des ersten Heftes gesagt, dass das Buch nämlich als eine Uebersicht der hauptsächlichsten Lehren der Arithmetik und Algebra, vorzugsweise also brauchbar für Solche, die sich diese Lehren sämtlich wieder ins Gedächtniss zurückrufen wollen, zu empfehlen sei. Einer Andeutung in diesem zweiten Hefte nach soll demselben ein drittes folgen, das vermuthlich die algebraische Analysis behandeln wird.

*Leichtfassliche Anleitung, durch Raisonement Münz-, Wechsel-, Maass- und Gewichtsrechnungen, sowie andere complisirte Aufgaben der kaufmännischen Arithmetik, sicherer und schneller zu lösen, als nach den bisher üblichen Regeln, von Dr. Paul Escher. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. 1857. 70 S. in 8.*

Die Behandlung des elementaren Rechnens in den unteren und mittleren Schulen ist bekanntlich seit geraumer Zeit eine ganz andere geworden, früher, als noch die Regel de tri und Consorten in bestem Flore waren. Die Zurückführen auf die Einheit (den jetzt allgemein sogenannten Zweizeiler) das für Anfänger ganz unverständliche Proportionswesen verschwunden, die „Proportionen“ treiben sich jetzt nur noch in der Geometrie herum, sie hergebrachtermassen nicht sollen entbehrt werden können, sowie in Lehrbüchern der „Arithmetik und Algebra“, wenn die gelehrten Herrschaften einen herablassenden Blick auf die niederen Gefilde der gewöhnlichen Anwendung — des gemeinen Rechnens — werfen. Freilich sind die Proportionen überall ganz unnötig, allein die Macht der Gewohnheit ist überwältigend, und wenn auch die Schüler das Ding kaum hinunterwerfen können, so verlässt man sich auf die gute Verdauungskraft der Jugend.

Im elementaren Rechnen spielten, bei der geistlosen Behandlungsweise, der früher gehuldt wurde, eine Reihe „Regeln“ die Hauptsache, und es war für einen schon etwas ganz Ordentliches, wenn er mit dem „Kettensatz“ oder der Rees'schen Regel gehörig handthieren konnte. Aus den Schulen haben die „Schulmeister“ freilich dies Ding vertrieben, aber in den kaufmännischen Rechnungen spielt der alte Schlendrian immer noch eine grosse Rolle und ein Lehrer der „kaufmännischen Rechnungen“ würde sich schon etwas weniger vornehm dünken, wenn er das Alles, was er von seinem Katheder her „docirt“, ganz, wie ein ordinärer Schulmeister deutlich erklären sollte. heisst es: Man ziehe einen vertikalen Strich, schreibe links das, rechts je u. s. w. — Dieser Behandlungsweise hat die vorliegende Schrift des Lesern dieser Blätter bekannten Verfassers in der besten Weise den Kopf erklärt, indem sie zeigt, dass man durch die Schlussrechnung, wie sie jetzt im übrigen elementaren Rechnen im Gebrauch ist, auch die Aufgaben des kaufmännischen Rechnens ebenso schnell, als durch die mechanischen Regeln lösen kann, und dabei weiss, was man thut, also ob man fehlt oder nicht. Die Schrift behandelt die Maass- und Gewichts-Reductionen, die Waarenrechnung, Münzrechnung im ganzen Umfange, sowie die Wechselrechnung, erläutert durch eine Menge von Beispielen das sich immer gleich bleibende Verfahren. Sie kann daher Lehrern und Schülern an mittleren Schulen, sowie angehenden Handelsbeflissenen nur empfohlen werden.

**Aufgaben-Sammlung über Wechselrechnungen, Waarenrechnungen und Conto-Correnten. Zum Gebrauch für Handelsschulen, bearbeitet und herausgegeben von J. Ch. Meyer. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Th. Wittstein. Hannover, 1856. Hahn'sche Hofbuchhandlung. XXVIII u. 291 S. in 8.**

Auf den Wunsch des Professor Wittstein, der in der oberen Abtheilung der städtischen Handelsschule zu Hannover kaufmännische Arithmetik lehrte, hat der Verfasser die vorliegende Sammlung von Uebungsaufgaben aus den Zweigen des kaufmännischen Rechnens verfasst. Bestehen allerdings bestehende Werke über kaufmännische Arithmetik, so war doch, wie Prof. Wittstein in der Einleitung angibt, demselben kein Buch bekannt, das bei so hohem Preise reichliches Material zur Uebung geboten hätte, und auch nichts Weiteres als dies. Einer solchen Anforderung entspricht das vorliegende Buch aber auch im weitesten Umfange. Die jeweils zahlreichen und stufenweise aufsteigenden Aufgaben erstrecken sich nämlich auf: Wechselreduktionen, direkt und indirekt, sowie Rentiren der Course; Berechnung der Spesen beim Wechsellgeschäft in allen möglichen Fällen; Berechnung des Gewinns und Verlusts bei Wechseloperationen; Arbitrage-Rechnung; Wechselcommissionsrechnung; Waarenrechnungen; Calculationen; Berechnungen über Gewinn und Verlust bei einem Handel; Conto-Correnten im weitesten Umfange.

Wie schon gesagt, sind die Aufgaben stufenweise vom Leichterem zum Schwereren fortschreitend, so dass die Sammlung für Handelsschulen und zum Selbststudium sicher von grossem Werthe ist. Ein Antwortenheft zu dieser Sammlung gehört, befindet sich bereits in Arbeit und werde der Sammlung möglichst bald nachfolgen.

---

**Lehrbuch der ebenen Geometrie zum Gebrauche an höhern Lehranstalten und beim Selbststudium von Karl Spitz, Lehrer an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Mit 194 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1857. VIII u. 183 S. in 8.**

Der Verfasser des vorliegenden Lehrbuchs der ebenen Geometrie ist dem geometrischen Publikum bekannt durch seine geometrischen Aufgaben zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und beim Selbststudium, welche in drei Theilen im Jahre 1855 in derselben Verlagshandlung erschienen sind, und Aufgaben aus der ebenen und körperlichen Geometrie, sowie Andeutungen zu den Auflösungen der Berechnungsaufgaben enthalten. Hat er in diesen Schriften sich mehr mit Material zu vielseitiger Uebung beschäftigt, so stellt er dagegen in dem vorliegenden Buche die Wissenschaft als solche dar, indem er die Sätze in geeigneter Weise aneinander reiht. Referent muss vor Allem nur bemerken, dass in Bezug auf Vollständigkeit kaum ein Wunsch übrig bleibt, da nicht nur alle Sätze, die zu einem vollständigen Systeme der Geometrie von lange her als unerlässlich betrachtet werden, sich hier finden, sondern überdies auch die neuere Geometrie mehrfach berücksichtigt wurde,



wie denn Sätze von den Transversalen, den harmonischen Verhältnissen, Laren u. s. w. in das System des Verfassers eingereiht erscheinen. Ist gleich zu Anfang die Darstellung der Parallelentheorie eine anschauliche und zweckmässige, so ist später namentlich die Lehre von der Aehnlichkeit Figuren weitgehend berücksichtigt, und zahlreiche, höchst interessante Sätze von denen in den berühmten „Eléments de géométrie“ von Legendre keine Spur sich findet, werden hier erwiesen.

Ist hiernach das Buch in Beziehung auf Vollständigkeit aller Anerkennung werth, so verdient es nicht minderes Lob in Bezug auf die wissenschaftliche Anordnung der Sätze selbst. Hat auch dadurch, dass in den Abschnitten I die Aehnlichkeit der Figuren ausgeschlossen wurde, die dann in Abschnitt II erst vollständig in Betracht gezogen wurde, manches etwa Zusammengehörige getrennt werden müssen, so findet es sich aber eben durch diese Trennung — die dem Verfasser durch die Einrichtung der Schulen geboten schien — von einem formellen Gesichtspunkte aus doch wieder nicht an falschem Platz, so dass also, wenn auch hierin nicht geradezu ein Vorzug gesehen werden kann, doch auch kein Tadel auszusprechen ist. — Ein Vorzug des Buches, manchen ähnlichen Werken liegt aber, wie schon gesagt, in der sonstigen Anordnung der Sätze, sowie in der gründlichen Beweisführung, die den geometrischen Geist athmet. Daneben sind überall zahlreiche Aufgaben zur Uebung den einzelnen Abschnitten beigelegt, wobei dann für das Selbststudium als „Anhang zu dem Lehrbuche der ebenen Geometrie“ eine kleine Schrift von 60 Seiten besonders beigegeben ist, welche die Resultate und die Andeutungen zur Auflösung dieser Aufgaben enthält.

Referent kann hiernach das vorliegende Lehrbuch nur empfehlen und ist überzeugt, dass der junge Mathematikbeflissene sich eines besseren nicht leicht bedienen kann, jedenfalls aber mit grossem Nutzen das hier angezeigte gebrauchen wird.

*Ausführliches Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Ebene und körperliche Geometrie. Zum Selbstunterricht mit Rücksicht auf die Zwecke des practischen Lebens bearbeitet von H. B. Lübsen. Dritte Auflage mit 193 Figuren im Text. Hamburg. Otto Meissner. 1858. 177 S. in 8.*

Das vorliegende Lehrbuch der Geometrie ist in demselben Sinne geschrieben, wie die übrigen, bereits zu einer ziemlichen Anzahl angewachsenen Lehrbücher des Verfassers, sich nämlich auf das zu beschränken, was für den Praktiker nothwendig ist, der Mathematik nicht oder doch nicht bloss des formellen Nutzens wegen studiren will, sondern der auch die Früchte dieses Studiums kosten möchte, und der also möglichst bald und leicht zu einem vernünftigen Genuss dieser Früchte zu gelangen wünscht. Wenn der Verfasser dem Titel den Archimedischen Ausruf: „Störe mir meine Kreise nicht!“ als Motto beisetzt, so mag dies ohne viele Beziehung sein; wenn er aber auf der Rückseite das Schiller'sche „Archimedes und der Schüler“ auführt, so dürfte wohl

des Schölers Rede passen, da Archimedes die Sache etwas anders faßt, als der Verfasser der vorliegenden Geometrie.

Dem sei nun, wie man wolle, von dem Standpunkte aus, den der Verfasser den bezeichnet, den er vor Augen gehabt, ist das vorliegende Buch könnlich abgefasst. Es beschränkt sich in der ebenen Geometrie (S. 1—109) die wichtigsten Sätze, so dass doch immerhin der Studirende das kennen, was er bei weiterem Studium der höheren Theile braucht; in der Stereometrie sind es vorzugsweise die Körper- und Flächenberechnungen, die durchgeführt (und je begründet) werden, während Sätze, die nicht hierauf gehen, meist weggeblieben sind. Einige Aufgaben aus den Anwendungen der Algebra auf Geometrie erscheinen schliesslich als eine Art Zugabe, worin auch die Aufgabe der Berechnung einer ebenen Figur aus den Coordinaten ihrer Eckpunkte vorkommt.

Schon im Laufe des Buches sind mehrfach Anwendungen auf Aufgaben der praktischen Geometrie gemacht worden, je da, wo dieselben mittelst der bereits erlernten Sätze leicht gelöst werden konnten — was Referent nur sagen kann, da — abgesehen vom Nutzen — solche Aufgaben gewissermaßen zu einem Ruhe- und Erfrischungspunkt dienen, in dem doch zuweilen die ermüdenden Felde der Theorie. Am Schlusse des Buches ist sodann als „Anhang“ ein kurzer Abriss der praktischen Geometrie, beziehungsweise Andeutung über die wichtigsten Aufgaben derselben und die dazu nöthigen Instrumente beigegeben.

Zeigt schon die dritte Auflage des vorliegenden Buches, dass dasselbe von Lesern gefunden und zweifelsohne bei denselben von Nutzen gewesen ist, so wird auch diese innerlich und äusserlich gut ausgestattete neue Ausgabe vielen Studirenden willkommen sein, und Referent kann das Buch nachdrücklich denjenigen empfehlen, die, in der Absicht sich technischen Fächern zu widmen, theoretische Kenntnisse wenigstens auf einen gewissen Grad hin zu erwerben oder schon etwa erworbene vervollständigen wollen.

**Dr. J. Dienger.**

*Notice biographique et littéraire sur M. J. Fr. Boissonade par Ph. Le Bas, membre de l'Institut. Paris. Typographie de Ch. Lahure. 1857. 60 S. in 8.*

Eine kurze, aber interessante Lebensskizze eines Mannes, in dem Frankreich einen seiner würdigsten und ausgezeichnetsten Vertreter der Studien der griechischen Literatur verloren hat, dessen Leistungen überall, wo diese Studien gepflegt werden, die gerechteste Anerkennung gefunden haben, in Folge der fast halbhundertjährigen, ununterbrochen der Wissenschaft mit aller Hingebung gewidmeten Thätigkeit, die dem Glanze des äusseren Lebens fern und selbst abgeneigt, in stiller Zurückgezogenheit desto mehr für die Wissenschaft wirken zu können glaubte. Einer alten adeligen Familie in der Gascogne entstammend, und anfangs der administrativen, ja diplomatischen Laufbahn bestimmt, wendete Boissonade mit dem Anfange dieses Jahrhunderts als ein junger Mann (er war im Jahre 1774 geboren) sich den Studien der griechischen Literatur zu; seine Verbindung mit Bast, der damals in Paris der

hessendarmstädtischen Legation zugetheilt war, erhielt ihn nicht blos in dieser Richtung, sondern wirkte auch entscheidend für sein ganzes Leben, das von nun an ausschliesslich diesen Studien gewidmet blieb, und bald auch diejenige Förderung fand, die günstige äussere Verhältnisse und Freunde ihm verleihen konnten. Wie Boissonade von einem Lehramte zum andern gelangte, wie er aber jede andere Stellung von sich abwies, um blos seinen wissenschaftlichen Studien zu leben, das hat uns der Biograph in einem schönen Bilde vorgeführt; er hat uns zugleich mit allen den Schriften bekannt gemacht, die als die Frucht dieser gelehrten Thätigkeit erscheinen, welche in Folge der Zurückgezogenheit von dem äussern Leben in die stillen Räume des Studierzimmers oder eines freundlichen, an der Wohnung gelegenen Gärtchens, so Vieles hervorzubringen vermocht hat. Diese Zurückgezogenheit von dem Leben, um der Wissenschaft willen, bildet einen der hervorragendsten Züge in dem Bilde eines Mannes, welcher obwohl mitten in dem Getümmel einer Weltstadt lebend, doch der Politik und allen den Leidenschaften fremd, die im Gefolge derselben sind, nur in dem Studium seine Ruhe und sein Vergnügen fand und diess bis zu seinem Tode bewährte, der ihn in hohem Greisenalter am 10. September des Jahres 1857 erreichte. Die einfache Grabschrift seiner irdischen Ruhestätte hatte er sich selbst schon dreizehn Jahre zuvor entworfen; seine Beisetzung erfolgte, dem ausgesprochenen Wunsche gemäss, ganz in der Stille.

Es kann hier nicht der Ort sein, in eine nähere Würdigung dessen einzugehen, was Boissonade durch seine zahlreichen Ausgaben und sonstigen Schriften, in denen er sich als einen der gründlichsten und feinsten Kenner der griechischen Sprache bewährt hat, für die Wissenschaft leistete: das hat auch der Verfasser dieser Lebensskizze nicht gethan und nicht thun wollen: aber die allgemeine Anerkennung wird diesen Leistungen nicht ausbleiben, da we überhaupt noch die Studien der classischen Literatur blühen und gedeihen: dem Verfasser dieser schönen Lebensskizze — einem dankbaren Schüler — wird man ebenso zu Danke verpflichtet sein, um so mehr als er auch eine genaue Angabe aller der zahlreichen Ausgaben und Schriften Boissonade's, wie selbst der in einzelnen Journalen und Zeitschriften (z. B. dem *Journal des Debats* oder *de l'Empire*, an dessen Redaction im wissenschaftlichen Theile er eine Zeit lang Antheil nahm) enthaltenen Artikel beigefügt hat.

Chr. Bähr.

*Das Klosterleben Kaiser Karls des Fünften. Von William Stirling. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, unter Zugrundelegen der dritten Auflage des englischen Originals. Dresden. Verlagshandlung von Rudolph Kuntze. MDCCCVIII. VII und 349 S. in gr. 8.*

Das englische Werk, das hier in eine neue deutsche Uebersetzung gebracht ist, ward in diesen Jahrbüchern Jahrgg. 1853 p. 600 ff. bereits besprochen, und zwar nach seiner zweiten Auflage, von der auch eine andere deutsche Uebersetzung a. a. O. angezeigt ward. Die vorliegende neue Uebersetzung wird aber schon darum den Vorzug verdienen, als sie nach einer dritten,

später erschienenen Auflage des englischen Originals veranstaltet ist, dieses aber wesentliche Zusätze von der Hand des Verfassers erhalten hat, welcher dabei insbesondere eine von Herrn Bakhuizen van den Brink der belgischen Akademie mitgetheilte Schrift, sowie auf eine andere, schon im Jahr 1851 erschienene Schrift (über Karls des Fünften Abdankung) beruhte; die erste derselben gibt nämlich nähere Nachricht von einem zu Brüssel befindlichen Manuscripte, welches eine kurze Darstellung der Abdankungsgeschichte Karls des Fünften und seines Aufenthalts in dem Hieronymitenkloster Jaste enthält, aufgezeichnet um 1574 von einem der Mönche dieses Klosters, welche nach des Kaisers Tode in seinem Schlafgemache Wache hielten und ebenso die kaiserlichen Gebeine nach dem Escorial begleiteten. Was aus beiden Schriften in das englische Original übergegangen, findet sich auch in dieser deutschen Bearbeitung; hier zum Theil in den Nachträgen, so dass der Leser Nichts vermisst von Allem dem, was das englische Werk bietet: die Uebersetzung liest sich sehr gut, ohne die Treue zu verletzen; die ganze Ausstattung ist vorzüglich zu nennen: das Ganze bildet eine angenehme und unterhaltende Lectüre.

---

*Bibliographie zur Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Von Dr. Carl Schmit, Ritter von Tavera. I. Abtheilung 1. Heft: Geschichte des Hauses Habsburg bis zum Tode Maximilians I. Wien 1858. L. W. Seidel. VI und 128 S. in Lexiconsformat.*

Das hier begonnene Unternehmen ist gewiss als ein verdienstliches anzusehen, in sofern es Jedem, der über irgend einen in das Gebiet der österreichischen Geschichte einschlägigen Gegenstand Forschungen anzustellen beabsichtigt, die dazu nöthigen Quellen und Hilfsmittel vorzeichnet und dadurch seine Forschung nicht wenig erleichtert. Der Verfasser hat in der Zusammenstellung dieser literarischen Hilfsmittel möglichste Vollständigkeit zu erreichen gesucht, was, wenn man die grossen Schwierigkeiten bedenkt, mit welchen die Abfassung derartiger Werke verknüpft ist, gewiss nichts leichtes ist: er hat ebenso aber auch mit aller Genauigkeit und Sorgfalt die einzelnen Schriften verzeichnet, und da, wo es nöthig schien, Bemerkungen über den Inhalt und die Beschaffenheit einzelner, zumal seltener Werke beigefügt, ebenso wie weitere Nachweisungen, welche für die Benutzung und den Gebrauch dieser Werke von wesentlichem Belang sind. Die erste Abtheilung soll die Literatur zur Geschichte der Regenten aus dem Hause Habsburg bis auf die neueste Zeit, nach der Folge der einzelnen Regenten geordnet, enthalten: und so sehen wir denn auch in diesem ersten Hefte diese Literatur von dem Gründer der Dynastie, Rudolph I. bis zu Maximilian I. inclus. in 1032 einzelnen Nummern aufgeführt; ein eigener, vorangestellter Abschnitt befasst die Literatur über die Genealogie des Hauses Habsburg (in Allem 138 Nummern) und die Quellen zur Geschichte der Zeit von Rudolph I. bis V., zunächst die von Zeitgenossen über den ganzen Zeitraum von 1273—1519 abgefassten Chroniken u. s. w. (bis zu Nummer 254 incl.), worauf die Literatur der einzelnen Regenten folgt, so z. B. Rudolph I., zuerst die Urkunden und Briefe, dann die

Biographien, dann die Schriften über sein Lebensverhältniss, seine Wahl, seine Streitigkeiten, sein Verhältniss zur Kirche, zum Ausland u. s. w., zuletzt die Schriften, welche die Dichtung und Sage über diesen grossen Fürsten vorgerufen, aufgeführt werden. Und so findet sich die gleiche Anordnung den folgenden Regenten eingehalten: die einzelnen Schriften, die unter den Rubriken fallen, sind chronologisch geordnet: es erscheinen darunter auch einzelnen Aufsätze aufgenommen, die in Zeitschriften oder sonst wo in grösseren Sammelwerken sich vorfinden: was wir als eine wesentliche Förderung des Ganzen anzusehen haben. Ein genaues Register über alle einzelnen Namen der Verfasser der angeführten Schriften, wie über diese selbst, da wo der Verfasser genannt ist, macht den Schluss: es wird den Gebrauch des Ganzen sehr fördern. Ein grösseres Register, ein Autoren- und ein Sachregister, das alle die einzelnen, noch zu erscheinenden Theile des Ganzen umfasst, am Schlusse ebenfalls nicht fehlen. Es soll nämlich auf diese erste Abtheilung von der, wie oben bemerkt, bis jetzt nur das erste Heft vorliegt, dem noch ein zweites mindestens folgen dürfte, eine zweite folgen, welche die Literatur zur Geschichte der Länder, Städte, Märkte, Dörfer, Burgen, überhaupt aller Oertlichkeiten der Monarchie befasst, dann eine dritte, welche die Literatur der Biographien aller zur Geschichte Oesterreichs gehörigen Personen giebt und eine vierte, welche die Literatur der historischen Wissenschaften enthält. Wir wünschen dem schwierigen aber verdienstlichen Unternehmen guten Fortgang.

---

*Tableau historique de la littérature Française à l'usage des Gymnases, Lycées et des Ecoles supérieures par F. Haas, conseiller aulique à Darmstadt. Ernest Kern, libraire éditeur. 1855—1857. I Livraison. De la formation de la langue française jusqu' à la fin du XV. siècle. 207 S. II Livraison. XVI et XVII siècles. 336 S. in gr. 8.*

Eine Darstellung der Geschichte der französischen Literatur auf einem verhältnissmässig kleinen Raume in befriedigender Weise zu geben, gehört bekanntlich zu den schwierigsten Aufgaben, die selbst in Frankreich nicht und in alle Wege diejenige Lösung gefunden haben, welche als die aus befriedigend auch für deutsche Leser anerkannt werden dürfte. Wir freuen uns daher in den oben angezeigten beiden Bändchen deutschen Lesern, die sich mit der französischen Literatur nach ihrem ganzen Entwicklungsgange bekannt machen und zugleich die Hauptträger und Repräsentanten der einzelnen Zweige dieser Literatur kennen lernen wollen, wenn sie ihre Forderungen nicht zu hoch stellen, diese Darstellung empfehlen zu können, welche ihnen eine gute Uebersicht des Ganzen zu geben vermag, indem der Verfasser mit den Anfängen der Sprache und der Bildung der Literatur beginnend, die weitere Entwicklung derselben in den folgenden Jahrhunderten sorgfältig durchgeht, dabei die einzelnen hervorragenden Geister und ihre Leistungen in gedrängter Weise schildert und auf diese Schilderung, gleichsam als Belegstücke, aber geeignete und passend gewählte Auszüge aus ihren Werken (in kleinerer Schrift) folgen lässt, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird,

sich selbst von dem ausgesprochenen Urtheile durch die nachfolgende Probe zu überzeugen. Dabei wird man, wenn man näher das Einzelne durchgeht und dem Verfasser in seinen einzelnen Erörterungen und Angaben und Urtheilen mit prüfendem Blicke folgt, bald gewahr, dass diese Angaben auf eigenen, selbständigen Studien beruhen und nicht blos Andern nachgeschrieben sind, wie man diese bei Werken der Art so oft findet; man wird weiter finden, dass der Verfasser subjectiven Ansichten keineswegs einen Spielraum bei der Beurtheilung des Einzelnen gelassen oder nach sogenannten philosophischen Grundsätzen und Lehren den Entwicklungsgang dieser Literatur construiert hat, wie diess auch bei der Darstellung anderer Literaturen so oft heutzigen Tags geschieht, kurz, dass er den positiven Grund und Boden nirgends verlassen hat, und rein objectiv seinen Gegenstand behandelt. Mit dem Zwecke seines Werkes, welches insbesondere auch für höhere Lehranstalten berechnet ist, war eine solche Behandlungsweise allerdings auch geboten, die dem Ganzen zur wesentlichen Empfehlung gereicht. Im ersten Hefte oder Bändchen schildert der Vorf, nach einem kurzen einleitenden Abschnitt über den Ursprung und die Bildung der Sprache, den Stand der Literatur im alten Gallien zu den Zeiten des sinkenden Römerreichs von dem vierten Jahrhundert an bis zu dem Ende der Karolinger im zehnten Jahrhundert, als erste Epoche des Ganzen (was wir eben so zweckmässig, wie nothwendig finden); die zweite Epoche befasst die folgenden Jahrhunderte mit Einschluss des fünfzehnten, und gibt uns ein Bild der Literatur des Mittelalters, in welcher alle die bedeutenderen, hier hervortretenden Erscheinungen ihre Stelle gefunden haben; mit der im Süden Frankreichs zuerst emporblühenden Literatur, der Troubadours und was daran sich knüpft, beginnt die Darstellung, die dann auf ähnliche Weise dem Norden sich zuwendet, und nach einem Abschnitt über die Barden, zu den Trouvères übergeht; die Romane aus dem Kreise Karls des Grossen wie der Tafelrunde u. s. w., die Contes und Fabliaux des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, sowie die Anfänge der lyrischen Poesie werden geschildert; es folgen dann die Prosaischen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, die Historiker, wie Froissard u. A., an welche dann das fünfzehnte Jahrhundert mit seinen poetischen wie prosaischen Erzeugnissen sich anreihet. Die dritte Epoche befasst das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert, welchen die ganze zweite Lieferung gewidmet ist; was in den verschiedenen Richtungen der Wissenschaft und Literatur während dieses Zeitraumes geleistet worden, wird in einer klaren und bündigen Darstellung, die eine bequeme Uebersicht über das Ganze möglich macht, im Einzelnen vorgeführt; bei der Bedeutung, die diese Zeit für die ganze geistige Entwicklung Frankreichs, für die Bildung der Sprache wie der Literatur einnimmt, wird man den grösseren Umfang, welchen diese Darstellung einnimmt, wohl erklärlich und auch nicht unverhältnissmässig finden; überhaupt war der Verfasser bestrebt, gleichmässig die verschiedenen Theile seines Werkes zu behandeln, so weit es nur immer möglich war, und so ein wirkliches Gemälde, einen wirklichen Umriss der französischen Literatur, wie es sein Zweck und seine Absicht war, vorzulegen.

1. *Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre* par M. Guizot. 82 S. in 8.
2. *Histoire de Charles I depuis son avènement jusqu'à la mort* par M. Guizot. 152 S. in 8.
3. *Lettres et Poésies de Frédéric le Grand* I. 228 S. in 8. Auch unter dem Titel: *Bibliothèque choisie de la littérature française en prose*, par Dr. R. Schwalb. Essen, chez G. D. Baedeker. T. I—III.

Das Unternehmen, von dem hier drei Bändchen vorliegen, beabsichtigt eine Auswahl von Werken der prosaischen Literatur Frankreichs, welche durch die Form wie durch den Inhalt anziehend, ja mustergültig erscheinen, in soweit sie zur Lecture auf Schulen, namentlich in den oberen Classen, wie auch zur Privatlectüre sich eignen, in einzelnen Bändchen, deren jedes für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, zu liefern, und zwar in einer ansprechenden Ausseren, durch Lettern und Papier gleichmässig sich empfehlenden Form bei einem billig gestellten Preise, der die Anschaffung auf Schulen wesentlich erleichtert. Jedes Bändchen soll eine in sich zusammenhängende grössere Darstellung geben, keine blossen, einzelnen Stücke, oder ausgewählte Abschnitte, und wenn auch bei einer solchen grösseren Darstellung Einzelnes ausgefallen, was ohne Nachtheil des Ganzen ausfallen konnte, oder selbst nicht der passend für die Zwecke der Schule erschien, so ist diess in einer Art und Weise geschehen, die in dem Zusammenhange des Ganzen keine Störung oder Unterbrechung erkennen lässt; die nöthigen Einleitungen in deutscher Sprache gehen jeder Mittheilung zu deren richtigen Auffassung voraus: da, wo es nöthig war zum Verständniss des Einzelnen, sind kurze Bemerkungen unter dem Texte beigelegt. In dieser Weise enthält nun das erste Bändchen die Schrift von Guizot: *Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre*, und zwar unverkürzt, woran sich im zweiten Bändchen aus der Geschichte der Revolution selbst eine der interessantesten Mittheilungen, die Geschichte Karls I. von England anreicht. Neben dem anziehenden Inhalt kann aber die Form, die herrliche Sprache, in der diese Darstellungen gegeben worden, gewiss als mustergültig angesehen, beide Theile darum zur Lectüre als Muster einer prosaischen historischen Darstellung, die Anmuth mit Wahrheitsliebe zu verbinden weiss, empfohlen werden. Gleiche Rücksichten sprechen auch für die im dritten Bändchen enthaltene, mit den nöthigen Einleitungen und Erklärungen gleichfalls ausgestattete Correspondenz Friedrich's des Grossen. Aus der umfassenden, nach der neuesten Ausgabe über viertausend Briefe und Antworten enthaltenden Correspondenz ist hier eine Auswahl geliefert, welche von dem Bestreben geleitet ward, „mit Uebergang aller Unbedeutenden, Schwerverständlichen oder Bedenklichen, eine Reihe von Briefen des grossen Königs in chronologischer Folge so zusammenzuordnen, dass sie ein möglichst zusammenhängendes Bild seines vielbewegten reichhaltigen Lebens und Geistes darstellen, das mit dem anmuthigen Reize der Frische und Natürlichkeit den eigenthümlichen Werth einer unbewussten, naiven (?) Selbstbiographie verbindet.“ Und selbst abgesehen von diesem Zwecke, ein Bild des grossen Königs, aus seinen eigenen Schriften zusammengefügt, zu liefern, werden diese Briefe, als Muster eines guten französischen Briefstyles, eine passende Lectüre bilden, durch welche man den richtigen Ausdruck sich aneignen kann.



geleitet wird. Nach diesen Rücksichten hat der Herausgeber diese Zahl von Briefen veranstaltet, denen auch einige poetische Zugaben, als Proben aus der grossen Zahl der Gedichte Friedrich's des Grossen, beigefügt sind; er hat, wie bei den vorausgehenden Bändchen unter dem Texte nothigen sachlichen Erklärungen kurz beigefügt, dann aber auch eine chronologische Uebersicht über das Leben Friedrich's des Grossen, wie sie zum Verständnisse der Briefe nothwendig ist, vorausgehen lassen und darauf „Biographische Notizen über die einzelnen Correspondenten Friedrich's des Grossen“, deren in diesen Briefen Erwähnung geschieht, (was eben nothwendig ist) nachfolgen lassen. So wird das äusserlich so schön ausgestattete Unternehmen sich bestens der Aufmerksamkeit empfehlen: es reiht dasselbe einem ähnlichen Unternehmen an die Seite, welches unter dem Titel: *Élite des classiques français avec les notes des meilleurs commentateurs*, von demselben Herausgeber unternommen ward und in ähnlicher Weise eine Auswahl von poetischen, mustergültigen Schriften liefert. In den bereits erschienenen acht Bändchen sind folgende Stücke geliefert: *Athalie* (von J. Racine), *Le Cid* (von P. Corneille), *Le Misanthrope* (von Molière), *L'Avaro* (von Molière), *Chefs d'oeuvre poétiques* (von Boileau Despréaux), *Horace* (von F. Corneille), *Lucrece* (von F. Ponsard), *Iphigénie en Aulide* (von J. Racine).

---

*Sammlung von Gesetzen und Verordnungen über das Kirchenwesen. Herausgegeben von Jacob Heinrich Rieger, Dekan und Pfarrer in Maulburg\*). Fortgesetzt durch Dr. F. S. Schmidt, Pfarrer in Sand. IX. Band, oder I. Band der neuen Folge, 3. Theil. Chronologisches Repertorium der Gesetze und Verordnungen bis zum Jahr 1850. Lahr, J. H. Geiger. 1857. VIII und 476 S. gr. 8.*

Wenn wir vorliegende Schrift etwas ausführlicher in diesen Blättern besprechen, so mag das eines Theils seine Rechtfertigung darin finden, dass wir dieselbe für eine der bedeutenderen literarischen Erscheinungen halten und uns ihres reichen Inhalts wegen nicht allein für geistliche und weltliche Leser und alle, welche sich um unsere badische Landeskirche in unserm Grossherzogthum interessiren, wichtig erscheint, sondern auch in andern deutschen Ländern Beachtung zu finden verdient, und andern Theils, damit das Publikum erfahre, was die Schrift durch ihren Inhalt bietet. Gehen wir nun zu derselben über. Man kann dem Herausgeber, Herrn Dr. Schmidt, nur Dank dafür zollen, dass er es übernommen hat, das höchst verdienstvolle Werk, welches der jetzige Dekan und Pfarrer in Maulburg, Herr Rieger, begonnen und in hiesiger anerkannt tüchtiger Weise bis zum 9. Bande mit eben so andauernd-

---

\*) Die 8 ersten Theile sind unter dem Titel erschienen: „Sammlung von Gesetzen und Verordnungen über das evangelisch-protestantische Kirchen-, Schul-, Ehe- und Armenwesen im Grossherzogthum Baden. Herausgegeben von Jacob Heinrich Rieger, ev. Pfarrer u. s. w. Offenburg. 1834—1849. In Commission der Fr. Braun'schen Buchhandlung. 8.

dem und sachkundigem Fleisse, als grösser Umsicht und Besonnenheit durchgeführt hat, fortzusetzen. Der Fortsetzung des Werkes selbst hat der Grossherzogliche Evangelische Oberkirchenrath dieselbe hohe Vergünstigung zu werden lassen, wie dem von Herrn Dekan Rieger begonnenen Werke. Es wurde auch die Fortsetzung dieses Werkes als „eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen über das Evangelische Kirchen-, Schul-, Ehe- und Armenwesen im Grossherzogthum Baden empfohlen, welche wohl jedem Geistlichen willkommen sein werde.“

Die systematische Ordnung, welche der sonst hochverdiente Hr. Verarbeiter eingehalten, hat der Hr. Herausgeber der Fortsetzung nicht beibehalten nach unserm Dafürhalten, mit Recht. Denn eine solche ist nur möglich, wenn das, die ganze Masse des Materials zur Sichtung und Herausgabe bei der Bearbeitung vor sich liegen hat, dieses ist aber unmöglich, sobald man auf Herausgabe der gefunden, neu erscheinenden Verordnungen beschränkt ist. Man kann es daher billigen, dass der Herr Herausgeber nach dem Vorgange anderer Sammler ähnlicher Gesetze eine streng chronologische Folge einhält. Dabei gewährt man einerseits einen historischen Ueberblick über die Gestaltung des Particular-Kirchenwesens des Landes und andererseits wird das Nachschlagen und Auffinden einzelner Stücke erleichtert. Die neue Folge hat daher auch die Umschrift erhalten: „Chronologisches Repertorium u. s. w.“ und um die vollständig zu geben, musste auf den ganzen Inhalt aller bisher erschienenen Bände zurückgegangen werden. Diese Recapitulation wird aber besonders denjenigen Herren Geistlichen, welche in ihrer Registratur die früheren Bände nicht besitzen, mit grossem Danke entgegengenommen werden.

Was den Inhalt betrifft, so hat die Sammlung eine doppelte Aufgabe: eine praktische, welche sich innerhalb der Grenzen des Particular-Kirchenrechtes bewegt, dann aber auch eine wissenschaftliche und historische. Auf diese Weise ist die Sammlung zugleich ein „Archiv für die Badische Particular-Kirchengeschichte.“

Indem die Sammlung nun die Gesetze und Verordnungen ganz vollständig gibt und damit für die Amtspraxis sorgt, erfüllt sie zugleich die Aufgabe, welche sie in historischer Hinsicht sich gestellt hat. Unter anderm führen wir als Beispiele an: Die actenmässige Darstellung betreffend die Angelegenheiten des Pfarrers Eichhorn (S. 159—174). Ferner das Einschreiten des Evangelischen Oberkirchenrathes gegen die Uebergriffe ausschliesslich lutherisch gesinnter Geistlicher unserer Landeskirche (S. 327—330). Es ist diese Mittheilung um so wichtiger, als vor einiger Zeit das betreffende oberkirchenrätliche Actenstück in einer „Lutherischen“ Zeitschrift veröffentlicht worden ist, jedoch mit nicht unwesentlichen und auch keineswegs ganz entschuldigten Auslassungen und Abkürzungen. Das oberkirchenrätliche Actenstück selber ist vom 4. December 1854 und enthält eine durch das Evangelische Decanat Pforzheim dem Pfarrer Haag zu Ispringen auf dessen Erklärung vom 13. November 1854 zu machende Eröffnung. Ferner rechnen wir hierher den oberkirchenrätlichen Bescheid auf die Diöcesansynoden im Jahr 1850 (S. 104—142). Weiter die Ansprache des Herrn Prälaten Dr. Ullmann an die evangelisch-protestantische Geistlichkeit des Grossherzogthums Baden (S. 241—250). Ferner die Ansprache der obersten evangelischen Kirche

abthörde an sämtliche evangelische Gemeinden des Grossherzogthums in an allgemeinen Buss- und Bettage des Jahres 1854 (S. 320—328).  
 die Ansprache des Evangelischen Oberkirchenrathes an die Gemeinde Lepringen nach Entlassung ihres Pfarrers G. Fr. Haag.

Schliesslich fügen wir noch eine Mittheilung bei, welche auf Seite 472 über den althadischen Pfarr-Wittwenfiscus gegeben wird. Das Vermögen desselben betrug am 1. Juni 1855: 938,472 fl. 30 kr. Zusammen hat es, da es im vorhergehenden Jahre nur 134,570 fl. und 1 kr. ausmachte, um 3902 fl. 29 kr. Eine ebenfalls höchst erfreuliche Zunahme wird die „Amalienstiftung im Hochburgischen“ berichtet. Am 25. November 1776 von dem unvergesslichen Fürsten Karl Friedrich gestiftet, und im Jahre 1786 das Capital des Grundstocks in 5753 fl. Diese Stiftung ist bis zum Jahre 1831 auf 31,477 fl. 20 kr.; jetzt besteht das Vermögen in 3,916 fl. 36 kr. und hat somit in 24 Jahren eine Vermehrung von 25,489 fl. erhalten. Mit Recht fügt deshalb auch der würdige Herr Herausgeber: „Das ist Segen!“

---

*Geschichte der Landtafel im Markgrathum Mähren von K. J. Demuth, Landtafel- und Grundbuchs-Director. Brünn, 1857. G. Nisch. 8. S. 347.*

Seit einem halben Jahrtausend besteht in Mähren eine Grundbuchs-Einrichtung wie die Franzosen sie bisher vergeblich erstrebt haben; nämlich die Uebertragung des Grundvermögens von der Obrigkeit; so dass der Besitztitel ein Gegenstand der Oeffentlichkeit wird. Von der Vorzeit Mährens wissen wir wenig, aber es scheint, als wenn hier die Slaven ein bereits geordnetes Gemeindewesen gehabt hätten, als die Germanen zur Zeit, da Bonifaz das Christenthum predigte. Olmütz erhielt schon 1185 vom Herzog Wladimir sein Stadtrecht, und Böhmen, das noch bedeutendere Land, hatte schon früher eine geregelte Verfassung. Es sind Spuren vorhanden, dass schon im 13. Jahrhundert Bücher vorhanden waren, in welche die Uebertragung des Grundvermögens eingeschrieben wurde, die nach deutschen Worten desky, Bretter, Tabulae genannt wurden. Die gesetzliche Form der Bücher und deren sorgfältiger Verschluss wurde erst 1348 von Karl IV. verordnet, wofür er am 9. Febr. 1359 zu Breslau eine besondere Instruction erliess. Der sehr gründliche Herr Verfasser hat diese Urkunde, die sich im kaiserlichen Archive zu Wien befindet, in der vorliegenden Geschichte der Mährischen Landtafel mitgetheilt. Damals war die lateinische Sprache die Geschäftssprache, was schon daher erklärlich ist, dass der Notarius terrae, der Ober-Schreiber ein Geistlicher, gewöhnlich ein Domherr war; bis 1466 finden wir ausnahmsweise 5 Urkunden in deutscher, und eine in der Landesprache, der Czechischen, eingetragen. Die Einsicht in diese Grundbücher hat uns merkwürdige Aufschlüsse über den damaligen Zustand des Grundbesitzes. Es herrschte damals eine grosse Freiheit des Verkehrs in mehrfacher Beziehung. Damals stand der Vertheilung des Grund und Bodens nichts entgegen, es war derselbe daher damals sehr häufig getheilt, die Majorate und ungetheilten Güter bestanden nicht, sondern die Parcellirung blieb Jedem überlassen, wie er es für gut fand; der dem Menschen angeborne Erhaltungs-

trieb veranlasste, dass noch mehr zusammengekauft als parcellirt wurde. Auffallend ist die damalige Parcellirung des Grundvermögens. Was aber mehr auffällt, ist, dass auch die persönliche Freiheit oben so gross war, wie jetzt. Von einem Unterschiede der Besitzer war damals nicht die Rede; wenigstens von dem Unterschiede zwischen adelichen und bürgerlichen Gütern oder wie die erstern hier genannt werden, landkäuflichen Gütern. Selbst die Religion machte keinen Unterschied; sogar Grundbesitzer israelitischen Glaubens kommen vor, selbst noch 1406 wurde durch richterliches Erkenntniss der Besitz eines solchen bestätigt. Auf diese Weise finden sich hier ohne Unterscheidung Magister, miles, Judaeus, Rusticus u. a. als Besitzer aufgeführt; alle mussten an den zur Eintragung bestimmten Tagen erscheinen, und die ersten Landesbeamten waren damit betraut.

Man sieht, dass die Slaven erst nach und nach zu den deutschen Einrichtungen übergegangen sind; auch scheinen sie toleranter gewesen zu sein. Denn erst als die Religionsstreitigkeiten im 15. Jahrhunderte anfangen, finden sich solche Spaltungen nach Verschiedenheit des Glaubens und der Geburt sowie der Nationalität, die vorher ruhig nebeneinander bestanden hatten.

Für die Rechtsgeschichte ist dieses treffliche Werk sehr wichtig, es zeigt, wie hier das zur Ausführung gekommen ist, was der Kaiser Napoleon vergeblich erstrebt hat, nämlich die Begründung eines Pfandbriefs-Instituts durch den Credit Immobilien, welcher aber in Frankreich unmöglich ist, weil die der römischen Schule angehörigen Juristen es für eine Beschränkung halten, die Uebertragung des Eigenthums an eine Mitwirkung der Behörden knüpfen. Darum gewährt das französische Hypothekenwesen durchaus keine Sicherheit, wie in dem folgenden italiänischen Werke von dem Prof. Scialoja in Palermo ausgeführt ist: *Cenno critico dal Prof. Sciascia sul progetto di riforma del sistema ipotecario francese proposto dal Cavaliere Neugebauer* Torino. 1854. Der berühmte Neapolitanische Jurist Mancini hat in einer Rede zu diesem Buche den Wunsch ausgesprochen, dass überall Grundbücher angelegt werden möchten, welche sich merkwürdiger Weise in Mähren bei den Slaven schon seit 500 Jahren vorfinden. Die frühere lateinische Sprache war in der Folge allerdings verdrängt und die Landtafel in der Czechischen Landessprache geführt. Dadurch wurde das Nationalitätsgefühl geweckt, man sah die Nothwendigkeit überhoben, sich der Geistlichen zu der Führung des Hypothekenbuches zu bedienen; dagegen war die frühere allgemeine Freiheit in der Macht des Adels untergegangen, die Monarchie war geschwächt, der freie Verkehr hörte auf, der Unterschied des adelichen Landes von dem nicht adelichen ward eingeführt und die Latifundien entstanden.

Seit 1848 hat Oesterreich ausserordentliche Fortschritte gemacht; die alten Beschränkungen sind gefallen, mit vereinten Kräften hat die Emancipation der Bauern bereits stattgefunden, und so ist Oesterreich jetzt das Land der Fortschritte.

Neugebauer.

# LEHRBÜCHER DER LITERATUR

*Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens* von Dr. Rudolph Hermann Lotze, Professor in Göttingen. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1851. 8<sup>o</sup>. VIII. S. 636.

*Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele* von Dr. R. H. Lotze. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1852. 8<sup>o</sup>. VIII. S. 632.

*Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie* von H. Lotze. Erster Band: 1. der Leib, 2. die Seele, 3. das Leben. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1856. 8<sup>o</sup>. XX. S. 439.

*Streitschriften* von H. Lotze. Erstes Heft. In Bezug auf Prof. F. H. Fichte's Anthropologie. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1857. 8<sup>o</sup>. S. 151.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Entwicklung der neueren Philosophie wird die grosse Thätigkeit auf dem Gebiete der Psychologie bemerkbar machen. Eine genauere Prüfung der fast mit jedem Jahre erscheinenden grösseren Werke über dieselbe wird sogar zeigen, dass sich unsere ganze philosophische Anschauungsweise sowohl auf dem Gebiete der Metaphysik, als auf dem der Erkenntnistheorie in den zwei letzten Decennien allmählig fast ganz und umgebildet hat. Diese Krisis zeigt sich am auffallendsten auf dem Boden der Psychologie, wo die Grundprobleme der Philosophie concentriren, in ihrer praktischen Bedeutung zu Tage treten, eine induktive Lösung verlangen.

Ein solches Bestreben charakterisirt die Versuche der Gegenwart. Nicht nur die materialistischen, populären Darstellungen suchen auf diese Weise über das Wesen der Seele zu urtheilen: auch Lotze bekennt ausdrücklich, dass er „nicht den höchsten möglichen philosophischen, sondern den einfachsten und ergiebigsten Standpunkt“ in seinen Werken zu gewinnen bemüht sei; dass es „für den, der von seinen Theorien eine nützliche Nachwirkung für die Praxis verlange, zuerst darauf ankomme, unbestrittene Ausgangspunkte zu suchen, welche dem Detail der gegebenen Erscheinungen nahe genug liegen, um eine Einsicht in das Getriebe ihrer gegenseitigen Wechselwirkungen zu geben.“ (Streitschrift S. 51.) Ja selbst J. H. Fichte, der unermüdliche Kämpfer für höhere spekulative Philosophie, bemüht sich in seiner metaphysischen Grundlegung jeder zukünftigen Anthropologie von einer erfahrungsgemässen Begründung der psychologischen Thatsachen auszugehen.

Gerade der Boden, welcher von Lotze in hervortretender Weise bebaut wird, ist diejenige Stätte, auf welcher jeder Streit über die

wesentlichsten Differenzen in den philosophischen Grundanschauungen entschieden werden muss. Die Ansicht über das Wesen der Seele ist nach übereinstimmender Auffassung der wichtige Punkt, wo sich entweder die idealistische Hypothese einer übersinnlichen Welt bewähren, oder die Verwerfung derselben durch eine materialistische Anschauung von der Seele rechtfertigen muss. Deswegen haben für die gegenwärtige Philosophie, in welcher die Gegensätze des Idealismus und des Materialismus so hart an einander gerathen sind, und die Herrschaft Beider so sehr bestritten ist, keine andre Untersuchungen eine solche Bedeutung, wie gerade psychologische. Lotze's sämtliche Arbeiten verdienen aber eine ganz besondere Aufmerksamkeit, weil er sich nicht nur durch das gewaltige Material der Naturwissenschaft hindurchzuarbeiten, sondern sich auch mit den Systemen der Philosophie kritisch auseinanderzusetzen bemüht hat; weil er neben den theoretischen Anforderungen der Naturerklärung auch die praktischen einer ethischen Weltordnung mit Gemüth erfasst hat, wie wir besonders aus dem interessanten Mikrokosmos ersehen. Lotze repräsentirt der Philosophie gegenüber den Fortschritt der Naturwissenschaften, welchen er in die spekulativen Anschauungen der Metaphysik und Psychologie einzuführen strebt; und der alles Uebersinnliche negirenden Empirie gegenüber sucht er die wahren Errungenschaften der Philosophie in ihrer realen Bedeutung an den einzelnen Problemen festzuhalten, und ganz besonders durch seine Anschauung von dem Wesen der Seele geltend zu machen.

Dieser vermittelnden Stellung Lotze's mag es jedoch zuschreiben sein, dass seine vortrefflichen Arbeiten nach beiden Seiten hin ihr Bedenkliches haben, und im Allgemeinen weniger besprochen werden, als sie es, ihrem gediegenen Gehalte und den ernsten Studien ihres Verfassers nach, so sehr verdienen. Den Philosophen ist es wohl ein heimliches Unbehagen, dass ein so scharfsinniger Denker, wie Lotze, die ganze Welt des abstrakt Idealen mit der Lebenskraft verwirft, welche er aus den Gesetzen des allgemeinen Naturlaufs erklärt wissen will; und dass er sogar in den unendlich complicirten Erscheinungen des Seelenlebens einen nothwendigen psychischen Mechanismus zu erkennen strebt. Die empirischen Forscher dagegen fühlen sich von Lotze's Ansichten unwillkürlich abgestossen, weil er ihnen durch seinen Begriff von der Seele allen Idealismus zu restituiren scheint, welchen er, nachdem er ihn so glücklich und eingehend an dem Begriffe der Kraft und des Lebens widerlegt hat, zuguterletzt, an ein inneres Leben der Materie glaubend, als alte Metaphysik wieder bringt, wie jene behaupten.

Während Lotze's Anschauungsweise für beide Gegensätze ihr Unbequemes hat, wird sie für Jeden, welcher sich über Natur und Bedeutung derselben zu unterrichten und über deren Beschränktheit und Einseitigkeit zu erheben gedenkt, ein um so grösseres Interesse haben. Wir betrachten sie daher in ihrem Verhältniss zum Materialismus und Ide-

aus; und zwar nach den vier Hauptgesichtspunkten, welche Lotze, im Ideal-Realismus Fichte's gegenüber, in seiner Streitschrift gegen Fichte hervorhebt. Bei den Fragen: 1) über Mechanismus und Leben benutzen wir besonders seine „allgemeine Physiologie“, 2) über Wechselwirkung zwischen Leib und Seele vorzüglich seine „medizinische Psychologie“, 3) über das Verhältniss des Bewusstseins zur Welt an sich seinen „Mikrokosmos oder Versuch einer Anthropologie“, 4) über die Atomentheorie endlich besonders das in seiner Streitschrift gegen Fichte“ Vorgebrachte.

I. Mechanismus und Leben: Lotze hat schon 1842 in seinem bekannten einleitenden Aufsatz zu Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Bd. I. S. IX—LVIII, in einem Artikel über „Leben und Lebenskraft“ eine Bekämpfung des alten, abstrakten Vitalismus begonnen, welche er 1852 mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit und mit einem in die subtilsten Fragen eindringenden Scharfsinn weiter durchgeführt hat. Die neueste Naturwissenschaft steht auf diesem Standpunkte und beruft sich auf diese Werke, wenn es um die Anschauungsweise geltend zu machen, dass die scheinbaren Gegensätze von Mechanismus und Organismus keine absolute, theoretische Bedeutung mehr haben, sondern dass der Organismus nur der complicirteste Mechanismus betrachtet werden dürfe. Lotze betrachtet den Organismus nicht mehr aus einem bloss idealen, „auf sich allein beruhenden Bildungstribe“ werden, sondern aus den ihn bildenden realen Elementen, denen es „nicht anheimgestellt bleibt, welche Wirkung sie entfalten wollen, sondern deren ursprüngliche Wirkung nur mit der Summe aller augenblicklich bestehenden Verhältnisse im Fall der zureichenden Bildungskreis ist, aus dem in jedem Momente ihrer Leistungen mit Nothwendigkeit entspringt“ (Streitschrift S. 38).

1. a. Eine metaphysische Opposition gegen den Idealismus ist hierdurch bedingt. Während dieser die Entwicklung der organischen Formen, die als Entelechie energirenden Ideen nicht einem „auf sich allein beruhenden Bildungstribe“ abzuleiten sucht, und die spekulative Philosophie zu der Annahme einer abstrakten Teleologie und idealistischen Ontologie hinführt; betrachtet Lotze dieselben als nach vorherbestimmter Nothwendigkeit physikalisch-mechanistisch durch die Gesetze der Substanzen und durch deren Wechselwirkung mit dem allgemeinen Leben bestimmt und gebildet. In seiner allgemeinen Physiologie, Buch II. Kap. 3, sucht dies nach den Untersuchungen über den Chemismus und den Mechanismus des Stoffwechsels in der „Mechanik der Gestaltbildung“ auszuführen. — Diese Anschauungsweise ist also sowohl gegen die spirituellistische dynamische Teleologie der Schelling-Hegel'schen, als gegen die spirituellistische dynamische Monadologie der Herbart'schen Schule gerichtet. Die dynamischen Ansichten widerlegt Lotze aber durch eine einschneidende Kritik des Begriffes der Reizbarkeit, und der Wirksamkeit der Kräfte überhaupt (A. Ph. S. 30 und 32). Letztere



bezeichnen ihm reale Thatsachen, welche als „zusammengesetzte Gewohnheiten“, nicht als „einfache Fakta“ zu betrachten sind (S. 56). Daher darf nach ihm die Annahme von organischen Kräften, von Sensibilität, Irritabilität, Reproduktion und Bildungstrieb, mechanischen Erklärungsversuche ausschliessen. „Indem wir Gewohnheiten, Trieben der Natur, Typen ihres Verfahrens zusammenfassen wir doch diese alle nur als Ergebnisse einer Zusammenfassung von Massen und Processen, die nach allgemeinen, mechanischen Gesetzen handeln“ (S. 57).

2. a. In metaphysischer Uebereinstimmung mit dem Materialismus befindet sich Lotze in dieser Lehre. In dieser, so lässt er die ideellen Kräfte, die formellen Gesetze, ja sämtlichen Einzelwesen wieder an reale Substrate gebunden und fügt sie hiedurch wieder in den allgemeinen Hintergrund gemeinsamen Lebens und seines, alle Dinge bedingenden und durch alle Kräfte und Wesen mit bedingten, Causalnexus ein, von welchem der Idealismus durch Verabsolutirung der Einzelercheinungen losgelöst hatte. Hier hat der Materialismus seine ganze Stellung der ideellen, abstrakten Teleologie setzt er eine reelle entgegen, welcher die Gesetze des Theillebens durch die des Ganzen bestimmt sind. Die einzelnen Organismen sind Lotzen, wie dem Materialismus, die wahren realen Zwecke, das Ganze die wirklich lebende Idee. „Das Leben aber ist ihm eine systematisirte Verwendung chemischer Processe.“ (A. Ph. S. 140.) Dadurch ist die Natur an einen „symmetrischen Typus der Resultate“ bei der Verwendung „ursprünglich bestimmten Bildungstoffes beschränkt“, und die successive Ausbildung der Organismen an eine bestimmte Methode und Verfahrens gebunden.“ (A. Ph. S. 529.) „Der morphotische Typus, wie ihn Lotze nennt, wird erst aus der Natur der Mittelständlichkeit, durch welche das Leben realisirt wird.“ (S. 524.) „der Einheit dieses fein verschlungenen Planes“ (S. 621), ist auch das Wesen der Seele bedingt; und das ganze Seelenleben der Theile entfaltet sich an dem Nahrungsbedürfniss und den mannichfachen Vermittelungen seiner Befriedigungen“ (S. 526). — Mit dieser durch und durch realistische Ansicht verlegt Lotze sogar das Wesen der Seele in den allgemeinen Causalnexus und lässt dieselbe ihrer Wirksamkeit durch physische Kräfte und durch einen Verknüpfung physischer Vermittelungen bedingt sein. Er betrachtet dies als etwas sich von selbst Verstehendes: „denn sobald nicht nur ein Parallelismus unabhängiger Einwirkungen, sondern eine Compensation der Abweichungen der Einen durch Umgestaltung der Andern stattfinden soll; so muss nothwendig das gemeinsame Band, welches Beide umschliesst, sensibel für jene Abweichungen sein und durch den Eindruck, den es von ihnen erfährt, zur Erzeugung der compensirenden Thätigkeit gezwungen sein“ (S. 534). — Von diesem realistischen Standpunkte aus dringt Lotze in seiner Psychologie mit bewundernswerthem Scharfsinn in der Analyse der Vorgänge der

ersten Lebens vor. Allein ehe wir seinen psychologischen Stand-  
 icht weiter betrachten, müssen wir sein Verhältniss zum Materia-  
 -ismus genauer untersuchen, auf dessen Seite er nach obigen Aeusse-  
 -ren ganz und gar zu stehen scheinen könnte. In solcher Vor-  
 -setzung würde man aber irren.

2. b. Eine logische Opposition gegen den Mate-  
 -alismus tritt bei Lotze sogleich heraus, wenn jener, in Dog-  
 -matismus überschlagend, seine empirischen Begriffe verabsolutirt  
 -mit denselben das ganze unbekannte Wesen der Dinge an sich  
 -kommen zu können glaubt; wenn er, in oberflächliche Spekula-  
 -tion verfallend, die letzten Bestandtheile, die molekularen Atome  
 -nach den „erkannten“ physikalisch mechanischen Erscheinungen  
 -nimmt, und nach diesen sogar das ewige, unergründete Leben  
 -allgemeinen Urgrundes der Dinge sich vorstellt. Den Grund-  
 -riss des Materialismus sieht Lotze darin, dass derselbe „als ein  
 -dogma gelten solle, nicht nur gültig in Bezug auf diejenigen  
 -Erscheinungen, von denen es abstrahirt sei, sondern auch in Bezug  
 -auf alle, von denen es nicht abstrahirt sei, und die man bei Ent-  
 -stehung aller naturwissenschaftlichen Regeln auch nicht im entfer-  
 -ntesten im Auge gehabt habe.“ (Med. Psych. S. 31.) Lotze glaubt  
 -gar nicht, dass je die Natur andern Gesetzen gehorcht habe, als  
 -den, die sie jetzt befolgt; aber wahrlich, nicht Achtung vor der  
 -menschlichen Wissenschaft, sondern nur Bedauern mit einer kurz-  
 -sichtigen Selbstzufriedenheit erwecken ihm diejenigen, die jetzt schon  
 -in unwandelbaren, concreten Naturgesetzen sprechen, denen keine  
 -Veränderung des Weltbau's widersprechen dürfe, jetzt wo jeder Aufrich-  
 -tig sich bewusst sein müsse, dass wir nur mit kümmerlichen ab-  
 -strakten Behelfen die Naturerscheinungen unter mathematische Ge-  
 -setze bringen, dagegen die wahren concreten Kräfte der Dinge und  
 -ihre echte ursprüngliche Form ihrer Wirksamkeit noch nicht im ent-  
 -ferntesten kennen.“ (Allg. Phys. S. 591.)

Lotze schreibt dem Materialismus somit nur phänomenale Be-  
 -deutung zu; er verlangt von demselben, dass er nicht in empiri-  
 -schen Dogmatismus ausarte, sondern dass er sich bescheide, die  
 -Dinge nur zu kennen, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie an sich  
 -sind. Von dem Standpunkt einer rein induktiven Logik aus ver-  
 -langt er, dass wir die Begriffe nur auf diejenigen Erscheinungen an-  
 -wenden, von denen sie abstrahirt sind; er schreibt den Begriffen nur  
 -Bedeutung zu durch eine Ergänzung in den ihnen zu Grunde liegen-  
 -den, gegenständlichen Verhältnissen. Von dem ganz gleichen Stand-  
 -punkte aus steht er auch in Opposition mit der idealistischen Meta-  
 -physik; in ihr sieht er einen spekulativen Dogmatismus, welcher sei-  
 -nen Begriff für das in demselben bezeichnete Ganze verabsolutire,  
 -ohne die induktive Bedingtheit des Begriffs durch die erfahrungsge-  
 -mäß beobachteten, gegenständlichen Verhältnisse zu beachten. Wenn  
 -sich Lotze aber auch gegen eine Verabsolutirung der idealistischen

Anschauungen zu einer abstrakten dogmatischen Metaphysik erheben, so bekannt er sich doch:

1. b. in logischer Uebereinstimmung mit dem Idealismus. Die Bedeutung der idealistischen Ontologie und der abstrakten Teleologie hebt er als eine bloss logische hervor, und stützt sich darans die Entstehung derselben, sowie aus einer Verkennung der symbolischen Bedeutung der Begriffe deren Irrthum zu erklären. In der idealistischen Anschauungsweise entging nicht die real-metaphysische Bedeutung des organischen Ganzen für die Werthbestimmung und Krafteffekt seiner Theile; so wie sie sich veranlasst sehen musste, einzelnen organischen Wesen wieder als bedingte Glieder eines höchsten allgemeinen Weltganzen zu betrachten. Hieraus ging die idealistische Ontologie der Idealwelt Plato's hervor. Wie sie dem Begriff das Wesen eines Dinges neben der empirischen Anschauung dieselbe Bedeutung zuschreiben musste, so nahm sie neben der materiellen Erscheinung noch ein ideelles Wesen an, nicht ahnend, dass sie den bloss erkenntnistheoretischen Dualismus einer empirischen und spekulativen Anschauung metaphysisch hypostasirte; wissend, dass dieses ideelle Weltgerippe nur „erst skizzenhaft die äussersten Umrissé des Lebens erkläre“ (allg. Phys. S. 47), wie Lotze vortrefflich ausdrückt.

Lotze schreibt daher auch dem Idealismus nur phänomenale Bedeutung zu, und will, dass er nicht in spekulativen Dogmatismus ausarte. Der Grundfehler desselben besteht ihm darin, dass die skizzenhaften Umrissé des Ganzen für das wahre Wesen der Dinge halte, und glaube, weil die Einzelwirkung aus der Natur aus den Gesetzen des Ganzen hervorgehe, dieselbe auch schon aus seinen Begriffen für dasselbe erklären zu können. Desswegen wendet sich Lotze von der spiritualistisch dynamischen Teleologie der Schelling-Hegel'schen Schule so ganz ab, und setzt dagegen seinen Realismus. — Je jugendlicher, je ungeübter der Blick des Menschen auf den Erkenntniss der näheren Ursachen ist, um so leichter und ohne Vermittelung schwingt er sich zur spekulativen Annahme von letzten Ursachen und einem allgemeinen Urgrunde aller Dinge auf. In der Geschichte jeder Wissenschaft, jedes Einzelnen, wie jedes Volkes beginnt daher nach Lotze's geistreicher Bemerkung damit, dass es mit Ueberspringung der gegenseitigen Wechselwirkungen der Dinge „vom Einzelnen nicht zum Allgemeinen, sondern sogleich zum Ganzen fortschreite.“ (Allg. Phys. §. 1. S. 13.) Aus ähnlichen Ursachen erklärt er (Mikr. Kap. 1), dass die jugendlichen Völker so gerne den allgemeinen Causalnexus übersehen, und nur eine leise Abhängigkeit von demselben in der Abhängigkeit aller Dinge von dem höchsten Willen der Gottheit oder des Fatums zurückbehalten. Aus dem gleichen Gesichtspunkte beurtheilt er es, dass die jugendliche Spekulation in der idealistischen Ontologie und Teleologie die Vorstellung von dem Wesen Gottes weiter ausbildete. Dass aber der restaurirte Idealismus unserer neueren Spekulation solche Vorstellungen

gen festhält, hat, wie mir scheint, seinen Grund darin, dass er in Untersuchungen über die Gesetze des allgemeinen Causalnexus weniger eingegangen war, die historischen Dogmen daher bestehen liess und dagegen sein Augenmerk mehr auf den Boden des Geistes und auf die Erscheinungen des bewussten Seelenlebens und die sittlichen Ordnungen richtete.

II. Leben und Bewusstsein. Wenn wir aber auch bisher mit Lotze gehen und einer realen Teleologie vor einer idealistisch-phantasmagorischen den Vorzug geben konnten; wenn wir uns auch noch das organische Leben als einen nur feinst gegliederten Mechanismus schildern liessen: so erhebt sich uns doch nun die erste Frage, ob es möglich sei, auch auf diejenige Reihe von Erscheinungen, welche wir unter dem Namen Bewusstsein zusammenfassen, eine physikalisch-mechanistische Erklärungsweise anzuwenden. Die innere Wahrnehmung eröffnet uns mit einem Male den Einblick in eine Welt der Freiheit und geistigen Regsamkeit, zu deren flüchtigen Erscheinungen wir keine andere reale Grundlage kennen, als das über alle Wahrnehmung hinansliegende, also übersinnliche Wesen der Seele selbst. Wie die reine Geisteskraft aus Nichtsein ihre reiche Ideenwelt schafft, so sollte auch der göttliche Urgeist die Wesenheere, so jeder Wesenskeim seine eigene Entwicklung schaffen. — Allein gegen solche Anschauung ist auf anthropologischem Boden Lotze's medicinische Psychologie gerichtet, wie auf metaphysischem seine allgemeine Physiologie. Dort werden die Erscheinungen des Bewusstseins einer scharfen Analyse unterworfen: allein auch auf diesem Gebiete sucht Lotze die Vorstellung von einem psychischen Mechanismus geltend zu machen.

1. a. Eine metaphysische Opposition gegen den Idealismus ist auch hier nachzuweisen, und zwar ganz von dem im Obigen ausgeführten Gesichtspunkte aus. Auch hier erklärt Lotze sich gegen den Idealismus, wenn dieser in spekulativen Dogmatismus ausartet, die Thatsachen der inneren Wahrnehmungen absolutirt und hypostasirt, d. h. ihnen metaphysisch transcendente Bedeutung zuschreibt, indem er sie für das Wesen der Seele an sich nimmt. Lotzen dagegen ist „der Name Seele nur ein phänomenologischer Ausdruck.“ Er behauptet, dass „dieser Name eine Klasse von Wesen in Rücksicht auf eine ihnen gemeinsame Reihe von Erscheinungen zusammenfasse, welche sie unter gewissen Bedingungen erzeugen; dass er dagegen jene wesentliche Natur unberührt lasse, welche in jedem Falle die Voraussetzung dieser Erzeugung sei.“ (Med. Psych. S. 137.)

Aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich auch die Opposition Lotze's gegen die Schelling-Hegel'sche Identitätsphilosophie, welche die abstrakte Vernunft sogar für das Wesen des Absoluten oder Weltgeistes hält; gegen Herbart und seine Schule, welche das Vorstellungsleben für das absolute Wesen des Menschengeistes ansieht; gegen die sich an Kant anlehrenden Richtungen, welche die See-

lenvermögen als spezifische Kräfte betrachten, in die sich die einheitliche Seelensubstanz zersplittert, während dieselben nach Lotze diejenigen Formen bezeichnen, in denen uns das verborgene Wesen der Seele erscheint, und in denen wir die Erscheinungen desselben zu fassen versuchen.

2. a. Eine metaphysische Uebereinstimmung mit dem Materialismus scheint diese Anschauungsweise von Bewusstsein zu offenbaren, insofern sie auch selbst bei den psychischen Erscheinungen eine mechanische Auslegung geltend zu machen versucht. Lotze „findet in den verschiedensten Seelen eine formelle Gleichartigkeit ihres Wesens, aus der sich allein eine Reihe allgemeiner Gesetze ihres Verhaltens ableiten lässt. Sehen wir von der einen Seite äussere Reize nach physischen Gesetzen in sie eingreifen, so müssen wir auch für die psychischen Gesetze ihrer Bewirkung eine Basis suchen, um die Vorstellung eines physisch-psychischen Mechanismus zu vervollständigen.“ (M. Ps. S. 145.) Diese Gleichartigkeit in den Erscheinungen des Seelenlebens sind für Lotze eine Bürgschaft, dass auch selbst auf diesem schwankenden Boden gewisse ewige Gesetze herrschen, welche die Erscheinungen durch physische, oder, weil sie über die Erscheinung hinausliegt, die metaphysische Natur der Seelensubstanz bestimmen. Auch Herbart suchte in dem Leben der Vorstellungen einen gewissen Mechanismus zu entdecken, der durch seine höhere Gesetzesnothwendigkeit das Denken bedinge.

Auf originelle Weise versteht Lotze diesem Problem eine neue Seite abzugewinnen, indem er die der Willkür entrückte Wirksamkeit der Seele schärfer ins Auge fasst, durch welche sie mit den leiblichen Sinnen und mit dem motorischen Nerven und Muskelapparate in Wechselwirkung steht. Hier leidet und wirkt sie durchaus unbewusster physikalischer Nothwendigkeit. Es ist Thatsache, dass ein bestimmter äusserer Reiz als Ton, Farbe u. s. w. jedesmal dieselbe seelische Empfindung erweckt, welche gewisse Massen als mechanische Reaktion aufgefasst werden kann. Auf ganz ähnliche Weise setzt die Seele ein mannigfaches Nerven- und Muskelspiel in Bewegung, ohne dass ihr dasselbe oder ihre eigene Thätigkeit dabei bekannt wäre. Durch diese eigenthümliche Auffassung sieht sich Lotze eben in Gegensatz mit den idealistischen Systemen, und behauptet Fichten gegenüber in seiner Streitschrift S. 109 ausdrücklich, „dass die Seele niemals nur durch eigene Macht, sondern nur durch Concession der Weltordnung wirke.“ Von diesem Gesichtspunkte aus nimmt er einen realen, physisch-metaphysisch nothwendigen Causalnexus in dem Zusammenhang und den Beziehungen zwischen Leib und Seele an, ohne die Seele in der Materie zu absorbiren, wie der Materialismus; ohne die Materie nur als Produkt der Seele zu betrachten, wie der Idealismus. Körper und Seele sind ihm nicht identisch, sie sind ihm aber auch keine absoluten Gegensätze; sie sind ihm „auch nach ihrer gewöhnlichen

Auffassung nicht disparat, sie sind coordinirte, verschiedene Arten des Begriffs der Substanz.“ (M. Ps. S. 74.) Er glaubt, eine „metaphysische Dynamik“ müsse geltend gemacht werden können, welche eine höhere, einheitliche Anschauung über diese beiden scheinbaren Gegensätze herstellen solle. Wir erwarten also, diese schwierige Aufgabe durch Aufstellung eines gemeinsamen Kraftbegriffes in Angriff genommen zu sehen.

2. b. Eine scharfe logische Opposition gegen den Materialismus tritt auch hier bei Lotze zu Tage, und ist aus dem gleichen Gesichtspunkte zu begreifen, wie seine früher angedeutete Beschränkung desselben. Er verwahrt sich auch hier gegen empirischen Dogmatismus. Wenn er schon der Ueberzeugung war, dass wir die Erscheinungen des Lebens nicht hinreichend aus den physischen Stoffen und ihren bekannten Kräften zu erklären im Stande sind; so gilt ihm dies noch viel mehr von den Erscheinungen der Seele. In seiner weiteren Ausführung des physisch-psychischen Mechanismus zwischen Leib und Seele (M. Ps. S. 6) erklärt er mit höchst scharfsinniger Distinktion ausdrücklich: „dass die psychischen Ereignisse wohl aus physischen hervorgehn, aber doch nicht aus ihnen entspringen“ (S. 79). Er vermeidet hiedurch „ein falsches (das materialistische) Princip und giebt den Schein auf, als wenn das Seelenleben aus physischen Bewegungen erklärbar werde“ (S. 38). Nur wenn man diesen Gesichtspunkt bestimmt festhält, wird man die höchst eigenthümlich ausgeprägte occasionalistische Theorie Lotze's richtig auffassen und beurtheilen.

Lotze lässt zwei für unsere Auffassung getrennte, ein physisches und ein psychisches Moment, neben einander hergehen, welche beide zusammen erst den Sensus bilden. Er tritt somit auch sehr entschieden der Einseitigkeit des Sensualismus entgegen, indem er schon in dem Sinneneindruck, aus welchem derselbe den ganzen Process des Denkens abzuleiten sucht, ein transcendentes, psychisches Element nachweist. Dies führt Lotze in seiner feinen Analyse der Sinnesempfindung (M. Ps. S. 173—233 und Mikr. Buch II.) auf's gründlichste aus. Sein Occasionalismus nimmt nur ein „correspondirendes Geschehen“ zwischen dem physiologischen und psychologischen Vorgange in der Sinnesempfindung an; trennt aber beide auf's bestimmteste, um dadurch auszudrücken, dass wir den Zusammenhang zwischen beiden nicht erkannt haben, ohne desswegen „im mindesten das nothwendige Vorhandensein eines solchen Zusammenhanges zu verkennen“ (Str. S. 107). Eben weil Lotze „diese Frage einem späteren möglichen Fortschritte der Erkenntniss offen zu erhalten wünscht“, stellt er seine occasionalistische Theorie des physisch-psychischen Mechanismus auf (Str. S. 97).

1. b. Eine logische Uebereinstimmung mit dem Idealismus ist aber nicht nur darin zu erkennen, dass Lotze in aller Seelenthätigkeit, sogar der Sinnesempfindung, ein transcendentes Element hervorhebt, sondern auch darin, dass er die ganze ideali-



stische Anschauungsweise einer transcendentalen Synthesis aufnimmt. Er erkennt die ganze Verarbeitung des durch die Sinne der Seele zugeführten Materials als eine übersinnliche That daneben an. Aber auch selbst in der freien Vernunftthätigkeit sucht er das Eingreifen gewisser ewiger Naturgesetze nachzuweisen (M. §. 33. S. 417. §. 36. S. 472 ff.); er sieht so in dem ganzen Denkverfahren einen einheitlichen Erkenntnisprocess, bei welchem in der Sinnesempfindung die Mitwirkung des Geistes nicht ausgeschlossen ist, und in der höchsten Spekulation die durch die Sinneswahrnehmung gegebenen Elemente nur weiter verarbeitet werden.

Zu einer solchen einheitlichen Anschauung unseres ganzen Erkenntnisprocesses arbeiten sich gegenwärtig Empirie und Spekulation einander sehr in die Hände. Helmholtz weist in seiner bekannten Abhandlung über das Sehen nach, wie bei der unmittelbaren Wahrnehmung schon ein unbewusst sich vollziehendes logisches Verfahren eingreift. Und Fichte sucht in seiner Anthropologie die höchste Vernunftthätigkeit als in unbewusster Nothwendigkeit vollziehende Instinkthandlung des menschlichen Genius darzustellen. Der Idealisirung des Sinnenmechanismus kommt eine Mechanik der Idealwelt entgegen. Lazarus geht von einem ganz ähnlichen Gesichtspunkte aus, wenn er behauptet, „dass die bewusste Seele oder Geist im Körper nichts anders hervorbringen, und ihn auf keine andere Art in Bewegung setzen könne, als was und wie es vor ihm in unbewusster Weise geschehen sei.“

III. Bewusstsein und Seelensubstanz. Durch die wunderbare Ineinanderspielen von Freiheit und Nothwendigkeit, Willen und Triebmechanismus, von Bewusstsein und Vorstellungsmechanismus, sind die bedeutendsten Anhaltspunkte gegeben, um eine Entscheidung über die entgegengesetzten Grundprincipien des Materialismus und des Idealismus näher herbeizuführen. Es liegen die physischen Thatsachen der Natur vor, wie sie uns die äussere Erfahrung zeigt, und die psychischen Erscheinungen des Geistes, wie sie uns die innere Erfahrung kennen lehrt. Es erhebt sich nun die Frage, in welchem causalcn Verhältniss diese beiden Reihen von Erscheinungen stehen. Sollen wir mit dem Materialismus das Bewusstsein nur als einen Effekt unserer physiologischen Organisation betrachten, und behaupten, dass die Materie denken wolle: oder sollen wir mit dem Idealismus die Wesen nur als Verkörperungen geistiger Ideen, die materielle Welt nur als Erscheinungsweise eines ideellen Urgeistes ansehen? So eben kommt in der Fortlage's höchst interessante Abhandlung über Lotze's Anthropologie in den Blättern für literarische Unterhaltung zu Gesicht Nr. 47. Dort wirft Lotze vor, dass das physiologische Material das psychologische die Nebensache die Hauptsache zu sehr verdecke. Lotze habe die Thatsache des Bewusstseins richtig hervorgehoben, und sei dabei über Hegel und Herbart hinausgegangen, indem er demselben einen Triebmechanismus unterlege; allein „er könne sich nicht erheben



Annahme einer Substantialität der Seele ohne weiteres, zur  
 „Annahme des sich schlechthin setzenden Ich“ (S. 859). Er bezeich-  
 net Lotze desswegen als „die allerwichtigste Erscheinung unter  
 Uebergangsstellungen, in denen sich die materialistische Denk-  
 art aus unhaltbaren Positionen zu immer unhaltbareren treibe“,  
 „daß seine Anschauungen auch wieder „an den höchsten und  
 am Idealismus grenzen.“ Es wäre nun gewiss von der grös-  
 ten Wichtigkeit, wenn Fortlage diese mangelnde idealistische Aus-  
 sage des Lotze'schen Systems in einer fernerer Auseinander-  
 setzung weiter begründete; in der vorliegenden Arbeit ist wohl we-  
 gen Mangel an Raum überall an diesem Punkte abgebrochen, und  
 die Anforderung gestellt, dass der Materialismus diesen Irrweg  
 lasse, und die Thatsache des transcendentalen Ich anerkenne.  
 gehen in unserer Auffassung dieses Punktes, und demgemäss  
 ist unserer Beurtheilung Lotze's, in direktem Gegensatze von  
 Fortlage ab. Wir finden bei diesem Problem einen Rückfall Lotze's  
 zu seiner eigenthümlich realistischen Denkweise — inwiefern sich  
 der Realismus von Materialismus unterscheidet, haben wir oben I,  
 2, und II, 2, b. ausgeführt — in idealistischen Dogmatismus.  
 halten im Gegensatze zu Fortlage dafür, dass gerade Lotze's  
 System weiter zu entwickeln sei; dass ihn dagegen sein Idealis-  
 mus mit sich selbst in Widersprüche bringe, und sich dadurch selbst  
 zersetze. Dies werden wir nun näher ausführen.

1. Abfall Lotze's von seinem metaphysischen  
 Princip, und Verwicklung in metaphysische Wi-  
 dersprüche. Nachdem nämlich Lotze in Buch I. seines Mikro-  
 kosmos das leibliche Leben geschildert, und mit Aufhebung der Le-  
 benskraft und aller abstrakten Teleologie jeden Idealismus glücklich  
 beseitigen hat; verfällt er demselben in Buch II, wenn er seine  
 Annahmen über die „übersinnliche Natur der Seele“ aufstellt.  
 verleitet ihn gerade seine Auffassung unseres bewussten Ich,  
 der individuellen Persönlichkeit, zur Annahme eines unübersteig-  
 lichen Gegensatzes zwischen Leib und Seele, indem er von einer  
 Unervergleichbarkeit der psychischen und physischen Vorgänge“ spricht.  
 beschliesst das Kapitel zwar mit der Hoffnung, dass dieser Gegen-  
 satz kein „letzter unversöhnlicher“ sei (S. 182): allein wir werden  
 wenig geneigt finden, diese Hoffnung zu theilen, wenn wir hö-  
 ren, dass die physischen Vorgänge alle als die Resultante vieler zu-  
 sammengewirkender Kräfte betrachtet werden müssen; dass dagegen  
 die Seele durchaus nicht „aus der Zusammensetzung vieler Wir-  
 kungen zu erklären sei“, kurz dass sie eine „untheilbare Einheit“  
 sei (S. 169). Diese Seelenmonade nun enthebt alle Einwirkungen  
 der raum-zeitlichen Gegenständlichkeit dem allgemeinen physischen  
 Causalnexus, welcher natürlich diesem rein spirituellen Atome ge-  
 genüber schwinden muss, und versetzt sie in die rein intensive Be-  
 wusstseinsfähigkeit und Idealität der Seele. Fortlage's Vorwurf, dass die  
 Seelenmonade ein materielles Atom sei, scheint mir nicht ganz zu

treffen, indem Lotze umgekehrt später die Materie in einen psychischen Monaden auflöst, und der Materie nur scheinbare Bedeutung zuschreibt (Mik. S. 385).

Mir scheint hier Lotze mit sich selbst in Conflict zu gerathen, und dem Faden induktiver Forschung sich aus den Händen zu lassen. Nachdem er meisterlich die Ansicht seines psychischen Mechanismus entwickelt, und gezeigt, wie sich das Bewusstsein sogar in höherer Nothwendigkeit bilde; nachdem er in den Wirkungen der sinnlichen Eindrücke auf die empfindende Seele, in den Rückwirkungen des bewussten Willens auf die Nerven und Muskeln eine physikalische Gesetzmäßigkeit aufgespürt: trägt er nicht weiter, ob diese Seele, welche „nur durch Concession der Weltordnung wirke“, auch in dieser ihrer Wirksamkeit, wie in der Natur, durch physikalische, d. h. allgemeine Naturgesetze bestimmt sei. Er sucht zwar durch eine „metaphysische Dynamik“ die Gegensätze von Seele und Leib, Geist und Natur auszugleichen; er geht nicht in eine induktive Untersuchung ein, ob die materiellen Moleküle an sich psychische Kräfte haben, und umgekehrt die ethischen Kräfte des transcendentalen Ich an physische oder chemische Substrate gebunden seien; sondern er überträgt einen spekulativen Sprung den idealistischen Dogmatismus der ethischen Individualität auf alle materiellen Atome und deren Vielheit. Die Einheit unseres Wesens, welche geschützt werden soll, zerfällt sich so in eine ganze Masse individueller Wesen; die Einheit des Bewusstseins, welche gelehrt werden soll, löst sich in eine Vielheit verschieden bewusster Atome auf. Die Verlegenheiten des Materialismus, wie die materielle Vielheit zur organischen Einheit zu überwinden ist, sind nicht gehoben; der Unbegreiflichkeit, wie die Materie sich zum Denken erhebe, ist die größere Unbegreiflichkeit entgegengehalten, wie durch ein Zusammenwirken rein geistiger Kräfte der Seele das Sein der physikalisch nothwendigen Naturordnung entsteht. Die Undenkbarkeit, wie die Einheit des Bewusstseins aus dem Zusammenwirken vieler Atome und deren physikalischen Kräften hervorgeht, wird die größere Undenkbarkeit gegenübergestellt, wie die Einheit aus einer Vielheit psychischer, bewusster Atome hervorgeht, deren Bewusstsein wir nichts empfinden.

Wahrlich, diese spiritualistische Monadologie Lotze's, die den Monaden mit ihrer eigenthümlichen geistigen Regsamkeit und Entwicklungsfähigkeit, sind wenig verschieden von dem transcendentalen idealistischen Ich, welches Fortlage fordert. Während nach Lotze die psychischen Monaden durch äusseres Zusammenwirken die physikalische Welt der materiellen Seins und Scheins hervorbringen, produciren sie in ihrem inneren, in freier Geisteserschöpfung die Idealwelt des Schönen, Guten und Wahren, wobei Lotze ausdrücklich an eine Uebereinstimmung mit dem alten Platon erinnert. Umgekehrt lehrt Fortlage eine Umwandlung des geistigen Wesens in physische Triebe, ja in physikalische Kräfte. Er bezeichnet z. B. S. 859 die Seele geradezu zum Theil als „von

und physikalischer Art“, und lässt von ihr als solche den Leib. Als „Wechselspiel elektrischer Polaritäten“ habe die neuere Biologie sie kennen lehren; diese seien das wahre Agens, welches Aristoteles als Entelechie, die Naturphilosophie als göttliche Kraft vergeblich zu fassen gesucht haben. Ja Fortlage lässt die Seele als leibbildende Macht, recht eigentlich die bewegende Kraft in chemischen Processen sein, und schreibt der Seelensubstanz auch den psychischen auch physikalische Kräfte zu; er geht nur a priori, Lotze a posteriori zu Wege. Beide lassen die materielle Sinnungswelt durch an sich psychische Monaden hervorbringen, das Verhältniss der psychischen und physischen Kräfte bleibt aber bei beiden unentschieden.

2. Abfall Lotze's von seinem logischen Principe der Verwicklung in logische Widersprüche. Die untheilbare Einheit und die Entwicklungsfähigkeit hält auch Lotze fest. Hierüber wird er sich mit Fortlage, wie auch mit einer realistischen Weltanschauung auseinander zu setzen haben. Fortlagen gegenüber bildet er die Entwicklung an eine Wechselwirkung der Seelenmonaden mit den übrigen Monaden; während der Realismus Lotzen gegenüber behauptet, dass sich in der Entwicklung die Einheit selbst verliert, und in ihrer Substanz umbilde, die daher nicht als absolut theilbare Einheit gedacht werden dürfe. „Veränderlichkeit“ muss Lotze der Seeleneinheit selbst zuschreiben (Mikr. S. 205); er macht ausdrücklich, Volkmann und der Herbart'schen Psychologie gegenüber, geltend. Wie aber Veränderlichkeit ohne Theilungsfähigkeit und Entwicklungsfähigkeit ohne Getheiltheit möglich sei, ist nicht abzusehen. Lotze weiss recht wohl, dass von vielen Seiten behauptet wird, die Einheit der Seele sei nur der logische Schein eines einheitlicher Organisation verbundenen Substrates. Er giebt so (Mikr. S. 216) zu, dass das Wesen dieser Seeleneinheit als unbekannt betrachtet werden müsse; er erkennt mit grossem Scharfsinn den Irrthum der Kant'schen, Schelling-Hegel'schen und Herbart'schen Psychologie in Hypostasirung der Erscheinungen der Seele in Kräfte in der inneren Wahrnehmung. Und dennoch erliegt er dem gleichen idealistischen Grundirrtum, wenn er die Seele als absolute untheilbare Einheit, als absolut metaphysische Substanz aufstellt. Als Grund dieses Abfalls von seinem physikalischen Realismus finden wir einen Abfall von seinem induktiven Standpunkt. Der Rückfall in idealistisch absolutistische Metaphysik ist bedingt durch den Rückfall in idealistisch dogmatische Spekulation.

Dieser Rückfall macht sich auf eine höchst charakteristische Weise in der angeführten Stelle geltend. Lotze geht von dem induktiven Standpunkt aus, dass das Wesen der Seele an sich unbekannt sei, dass es aus den Erscheinungen der innern Erfahrung nur erschlossen werden könne. Der spekulativen Philosophie gegenüber, welche nicht nur an eine Offenbarung des wahren Wesens der Seele, sondern auch der Weltseele, des absoluten Wesens, in der Menschen-

Seele glaubte, tröstet er sich und uns wegen dieser Unwissenheit über das Wesen der Seele mit der Einsicht: „dass wir dieselbe Klage vielmehr auf unsere Vorstellungen aller Dinge ausdehnen müssen.“ Doch macht er diese induktive Anschauung wieder zunichte, und springt in spekulativen Dogmatismus über, wenn er weiterhin behauptet: „dass der Rest, welchen unser Wissen lasse, nicht in dem Kerne der Dinge bestehe, sondern eher in einer Schale, nicht in dem Inhalte ihres Wesens, sondern in der Art der Setzung, in welcher es bestehe. Was die Dinge seien, sei uns deshalb nicht unverständlich; denn diesen Inhalt entfalten sie in ihrer Erscheinung: wie sie überhaupt sein und erscheinen können, sei das allen gemeinschaftliche Räthsel“ (Mikr. S. 210). Aber nicht allein das Wie, sondern auch das Was bleibt uns an sich unerforscht, und zwar eben desswegen, weil es weder in seiner Erscheinung durch die äussere, noch in der durch die innere Erfahrung aufgeht, sondern immer in seinem wahren Wesen unerkannt bleibt. Der Grundirrtum des Idealismus besteht eben darin, dies zwar für die Sinneserkenntnis einzusehen, es aber für unsere Seele nicht gelten zu lassen. Lotze erliegt hier einem gleichen Irrthum; dass es kein zufälliger, sich nur an dieser Stelle vorfindender sei, können wir sehen, wenn wir in der Med. Psych. S. 148 und S. 58 eine ganz ähnliche Argumentation antreffen. Auch dort ist der Rückfall in metaphysisch idealistischen Absolutismus durch Rückfall in spekulativ idealistischen Dogmatismus hervorgerufen.

Fortlage wirft Lotzen vor (a. a. O. S. 860), dass ihm die Mitwirkung der Seele bei Bildung unsers Organismus zu Nichts herab schwinde; dass er dagegen „die Bildungsthätigkeit, welche bei ihm ungerechter Weise die empirische Seele versäume, auf spekulativem Wege wieder einzubringen suche, indem bei ihm alle organische Bilden und zweckmässige Gestalten in den lebendigen Gebilden der Natur der Weltseele und dem Unendlichen anheimfallen.“ Fortlage hat hierin vollständig Recht, wenn man die idealistischen Anschauungen Lotze's von dem Wesen der Seele betrachtet. Die ideale Monade ist völlig machtlos dem Organismus gegenüber, indem ihr die teleologische Macht, oder gar die ihre eigene Leiblichkeit selbst schaffende Kraft bei Lotze ganz und gar genommen ist, und beide Geschäfte dem physikalischen Causalnexus übertragen sind. Allen neben diesem Idealismus, der Lotzen gewissermassen nur als historische Reminiscenz anklebt, findet sich als sein produktiver Standpunkt ein lebensfrischer, entwicklungsfähiger Realismus. Dieser löst die untheilbare Einheit in eine mannigfaltig in sich gegliederte und bewegte Persönlichkeit auf, und betrachtet die Seele nicht mehr als eine absolut transcendente, dem allgemeinen Causalnexus entzogene Monade, sondern nur als „ein durch die bedeutungsvolle Natur ihres Wesens bevorzugtes Element in der Mitte aller übrigen.“ Mikr. S. 314. Demgemäss schreibt er der Substanz der Seele auch eine bevorzugte Mitwirkung bei Bildung des Körpers zu, welche

aber in unbewusster physikalischer Nothwendigkeit erfolgt. „Alles, was die Seele zur Begründung des körperlichen Lebens beitragen konnte, vermochte sie nur, sofern sie als ein Element neben andern in den Zusammenhang der mechanischen Wechselwirkungen mitverflochten war, aus deren zusammensümmender Thätigkeit mit dieser Nothwendigkeit die vorherbestimmte Form des Organismus hervorging.“ Zwischen dieser realistischen und einer idealistischen Metaphysik, wie zwischen empirisch induktiver und dogmatisch spekulativer Logik schwankt die Lotze'sche Weltanschauung in unverändertem Dualismus, ohne dass eine Seite die Oberhand über die andere erhielt. Gleichwohl ist seine realistische Tendenz das Charakteristische bei ihm, und wo er in abstrakten Idealismus und Speculation zurückfällt, sucht er fast immer nach dem Probleme, was durch den Idealismus ahnungsvoll angedeutet worden ist, ohne dass es bis jetzt in der realistischen Weltanschauung eine induktive Lösung zu finden vermochte. Dies Alles lässt sich noch klarer zeigen, wenn wir dasjenige betrachten, was er über die absolute Substanz vorbringt, die er sich als ein atomistisch gegliedertes Kosmionensystem vorstellt.

IV. Zur Atomentheorie. Die Atomentheorie Lotze's schwankt recht eigentlich zwischen Realismus und Idealismus. Von aussen angesehen, bilden die Atome den physikalisch nothwendigen Zusammenhang; von innen aufgefasst aber führen sie ein seelisches Leben, denn jede Monade soll ein geistiger Spiegel des Universums sein (Mikr. S. 393). Die Materialisten finden daher grosse Anknüpfungspunkte bei Lotze, und zwar immer da, wo er von der Abhängigkeit der äusseren Wahrnehmung und den Gesetzen des allgemeinen Naturlaufes spricht; sie stimmen daher mit seiner Kritik der Lebenskraft, der idealistischen Ontologie und abstrakten Teleologie vollständig überein: dagegen bleiben die Materialisten unbefriedigt, wenn Lotze durch Ausmalung des innern Lebens und der psychischen Beschaffenheit der Atome, welche diesem physikalisch materiellen Naturmechanismus zu Grunde liegen sollen, die Resultate seiner Kritik und die Anschauung des allgemeinen Naturlaufs in Frage stellt; denn es bleibt ihnen unbegreiflich, wie psychische Wesen und Kräfte den physikalischen Naturlauf und seine mechanisch nothwendigen Gesetze produciren können sollen. — Die Idealisten suchen gerade in dieser spiritualistischen Monadologie ihre Berührungspunkte mit Lotze, und halten sich an seine Auffassung einer selbständigen Seele, und eines übersinnlichen Lebens der Materie: allein den wahren Idealisten genügen diese idealistischen Anklänge nicht; da nach ihnen die Seele nicht nur teleologisch den Gestaltungsprocess der Organismen beherrscht, sondern sogar aus ihrem schöpferischen Innern die Gesetze, Kräfte und Materialität der äusseren Erscheinung producirt. Wenn sie noch tiefer eindringen, können sie sich sogar nicht verhehlen, dass die Seele nach Lotze mit ihren göttlichen Allweisheitsrechten sogar ihre eigenthümliche seelische Natur verliert:

denn die Schöpfung und die Qualität der Seele macht er von der Qualität des leiblichen Organisationsprocesses abhängig, und die ständige Befähigung der Abspiegelung des Universums kann nur die nothwendige Folge der Einwirkung der andern Atome, also eigentlich des physikalischen Naturlaufs betrachtet werden.

So genügt Lotze's Anschauungsweise weder den Materialisten, weil sein Realismus durch eine idealistische Metaphysik verwirrt wird; noch den Idealisten, weil seine psychischen Monaden ohne Grunde ihres Wesens dennoch vom allgemeinen Naturlauf abhängig sind. Uns aber scheint Lotze gerade in dem; was beide Gegensätze an ihm zu tadeln haben, über Beide hinauszustreben. Dem Materialismus gegenüber hat er vollständig Recht, wenn er die unerklärten Thatsachen der innern Wahrnehmung festhält, und für sie in der absoluten Substanz eine metaphysische Causalität und daher dieser Substanz auch Seelenkräfte zuschreibt. Dem Idealismus gegenüber stimmen wir ihm ganz bei, wenn er die Gesetze des physikalischen Naturlaufs anerkennt, in der höheren, denselben bedingenden, absoluten Substanz auch den Grund und die Gestalt für das Substrat der Seele sucht. Vom realistischen Standpunkt aus bleibt nur zu erinnern, dass diese Richtung in gar mancher Beziehung gegen Lotze selbst noch durchzuführen ist.

1. Abfall Lotze's von seinem logischen Standpunkt, Rückfall in spekulativen Dogmatismus, haben wir oben den Grund nachgewiesen, warum er seine realistische Anschauungsweise bei dem Wesen der Seele nicht durchführte. Er bestieg sie nach der Art und Weise, wie sie in der innern Vorstellung erscheint, und verlor den induktiven Gesichtspunkt mehr aus dem Auge, dass diese Erscheinung nur durch die Eigenschaften der über die Erscheinung hinüberliegenden Substrates hervorgerufen wird. Einen gleichen Lapsus lässt sich auch L. bei seiner monadistischen Grundanschauung zu Schulden kommen. Er begnügt sich nicht damit, zu behaupten, dass die Atome neben den physischen auch psychische Erscheinungen erzeugen, von welcher Ansicht zu erklären, induktiv zu begründenden Einsicht über das Verhältnis dieser Erscheinungen zu ihrem Substrat und zu einander fortgeschritten werden muss. Er fällt in spekulativen Dogmatismus, wenn er nur die physischen Kräfte als Erscheinungen, dagegen die psychischen als das wahre Wesen der Atome betrachtet. Dadurch geräth er in den Widerspruch, die physischen Erscheinungen aus den psychischen erklären zu müssen, während Wesen und Eigenschaften der psychischen Monaden umgekehrt wieder von ihrer Stellung zum allgemeinen Naturlauf und der Einwirkung desselben abhängig sind.

(Schluss folgt.)

## JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lotze: Allgemeine Physiologie etc.

(Schluss.)

Dazu verwickelt sich Lotze noch in einen weiteren Widerspruch, welchen man fast a priori bestimmen kann: wenn er nämlich das psychische, metaphysische Leben der Monaden schildert, so legt er diesen seelischen Bewegtheit und Veränderlichkeit, Spontaneität, Bewusstheit u. s. w. als die Grundlage des Naturlaufs betrach-  
tend, so sinkt dieses seelische Leben zu einer starren physikalischen Mechanik herab, wie wir aus seiner Kritik der Fechner'schen Atomtheorie und aus der Streitschrift gegen Fichte sehen. Gegen den ersten macht er qualitative Verschiedenheit, gegen den zweiten physikalisch mechanische Nothwendigkeit geltend. Auf diesem Gebiete, nämlich in der Anschauung von dem Wesen der Atome, wie dem der Seele scheint mir der vortreffliche Kraftbegriff Lotze's, welchen er gegen Fichte gegenüber aufstellt und vertheidigt, gegen ihn selbst consequent durchgeführt werden zu müssen. Er verurtheilt seinen eigenen metaphysischen Idealismus, wenn er gegen den Ideal-Realismus Fichte's und dessen Anschauungsweise von dem wahren, transscendentalen Wesen der Atome in seiner Streitschrift polemisiert. Hier tritt sein Idealismus ganz in den Hintergrund, hier vertheidigt er den Realismus als eine physikalisch mechanische Anschauungsweise (S. 15—60), dem spekulativen Idealismus Fichte's gegenüber. Man möchte sich hier besonders seines Realismus bewusst werden, auf Fichte gegen diese Differenz hauptsächlich seine Angriffe richtet. Fichte wirft nämlich dem physikalisch mechanischen Atomismus vor, dass dieser sich durch seinen innern Widerspruch selbst aufhebe, indem er die Atome als den Grund aller Veränderungen betrachte, dagegen wo er solche vorfinde, sie dennoch nur durch die ständige Wechselwirkung abstrakter Molekularkräfte vollziehen lasse. Lotze entgegnet aber, dass die abstrakten Kräfte nur als eine „Abkürzung des Sprachgebrauchs“ anzusehen seien (Str. S. 86 und 87); dass „ihre Bewegung nur diejenige Seite ihres Verhaltens sei, durch welche sie im Context der Erfahrung uns bemerkbar werden“ (S. 44). Dadurch aber sei noch nichts über die wahre Natur ihres Substrates entschieden. — Man braucht nur diesen trefflichen Kraftbegriff auch auf das Wesen und Substrat der Atome, der Dinge, der Seele anzuwenden, und Lotze ist durch sich selbst berichtigt. Hier steht er auf dem Standpunkt der induktiven Logik; hier ist ihm das Ge-

LI. Jahrg. 3. Heft.



denn d  
Qualit:

1-100: allgemeine Philosophie etc.

177  
 dass nur Anschauung einer übersinnlichen Kraft, die übersinnliche Kraft, die Substanz eines physisch-metaphysischen Substrats, das er einer Verabsolutirung des Kraftbegriffs, dessen Vorurtheil, dass er richtig auf dem Boden des physikalischen Naturbegriffs, dessen Irrthum er so manchen verkehrten idealistischen Irrthum sogar auf dem Boden des Seelenlebens mit entschuldigtem Glück nachgewiesen hat, doch selbst in seiner Anschauung vom metaphysischen Wesen der Atome, der Seele und des Absoluten anheim, und versperrt sich durch solchen Dogmatismus das Vordringen zu einer induktiven Erforschung der Probleme von Punkten; und dennoch bleibt er vor denselben nicht stehen, sein Geist verharrt in beständigem Anringen gegen dieselben. Realismus kämpft beständig gegen seinen Idealismus an, und doch so keinem vollständigen Siege gelangt. Jones bestrebt sich zu weiterbilden aber, im Kampfe mit sich selbst und seinen Ideen, ist es, was den Arbeiten Lotze's einen ganz eigenen Reiz verleiht.

2. Widerspruch und Ringen des metaphysischen Standpunktes mit dem physischen zeigt sich nicht in der Anschauung Lotze's von dem Wesen der Atome, der Seele, sondern recht eigentlich in dem Begriffe der Substanz, welche aus diesen psychischen Monaden aufbauen muss, um seinem System einen metaphysischen Abschluss zu geben. Auch diese Vorstellung schließt zwischen Realismus und Idealismus, und schwankt zwischen physischer und metaphysischer Bedeutung, indem die absolute Substanz in ihrer äusseren Erscheinung als physikalischer Naturismus ihrer innern Regsamkeit als ein gegliedertes Reich belebter Wesen gedacht wird. Aber nicht in der psychischen Kraft der Substanz ihrer Atome liegt das Unbegreifliche, sondern darin, dass die absolute Kraft als das Wesen der Atome und somit als die Grundkraft des physikalischen Naturismus gedacht wird; dass das Produkt der höchsten Entwicklung nicht auch als Resultante des Zusammenspiels vieler Kräfte und Substanzen, sondern als Eigenschaft einer untheilbaren Seeleneinheit und zugleich als das metaphysische Wesen der Bestandtheile des Organismus betrachtet wird. Aus dem Organismus soll sie freilich nicht hervorgehen, aber ihre Qualität wird doch als durch dessen Einwirkung bedingt hingestellt. Wie die individualisirte Wesenseinheit einestheils in eine einheitliche Seelenmonade verlegt, andernteils in alle ebenfalls individualisirte Atome des Organismus wieder aufgelöst wird; wie das einheitliche Bewusstsein einestheils an eine einheitliche Seelenmonade gebunden, andernteils wiederum in eine atome Masse selbständiger, bewusster Körper bildender Monaden zersplittert wird: ebenso sieht die Individualität und Personalität des Absoluten zu einer mächtigen Monade neben andern herab, wenn diese beiden Eigenschaften als Resultante vieler Wirkungen sein sollen, wie Lotze, in idealistischer Metaphysik zurückfallend, behauptet. Aus den vielen seelischen

den wird kein persönliches Gesamtbewusstsein, aus den individualisirten Wesen kein einheitlich individualisirtes Gesamtsein. Wie im menschlichen Wesen der Organismus in seinen Sinnen, Kräften und Substanzen ganz dem ausser der Seele bleibenden Naturlauf preisgegeben ist; so verliert auch der Gott als oberster Geist neben der äusseren physikalischen Weltordnung, die als die äussere Zusammenwirkung der Monaden gebildet wird, die Macht über und durch dieselben. Lotze sucht diese Konsequenzen seiner Monadologie zwar zu umgehen, indem er dem obersten Geist unräumliche Allgegenwart zuschreibt, und ihn so an allen Orten die Beseelung der durch den Naturlauf vorbereiteten und organisirenden Prozesse vollbringen lässt. Er setzt sich hier nicht nur mit seiner Kritik Fichte's in Widerspruch, dessen Allgegenwart der Seelen in ihren Organismen er mit scharfen Worten zurückweist; sondern er vernichtet in der absoluten oder der Weltseele alle die Begriffe, welche er an der menschlichen Seele zu erhalten sucht. Er hebt die untheilbare Einheit der Seele auf, indem er die Weltseele in einzelne Seelenmonaden zertheilt; er hebt die Unräumlichkeit derselben auf, indem er sie über alle Räume vertheilt, und in eine Masse räumlich nebeneinander stehender Weltindividualitäten ausbreitet; er hebt sogar die metaphysische Selbstständigkeit derselben auf, indem er sie in dem Erfolg ihrer Thätigkeit, selbst in der Bestimmung der Qualitäten der geschaffenen Seelen, von den Gesetzen und Vorgängen des physikalischen Naturlaufs abhängig macht. Lotze hebt somit die idealistischen Bestimmungen der Seele durch die Thätigkeiten auf, welche er vollbringen lässt. Wenn Lotze in seiner Anschauung von der Weltseele, wie mir scheint, nicht glücklich ist, und hier wiederum der Idealismus nur in seinen eigenen inneren Widersprüchen aufhört zu helfen; so finden sich dagegen die trefflichsten Bestimmungen der absoluten Substanz, wenn er, in seine realistische Anschauung zurückkehrend, die Mitwirkung des Alls in jeder Einzelkraft schildert. Merkwürdiger Weise hat Fortlage eine ausgezeichnete Stelle aus Lotze's angeführt, um dessen Hinneigung zu einer wahrhaft idealistischen Metaphysik zu charakterisiren, während derselbe darin gerade seinen vortrefflichen, durch und durch realistischen Kraftbegriff bei Anschauung der absoluten Substanz durchführt, indem er das Wesen jeder Kraft nicht idealistisch aus ihrer immanenten Idee, sondern aus ihrer realen Bedeutung durch das Ganze und für das Ganze herleitet. So wie aber Lotze dahin kommt, die Mitwirkung der absoluten Substanz in der Kraftäusserung, in der Natur und Beschaffenheit jedes Einzelwesens durch den allgemeinen Naturlauf darzustellen, erlangt sein Pinsel einen freieren Schwung, seine Diction einen höheren Aufzug; alsdann erschwingt er sich zu der harmonischen Anschauung einer einheitlichen Wesenheit, welche Alles in sich trägt, hegt, gestaltet und entfaltet. „Nicht dadurch gewinnen wir etwas, so mahnt er bedeutungsvoll, dass wir einen Theil der

Wirklichkeit, als zu erhaben für eine Entstehung durch mechanische Causalität, dem Gebote der allgemeinen Naturordnung entzieht; vielmehr unter diesen andern Gedanken müssen wir uns beugen, dass alle jene unerschütterliche Nothwendigkeit, mit welcher die Ganze des mechanischen Weltlaufs selbständig für sich festzustellen scheint, ein ganz eitler Traum ist, und dass keine einzige Wechselwirkung zu Stande kommt ohne Mitwirkung jenes höheren Grundes, den wir übel berathen nur für die Entstehung einzelner bevorzugter Erscheinungen zu bedürfen meinen“ (Mikr. S. 408).

Erst wenn wir eine einheitliche realistische Weltanschauung durchführen, und die absolut untheilbare Seeleneinheit des Idealismus in eine Resultante realer Naturkräfte und Substanzen auflösen, wird es uns gelingen, die Einheit in dem menschlichen, wie in dem kosmischen Organismus zu gewinnen. Erst wenn uns die organische Einheit der Seele nicht Theorie, sondern Problem induktiver Forschung ist, werden wir uns bestimmt und genau die Frage aufwerfen: welche physikalische oder Naturmacht im Stande sei, das Substrat der Seele zu bilden, die sich so wunderbar zu immer höherem Bewusstsein emporringt, die ihre lebendige, centralisirende Einheit in dem stets wechselnden Kreislauf des Lebens zu schützen und durch die Naturkraft ihres unbekannten, also übersinnlichen Substrates zu bilden und zu entwickeln vermag. Von welchem Standpunkte wir aber ausgehen mögen, den Urgrund der Seelenkräfte und ihres Substrates müssen wir auf die allgemeine Substanz übertragen. Diese wird dadurch beseelt, begeistert, und zu einer persönlich organischen Einheit erhoben, welche sich zu dem menschlichen Geiste verhält, wie das unendliche Weltall, der Makrokosmos zu dem schon so erstaunlich reich gegliederten und dennoch so geheimnissvoll zu einer lebendigen, beseelten Einheit verschlungenen Atomcomplexe, welchen wir als Mikrokosmos, als unsern Organismus betrachten.

Cornill.

---

*Die dingliche Klage des deutschen Rechts. Geschichtlich und für den heutigen Gebrauch dargestellt. Von Dr. Berthold Delbrück, Kreisrichter zu Bergen auf Rügen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1857. XII u. 340 S.*

Die dingliche Klage, von welcher dieses Buch handelt, ist eine solche, mit welcher man einen Gegenstand von dem Besitzer abfordert, weil man früher den Besitz gehabt und ihn verloren hat; also den Beweis eines Rechtserwerbes spart. Der Verf. hält eine solche Klage für ein practisches Bedürfniss, weil der Beweis des Eigenthums so schwierig sei, dass, wenn er die Abforderung bedinge, der Schutz des Eigenthums illusorisch werde (S. 2). Er ist der Ansicht, dass die Usucapion und die publicianische Klage eigentlich nur Mittel des Schutzes des Eigenthums seien, die Römer

sie aber beziehungsweise als Eigenthumserwerb und als Ausfluss eines Rechts behandelt hätten (S. 5. 9 ff.); dahingegen das deutsche Recht zwar Eigenthum aber keine Erwerbarten des Eigenthums gekannt, und durch den Prozess mittelst des Beweisrechts, dem die Gewere zum Grunde liege, den Schutz des Eigenthums vermittelt habe (S. 26 ff.); dass die Gewere ein ehemaliger Besitz sei, der prozessualisch die Bedeutung habe, das Recht zu vertreten; und dass der juristische Grund der Klage, die eine dingliche sei, das Eigenthum sei (S. 65 ff.). Die Fortdauer dieser dinglichen Klage sei nach den Aussprüchen von Päpsten, Kaisern und älteren Juristen ein Bedürfniss, und sie sei ungeachtet der veränderten Prozessart möglich, weil man nur in die Stelle der Gewere den Besitz, beziehungsweise älteren Besitz und besseres Recht, zu setzen brauche, um sie zu vermitteln (S. 80 ff.). Hierauf sucht der Verf. durch die Dogmen der Juristen und particularen Satzungen nachzuweisen, dass jene deutsche dingliche Klage fortgedauert, indem man beziehungsweise sie in den Besitzklagen festgehalten (S. 92 ff.), oder auf dem Besitze beruhende Klagen der dinglichen Klage aus dem Rechte annähert (S. 184 ff.), oder die hypothecarische Klage auf den blossen Besitz des Verpfänders hin gestattet habe (S. 190 ff.), oder im geschriebenen Rechte, beziehungsweise mittelst eines Rechts zum Besitze, sich solcher Auffassung zugeneigt habe (S. 196 ff.). Man habe Umgang davon genommen, in einer auf Eigenthum gegründeten Vinдикаtion den Beweis des Besitzes genügen zu lassen; er habe aber zum Schutze des Eigenthums genügen sollen. Man habe daher es unterlassen, die Beweislehre zu verändern, und statt dessen eine eigene Klage zum Zwecke jenes Schutzes gestaltet, welche ihren inneren Motiven nach eine Klage aus vermuthetem Eigenthum, ihrer juristischen Construction nach eine Klage aus ehemaligem Besitze sei; und es müssten demnach die „Beweisregeln“ jetzt „in feste materielle Rechtskörper“ verwandelt werden (S. 277. 279).

Dass der Verf. hier keine innere Entwicklung der römischen und deutschen Klagegestaltung beabsichtigt hat, wird vorausgesetzt werden dürfen. Das Resultat, welches seine Besprechung dieser Gestaltungen liefert, nemlich, dass der Charakter der Eigenthumsklage im röm. Recht ein absoluter, im deutschen ein relativer sei, scheint auch keineswegs als ein neues von ihm betrachtet zu sein. Er erkennt es aber, dass die deutsche Ansprache auf bewegliche Habe den Ansprechenden erst dann zur Beweisung lässt, wenn die Rechtfertigungsmittel des Angesprochenen für sein Innehaben ungeeignet sind, ein wider Willen des Ansprechenden aufgehobenes Innehaben desselben auszuschliessen. So kommt er dazu (S. 55 ff.), in Zeugnissen, die den Kläger auf den Grund des Mangels jener Rechtfertigung zur Beweisung lassen (so Richtst. Ldr. 17), oder solchen, die durch die kritische Sorgfalt der Herausgeber mit Sätzen bereichert sind, die durch Verstümmelung es unkenntlich gemacht

haben, welchem Theile die Beweisung zugewiesen wird (so S. 88 Weichb. h. v. Thüngen 88 a. Anf.), eine auf den Grund des früheren Besitzes dem Kläger verstattete Beweisung zu finden. Darin gewinnt man die Quelle des deutschen Characters der Klage, um die es sich handelt. Dass ferner Dogmen und particulaire Sätze in diesem Gebiete verschiedenartige Hin- und Herzüge darbieten, bestätigen die Belege des Verf. wiederholt. Es fesselt uns zunächst die Auffassung des Verf., die eine Abweichung des Beweissatzes vom Grunde der Klage eine Beweisregel nennt. Eine Beweisregel kann doch nur eine solche Regel sein, welche bestimmt: von wem und in welcher Weise das zu beweisen sei, was zur Begründung einer rechtlichen Wirkung gehört. Der Verf. führt aber eine Regel vor, nach welcher das, was zur Begründung gehört, nicht bewiesen wird. Dass es, nemlich das Eigenthum oder dessen Erwerb, nicht bewiesen wird, liegt nun nicht ihm darin, dass es in der Construction der Klage fehlt, und vielmehr mittelst einer Vermuthung in den inneren Motiven der Klage einen Platz findet. Die Regel geht also auf die Construction der Klage, nicht auf den Beweis. Innere Motive einer Klage aber, welche ihrer Construction entfernt sind, sind nicht in ihrem Innern, sondern nur in einem andern Innern, welches der Klage gegenüber ein Aeusseres ist. Die Vermuthung des Eigenthums hat also lediglich die Verrichtung, dass sie der Klage den Namen einer dinglichen zuwendet. Der Verf. sagt: dass diese Klage die gedachten Eigenschaften mit der Publiciana theilt (S. 277). Da nun die Fiction der vollendeten Usucapion, die in die Publiciana aufgenommen ist, in der dinglichen Klage des Verf. fehlt, so wird jene Vermuthung deren Verrichtung übernehmen. Da ferner das Aufnehmen einer Fiction in eine Klage ein Mittel ist, sie einer andern gleichzustellen, welche das Fingirte als ein Wirkliches in ihrer Grundlage hat, so ist die Quelle der Dinglichkeit der fraglichen Klage jene Vermuthung, für welche kein anderes Inneres aufzufinden ist, eben das des Verf. Sie führt dahin, dass dem Beklagten die Errede des Eigenthums verstattet ist, er aber, wenn das Eigenthum des Klägers anerkannt worden, von jener deutschen dinglichen Klage ausgeschlossen ist, der Kläger dahingegen, wenn er mit der Eigenthumsklage unterlegen, diese dingliche Klage, weil sie auf einem andern Grunde beruht, als die Eigenthumsklage, noch gebrauchen kann, so wie es ihm frei steht, in demselben Prozesse von dieser deutschen Klage zu jener überzugehen, z. B. in der Replik sich auf Eigenthumserwerb zu berufen (S. 300. 329 f.). Das praktische Bedürfniss, dem durch diese Klage abgeholfen wird, besteht also darin, dass eine Klage geschaffen wird, die versuchsweise gebraucht werden kann, so dass in der Hauptsache zwar der Sieg dem Kläger zu Statten kommt, das Unterliegen aber ohne Nachtheil für ihn ist. Der fortdauernde Besitz hat dahingegen die Folge, dass sein Träger der Gefahr ausgesetzt ist, welche nach der roma-

dinglichen Klagegestaltung auf Seiten desjenigen ist, dem der Besitz  
 wehrt. Der Besitzer muss seinem Besitze entsagen, um die  
 Gefahr zu meiden, während der Nichtbesitzer der Klage zu diesem  
 nicht zu entsagen nöthig hat. — Dahingegen gibt der Verf.  
 dem Beklagten eine Einrede der erfolgten Veräußerung an einen  
 Dritten in der Gestalt einer qualificirten Negation, wiewohl diese  
 Eigenschaft bei der anomalen Natur der Klage sehr zurücktreten  
 soll (S. 303). Scheidet man nun den Fall aus, wo der Beklagte  
 behauptet, er habe den Besitz von dem Dritten erlangt, an den der  
 Kläger veräußert; so ist einer Eigenthumsklage gegenüber diese  
 Behauptung eine qualificirte Negation des Eigenthums, wenn das  
 Eigenthum, und ein auf Mangel der Zuständigkeit der Klage ge-  
 gründetes Bestreiten der Sachlegitimation wenn der Eigenthums-erwerb  
 der Grund der Klage ist, einer Publiciana gegenüber aber eine  
 qualificirte Negation der *conditio usucapiendi*. Die L. 16. C. de  
 reb. 4. 19; auf welche der Verf. hier Bezug nimmt, handelt von  
 der Behauptung des beklagten Besitzers, selber Eigenthum erwor-  
 ben zu haben, und entscheidet daher nichts. Der Verf., der wie  
 gesagt, die deutsche dingliche Klage der Publiciana gleich stellt,  
 ist dieselbe indess wiederum in drei Klagen gespalten. Ausser  
 dem Besitze des Beklagten ist der Grund der einen der ältere Be-  
 sitz allein, der Grund der zweiten daneben der unfreiwillige Verlust  
 des Besitzes, und der Grund der dritten, die der Publiciana gleich  
 gestellt ist, daneben der Titel für den Besitz in Verbindung mit  
 bona fides (S. 283. 312. 321). Der ersten Klage gegenüber wird  
 die Verrichtung jener Behauptung der Veräußerung an einen Dritten  
 keine andere sein können, als die eines Bestreitens der Legitimation,  
 sei denn, dass sie dazu diene, die Vermuthung für das Eigen-  
 thum auszuschliessen. Indess ist auch neuerdings einmal gesagt  
 worden, dass die Legitimation eine Rechtsvermuthung enthalte  
 (Kuntze: krit. Ztschr. f. d. ges. Rw. IV. S. 509); und dann wäre  
 wenigstens insofern beides gleich, als es sich immer um die Be-  
 streitung einer Legitimation handelte. Indem aber der Kläger im-  
 mer von der schwächeren zur stärkern Klage, bis zur Vindication,  
 übergehen kann, so löset sich alles Bestreiten des Beklagten in  
 ein Bestreiten der Legitimation zu der ergriffenen Klageweise auf,  
 sofern es einen Erfolg hat. Es besteht dann, seiner Bedeutung  
 nach, in dem Einwande, dass der Kläger seine Klage einem unrich-  
 tigen Rechtsorganismus entnommen. Der Gebrauch eines solchen  
 Einwandes steht dem Beklagten zu, um den Kläger zu nöthigen,  
 entweder von der gewählten Klage abzustehen, oder sie zu recht-  
 fertigen (Arch. f. c. Prax. XXXV. S. 108 ff.). Hier aber hat es  
 den Erfolg, ihm den Weg zu dem Gebrauche einer andern Klage,  
 auch neben der angestellten, zu bahnen, oder, wenn der Verf. meint,  
 dass das Uebergehen zu einer andern Klage, beziehungsweise zur  
 Kumulation, nicht von einem solchen Bestreiten abhängig sei, ihm  
 diesen Weg zu zeigen. Sagt nun gegen die erste Klage der Be-



klagte: ich habe ältern Besitz; so passt die Antwort des Klägers: ich habe aber meinen Besitz wider Willen verloren, mit der er in der zweiten Klage schreitet, dazu doch nur dann, wenn er dabei beharrt, dass sein Besitz der ältere sei. Denn ist das nicht der Fall, so ist ja gar kein Zusammenhang zwischen seinem Besitzverlust und dem Besitze des Beklagten. Hat er behauptet 1856 besessen zu haben, der Beklagte dagegen, dass er 1855 schon im Besitze gewesen, so muss nun der Kläger einen Besitz von 1854 behaupten, wenn ein von ihm verlornen Besitz an den Beklagten gekommen sein soll. Die Klage bleibt also die aus älterm Besitze, und der Verlust des Besitzes müßig. Antwortet der Beklagte: ich habe einen Titel für meinen Besitz, so soll das Alter des Besitzes gleichgültig werden, bis der Kläger ebenfalls einen Titel behauptet, und dann soll der vorgehen, welcher von dem gemeinsamen Vormann den Besitz empfing ehe dieser ihm dem andern Theile gegeben hatte oder im Falle der Verschiedenheit der Vormänner, der, welcher ein Vormann mit älterm Besitz hat, und es gilt nur derjenige als Vormann, der den Besitz durch ein Rechtsgeschäft, das einen recht beständigen zur Usucapion geeigneten Titel erzeugt, übertragen hat (S. 298. 307 ff.). So der Verf. — Stehen nun zwei Besitzer A. u. B. mit in der Zeit einander nachfolgenden Besitzzuständen in Ansehung desselben Stoffes nebeneinander, ohne in ein Nachfolgeverhältniss zu einander durch eine Besitzeinräumung getreten zu sein, so sind sie als Vormänner, gleich Einem Vormanne, welcher zweimal den Besitz eingeräumt hat. Der, welcher von dem jüngern Besitzer B. in den Besitz gelassen wurde, der C, ist der gleich, der die zweite Besitzeinräumung von eben demselben empfing, von dem sein Gegner D. die erste erhielt, und hat den späteren Besitz; während er den frühern haben würde, wenn sein Vormann B. von dessen Vormann A. früher den Besitz erlangt hätte, als sein Gegner D. ihn von eben diesem Vormann A. erlangt hat. Derjenige also, welcher den ältern Besitzer zum Vormann hat, weil er einen von diesem herleitenden Titel hat, der hat durch diesen Titel den ältern Besitz, auch wenn dieser Vormann dem später in den Besitz gekommenen Vormanne seines Gegners gegenüber ohne Berechtigung besass. Der Titel trägt also nicht die Verrichtung eines Erwerbstitels, sondern die Vermittelung der Nachfolge in einen frühern Besitz, so weit nemlich eine solche Nachfolge möglich ist. Nach jenen Aufstellungen des Verf. würde die Einrede des Titels eine Anwendung des Grundsatzes: Hand muss Hand wahren, sein. Dessen ungeachtet meint der Verf., dass diese Einrede des Titels dadurch hervorgerufen sei, dass man das Zurückgehen von Auctor zu Auctor als einen Uebelstand betrachtet (S. 214. 260 f.). Es wird also Zurückgehen und Nachfolgen ihm, je nach Umständen verschieden und identisch sein. Ersteres findet Statt, bei dem Berufen auf Uebertragung oder abgeleiteten Erwerb. Eine Nachfolge dahingegen ist nur möglich in Ansehung einer subjectiven Zustände.



heit mittelst einer Fortdauer derselben bei einem Nachfolgenden, steht daher im Gegensatze zu dem Erwerbe eines objectiven Verhältnisses durch Uebertragung. Zu einer Nachfolge verschafft sich Zutritt durch Legitimation, die im Gebiete der Sonststände durch einen Nachweis der Ausschliesslichkeit des Zutritts vermittelt werden muss. Die Wirkung des Besitzes ist aber keine andere, als eine ausschliessende, und zwar in prozessualer Beziehung, eine den Nichtbesitzer von dem richterlichen Schutze ausschliessende. Sonach handelte es sich hier lediglich um Legitimation zum richterlichen Schutze, sei es durch den Besitz oder durch einen seine Verrichtung tragenden Titel. Legitimation ist immer nur die zum richterlichen Schutze, die eine Ansprache an den Richter um diesen Schutz (s. g. *in iudicio officii judicis*) und der Wechsel in dem Gebrauch der Zulassung zur Bewirkung dieser Legitimation ist, sofern er durch die Positionen des Beklagten Bedürfniss wird, eine Befugniss des Klägers.

Das verhält sich aber ganz anders, wenn wie der Verf. will, die Klage eine Eigenthumsklage oder, was er vielleicht auch nicht (S. 321), eine *Publiciana* ist. Eine Eigenthumsklage die eine *Publiciana* im römischen Sinne ist, kann nicht bloss möglicherweise in jeden gebraucht werden, sondern stützt sich auch auf ein Recht, das jedem gegenüber besteht. Darauf beruht ihre absolute Natur. Und wenn sie auf *Usucapion* gestützt werden kann, ist die *Usucapion* Erwerb eines solchen Rechts, wie es die Quellen aussprechen. Die *Publiciana* empfängt durch die Fiction der *Usucapion* die gleiche Natur. Dass es dem Verf. gefallen hat, das darzustellen, mag er verantworten. Dasselbe gilt von seiner Analogie vermittelten Gleichstellung der *accessio possessionis* mit dem Eintreten in die Gewere (S. 296. 309 f.). Die erstere ist ein Uebergang, das letztere eine Nachfolge. Die Summe ist also: eine relative Besitzklage, die relativ, nemlich zu Gunsten des Klägers, nie aber, sofern der Kläger sie nicht in eine Eigenthumsklage wandelt, zu Gunsten des Beklagten, eine Eigenthumsklage werden kann. Der Verf. hat übrigens diese Seite, die Wirkung des Interdicts, wenigstens von einer Seite, wie weiterhin sich herausstellen wird, nur unter Berufung auf allgemeine Grundsätze berührt, und mag daher über die Beschaffenheit seiner Schöpfung keine Beirathigung empfunden haben.

Die Wurzel dieser Schöpfung scheint aber die Ansicht zu sein, dass, wenn das *interdictum uti possidetis* von einem Nichtbesitzer verlangt werde, es die Verrichtung einer dinglichen Klage trage. In diesem Standpunkte aus, findet er in der bekannten canonischen Stelle, die einen durch Titel oder Alter des Besitzes gerechtfertigten Gebrauch des *interdictum uti possidetis* kennt (c. 9. X. de prob. 19), kein eigentliches *interdictum*, sondern eine Klage, welche der heutige Jurist eine dingliche Klage nennen würde (S. 116 ff.).

Beides kann richtig sein, ohne dass daraus folgt, dass das dort Frage stehende Schutzmittel auch in der romanistischen Prozeßgestaltung eine deutsche dingliche Klage ist. Zunächst jedenfalls der Grund der Klage kein absoluter oder dinglicher, ist kein Eigenthum oder gleichartiges Recht. Die Dinglichkeit ihren Sitz nur in der Möglichkeit des Schutzmittels gegen je weil jeder möglicherweise den unter dessen Schutze stehenden Sitz verletzen kann. Soll ein solches Schutzmittel nicht bloss possessorischer, sondern petitorischer Natur sein, so bedarf es dazu erwerbartigen Grundlage. Der Inhalt des c. 9. X. de ist im Wesentlichen dieser: es ist ein Antrag auf Schutz gegen Besitzstörungen beim Richter gestellt; das interdictum uti possidet soll aber nicht so gebraucht werden, dass eben der geschützte, welcher besitzt, sondern es soll der geschützt werden, dessen Sitz widerrechtlich beeinträchtigt ist; dieser ist der, welcher Titel für sich hat. Dass dies die Meinung ist, zeigt sich daraus, dass dieses, possessorium genannte Verfahren, auf den Grund rechtlichen Zuständigkeit von Gerechtsamen eingeleitet war, der der Störung beschuldigte Theil zur Ruhe verwiesen wurde, er keinen justus titulus nachgewiesen, und es sich herausgestellt hat, dass er keinen haben konnte, weil sein Besitz der jüngere. Dieser Schluss wird darauf gebaut, dass nicht zwei zu gleichen in gleicher Weise dasselbe besitzen können, und vornemlich (man weil aus kaiserlichen und päpstlichen Privilegien sich die Richtigkeit des Besitzes des ansprechenden Theils zeige. Daraus lässt sich nun zwar erinnern: dass jene Unmöglichkeit des gleichzeitigen Besitzes nichts verschlägt, wenn der ältere Besitz durch jüngern aufgehoben war. Dies nahm man aber nicht an, weil Gleichzeitigkeit von Besitzhandlungen allerdings erwiesen war, in ein Theil seit 60, der andere seit 50 Jahren, die Vornahme solchen nachgewiesen hatte. Indem man diese mit Besitz wechselte, so kam man zu einer Collision der Beweise, die in der Weise lösete, dass der eine Beweis das Gegentheil des andern enthalte, und somit der jüngere Besitz ohne Titel sein mußte. Die Duplicität des Interdicts wird also von der Besitzannahme auf den Titel übertragen. So gestalten sich zwei einander opponirte auf Titel gegründete interdicta, die auf dieser Grundlage von keiner Seite recuperandae, sondern adipiscendae possessio sind, in dem Sinne, dass eine Besitzzuerkennung durch den Richter mittelst Schutzertheilung auf die bisherigen Besitzhandlungen gegründet wird. Wenn die eine Parthei die Richtigkeit der ihrigen Besitzhandlungen, damit die Unrichtigkeit der jenseitigen eine Obliegenheit der Gegenparthei zur Anerkennung jener Richtigkeit zur Erscheinung gebracht hat; so stützt sie auf ihre Besitzhandlungen einen Anspruch gegen den Richter auf Schutz. Da der Papst von dem Grundsatz ausgegangen, dass in allen Besitzverhältnissen der Titel den Besitzschutz bedinge, folgt aus der St.

ist, und also auch nicht, dass der Titel immer die Verrichtung  
 ist, den Schutzanspruch zu begründen. Er geht davon aus, dass  
 hier um Besitzverhältnisse sich handle, die ohne Titel, ohne a. g.  
 privilegiert, nicht rechtmässig sein können. Es fragt sich aber, wie  
 dazu gekommen ist, die Duplicität des Interdicts in den Titel zu  
 legen und die dermalige Besitzzuständigkeit als gleichgültig zu  
 behandeln. Da das jedenfalls nicht die römische Seite ist, so wird  
 die Erklärung dafür im germanischen Rechte suchen müssen.  
 Der Schutz der normannischen Saisine dauert nur eine gewisse Zeit  
 nach dem Eingriffe, gegen welchen er gerichtet ist (Glanvilla,  
 c. 32. 33. Fleta IV. 5. 14. Regiam majest. III. 36. Etabliiss.  
 Normandie b. Warnkönig: franz. St. u. Rechtsgesch. II. S. 31.  
 467). Er, so wie die Wirksamkeit jeder Gewere, wird nicht  
 von der Herrschaft über den besessenen Stoff, sondern ihrer Dauer zu  
 messen (des Ref. Grundlagen d. gem. deutsch. R. §. 14. Not. 28);  
 wer mit dieser Dauer den Schutz trägt, der steht dem gleich,  
 wie der romanistische Auffassung Possessor ist; nemlich trägt  
 er rechtlich geschützte Herrschaft über den Stoff. Die Dauer des  
 Schutzes aber ist eine Erscheinung. Und eine Erscheinung an die  
 ein richterlicher Schutz knüpft, ist eine Erscheinung der Recht-  
 mässigkeit, weil eben dieser Schutz seinem Begriffe nach der Schutz  
 ist, welchen dem Richter als rechtlich erscheint oder erschei-  
 nen muss. Der Oertlichkeit oder Körperlichkeit des Be-  
 sitzes wird der Schutz erst zu Theil, wenn die örtliche Herrschaft  
 zu einer Herrschaft über einen Stückstoff gestaltet, und damit  
 Anschliesslichkeit gewonnen hat, die in der Stückercheinung  
 besteht, wie es im röm. R. der Fall ist (Gerichtssaal IX. 2. S. 424 ff.).  
 Die deutsche Inhaberschaft ganz etwas anderes, als romanisti-  
 scher Besitz, und es gibt im deutschen Rechte überall keine Be-  
 ziehung (Grundl. d. gem. d. R. a. a. O.), weil eine Erschei-  
 nung nur entweder getilgt, oder gestört sein kann. Die getilgte  
 Erscheinung kann nicht mehr mit Schutz bekleidet sein, weil sie  
 nicht ist. Das deutsche Recht kennt daher nur gegen Störun-  
 gen der Besitzzuständigkeit einen Schutz, und das verhält sich  
 dann nicht anders, wenn die Trägerschaft des Schutzes in der  
 Person des Inhabers wohnt, weil die richterliche Verrichtung  
 darauf beschränkt das Verfahren zu leiten, in dem dieser In-  
 haber den gewöhnlichen Angriff durch seinen Eid abwehrt (Grundl.  
 gem. d. R. §. 16. Not. 11.). Eine Gewere von dieser Beschaf-  
 fheit, die sich, vermöge ihres Sitzes in der Sonderware, als eine  
 Gewere, der Saisine, als der Schutzgewere, gegenüberstellt, findet  
 man noch im Sächs. Landrecht. Aber es kennt dasselbe auch die  
 neben ihr geltend machende Schutzgewere. Der Richtsteig des  
 sächs. Ldr. 26. zeigt beide neben einander. Es wird hier ein Ver-  
 fahren dargestellt, in dem der Innehabende die Ansprache des Klä-  
 gers so auffasst, als ob dieser die zweite Klage des Verf. erhoben,  
 nemlich sich auf frühere Inhaberschaft und deren Verlust berufen

hätte, nur mit dem Unterschiede, dass dieser beklagte Inhaber die Ansprache persönlich auffasst, als darauf gerichtet, dass er der Kläger das Gut genommen habe. Durch diese „sunderlike Evidenz“ versucht er den Kläger von der eidlichen Abwehr zu verdrängen, indem er sich zu dem Eide erbieht, dem Kläger das Gut nicht genommen zu haben. Er hat aber auch noch eine andere „Kunst“, indem er eine Vorladung ausbringt, und Geltendmachung der Ansprache verlangt, aber wenn sie auf die Gewere gestützt wird, dem Einwande ausweicht: dass wer die Gewere habe, nicht in der Lage sei, zu klagen. — Identificirt man nun beide Geweren, so ist er Recht. Denn wer die Urgewere hat, der fordert nicht den eigentlichen Schutz, sondern wehrt sich mit Eid. — Man vereitelt aber den Einwand, indem man verlangt, dass er zu diesem Schutz sich legitimire, nemlich durch einen Titel seine Inhaberschaft der Erscheinung der Rechtlichkeit bekleide. Tritt er dann mit einem Titel hervor, so wird dem der Schutz zu Theil, der den vorstehenden Titel darthut. Beruft er sich dahingegen auf Urgewere, muss eine gleiche Gewere entgegengesetzt werden, und es hat den Vorzug, dessen Besitzhandlungen die Erscheinung einer Urgewere herstellen. Dass beiderseitige Besitzhandlungen vorausgesetzt sind, und der Innehabende in der Stellung des jüngern Besitzers sich befindet, zeigt die ganze Darstellung der Verhandlung. Es zeigt, dass dieser Inhaber, wenn er nicht durch den Nachweis der Urgewere sich den Weg zur eidlichen Abwehr zu bahnen vermag, seine Inhaberschaft durch einen Titel rechtfertigen muss, nicht anders wie der Verf. früher (Zeitschr. f. deutsch. R. XIV. S. 226 ff.) angenommen, dass der Entsetzte einen Vorzug habe, zum Beweise seines Eigenthums zu gelangen. Es wiederholt sich hier das *interd. uti possidetis* des röm. Rechts, und es ist das *interd. uti possidetis* insofern da, als es sich um Störung handelt, bei welcher der Prozess auch denjenigen als Possessor ansieht (Arch. f. civ. Prax. XXI. S. 206 ff.), der in der Oertlichkeit oder Körperlichkeit den Besitz verloren, aber vermöge der Besitzmängel des Inhabers in der Zeitlichkeit die Erscheinung der Inhaberschaft sich bewahrt hat, nemlich die des Besitzes, und nicht bloss die Erscheinung einer Rechtlichkeit. Der Mangel eines Titels hat aber im röm. R. diese Wirkung nicht, weil dieser Mangel nur einen Mangel des Rechts zu erzeugen vermag und es des Rechts nur im *Petitorium* bedarf. Nur wo das Besitzgebiet auf Erscheinungen der Rechtlichkeit beschränkt ist, vermag der Titel in demselben Einfluss zu üben, und wo dies der Fall ist, da scheidet sich auch überall kein Rechtsgebiet und Besitzgebiet von einander, weil eine Wirklichkeit des Rechts nichts weiter ist, als eine Erscheinung des Rechts, die in ein Gebiet des ruhenden Angeeignetseins versetzt, die Bewegung verloren hat, welche dem Besitze wie der unversetzten Erscheinung inwohnt. Es ist nun das Mittel, mit dem c. 9. X. de prob. sich beschäftigt, seine Wirkung diesem Gebiete des ruhenden Angeeignetseins nicht entnommen.

hat es dasselbe richtig als ein Possessorium behandelt. Dass die dingliche Klage des Verf. nichts anderes, und keineswegs die durch Fiction zu einem Ausflusse jenes ruhenden Gebiets gestaltete Publiciana ist, das folgt schon daraus, dass ihr Stoff, nemlich der Klagstoff selber, je nach Verschiedenheit der Zeitbewegung, welcher er angehört, wechselbar und von wechselndem Einflusse ist. Was einer Klage des ruhenden Angeeignetseins, so der Publiciana, ein Theilstoff sein würde, wird bei ihm zum ganzen Klagstoff, spaltet verschiedene Klagen auseinander, die je nach der Weise des Gebrauches gesondert bleiben, oder in dieselbe Klage zusammengehen. Dass aber eine solche Klage die Gleichheit, welche der Parteienstellung gebührt, gefährdet, wenn sie als eine einseitige des ruhenden Angeeignetseins behandelt wird, das zeigt die Vergleichung, die der Verf. dem Beklagten, wie angeführt, in Ansehung der res judicata bereitet. Wenn in Ansehung desjenigen, was in der Forderungsklage mittelst einer Exception in's iudicium deducirt werden kann, nur für den Fall, dass es dem Beklagten abgesprochen, dem Entstehen der res judicata geredet wird (L. 8. §. 2. D. de negot. gest. 3. 5. L. 7. §. 1. D. de compens. 16. 2. L. 1. §. 4. de contr. tut. act. 27. 4; m. Identität u. s. w. S. 225), so ist der Grund davon der, dass wenn dieser Stoff sich zu einem Klagegegenstande eignet, und der Beklagte auf den Grund desselben eine Absolution erlangt hat, derselbe zur Tilgung einer Forderung gegen denselben benutzt worden, und er daher nur von der aus dieser Absolution entspringenden res judicata über diese Forderung Gebrauch machen kann. Wollte man nun auch sagen, dass der Beklagte mittelst der exceptio dominii sein Eigenthum zur Tilgung des Anspruchs des Klägers benutze, so müsste doch wenigstens die auf deren Erlangung erlangte Absolution in dem Umfange wirken, der in der Tragweite des Eigenthums des Beklagten liegt. Der Verf. lässt nun dem Beklagten die Vindication dann offen, wenn der Kläger den Grund des ältern titulirten Besitzes gesiegt, ohne dass der Beklagte die exceptio dominii gebraucht. Er spricht aber auch dem Kläger die Vindication nicht ab, wenn er in Folge der exceptio dominii unterlegen. Ob er sie ihm etwa absprechen wollen? das lässt sich nicht beurtheilen, so lange man nicht erkennen kann, dass der Kläger gewusst, was er gewollt hat. Hätte in einer eigentlichen Vindication der Beklagte sich auf seinseitiges Eigenthum berufen, so wäre das Dasein seines Eigenthums eine Prämisse eines directen Beweises gewesen (Arch. f. civ. Prax. XXXV. S. 92 ff.). In Folge der Benutzung desselben zu seiner Vertheidigung erlangte er jedoch, wenn auch keine positive Anerkennung des seinseitigen Eigenthums (L. 15. D. de exc. rec. jud. 44. 2.); doch eine Absolution, welche dem abgewiesenen Kläger gegenüber ihn jedenfalls gegen wiederholte Klage schützte. Nachdem aber in der prätorischen Publiciana diese exceptio eine wahre exceptio geworden ist (Arch. f. civ. Prax. XXXV. S. 110) steht dem Erwirken einer po-

altiven res judicata über das Eigenthum des Beklagten kein anderer Grund entgegen, als der, dass sie eben durch die Fictio des Beendetseins der Usucapion einer Eigenthumsklage gleichgestellt ist. Dieser Grund fällt aber bei der Eigenthumsklage des Verf. hinweg, indem sie, wie bemerkt, ihrer juristischen Construction nach eine Klage aus ehemaligem Besitze ist. Entzieht man aber einer solchen Klage die Duplicität, so bleibt nichts übrig als eine aus dem gegenwärtigen Besitze des Beklagten entspringende persönliche Klage auf Besitzerlangung. Ein ehemaliger Besitz vermag überall nicht mehr Gegenstand einer rechtskräftigen Entscheidung zu werden. Zwar hat der römische retinirbare fehlerfreie Besitz sich zu einem Vermögensstücke gestaltet, welches gleich einem juridischen Factum ruhendes Element bildet (Arch. f. civ. Prax. XL. S. 316. 338). Es besteht aber der Unterschied, dass bei dem juridischen Factum dessen Wirkung eine ruhende, ein Rechtsverhältniss ist, und daher fort dauert, bis ein neues Ereigniss sie vernichtet; dahingegen die Wirkungen des Besitzes in der thatsächlichen Bewegung liegen, und nur im Dasein des Besitzes, und nicht in seiner Wirkung, der Dauer des Ruhenden ist, die bis zu seiner Wiederaufhebung seine Fortbestehen unabhängig von weiterer Thätigkeit stellt. Das Rechtsverhältniss ist, vermöge seines Abgeschiedenseins von der thatsächlichen Bewegung ein rechtliches Alleinsein, während der Besitz nur im Unbestrittensein zum thatsächlichen Alleinsein zu gelangen vermag. Er ist ein Dasein des Rechts zum Aneignen, aber kein Recht des Daseins zum Anneignen, kein Angeeignetsein des Stoffes, sondern nur ein Angeeignetsein eines Schutzes des Stoffes, in dem eine Besitzdauer der gedachten Art allein ein Dasein zu finden vermag. Es wird im Bestrittensein ein collidirendes Nebensein neben einem andern Nebensein, und kann daher nicht, gleich einem Rechtsverhältnisse, durch Declaration des Alleinseins, sondern nur durch Zuspruch an einen von zwei Aneignenden unter diesen aus dem Bestrittenensein in ein gesondertes Alleinsein zurückgeführt werden. Daher erfordert seine Feststellung ein iudicium duplex, in dem die Verurtheilung des einen Theils ein Zuspruch des Daseins des Rechts an den andern Theil wird, und dieses Daseins in den prozessualischen Zustand der Rechtskraft des Urtheilsprozesses (Arch. f. civ. Prax. XL. S. 74 ff.) versetzt. Der ehemalige Besitz hat aber kein Dasein mehr, und kann daher auch nicht zugesprochen werden; und der Kläger des Verf. kann den Besitz nicht mehr haben, weil er dem Beklagten zugeschrieben wird. Ein ehemaliger Besitz kann für diesen Zuspruch kein andere Verriethung haben, als die einer Besitzhandlung, welche den Anfangspunkt einer vorhandenen Besitzdauer bildet, und nur dieser Eigenschaft vermag seine Ungewissheit sich zur Bestrittenheit eines Gegenwärtigen zu gestalten (Arch. f. civ. Prax. XL. S. 344 ff.). Der Verf. entfernt nun aus seiner deutschen Eigenthumsklage sowohl das Aneignen eines ruhenden Angeeignetseins, als auch die Dupli-



Er gewinnt daher überall keinen Zustand des Bestrittenseins, keine Rechtskraft erzeugen könnte (Arch. f. civ. Prax. XL. S. 69 ff.). Partheien des Verf. streiten nicht mit einander darüber, wer ihnen den Schutz des andern in seinem Vermögen, oder als Stück seiner Vermögensschutzzuständigkeit inne habe, sondern es spricht jede von ihnen den Richter um die Schutzerteilung an. Der Verf. vermag daher ein Ende des Streits nur durch Befugniss des Richters zum Versagen des Gehörs zu erreichen. Bis de eadem re ne sit actio, würde er vielleicht sagen, wenn er einen Grund für das Ende des Streits angeben sollte. Die Mangelung der Wurzel dieser Regel aber (Arch. f. civ. Prax. XL. S. 63) schlägt sie um in den Satz: Simul de eadem re ne sit actio et actio. Und dieser Satz ist von der exceptio, die in der deutschen dinglichen Klage des Verf. Platz zu finden vermag, vollkommen unrichtig. Denn das Berufen des Beklagten auf ein sein eigenes Eigenthum kann hier nie eine die Wiederaufhebung beruhenden Angeeignetheits des Klägers opponirende exceptio werden, die ein juristisches Factum des Erwerbes in's iudicium führt, in Ansehung dessen eine über den damaligen Rechtszustand hinaus wirksame veritatis declaratio erfolgen könnte (m. Erläuterung zu v. Linde's Lehrbuch d. Proz. S. 484. 487. 490 ff.); es mangelt eben so wohl die Bestrittenheit der Schutzzuständigkeit die ein jus inter partes zu erzeugen geeignet wäre (Arch. f. civ. Prax. XL. S. 71 ff.). Denn es wird der Beklagte mittelst der deutschen Klage zu einer Vertheidigung genöthigt, ohne dass irgend ein Angriffsmittel gegen ihn benutzt worden ist. Der Kläger hat weder Recht noch Inhaberschaft eines Vermögens dargelegt, sondern in einem ehemaligen Besitze nur nichts, als ein blosses Schattenspiel vor dem Richter aufgestellt. Weil er ehemals eine Erscheinung der Rechtlichkeit seiner Besitzthätigkeit für sich gehabt hat, die er jetzt nicht mehr hat, soll der Besitzer, der jetzt diese Erscheinung für sich hat, vor dem Schattenspiele weichen, wenn er demselben nicht ein gleiches Schattenspiel gegenüberstellt, oder sich auf ein Recht stützt. Wählt er letztere, so wird nach dem Verf. das Schattenspiel Ernst für ihn, und er kann, wenn er unterliegt, auf sein Recht keine Klage mehr stützen, während der Kläger, wenn ihm der Versuch misslingt, die Behauptung des Rechts geltend zu machen, noch zu Schattenspielen greifen kann.

Dass dem Kläger diese Möglichkeit noch offen bleibt, dafür ist Grund des Verf. der, dass dieses Schattenspiel ja ein anderer Grund sei. Wenn es überhaupt ein Klagegrund ist, so ist es nicht ein anderer für den, der nicht, wie der Verf., dieses Schattenspiel in die Verrichtung des Rechts gesetzt hat. Der Verf. sagt: Es dient zum Schutze des Rechts. Wer aber mit der Vindication unterliegt, der hat den Schutz des Rechts verloren. Kann nun der,



welcher diesen Schutz verloren, noch ein Mittel haben diesen Schutz zu erlangen? — Fragen wir nun die Quellen, ob sie ein solches Mittel gestatten, so kann zwar das Unterliegen mit der *Vindicta* der *Publiciana* nicht entgegenstehen, weil mit jeder dieser Klagen aus einem andern Aneignungs- oder Erwerbgrunde Restitution gefordert wird. An einem solchen Grunde fehlt es aber bei der dinglichen Klage des Verf. Wenn er sagt: der besser berechtigte Nichteigenthümer sei zur Klage gegen den Eigenthümer berechtigt, so ist das handgreiflich nur dann richtig, wenn er die Anerkennung des Eigenthums und deren Folgen anspricht, sondern eine Leistung die von jener Anerkennung unabhängig ist. Demnach dieser Grund die Ansicht des Verfassers rechtfertigt, so hat er zuvor darzuthun, dass jenes Schattenspiel die Klage habe, den Eigenthümer zu nöthigen, sich seines Eigenthums zu entäußern. Es kann ferner der, dem das Eigenthum abgesprochen ist, der Natur der Sache nach noch immer eine römische Besitzklage gegen den anerkannten Eigenthümer anstellen, oder er wegen Entziehung oder Störung des Besitzes auch gegen den Eigenthümer Anspruch auf Leistung der gedachten Art haben. Wenn er aber Restitution desjenigen fordert, zu dessen Restitution er selber dem Gegner bereits verurtheilt ist, so wird ihm nicht die *exceptio rei judicatae*, aber sicher die *exceptio doli* entgegenstehen, quia petit quod statim redditurus est. Die Quellen statuten daher den Uebergang zum Possessorium nur so lange, noch das Petitorium nicht endlich entschieden, oder zur endlichen Entscheidung reif ist (L. 18. §. 1. D. de vi 43. 16. L. 12. D. de adq. v. am. poss. 41. 2. Clem. un. de caus. poss. et p. 2. 3. C. 5. X. de caus. poss. 2. 12. C. 36. X. de testib. 2. 2). Und wenn jemanden das Eigenthum selber abgesprochen ist, ist der Schutz des Eigenthums, den die dingliche Klage dem Verf. anspricht, ihm doch wohl eben so gut abgesprochen, als der Anspruch auf Anerkennung der Erscheinung der Rechtlichkeit des Aneignens des Eigenthumsstoffes. *Exceptio rei judicatae* kann allerdings nicht entgegenstehen, weil er kein Verfahren bezweckt, welches eine andere *res judicata* zur Folge haben kann, wiewohl wenn sich diese *exceptio* auf die positive Regel: *bis de eadem ne sit actio*, gründete, ihm dieselbe allerdings entgegenstehen würde. Aber sobald nur das Urtheil ihm entgegengehalten wird, ist ja die Erscheinung der Rechtlichkeit getilgt. Das Urtheil wirkt nicht *praejudicium*, sondern liefert von vorn herein eine Beweisvernichtung. Und da es sich hier nicht um Begründung eines Erwerbs, sondern um Begründung eines Anspruches auf einen richterlichen Schutz handelt, die durch das Dasein des Urtheils ausgeschlossen ist, so ist die Klage dann, wenn aus derselben das Dasein des Urtheils hervorgeht, und sie sich nicht auf nach demselben entstandene Umstände stützt, einer unbegründeten Klage ganz gleich.

(Schluss folgt.)

## HARBÜCHER DER LITERATUR.

## Delbrück: Die dingliche Klage.

(Schluss.)

Wenn der Beklagte auch gar nichts einwendet, sondern schlechthin zugesteht, kann er doch nicht verurtheilt werden. Der Richter weist also, ohne den Beklagten zu hören, den Kläger ab. Eine solche Abweisung wird er aber auch dann aussprechen, wenn überall kein Unterliegen mit der Vindication den Ansprechenden betroffen hat, es sei denn, dass er in jenem Schattenspiele die Dauer einer Erscheinung einer rechtlichen Stoffherrschaft des Ansprechenden fände. Eine die Erscheinung der Rechtlichkeit, ungeachtet Mangels der Erscheinung ihrer ungestörten Fortdauer, bewahrende Stoffherrschaft, kann indess nur diejenige sein, die einen Stoff Gegenstande hat, der von einer Oertlichkeit unzertrennbar ist, weil er in jeder andern Oertlichkeit ein anderer ist. Denn das Erscheinen in derselben Oertlichkeit vermag die Stoffherrschaft mit der Dauer zu bekleiden, die unabhängig von dem Wechsel Bewegung in der Zeiträumlichkeit, sich diesem als eine Rechtlichkeit tragend gegenüberstellt. Stoffe jener Art sind die unbeweglichen. Die örtliche Herrschaft über Stoffe, die in jeder Ortsräumlichkeit dieselben sind, die beweglichen, bricht mit jedem Wechsel des Trägers ab, und vermag eine Erscheinung der Rechtlichkeit in der Unerkennbarkeit eines solchen Wechsels zu empfangen, wie sie bei Stoffen sich findet, die nur durch Zählen, Messen oder Wiegen zugetheilt werden. Sie vermag also nie für einen andern Träger eine Erscheinung der Rechtlichkeit herzustellen, oder eine Fortdauer seines Besitzes bei einem fremden Träger wider dessen Willen zu vermitteln, es sei denn durch positive Satzung, wie es beim *interdictum utrubi* der Fall war. Sie vermag aber eine Erscheinung der Unrechtlichkeit gegen ihren dormaligen Träger in der Erscheinung eines ehemaligen Trägers derselben herzustellen. Hierauf beruht der Anevang des deutschen Rechts, welcher den Inhaber beweglichen Gutes die Nothwendigkeit auferlegt, den Ansprechenden gegenüber jene Erscheinung zu beseitigen, oder das Gut zu überlassen. Sofern das Mittel dazu nicht darin besteht, dass die Erscheinung eines Inhaberwechsels, der eine frühere Stoffherrschaft des Ansprechenden herstellte, gänzlich getilgt wird, darf es dazu der Herstellung eines Urheberverhältnisses des Ansprechenden zu einem eingetretenen Wechsel (Zeitschr. f. deutsch. R. V. S. 151 ff.). Während beim unbeweglichen Gute der Titel

dazu dient das Erlangen der gegenwärtigen Inhaberschaft zu rechtfertigen, dient er beim beweglichen Gute zur Rechtfertigung der Geltendmachung des Aufhörens der früheren Inhaberschaft durch Verweigern des Heranangebens an den, der früher Inhaber gewesen ist oder gewesen sein kann. Diese letztere Verrichtung des Titels wird von dem Verf. in der P. G. O. 208 gefunden. Berücksichtigt man das Eindringen des röm. R. und die Gestaltung des Verfahrens in Deutschland zu dieser Zeit, so ist der Sinn dieser Art. dieser: hat der Kläger sein Eigenthum bewiesen, und wenn der Beklagte keinen rechtmässigen Erwerb darzuthun, so kann der Kläger die Entwendung beschwören; und es wird dieser Schwur ihm deshalb gestattet, weil er in diesem Falle den Beklagten nicht mit Beweismitteln zu überbieten (z. B. Magdeb. Fr. III. 10, Stadtrecht v. Brunn 22. 42. 69. 86; Schöffebuch v. Brunn 2. 94 ff. 100. 489. 548. 708. 711; Stat. R. v. Prag 50—52; Schw. Ldr. 317. Culmisches R. V. 43, 2.) braucht. Darans, dass der Kläger dieses Ueberbieten nicht abgeschnitten sein soll, wenn der beklagte Inhaber Gewersmänner stellt, erklärt sich das Stadtrecht von Bamberg 112., dessen Sinn dem Verf. (S. 58) entgangen ist. Es wird indess vom Verf. einerseits geleugnet, dass der Art. 208 der P. G. O. aus dem Anevang herrühre, oder eine Folge der Regel sei, dass Hand die Hand zu wahren habe, und zugleich andererseits, dass der Beweis, der hier vom Ansprechenden geführt werde, der Beweis des Eigenthums sei; es soll genügen, wenn der letztere früheren Besitz erweise, und wenn dann der Beklagte die Einrede nicht erweise, dass er durch eine Entäusserung des Klägers zu der Inhaberschaft gelangt, so solle der Eid des Klägers, dass ihm das Gut gestohlen oder geraubt, den Beklagten zur Heranbringung nöthigen (S. 207. 211. 215. 220). Ist nun die Verzichtung auf den Eid nicht die, die Anwendung des Grundsatzes: Hand wahre Hand ausschliessen, so bleibt keine andere übrig, als die, zu zeigen, dass der Beklagte den Titel, den er zu erweisen nicht vermocht, auch in der That nicht habe. Folgt man also dem Verf., so wird hier dieselbe Auffassung ob, wie sie in c. 9. X. de probat. findet. Dass aber die P. G. O. hier von beweglichem Gute redet, zeigt sich darin, dass es sich um gestohenes Gut handelt. Bei beweglichem Gute aber genügte es nach deutscher Auffassung die Verurtheilung des Beklagten, wenn er seine Inhaberschaft nicht rechtfertigen vermochte, und nach römischer Auffassung würde, wenn der Beweis des Besitzes genügte, um den Beklagten zu dem Gebrauche einer Einrede zu nöthigen, das Misslingen dieses Gebrauchs ebenfalls anreichend sein, um die Verurtheilung herbeizuführen. Der Verf. will nur hier seine deutsche dingliche Klage finden, indem er meint, wenn man die veraltete prozessualische Gestalt entfernt, so laute für den heutigen Prozess die Bestimmung so: hat der Kläger ehemaligen Besitz und Verlust desselben durch Diebstahl oder Raub beweisen, so ist der gegenwärtige Besitzer zur Rückgabe

zu verurtheilen, doch ist er mit der Einsede zu hören, dass er die Sache rechtmässig vom Kläger erworben habe (S. 220). Die Veränderung jener Gestalt ist also die, dass an die Stelle des Eides ein Beweis gesetzt wird, und an die Stelle der Befugnis zum Beweise, welche der Mangel des Beweises des Titels des Beklagten herbeiführt, eine Obliegenheit zum Beweise. Dadurch wird indessen der Stoff der Klage ein ganz anderer. Es wird dem Besitze der Diebstal oder Raub hinzugefügt, und eine Diebstalsklage des Besitzers gegen den Dritten geschaffen, die dann, da der Dritte doch nicht gestohlen hat, zu einer Spolienklage gegen einen Dritten sich gestaltet, bei welcher dessen mala fides angenommen wird, wenn er nicht einen Titel nachweist. Dass dieser Titel dann nicht ein solcher sein muss, der auf eine Entäusserung des Klägers zurückführt, versteht sich von selber, da dieser ja schon bewiesen hat, dass ihm das Gut geraubt oder gestohlen. Der Verf. scheint dies nicht bedenklich gefunden zu haben. Eine solche Spolienklage ist dann auch in der That die deutsche dingliche Klage des Verf. Eine echte Spolienklage, mit der, wie bereits der Spanier Mendoza von dem remed. ex can. Redintegranda gesagt hat (S. 169), der Kläger den Beklagten spoliirt.

Fasst man es nun weiter ins Auge, wie der Verf. mit dieser Klage zu der deutschen Klagegestaltung sich stellt, so weist er den Zusammenhang seiner dinglichen Klage mit dem Grundsatz: Hand muss Hand wahren, von vorn herein zurück (S. 86 f.), und findet (S. 153) im cap. 9. X. de prob. und in Aussprüchen der Glossa, die sich mit einer Präsomtion für die Mangelhaftigkeit des jüngern Besitzes, bald anerkennend bald verwerfend, beschäftigen (S. 113 ff.), einen Beweis dafür, dass diese dingliche Klage im M. A. bekannt und fortdauernd gewesen sei. Weiter folgert er dann, dass cap. 18. X. de rest. spol. 2. 13, v. J. 1215, welches die Spolienklage gegen den dritten Besitzer gestattet, sofern er mit dem Spolium bekannt das Gut erworben, wider Willen, durch romanistische Ansicht bewältigt, davon abgestanden, die Klage gegen jeden Dritten zu gestatten (S. 154 ff.), und dass das remedium ex canone redintegranda c. 3. C. 3. q. 1; zwar nicht die Spolienklage, welche man später gebildet, aber eine Klage von petitorischer Natur (mit dem interd. uti possidetis, sofern man sie [beide gemischt? S. 180 ff. und dagegen S. 150 ff.] gegen den dritten Besitzer gestattet, identisch: S. 252) sei, deren materielles Recht mit jener dinglichen Klage des deutschen Rechts übereinstimme (S. 150 ff.). Dass die Auffassung der canon. Aussprüche vorzüglich die Unfreiwilligkeit des Besitzverlustes, nebenher auch die mala fides des Besitzers, als das Entscheidende für den Gebrauch seines Schutzmittels hervortreten lässt, zeigt das dogmengeschichtliche Material des Verf. (S. 154 ff.). Er findet ferner eine Fortdauer dieser Klage in einem possessorem infirmum der Neuern, welches ebenfalls theils auf einer durch dominum possidendi vermittelten Fortdauer des körperlichen Besitzes

begründet worden (S. 138 ff.). Es fehlt aber immer der Nachweis, dass jene Klage zu einer von der Idee einer Fortdauer des Besitzes des Klägers und der Mangelhaftigkeit des Besitzes des Beklagten unabhängigen gegen jeden Besitzer gestatteten Klage entwickelt werden. Und wäre es richtig, dass in Deutschland nicht das römische Recht in seiner quellenmässigen Gestalt, sondern wie es in Italien aufgefasst, recipirt worden (S. 87 ff. 270), so würde, wenn die Klage daher entspränge, wie der Verf. will, dieselbe jetzt als eine recipirte römische gelten müssen. Der Verf. führt ferner aus, dass man in dem M. A. unter Ordinarium sowohl die Verhandlung des interdicti uti possid., als die gedachte dingliche Klage verstanden, erstere als auch summarium genannt (S. 112 ff.), und spricht darüber sich dahin (S. 147) aus: „Verworrenheit ist das Erbtheil dieser ganzen Lehre, sie konnte nicht zum klaren wissenschaftlichen Wort gedeihen, so lange man die Klage aus ältern Besitz für eine possessoria hielt.“ Die Darstellung des Verf. lehrt uns, dass dasselbe Ergebniss sich herausstellt, wenn man diese Klage für eine petitoria hält. Dass ein besseres Ergebniss nicht erzielt wird, wenn der Verf. aus Particularrechten Stücke herauszieht, in denen Spuren der germanischen Gewerung sich erhalten haben, ist schon aus seiner oben bemerkten Auffassung des Art. 208 der P. G. O. zu erkennen. In den vielen Namen, die die frühere juristische Literatur der Ansprüche des frühern Inhabers gegen den dermaligen oder den Störer der Inhaberschaft beilegte (der Verf. führt an: *judicis officium*, *remedium ex lege Si Coloni*, *condictio triticaria*, *cond. ex decr. Saepe*, *ex decr. Redintegr.*, und anderen Satzungen, *ex L. quam querebatur*, noch Interdictsnamen: S. 156. 172 ff. 252 ff. 256) weil sie weder der Bedeutung noch die des Besitzes erkannte, fügt der Verf. eine neuen hinzu, der einer Mischung den Zutritt eröffnet, in welcher der Mangel des ehemaligen Besitzes die Verrichtung des Eigenthums empfängt, aber mit grösserer Nachhaltigkeit als das Eigenthum. Denn während das jüngere Eigenthum das frühere tilgt, vernichtet der frühere ehemalige Besitz die Verrichtung des jüngern ehemaligen Besitzes (S. 297). So wird derjenige, welcher vor dem andern ohne dessen Concurrenz eine Besitzhandlung vorgenommen, also die jüngste ruhige Besitzhandlung ausgeübt hat, der Klage berechtigte. Die erste Stufenklage wird also, indem der Richter das Schattenspiel des Klägers als Aeusserung eines gestörten Zustandes behandelt und den Beklagten zur Vertheidigung nöthigt, ein *possessorium summarissimum* zum Schutze der jüngsten ruhigen Besitzhandlung und kann bis zum Petitorium gesteigert werden, beziehungsweise in publicianischer oder vindicationsartiger Gestalt (S. 298. 300 ff.) sie kann eber nie in ein *interd. uti possidetis* übergehen, weil der Beklagte als gegenwärtiger Besitzer anerkannt wird. Denn wenn auch der Beklagte sich darauf beruft, dass er vor dem Kläger schon einmal den Besitz gehabt, so geht doch dieser ältere Besitz auch dann vor, wenn der jüngere Besitz des Klägers weder *vi*, noch *clam*, noch *precario*, dem Be-

Klagen gegenüber erlangt war. Auch wenn die Klage auf unfreiwilligen Besitzverlust gestützt wird, kommt es nicht darauf an, ob dem Besitze des Beklagten diese Mängel ankleben. So wie die *publiciana* die Fiction der vollendeten Usucapion in sich trägt, so ist in dieser dinglichen Klage des Verf. der jüngere Besitz die Tragweite einer Fiction der Mangelhaftigkeit in sich. Die Besitzmängel, die im civilistischen Gebiete nur relativ wirken, werden ihrer Verurteilung überhoben, indem deren Verrichtung mit der Tragweite der absoluten Wirksamkeit, auch ohne sie schon in Bewegung gesetzt ist. Der Verf. nennt auch unter den Einredegründen keine Besitzmängel des Klägers, aber er lässt den Mangel eines ältern Besitzes des Beklagten, der aus unfreiwilligem Besitzverluste des Klägers entstanden, dadurch heilen, dass der Kläger den Besitz wieder erlangt gehabt, den er jetzt, nach abermaligem Verluste an den Beklagten, von diesem anspricht (S. 319). Dieses Heilen kann nur eine Bedeutung haben, wenn die wiederholten unterbrochenen Besitzperioden derselben Person, bei Identität des Gegenstandes, als einheitlicher Besitz betrachtet werden. Hat A. den Besitz im 1854 unfreiwillig an B. 1855 verloren, ihn 1856 wieder erlangt, und ihn 1857 wieder an B. verloren, so wird nun der Besitz des B. von 1855 ein mangelfreier Besitz, der, als älterer, dem Besitze des A. von 1856 die Kraft entzieht, sich dem Besitze des B. von 1857 als ein älterer gegenüberzustellen. Indem so die Heilung der Usucapionsunfähigkeit des Stoffes, die sich im röm. R. in der *causa furtiva* findet, auf die Mängel der subjectiven Besitzthätigkeit übertragen wird, die in jeder andern Zeit eine andere ist, verdoppelt sich das Schattenspiel. Erst hat der frühere Besitz des Klägers (v. 1856) den Schatten des Mangels auf den gegenwärtigen Besitz des Beklagten geworfen. Weil aber dieser frühere Besitz den Mangel geheilt hat, der einem frühern Besitze des Beklagten (v. 1855) angeklebt hat, so geht der Schatten von dem jetzigen Besitze des Beklagten (v. 1857) wieder ab, und da er, so lange das Schattenspiel noch nicht zu Ende ist, doch irgendwo bleiben muss, so wird er wieder zurückgedrängt auf den frühern Besitz des Klägers (v. 1856) von dem er ausging, so dass nun dieser, der den Besitzmangel des Beklagten heilende Besitz, seinen Schatten der Mangelhaftigkeit wieder an sich nehmen muss. Das wird aber toller als toll. Derjenige, welcher einen einmal verlorenen Besitz (A. v. 1854) zum zweitenmal (A. v. 1856) verloren hat, trägt den Einfluss der Besitzmängel so lange, als er nicht, gleichviel in welcher Weise, den Besitz wieder erlangt hat, sofern der dormalige Besitzer (B. 1857) diesen Besitz von seinem zweiten Besitze (des A. v. 1856) schon einmal (der B. 1855) gehabt hat. Sein zweiter Besitz (der des A. v. 1856) aber wird durch den dritten (so einen Besitz des A. v. 1858) von jenem Einflusse befreit, und der zweite Besitz seines Gegners (der des B. v. 1857) damit belastet, der auf seinen ältern ersten Besitz (v. 1855) nicht mehr sich berufen kann,



weil er ihn zum zweitenmal (1857) erlangt hat. Wer zum drittenmal in den Besitz gekommen ist (A. 1854, 1856, 1858), hat also den Einfluss von Besitzmängeln nicht mehr zu leiden, auch wenn sein Gegner den Besitz gehabt hat, so dass, wer zweimal seinen Gegner hinausgeworfen, für die dingliche Klage des Verf. in dem Zustande fehlerfreien Besitzes sich befindet. Wer sich zum zweitenmal hinauswerfen lassen, muss also wieder hinauswerfen, sonst er nicht mit dem *interdictum unde vi* oder der Spolienklage wieder hineinzudringen vermag, und er kann von der dinglichen Klage des Verf. nur dann Gebrauch machen, wenn er sich auf einen Titel stützen vermag, und keine *mala fides* seine fortdauernde *bona fides* aufgehoben hat. Denn beruft er sich auf den unfreiwilligen Verlust des zweiten Besitzes, so steht ihm der ältere Besitz des Beklagten entgegen, und er kann sich auf seinen diesem vorhergehenden oder den ersten, unfreiwilligen Besitzverlust nicht berufen, weil er später in den zweiten Besitz gelangt ist. Ist es nun die Meinung des Verfassers, dass der Kläger, während er aus dem Verluste des zweiten Besitzes geklagt, den ersten Besitz als den Grund der Klage zum Grunde gelegten ältern oder beide als denselben geltend machen könne, so kann der jenem ersten Besitze nachfolgende Besitz des Beklagten kein älterer sein und es wird dann der ganze unfreiwillige Verlust und dessen Heilung wieder müssig. Vorhin haben wir die Erscheinung vor sich, dass jeder, der, gleichviel in welcher Weise, nur einen Augenblick lang, eine ausschliessende Inhaberschaft geübt, durch den Richter jedem Inhaber den Pass abfordern und ihn vertreiben kann, sofern nicht dieser seinem frühern Besitze entgegenzusetzen vermag: entweder einen eignen frühern Besitz oder einen eignen Titel, oder seinseitiges Eigenthum oder Verjährung oder Veräusserung des Eigenthums von Seiten des Fordernden. Trifft aber auch noch der unfreiwillige Besitzverlust in Verrichtung, so besteht diese darin, dass sich an ihn der Einwand knüpft, dass er durch eine Wiedererlangung des Besitzes aufgehört, ein Mangel des Besitzes des Beklagten zu sein, und indem dieser Einwand die verschiedenen Besitzhandlungsperioden des Beklagten in einen objectiven Gesamtbesitz vereinigt, sieht man den wiederholt Entsetzten in die umgekehrte Lage versetzt, dass die erste Entsetzung, die er zu der dinglichen Klage des Verf. benutzen können, in Folge der zweiten Besitzerlangung dazu untauglich geworden ist, und ebenfalls die zweite Entsetzung, weil ihr der ältere Besitz des Beklagten entgegensteht, ohne dass der Kläger ihm seinen frühern unfreiwilligen Besitzverlust entgegensetzen kann. Will man nun mit *Interd. unde vi* und Spolienklage ihm zu Hülfe kommen, so sind sie nur dem Namen nach verschieden von der Verf. dinglichen Klage, sofern sie nicht auf Titel und beziehungsweise Fortdauer der *bona fides* gestützt ist. Da der Name der Klage nichts ändert, so lässt der Richter die Vertheidigung zu, als ob die letztere Klage angestellt wäre, und der wiederholt Entsetzte hat also keinen andern Grund,



der ihn mit dieser Klage zum Ziele führen könnte, als den Titel und die Fortdauer des bona fides. Sollte nun etwa die bona fides auf den Besitz sich beziehen, so würde sie ihm fehlen, weil er den Besitz verloren gehabt. Bezieht sie aber sich auf das Recht, so ist die Klage weiter nichts, als eben die römische Publiciana selber, und nicht diese in derselben untergegangen, wie der Verf. (S. 321) will. Das Anstellen der Klage ist weder unabhängig von früherer Inhaberschaft und dessen Beweise, wie die deutsche Ansprache von beweglichem Gute (Zeitschr. f. deutsch. Recht V. S. 157 ff.), noch abhängig von der Dauer einer frühern Inhaberschaft, wie die Gewerung von unbeweglichem Gute. Wer einmal Besitzhandlungen geübt hat, der kann die Klage stellen, und wer dreimal den Kläger entsetzt hat, der kann nur durch eine dingliche romanistische Klage wieder aus dem Besitze vertrieben werden. So weit sie deutsch ist, bekommt derjenige Recht, der sich am besten gehalten hat; gleich wie, nach dem sprichwörtlichen Volkswitze solcher Gegenden, in denen der Dammstolz in der Rechtspflege waltet, derjenige, welcher geklagt hat. Dahingegen passt eine solche schattenspielartige Klage vortrefflich zu der Ansicht, dass man heutzutage unfähig sei, verschiedene Arten der Klagen zu unterscheiden (s. Heidelberg. Jahrb. 1857, S. 409). Dass sie den Spielraum für Klagenänderungen, den die Gestaltungsunkräftigkeit der partheiischen Prozessthätigkeit offen hält (Arch. f. civ. Prax. XL. S. 844 ff. S. 355 ff.), in die Gestaltung der Klage verlegt, hebt das nicht auf. Verbindet sich mit ihr mittelst einer Vertauschung der Zahlung mit der Schuld, die Uebernehmbarkeit beziehungsweise Uebertragbarkeit der Schulden (s. Hdlb. Jahrb. 1857. S. 404), so wird die Verheissung der grossen Regeneration des Rechts bereits in Einer Façon in Erfüllung gegangen sein, und es werden dann auch die anderen nachfolgen, so dass jeder in seiner Façon Recht bekommen kann. Einige Anstösse kann es allerdings dabei geben, die bei der grossen Tragweite dieser Regeneration sich mit gewöhnlicher Fassungskraft nicht berechnen lassen. Zur Vervollständigung des Berichts möge indes noch bemerkt werden, dass der Verf. denen gegenüber, die keinen frühern Besitz behaupten, auch den gegenwärtigen Besitzer als Eigenthümer, so bei vom Eigenthume abhängigen Klagen (zu denen neben der actio de peculio und tributoria so wie der Noxalklage, auch die actio quod iussu und exhercitoria gezählt wird) und sein Eigenthum als den normalen Fall betrachtet (S. 337 ff.); aber neben seiner dinglichen Klage noch Besitzklagen kennt, deren Kumulation mit dem Petitiorum nach den Quellen als unzulässig, und die Vertheidigung der Kumulation als das Erzeugniss einer Zeit ansieht, wo man die Besitzklagen mit seiner deutschen dinglichen Klage verwechselt habe (S. 333 ff. 180 ff. 329). Er weist ferner den Vortag des ältern Besitzes und alles was damit zusammenhängt, ebenfalls die Besitzklage welche, als gegen das jus commune verstossend, auf den Grund eines Titels angestellt werden muss, dem petitiori-

sehen Gebiete zu (S. 331 ff.). Bei dieser Beschränkung des possessorischen Gebietes verbleibt diesem Gebiete nur der Fall, wo zwei Theile sich auf gleichzeitige Besitzhandlungen stützen, so daß keine Parthei eine ausschliessliche Inhaberschaft der andern anerkennt, und eben so wenig frühere ruhige Besitzhandlungen für sich anführt; also der Fall, wo nicht einmal die Voraussetzungen der s. g. *summarius* vorhanden sind, sofern man nicht amtlich Einschreiten des Richters zu demselben zählt, welches zu einer Befreiung von Polizeiwidrigkeiten sich gestaltet. Denn wenn kein Titel, kein Eigenthum oder frühere Besitzhandlungen, die als älterer Besitz angesehen werden, für sich anführt, so sind sie ja eben gegeneinander befugt, gleichzeitig Besitzhandlungen auszuüben, und können wegen Uebertretung der polizeilichen Ordnung einer Verantwortlichkeit unterliegen. Vor allen Dingen nun wäre es, um der Art des Verf. eine Bedeutung zu sichern, erforderlich gewesen, daß auf die Verrichtung eingegangen, welche er dem Titel in der dinglichen Klage beilegt. Soll er 1) als causa des Eigenthums die Möglichkeit des letztern zur Erscheinung bringen? oder soll er 2) als Grund der *bona fides* die *usucapiendi conditio* in's Dasein rufen? oder soll er zur s. g. *Besitzcoloration* dienen, d. h. die Besitzthätigkeit mit der subjectiven Mangelfreiheit bekleiden, oder es nun, 3) um die objective Mangelfreiheit, die von Gewalt, Heimlichkeit oder bittweiser Gestattung, zu vertreten, oder 4) als Prämisse für deren Dasein zu dienen? Wenn der Besitz an der Stelle des Eigenthums vertritt, und zwar auch dann noch, wenn er verloren ist, und wenn jeder Ausdruck dafür fehlt, ob die subjectiv Besitzthätigkeit selbständig als Besitz gelte oder den Besitzzustand den objectiv mangelfreien Besitz, in gleicher Weise vertrete, wie der Besitz das Eigenthum, so kann das eine wie das andere der Fall sein. Die erste und zweite Verrichtung dient dem Rechte; die dritte und vierte dem Besitze. Wird unter diesen Verrichtungen nicht unterschieden, so dient die dritte und vierte auch dem Nichtbesitzer der früher einmal besass. Für diese Verrichtungen ist die Rechtsbeständigkeit des Titels gleichgültig. Bei der Begründung der Klage fordert der Verf. die Rechtsbeständigkeit des Titels nicht. Wenigstens ist ein solches Fordern aus seiner Bezugnahme auf das früher Gesagte (S. 321) nicht zu entnehmen. Denn die Klage ist ja weder römische Eigenthumsklage noch *Publiciana*, sondern absorbirt vielmehr die letztere. Beim Gebrauch der *Einrede* und folgeweise auch beim Gebrauche der Replik, des Titels, fordert er aber die Rechtsbeständigkeit des Titels mit dem Hinzufügen, daß im Falle eines factischen entschuldbaren Irrthums indess auch ein putativer Titel zur *Usucapion* wie zur *Publiciana* genüge (S. 298, 306). Dass nun dann, wenn ohne Benutzung einer *accessio temporis* die *Usucapion* vollendet ist, ein solcher Titel anreicht (L. 2. §. 16. D. pro emptore) kommt nur insofern in Betracht, als es auf Beweis des Eigenthums ankommt. Und wenn man nun auch

die Möglichkeit zugeht, dass die Grundsätze der Publiciana auch Anwendung finden können auf eine Klage, die nicht die Publiciana ist, so ergibt sich doch so viel, dass man mit einem solchen Titel auch nicht gegen den Eigenthümer, von dem dieser Titel herrührt durchdringen kann, indem ein solcher Titel keinen Anspruch auf Evictionsleistung begründet (L. 2. §. 16. D. pro emptore 14. 4; wenn er auch gegen andere wirkt: L. 7. §. 2. 4. D. de Publ. in rem act. 6. 2; sofern sie nicht ältere *conditio usucapiendi* haben). Soll nun ein putativer Titel des Beklagten zur Zurückweisung der Klage genügen, wenn nicht der Kläger sich in der Replik auf Eigenthum beruft, so hat ja älterer Besitz oder unfreiwilliger Besitzverlust die Verrichtung des Eigenthums nicht. Denn wenn sie diese Verrichtung trügen, würde der, welcher auf diese Gründe seine Klage stützte, nur dem rechtsbeständigen Titel zu weichen haben. Wenn er aber auf unfreiwilligen Besitzverlust sich stützt, so soll die Einrede des Titels ganz hinwegfallen, also auch dann, wenn er rechtsbeständig ist (§. 818). Das hat nun allerdings seine Richtigkeit, sobald es sich um einen Titel handelt, der von ihm selber herrührt, und eine eigentliche Einrede gemeint ist. Handelt es sich aber hier um einen solchen Titel, so genügt wieder der putative Titel auch dann nicht, wenn der Kläger allein auf ältern Besitz sich gestützt hat. Da indess der Verf., indem er bemerkt, dass die Unzulässigkeit der Einrede im fraglichen Falle das Resultat dogmengeschichtlicher Entwicklung sei, dieselbe auf eine Ausdehnung des *vitium male der furtiva causa*, auf jeden unfreiwilligen Verlust, beziehungsweise auf Gleichstellung des letztern mit dem Verluste *metus causa*, stützt (§. 264 ff.), so wird nicht von einem solchen Titel hier die Rede sein. Handelt es sich aber hier um einen solchen Titel nicht, so ist es wieder gleichgültig, ob der Titel von einem Vormanne des Klägers herrührt, der dem Beklagten diesen Titel durch Uebergabe oder gewährte als dem Kläger; während, wie bereits bemerkt, nach dem Verf. es darauf ankommen soll. Denn es kommt auf diesen Umstand nur an, sofern der Kläger nur einem solchen Titel zu weichen braucht, der einem von ihm herrührenden gleich steht. Ist aber dies der Fall, und ist der Gebrauch des Titels für den Kläger der gleiche, wie für den Beklagten, so kann der Kläger auf den Titel nur eine Forderung stützen, oder auch mittelst desselben einen Anspruch von dem Beklagten oder einem Vormanne desselben herleiten, da ihm in anderm Falle der Grundsatz entgegensteht: *melior est conditio possidentis* (L. 14. D. qui pot. 40. 4). Bei der Publiciana ist dies anders, indem wer selber die Publiciana hat, gegen den Besitzer, der ebenfalls in *condit. usucapiendi* ist, dann siegt, wenn er durch frühere Tradition die längere Dauer der Erscheinung der Aneignungszuständigkeit für sich hat (L. 9. §. 4. D. de Publ. in rem act. 6. 2. L. 81. §. 2. D. de act. emti 19. 1). Genügt also bei der dinglichen Klage des Verf. der putative Titel, so kann der Titel nur die dritte oder vierte Verrichtung haben. Dann

Ist aber die Klage eine possessorische, und die Einrede der Verjährung, welche der Verf. gegen dieselbe gestattet, kann nur die der Klagenverjährung sein. Nach seinem Standpunkte soll es aber unzweifelhaft sein, dass alles dasjenige zur Anwendung kommt, was von der Verjährung der eigentlichen Vindication gilt. So fügt sich dem Gewebe von Missbegriffen, welches der Verf. darlegt, da, wo der Kern der Sache liegt, eine Verknotung hinzu, in der die gestaltende Triebkräftigkeit abgetödtet wird.

**Brackenheft.**

---

*Der Krystall und die Pflanze. — Von Dr. Friedrich Scharff. Nebst einer Abbildung. Frankfurt a. M. 1857. Verlag von Meidinger Sohn & Co. S. XI und 205.*

Der Verfasser vorliegender Schrift hat bereits bei einer früheren Gelegenheit (in dem Aufsätze: „aus der Naturgeschichte der Krystalle“, in den Abhandlungen der Senkenbergischen Gesellschaft) gezeigt, dass er auf dem Felde der Mineralogie und insbesondere der Krystallographie wohl bewandert sei; dass er nicht nur viele Bücher über diese Wissenschaft, sondern dass er auch im Buche der Natur mit Verstand gelesen, wozu öftere und grössere Reisen ihn in Stand setzten. Die Wahl des Titels „Krystall und Pflanze“ dürfte vielleicht auffallen, Mancher Belehrung über Botanik erwarten; was jedoch nicht der Fall, sondern es wurde die bekanntere Pflanze dem weniger bekannten Krystall zur Seite gestellt, um das Verständniss zu erleichtern und zu fördern. Mit Geschick und Geist hat der Verfasser seine Idee durchgeführt und auf manche interessante, überraschende Analogie zwischen der freudig dem Lichte entgegenstrebenden Pflanze und dem in geheimnissvoller Werkstätte der Natur entstandenen Krystall aufmerksam gemacht.

Mit Recht tadelt es der Verfasser in der Einleitung, dass das dritte Reich der Natur — im Verhältniss zu den anderen — unserer Bildung, unseren Schulen noch so fern steht; dass Zoologie und Botanik mit Eifer getrieben, Mineralogie und Krystallkunde vernachlässigt wird. „Und doch ist das Reich der Krystalle ein so merkwürdiges, nicht weniger interessant, als das der Pflanzen, das der Thiere. Weisen diese vorzugsweise hin auf die unendliche Mannigfaltigkeit und Schönheit der Schöpfung und ihre kunstvollen Gebilde, so gestattet uns jenes einen Blick in die strengen Formen der geschaffenen Wesen die vielleicht früher schon zum Dasein berufen, weitaus die späteren überdauern, unseren menschlichen Sinnen einen neuen Haltpunkt geben, die Ewigkeit wenn nicht zu begreifen, doch zu ahnen.“

Es ist ein irriger Glaube gar Vieler, die Heimath der Krystalle einzig und allein in den Krystall-Gewölben im Schoosse der Berge, oder dunkler Tiefe der Bergwerke zu suchen. Wohl sind sie vor-

gewisse da zu Hause; aber auch auf den höchsten Spitzen der Gasse von heissen Dämpfen auf Klüften der Lava abgesetzt, am Rande des Meeres in der Gluth einer tropischen Sonne aufgebaut, da wir Krystalle, während man Pflanzen — die man sonst nur sonnigen Lichte gedeihen lässt — selbst in den Tiefen der Schachte, wo Schwämme und Flechten die stummen Zeugen vom mühevollen Wirken des Bergmanns sind.

Die Bildung der Krystalle, die Art und Weise ihres Entstehens hat schon ausgezeichnete Naturforscher und Philosophen beschäftigt, ohne dass es einem gelungen wäre, das Räthsel zu lösen und die Gesetze zu ergründen, welche nach den strengsten mathematischen Principien beim Aufbau der Krystalle obwalten. Dass der Krystall nicht das Product äusserlich wirkender Kräfte sei: dem ist unser Verfasser entschieden entgegen; er sucht vielmehr den Grund in einer eigenthümlichen inneren Kraft — nicht mit der chemischen Verwandtschaft oder Anziehungskraft zu verwechseln — welche er als „Ergasia“ bezeichnet. Für diese sonderbaren Thatsachen und Aussagen des Krystalls sprechen namentlich die neuerdings von Pasteur (früher aber schon von Dr. Jordan in Saarbrücken, wohl mit gleichem Erfolge) angestellten Untersuchungen über das Wachsen der Krystalle und über die Ursache der Veränderung der secundären Form. — Wie die Pflanze in der Wurzel Stütze und Haltpunkt findet, so sucht der Krystall bei seiner Bildung sich ein Haltmittel auf dem er mit grösster Festigkeit aufsitzt, von welchem er nur mit Gewalt zu trennen ist; zu diesem Zweck hat der Krystall Theile seines Körpers verwendet, wie die Tanne auf der Erde ihre Wurzeln in die Risse einzwängt zum sicheren Halt. Erfolgt aber das Wachsen der Krystalle nur durch äusseres Ansetzen? Auch hier stossen wir auf Analogien mit der Pflanze; auch dieser, wächst der Krystall von einem kleineren Anfang an nach Aussen. Denn es ist nicht immer ein äusseres Ansetzen, eine Neben- und Aufeinander-Lagerung der Atome, welche bei der Krystall-Bildung obwaltet, sondern in vielen Fällen dürfte ein Wachsen im Innern, d. h. durch Zubringen neuer Bestandtheile im Innern der Krystalle selbst, erfolgen. Diese Ansicht, zu welcher Hr. Dr. Scharff auf dem Wege seiner Forschungen gelangte, sucht er durch eine Reihe interessanter Bemerkungen zu begründen.

Bei der Bildung der Krystalle üben sicherlich die Axenrichtungen einen unverkennbaren Einfluss aus — sie sind dem Krystall, wie der Pflanze die Gefässbündel, was dem Fische die Grähte, was andern Thieren das Gerippe. Um die Axen sammelt sich das Material an, von denen aus gleichsam eine Verwendung des Stoffes, vorzugsweise nach den Ecken hin, stattfindet. Neben dieser hauptsächlich wirkenden Kraft haben wir noch eine andere, ausgleichende; es ist jene, welche darauf hin arbeitet, dass auch die zwischen den Ecken liegenden Räume ausgefüllt werden, dass möglichst vollständige Flächen hervorgehen. Während die in den Axenrichtungen

auftretende Kraft ein Hinausdrängen aus dem Mittelpunkt aus — so bemerkt unser Verfasser — leitet diese verbindende, ausgleichende, diese Flächen bildende Kraft auf ein anderes Naturgesetz hin, welche das Ungleiche zusammenhält und versöhnt. Ausgleichung beginnt sofort ihre Wirksamkeit, sobald die Scheidung der Kraftäusserung begonnen. Wird ein Atom dem Krystall zugeführt in der Richtung der Axen, so entsteht sofort ein weiteres Feld des Schaffens für die zweite, die seitliche Richtung der Krystallbildung, und diese letztere wird sich geltend machen, bis der Ausgleich zwischen den Axenrichtungen vollständig wieder erfüllt ist. Dann wird die Axenrichtung wieder in der Fortbildung vorherrschen, muss Schicht auf Schicht sich bilden, so werden die Flächen Resultanten der Axenrichtungen entstehen. — Je gleichmässiger ein Werk fortgeführt wird bis zum vollständigen Aufbau des Krystalls, desto weniger werden sich mangelhafte Ausbildungen, wie Risse, Riefen und Furchen sich zeigen. Eine der denkwürdigsten Erscheinungen im Mineralreiche ist die unverkennbare Neigung der Individuen zur Association, das Streben der einzelnen Krystalle nach Vereinigung zum grösseren Gesamt-Krystall. Diese Eigenschaft ist nur für gewisse Substanzen charakteristisch, sie scheint sogar in manchen Gegenden vorzugsweise zu Hause, wie z. B. in Ungarn. Die Bergkrystalle von Schemnitz zeigen mehr, denn anderswo, solche Aggregate und Gruppen; oft thront ein grösserer Krystall in der Mitte einer beträchtlichen Anzahl kleinerer. Treffen mehrere Individuen einer und derselben Specier mit grösserer oder geringerer Uebereinstimmung der Axenrichtung zusammen, so entsteht ein grösserer, den früheren kleineren vollkommen gleicher Krystall; ist aber nicht der Fall, ist eine Verschmelzung, eine Harmonie der Axen unmöglich, dann bilden sich die sogenannte Zwillinge, die Verwachsung. Wohl nicht mit Unrecht tadelt es unser Verfasser, wenn man gewöhnlich die Zwillinge-Verwachsung mit einer Drehung zweier Stücke eines (idealen) Krystalls um eine gemeinschaftliche Axe zu erläutern versuche; es ist dies die alte Hauysche Theorie der Zwillinge-Verwachsung durch Hemitropie. Nicht in der äusserlich sich darstellenden Gestalt, im inneren Bau und Gefüge glaubt Scharff das Wesen der Zwillinge suchen zu müssen. Er macht zugleich aufmerksam auf die Bedeutung, welche das Verwachsen sein solcher Krystalle verdient, deren Axenrichtung sich mehr oder weniger annähert. Hier ist es oft unverkennbar — namentlich beim Fluspath — wie ein Krystall sich dem andern unterordnet, wie die gleichsam jenen in eine gewisse Ordnung einzwängt, die Axenrichtung desselben zur seinigen macht. Der Verfasser schildert eine Reihe interessanter Erscheinungen wie die „Krystall-Einigung“ beim Bergkrystall, Amethyst, Topas, kohlensaurer Kalk, Gyps und anderen Mineralien zeigt; er deutet darauf hin, wie besonders Argonit und Kalkspath nach einer höheren, freieren Ausbildung, an der strengen Umgrenzung des Krystalls nach der freieren Pflanzen-



streben. Wir stossen hier sogar auf Formen, die dem Thier-  
nähher treten und auf das Ueberraschendste an die kunstvollen  
Formen der Polypen erinnern, wie solches namentlich bei der sogenan-  
ten Eisenblüthe der Fall. Aus den schneeweissen, faserigen Platten  
in den Klüften des zersetzten Spath Eisensteins vom Erzberge —  
bemerkte unser Verfasser — erheben sich in freier gewundener  
Lage die Formen, sackig, korallen- und baumförmig verzweigt,  
wenigstens gewiss nicht stalactisch gebildet. Von einem cen-  
tralen Kern aus streben unzählige, schneeweiss glänzende Nadelchen  
Aussen, cylindrisch ihn umgebend. Als eine geschlossene, ab-  
gerundete Spitze dringt der Kern vorwärts, in anmuthigen Windun-  
gen die gerade Linie verlassend, mehr und mehr Kryställchen im  
Schreiten aus sendend. Staunend erblickt man die Krystall-  
form, welche nicht den Gesetzen der Schwere folgend, frei sich  
ausbreitet, senkt, nach allen Seiten hinausstrebt. — Sicherlich darf  
von keiner stalactischen Bildungs-Weise gedacht werden, wie dies  
Hausmann in seinem „Lehrbuch der Mineralogie“ aussprach,  
sowohl G. Rose (in der Abhandlung über die heteromor-  
phen Zustände der kohlensauren Kalkerde S. 43) zeigte. Denn  
solcherlei Gebilde der Eisenblüthe sind oft deutlich krystalli-  
nisch, lassen an den Enden der kleinen faserigen Zusammensetzungs-  
stücke noch Krystall-Flächen, den gewöhnlichen Formen des Ara-  
gnis entsprechend, erkennen.

Am meisten tritt aber im Reich der Krystalle das Streben sich  
Pflanzen-Form anzueignen, hervor bei den Metallen. Hier sehen  
wir — wie Scharff sehr wahr sagt — das strenge Gesetz der Kry-  
stallform auf's anmuthigste hinausstreben in die heitere Mannigfaltigkeit  
des Pflanzenlebens. Neben dem Mangan ist es besonders der Schwe-  
fel, welcher in Dendriten Form auf den Klüften sich zeigt. Wie  
hier erheben sich die krystallinischen Bildungen zwischen dem  
faserigen Gestein; dicht gedrängt gehen nach beiden Seiten Aeste,  
welche wieder ab; einzelne derselben voreilend, gewinnen Raum  
durch neuerlicher Verzweigung, allmählig drängen sich die Gruppen  
zur vollständigen Ausfüllung des Raumes, etwa so wie bei den  
Krystallen auf der Fensterscheibe. Andere Aeste haben sich mehr  
ausgebildet, es zeigt sich in allen ihren Theilen eine gestreckte, freier  
schwungene Bewegung, die Verästelung ist vorherrschend eine  
ausstrebende, klein und kurz nur treten die Seitenzweige ab, wie die  
Nadeln an der Fichte. So vermag auch das schwere Metall zur  
Pflanzen-Form sich auszubilden. (Zu dieser anziehenden  
Bilderung unseres Verfassers gehört das Titelkupfer, Eisenkies in  
Dendriten-Bildung, der erste sehr gelungene Versuch eines Natur-  
stabsabdrucks von Krystallen, der bereits auf der Naturforscher-  
Versammlung zu Bonn einer günstigen Aufnahme sich erfreute.)

Auch die Missbildungen der Krystalle werden betrachtet. Theils  
innere, theils äussere Einflüsse sind die Veranlassung. Zu jenen  
gehört wohl Disharmonie der innerlich wirkenden Kräfte, Mangel



des erforderlichen Materials zur vollständigen Ausbildung des Krystalls; am häufigsten hat aber von Aussen her eine Störung stattgefunden, andere Mineralien haben dem ruhigen Aufbau ihres Nachbarns mancherlei Hindernisse in den Weg gelegt, seine Entwicklung gehemmt. Wie viele denkwürdige Phänomene bietet allein in der Hinsicht der Bergkrystall! Wetteifern doch seine mannigfachen Gleiter und Gesellschafter in den Drusenräumen — Glimmer, Quarz, Talk, Rutil, Kalkspath u. s. w. — ihn in seiner Vollendung stören, neckend einzugreifen in seine Ausbildung, ihm Glanz und Schönheit zu rauben.

Wie die Pflanzen in den Umgebungen von Hüttenwerken und anderen Orten, wo saure Dämpfe, schädliche Gase auf sie verheerend wirken, welken und absterben: so erliegen viele Krystalle zuletzt den zersetzenden chemischen Mächten. Wie verschieden die Dauer, welche die Natur unter Umständen ein und derselben Substanz (der Zusammensetzung nach) zugemessen, zeigen Eisen- und Stahlskies. Die Zerstörung der Krystalle ist stets eine lokale; Umwelung und Zersetzung dringt immer von Aussen nach Innen langsam, aber sicher. — Mit den Betrachtungen über das Absterben der Krystalle endigt unser Verfasser seine gehaltvolle Abhandlung. Und doch — so heisst es am Schluss — vermag man sich nicht mit der Hoffnung einzuwiegen, dass in ihr das vorgesteckte Ziel erreicht sei, dass für die eine oder die andere der aufgestellten Hauptthesen oder Vermuthungen ein wirklicher Beweis geliefert worden. Beobachtungen sind wohl viele mitgetheilt, der Gegenstand der Besprechung hat dies so verlangt, aber die Ueberzeugung muss erst nach eigener, selbstständiger Prüfung. Zu dieser noch anzuverlangern, das mag hier am Schlusse des Werkes gestattet sein. Dem gewissenhaften Forscher wird in den Hauptpunkten überall Beifolgung finden. Er wird seine Ueberzeugung festigen, dass eine innere Lebenskraft es ist, welche bei dem Krystall wie bei der Pflanze das Bestehen und das Wachsen eines Individuums bedingt; dass dieses Wachsen nicht bloss in einem zufälligen äusseren Anhaufen von Substanz zu suchen ist, sondern dass ihm in vielen Fällen die Einführung in den Krystall vorangehen muss; dass die krystallbildende Kraft selbst auf bestimmtem Wege und in bestimmter Weise, beirrt durch die Gesetze der Schwere, die Nahrung auf den geeigneten Platz hinführt und festigt; dass endlich das Wachsen der Krystalle nicht bloss in einer äusserlichen Volumvermehrung besteht, sondern in einer gleichmässigen Fortentwicklung und Ausbildung der Krystall-Theile. Gewiss mit inniger Freude wird dabei Gelegenheit finden, die hohe Bedeutung der Krystall-Einigung überall zu beobachten, und auf jedem Schritte wieder zu bemerken, dass in der Einigung dem Krystalle die Möglichkeit geboten ist nicht nur zu reicherm Wachsthum, sondern auch zu edlerer und höherer Gestaltang zur Annäherung an die Pflanze. —

St. Leonhard

*Leçons sur les fonctions inverses des transcendentes et les surfaces isothermes, par G. Lamé. Paris, Mallet-Bachelier. 1857. (XXVIII und 322 S. in 8.)*

Das vorliegende Werk des berühmten französischen Mathematikers zerfällt, wie der Titel besagt, in zwei Hauptabtheilungen, von denen die erste über die umgekehrten Funktionen der elliptischen Functione der ersten Art handelt, die zweite dagegen sich die Integration der (partiellen Differential-) Gleichung des Gleichgewichts der Wärme in dem Falle eines Prismas, einer Kugel, eines Rotationsellipsoids und eines dreiaxigen Ellipsoids zur Aufgabe gemacht hat. Die erste Abtheilung ist also nicht so allgemein, als der Titel ausdrücken scheint, da es sich dabei, wie gesagt, bloss um die elliptischen Funktionen, wie dieselben Jacobi betrachtet, handelt, und nicht noch die Beschränkung auf die der ersten Art eingetretene. Da die Betrachtung dieser Functionen nothwendig wird, wenn man die Aufgabe des Gleichgewichts der Wärme in einem Ellipsoid lösen will, so war der Zusammenhang beider Abtheilungen gegebenener und gerade aus diesem Bedürfniss lässt Lamé die Nothwendigkeit einer genauern Untersuchung der elliptischen Functionen hervorgehen. Seine Bezeichnungsweise ist dabei freilich von der durch Jacobi eingeführten verschieden, indem Lamé der Meinung ist, dass seine Weise dem Bedürfnisse der Anwendung (namentlich speziell auf die Wärmeprobleme) besser entspreche. Die Lamé'schen Formeln gestalten sich allerdings im Allgemeinen symmetrischer, als es sonst der Fall wäre; seine Beweisführungen sind den Jacobischen mehrfach nachgebildet.

Ist ein fester Körper der Wirkung unveränderlicher Wärmequellen angesetzt, so wird seine Temperatur in jedem Punkte für immer unverändert dieselbe bleiben, sich aber im Allgemeinen von Punkt zu Punkt ändern. Bezieht man die Lage eines Punktes des durchaus homogen angenommenen Körpers auf rechtwinklige Coordinaten, so wird die Temperatur  $v$  eines Punktes  $(x, y, z)$  bekanntgegeben durch die Gleichung  $\frac{d^2v}{dx^2} + \frac{d^2v}{dy^2} + \frac{d^2v}{dz^2} = 0$ , und wenn man im Stande ist, eine Function von  $x, y, z$  zu finden, welche  $v$  gesetzt dieser Gleichung genügt, überdies aber auch noch die bekannten und unveränderlich angesehenen Temperaturen der verschiedenen Punkte der freien Oberfläche angibt, so hat man dadurch das Problem des Gleichgewichts der Wärme für den betreffenden Körper gelöst. Gesetzt nun, man kenne eine Function  $f(x, y, z)$ , die der Gleichung  $\frac{d^2f}{dx^2} + \frac{d^2f}{dy^2} + \frac{d^2f}{dz^2} = 0$  genügt, und setzt  $f(x, y, z) = \varepsilon$ , wo  $\varepsilon$  eine Konstante ist, so stellt letztere Gleichung eine gewisse Oberfläche vor, in welcher überall dieselbe Temperatur herrscht (wenn freilich die begrenzende Oberfläche des Körpers ge-

wissen Bedingungen genügt), und die daher eine isotherme Oberfläche genannt, das Wort Oberfläche hier in dem geometrischen Sinne genommen. Lässt man  $\varepsilon$  alle möglichen (konstanten) Werthe durchlaufen, so erhält man eine Familie isothermer Oberflächen. Denkt man sich durch das Zeichen  $\varepsilon$  bloss die Funktion  $f(x, y, z)$  bezeichnet, so dass also  $\frac{d^2\varepsilon}{dx^2} + \frac{d^2\varepsilon}{dy^2} + \frac{d^2\varepsilon}{dz^2} = 0$ , so mag  $\varepsilon$  der thermometrische Parameter der durch die obige Gleichung bestimmten isothermen Flächen heissen. Dieselbe Benennung kann übrigens auch auf  $a\varepsilon$  übertragen werden, wenn  $a$  eine Konstante ist.

Gesetzt eine feste Schichte sei von zwei Flächen begrenzt, welche beide derselben durch  $f(x, y, z) = \varepsilon$  gegebenen Familie isothermer Oberflächen angehören und seien  $\varepsilon_0, \varepsilon_1$  die Werthe von  $\varepsilon$  an der innern und äussern Begrenzungsfläche, so wird die Schichte im Gleichgewicht bezüglich der Wärme sein, wenn beide Begrenzungsflächen auf unveränderlichen Temperaturen erhalten werden und zwar wird die Temperatur eines beliebigen Punktes  $(x, y, z)$  durch die Gleichung  $v = a\varepsilon + b$  gegeben sein, wo  $a, b$  Konstanten sind, und durch  $\varepsilon$  die Funktion  $f(x, y, z)$  bezeichnet wird (thermometrische Parameter). Denn da  $\frac{d^2\varepsilon}{dx^2} + \frac{d^2\varepsilon}{dy^2} + \frac{d^2\varepsilon}{dz^2} = 0$ , so

auch  $\frac{d^2v}{dx^2} + \frac{d^2v}{dy^2} + \frac{d^2v}{dz^2} = 0$ , und da wenn  $t_0, t_1$  die Temperaturen der Begrenzungsflächen sind, man  $a$  und  $b$  so bestimmen kann, dass  $v$  (für  $\varepsilon = \varepsilon_0, \varepsilon_1$ ) diese darstellt, so löst, nach unserer früheren Auseinandersetzung, die Gleichung  $v = a\varepsilon + b$  (d. h.  $= a f(x, y, z) + b$ ) die Aufgabe. Zur Bestimmung von  $a$  und  $b$  hat man:  $a\varepsilon_0 + b = t_0$ ,  $a\varepsilon_1 + b = t_1$ , woraus dann folgt:  $v = \frac{t_1 - t_0}{\varepsilon_1 - \varepsilon_0} \varepsilon + \frac{t_0 \varepsilon_1 - t_1 \varepsilon_0}{\varepsilon_1 - \varepsilon_0}$ .

Da  $t_0, t_1$  konstant sind, so kann man  $t_0 = 0$  setzen, d. h. die Temperatur der innern Begrenzungsfläche als Nullpunkt der Thermometerskala wählen, und eben so  $t_1 = 1$  (so dass  $t_1 - t_0$  einen Grad der Skala ausmacht); alsdann ist  $v = \frac{\varepsilon - \varepsilon_0}{\varepsilon_1 - \varepsilon_0}$  die Funktion, welche die Aufgabe löst.

Es ist leicht, eine Reihe Flächen zu bezeichnen, die isotherm sind; so etwa die durch die Gleichungen  $x^2 + y^2 - 2z^2 = a^2\varepsilon$ ,  $x^2 - y^2 = a^2\varepsilon$  u. s. w. gegebenen. Soll aber die Gleichung  $F(x, y, z, \lambda) = 0$ , in der  $\lambda$  ein konstanter Parameter ist, eine Familie isothermer Flächen vorstellen, so wird dies nicht so unbedingt möglich sein, und man findet die analytischen Merkmale, dass dem so sei, in folgender Weise.

(Schluss folgt.)

# HAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lamé: Leçons sur les fonctions inverses.

(Schluss.)

Gesetzt es stelle die eben genannte Gleichung isotherme Flächen vor, so muss also auf jeder einzelnen Fläche, die einem bestimmten Werthe von  $\lambda$  zugehört, die Temperatur  $v$  unverändert bleiben, und sich nur mit  $\lambda$  selbst ändern, d. h.  $v$  erscheint eine Funktion von  $\lambda$ , welches letzteres als Funktion von  $x, y, z$ , wegen aus der Gleichung  $F(x, y, z, \lambda) = 0$ , anzusehen ist. Man kann dies auch in anderer Weise ausdrücken. Gesetzt man ziehe der genannten Gleichung  $\lambda = f(x, y, z)$ , so ist  $v$  eine Funktion von  $x, y, z$  der Art, dass  $v$  konstant bleibt, so lange  $f(x, y, z)$  denselben Werth hat, so dass  $v$  als eine Funktion von  $f$  (d. h.  $\lambda$ ) angesehen muss.

Da nun hiernach  $\frac{dv}{dx} = \frac{dv}{d\lambda} \frac{d\lambda}{dx}, \frac{d^2v}{dx^2} = \frac{d^2v}{d\lambda^2} \left(\frac{d\lambda}{dx}\right)^2$

$\frac{dv}{d\lambda} \frac{d^2\lambda}{dx^2}$  u. s. w., so hat man  $\frac{dv}{d\lambda} \left[ \frac{d^2\lambda}{dx^2} + \frac{d^2\lambda}{dy^2} + \frac{d^2\lambda}{dz^2} \right] + \frac{d^2v}{d\lambda^2}$

$\left[ \left(\frac{d\lambda}{dx}\right)^2 + \left(\frac{d\lambda}{dy}\right)^2 + \left(\frac{d\lambda}{dz}\right)^2 \right] = 0$ , woraus folgt, dass die Grösse

$\frac{d^2\lambda}{dx^2} + \frac{d^2\lambda}{dy^2} + \frac{d^2\lambda}{dz^2}$  bloss  $\lambda$  enthalten darf, da sie gleich —

$\left(\frac{d\lambda}{dx}\right)^2 + \left(\frac{d\lambda}{dy}\right)^2 + \left(\frac{d\lambda}{dz}\right)^2$

ist. Ist dies der Fall, so stellt  $F(x, y, z, \lambda) = 0$  ein Familie

isothermer Flächen vor, sonst nicht. Der genannte Bruch erscheint,

wie wir gesehen, unter der Form  $\frac{\varphi^1}{\varphi}$ , wo  $\varphi$  eine Funktion von  $\lambda$ ,

und  $\varphi^1$  deren Differentialquotient ist, und wo zugleich  $\frac{dv}{d\lambda} = \frac{A}{\varphi}$

sein muss, wenn  $A$  eine Konstante ist. Alsdann hat man  $v = A$

$\frac{d\lambda}{\varphi} + B$  und  $\int \frac{d\lambda}{\varphi} = \varepsilon$  stellt den thermometrischen Parameter

der genannten isothermen Flächen vor, wie sich dies aus der ob-  
angeführten Darstellung ergibt. So z. B. wenn man sich die Ge-  
leichung  $y^2 = 2\lambda x + \lambda^2$  vorlegt, findet man jenen Bruch  $= \frac{1}{2\lambda}$ ,

es ist also  $\frac{\varphi^1}{\varphi} = \frac{1}{2\lambda}$ ,  $\varphi = 2\sqrt{a\lambda}$ ,  $\varepsilon = \int \frac{d\lambda}{\varphi} = \frac{\sqrt{\lambda}}{a}$ , woraus  $\lambda = a^2 \varepsilon^2$ , so dass  $y^2 = a \varepsilon^2 (a \varepsilon^2 + 2x)$  isotherme Flächen vorstellt,  
welche  $\varepsilon$  der thermometrische Parameter ist. In ähnlicher Weise  
werden konzentrische Kugeln, Rotationsparaboloide, elliptische  
hyperbolische Zylinder untersucht. Die Grösse  $\varphi$ , die durch  
erste Integration gefunden wird, soll dabei (in Bezug auf die  
tretende Konstante) immer so dargestellt werden, dass  $\int \frac{d\lambda}{\varphi}$

reine Zahl ist. Setzt man dieselbe gleich  $\varepsilon$ , so folgt daraus um-  
gekehrt  $\lambda = c F(\varepsilon)$ , wo  $c$  eine gewisse Konstante ist, und  $F(\varepsilon)$   
eine inverse Funktion der transzendenten Grösse  $\varepsilon$ . Legt  
man sich allgemeiner die Gleichung dreiaxiger Flächen zweiten Grades

$\frac{x^2}{\lambda^2} + \frac{y^2}{\lambda^2 - b^2} + \frac{z^2}{\lambda^2 - c^2} = 1$ , worin  $c > b$  sei, und fragt, ob  
dies durch gegebenen Flächen isotherm sein können, so ergibt

für den Werth des oben genannten Bruches  $\frac{\lambda}{\lambda^2 - b^2} + \frac{\lambda}{\lambda^2 - c^2}$

durch die Frage bejaht wird. Setzt man  $b = 0$  und  $\lambda > c$ , so  
erhält man ein Rotationsellipsoid, das Lamé ein planetarisches  
aus leicht errathbarem Grunde; setzt man dagegen  $b = c$  und  
mer  $\lambda > c$ , so erhält man das von ihm eiförmig genannte Rotations-

ellipsoid. Für das erstere ergibt sich  $\varepsilon = c \int_c^\lambda \frac{d\lambda}{\lambda \sqrt{\lambda^2 - c^2}} =$

$\int_0^{\lambda'} \frac{d\lambda'}{\lambda'^2 + c^2}$ , wenn  $\lambda'^2 = \lambda^2 - c^2$ , so dass  $\lambda, \lambda'$  die beiden Haupt-

achsen sind. Daraus folgt umgekehrt  $\lambda = \frac{c}{\cos \varepsilon}$ ,  $\lambda' = c \operatorname{tg} \varepsilon$ .

das zweite ist  $\varepsilon = c \int_\lambda^\infty \frac{d\lambda}{\lambda^2 - c^2} = c \int_{\lambda'}^\infty \frac{d\lambda'}{\lambda' \sqrt{\lambda'^2 + c^2}}$ , wo  $\lambda'^2 =$

$\lambda^2 - c^2$ , woraus  $\lambda = c H \operatorname{cotg} \varepsilon$ ,  $\lambda' = \frac{c}{H \sin \varepsilon}$ , wenn man durch  $H$

setzt von  $H$  die hyperbolischen Funktionen bezeichnet. Würde

$\lambda < c$ , so hätte man Hyperboloide erhalten. So lange man

nicht das dreiaxige Ellipsoid oder Hyperboloid betrachtet, trifft

man bloss bei den umgekehrten Funktionen auf die trigonometrischen

hyperbolischen Funktionen, welche Lamé nun zunächst näher

untersucht. Als Beispiel solcher Untersuchung mag etwa diejenige

gelten, welche bei den für den Zylinder auftretenden Funktionen

gilt. Dort ist  $\varepsilon = \int_0^\lambda \frac{d\lambda}{\sqrt{c^2 - \lambda^2}} = \int_{\lambda'}^c \frac{d\lambda'}{\sqrt{c^2 - \lambda'^2}}$  wo  $\lambda^2 + \lambda'^2 = c^2$

Setzt man hier  $\lambda = cu$ ,  $\lambda' = cu'$ , so ist  $u^2 + u'^2 = 1$ ,  $\varepsilon = \int_u^1 \frac{du}{\sqrt{1-u^2}} = \int_u^1 \frac{du'}{\sqrt{1-u'^2}}$ . Man betrachtet nun die Grössen  $\alpha = \int_x^1 \frac{dx}{\sqrt{1-x^2}}$ ,  $\beta = \int_0^y \frac{dy}{\sqrt{1-y^2}}$ ,  $\gamma = \int_0^z \frac{dz}{\sqrt{1-z^2}}$ , bei denen vorausgesetzt wird, es sei  $\gamma = \alpha \pm \beta$ , und stellt sich die Frage, welche Funktion von  $x$  und  $y$  die Grösse  $z$  sein werde. Es ist klar, dass für  $x=1$ , wo dann  $\alpha = \int_0^1 \frac{dx}{\sqrt{1-x^2}} = q$ , man hat  $\gamma = q \pm \beta$ , dass wenn wir das untere Zeichen gelten lassen, dann  $\gamma = \int_0^y \frac{dy}{\sqrt{1-y^2}} - \int_0^y \frac{dy}{\sqrt{1-y^2}} = \int_y^1 \frac{dy}{\sqrt{1-y^2}} = \int_0^{\sqrt{1-y^2}} \frac{dy}{\sqrt{1-y^2}}$ , also eben für  $x=1$  nothwendig  $z = \sqrt{1-y^2}$ . Ueberdies muss für  $\beta=0$  nothwendig  $\gamma = \alpha$  (d. h. für  $y=0$  ist  $z=x$ ), für  $\alpha=0$  ist  $\gamma = \pm \beta$ , (für  $x=0$  ist  $z = \pm y$ ); endlich muss für  $\gamma = \alpha + \beta$ , die symmetrische Funktion von  $x$  und  $y$  sein. Allen diesen Bedingungen genügt die Funktion  $z = x\sqrt{1-y^2} \pm y\sqrt{1-x^2}$ , welche  $\int_0^z \frac{dz}{\sqrt{1-z^2}} = \int_0^x \frac{dx}{\sqrt{1-x^2}} \pm \int_0^y \frac{dy}{\sqrt{1-y^2}}$  gibt, d. h.  $\gamma = \alpha \pm \beta$ . Ist  $x = \psi(\alpha)$ , so hat man  $\psi(\alpha \pm \beta) = \psi(\alpha) \psi_1(\beta) \pm \psi(\beta) \psi_1(\alpha)$ , wo  $\psi_1(\alpha) = \sqrt{1-\psi(\alpha)^2}$ . Dass hieraus die bekannten Lehrsätze der Trigonometrie u. s. w. folgen, versteht sich von selbst.

Nachdem so, gewissermassen zur Vortübung, die seither aufgeführten inversen Funktionen betrachtet worden, wendet sich das Buch zur allgemeinen Aufgabe des dreiaxigen Ellipsoids oder Hyperboids, für welches  $\frac{\varphi^2}{c^2} = \frac{\lambda^2}{\lambda^2 - b^2} + \frac{\lambda^2}{\lambda^2 - c^2}$  war, wo nun entweder  $\lambda < b$ , oder  $\lambda$  zwischen  $b$  und  $c$ , oder endlich  $\lambda > c$  ist. Bezeichnet man, um dies zu unterscheiden, die Grösse  $\lambda$  in den drei Fällen je durch  $\nu$ ,  $\mu$ ,  $\rho$ , so hat man  $\varphi = \frac{\sqrt{b^2 - \nu^2} \sqrt{c^2 - \nu^2}}{c}$ .

$$\varepsilon = c \int_0^\nu \frac{d\nu}{\sqrt{b^2 - \nu^2} \sqrt{c^2 - \nu^2}}; \quad \varphi = \frac{\sqrt{\mu^2 - b^2} \sqrt{c^2 - \mu^2}}{c}, \quad \varepsilon = \int_b^\mu \frac{d\mu}{\sqrt{\mu^2 - b^2} \sqrt{c^2 - \mu^2}}; \quad \varphi = \frac{\sqrt{\rho^2 - b^2} \sqrt{\rho^2 - c^2}}{c}, \quad \varepsilon = c \int_c^\rho \frac{d\rho}{\sqrt{\rho^2 - b^2} \sqrt{\rho^2 - c^2}}.$$

Im ersten Integral  $\nu = b$ , so soll der Werth von  $\varepsilon$  durch  $\omega$  bezeichnet werden; für das zweite soll  $\varepsilon = \omega_1$  sein, wenn  $\mu = c$ ; für das dritte  $\varepsilon = \omega_2$ , wenn  $\rho = \infty$ . Lamé führt nun neun umgekehrte Funktionen ein, die sich auf die obigen drei Integrale beziehen, nämlich:  $\nu = c A(\varepsilon)$ ,  $\sqrt{b^2 - \nu^2} = c B(\varepsilon)$ ,  $\sqrt{c^2 - \nu^2} = c C(\varepsilon)$ ;  $\mu = c A_1(\varepsilon)$ ,  $\sqrt{\mu^2 - b^2} = c B_1(\varepsilon)$ ,  $\sqrt{c^2 - \mu^2} = c C_1(\varepsilon)$ ;  $\rho = c A_2(\varepsilon)$ ,  $\sqrt{\rho^2 - b^2} = c B_2(\varepsilon)$ ,  $\sqrt{\rho^2 - c^2} = c C_2(\varepsilon)$ , welche, wie man leicht sieht, mit den bekannten elliptischen Funktionen zusammenfallen. Diese

neun Funktionen haben, wenn man  $b = kc$ ,  $\sqrt{c^2 - b^2} = k'e$  setzt, wo  $k^2 + k'^2 = 1$ , folgende Beziehungen unter einander:  $A^2 + B^2 = k^2$ ,  $A^2 + C^2 = 1$ ,  $C^2 - B^2 = k'^2$ ;  $A_1^2 - B_1^2 = k^2$ ,  $A_1^2 + C_1^2 = 1$ ,  $B_1^2 + C_1^2 = k'^2$ ;  $A_2^2 - B_2^2 = k'^2$ ,  $A_2^2 - C_2^2 = 1$ ,  $B_2^2 - C_2^2 = k^2$ , wovon drei aus den andern folgen. Das Studium dieser Funktionen ist nun die eigentliche Aufgabe der ersten Abtheilung.

Setzt man  $\alpha = c \int_0^x \frac{dx}{\sqrt{b^2 - x^2} \sqrt{c^2 - x^2}}$ ,  $\beta = c \int_0^y \frac{dy}{\sqrt{b^2 - y^2} \sqrt{c^2 - y^2}}$ ,  $\gamma = c \int_0^z \frac{dz}{\sqrt{b^2 - z^2} \sqrt{c^2 - z^2}}$ , und nimmt  $\gamma = \alpha \pm \beta$  an, so ergeben die hier in ähnlicher Weise wie oben anzustellenden Betrachtungen, dass  $z = bc \frac{x\sqrt{b^2 - y^2} \sqrt{c^2 - y^2} \pm y\sqrt{b^2 - x^2} \sqrt{c^2 - x^2}}{b^2 c^2 - x^2 y^2}$ , welche Form allerdings gewissermassen errathen wird. Daraus folgt dann leicht:  $A(\alpha \pm \beta) = k \frac{A(\alpha) B(\beta) C(\beta) \pm A(\beta) B(\alpha) C(\alpha)}{k^2 - A^2(\alpha) A^2(\beta)}$ ,  $B(\alpha \pm \beta) = k \frac{B(\alpha) B(\beta) \mp A(\alpha) A(\beta) C(\alpha) C(\beta)}{k^2 - A^2(\alpha) A^2(\beta)}$ ,  $C(\alpha \pm \beta) = k \frac{k^2 C(\alpha) C(\beta) \mp A(\alpha) A(\beta) B(\alpha) B(\beta)}{k^2 - A^2(\alpha) A^2(\beta)}$ ,

welches die bekannten Gleichungen des §. 18 der Fundamenta sind. Daraus ergibt sich dann weiter, dass  $A(\alpha + 2\omega) = -A(\alpha)$ ,  $B(\alpha + 2\omega) = -B(\alpha)$ ,  $C(\alpha + 2\omega) = C(\alpha)$ ;  $A(\alpha + 4\omega) = A(\alpha)$ ,  $B(\alpha + 4\omega) = B(\alpha)$ ,  $C(\alpha + 4\omega) = C(\alpha)$ , d. h. dass die bezeichneten Funktionen eine reelle Periode haben. Die sechs andern Funktionen lassen sich durch die genannten drei ausdrücken, wie dies nun nachgewiesen wird. Eben so werden imaginäre Argumente eingeführt und die imaginäre Periode nachgewiesen u. s. w., wie dies allbekannt ist.

Wenn man die sogenannten elliptischen Koordinaten statt rechtwinklicher einführen will (man vergl. etwa Moigno's Vorlesungen über Integralrechnung, 17. Vorlesung, oder die Differential- und Integralrechnung des Referenten, §. 110), so setzt man bekanntlich

$$\frac{x^2}{v^2} - \frac{y^2}{b^2 - v^2} - \frac{z^2}{c^2 - v^2} = 1, \quad \frac{x^2}{\mu^2} + \frac{y^2}{\mu^2 - b^2} - \frac{z^2}{c^2 - \mu^2} = 1$$

$$\frac{x^2}{\rho^2} + \frac{y^2}{\rho^2 - b^2} + \frac{z^2}{\rho^2 - c^2} = 1 \text{ und drückt } x, y, z \text{ durch } v, \mu,$$

$$\text{aus. Ist aber } \alpha = c \int_0^v \frac{dv}{\sqrt{(b^2 - v^2)(c^2 - v^2)}}, \quad \beta = \int_0^\mu \frac{d\mu}{\sqrt{\mu^2 - b^2} \sqrt{c^2 - \mu^2}}$$

$$\gamma = \int_0^\rho \frac{d\rho}{\sqrt{\rho^2 - b^2} \sqrt{\rho^2 - c^2}}, \text{ so ist nach dem Früheren } \frac{x^2}{A^2(\alpha)}$$

$$\frac{y^2}{B^2(\alpha)} - \frac{z^2}{C^2(\alpha)} = c^2, \quad \frac{x^2}{A_1^2(\beta)} + \frac{y^2}{B_1^2(\beta)} - \frac{z^2}{C_1^2(\beta)} = c^2, \quad \frac{x^2}{A_2^2(\gamma)}$$

$$+ \frac{y^2}{B_2^2(\gamma)} + \frac{z^2}{C_2^2(\gamma)} = c^2, \text{ und man hat hieraus } kx = c A(\alpha)$$



$A_1(\beta) A_2(\gamma)$ ,  $kk'y = c B(\alpha) B_1(\beta) B_2(\gamma)$ ,  $k'z = c C(\alpha) C_1(\beta) C_2(\gamma)$ , welche Formeln, wie man sieht, symmetrischer sind, als die gewöhnlichen, und im Grunde  $\alpha, \beta, \gamma$  als neue Veränderliche einführen. Sie haben überdies noch die gute Eigenschaft, den Zeichenwechsel der  $x, y, z$  darzustellen. Die Funktion  $A(\alpha)$  nämlich wechselt ihr Zeichen mit  $\alpha$ ; nicht aber  $B(\alpha), C(\alpha)$ ;  $B_1(\beta)$  wechselt eben so das Zeichen mit  $\beta$ , nicht aber  $A_1(\beta), C_1(\beta)$ ; endlich wechselt  $C_2(\gamma)$  das Zeichen mit  $\gamma$ , nicht aber  $A_2(\gamma), B_2(\gamma)$ . — Bekanntlich schneiden sich die drei Flächen, welche durch obige Gleichungen gegeben sind, unter rechten Winkeln und man kann leicht die Elemente ihrer Durchschnittslinien angeben, so wie das Element eines Körperinhalts, ausgedrückt durch die elliptischen Koordinaten. Dabei

ergibt sich dann von selbst das Integral  $\int_0^\gamma \int_0^{\omega^1} \int_0^\omega [A_2^2(\gamma) - A_1^2(\beta)]$

$$[A_1^2(\gamma) - A^2(\alpha)] [A_1^2(\beta) - A^2(\alpha)] d\alpha d\beta d\gamma = \frac{\pi}{6} A_2(\gamma) B_2(\gamma) C_2(\gamma),$$

wo  $\omega^1 = c \int_0^{b'} \frac{dx}{\sqrt{b'^2 - x^2} \sqrt{c^2 - x^2}}$ ,  $b' = k'c$  ist. Dieses Integral,

das zuerst von Lamé aufgestellt worden, ist das in der Differential- und Integralrechnung des Unterzeichneten §. 110, IV ermittelte. Spezialisirt man die allgemeinen Formeln, indem man  $b = 0$ , oder  $b = c$ , oder  $b = c = 0$  setzt, so erhält man Koordinatensysteme, die aus dem allgemeinen allerdings hervorgehen, bei denen jedoch je besondere Betrachtungen anzustellen sind. Dabei ergibt sich unter

Anderm auch das Integral  $\int_0^{\omega^1} \int_0^\omega [A_1^2(\beta) - A^2(\alpha)] d\alpha d\beta = \frac{\pi}{2}$ ,

was in anderer Weise auf  $\int_0^b dv \int_b^c \frac{(\mu^2 - \nu^2) d\mu}{\sqrt{(\mu^2 - b^2)(b^2 - \nu^2)(c^2 - \nu^2)(c^2 - \mu^2)}}$

$= \frac{\pi}{2}$  hinausläuft, welches Integral einen bekannten Satz von Legendre über die elliptischen Integrale enthält.

Als Schluss der Untersuchungen über die elliptischen Funktionen wird nun noch das allgemeine Problem der Transformation derselben, im Wesentlichen nach Jacobi, gelöst, so dass alles Wesentliche der Fundamenta, in so ferne es sich bloss um die umgekehrten Funktionen der elliptischen Integrale der ersten Art handelt, in dem vorliegenden Buche enthalten ist.

Die zweite Abtheilung behandelt das Problem des Gleichgewichts der Wärme in einem durchaus homogenen festen Körper. Die allgemeine Gleichung wird direkt abgeleitet für die Fälle rechtwinkliger Koordinaten, Polarkoordinaten und elliptischer Koordinaten, wobei die oben bemerkten Spezialitäten ebenfalls wieder berücksichtigt werden. Gegen diese direkte Ableitungsweise lässt sich natürlich Nichts erinnern, wenn gleich Referent gewünscht hätte, je die analytische (mittels Vertauschung der unabhängig Veränderlichen), die keineswegs gar zusammengesetzt ist, beigelegt zu sehen.

Es hat diese Ableitung immerhin das Gute, das die gemeinsame Quelle aller dieser Formeln nicht verborgen bleibt. Die Integration der allgemeinen Gleichung wird nun auf die speziellen Fälle beschränkt, die seither behandelt wurden, die freilich selbst schon ziemlich allgemeiner Natur sind. Es sind nach einander die folgenden:

1) Der feste Körper ist ein rechteckiger Balken, der in der Richtung der Seitenkanten sich unbegrenzt ausdehnt; drei Seitenflächen haben überall die Temperatur Null, die vierte hat eine unveränderliche Temperatur längs jeder Geraden, welche der Balken parallel ist, welche Temperatur sich jedoch von einer dieser Geraden zur andern ändert. Nimmt man die Balkenaxe zur Axe der  $z$ , die Axen der  $x$  und  $y$  aber parallel den Seiten  $2a$ ,  $2b$  des Normalschnitts, so wird die Temperatur  $v$  offenbar unabhängig von  $z$  so

so dass  $\frac{d^2v}{dx^2} + \frac{d^2v}{dy^2} = 0$  ist. Ausserdem muss  $v$  Null sein für

$x = \pm a$ , was auch  $y$ , und für  $y = -b$ , was  $x$  sei; für  $y = b$  muss die Grösse  $v$  eine gegebene Funktion  $F(x)$  von  $x$  sein. Alle diese Bedingungen kann man genügen, wenn man  $v = XY$  setzt, wo  $X$  bloss von  $x$ ,  $Y$  bloss von  $y$  abhängt, und  $X$  Null ist für  $x = \pm a$ ,  $Y$  Null für  $y = -b$ . In der bekannten Weise ergibt sich

$$\sum_1^\infty A_n \frac{E\left[\frac{n\pi}{a}(z+b)\right]}{E\left(\frac{2n\pi b}{a}\right)} \sin \frac{n\pi x}{a} + \sum_0^\infty B_m \frac{E\left[\frac{2m+1}{2a} \pi (y+b)\right]}{E\left(\frac{2m+1}{a} \pi b\right)} \cos \frac{(2m+1)\pi y}{2a}$$

$\frac{\pi x}{a}$ , wo  $E(\varphi) = e^{\varphi} - e^{-\varphi}$  und  $A_n$ ,  $B_m$  noch zu bestimmende Kon-

stanten sind, deren Bestimmung dadurch ermöglicht wird, dass  $v = F(x)$  sein muss für  $y = b$ . Die Bestimmung wird in der bekann-

ten Weise durchgeführt und man findet  $A_n = \frac{1}{a} \int_{-a}^{+a} F(x) \sin \frac{n\pi x}{a} dx$

$\frac{n\pi x}{a}$  und  $B_m = \frac{1}{a} \int_{-a}^{+a} F(x) \cos \frac{(2m+1)\pi x}{2a} dx$ , wodurch dann die Auf-

gabe erledigt ist. Dass hieraus folgen muss  $F(x) = \frac{1}{a} \sum_0^\infty B_m \cos \frac{(2m+1)\pi x}{2a}$

$\frac{2m+1}{2a} \pi x \int_{-a}^{+a} F(x) \cos \frac{(2m+1)\pi x}{2a} dx + \frac{1}{a} \sum_1^\infty A_n \sin \frac{n\pi x}{a} \int_{-a}^{+a} F(x)$

$\frac{n\pi x}{a} dx$  ist natürlich, da sonst die Aufgabe falsch gelöst wäre. Die

Formel lässt sich übrigens unschwer aus den bekannten Darstellungen der Fourier'schen Reihen ableiten, wenn sie gleich in dieser Form in den Lehrbüchern selten wird gefunden werden, wie das auch der Unterzeichnete in seinem Werke dieselbe nicht aufgeführt hat. Wenn nun Lamé diese rein analytischen Entwicklungen „développements hybrides et composés“ nennt, mit denen in der mathematischen

Physik gar wenig anzufangen sei, so muss Referent denn doch bemerken, dass dem nicht kurzweg so ist. So lange man die eben genannte Formel nicht direkt nachweisen kann, so lange hat man keine Sicherheit für die Richtigkeit der ganzen Rechnung. Kann man in den zusammengeetzten Fällen den direkten Nachweis der entsprechenden Formeln nicht so leicht führen, so ist dies gewiss kein Grund, die seitherigen analytischen Bemühungen über die Achsel anzusehen.

2) Der Balken ist gestaltet, wie vorhin; die  $y = -b$  entsprechende Seitenfläche hat die Temperatur 0, die  $y = +b$  die oben bezeichnete Temperatur  $F(x)$ ; in den andern beiden Seitenflächen findet kein Wärmedurchgang statt. — Die Auflösung, welche der vorhergehenden ähnlich ist, mag hier füglich unberührt bleiben, so wie die für den folgenden Fall.

3) Der feste Körper ist ein rechteckiges Prisma, dessen Kanten  $a, 2b, 2c$  sind. Fünf der Seitenflächen haben überall die Temperatur Null, die sechste hat in jedem Punkte eine gegebene Temperatur.

4) Der feste Körper ist eine volle Kugel vom Halbmesser  $r$ ; die Punkte der Oberfläche haben eine bestimmte und für jeden gegebene Temperatur. — Führt man die bekannten Polarkoordinaten  $x = \rho \cos \varphi \cos \psi$ ,  $y = \rho \cos \varphi \sin \psi$ ,  $z = \rho \sin \varphi$  ein, und setzt  $\sin \varphi = \mu$ , so hat man  $\frac{1}{1-\mu^2} \frac{d^2 v}{d\psi^2} + \frac{d}{d\mu} \left[ (1-\mu^2) \frac{dv}{d\mu} \right] + \frac{d}{d\rho} \left[ \rho^2 \frac{dv}{d\rho} \right] = 0$ , während für  $\rho = r$  die Grösse  $v = F(\psi, \mu)$  sein muss. Mit Berücksichtigung all der besondern Verhältnisse, welche hier ob-

walten, ergibt sich  $v = \sum_{m=0}^{m=\infty} \left[ \cos m \psi \sum_{n=m}^{n=\infty} G P \left( \frac{\rho}{r} \right)^n + \sin m \psi \sum_{n=m}^{n=\infty} H P \left( \frac{\rho}{r} \right)^n \right]$ , wo  $G$  und  $H$  Koeffizienten sind, während  $P$  die

Reihe  $(1-\mu^2)^{\frac{n}{2}} \left[ \mu^{\frac{n-m}{2}} \frac{(n-m)(n-m-1)}{2(2n-1)} \mu^{\frac{n-m-2}{2}} + \dots \right]$  vorstellt. Die

Bestimmung der Grössen  $G$  und  $H$  wird nun in der bekannten Weise

durchgeführt, und erhalten  $G = \frac{1}{\pi p} \int_{-1}^{+1} P d\mu \int_{-\pi}^{+\pi} F(\psi, \mu) \cos m \psi d\psi$ ,  $H =$

$\frac{1}{\pi p} \int_{-1}^{+1} P d\mu \int_{-\pi}^{+\pi} F(\psi, \mu) \sin m \psi d\psi$ , wo  $p = \int_{-1}^{+1} P^2 d\mu$  und für  $m = 0$  bei  $G$

nur die Hälfte des Werthes zu nehmen ist. Dass daraus ein Ausdruck für  $F(\psi, \mu)$  folgt, ist ersichtlich. Zur Ermittlung des Werthes von  $p$  wird eine Relation zwischen den Werthen von  $P$ , welche drei auf einander folgenden Werthe von  $n$  entsprechen. Diese Ableitung geschieht mit Beihülfe der Differentialgleichung, der  $P$  genügt; dürfte aber eben desshalb zu beanstanden sein, da  $P$  nur ein

besonderes Integral ist; ohnehin lässt sich die betreffende Relation aus der Reihe sehr leicht unmittelbar finden.

5) Der feste Körper ist ein planetarisches Rotationsellipsoid (entstanden durch Umdrehen einer Ellipse um ihre kleine Axe), alle Punkte der Oberfläche haben gegebene Temperaturen. —

$E(\alpha) = \frac{e^{\alpha} + e^{-\alpha}}{2}$ , so führe man die neuen veränderlichen  $\Theta, \beta$

ein, die mit  $x, y, z$  durch die Gleichungen  $x = \frac{c \sin \Theta}{E(\beta) \cos \gamma}$ ,  $y =$

$\frac{c \cos \Theta}{E(\beta) \cos \gamma}$ ,  $z = c \tan \gamma \frac{e^{\beta} - e^{-\beta}}{2E(\beta)}$  zusammenhängen (die sich hier aus

allgemeinen elliptischen ergeben), wobei  $c = \sqrt{r^2 - r'^2}$ , wenn  $2r$  die grosse,  $2r'$  die kleine Axe der Ellipse ist. Aldann findet man  $\left( \frac{1}{\cos^2 \gamma} \right.$

$\left. \frac{1}{E(\beta)^2} \right) \frac{d^2 v}{d\Theta^2} + \frac{1}{\cos^2 \gamma} \frac{d^2 v}{d\beta^2} + \frac{1}{E(\beta)^2} \frac{d^2 v}{d\gamma^2} = 0$ , während  $(x^2 +$

$\cos^2 \gamma + z^2 \cot^2 \gamma = c^2$  ist, so dass, da die Gleichung des Ellipsoids

$\frac{x^2}{r^2} + \frac{y^2}{r'^2} + \frac{z^2}{r^2} = 1$ , für  $\frac{\cos^2 \gamma}{c^2} = \frac{1}{r^2}$  d. h.  $\cos \gamma = \frac{c}{r}$  die Grösse

$v$  eine gegebene Funktion von  $\Theta, \beta$ , nämlich  $F(\Theta, \beta)$  sein muss.

— Nach Analogie mit den frühern Fällen wird wieder versucht, die

Differentialgleichung durch ein Produkt  $PQR$  zu genügen, wo

$P$  bloss  $\beta$ ,  $Q$  bloss  $\Theta$ ,  $R$  bloss  $\gamma$  enthalte. Dabei muss aber bemerkt

werden, dass  $v$  den Winkel  $\Theta$  nur unter der Form  $\sin l\Theta$  oder  $\cos l\Theta$

enthalten kann, wo  $l$  eine ganze Zahl ist; da wenn  $\Theta$  sich um

$2\pi$  ändert,  $v$  dasselbe ist, wie vorher und für  $\Theta = 0$  sicher  $v$  endlich

sein muss. Daraus folgt, dass in den einzelnen Gliedern, aus denen

$v$  besteht, und wovon jedes die Form  $PQR$  hat, notwendig

$Q$  so beschaffen ist, dass  $\frac{d^2 Q}{d\Theta^2} + l^2 Q = 0$ . Setzt man dies in die

erhaltene Gleichung, so lässt sich dann leicht zeigen, dass  $P$  und

$R$  den Gleichungen  $\frac{d^2 P}{d\beta^2} = \left( l^2 - \frac{h\lambda^2}{c^2} \right) P$ ,  $\frac{d^2 R}{d\gamma^2} = \left( h \frac{\varrho^2}{c^2} - l^2 \right) R$

genügen, wo  $\frac{\lambda}{c} = \frac{1}{E(\beta)}$ ,  $\frac{\varrho}{c} = \frac{1}{\cos \gamma}$ . Führt man statt  $\beta$  und  $\gamma$

die Veränderlichen  $\lambda$  und  $\varrho$  ein, so findet sich, dass  $P$  der Gleichung

$(\lambda^4 - c^2 \lambda^2) \frac{d^2 P}{d\lambda^2} + (2\lambda^3 - c^2 \lambda) \frac{dP}{d\lambda} = (h\lambda^2 - l^2 c^2) P$  genügen muss

und  $R$  einer Gleichung, die man aus dieser erhält, wenn man

statt  $\lambda$ ,  $R$  statt  $P$  setzt. Dabei ist  $h$  eine noch unbestimmte Kon-

stante, die aber von der Form  $n(n+1)$  sein muss, wenn  $n$  eine

ganze positive Zahl ist, indem für  $c = 0$  geradezu die Gleichungen

für die Kugel erscheinen müssen. Setzt man  $\lambda^1 = \sqrt{c^2 - \lambda^2}$ ,  $\varrho^1 =$

führt für  $\lambda, \varrho$  die neuen unabhängig Veränderlichen  $\lambda^1, \varrho^1$  und setzt noch  $\lambda^1 = c\mu$ , so erhält man  $\frac{d}{d\mu} \left[ (1 - \mu^2) \frac{dP}{d\mu} \right] = \left[ \frac{\mu^2}{1 - \mu^2} - (n + 1) \right] P$ ,  $\frac{d}{d\varrho^1} \left[ (c^2 + \varrho^{12}) \frac{dR}{d\varrho^1} \right] = \left[ n(n + 1) - \frac{\mu^2 c^2}{1 - \mu^2} + \varrho^{12} \right] R$ . Die erste dieser Gleichungen ist schon bei dem Falle Kugel (N. 4) behandelt worden, und die dort mit  $P$  bezeichnete Reihe, in der nur  $m$  durch  $l$  zu ersetzen ist, genügt ihr; setzt man  $P$  in  $\mu$ , so setzt man  $\frac{\varrho^1}{c} \sqrt{-1}$  für  $\mu$ , um daraus  $R$  zu erhalten. Dabei ist dann leicht einzusehen, dass nie  $n - l$  negativ sein kann. In dieser Weise ergibt sich  $v = \sum_{n=0}^{\infty} \left[ \sum_{l=0}^n \frac{R(\varrho^1)}{R(r^1)} P(\mu) \right]$

$\cos l\theta + H \sin l\theta$ ], wo  $R(\varrho^1)$  der Werth von  $R$  ist, wie er aus der Gleichung zwischen  $R$  und  $\varrho^1$  folgt,  $R(r^1)$  der Werth  $R(\varrho^1)$  für  $\varrho^1 = r^1$  (d. h.  $\varrho = r$ , oder an der Oberfläche),  $P(\mu)$  der  $P$  in  $\mu$ ,  $G$  und  $H$  Konstanten, die sich mit  $l$  und  $n$  ändern, und die in ähnlicher Weise, wie früher bestimmt werden. Man erhält hieraus, dass zu jedem Werthe von  $n$  ihrer  $2n + 1$  Konstanten gehören (da für  $l = 0$  die Grösse  $H$  wegfällt), d. h.  $2n + 1$  Funktionen, von denen jede der partiellen Differentialgleichung genügt, mithin eine Familie isothermer Flächen liefern kann. Jede dieser Funktionen hat die Form  $PR \cos l\theta$  oder  $PR \sin l\theta$ , wo  $P$  und  $R$  die oben angegebenen Formeln haben, und vom  $n^{\text{ten}}$  Grade in  $\lambda$  und  $\lambda^1$ , oder  $\varrho$  und  $\varrho^1$ , sind, wenn man nöthigenfalls beide dieser Grössen einführt.

6) Der feste Körper ist ein eiförmiges Rotationsellipsoid; die übrigen Bedingungen sind ähnlich wie im vorhergehenden Falle. — Die Resultate sind den im vorhergehenden Falle analog und wir können wohl hier dieselben übergehen.

7) Der feste Körper ist ein dreiaxiges Ellipsoid mit den Halbachsen  $r, r', r''$ ; alle Punkte der Oberfläche haben bestimmte Temperaturen. — Man setze  $\sqrt{r^2 - r'^2} = b = ck$ ,  $\sqrt{r^2 - r''^2} = c$ , so wird, wenn man für  $x, y, z$  die oben angegebenen elliptischen Koordinaten  $\nu, \mu, \varrho$  und dann  $\alpha, \beta, \gamma$  einführt, die allgemeine Gleichung der Wärmebewegung sein:  $(\varrho^2 - \mu^2) \frac{d^2 v}{d\alpha^2} + (\varrho^2 - \nu^2) \frac{d^2 v}{d\beta^2} + (\mu^2 - \nu^2) \frac{d^2 v}{d\gamma^2} = 0$ , und wenn  $\varrho = r$  ist (d. h. auf der Oberfläche des Ellipsoids) muss  $v$  eine bekannte Funktion von  $\alpha$  und  $\beta$  sein. Analog dem Früheren versucht man wieder die Form  $NMR$ , wo die einzelnen Faktoren bezüglich bloss  $\alpha, \beta, \gamma$  enthalten, und erhält  $\frac{1}{N}$

$$\frac{d^2 N}{d\alpha^2} (\rho^2 - \mu^2) + \frac{1}{R} \frac{d^2 R}{d\gamma^2} (\mu^2 - \nu^2) + \frac{1}{M} \frac{d^2 M}{d\beta^2} (\rho^2 - \nu^2) = 0.$$

nun identisch  $(\rho^2 - \mu^2) - (\rho^2 - \nu^2) + (\mu^2 - \nu^2) = 0$ ,  $(\rho^2 - \nu^2) - (\rho^2 - \nu^2) \mu^2 + (\mu^2 - \nu^2) \rho^2 = 0$ , so genügt man dieser Gleichung

$$\text{durch } \frac{d^2 N}{d\alpha^2} = \left(h \frac{\nu^2}{c^2} - g\right) N, \frac{d^2 M}{d\beta^2} = \left(g - h \frac{\mu^2}{c^2}\right) M, \frac{d^2 R}{d\gamma^2} = \left(h \frac{\rho^2}{c^2} - g\right) R,$$

wo  $h$  und  $g$  Konstanten sind. In ähnlicher Weise, wie es folgt  $h = n(n+1)$ , wo  $n$  eine positive ganze Zahl ist; ferner, für  $b = 0$  der Fall des planetarischen Ellipsoids eintritt, und jedem Werth von  $n$  ihrer  $2n+1$  Glieder entsprechen, werden hier jedem Werthe von  $n$  eine solche Anzahl entsprechen müßten. Setzt man  $\rho' = \sqrt{\rho^2 - b^2}$ ,  $\rho'' = \sqrt{\rho^2 - c^2}$ , so hat man zuerst

$$p \rho^2 + q \frac{d^2 R}{d\rho^2} + (2\rho^3 - p\rho) \frac{dR}{d\rho} + [pz - (n+1)n\rho^2] R = 0$$

wo  $p = b^2 + c^2$ ,  $q = b^2 c^2$ ,  $pz = gc^2$  ist. Dieser Gleichung kann durch vier Reihen genügen, welche die Formen:  $\rho^n + k_1 \rho^{n-2} + \rho^{n-4} + \dots$ ,  $\rho'(\rho^{n-1} + k_1 \rho^{n-3} + \dots)$ ,  $\rho''(\rho^{n-1} + k_1 \rho^{n-3} + \dots)$ ,  $\rho(\rho^{n-2} + k_1 \rho^{n-4} + \dots)$ , je vom  $n^{\text{ten}}$  Grade in  $\rho$ ,  $\rho'$ ,  $\rho''$  (wie früher) haben, und wenn man dann diese Reihen als endliche betrachtet, so ergibt sich je eine Gleichung zur Bestimmung von  $z$  so, dass die Anzahl aller möglichen Werthe gleich  $2n+1$  ist, demnach also aus der Analogie geschlossene Form gefunden ist. Die eintretenden  $\rho$ ,  $\rho'$ ,  $\rho''$  sind aber die elliptischen Funktionen, von denen die Abtheilung gehandelt. Kennt man  $R$  in  $\rho$ ,  $\rho'$ ,  $\rho''$ , so kennt man auch  $N$  in  $\nu$ ,  $\nu'$ ,  $\nu''$ ,  $M$  in  $\mu$ ,  $\mu'$ ,  $\mu''$ , wo  $\mu' = \sqrt{\mu^2 - b^2}$ ,  $\mu'' = \sqrt{c^2 - \mu^2}$  u. s. w. Dass die Gleichungen in  $z$  reelle Wurzeln haben wird sodann in einer Weise bewiesen, die den ähnlichen Beweis Poissons nachgebildet ist. Die Bestimmung der noch eintretenden Konstanten mag für uns nicht berührt werden, da wir hier nicht alle die weitläufigen Formeln anführen können; dass die Aufgabe im Buche erledigt ist, versteht sich von selbst. — Le but principal des dernières leçons, sagt Lamé, était de constater que les fonctions inverses jouissent de la propriété de composer des séries capables de représenter des fonctions données, aussi bien que les sinus et cosinus. Dieses Ziel ist erreicht; freilich bleibt vom analytischen Standpunkte aus noch die Verifikation der erhaltenen Formeln zu verlangen. Mit Recht aber macht Lamé darauf aufmerksam, dass sein vom Einfachern zum Zusammengesetzten aufsteigender Gang eine ganze Reihe von Schwierigkeiten entfernt, die man im umgekehrten Falle kaum vermeiden könnte, namentlich was die Forderung zu findenden Auflösungen anbelangt. Je ne sais s'il existe en mathématiques ou ailleurs, un exemple plus remarquable de cette marche ascendante, par laquelle on parvient à déduire le général d'un cas particulier. Gerade hierin liegt aber ein Hauptvorzug des vorliegenden Buches, von dessen geistreichem Verfasser etwas Tüchtiges zu erwarten war.

Dr. J. Dienger.

*welthistorische Process als die einzige Grundlage der Philosophie von Joseph Valentin Mayer, Freiburg im Breisgau, Verlag von Fr. Xav. Wangler, 1857, 110 S. gr. 8.*

Die vorliegende Schrift will der Philosophie eine genügende Grundlage geben. Philosophie ist ihr „das Streben nach Wahrheit.“ Durch ist freilich für diese noch keine eigentliche Begriffsbestimmung gewonnen; ebensowenig damit, dass man sie „als Streben nach Gewissheit“ bezeichnet, oder von ihr sagt, dass sie „wissen“ wolle. Denn dieses Alles wird man auch von jeder andern Wissenschaft sagen können und müssen. Die Gewissheit verlangt aber, wie Hr. Verf. bemerkt, die Bestimmung der Nothwendigkeit, Allgemeinheit, des Ewigen und Unveränderlichen. Diese Momente in den Begriffen der Gewissheit werden „als nur verschiedene Ausdrücke eines und desselben Begriffs, des Absoluten“ bezeichnet. So setzt dem Hrn. Verf. das Ziel der Philosophie „das absolute Wissen.“ Mit wäre der Philosophie eine unerreichbare Aufgabe gesetzt; es gehört zum Wesen des Absoluten, dass es ein Unendliches, Unbegrenztes sei, und liegt dagegen im Begriffe des endlichen, Relativen, welches das menschliche ist, dass es eben kein unveränderliches und ewiges Wissen sein kann. Nicht umsonst nannten die Philosophen die Wissenschaft, deren Principien der Hr. Verf. kritisch untersucht, Philosophie oder Streben nach Weisheit. Der Denker hat die Weisheit nicht, er sucht sie.

Eben darum kann man auch nicht mit dem Hrn. Verf. S. 8 behaupten, dass uns „das Streben nach-dem absoluten Wissen“ in die Welt des Nothwendigen, Allgemeinen, Ewigen und Unveränderlichen führe; denn damit, dass unser Geist nach einer Welt des Nothwendigen, Allgemeinen, Ewigen und Unveränderlichen strebt, werden wir in diese Welt nicht eingeführt. Allerdings hat derselbe kein Recht, wenn er eben daselbst sagt, dass „jedes philosophische Princip, aus welchem die Dinge sich nicht nur nicht ableiten lassen, sondern mit welchem sie sogar in entschiedenen Widerspruch treten, als ein offenbar falsches zurückzuweisen ist.“ Er findet nun einen solchen Widerspruch in der Annahme des Nothwendigen und Allgemeinen auf der einen und der unmittelbaren Wirklichkeit, der Natur auf der andern Seite. Er sieht in beiden, der Welt der Vernunft und der Wirklichkeit, keinen Uebergang, keine Vermittlung, keinen Zusammenhang. Die Natur ist ihm die absolute Gegentheil von dem, was die Vernunft ist. Wenn es so wäre, könnte allerdings die Natur nicht aus der Vernunft, die Vernunft nicht aus der Natur abgeleitet werden, und die Dinge würden sich auf diesem Wege weder von den Vorstellungen, noch von den Dingen ableiten lassen. Von einem solchen absoluten Dualismus ging Cartesius aus, und daher ist seine Ableitung Gottes und der Welt aus der alleinigen Realität des Ichs missglückt. Er will aus der Geschichte der Philosophie die „Undenk-



barkeit jeder Vermittlung und Einheit“ zwischen den beiden Weltansichten darthun. Anstatt, wie dieses wohl hätte geschehen sollen, die metaphysische Anschauung, welche die Vermittlung der Gegensätze in der Natur bezweckt, die übrigens nicht absolute, sondern nur relative Gegensätze sind, auf gewisse Hauptprincipien zurückzuführen und einen Denker unter diese allgemeinen Gesichtspunkte zu bringen, wird gleich mit Plato und Aristoteles begonnen und von diesem mittelbar zu Kant, J. G. Fichte, Schelling und Hegel übergegangen. Wenn man von vornherein absolute Gegensätze annimmt, und in dem Denken die der Natur absolut entgegengesetzten Gesetze finden will, dann ist freilich eine solche Vermittlung unmöglich. Der von vornherein angenommene Dualismus muss erst erhärtet werden. Während der Hr. Verf. als das eigentliche Ziel der Philosophie das absolute Wissen ohne irgend einen einschränkenden Beisatz bezeichnet, wird mit philosophischer Entschiedenheit und Sachkenntniss von S. 10 an gezeigt, dass weder das Wissen ein absolutes sein kann, noch, dass man überhaupt das Absolute demonstrieren könne. So würde also schon dadurch wider den von demselben S. 1 uneingeschränkt aufgestellte Begriff in Frage gestellt. Bei der Nachweisung der Unmöglichkeit einer Ableitung des Absoluten spricht der Hr. Verf. von mehreren neuern Philosophen, wie H. J. Fichte, Wirth u. s. w., erwähnt aber, dass er doch die Principien von Kant, Fichte, Schelling und Hegel vorher untersucht hat, weder Herbart, noch Krause, noch die Junghegelianer, noch Schopenhauer, noch die modernen Materialisten, welche doch alle von sehr verschiedenen Standpunkten ausgehen, und das „Absolute als Gegenstand der Philosophie von sehr verschiedenen Gesichtspunkten auffassen. Es ist natürlich, dass, so lange vom absoluten Dualismus ausgegangen wird, eine Einheit für eine Zweiheit durchaus in einem philosophischen Systeme verlangt wird, man nie einen absoluten Gegensatz dem andern ableiten und zu einer Einheit bringen kann.

Der Hr. Verf. sucht auf diese Weise in dem ersten Theile seiner Schrift die Unhaltbarkeit der „dialektischen, logischen oder formellen Methode der Vermittlung“, wie er sie nennt, zu zeigen, indem er zuletzt S. 84 mit „dem trostlosesten Resultate“ endet, dass es mit dieser Methode „nichts auf sich habe, dass es nur entweder ein Analysiren, ein Auseinanderlegen eines vorausgesetzten Inhaltes oder ein Hereinziehen logisch nicht zusammenhängender Erfahrungsbestimmungen sei.“ Das letztere ist eben zu beweisen und der scheinbare absolute Dualismus von Vernunft und Erfahrung ist nur ein vorausgesetzter Inhalt, der natürlich zu unrichtigen Folgerungen führen muss, da die Voraussetzung eine unerwiesene und unerweisbare ist. Die Naturgesetze sind so notwendig, allgemeingültig, ewig und unveränderlich, als die Denkgesetze.

Der Hr. Verf. wirft nun S. 84 die Frage auf, ob „es nicht statt der logischen oder formellen Vermittlung eine wirklich

oder reale gebe?“ Er findet eine solche „ganz neue Methode“ darin, dass er anstatt des „blos dialektischen Processes“ den „welthistorischen“ ins Auge fasst, und in diesem „die Norm und den Massstab des Erkennens“ sucht. Er will nemlich die Aufmerksamkeit von dem dialektischen Verfahren hinweg „auf die Entwicklung des Geistes“ selbst wenden.

„Es ist gewiss, sagt er S. 84, ein grosser und auf einer vollständigen Misskennung des menschlichen Geistes beruhender Irrthum, wenn man meint, es könne die Wahrheit Jeder für sich zu allen Zeiten, an allen Orten in gleichem Grade entdecken. Man dachte nicht daran, dass der Geist so gut, wie jedes andere Naturprodukt, eine Entwicklung hat, dass er somit nicht auf jeder Stufe gleich wahr und deshalb auch nicht ein gleich wahrer Massstab zur Beurtheilung des Wahren und Falschen ist. Und zwar liegt der Grund dieses Irrthums darin, dass man abstract und rationalistisch den Geist und die Wahrheit immer nur in ihrer Ruhe auffasste, anstatt sie in ihrer Bewegung, in ihrer Genesis zu begreifen.“ Nicht der dialektische, sondern der geschichtliche Weg soll also nach ihm zum Ziele führen. Er betrachtet nun die verschiedenen weltgeschichtlichen Perioden, und findet in jeder eine besondere Weltanschauung, durch eine eigene Grundidee „oder Grundrichtung als das Alles beherrschende und durchwaltende Princip“ ausgezeichnet. Auch eine besondere Weltanschauung findet er in der Philosophie des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. Er hält nun, da nicht die Dialektik, sondern die Entwicklung selbst das Princip sein soll, die Weltanschauung der spätern Zeit für wahrer, als die der frühern, und stellt darum die Anschauung der „sogenannten modernen Zeit“ als die letzte und unter den seitherigen Entwicklungen wahrste über alle andern Anschauungsweisen. Die Wahrheit ist hier „nicht durch die Logik“, sondern „durch die geschichtliche Entwicklung“ vermittelt. Allein er vergisst bei diesen Bemerkungen, dass ja die Geschichte der Philosophie nichts anders ist, als die Darstellung der Entwicklung dieses logischen oder dialektischen Elementes der Vermittlung zwischen den scheinbaren oder wirklichen Gegensätzen, dass also sein sogenanntes geschichtliches Princip kein anderes, als das logische oder dialektische ist. Er glaubt diesen Einwurf damit beseitigt zu haben, dass er von dem geschichtlichen Princip S. 88 sagt: „So haben wir hier ebenfalls eine Dialektik, aber nicht die Dialektik des subjectiven Begriffes, sondern die Dialektik der Sache selbst, also etwas durch und durch Objectives.“ Ist aber nicht gerade dieser welthistorische Process, welchen der Hr. Verf. an die Stelle des dialektischen setzen will, die Entwicklung des Begriffs in menschlichen Subjecten, und kann dieser sich anders, als subjectiv entwickeln? Ist diese Entwicklung, selbst, wenn sie objectiv betrachtet wird, etwas Anderes, als die objective Darstellung einer

subjectiven Entwicklung? Und der objective Darsteller der Entwicklung, ist er nicht selbst wieder als Darsteller und Betrachter der geschichtlichen Entwicklung ein Subject, das die Fesseln der Subjectivität abzustreifen nicht im Stande ist? Die Philosophie, die Züge, die der Weltgeist geschrieben, in sich reproduziert (S. 89), und diese objective Darstellung der Entwicklung des Weltgeistes aus sich heraus soll sie zum Ziele führen. Allein stellt nicht der Weltgeist in den menschlichen Geistern selbst dar? Ist der Process der Weltgeschichte nicht der Inbegriff der Entwicklung der Menschengeister, und können diese die Gegensätze der Vernunft und Natur anders, als auf logischem und dialektischem Wege vermitteln? So kommen wir immer wieder auf den Weg zurück, welchen der Hr. Verf. als den bezeichnet, der nicht zum Ziele der Philosophie führen kann.

Der Philosophie müsste nach der Anschauung desselben eine passive Rolle zufallen. Sie müsste der Entwicklung des Weltgeistes zuschauen, sie in sich aufnehmen, und das aus dieser Aufsaugung hervorgegangene Bewusstsein wäre dann die Philosophie selbst, während gerade diese Wissenschaft die reinste Thätigkeit ist, und die Aufgabe hat, die Gesetze des Denkens und der Natur durch die Auffindung eines Einheitspunktes für beide in Einklang zu bringen und zwar aus sich selbst heraus, ohne jede Voraussetzung, ohne Ausgang von einem geschichtlichen Autoritätsprincip, das immer so viel und nicht mehr gelten kann, als die Vernunft, welche die Wahrheit erst zu untersuchen hat. Er sagt S. 89: „Die Philosophie muss sich dem Wehen des Weltgeistes anschließen, den Erscheinungen desselben sich liebevoll hingeben und sich von ihm völlig durchdringen lassen.“ Auf diesem Wege kommt man offenbar nicht zum Wissen, das, wie Cartesius richtig sagt, überall mit dem Zweifeln anfängt, sondern zu dem Glauben an eine Auctorität der Geschichte, die man in sich aufnimmt. Nach und nach entwickelt sich diese Wahrheit für die Philosophie nach dem Diktat halten des Hrn. Verf. Daher ist ihm die jüngste Entwicklung immer die wahrste, freilich nicht absolut wahre, weil immer eine spätere, also wahrere kommen kann und wird. Mit Rücksicht auf diese Ansicht lesen wir S. 89 und 90: „Am meisten gilt (die Wahrheit) von der Anschauung der jüngsten Entwicklungsperiode, also von dem modernen Bewusstsein (sic), welche durchaus als das relativ wahrste erscheint. Wir sagen das relativ wahrste, weil wir jetzt noch nicht wissen können, ob nicht eine qualitativ höhere Entwicklung erfolgen wird, die volle und ganze Wahrheit aber erst an dem Ende der Entwicklung sich darstellt.“ Für jetzt dagegen muss der Philosophie das moderne Bewusstsein (sic) als der wahrste Ausdruck des Menschheitsgeistes gelten. Und so hat sie denn auch ihren Inhalt lediglich in den Ideen, den Bestrebungen und dem ganzen Gebahren dieses modernen Bewusstseins.

weisen. Es ist dieses dann ein Inhalt, den, wie wir gesehen, nicht das Denken des Einzelnen, welches irren kann, sondern die der ganzen Gattung selbst in ihrer nothwendigen Entwicklung repräsentirte, und der somit nicht nur als ein reeller, objectiver, sondern auch als ein vor den vorbergegangenen Anschauungsweisen durchaus berechtigter erscheint. Denn wir haben hier ebenfalls eine Vermittlung, aber keine subjectiv-logische, sondern eine von der Natur selbst vollzogene.“ Referent bezweifelt, dass der spätere Ausdruck des sogenannten Menschheitsgeistes, den man ja doch nicht den isolirten Anschauungen einzelner grosser Geister, sondern der vorherrschenden Gesamtmeinung des Ganzen erkennen muss, immer nothwendig wahrer, als der frühere, sein muss. Es gab gewiss Zeiten im Mittelalter, in denen der Menschheitsgeist hinter dem des Alterthums stand, und auch in der neuern Zeit hat der Menschheitsgeist, wie geschichtliche Beispiele zur Genüge zeigen, wenn er einen augenblicklichen Fortschritt gemacht hatte, oft auf ein Jahrhundert und länger sich im Rückschritte bewegt. Dass also das moderne Bewusstsein bloss deshalb wahrer sei, als das ältere, weil es das letzte ist, muss gewiss mit Recht bezweifelt werden; denn es kann für geschichtliche Wahrheit nur das Princip der geschichtlichen Erfahrung gelten. Das moderne Bewusstsein ist aber, meint der Hr. Verf., nur „relativ wahr“, weil die Entwicklung noch nicht fertig ist, also noch ein Wahreres kommen kann. Die Geschichte zeigt uns aber, dass die Menschheit in einem Jahrhunderte für wahr hält, was ihr in einem andern als falsch scheint. Wie verhält es sich nun mit der Wahrheit, die in einigen Jahrzehnten in Irrthum umschlagen kann? Das moderne Bewusstsein soll das wahrste sein. Worin besteht aber das moderne Bewusstsein? Dieses sagt uns der Hr. Verf. nirgends, und es ist der That auch sehr schwer zu sagen. Es soll aus seinen „Ideen“, „Bestrebungen“ und dem „ganzen Gebahren“ erkannt werden. Worin bestehen aber diese „Ideen“, „Bestrebungen“ und „das ganze Gebahren“ unseres „modernen Bewusstseins“? Man will in unserer Zeit, was die letzten Gründe aller Dinge betrifft, die Wahrheit im römischen Katholicismus, im orthodoxen Protestantismus, im Pietismus und Mysticismus finden. Andere finden sie im Pantheismus, Atheismus, Materialismus, noch Andere im Alt- und Junghegelthum, in Herbart's und Krause's Systemen? Wo ist hier die Einheit der Ideen und Bestrebungen und des ganzen Gebahrens? Wer hat hier das moderne Bewusstsein? Besteht der sogenannte „Menschheitsgeist“, der noch lange nicht der Weltgeist oder der absolute Geist ist, nicht aus Rassen- und Volksgeistern. Bestehen diese Rassen- und Volksgeister nicht wieder aus Gemeindegeistern und diese aus individuellen Menschenggeistern? Ist also die Idee des Menschheitsgeistes nicht der Inbegriff aller einzelnen Menschenwesen in allen Räumen und Zeiten? Wenn nun die Wahrheit, die relativ wahrste Wahr-

lein im Bewusstsein des modernen Menschheitsgeistes nach  
rn. Verf. liegen soll, würde sie nicht auf diese Weise in der  
aller jetzt lebenden Menschenindividuen zu suchen sein?  
würde aber für eine Wahrheit bei diesem Zusammenzählen zu  
kommen? Wo wäre dann ein sogenanntes modernes Bewusst-  
finden? Erscheint hier nicht die sogenannte „objective Sache“  
n. Verf. als die Summe aller Subjectivitäten, und kommt aus  
solchen Summe irgend eine Einheit heraus, die man zum Prin-  
Philosophie machen kann?

Im zweiten Theile (S. 91—104) wird nun dieses Princip  
ogenannten welthistorischen Processes, nach dem es  
ten Theile für die theoretische Philosophie aufge-  
worden ist, auf die praktische Philosophie angewendet.  
stem der Moral, des Rechtes und des Schönen so-  
selbe Weise aus dem gleichen Principe abgeleitet werden  
wie Ref. gezeigt hat, dieses Princip das dialektische oder  
e Princip der Vermittlung in der theoretischen Philosophie  
setzen, so ist natürlich seine Anwendung auch in der prak-  
unhaltbar. Der Hr. Verf. hat für das Ethos S. 94 keinen  
Maassstab, als „die treue Erforschung der in der modernen  
als der bis jetzt höchsten Stufe des geistigen Processes an-  
en ethischen Grundanschauung.“ Was oben von dem mo-  
Bewusstsein und der jedesmaligen Ansicht des Menschheits-  
gesagt wurde, gilt natürlich auch von dieser sogenannten  
en Grundanschauung. Auch hier wäre die Frage aufzuwer-  
in diese „ethische Grundanschauung“ des jetzigen Mensch-  
stes bestehe, und auch damit haben wir ja nach dem Hr.  
er selbst noch kein ethisches Princip, weil dessen Grundan-  
ig nur „relativ wahr“ sein soll, also später immer wieder ein-  
Platz machen wird. Was soll uns aber ein Ethos, dessen  
Wahrheit vielleicht in einiger Zeit in das Gegentheil um-  
? S. 97 wird im Ethos die Moral (honestum) und das Recht  
1) unterschieden und diese Gegenstände nach dem bereits be-  
nen Principe behandelt. Auch, was die Idee der Schö-  
betrifft, will der Herr Verfasser Seite 103 als die „höch-  
rische Grundidee“ nur „das von der modernen Welt-  
bestimmte Schönheitsideal“ gelten lassen. Was von dem  
en Princip desselben gesagt worden ist, gilt auch von seinen  
chen Princip. Dieselbe Frage wiederholt sich auch hier, wo-  
dieses von der modernen Weltansicht bestimmte Schön-  
al von den durch frühere Weltansichten bestimmten Idealen  
reide.

(Schluss folgt.)

# HRBÜCHER DER LITERATUR.

Mayer: Der welthistorische Process.

(Schluss.)

Nach der Schlussbetrachtung des Hrn. Verf. (S. 104 ff.) ist Absolute aus den Gränzen der Philosophie gänzlich zu verweisen ein Etwas, für das wir schlechthin keine Denkformen, kein haben, das wir nirgends zu fassen, und mit dem wir absolut anzufangen vermögen.“ Sucht er hier nicht mit dem von ihm verworfenen dialektischen oder logischen Princip das Absolute zudemonstrieren? Ist nicht von jeher das Absolute der Gegenstand und das Ziel aller Philosophie gewesen? Und ist nicht gerade in unserm modernen Bewusstsein, welches er doch für den reuesten Standpunkt hält, das Absolute in Religion und Philosophie der Mittelpunkt aller Ideen und Bestrebungen? Wenn nach wie er S. 104 sagt, die Philosophie „auf lauter menschliche weltliche Dinge“ beschränkt ist, wie kann sie dann ihre grösste Wahrheit nach demselben Hrn. Verf. im „modernen Bewusstsein“ besitzen, da sich dieses gerade in unserer Zeit mehr, als über die menschlichen und weltlichen Dinge zu erheben bemüht. Wenn er meint, dass „von Begriffen aus die Wahrheit gar erreicht werden kann“, sondern, dass man in der Philosophie nicht jener die „reine Sache (sic) erfassen“ soll, so möchte hier zu fragen sein, womit anders, als mit Begriffen, reine unreine Sachen erfasst werden können. Die begriffliche Conception wird also zur Erfassung des welthistorischen Processes, welche in vorliegender Schrift zum Princip der Philosophie gemacht werden soll, gewiss immer so nöthig sein, als zum Verständnisse einer andern Sache. Wenn der Hr. Verf. also als „Norm“ „Gesetz“ für die Philosophie „den welthistorischen Process“ aufstellen will, so ist damit so lange nichts bestimmt, als nicht das Gesetz, die Norm des welthistorischen Princip selbst entwickelt werden kann, und auch diese würden immer wieder nur durch den Begriff bestimmt werden können. Damit, dass die Philosophie nach auf die Geschichte gegründet wird, ist kein Princip für sie gegeben; denn wir kennen ja dadurch, dass wir auf die Geschichte verwiesen werden, immer noch lange nicht das Princip, von welchem sie sich im geschichtlichen Verlaufe darstellende Philosophie ausgeht.

v. Reichlin Meldegg.

*Statistik der Stadt Wien, herausgegeben von dem Präsidium des Gemeinderathes und Magistrats der K. K. Reichshaupt- und Residenzstadt. Wien 1857. In der Staatsdruckerei. In Folio.*

Dies Werk gehört zu den zahlreichen Druckschriften, welche von dem des statistischen Bureau in Wien den Mitgliedern des statistischen Congresses ausgetheilt wurden, dessen Seele der ausgezeichnete Gelehrte, Sektionschef des Ministerium des Handels, Baron v. Czörning war, der sich lediglich durch seine Verdienste zu dieser Stelle, welche ihm in Oesterreich den Rang als General-Lieutenant giebt, erhoben hat. Nach dieser Darstellung ist die mittlere Temperatur von Wien, das 527 Fuss über der Meeresfläche liegt, 8 Grad Reaumur. Der Bevölkerung nach ist Wien die fünfte Stadt Europa's mit 474,957 Einw. (die 29,000 Mann starke Besatzung), die in 8793 Häusern wohnen, von denen 300 für Staats- und öffentliche Zwecke bestimmt sind. Die weibliche Bevölkerung ist, wie in allen grossen Städten (Rom und Petersburg ausgenommen) so überwiegend, dass auf 1000 Seelen 508 weibliche und 492 männliche kommen. Vor 100 Jahren betrug die Bevölkerung nur 175,400 Seelen. Die über 100 Folio-Seiten füllenden Tabellen ergeben die in das Einzelne gehenden Nachrichten, welche kaum irgendwo in solcher Vollständigkeit gegeben worden. Diese verdienstliche Arbeit wird fortgesetzt, und ist dabei auch schon bemerkt worden, dass sie durch die vorhergehenden internationalen Congresses veranlasst worden. In diesem Sinne war auch der musterhafte Bericht des oben erwähnten Staatsmannes, der mit Recht zum Präsidenten dieser Versammlung aus 400 Gelehrten von Petersburg bis an die Säulen des Herkules gewählt worden war; er zeigte, dass die Regierung dem Anschluss an die früheren Versammlungen Rechnung getragen hatte.

---

*Mémoire pour servir à l'appréciation des droits suzerains de la sublime Porte sur les principautés Moldo-Valaques. Vienne 1857. 4.*

Diese Staatsschrift, welche die Kais. Oesterreichische Regierung mit Bezug auf die jetzt besprochene Vereinigung der Moldau und Walachei in wenigen Exemplaren hat drucken lassen, enthält eine aus den bisher zum Vorschein gekommenen unbekannten Staats-Verträgen gezogene Darstellung der völkerrechtlichen Verhältnisse dieser Fürstenthümer. Die Einleitung zeigt, wie schon unter den Römern manchen unterworfenen Staaten ihre vollständige Autonomie bewahrt worden; wobei Mommsen Römische Geschichte I. Bd. S. 726. 2. Auflage angeführt wird. In Ansehung der Verhältnisse zur Türkei bezieht sich diese Darstellung auf das in Breslau bei Korn 1856 erschienene Buch „die staatsrechtlichen Verhältnisse der Moldau und Walachei von J. F. Neigebaur“, S. 20 mit folgenden Worten: anstatt die blutige Geschichte dieser Fürstenthümer anzuführen, wiederholen wir die Meinung eines eifrigen Freundes und steten Vertheidigers der Unabhängigkeit und der Rechte der Moldau-Walachei. Die getreue Übersicht dieses Zeitraums ist nach den von dem Hrn. Neigebaur gemachten Angaben, der früher Preussischer General-Consul daselbst war, folgende: „Was man auch auf der einen Seite nicht läugnen kann, dass die Türken nie



überall die Capitulationen mit diesen Fürstenthümern streng gehalten haben, dass man doch auf der andern Seite gestehen, dass das Streben der Woj-  
 den sich mit den Christlichen Mächten gegen die Türken zu verbinden,  
 zu dazu hinreichende Gelegenheit gegeben hat, bis zu dem ersten Erschei-  
 der Russen an der Mündung der Donau hat es aber kein einziges Beispiel  
 geben, dass die Gesetzgebung und die innere Verwaltung jemals von den  
 verletzt worden.“ Hierauf folgen die Verhandlungen bei dem letzten  
 Abschluss zu Paris, nach den bisher noch nicht der Oeffentlichkeit zu-  
 gänglichen Protokollen, so dass es sehr zu wünschen wäre, wenn diese Staats-  
 bekannter werden möchte.

*de Maupertuis, par Anglevil de la Baumelle, suivi des lettres inédites  
 de Frédéric le Grand. Paris 1856. 8. S. 490.*

Das Leben dieses Philosophen ist bekannt genug, dennoch ist es sehr ver-  
 muthlich von dem Verfasser, dass er besonders die Verhältnisse desselben zu  
 hervorgehoben hat. Zu diesem Behuf hat er den Briefwechsel bei-  
 der seit 1758 mehrere Jahre lang bestanden, mitgetheilt. Die Briefe von  
 Maupertuis an den philosophischen König mögen richtig sein; allein desto un-  
 verantwortlicher ist mit den Briefen des Letzteren verfahren worden, wie aus  
 der Vergleichung derselben mit den Urschriften hervorgeht in der berühmten  
 Sammlung von Autographen, welche sich im Besitze des gelehrten Diplomaten  
 auswärtigen Ministerium zu Paris, des Introduceur des Ambassadeurs, Rit-  
 Feuillet de Conches, befindet. Hier sind 108 Briefe des Philosophen von  
 in der Urschrift vorhanden. Bei Vergleichung derselben mit dem  
 liegenden Abdrucke, welche der gefällige Besitzer dem Einsender verstat-  
 tete, fanden sich überall die bedeutendsten Abänderungen, besonders franzö-  
 sische Worte und Anmerkungen, welche in der Urschrift fehlen, und sehr oft  
 den Sinn so entstellen, dass man den Briefsteller nicht wiedererkennt. Diese  
 Sammlung der Urschriften ist leider dem Herausgeber nicht bekannt gewesen;  
 wird aber jetzt von dem Besitzer derselben darauf in wissenschaftlichen  
 Schriften aufmerksam gemacht werden. Es trifft freilich dabei den Heraus-  
 geber keine Schuld. Aus dem Nachlass von Maupertuis sind in früherer Zeit  
 Schriften gefertigt und auf französische Art gemodelt worden. Die Urschriften  
 waren vergessen; der Herausgeber hat daher im guten Glauben diese alten  
 Schriften für ächte gehalten und sie herausgegeben, obwohl auch seine Ab-  
 schrift nicht alle Briefe des Königs enthält. Davon befinden sich 108 in  
 der erwähnten Sammlung von Autographen. Der gelehrte Minister Guizot  
 machte diesen Schatz und machte den damaligen Preussischen Gesandten in  
 Paris darauf aufmerksam, als der gelehrte Professor Preuss in Berlin damit  
 beschäftigt war, den schriftlichen Nachlass des grossen Königs zu ordnen.  
 Der Feuillet de Conches war so gefällig, diese in zwei Prachtbänden geord-  
 nete Sammlung dem damaligen Gesandten anzuvertrauen, welcher den Anfang  
 und das Ende jeden Briefs abschreiben lassen wollte, um in Berlin unter-  
 suchen zu lassen, ob diese Briefe daselbst bekannt wären. Er bat sich dafür  
 nur einen Abdruck aus; hat aber nie wieder Etwas davon erfahren, und auf

eingezogene Erkundigung zur Antwort erhalten, dass man nichts davon wisse. Der gefällige Besitzer dieser Urschriften erlaubte dem Einsender eine Vergleichung des vorliegenden Abdruckes mit diesen eigenhändigen Briefen des Königs, und überall wurden die wesentlichsten Abänderungen bemerkt. Es kann nun darauf an, zu sehen, wie diese 108 urschriftlichen Briefe in der amtlichen Ausgabe seiner Werke erscheinen? — Hier sieht man mit Erstaunen in den *Oeuvres de Frédéric le Grand*. Tome XVI Berlin 1850, chez Rudolph Decker S. 333 nur 5 Briefe an Maupertuis, und da darunter sich einer nach der Thronbesteigung des Königs, der zweite dieser Briefe befindet, so scheint es derselbe zu sein, welcher in der Urschrift von Königsberg aus vom 13. Juli datirt ist, in der amtlichen Ausgaben wie folgt lautet:

2 Au même.

S 33

(Juin 1740.)

Mon coeur et mon inclination excitèrent en moi, dès le moment que je montai sur le trône, le desir de Vous avoir ici, pour que Vous donnassiez à l'Academie de Berlin la forme que Vous pouvez lui donner. Venez donc, venez culer sur ce sauvage greffe des sciences, afin qu'il fleurisse. Vous avez montré la route de la terre au monde; montez aussi à un roi combien il est glorieux de posséder un homme tel que Vous etc.

Dies ist der ganze Brief. Dagegen ist der in der Sammlung von Anglevil de la Baumelle bekannt gemachte Brief dreimal länger, und der Urschrift ähnlicher. Der gefällige Besitzer derselben erlaubte dem Einsender Abschriften davon zu nehmen, welche er anderwärts vollständig bekannt gemacht hat; begnügt sich derselbe nur den Anfang und das Ende zur Vergleichung mitzutheilen.

Monsieur de Maupertuis! Vous ne saurez me prévenir, mais Vous m'avez appelé dès le moment, que je suis arrivé de regner, et c'est moi-même, que Vous m'eussiez écrit. Je travaille à inoculer les sciences sur une tige étrangère et sauvage u. s. w.

Zum Schlusse sagt der grosse König:

Attendant Vos instructions et le plaisir de jouir Vos lumières, Vous assure que je suis avec bien de l'estime Votre très affectueux

Königsberg le 14. Juillet 1740.

Frederic.

Vergleicht man damit den von Anglevil de la Baumelle gegebenen Abdruck, so findet man schon bedeutende Abänderungen; vergleicht man aber damit die amtliche Ausgabe, so kann man kaum an die Identität glauben; und dennoch muss der oben mitgetheilte derselbe Brief sein, da man nicht annehmen kann, dass der königliche Briefsteller am 14. Juli im Ganzen dasselbe wiederholt haben sollte, was er nach der amtlichen Ausgabe im Juni desselben Jahres geschrieben hat. Bei der ausserordentlichen Gründlichkeit, mit welcher der gelehrte Geschichtschreiber, Professor Preuss, verfahren, kann man annehmen, dass er sehr bedauert haben muss, wenn ihm die durch die Preussische Gesandtschaft genommenen Abschriften nach der Urschrift für seine verdienstliche Arbeit zu spät zugekommen sein sollten.

*Souvenirs d'un voyage en Italie, par Ch. F. van den Nest, prêtre. Anvers 1856. Impr. J. C. Bussolmann. 8. 58 S.*

Diese wenigen Blätter geben eine treffliche Beschreibung von Pisa, mit welcher Stadt sie sich allein beschäftigen. Wer den dortigen Dom, das Campo Santo und die anderen berühmten Denkmäler dieser ersten Stadt Italiens kennt, wird sich freuen, hier mit frischer Farbe und Sachkenntnis an die dortigen unauslöschlichen Eindrücke erinnert zu werden. Wer aber noch nicht dort war, wird ein treues Bild jener grossartigen Denkmäler erhalten, aus einer Zeit, wo Pisa über 100,000 Einwohner hatte. Mit wahrer Pietät macht der gelehrte Herr Verfasser auf den Lehrstuhl aufmerksam, an welchem Thomas von Aquino während seines Aufenthaltes im Dominikaner-Kloster zu Pisa zu einer Zeit Philosophie lehrte, wo das Licht der Wissenschaft in der klassischen Welt ausgelöscht war. Dieser Lehrstuhl befindet sich in der Katharinen-Kirche. Bei der Stephans-Kirche, welche schon an den Verfall der Kunst erinnert, der mit der Einmischung der Fremden in Italien wieder eintrat, bemerkt der Verfasser, dass der von Cosmus I. 1561 gestiftete Stephans-Orden schon damals schon auf Probe gegründet werden musste. Wie wenig das Germanische Lehnwesen Italien vor den Sarazenen schützen konnte, beweist das von dem Verfasser so schön beschriebene Kloster der Karthäuser in dem Thale von Calci, eine Viertel Meile von Pisa. Das Kloster lag auf der Insel Gorgona, wo es von Kaiser Conrad II. gestiftet worden war, der 1039 zu Utrecht starb. Besonders verdienen die von dem Verfasser gegebenen Nachrichten über die Universität zu Pisa dankbare Beachtung. Es ist zu bedauern, dass von den zahlreichen in Belgien erscheinenden Werken so wenig Kunde nach Deutschland kommt. Wir machen daher bei dieser Gelegenheit auf eine Schrift aufmerksam, die, wie ein geschichtlicher Kenner aussagt, Nachrichten über die so wenig bekannten Normannischen Inseln enthält, von der von dort herkommenden Verfasserin um so wichtiger sind, da sie, was die Vorzeit betrifft, an Ort und Stelle aus dortigen Chroniken gezogen worden sind. Der Titel ist folgender: *Margarite de Carteret, episode du XV. siècle, par La Baronne Leonor Lopez de Fonsèca. Bruxelles 1850, chez Grouse.* Auch ein Werk des gelehrten Vaters dieser geistreichen Verfasserin verdient näher bekannt zu sein, das zu Haag unter folgendem Titel erschien: *La Haye, par un habitant. La Haye, chez van Stockum. 1853. 8. S. 409 in 2 Bänden.* Ein Buch, welches von grossem Wissen und Sorgfalt Zeugnis gibt.

---

*Annuaire statistique et historique Belge, par Aug. Scheler, Bibliothécaire du roi. Bruxelles 1857, chez Schoenès. 8. pag. 256 u. 96.*

Der vierte Jahrgang dieses statistischen Handbuchs von Belgien erfreut sich eines durch Gelehrsamkeit und Gründlichkeit hinreichend bekannten Mannes. Wir theilen daraus Einiges mit, da dies Werk jedenfalls die reinste Quelle ist. Belgien mit 4,600,000 Einwohnern hat 4 Universitäten, von denen die zu Löven die am meisten besuchteste ist, und 631 Studenten zählt; sie ist aber auch die einzige mit einer theologischen Fakultät versehene, und steht unter dem besonderen Schutze der Geistlichkeit, die durch ihren Einfluss

in diesem Lande sehr mächtig ist. Lüttich zählt 611 Studenten, Brüssel 430 und Gent nur 347. In Brüssel befindet sich eine Militär-Schule, mit 146 Zöglingen, wozu Alle, welche Neigung haben, zugelassen werden; was nur gute Folgen hat. Die Thierarznei-Schule zu Cureghem zählt 68 Zöglinge. Die Schiffbau-Schulen zu Antwerpen und Ostende zählen 95 Zöglinge. Die freiwillige Gerichtsbarkeit, welche ganz in den Händen der Notare ist, beschäftigt 987 öffentliche Notare, welche über 200,000 Verhandlungen aufnehmen hatten; so dass auf jeden 209 derselben, und 4678 Seelen kommen. Das stehende Heer besteht aus 39,331 Mann, und 8751 Pferden, mit 2644 Offizieren. Die Reiterei besteht aus 5482 Mann, die Artillerie aus 4661 Mann und die Gendarmerie aus 1454 Mann mit 1068 Pferden. Die National-Schuld beläuft sich auf 614 Millionen Franken; das Budget 139 Millionen Einnahme, welche einen Ueberschuss von 4 Millionen über die Ausgabe nachweist. Wo vorthellhaft der Ackerbau ist, kann man schon daraus abnehmen, dass 12,900 Kälber mehr ausgeführt, als eingeführt werden, Schweine über 89,619 Stück, was in einem Lande, das hauptsächlich durch Industrie seinen Reichtum erhält, von Bedeutung ist. Es ist zu bedauern, dass über die Art der Vertheilung des Eigenthums keine Nachricht gegeben wird, so wenig, wie über die grössere oder kleinere Art der Cultur. Dies hat bis jetzt die Statistik überhaupt weniger beachtet; obwohl es einen sehr grossen Unterschied macht, ob die Bebauung im Grossen oder Kleinen geschieht, was von der Vertheilung des Eigenthums unabhängig ist. Z. B. in Sicilien ist das Eigenthum so wenig getheilt, dass die Provinz Trapani nur 4 Grundbesitzern gehört. (S. die Insel Sicilien von Neigebaur, Leipzig, 2. Auflage. 1849.) Dem Fürsten Radali gehören mehrere Quadratmeilen bei Terranova, und danach findet dort der Ackerbau durch Pächter in den kleinsten Parzellen statt. Man glaubt, dass Frankreich nur kleine Grundstücke besitzt und das Eigenthum in Atome zu zerfallen droht; und dennoch gibt es so grosse Grundbesitzer, wie der Marquis d'Aligne, dass er ein Paar Millionen Franken aus seinen Grundstücken zieht. Aber sie sind in einzelnen Gründen und Höfen verpachtet, so dass sehr grosser Grundbesitz bei getheiltem Eigenthum bestehen kann, und kleine Culturen bei dem grössten Besitzthum. Das letztere ist in Irland der Fall, daher dort und in Sicilien die grosse Armuth. Bei dem getheilten Eigenthum in Frankreich sucht Jeder sein Besitzthum zu vergrössern. Leider war bei dem statistischen Congress in Wien die Zeit zu kurz, um die erforderlichen Ermittlungen nach dieser Seite anzubahnen. Das vorliegende Scheler'sche Jahrbuch hat so viel Anregendes, dass wir demselben die grösste Verbreitung wünschen.

Neigebaur.

### Literaturberichte aus Italien.

Die Naturwissenschaften haben noch fortwährend in Italien ihre Verehrer, zu denen auch der Doctor Massalongo gehört, welcher sich bereits durch verschiedene Schriften in diesem Fache bekannt gemacht hat. Jetzt hat er seine *Studi paleontologici, del dottor Abramo Massalongo, Verona 1856. con 7 Tavole* herausgegeben. Der Verfasser, bekannt mit den Forschungen der deutschen

lehren, besonders mit Heer in Zürich, hat sich vorzüglich mit den vorweltlichen Insekten und den in dem Bernsteine befindlichen Thieren beschäftigt; die Lombardische Ebene hat ihm Gelegenheit gegeben, diese Wissenschaft zu sichern.

Für ein nützliches Handbuch der Botanik hält man

*Principi di Botanica, compilati sui migliori autori, dall Dottor A. Keller. Padova 1856, con 3 Tavole.*

Unders hat sich der Verfasser mit der Beschreibung der Befruchtung beschäftigt.

Dabei fahren aber die Italiener fort, die Belehrungen der deutschen Gelehrten sich anzueignen, wie die Uebersetzung des in Deutschland bekannten Buches „das Buch der Natur“ von Friedrich Schödlar zeigt, aus welchem wir den die Botanik betreffenden Abschnitt seinem Vaterlande bekannt gemacht hat.

*Principi di Botanica, di Frederico Schödlar, traduzione del Professore Ponti. Milano 1857.*

So wenig die Franzosen deutsche Werke übersetzen, so häufig findet man in Italien diese Anerkennung deutscher Wissenschaft.

*Dialogo di opere vulgari a stampa del secolo XIII e XIV, compilato da Francesco Zambrini. Bologna 1857. Presso Carlo Rumazzotti. 8. S. 400.*

Man sucht jetzt in Italien sorgfältig die ersten Werke auf, welche seit dem Entstehen dieser Sprache geschrieben wurden und überall werden die neu gefundenen Urfänge dieser Sprache bekannt gemacht. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich eben mit der genauen Sichtung der Ausgaben der bisher schon gedruckten Werke aus jener Zeit, aus dem 13. u. 14. Jahrhundert beschäftigt. Es versteht sich, dass er den Ausgaben des grossen Dante vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt hat; er fängt mit der ersten von Anno von 1472 an, und führt seit dem gegen 50 an, bis zu der neuesten von Le Monnier. Alle Sachkenner lassen dem Verfasser die höchste Gerechtigkeit für seine bei dieser Arbeit bewiesene Aufmerksamkeit widerfahren; auch ist derselbe in der italienischen Literatur als Sprachforscher und Bücherkennner bereits bestens bekannt.

Bei einer Sammlung Venetianischer Sprichwörter von Dalmedico

*Proverbi Veneziani, raccolta da Angelo Dalmedico, Venezia 1857. Tip. Antonelli.*

Es ist zu bedauern, dass nicht gesagt ist, ob sich diese Sammlung auf das ganze Land erstreckt, in welchem der Venezianische Dialekt gesprochen wird, oder lediglich auf die Stadt Venedig beschränkt ist.

*Storia estetica critica delle arti del disegno. Lezioni da Pietro Selvatico. Venezia 1856, presso Narratovich.*

Diese Vorlesungen wurden in der Academie der schönen Künste in Venedig gehalten, wobei der Verfasser sich die deutschen Ansichten zum Muster genommen haben will, besonders Hegel und Ottfried Müller. Nach ihm ist die Kunst die Thätigkeit des Geistes, welche die von der Einbildungskraft geschaffene Idee darstellt. Er findet aber den Anfang und den Zweck der Kunst nur in den der Gottheit gewidmeten Werken. Der Verfasser weist die Aehn-

lichkeit aller aus dem Stamme der Arier hervorgegangenen Völker in ihren wahren Denkmälern aus der Zeit her, ehe sie das asiatische Hochland verlassen, und deren Verschiedenheit bei den Semitischen und Aethiopischen Völkern.

Auch in Italien hat die Prosa in der letzten Zeit die Poesie verdrängt; man will jetzt mehr Thaten, als blosse Worte, wenn sie noch so schön sind. Doch fehlt es in Italien nie an Dichtern, ein solcher ist Herr Orrigoni; wir erwähnen seine

*Poesie e prose di Cristoforo Orrigoni, Milano 1857. Tip. Bernardoni,* ohne dass sie Gelegenheit geben, viel darüber zu sagen. Dagegen hat der Verfasser der folgenden Sammlung von Gedichten:

*Poesie di Stefano Galli di Modiglino, Ronne S. Casciano. Tip. Capelli,* eine eigne Art angewandt, die Muse am Anfange eines Gedichts anzuwenden, nämlich mit den Worten; Höre auf mich anzuregen, und lasse mich schlafen. *Poesie varie originali e tradotte di Luigi Argenti. Milano 1857. Tip. Lombardi.*

Weder diese Originale noch die Uebersetzungen sind von besonderer Bedeutung.

*I progetti Milanesi e il duomo, epistole di Gatta. Milano 1857. Tip. Redaelli.*

Der Dichter macht in diesen Briefen Vorschläge zur Verschönerung der Stadt Mailand, und erwähnt dabei den polnischen Dichter Mickiewicz, ohne Talent.

Auch eine Sammlung von Fabeln ist zu erwähnen, die moralische Wahrheiten verbreiten sollen:

*Il favoleggiatore, ossia raccolta di favole in lingua vulgare del M. di S. Tommaso. 1857. Tip. Paravia.*

Doch wir verlassen solche leichte Arbeiten und wenden uns zu einem ersten jetzt lebenden italienischen Geschichtschreiber, dem Ritter Ricotti, Professor an der Universität zu Turin, der über die Schriften eines Herzogs von Savoyen Nachricht gibt, von dem man nicht erwarten sollte, dass er in seinen fortwährenden Kriegszügen Zeit zum Schreiben gehabt hätte.

*Degli scritti di Emanuele Filiberto, duca di Savoia. Torino 1857. Stamp. reale.*

Er fing an unter Kaiser Karl V. bei Mühlberg zu siegen und hörte auf zu siegen bei St. Quentin. Die Briefe dieses Herzogs über die Waldenser sind sehr merkwürdig, da er sie gegen seine Ueberzeugung verfolgen musste, weil der Papst so wollte. Auch ein Rezept Gold zu machen befindet sich unter diesen nachgelassenen Werken dieses Herzogs. Dem gelehrten Herrn Ricotti verdanken wir übrigens ausser einer Geschichte Italiens, eine Geschichte der Capitani di Ventura, und die Herausgabe der alt Genuesischen Urkunden (*libri Jurium*). Auch als Lehrer der Geschichte erfreut sich Herr Ricotti eines wohl verdienten Beifalls.

Als Kinderschrift sind 3 Lustspiele von Coletti zu empfehlen:

*Tre Comedie per fanciulli scritte da Francesco Coletti. Firenze 1857. presso Romagnoli.*

Der Verfasser hat sich schon früher durch scherzhafte Gedichte vortheilhafter bekannt gemacht; er ist aus dem Lande des guten Styls, Toscana.

Auch Dalmatien gibt uns Gelegenheit über italienische Literatur zu berichten. Diesmal ist es sogar eine Schriftstellerin Anna Vidovic geborne Vasio,

Die Tochter eines Offiziers Napoleon I. in der Zeit, als sich sein Kaiserreich von Laibach bis Cattaro erstreckte; sie trat zuerst im Jahr 1841 mit einem Dicht in slavischer Sprache auf, das in Zara unter dem Titel: Anka i Stanko Mühen und Glück machte, obwohl dort eigentlich nur auf den Dörfern diese Sprache geredet, aber wenig gelesen wird, während in den Städten alle Gelehrten sich der italienischen Sprache bedienen, darum hat sich diese Dichterin auch dieser Sprache zugewandt:

*La mia essia la fondazione di Roma di Anna Vidovic. Zara 1856. Presso Butera. 8. p. 278.*

Dieses Heldengedicht in 18 Gesängen, das die Gründung Roms zum Gegenstande hat, ist ihr neuestes Werk in dieser Sprache, nachdem sie 1846 ebenfalls in Zara 1846 einen Band Gedichte unter dem Titel: Mestizie e distrazioni herausgegeben hatte. In dem Vorworte sagt die Verfasserin, dass sie neun Jahre mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen, mithin das nonum prematurum beobachtet hat. Man muss gestehen, dass die Dichterin ernstliche geistliche Vorstudien gemacht hat, obwohl sie die ersten Bewohner von Rom nur in rosenfarbenem Lichte erscheinen lässt. Der Versbau über Ottaviano ist leicht und gewandt genug. Allein dennoch hat ihre Arbeit nicht die vor der Kritik der Italiener im Allgemeinen gefunden, obwohl der brave Kenner der Dichtkunst, Professor Paravia, der leider zu früh im vorigen Jahr in Turin starb, dies Heldengedicht in einem Brief an die Verfasserin sehr lobt. Die *Revista Veneta* hat Manches an demselben auszusetzen; dies liess aber der Herausgeber derselben, Marco Antonio Vidovic, nicht ungesahndet, sondern trat mit einer sehr scharfen Antikritik auf, auch in Deutschland wurde von der Verfasserin der Dalmatischen Reise-Skizzen, unserer geistreichen Ida v. Döhringsfeld, wenigstens die Wahl des Gegenstandes in Nr. 52 des Frankfurter Museums (1856) getadelt, worauf die Dichterin selbst in Nr. 34 (1856) eine scharfe Antikritik einsandte. Uns freut es, dass auch in Dalmatien seit der Restauration von Oesterreich seit 1848 die Dichtkunst und Literatur überhaupt wieder aufleben kann. Unsere Dichterin hat sich übrigens der klassischen Mitwirkung der Mythologie nach dem Vorbilde der *Iliade* bedient.

Eine kritische Arbeit aus demselben Lande ist ein werthes Geschenk des hiesigen bekannten Literaten Kagnacic, indem es uns mit mehrern neuen Schriften aus Dalmatien oder von dortigen Schriftstellern bekannt macht. Zuvörderst zeigt er seine Landsleute auf das von der genannten Dichterin Ida von Döhringsfeld herausgegebene schätzbare Werk „Aus Dalmatien“ aufmerksam, dann auf den gründlichen Bericht über die Literatur Dalmatiens, von dem Herausgeber dieser deutschen Schriftstellerin, dem Baron von Reinsberg, welchen er in dem *Bibliophile Belge* veröffentlicht hat, denen beiden Kagnacic alle Gelehrsamkeit widerfahren lässt. Der Titel dieser Arbeit des Dalmatischen Kritikers ist:

*Le Critici di G. A. Kagnacic. Zara 1856. 12. S. 136.*

Ausser dem Vorangeführten finden wir hier schätzbare Nachrichten, besonders über die literarischen Bestrebungen des Grafen Orsato Pozza aus Ragusa, welcher statt sich anderwärts durch das leere Garnisons-Leben als Offizier befriedigt zu fühlen, sich ganz der Wissenschaft widmet, und besonders der Slavischen Literatur zuwendet.



## II.

Herr Cocchetti, dessen Trauerspiel Manfredi sich eines bedeutenden Erfolgs erfreute, ist wieder mit einem Trauerspiele aufgetreten:

*Ismelela Lambertassi, Tragedia di Carlo Cocchetti. Milano. Tip. Redaelli. 1856,* welches der an tragischen Stoffen für Italien so unerschöpflichen Zeit Guelfen und Ghibellinen angehört. Man wirft dem Dichter vor, dass er merklich Shakespeare nachgeahmt habe. Ueberall aber zeigt sich glühende Vaterlandsliebe. Bei dem Streite der Partheien sagt die Heldin: Für uns sind die Namen der Guelfen und Ghibellinen fremd, sind wir nicht Kinder Italiens? Wenn der Dichter übrigens seine Guelfen sagen lässt, dass sie dem Papste das Schwert der Caesaren übergeben wollten; so mag dies nicht eigentlich ihre Meinung gewesen sein; in Italien war die Tradition der Römischen Imperatoren nie verwischt worden, wie uns Dante zeigt; allein die Päpste verstanden es, bei der Schwäche der deutschen Kaiser, die sich um ihre Getreuen um alle ihre Macht hatten bringen lassen, die Unzufriedenheit zu ihrem Vortheile zu benutzen, während es die Kaiser nicht vermochten, die Städte, welche gern einen Imperator gehabt hätten, gegen die mächtigen Lehnsherren zusammenzuhalten, um sie zur Einheit des Reiches zu benutzen.

In Turin ist eine neue Zeitschrift gegründet worden, welche der *Revue des deux Mondes* nachgebildet zu sein scheint:

*Il Secolo XIX. Torino 1857. Presso Gerigoni.*

Sie verdankt ihre Entstehung der Verbindung mehrerer Gelehrten, deren Namen einen guten Klang in Italien hat, und deren Redaction hauptsächlich von dem Historiker La-Parina aus Messina besorgt wird. Von ihm sind in den bisher erschienenen Heften Aufsätze über den Congress zu Paris, über die Spanischen Verhältnisse und über die von Nordamerika, eine Chronik des ersten halben Jahres 1856 und eine statistische Uebersicht der Europäischen und Amerikanischen Staaten. Von dem Professor Selmi, Chemiker an der Universität Turin, wird eine Chronik der physikalischen Wissenschaften folgen; von Camerini (Camerini) eine Uebersicht der Europäischen Literatur im Jahr 1856, Manfredini eine gleiche über Kunst. Der ehemalige Minister Scialoja aus Neapel gibt eine Vergleichung des dortigen Budgets mit dem Sardianischen. Guerrazzi, dem bekannten Triumvir aus Toscana, wird eine Novelle erwünscht. Ausser diesen sind noch die bedeutendsten Mitarbeiter: der Historiker M. Arnone aus Palermo und der ehemalige College Guerrazzi's Prof. Montanelli aus Pisa.

Die wissenschaftliche israelitische Zeitschrift in Vercelli, wo sich eine höhere Lehranstalt für diese Religion befindet, hat bereits ihren fünften Jahrgang begonnen. Das vorliegende Märzheft

*L'Educatore israelitico, compilato dal Rab. Prof. Levi e Pontremoli. Vercelli 1857. Tip. Gaudensi.*

enthält einen Aufsatz über die Hebräische Sprache, als Mittel zum Zusammenhalten der Religion, und geschichtliche Nachrichten über die Israeliten in Spanien, Mainz, Frankfurt u. s. w.

Ein compendiöses Lexicon der italienischen Sprache, wie das französische der Academie, und das della Crusca ist eben in Turin erschienen:

*Vocabolario della lingua Italiana da Franc. Trinchera. Torino 1857. Tip. Barbera. II Vol. 8.*

mit ausser den Accenten bei jedem Worte zugleich ein Real-Lexicon für technische Ausdrücke aller Art verbunden ist.

Der Professor des Römischen Rechts, Anselmi, hat ein Lehrbuch der Institutionen herausgegeben:

*Institutioni di diritto Romano, dal Prof. Georgio Anselmi. II Vol. Torino 1857.*

sein mündlicher Vortrag ist sehr ansprechend.

Eine wissenschaftliche Zeitschrift aus Neapel ist auch zu erwähnen, welche Ende Januar dieses Jahres ihr erstes Heft veröffentlicht hat:

*Il Giambattista Vico, Giornale scientifico. Napoli 1857.*

Der ungenannte Redacteur hat den Königlichen Prinzen Grafen von Siracusa als Protector dieses Unternehmens aufgestellt, und dieser Zeitschrift den Namen des grossen Neapolit. Philosophen, Vico, gegeben, der vor 200 Jahren das Einheits-Prinzip lehrte, wonach alle Wissenschaften streben; so soll diese Zeitschrift auch die Gesellschaft vor dem Wahnsinn der Menschen schützen (contro l'umani deliri). Dass es aber mit diesem bei den dortigen Verhältnissen nicht auffallenden Programm nicht so schlimm gemeint ist, kann man aus dem Inhalte dieses ersten Heftes entnehmen. Es findet sich hier ein Aufsatz von A. Costa über Cryptogamen, die in der Gegend von Neapel vorkommen, und ein anderer über die im Reiche im Jahr 1855 gemachten Paleontologischen Funde. Von A. Costa sind Aufsätze über die im Crater des Vesuvus vorkommenden Insekten; und über die seit 1851 über Zoologie im Neapolitanischen erschienenen Werke; von Fiorelli über den Fortschritt der Archäologie im Jahr 1856; von de Renzi über noch unbekannte Aerzte der Salernitanischen Schule; von de Gasparis über das Keplerische Problem u. s. w. Den Schluss machen bibliographische Nachrichten. Die bedeutendsten Aufsätze aber sind folgende sein: von de Vera über Dante und 19. Jahrhundert; von Troja über die Gräfin Mathilde und die Päpste, auch von Troja über die Gothische Baukunst. Der Aufsatz von dem berühmten Geschichtschreiber Carlo Troya ist ganz anderer Natur, als die beiden vorhin erwähnten. Troya hat in seinem Werke, die Geschichte Italiens im Mittelalter, so rastlose Studien gemacht, dass er besonders den barbarischen Völkern, welche das Römische Reich zerstörten, seine Aufmerksamkeit zugewandt hat. Dabei hat er gefunden, dass die Dacier, welche er mit den Geten und Gothen für identisch hält, schon vor Caesar eine aus dem Orient überkommene Cultur und Baukunst hatten; Zamolxis hatte die Unsterblichkeit der Seele gelehrt und Trajan fand bei ihnen bereits bedeutende Bauwerke. Obwohl sie den dritten Theil ihres Landes an die Römer verloren hatten, blieben sie doch noch zwischen dem schwarzen Meere und der Ostsee so mächtig, dass nach Hermarich, die Ostgothen in Ravenna ihre arianischen Kirchen bauten und die Westgothen in Spanien; so wie in Schweden, in Gothland und in Dania oder Dacia, wie es noch bis in das 14. Jahrhundert genannt wurde, sehr frühzeitig gothische Kirchen gebaut wurden, so wie die Kirche zu Rouen urkundlich opere gothice

gebaut wurde, während überall sonst die Basiliken oder der Byzantinische Styl herrschte. Troja hat darüber sehr mühsame Quellen zusammengetragen. Uebrigens ist der Beschützer dieser Zeitschrift, der Bruder des Königs, G. von Siracus, ein Mann, der ebenfalls an der Wissenschaft thätig Theil nimmt.

Eine italienische Umarbeitung des englischen Werkes von Brever, „*Le nuove chiavi della saggezza*“ ist eben in Mailand erschienen:

*I Fenomeni della natura, spiegati al popolo, per Aug. Tossi. Milano 1857, presso Scotti,*

welche als populäre Natur-Lehre gefällt.

Ein Prachtwerk mit 14 ausgemalten Tafeln über die Seidenwürmer von dem Prof. Maestri in Pavia wird sehr geschätzt.

*Frammenti anatomico-fisiologici e patologici del baco da Seta dall Dr. A. Maestri. Parma 1856. in 4. presso Tusi.*

Da der Seidenbau in dem ganzen Po-Thale sehr lebhaft betrieben wird und den Haupt-Reichthum des Landes ausmacht, ist diese Arbeit sehr gut aufgenommen worden.

Der Vorsteher des Irrenhauses zu Pesaro hat seine Erfahrungen über Geistes-Krankheiten in einem ebenfalls geschätzten Werke mitgetheilt:

*Sulla Pazzia, studii fisiologici e patologici di Gius. Girolami. Livorno 1856.*

Der Professor Pacinotti in Pisa hat eine Geschichte der Medicin herausgegeben:

*Storia della Medicina, di Francesco Pacinotti, Urbinate. Livorno 1856. Tip. Wey.*

Endlich ist der Anfang mit der Herausgabe der nachgelassenen Werke von Gioberti gemacht worden. Sein Werk über die Reformation der katholischen Kirche macht ausserordentliches Aufsehen:

*Della riforma cattolica della chiesa, frammenti di Vincenzo Gioberti; pubblicati da Gius. Massari. Torino 1857. Tip. Bot'a.*

Wir sind in Deutschland stolz auf unsere vielen Schulen, und dass es nur wenig Leute gibt, die nicht lesen und schreiben können; aber auch dürfte sich die Sache herausstellen, wenn gefragt wird, ob alle die in Deutschland lesen und schreiben lernen, dies auch fortsetzen? In dieser Beziehung ist es auffallend, welche Menge Zeitungen in dem constitutionellen Piemont gelesen werden, und welche Menge von Buchdruckereien es dort gibt. Wir wollen nur einer kleinen Schrift erwähnen, die in der kleinen Stadt Novara verlegt worden ist, um so mehr, da sie einen Blick in die dortigen Verhältnisse zu thun erlaubt, die man sich gewöhnlich diesseits der Alpen nicht vorstellen kann. In dieser Stadt von etwa 15,000 Einwohnern fanden sich über 200 Zuhörer für Vorlesungen, welche von Liebhabern der Wissenschaften gehalten werden. Als Einleitung zu den Vorlesungen über Geschichte erschien:

*Dello insegnamento istorico, discorso di Salvatore de Benedetti. Novara 1857. Tip. Rusconi.*

Das Merkwürdigste dabei ist, dass der Verfasser, der Liebhaber der Geschichte, ein Israelit ist, der mit den dortigen Katholiken ganz friedlich lebt und unter seinen fleissigen Zuhörern selbst katholische Geistliche zählt.

Eines in Pavia vor Kurzem erschienenen Werkes müssen wir hier erwähnen, da es der italienischen Literatur angehört; dies sind die

*Componimenti drammatici di Pompeo de Campella. Parigi 1856. Tip. Didot.*

Das erste hier veröffentlichte Drama ist aus der Zeit des Römischen Agitators Crescenz unter Kaiser Otto I., und hat den Titel: Stefania; auch König Arduin von Italien kommt darin vor. Das zweite ist die tragische Begebenheit der unglücklichen Cenci aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Das dritte unter dem Titel: Rodolfo e Maria gehört der Gegenwart an. Man klagt in Italien über den Mangel an dramatischen Werken aus der Gegenwart; der Verfasser ist daher zu loben, dass er diesem Mangel abhilft. Dennoch finden die geschichtlichen Dramas viele Schwierigkeiten bei der Aufführung, ausser in dem constitutionellen Königreiche Sardinien; da mancher zuweilen durch geschichtliche Erinnerungen zu patriotischem Enthusiasmus hingerissen wird.

Der als Latinist sehr hoch geschätzte Professor Vallauri zu Turin hat unter dem Titel:

*Epitome Historiae Graecae, auctore Thoma Vallaurio. Torino 1856. Stamperia reale.* herausgegeben, welches wir hier im Vorbeigehen erwähnen.

Lustspiele kommen jetzt in Italien selten als neue literarische Erscheinungen vor; darum dürfen wir die

*Scherzi comici di Francesco Coletti. Firenze 1856, presso Riva,* nicht übersehen, um so mehr, da sie ein wahrhaft komisches Talent verrathen.

Dieser Toskanische Dichter hat aus dem Nachlasse seines Vaters ein für die Geschichte der Medizin merkwürdiges Buch herausgegeben, nemlich ein Verzeichniss der Gesetze, welche in Sanitäts-Angelegenheiten in Toscana seit dem Jahr 1161 bis 1844 erlassen worden sind. Dieser ältere Coletti war Beamter der Sanitäts-Behörde zu Livorno.

Unter den Tragikern der Neuzeit dürfte oben anstehen: Carlo Marengo. Er hat das Erscheinen der berühmten Bistori auf den deutschen Theatern unswegstens mit der Pia dei Tolomei befreundet. Das erste Trauerspiel, welches Marengo veröffentlichte, war Buondelmonte, im Jahr 1827; es war bei seinem Vorgänger Nicolini ein geschichtlicher Gegenstand und wie bei den Italienern gewöhnlich, ein vaterländischer; während wir Deutschen unsere Schicksals- oder Charakter-Trauerspiele entweder ohne Local-Farbe oder in Norwegen, Messina, im Escorial, in Ferrara, in Moskau oder in London handeln lassen; seltner in Lübeck, Schwaben, Berlin oder Böhmen. Die hier vorliegende Begebenheit spielt in Florenz, als dort noch der Freistaat bestand. Auch das darauf folgende Trauerspiel von Marengo, Corso Donati ist derselben Zeit und Oertlichkeit entnommen. Jetzt ist eine Sammlung von noch ungedruckten Trauerspielen dieses fruchtbaren Verfassers erschienen:

*Tragedie inedite di Carlo Marengo. Firenze. Le Monnier 1856,* von denen für uns Conradin von Schwaben die meiste Theilnahme erwecken muss, um so mehr, da sein grosser Ahnherr Friedrich II., obwohl ein vom Papste in Bann gethaner Deutscher von den Italienern hoch verehrt wird; auch Heinrich von Schwaben, Manfred, Ezzelino III., Berengar, Ugolino, Foscari, Johanna I. und La Guerra dei Baroni haben dem fleissigen Dichter Stoff zu seinen zahlreichen Dramen gegeben; bis jetzt ist aber Pia dei Tolomei das Werk des Verfassers, welches seinen Ruf am meisten begründet hat.

Zum Beweise, dass die Italiener mitunter, freilich seltner Dichter haben, welche in der Ideen-Welt lebend, die Wirklichkeit verachten, können wir den Römer Achill Monti anführen, dessen Oden dabei auch mitunter an Horaz erinnern.

*Odi di Achille Monti. Firenze 1856. Tip. Le Monnier.*

Auch er singt: Verderben dem, der das verderbliche Geld erfand! Da auch Horaz verstand die Annehmlichkeiten des Lebens im Wohlstande zu geniessen, wenn er auch das ländliche Glück des Ackermannes als das hochpreisast. Allein ohnerachtet dieser poetischen Deklamationen Monti's über Einfachheit des Landlebens und die Verachtung irdischer Güter findet man in Italien doch seltner das Sehnen und Bangen nach einem unbekannten Etwas, das Lamartine bei den Franzosen und bei einer Legion deutscher Romane so viele Dichter hinreisst, ausserhalb der Wirklichkeit ihre Befriedigung dem Wunsche nach einem unbekannten Etwas dunkler Gefühle zu suchen, worin man am Ende nichts als die Unfähigkeit findet, seine wahre Bestimmung zu erfüllen, indem fromme Wünsche nach einem unerreichbaren Ideal gemacht werden.

Eine Geschichte des Italienischen Theaters im 17. Jahrhundert wird geschätzt:

*La Comedia Italiana nel secolo XVII, per Ignazio Ciampi. Roma. Tip. delle Belle Arti. 1856.*

da sie nicht nur die Urfänge des Italienischen Theaters enthält, sondern auch über den Ursprung der verschiedenen Masken in Italien, den Harlekin u. s. w. genaue Forschungen mittheilt.

Ein neuer Beweis, welche Aufmerksamkeit die Italiener der deutschen Literatur schenken, findet sich in der Sammlung deutscher Volkslieder, von Herr Fissore herausgegeben hat:

*Saggio di traduzione dei canti popolari dall' Allemagna. Unione tipograf. 1856.*

Er hat sich dabei der besten diessfallsigen deutschen Sammlungen bedient, von Herder an bis Grimm und Wakernagel. Er hat mit dem Jahr 1700 angefangen und geht bis Göthe. Er will diese Sammlung fortsetzen, und 280 Dichtern Proben in prosaischer Uebersetzung und mit den erforderlichen Nachrichten über ihr Leben geben.

Der berühmte Italienische Rechtsgelehrte, Mancini, der schon in Neapel als Advokat und als Rechts-Lehrer einen grossen Ruf hatte, und jetzt als Professor des Staats- und Völkerrechts in Turin, sowie als Advokat sich einen bedeutenden Beifall erfreut, hat vor Kurzem eine Rechts-Ausführung veröffentlicht, an welcher die juristische Welt um so mehr Antheil nimmt, da der letzte Krieg zu einem Rechts-Streite Veranlassung gegeben hat, in welchem die Rechtsgelehrte als Anwalt betheiligt war. Diese Rechts-Ausführung erscheint unter folgendem Titel:

*Ragionamento per Signori Rossi, contra il capitano marittimo A. Maggiolo. Torino 1857. Tip. Favale.*

Die Veranlassung zu diesem Prozess war ein Vertrag des Hauses Rossi vom 8. Febr. 1854 mit dem Schiffs-Capitain Maggiolo zu Genua, um eine Ladung Getreide von Kertsch nach Livorno zu bringen. Als das Schiff des Letz-

nach Constantinopel kam, war der Krieg ausgebrochen, die Russischen geschloß gesperrt, und die Ausführung dieses Vertrags unmöglich geworden. Der Capitain verlangt nunmehr die bedungene Fracht, da er von seiner Seite den Vertrag erfüllt, so weit er nicht durch unabwendbare Gewalt unmöglich gemacht worden. Das Handelsgericht zu Genua wies den Kläger mit seiner Forderung ab; der Apell-Hof zu Genua dagegen sprach dem Capitain eine Schadloshaltung zu auf den Betrag der verwendeten Unkosten, nicht bloss für die Fahrt nach Constantinopel, sondern auch für die Rückreise. Gegen dieses Erkenntniss hatten beide Theile Hülfe bei dem Cassationshofe zu Turin nachgesucht. Die vorliegende Rechts-Ausführung Mancini's ist um so wichtiger, als sie Erkenntnisse von mehreren Gerichten des Auslandes mittheilt, nach welchen in ähnlichen Fällen ganz verschieden erkannt worden ist.

Ein in Turin lebender Preusse, Dr. Krüger, hat die Rechte seines Königs gegen den 22sten Schweizer-Kanton, Neuchatel, in folgender Schrift vertheidigt:

*Memoria storico-politica su Neuchatel e Valangin e sul governo principesco dal 1814 al 1848, per Federico Crüger di Königsberg. Torino 1857.*

Er widerlegt das Schweizerische Memorandum, welches er ein Denkmal der unglücklichen Schweizerischen radikalen Diplomatie nennt, und beweist, wie dankbar die Unterthanen seines Königs in diesem Fürstenthum gewesen, das selbe durch den Vertrag vom 3. Juni 1814 von dem Fürsten von Wagram gegen eine Leibrente erkaufte, worauf die Preussische Staats-Casse über zwei Millionen Franken bezahlt hat, und dass seit dem eben so viel von Preussen zur Verbesserung der Strassen und Schulen in jenem Kanton verwendet worden, während der Preussische Staat auch nicht einen Groschen von dort bekommen habe, obwohl die dortigen Domainen einen Werth von gegen 4 Mill. Franken haben.

Als Beweis der Unzufriedenheit in Neapel kann man das Gedicht der berühmten Neapolitanischen Dichterin, der Gemahlin des rühmlichst genannten Memor Mancini in Turin ansehen;

*Agésilao Melano, canzone di Laura Beatrice Mancini-Oliva. Italia 1857.*

Welcher politischen Ansicht man auch sein mag, so muss man doch diese Leistung trefflich finden, und der Vaterlandsliebe der eben so geistreichen als edelwürdigen Dichterin Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Jetzt liegt der zweite Jahrgang des von dem eben so gelehrten als fleissigen Canonicus Ritter Spano herausgegebenen

*Bollettino archeologico Sardo ossia raccolta dei monumenti antichi dell' Isola di Sardegna. Cagliari 1856. Tip. Timan.*

aus, worin nicht allein von den gemachten antiquarischen neuen Funden Nachricht gegeben wird, sondern auch die anderen besonders klassischen Alterthümer erläutert werden, die sich auf der Insel Sardinien vorfinden. Die meisten Artikel dieser in 2 monatlichen Heften herauskommenden Zeitschrift sind von dem unermüdlichen Herausgeber selbst; aber auch dem berühmten Verfasser der Kirchengeschichte dieser Insel, dem Ritter Martini, dem gelehrten Pier Camillo Orcurti und dem erfahrenen Paläographen Pillito verdanken wir mehrere beachtenswerthe Aufsätze. Sehr wichtig ist es, dass von den dortigen antiquarischen Schätzen, wo es zum Verständniss erforderlich ist,

stets Abbildungen beigelegt werden: auch ist dies Werk mit einer Strassenkarte aus der Römerzeit bereichert. Auffallend ist es, dass hier, besonders aber in der Necropole von Tharros bei Oristano so viele mitunter sehr schön gearbeitete egyptische Scarabeen gefunden werden.

Der berühmte Geschichtsforscher Cigogna zu Venedig hat einen getreuen Gehülfen an dem Professor Faucand, welcher eine Monographie der Stadt Portogruano herausgegeben hat, welche zur Geschichte von Ober-Italien den kenswerthe Beiträge liefert. Nach diesem

*Codice diplomatico della città di Portogruano dell 1140 al 1420. Portogruano 1857.* flohen die Einwohner von Concordia vor Attica nach Caprula zum Theil, andern oben nach dem Hafen Romantinus bei dem Dorfe Gruario, wohin Bischof von Concordia sich wegen der dortigen Malaria ebenfalls begab, 1140 von dem Bischofe Gervinus der Hafen Portogruario gestiftet wurde, dem er den dortigen Einwohnern das erforderliche Land anwies. Durch deutsche Frömmigkeit und das Lehnwesen war der Patriarch von Aquileja Landesherr von dieser Gegend geworden, da der deutsch-römische Kaiser nicht viel zu sagen hatte; die Einwohner von Portogruano fanden aber dass unter dem Krummstabe gut zu wohnen ist; sie unterwarfen sich lieber dem Freistaate Venedig im Jahr 1420. Dies hatte die Stadt Conegliano schon 1339 gethan. Die diesfallsige Geschichte verdanken wir demselben Verfasser, unter dem Titel:

*Documenti inediti del governo Veneto in Conegliano del 1339 al 1797. Venezia 1857.*

Dies war die erste Besitzung der Venezianer auf dem festen Lande aus dem Zeitraum von 31 Jahren, bis 1428 hatte sich dieser Staat schon bis an die Adda ausgedehnt. Allein Venedig fiel, weil das Gemeindewesen, durch welches dieser Staat gross geworden war, in der Aristokratie unterging, die zu einer geschlossenen Kaste umgestaltete, wie der Graf Hieronimus Dandolo trefflich nachgewiesen hat.

*La Caduta della repubblica di Venezia. Venezia 1857.*

Venedig hat unsere deutschen Historiker bereits mit seinen Archiven rühmlich beschäftigt, und auch in diesen Tagen hat ein Franzose Armsbachet dieser Fundgrube der Geschichte Gerechtigkeit widerfahren lassen, in seiner Schrift: *Les archives de la serenissime Republique de Venise. Paris 1857.*

Das Mittelalter hat wieder Gelegenheit zu einem geschichtlichen Roman gegeben, den ein junger Mann aus Turin unter dem Titel:

*Le Rovine di Rutilla di Torquato Giordano. Chieri 1857. presso Dalmonte* herausgegeben hat.

**Neugebauer.**



# HAHRBÜCHER DER LITERATUR

dem Nachlasse von Joh. Fried. Heinrich Schlosser. Herausgegeben von Sophie Schlosser. Zweiter Band: Gedichte. Dritter Band: Legenden. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1857.

Von dem Werthe und von dem Interesse des literarischen Nachlasses des hochverehrten Mannes, welcher uns hier geboten wird, ist in diesen Blättern schon bei der Anzeige des Ersten Bandes selber die Rede (1856. Nr. 51.). Wir freuen uns, dass der am jener Anzeige ausgesprochene Wunsch, dass die Fortsetzung der Sammlung bald erfolgen möge, eine so rasche und dem Antrage derselben entsprechende Erfüllung durch diese beiden zugleich erschienenen weiteren Bände gefunden hat.

Die Gedichte, welche der erstere dieser beiden Bände enthält, zeigen im Allgemeinen nach Inhalt und Form dieselben Eigenschaften, welche wir überhaupt bei allen geistigen Erzeugnissen ihres Verfassers finden: einen edeln und feinen Sinn; kräftige und schöne Bilder und patriotische Gedanken und Gefühle bei den Stücken ernsten Inhaltes, bei andern heitern Scherz, herzliches Wohlwollen; überall eine schöne Form, reinen Geschmack und sichere Gewandt-

Das Preisstück der ganzen Sammlung ist die am Anfang stehende: „Canzone 1840 im Mai.“ Es ist dieses ein Gedicht von sieben Strophen in je dreizehn Zeilen, von echter, tiefer patriotischer Gesinnung voll erleuchteter Gedanken in dem würdigsten Gewande und in vollendeter künstlerischer Form. In dieser Canzone haben wir ein schönes, würdiges Angedenken an den Geist und die Meinung des Verfassers, welches in vielen Herzen immer aufs neue lebendig wird; zugleich wird dieses Gedicht in jeder Sammlung deutscher poetischer Musterstücke fortan diese Kunstform der Canzone auf die würdigste Weise zu repräsentiren geeignet sein. Die im Jahre 1840 von Westen her drohende Gefahr für Deutschland veranlasst den Dichter einen Blick zu werfen auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Geschehnisse des deutschen Vaterlandes. In wenigen grossen aber bedeutungsvollen Zügen gehen in seinem Geiste vorüber: die Bilder der Herrlichkeit der alten Kaiserzeit; deren Verfall; die Trennung des deutschen Volkes in seinem tiefsten geistigen Grunde; die ungentügende Restauration nach dem blutigen dreissigjährigen innern Kriege; die neue Trennung und Knechtschaft unter der napoleonischen Herrschaft, das Mislingen der Wiederherstellung der alten National-Einheit nach dem Sturze Napoleons und die Gefahren der Gegenwart; woran sich am Schlusse

der Glaube und die Hoffnung einer bessern Zukunft anreicht, welche jedoch nur durch eine geistige, sittliche und religiöse Erneuerung und Vereinigung des deutschen Volkes gewonnen werden kann. Eine sehr interessante Beigabe bilden die am Ende „zur Klärung“ gegebenen Anmerkungen zu einzelnen Stellen der Canzone. Dieselben sind geschichtlichen Inhaltes und wenn auch nicht aus sonst unbekannten Quellen geschöpft, sondern aus öffentlichen Staatsacten und literarischen Geschichtswerken; dennoch der Auswertung nach so treffend, für manche Leser auch wohl neu, für alle so belehrend und beherzigenswerth, dass man diese Canzone mit den in den Anmerkungen gegebenen Auszügen aus den bei Gelegenheit der Gründung des Rheinbundes erschienenen Staatsschriften, so wie aus den Werken von Johannes Müller, Friedrich Schlegel, K. Menzel, J. E. Kopp, sehr wohl einem ganzen Cursus über deutsche Politik und Geschichte zu Grunde legen könnte.

Unter den übrigen Gedichten bemerken wir: Ergüsse und Aeusserungen der Vaterlandsliebe (Lied. 1806; Prolog in einem Congresse, welches 1814 zum Besten des Frankfurter Frauenvereins gegeben wurde; nach Petrarca, Parodie einer Strophe aus der Canzone *Italia mia*); wohl gefügte und wohlgedachte „Glossen“ (S. 70. 76. 91); einige Sonette mit treffender, literarischer Charakteristik (Petrarcha S. 85 und Martin Opitz S. 86), und eine Anzahl sinnreicher Charaden und Räthsel. Ausserdem enthält die Sammlung eine grosse Anzahl von Gelegenheitsgedichten, in welchen der Verfasser bei ernsthaften und scherzhaften Veranlassungen im Kreise seiner Verwandten und Freunde von seinem schönen Talente Gebrauch macht. Wenn darunter manche sind, deren Wirkung vorzugsweise auf den Eindruck des Augenblickes oder auf einen nähern Kenntniss der Personen und individuellen Verhältnisse beruhen mag, so fehlt es auch nicht an solchen, welche allgemein gefallen können, wie z. B. die Canzone bei einem Hochzeitsfeste (S. 93) und das artige Gedicht, welches mit einem Schachspiele einem Brautpaar überreicht wurde. Zu den Gelegenheitsgedichten kann man auch zwei dem Zeitereignisse hervorgerufenen satirische Gedichte zählen, in welchen der sonst so milde Verfasser die Geissel sehr kräftig schwingt: „Neuester Kirchenbau in den deutschen Bundesstaaten (Frankfurt, April 1818)“ und: „Das verjüngte Deutschland nach Arndts Lied. Was ist des deutschen Vaterland (Frankfurt, 21. März 1849).“ Ersteres ist gerichtet gegen die von einem Congresse mehrerer Regierungsmänner süddeutscher Staaten damals unternommenen Versuche, der katholischen Kirche in Deutschland eine neue, gegen Recht und Geschichte streitende Verfassung zu geben; das andere gegen den bekannten Beschluss der Frankfurter Nationalversammlung, wodurch ein grosser deutscher Staat von dem deutschen Gesamtvaterlande ausgeschlossen werden sollte. In beiden Fällen hat die Zeit die Ansichten und Ueberzeugungen des Verfassers so wie seinen patriotischen Zorn über das Erlebte genugsam gerechtfertigt.

Der zweite Band enthält fünf Legenden. Die hier gegebene Bearbeitung der drei ersten derselben von grösserer Ausdehnung als die Legenden von der heiligen Euphrosyna; von der Büsserin Margareta von Cortona; und von der heiligen Maria, der ägyptischen) wurde veranlasst durch die in dem Besitze des Verfassers befindlichen, bildlichen Darstellungen aus dem Leben dieser Heiligen von Eduard Steinle, welcher gerade in dieser Gattung der Legende nach allgemeinem Urtheile einen der aller ersten Plätze unter den Künstlern der Gegenwart einnimmt. Ausser dem Interesse, welches an diesen trefflichen auf dem Stift Neuburg aufbewahrten Kunstwerke geknüpft ist, haben diese Legenden aber auch nicht minder ein selbständiges, allgemeines Interesse. Das poetische, ästhetische Interesse, welches diese Denkmäler der christlichen Vorzeit haben, ist, seit Herder darauf hingewiesen hat, auch ausserhalb derjenigen Kreise anerkannt, für welche sie noch ein höheres Interesse als dieses haben und ein Gegenstand frommer Erbauung sind. Nicht minder bedeutend als das poetische Interesse ist aber das historische und psychologische Interesse derselben; nur ist dabei der Gesichtspunkt bei der Auffassung und Beurtheilung dieser Erzählungen und Sagen stets festzuhalten, welchen Schlosser in der sehr bemerkenswerthen Einleitung zu der ersten Legende (Seite 8) treffend hervorhebt, nämlich, dass sie nur aus den tiefern Motiven der Zeit, welcher sie angehören, aufgefasst werden dürfen, wenn sie anders wahrhaft und gerecht begriffen und verstanden werden sollen“; ferner: „dass dieses ohne Zweifel in besonders hohem Grade bei solchen Erscheinungen der Fall ist, für welche in der unsrer Gegenwart angehörigen Anschauungs und Gesinnungsweise der Schlüssel und Maassstab vergebens zu suchen sein mögte.“ Bei dieser, gewiss richtigen Beurtheilung wird Manches was einer oberflächlichen Auffassung als eine unbedingt verwerfliche Uebertreibung oder Ausartung vorkommt, in einem andern Lichte sich darstellen.

Was die Form der Darstellung der Legende betrifft, so wird dem schöpferischen Talent und der poetischen Begabung gegenüber zwar kein zu enger Spielraum gesetzt noch eine ausschliessliche Regel aufgestellt werden dürfen; aber als besonders geeignet und mit besonders anziehendem Reiz ausgestattet wird immer die einfache gläubige Darstellung gelten müssen, welche die aus den frühern Jahrhunderten, zum Theil aus der Zeit der erzählten Geschichten oder der Entstehung der Sagen herrührenden schriftlichen Denkmäler zeigen. Was als Reflexion oder zur Erklärung hinzuzufügen ist, mag dann abgesondert von der erzählenden Darstellung selbst gegeben werden. In dieser Weise ist die Darstellung jener drei Legenden hier gehalten. Die zweite dieser Legenden hat überdiess als schöne Beigabe ein treffliches an die Zeichnung Steinles sich anschliessendes englisches Gedicht von einer Dame verfasst, welchem eine deutsche höchst gelungene Uebersetzung des Verfassers folgt. Nach den drei oben genannten ausführlicheren Legenden wird noch

gegeben die Legende oder vielmehr die Geschichte von des angelsächsischen Königes Eduard des Martyrers Tod, in schlichten gereimten Versen und zum Schlusse das Leben des Johann Colombini, Stifters der armen Jesuiten. Letztere (nicht zu verwechseln mit den Jesuiten) waren eine Genossenschaft von Laien, welche sich der Krankenpflege und frommen Uebungen in der grössten Armuth und Demuth widmeten, gestiftet im vierzehnten Jahrhundert. Ihr oben genannter Stifter war ein wohlhabender, sehr weltlich gesinnter Kaufmann zu Siena, welcher durch eine zufällige Lectüre in dem Leben der Heiligen plötzlich und auf einmal jenen ganz entgegengesetzten Lebensweg einschlug. In einem hier in Original und deutscher Uebersetzung mitgetheilten italienischen Gedicht von L. Belcari aus dem fünfzehnten Jahrhundert wird der selige Colombini redend eingeführt, sein inneres und äusseres Leben erzählend.

So sind denn auch diese zwei Bände des Schlosser'schen Nachlasses, wie der erste, ein würdiges Andenken an den Verfasser und eine gewiss viele Leser erfreuende literarische Gabe.

Zell.

## Neueste Schriften über deutsche Universitäten.

- I. *Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte, Briefe der Zeitgenossen, herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Dr. Emil F. Rössler. Göttingen, Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht. 1855. XXIV & (Vorrede), 54 S. (Geschichtliche Einleitung), 503 S. (Entwürfe, Pläne, Briefe der Zeitgenossen. Namenverzeichniss). gr. 8.*
- II. *Zur hundertjährigen Jubelfeier der Georgia-Augusta zu Göttingen. Ein chronologisches Verzeichniss sämmtlicher Lehrer der Universität seit ihrer Stiftung im Jahre 1734, verfertigt von Philipp Friedrich Conradi. Nebst einigen Beilagen. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. IV u. 36 S. gr. 4.*
- III. *Geschichte der Universität Greifswald mit urkundlichen Beilagen. Verfasst von Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten, ordentlichem Professor der Theologie und Mitgliede der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Erster Theil. Greifswald. 1857. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung. Th. Kunike. XVII und 330 S. Mit dem Bildnisse des Henricus Rubenow „plantator studii griepeswaldensis“ und eigenhändigen Unterschriften. gr. 4.*  
*Desselben Werkes zweiter Theil. Enthaltend urkundliche Beilagen. Greifswald 1856. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung. Th. Kunike. IX und 312 S. Mit Siegeln an Universitätsurkunden. gr. 4.*

IV. *Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens* von Friedrich Zarncke. Leipzig bei S. Hirzel. 1857. 613 S. gr. 4.

V. *Die Deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Charakteristik derselben, mitgetheilt von Friedrich Zarncke. Erster Beitrag.* Leipzig, T. O. Weigel. 1857. X und 266 S. gr. 8.

Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist es auf dem weiten Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens vorzüglich die Geschichte der Universitäten, welche sich besonderer Pflege erfreut und mit Recht kann gesagt werden, dass die Literatur der Deutschen Universitäten bereits eine sehr umfangreiche geworden und der überwiegenden Zahl der Werke nach sie mit Sorgfalt und Fleißsamkeit gearbeitet ist. Es erschienen in theils grösseren, theils kleineren Schriften unter anderen: die Geschichte der Universität Tübingen von Zeller (1743), von Böck (1774), von Eisenbach (1774), Schnurrer (1792, 1798), von R. v. Mohl (1832), von Klüpfel (1849); von der Universität Königsberg von Arnold (1746); von der Universität Göttingen von Gesner (1737), von Pütter (1765, 1780), von Saalfeld (1820), von Osterley (1838); von der Universität Würzburg von Bönicke (1782); von der Universität Altorf von Will (1795); von der Universität Leipzig von Schulze (1810), von Kreussler (1810); von der Universität Jena von Eichstädt (1823); von der Universität Ingolstadt von Mederer (1782), von Gretschel (1830); von der Universität Dillingen von Stempfle (1833); von der Universität Wittenberg von Grohmann (1802); von der Universität Halle von Hoffbauer (1805), von Förster (1805), von Bullmann (1833); von der Universität Helmstädt von Kunhardt (1793), von Henke (1833); von der Universität Herborn von Steubing (1823); von der Universität Giessen von Nebel (1828); von der Universität Bielefeld von Piderit (1842); von der Universität Marburg von Justi (1827), von Hildebrand (1848); von der Universität Prag von Voigt (1776), von nicht genanntem Herausgeber „*Monumenta historica Universitatis Pragensis*“ (1830—1834), von Tomek<sup>1)</sup> (1849); von der Universität Cöln von v. Bianco (1855); von der Universität Wien von Schlikenrieder (1753), von Kink<sup>2)</sup> (1854); von der Universität Rostock von Eschenbach (1790), von Krey (1812, 1813, 1816, 1817), von Krabbe<sup>3)</sup> (1854); von der Universität Freiburg im Breisgau von Schreiber<sup>4)</sup> (1856). Ueber die Preussischen Universitäten sind ausführ-

1) Von uns angezeigt in diesen Jahrb. 1855, Nr. 11, S. 165—174.

2) Von uns angezeigt ebendort 1855, Nr. 23 und 24, S. 367—381.

3) Von uns angezeigt ebendort 1856, Nr. 56 und 57, S. 891—901.

4) Von uns angezeigt ebendort 1857, Nr. 43, S. 668—672.

liehe geschichtliche und statistische Werke erschienen von Dietrich (1836) und von Koch (1839).

Ausser diesen Schriften, welche die Geschichte einzelner Universitäten behandeln, sind aber auch weiter solche ausgearbeitet worden, die theils als Sammelwerke die Geschichte der Universitäten aller oder einzelner Länder umfassen, theils die Geschichte der Entstehung, Entwicklung, Verfassung, Verwaltung der Universitäten oder die Zustände und Geschichte der Universitäten im Allgemeinen zum Gegenstande haben. Von solchen Werken führen wir, ausser dem schon im Jahre 1711 erschienenen Europäischen Helicon von Lucä, die von Eckard (1780), von Meiners (1801 und 1802), von Tholuck<sup>5)</sup> (1853, 1854), von Karl v. Raumer (1854) an.

An diese zum Theil sehr ausgezeichnete und umfangreiche Werke schliessen sich die nachfolgenden an.

Nr. I. Der zufällige Fund eines reichhaltigen und völlig unbenutzten Vorrathes von Briefen und Actenstücken zur Geschichte der Universität Göttingen gewährte dem Herrn Verfasser (Vorrede S. I) einen so willkommenen und belehrenden Aufschluss über die inneren Zustände; die darin enthaltenen Aufzeichnungen der Zeitgenossen mit den mannfaltigsten bisher unbekannten Angaben verbreiteten so viel Licht, dass die bisher zugänglichen Quellen dagegen völlig unzulänglich erschienen. Die Durchsicht und Prüfung der genannten Schriftstücke erzeugten daher in Herrn Dr. Rössler den Plan, die wichtigsten ungedruckten Quellen über die Entstehung und Entwicklung der Universität zu sammeln und die sorgfältige in dieser Absicht begonnene Durchforschung einzelner Archive und Privatsammlungen ergab bald eine so grosse Ausbeute, dass demselben eine Sammlung und Veröffentlichung sorgfältig ausgewählter Quellen zur Gestaltung eines unmittelbar anschaulichen Lebensbildes aus den Mittheilungen und Urtheilen der betheiligten einflussreichen Persönlichkeiten mit Recht als verdienstlich erschien und er in dem vorliegenden Werke seinen Plan ausführte. Dieser aber ist um so mehr gelungen, als die Quellen in der That auch mit grosser Umsicht ausgewählt und geordnet sind, und um eine desto frischere und treuere Anschauung bei dem Leser hervorzurufen, an einigen Stellen Bekanntes aufgenommen und an anderen Stellen neues Material, das kein besonderes Interesse darbot, ausgeschieden worden ist.

Der Zeitraum, auf welchen sich Herr Rössler bei dieser Arbeit beschränkte, umfasst die Gründung und die weiteren Anfänge der Universität, weil dafür die bei weitem reichsten und gehaltvollsten Quellen zu Gebote standen. Mit dieser Zeit ist man aber im Allgemeinen weniger vertraut, weil die ihr folgende glänzende Epoche der vaterländischen Literaturgeschichte sie völlig verdunkelt hat. Es

---

5) Von uns angezeigt ebendort 1854, Nr. 14, S. 214—223 und 1857, Nr. 4, S. 60—64.



trägt daher dieses Werk gewiss nicht wenig dazu bei, eine nicht unerhebliche Lücke in der Geschichte deutscher Cultur auszufüllen.

Was nun die Geschichte der Universität Göttingen angeht, so zeigt sie einen wesentlich andern Charakter als die der älteren deutschen Hochschulen. Während die letzteren in ihrer corporativen Selbstständigkeit und Autonomie an den grossen politischen und religiösen Kämpfen Theil nahmen, und in ihrer eigenthümlichen Stellung zu Kirche und Staat mit in den Vordergrund der allgemeinen Geschichte traten, hat Göttingen, so wie nach ihr die neueren Universitäten überhaupt, einen andern Ausgangspunkt und ein anderes Ziel. Ihr Leben entzieht sich der geräuschvollen Aussenwelt; ihr Wirken richtet sich auf stille Pflege und Fortbildung der Wissenschaften durch Unterricht und Forschung. Weder eine bestimmte wissenschaftliche oder kirchliche Bewegung, noch das Auftreten einer bedeutenden Persönlichkeit als Mittelpunkt einer grossen Schülerschaft — wie nicht selten bei älteren hohen Schulen — der Aussenwelt als ihr Stützpunkt. Ihre Entstehung ist ein planmässiges Grün-  
den einer Staatsanstalt <sup>6)</sup> „von neuer Wurzel“ zur Pflege der Wissenschaft, zum Glanze und Segen des Landes.

---

6) Die ältesten Universitäten des Mittelalters, welche von ihrem ersten Entstehen an eine bedeutsame und tiefeingreifende Einwirkung auf alle Zweige des Wissens und auf den Gang ihrer Entwicklung ausgeübt haben, gingen eben so sehr hervor aus der hervorragenden, Alles bedingenden Wirksamkeit einzelner, als sie anderer Seits recht eigentliche Schöpfungen des corporativen Geistes waren, welcher durch das Mittelalter hindurchgeht. Selbstständig somit in ihrem Ursprunge und selbstständig sofern sie auf hervorragende Persönlichkeiten gegründet waren und selbstständig durch die wissenschaftliche Genossenschaft, welche sich um diese gebildet hatte, hatten die Universitäten des Mittelalters ganz andere Ausgangspunkte und ganz andere Grundlagen, als diejenigen der neuern Zeit. Es fehlte ihnen, worauf diese ruhen, die Basis des Staates, welcher in allem Wesentlichen als der Schöpfer und Pfleger der neuern Universitäten angesehen werden muss. Was die Universitäten des Mittelalters stark und lebenskräftig machte und vor dem Zerfall und der Auflösung bewahrte, war eben jener corporative Verband, welcher durch alle Stände und Gliederungen des Volkslebens hindurchgehend, die eigentliche Lebensluft des Mittelalters ist, und sie können als die einzige Macht angesehen werden, welche neben der Kirche allmählig emporwuchs. Anders verhält es sich mit den Universitäten, welche im 14. und 15. Jahrhundert gestiftet wurden. Sie waren sämtlich geistliche Stiftungen, welche im kirchlichen Interesse ins Leben gerufen, auch insgemein durch die kirchlichen Principien und Richtungen, die von ihnen vertreten wurden, ihre Bedeutung empfangen. Obgleich jedoch ihr Leben und ihre Entwicklung auf das Engste verknüpft war mit dem Leben der Kirche, und lange Zeit mit diesem zusammenhing und an ihm erstarkte, so war es doch auch anderer Seits der Gegensatz, den die Universitäten als Träger der Wissenschaft hervorriefen, durch welchen sehr bedeutsame Veränderungen und Umgestaltungen in den Zuständen des europäischen Völkerlebens herbei geführt worden sind. Die geistige Selbstständigkeit, welche das Wesen der Universitäten auf dem wissenschaftlichen Gebiete ausmacht, setzte sie auch in den Stand, in die geistigen Kämpfe und Bewegungen einzugreifen und nicht selten den Gang derselben zu bestimmen. Die Reformation der Kirche ist unverkennbar von den Universitäten ge-



Den Entwürfen, Berichten und Briefen der Zeitgenossen über die Universität der Herr Herausgeber eine mit umsichtiger Gründlichkeit abgefaßte „geschichtliche Einleitung“ vorausgehen (S. 1—54). In dieser werden nicht nur der Grundcharakter und die Haupteinrichtungen der Universität beleuchtet, sondern auch die Verfassungsgesetze derselben mitgetheilt. Doch soll diese Einleitung (Vorrede S. VI) weder als eine ausführliche erschöpfende Schilderung aller Ereignisse, noch als eine vollständige Ausbeute des in den Quellen zu Tage geförderten Stoffes gelten, sondern nur in kurzen Zügen eben jene Hauptgesichtspunkte für die Benutzung der Schriftstücke selbst dem Leser vorgeführt werden. Etwas ausführlicher ist sie nur da, wo bisherige Annahmen entgegengetreten oder auf einen bestimmten Hergang besonderer Nachdruck gelegt werden musste.

Gegründet wurde die Universität von dem Könige Georg II. (Georg-August). Er sah, da Churhannover das bedeutendste und blühendste Land in Niedersachsen geworden war, es, dem Bedürfnisse des Landes entsprechend, als eine Ehrensache an, gleich andern deutschen Fürsten eine eigene Landesuniversität zu besitzen. Nachdem ausgezeichnete Lehrer von dem Curator der Universität Gerlach Adolph v. Münchhausen, berufen worden und die nach und nach aus verschiedenen Theilen Deutschlands eingetroffen waren, wurden im October 1734 die Vorlesungen eröffnet (immatriculirt wurden im genannten Jahre 147 Studenten S. 49), die Eröffnung hatte jedoch erst am 17. September 1737 statt (S. 52).

Bei der schon erwähnten Berufung ausgezeichneten Lehrer an die neu gegründete Anstalt stellten sich jedoch dem Curator, welcher eine möglichst vollständige Besetzung der Universität in allen Facultäten mit tüchtigen und bedeutenden Lehrkräften durchzuführen

---

tragen und durchgeführt worden. Das Princip der reformatorischen Bewegung erhielt in ihnen seine eigentlichen Vertreter und konnte nur durch sie eine allseitige und lebenskräftige Entwicklung finden. Von der Reformation verändert auch die Universitäten allmählig ihre Stellung, insofern sie ursprünglich geistlichen Stiftungen gemeinsame Institutionen der Kirche und des Staates wurden. Der Staat erkennt, dass auch er einen Beruf zur Erziehung seiner Bürger habe. So lange er aber mit der Kirche Hand in Hand geht, und die Sphäre und die Grenzen richtig erkennt, in welchen er sich in dieser seiner Thätigkeit zu halten hat, so lange durchdringen sich auch die Einflüsse des kirchlichen und staatlichen Principes im Universitätsleben, halten die Einheit desselben aufrecht und vermitteln seinen Einfluss nach beiden Seiten hin auf Kirche und Staat. Erst in neuester Zeit ist der Einfluss des kirchlichen Principes auf die Universitäten überwiegend zurückgetreten, so dass namentlich die Universitäten neueren Ursprungs fast allein als Staatsanstalten erscheinen, welche nur durch die Pflege der theologischen Wissenschaft und durch die Ausbildung der Diener der Kirche mit dieser zusammenhängen.

Ausführlicheres über das im Mittelalter vorherrschende Streben nach abgeschlossenen Körperschaften (Corporationen) und über die Universitäten als „freiwillige Lehr-Vereine“ siehe bei Kortüm, Gesch. des Mittelalters Bd. I S. 569 und über das Verhältniss der Kirche zum Staate vgl. Krabbe, Gesch. der Universität Rostock S. 1 ff.

beabsichtigte, grosse Hindernisse entgegen. Vor Allem gehört aber, dass die Aussicht, von den blühendsten Preussischen Universitäten eine Reihe von Männern nach Göttingen zu verlesen, welche schon durch den Klang ihrer Namen fördernd wirken konnten, durch ein Königl. Preussisches Mandat d. d. 1. April 1733 völlig abgeschnitten wurde. Nach diesem durfte ein Professor fremde Vocationes bei schwerer Ahndung annehmen und wurde die ganze Universität dafür als haftend erklärt.“ Die Universitäten Leipzig und Wittenberg wurde von dem Sächsischen Hofe Aehnliches intimirt. Noch strenger verfahren die Fürstbischöflichen Connutritores in Jena: die beiden nach Göttingen berufenen Professoren Hamberger und Wedel, welche schon zum Zuge bereit waren, wurden mit Gewalt zurückgehalten (S. 41. 42). Das Kaiserliche Privilegium ist vom 13. Januar 1733 und das Königl. Privilegium d. d. 7. December 1736. Dieses wurde nebst Statuten der einzelnen Facultäten aber erst bei der Inauguration der Universität übergeben und bildete den Abschluss der Verhandlung.

Als Rector stand der Königliche Stifter selbst der Universität (1734 an) vor und gab damit einen sprechenden Beweis seiner Thätigkeit und Fürsorge für dieselbe. Curator der Universität war (1734) der schon genannte von Münchhausen. Die Geschäfte eines Prorectors waren einem Königlichen Commissarius, zudem Hofrathe Gebauer, übertragen. Diese Würde wechselte jährlich, wie später die des Prorectors. Die Hauptgrundsätze der allgemeinen Verfassung, der Privilegien und Statuten kamen mit denen der andern Universitäten, vor Allem mit denen von Halle — die Privilegien sind oft wörtlich nachgebildet — überein. Aus den Statuten heben wir folgende besonders hervor: das Corpus academicum stand immediate unter dem Könige; die theologische Facultät wurde ausdrücklich als nicht den Consistorien untergeordnet erklärt; die Universität erhielt das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit, so wie einige Vergünstigungen rücksichtlich gewisser Steuerverhältnisse und Gewerbeberechtigkeiten, städtischer Bürgerrechte u. s. w.; die zwei wichtigsten corporativen Rechte älterer Universitäten, das Recht der Vocation bei Besetzungen und das Verwaltungsrecht des Universitätsvermögens, blieben der Regierung völlig vorbehalten. Diese beiden Umstände machten, wie der Herr Verfasser (S. 34) sagt, die Universität nach dem Begriffe der damaligen Zeit zu einer „Staatsanstalt.“ Die einsichtsvollsten Gelehrten erkannten noch darin nur einen Fortschritt (S. 33. 34).

Die Einrichtungskosten betrugen nach der Berechnung des Fundi Academici (11. März 1734) 10,004 Thaler, 19 Ggr. 3 Pfennige und die Unterhaltungskosten 16,600 Thaler (S. 48).

Ehe wir weiter gehen, sei es uns gestattet, das unsterbliche Verdienst besonders hervorzuheben, welches sich ein hochbegabter Staatsmann bei der Gründung und Einrichtung der Universität Göttingen er-

worden hat. Es ist der schon als Curator der Universität wieder erwähnte Gerlach Adolph von Münchhausen. Er beherrschte in dem Kurstaate als wirklicher Geheimer Rath die Angelegenheiten eines Ministers und ihm gebührt der Ruhm, von den ersten Anfangen der Universität an bis zum Ende seines Lebens ihr die eifrigste Unterstützung und aufopferndste Thätigkeit zugewendet zu haben, da der weitere Ausbau fast allein in seiner kräftigen Hand lag. Ausführliches über v. Münchhausen's Leben und Wirken als Curator der Universität und als Staatsmann, so wie auch über das Verhältniss zu Haller und über dessen Tod theilt Herr Börsch S. 10 ff. und S. 368 ff. mit.

Als Curator der Universität Göttingen erinnert v. Münchhausen lebhaft an drei Männer, welche sich um unsere Ruperto-Carola dieser alt ehrwürdigen Pflanzstätte deutscher Wissenschaft, gleiches Verdienst erworben haben. Es sind diese: Marsilius von Inghen, welcher von dem Begründer unserer Hochschule, dem Kurfürsten Ruprecht I., im Jahre 1386 als „des studium zu Heidelberg ein anheber und regirer“ und deshalb auch „primus Universitatis Heidelbergensis plantator“ und „fundator et initiator hujus studii“ heisst, berufen wurde; Johann von Dalberg, Bischof von Worms und Geheimer Rath Philipp's des Aufrichtigen, Kurfürsten der Pfalz (1476—1508), und der Staatsminister Sigmund von Reizenstein (†1847). Was die beiden ersten anbelangt, so sind Ruprecht I. und Philipp der Aufrichtige gewesen, dieser dem Wiederhersteller und zweitem Begründer der hiesigen Universität, dem unvergesslichen Kurfürsten und Grossherzoge Friedrich und dessen Nachfolgern von dem Jahre 1807 an, ihm das Curatorium der Universität übertragen wurde<sup>7)</sup>.

Wenden wir uns nun zu den in vorliegender Schrift zusammengestellten Entwürfen, Berichten und Briefen der Zeugen, so sind diese unter folgenden Rubriken mitgetheilt:

I. Die ersten Entwürfe und Vorschläge zur Errichtung einer Universität in den churfürstlich braunschweig-lüneburgischen Landen (S. 3—41).

---

7) Ueber diese drei Männer und namentlich über ihre rastlose Thätigkeit und grosse Liebe für die Universität Heidelberg finden sich ausführliche, gründliche Nachweisungen und zwar über Marsilius von Inghen: E. Win „Oratio funebris in exequiis Marsilii de Inghen“ (1396), C. C. Weinmann „Commentatio historica de Marsilio ab Inghen“, Schwab „Syllab. Reipublicae Univers. Heidelb.“ T. I. p. 189 ff. und D. L. Wundt Magazin für Pfälz. Gesch. B. I. S. 256 ff.; über Johann von Dalberg: Ullmann, „Oratio de memoria Joannis Dalburgii, summi universitatis Heidelbergensis patroni 1840“ — besonders dessen freie Bearbeitung dieser Rede „Johann von Dalberg, Vorbild eines Curators“ in den Theolog. Studien und Kritiken 1841, H. 1. S. 555 ff. und über den Freiherrn von Reizenstein: Dittenberger, „Die Universität Heidelberg im Jahre 1804. 1844“ und in v. Reichlin-Meldegg's „Heinr. Eberh. Gottl. Paulus und seine Zeit“ B. I. S. 420 ff. B. II. S. 12 ff. Creutzer, aus dem Leben eines alten Professors S. 70 ff.

II. Das Kaiserliche Privilegium, die Königlichen Rescripte und Verfügungen bei Einrichtung einer Universität in Göttingen (S. 1—75).

III. Briefe G. A. von Münchhausen's an Georg Christian Gebauer (S. 75—163).

IV. Briefe Joh. Lor. von Mosheim's an von Münchhausen (S. 163—223).

V. Einzelne Briefe von andern Gelehrten an von Münchhausen (S. 223—257).

VI. Beginn der Vorlesungen, weitere Vorschläge und Entwürfe einzelner Ordnungen und Statuten (S. 257—307).

VII. Schilderungen und Berichte über die Anfänge und Zustand der neuen Universität (S. 307—439).

VIII. Schilderungen und Berichte über gleichzeitige Zustände anderer Universitäten nebst allgemeinen Betrachtungen über das Universitätswesen (S. 439—486).

Den Schluss dieses trefflichen Werkes, welches öfter auch aus andere Schilderungen über das Leben hochberühmter und vorzüglicher Männer, wie über das von Haller (S. 378 ff.) gibt, bildet ein Namensverzeichniss (S. 489—503).

Nr. II. Der Anzeige dieses grösseren, umfassenderen Werkes von Rössler glauben wir die zwar kleinere, aber nichts desto weniger interessante und für die Geschichte der Universität Göttingen werthvolle Schrift des Herrn Conradi<sup>8)</sup> um so mehr anschliessen zu müssen, als wir durch sie viele Mittheilungen erhalten, welche Herr Rössler, als nicht zu seiner Aufgabe gehörig, nicht in sein Werk aufnehmen konnte.

Herrn Conradi's Schrift erschien zur 100jährigen Jubelfeier der Universität Göttingen (17. September 1837) und ist „den Manen nach Adolph's v. Münchhausen, des ersten Curators und ersten Mäcens der Georgia-Augusta“ gewidmet und zeichnet sich eben so sehr durch den grossen Fleiss aus, welchen der Herr Verfasser in sehr umsichtiger Weise auf die Bearbeitung derselben verwendet, als durch die Reichhaltigkeit ihres Inhaltes.

In dem ersten Abschnitte (S. 7—14) werden in einer Reihe, nach den Facultäten geordnet, die Lehrer der Georgia-Augusta seit der Stiftung im Jahre 1734 aufgeführt, und zwar 1. ordentliche Lehrer, 2. ausserordentliche Lehrer, 3. Privatlehrer, 4. Lectoren und Schreibe- und 5. Exercitienmeister. Ist es schon interessant, diese ruhmvolle Gelehrte eines Jahrhunderts zusammengestellt zu sehen, welche ihre Kräfte Einer grossartigen wissenschaftlichen Anstalt gewidmet haben, so ist auch der zufällige Umstand bemerkens-

<sup>8)</sup> Der Herr Verfasser ist der Sohn des noch lebenden, berühmten und dienstvollen Mediciners, Hrn. Hofrathes Dr. Conradi, welcher eine Reihe von Jahren als eine Zierde unserer Universität als Lehrer und Schriftsteller wirkte und im Jahre 1823 einem ehrenvollen Rufe an die Hochschule in Göttingen folgte.

werth, dass in 103 Jahren des Bestehens der Universität (wofür schon erwähnt wurde die Universität schon 1734 eröffnet, biläum aber erst an ihrem Einweihungstage, 17. September gefeiert) auch gerade 103 Professoren in Göttingen gestorben. Die Zahl der sämmtlichen ordentlichen Professoren, der abgegangenen als der damals (1837) noch lebenden betrug. Von diesen kommen auf die theologische Facultät 23, auf die juristische 40, auf die medicinische 36 und auf die philosophische 4. Die Zahl der ausserordentlichen Professoren betrug 103 und zwar in der theologischen Facultät 11, in der juristischen 11, in der medicinischen 5 und in der philosophischen 28. Somit die Zahl sämmtlicher Professoren der Universität, der ordentlichen und ausserordentlichen, seit ihrer Stiftung zusammen 231.

Der zweite Abschnitt (S. 15—22) gibt eine „synchronische Zusammenstellung der Lehrer der Georgia-Augusta nach der Zeit von 1734—1737 (17. September) nebst Zeitbegebenheiten in der Geschichte der Universität.“ Die „Zeitbegebenheiten“ über diese Abtheilung liefert in kurzen Angaben eine vollständige Übersicht aller bei der Universität gemachten Einrichtungen und vorgekommenen Veränderungen. Ausserdem werden aber auch andere wichtige, besonders auf auswärtige Universitäten sich beziehende Ereignisse mitgetheilt.

Der dritte Abschnitt (S. 23. 24) enthält einen „vergleichenden Bestand der Lehrer in den Jahren 1734, 1737, 1787, 1837.“

Der vierte Abschnitt (S. 25) berichtet über „die Institutionen der Universität.“

Der fünfte Abschnitt (S. 26. 27) nennt „die jetzt bestehenden Universitäten.“ Hier können wir nun nicht umhin, ein Versehen des Herrn Verfassers in Beziehung auf unsere Universität Heide zu berichtigen. Diese wurde nicht, wie es S. 26 heisst, am 17. September, sondern am 18. October 1386 eingeweiht und eben so wenig, wie eben dort angegeben ist, im Jahre 1806 durch König Karl Theodor restaurirt, sondern es war der Kurfürst Friedrich, welcher durch das 13. Organisations-Edict vom 18. October 1803 sie wiederherstellte und ihre neue und reiche Lebensperiode eröffnete.

Angefügt ist (S. 29—35) „die den 17. September 1737 stattgehabte Inauguration der Königl. Georg-August-Universität in Göttingen. In einem Gedichte entworfen von Johann Caspar Giessler, der Rechte Beflissenen.“

Den Schluss bilden (S. 35. 36) „Cantata bei der Inauguration der Königl. Georg-August-Universität, den 17. September 1737, gesungen“ und „Cantata bei den am andern Einweihungstage, 18. September 1737, vorgenommenen Promotionen in allen Facultäten, abgesungen“<sup>9)</sup>.

9) Den Anzeigen vorstehender Schriften über die Geschichte der Universität Göttingen fügen wir noch eine weitere bei, welche uns von Fromm

Nr. III. Die Veranlassung zur Abfassung dieses Werkes gab das im October 1856 gefeierte vierte Jubiläum der Universität Greifswald. Bei dem Herannahen dieses Festes wurde der Herr Professor Dr. Kosegarten von dem Rector und Senate aufgefordert, die Geschichte der Universität und ihrer Lehrer zu schreiben und es mehr als einem Grunde glaubte er diesen ehrenvollen Auftrag nicht ablehnen zu dürfen (Vorrede S. I).

Ihre Entstehung hat die Universität zunächst dem Dr. Heinrich Rubenow zu verdanken (S. 44. 45). Er war aus einem schon seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts zu Greifswald vorhandenen angesehenen und reichen Geschlechte entsprossen und von 1442—1449 Rathmanu und von 1449—1462 Bürgermeister der Stadt (S. 44). Ihm gebührt das Verdienst, bei dem Herzoge Warislaw IX. den Gedanken angeregt zu haben, die Universität zu stiften und dieser, obwohl in hohem Alter stehend und nur des Legahandwerkes kundig, hatte dafür so viel Empfänglichkeit, dass auf den Vorschlag einging und ihn ausführte (S. 42. 43). Grosse Mittel konnte er jedoch nicht darauf verwenden. Sein Gebiet war klein und die Fürstlichen Einkünfte waren schon lange größtentheils verkauft oder verpfändet, da die Fürsten in jenen Zeiten nur auf diesem Wege in Fällen der Noth eine etwas erheblichere Summe Geldes erlangen konnten. Desshalb war Rubenow bereit, aus seinem eigenen Vermögen und durch Ansuchen bei Anderen, die zur Erhaltung der hohen Schule erforderlichen Mittel zu beschaffen (S. 43).

Die erste Ausstattung erhielt nun die Universität theils durch die Schenkung Rubenow's (S. 49), theils durch Fürstliche He-

ilzugekommen ist und in vielen Beziehungen interessante Mittheilungen über diese Hochschule sowohl im Allgemeinen als auch besonders über das Leben und Wirken der an ihr angestellten hervorragenden Gelehrten gibt. Der Titel dieser Schrift ist:

*Sammlung zur hundertjährigen Jubelfeier der Georgia-Augusta. Herausgegeben von Dr. G. F. Schumacher. Göttingen, in der Dieterich'schen Buchhandlung. 1837.* 190 S. kl. 8.

Besonders anziehend sind die in derselben niedergelegten „Erinnerungen der Geschichte der Universität“, welche in drei Perioden mitgetheilt werden, von welchen die erste von der Gründung der Universität (1734) bis etwa Jahre 1760, die zweite bis zum Jahre 1803 und die dritte bis zum Jahre 1837 geht (S. 9—132).

Ausserdem enthält diese Schrift Albrecht von Haller's „Gesang zum Freibriefsfeste der Universität 1737“ (S. 133—138) und „Bürger's Gesang am heiligen Vorabende des fünfzigjährigen Jubelfestes 1787“ (S. 139—140). Beide Dichtungen werden mit Vergnügen gelesen werden, besonders die von v. Haller, welcher sich auch um die Begründung, Stiftung und Erweiterung der Universität Göttingen sehr verdient gemacht hat. Eine ausführliche, ins Einzelne gehende Schilderung von v. Haller's Verdiensten findet man in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1837, Stück I, S. 1—8 mitgetheilt. Vergl. auch über ihn die oben schon aus Herrn Rössler's angeführten Mittheilungen S. 378 ff.



bungen aus mehreren bei Greifswald gelegenen Dörfern, theils aus Canonicaten. Aus diesen Mitteln erhielt sich die Universität ein Jahrhundert hindurch. Als aber durch die Annahme der Lutherschen Lehre seit dem Jahre 1534 die Canonicate zu Greifswald aufhörten und deren Einkünfte grossen Theils zum Vermögen der Kirche gelegt wurden, so wurde die Lage der Lehrer der Universität allmählig immer bedrängter. Es erfolgte daher im Jahre 1559 durch Herzog Philipp I. die zweite Ausstattung, welche ausser einigen andern Einkünften, in jährlich etwa 1,200 fl. bestand, aber im Jahre 1563 von seinen Söhnen mit 300 fl. und andern Emolumenten vermehrt wurde (S. 201. 209. 210). Eine dritte Ausstattung erhielt die Universität durch Herzog Bogislaw XII. in den Jahren 1626 und 1634 durch Zuweisung der Eldenaer Güter. Allein die Universität hatte wenig Vorthell davon. Krieg und Verwüstung verzehrten alles und 5 Jahre lang hatten die Professoren keine Besoldungen erhalten (Th. I. S. 235. 236. 239. 240. 245 und Th. II. S. 137). Es nahm sich daher die Königin Christina von Schweden der Greifswalder Professoren an, und liess ihnen in den Jahren 1639 und 1641 aus den Königlichen Kassen ausserordentliche Unterstützungen zahlen (Th. I. S. 252 und Th. II. S. 137). Erst nach dem Moskowiterkriege, welcher 1711–1715 Schwedisch-Pommern verheerte, begannen die Eldenaer Güter eine beständig und allmählig steigende Einnahme zu gewähren und kam nun im Jahre 1720 dahin, dass jeder ordentliche Professor wieder die schon lange verheissene Besoldung von 200 Thalern jährlich erhielt. Im Jahre 1756 wurde diese Summe auf 400 Thaler erhöht (S. 285. 295) und jetzt noch gewähren die Eldenaer Güter der Universität ihren Unterhalt (Vorrede S. VIII).

Das erste Collegiengebäude wurde für die hohe Schule schon bei ihrer Gründung im Jahre 1456 am „Wüsten Platze“ oder Rannow-Platze eingerichtet durch den Ankauf zweier dort stehender Bürgerhäuser. Sie wurden zu einem Collegium Majus und einem Collegium Minus umgebaut, in welchen die Artistenlehrer und ihre Studenten wohnten (S. 87). Als es zu baufällig geworden war, erbaute Herzog Ernst Ludwig an derselben Stelle das zweite Collegiengebäude, welches Ernestinum oder Ernesto-Ludovicianum hiess. Auch dieses enthielt Wohnungen der Artistenlehrer und ihrer Studenten (S. 225. 226). Aber dieses wurde ebenfalls, es besonders im obern Theile zu sehr beschädigt war, unter der Regierung des Königs Friedrich von Schweden, im Jahre 1715 abgebrochen und an derselben Stelle das dritte Collegiengebäude oder Fridericianum aufgeführt, welches noch jetzt steht. Darin wurden noch für zwei Lehrer der philosophischen Fakultät Wohnungen in den beiden Flügeln eingerichtet; die Studentenwohnungen blieben ganz fort (S. 293).

Die Greifswalder Lehrer kamen in der ersten Zeit häufig nach Rostock oder Leipzig, als den nächstgelegenen Universitäten. Nach



nahme der Lutherischen Lehre war es eine Zeitlang besonders Greifswald, woher Lehrer berufen wurden (S. 204. 205). Ferner sind seit der Stiftung der Universität (1456) viele Dänen und Schweden unter den Studenten und auch unter den Lehrern der Juristen-Facultät, auch unter den Rectoren der Universität sind solche bezeichnet (S. 132. 134).

So viel im Allgemeinen über die Geschichte der Universität Greifswald in ihren ersten Anfängen.

Betrachten wir nun das vorliegende umfangreiche Werk selbst näher, so ist dasselbe in zwei Abschnitte eingetheilt. Der erste umfasst „die Zeit der Pommerschen Herzoge von 1370—1637“ und der zweite „die Zeit der Schwedischen Herrschaft von 1637—1815.“

Diese beiden Abschnitte haben wieder ihre Unterabtheilungen in Capiteln, und zwar der erste in 13 und der zweite in 7. In dem ersten ist nicht nur die Geschichte der Universität gegeben, sondern auch die Lehrer genannt, welche zu gleicher Zeit in den verschiedenen Facultäten thätig waren und über deren Leben und Thätigkeit ausführliche Mittheilungen beigelegt.

Aus dem reichen Inhalte heben wir um nicht zu weitläufig zu werden, aus einzelnen Capiteln nur Folgendes hervor: „Einrichtung der Studien auf den ältesten Universitäten Deutschlands“, „Studien in Pommern zu Prag, Leipzig und Rostock in den Jahren 1370—1437“, „Aufenthalt der Rostocker Universität zu Greifswald in den Jahren 1437—1448“, „Herzog Wartislaw IX. und Doctor Heinrich Rabenow“, „Gründung der hohen Schule zu Greifswald“, „Nichtung derselben 1456 und 1457“ (S. 1—108). Darauf folgt die Geschichte der Universität unter dem Herzoge Erich II. und Wartislaw X. (1457—1478), Bogislaw X. (1478—1528), Georg und Barnim IX. und Philipp I. (1523—1560). Unter Barnim und Philipp I. wurde die Lutherische Lehre (1534) in Pommern eingeführt und die Greifswalder Hohe Schule durch Herzog Philipp (1539) als eine Lutherische neu eingerichtet<sup>10)</sup>.

<sup>10)</sup> Philipp war, als sein Vater, Herzog Georg (1531) starb, 16 Jahre alt. Vom Jahre 1526 an war er in Heidelberg bei seinem mütterlichen Oheime, Kurfürsten Ludwig V. (1508—1544), um dort erzogen und gebildet zu werden. In Heidelberg selbst traten schon damals reformatorische Bestrebungen deutlich hervor und diese wurden durch Luther's Anwesenheit (1518) die von ihm in einer öffentlichen im Augustiner-Kloster hier abgehaltenen Disputation vertheidigten 40 Thesen um so mehr angefeindet, als Ludwig V. einer gewaltsamen Verfolgung von Glaubenslehren abgeneigt war und nur dann hemmend eingriff, wenn er die äussere Ruhe gefährdet sah; auch war er besonders, welcher auf dem Reichstage in Worms (1521) durch seinen Vortragsinhalt hindern half, dass man nicht dort mit Luther ähnlich verfuhr, wie ein Jahrhundert früher mit Hus in Constanx. (Sleidan, Comment. de rebus relig. et reipubl. Germanorum T. III. p. 60.) — Philipp, welcher wohlgebildet und unterrichtet war und zu ritterlicher Uebung und zum Lesen Lust hatte, verliess gleich nach dem Tode seines Vaters Heidelberg, um an der Re-

Nunmehr nothwendig gewordene neue Statuten wurden von Lehrern entworfen und von Philipp bestätigt. Die Ausführung derselben fällt in die Jahre 1545—1547 (S. 193). Dass Philipp der Universität (1559) eine neue Ausstattung gegeben, haben oben S. 254 schon berichtet.

Darauf folgt die Geschichte der Universität unter den Herzogen Ernst Ludwig (1560—1592), Philipp Julius (1592—1625). Unter ihrer Regierung wurde das Geistliche Consistorium in Greifswald errichtet; die medicinische Facultät erhielt neue Statuten (1592) und das neue Collegium Ernesto-Ludovicianum wurde (1596) geweiht.

Unter Herzog Bogislaw XIV. (1625—1637), welcher die Universität (1626) reiche Schenkungen machte, rückte das Weststeinische Kriegsvolk (1627) in Pommern ein und das Land wurde verwüstet. Die Lehrer der Universität litten die äußerste Noth, gingen aber nichts desto weniger am 25. Juni 1630 die Jubelfeier der Augsburger Confession und an demselben Tage landete Gustav Adolph mit dem Schwedischen Heere auf Usedom.

Auf die Zeit der Pommerschen Herzoge folgte die Zeit der Schwedischen Könige.

Die Reihe derselben eröffnet die Königin Christina und nach ihr Carl Gustav (1637—1660). Die Erste setzte eine Pommersche Regierung ein und unterstützte die Universität, welche im Jahre 1656 die Feier ihres 200jährigen Bestehens beging.

Unter der Regierung des Königs Karl's XI. (1660—1697) brach der Schwedisch-Brandenburgische Krieg aus (1674—1678). Der Kurfürst Friedrich Wilhelm schoss Greifswald in Brand und eroberte es, gab es aber (1679) wieder an Schweden zurück. Die Concordienformel erhielt zu dieser Zeit in Schwedisch Pommern Gültigkeit.

Weiter folgt nun die Geschichte der Universität unter den Königen Karl XII., Friedrich, Adolph Friedrich, Gustav III. und IV. und Karl XIII. (1697—1815).

Im Jahre 1815 wurden die Bewohner Schwedisch-Pommern von ihrer Pflicht gegen die Krone Schweden entbunden (S. 321). Die Krone Preussen verpflichtete sich durch den zwischen Preussen und Schweden abgeschlossenen Wiener Vertrag (7. Juni 1815), die Universität zu Greifswald in vollem Genusse ihres gegenwärtigen Grundbesitzes, ihrer Capitalien und sonstigen Einkünfte ungehindert zu erhalten.“

---

gierung Theil zu nehmen. Doch ermahnte ihn bei seiner Abreise von Heideberg der ruhige und bedächtige Onkel, „er möge in der Religion keine rasche und gewaltsame Aenderung vornehmen und derhalben kein Blut vergießen, welchem Rathe Philipp auch getreulich nachkam (S. 185).

(Schluss folgt.)

# HEIDELBERGER BIBLIOTHEK DER LITERATUR

## Neueste Schriften über deutsche Universitäten.

(Schluss.)

Die oberste Leitung der Angelegenheiten der Universität über-  
nimmt nun das Königliche Ministerium des Unterrichts zu Berlin und  
lässt derselben seine Sorgfalt unausgesetzt durch die Berufung  
tüchtiger Lehrer und die zweckmässige Verbesserung der zur Uni-  
versität gehörenden Anstalten. So konnte denn auch die Universität  
am 1. October 1856 die Feier des unter Gottes Fügung durch 4 Jahr-  
hunderte erhaltenen Bestandes freudig begehen.

Nachdem wir nun in allgemeinen Umrissen die von dem Herrn  
Herausgeber der Form und dem Inhalte nach trefflich abgefasste Ge-  
schichte der Universität Greifswald geschildert haben, gehen wir zu  
dem zweiten Theile des Werkes über, welcher die urkundlichen  
Ursachen enthält. Dieser zweite Theil des Buches wurde vor-  
her schon gedruckt, damit auf die Belege, welche er gewährt, im  
ersten Theile um so genauer verwiesen werden konnte (Vorrede zum  
ersten Theile S. X); denn sie wurden zu dem Zwecke abgedruckt,  
um die in dem ersten Theile gegebene Geschichtserzählung zu begründen  
und zu ergänzen und denjenigen Lesern, welche ein spezielleres In-  
teresse an solchen Forschungen nehmen, die Mittel zu gewähren,  
um selbst ein eigenes Urtheil zu bilden, da dies letztere wie  
Kosegarten mit Recht (Vorrede S. I) sagt, bei einem  
historischen Berichte nur dann geschehen kann, wenn die älte-  
sten Quellen desselben in ihren eigenen Worten vorgelegt werden.  
Nebenbei ist aber auch durch den Abdruck dieser die Universität  
Greifswald betreffenden Urkunden ein sehr wichtiger und werthvoller  
Beitrag zur genaueren Geschichte der älteren deutschen Universitäten  
hervorgegeben worden; wie denn insgemein in neuerer Zeit  
besonders hervorgehoben wird, was der Herr Herausgeber  
in der Vorrede S. I weiter ausführt, dass zur Er-  
langung einer wirklichen Kenntniss der Einrichtungen und der Ver-  
hältnisse unserer alten Hochschulen zuvörderst die Bekanntmachung  
der Urkunden, Statuten, Matrikel und Decanatsbücher als eine durch-  
aus notwendige Vorbereitung betrachtet werden muss. Wer diese  
nicht kennt, bleibt in allgemeinen Urtheilen und Muthmas-  
sungen stehen, die in Bezug auf das Einzelne oft unrichtig sind und  
zu einer sicheren Einsicht in jene Einrichtungen der alten Zeit nicht  
führen. Es haben deshalb unter andern auch Schriften, wie die Mo-

numenta historica Universitatis Pragensis, Pragae 1880 — 1884 (2 Bde.), v. Bianco's Geschichte der Universität Cöln (2 Bde.), Kink's Gesch. der Universität Wien (2 Bde.), und Rössler's und Zarncke's in der Ueberschrift dieser Anzeigen schon genannten und von uns ausführlich hier besprochenen Werke durch die beigelegten Urkunden und Statuten einen hohen Werth, welcher ihnen für alle Zeiten gesichert bleiben wird.

Was nun die in dem vorliegenden Werke mitgetheilten urkundlichen Beilagen angeht, so sind die Urkunden der Universität (S. 3 — 156) nach der Zeitfolge geordnet und die ältesten und wichtigsten aus den Originalen vollständig abgedruckt. In Bezug auf die späteren ist wegen ihrer allzu grossen Zahl nur eine Bezeichnung des Inhaltes mit Nennung des Ortes, wo sie zu finden sind, gegeben. Die sämtlichen Urkunden belaufen sich mit den Nachträgen auf 266, deren Benützung durch ein ebenfalls chronologisch geordnetes Inhaltsverzeichniss sehr erleichtert wird.

Auf die Urkunden folgen: Annalen der Universität aus den Jahren 1456—1487 (S. 157—200), Auszug aus dem Decanatsbuch der Facultas Artium (S. 201—256), Auszug aus dem Album der Universität (S. 257—270) und ein Nachtrag zu den Urkunden (S. 271—297) und darauf die Statuten der Artisten-Facultät vom Jahre 1456 (S. 297—312).

Beigelegt sind auf 4 Quartblättern 19 Siegel, welche an Universitätsurkunden sich befinden und Heinrich Rubenow's Handschrift aus der Urkunde (26), durch welche Wartislav IX. eine Schenkung für die Universität machte.

Nr. IV. Die vorliegenden „Urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig“ wurden zuerst abgedruckt in dem III. Bande der „Abhandlungen der Königlich-Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig bei S. Hirzel, 1857“, S. 509—922; sie sind aber auch in demselben Verlage in einem besonderen Abdrucke als eigene Schrift erschienen und gehören unbestreitbar zu den bedeutendsten und wichtigsten Schriften, welche in neuester Zeit die Geschichte einzelner Universitäten behandeln.

Zur Herausgabe derselben wurde Herr Zarncke zunächst durch den Umstand veranlasst, dass, wie er S. 511 sagt, der Geschichte der Universität Leipzig und namentlich ihrer Verfassung im Mittelalter bisher die ihr gebührende Beachtung nicht zu Theil geworden während nicht nur grössere und ältere Universitäten, wie Prag und Wien, sondern selbst kleinere, wie Rostock und Tübingen, in umfangreichen Monographien eine tüchtige und detaillirte Darstellung ihrer Geschichte gefunden hätten, sei für die Leipziger, obwohl sie zu den ältesten Hochschulen zähle und längere Zeit eine der bedeutendsten Deutschlands gewesen sei, bisher kaum der Anfang einer gründlichen Geschichtsschreibung vorhanden. Gebühre auch, heisst es weiter, Drobisch, Gersdorf und Winer das Verdienst, einzelne Punkte in einer den jetzigen Anforderungen an historische

Forschung entsprechenden Weise erörtert zu haben, so sei man namentlich auf genauere Entwicklung der Verfassung der Universität und deren Geschichte bisher so gut wie gar nicht eingegangen.

Zum Gegenstande seiner Darstellung wählte sich der Herr Verfasser die ersten 150 Jahre (1409—1559) des Bestehens der Universität und von diesem Zeitraum gibt er eine Zusammenstellung und Charakteristik aller ihm bekannt gewordenen urkundlichen Quellen. Diese sind aber um so wichtiger und bieten ein um so höheres Interesse, als sich durch sie der Uebergang aus der katholischen Zeit in die protestantische deutlich verfolgen lässt. Sie zeigen, wie die Einführung der Reformation nebst den mit dieser zusammenhängenden Veränderungen unter den Kurfürsten Moritz und August beinahe die Bedeutung einer neuen Gründung der Universität hat. Die wesentlicheren Umänderungen dieser schliessen mit dem Jahre 1558<sup>11)</sup>. Seit dem Jahre 1558—1830 ist keine durchgreifende wesentliche Veränderung vergangen, „eine völlige Stagnation hat seitdem alle Institute ergriffen.“ Was diessseits des Jahres 1558 liegt, wird von Herrn Zarncke weiter berichtet, besteht entweder aus Elementen, die schon der neuern Zeit angehören, oder aus veralteten nicht mehr lebenskräftigen (S. 527. 528).

Die Zusammenstellung und Charakteristik dieses reichen Quellenmaterials sollen, wie Herr Zarncke S. 528. 529 sagt, Prolegomena sein für einen doppelten Zweck. Erstens sollen sie die Grundlage bieten „für eine ernst eingehende Geschichtsschreibung“ und zweitens bezwecken sie, da weder eine noch so umfängliche und eingehende Geschichtsschreibung, noch die hier mitgetheilten Auszüge genügen, um mit völliger Anschaulichkeit in das Leipziger akademische Leben der ältern Zeit einzuführen, das Bedürfniss nach einem mehr oder weniger vollständigen Abdruck der Quellen nahe legen und seine baldige Ausführung zu ermöglichen (S. 530).

Der Aufzählung und den Charakteristiken der Quellen ist als Einleitung die sehr gründliche Verfassungsgeschichte der Universität Leipzig (S. 511—532) vorausgeschickt. Diese Geschichte bietet aber ein um so grösseres Interesse, einmal, weil unter allen Universitäten des Mittelalters nur die Leipziger die verschiedenartigsten Elemente der Nationen und Facultäten zu einem einheitlichen

---

11) Dieselbe Bedeutung, wie für die Universität Leipzig hatte die Kirchen-Reformation auch für die Universität Heidelberg. Auch ihre Geschichte weist den Uebergang aus der katholischen Zeit in die protestantische genau nach, bis sie durch die ihr von dem Kurfürsten von der Pfalz, Otto Heinrich, gegebene „Reformation“ in demselben Jahre wie Leipzig (1558) in eine protestantische umgewandelt wird. Nur trat in Heidelberg von dieser Zeit an nicht, wie in Leipzig (S. 527) eine „Stagnation“ ein, sondern die Universität erreichte hierauf durch die den Anforderungen der Zeit von dem Kur-Administrator Johann Casimir (1588), dem Kurfürsten von der Pfalz, Karl Ludwig (1672) und dem Kurfürsten Karl Friedrich (1803) entsprechenden Einrichtungen und Verbesserungen eine so hohe Bedeutung, dass sie eine der ersten und blühendsten Hochschulen Deutschlands wurde und es noch bis heute ist.

und sinnig gegliederten Organismus zu verbinden gewusst hat (S. 517 ff.), sodann, weil der bedeutende Umfang der Universität die Entwicklung eines wirklichen Verfassungslebens möglich macht, welches dann auch ziemlich einseitig das Hauptinteresse des Universitätslebens ausmachte (S. 523 ff.). Als Folge davon erscheint die isolirte Stellung der Universität (S. 525). Darauf wird die Gränze der mittelalterlichen Periode ums Jahr 1559 angeführt und behandelt (S. 526 ff.) und, wie schon erwähnt, die Arbeit selbst als *Prolegomena* bietend bezeichnet.

Wenden wir uns nun zu dem Quellen-Material selbst, so müssen wir eben sowohl den grossen Reichthum (S. 532—911) als mit andauerndem, sachkundigem Fleisse und grosser Umsicht und Besonnenheit durchgeführte Zusammenstellung und Würdigung desselben rühmend anerkennen, und wollten wir auch nur annähernd eine genaue Uebersicht der verdienstvollen Leistungen Herrn Zarncke's geben, so müssten wir die Gränzen dieser Blätter weit überschreiten; wir haben uns deshalb mit nachstehender Hauptübersicht zu begnügen:

A. Die Universität als Gesammtcorporation (die Urkunden und das Copiale Magnum — angelegt 1539 —, die Metrikel, Libri Statutorum, Libellus formularis<sup>12)</sup> u. A. (S. 532—731).

B. Die politischen Corporationen der Universität (die Nationen, die Collegia S. 732—777).

C. Die Facultäten (die Facultas Artium, die 3 höheren Facultäten S. 778—887).

Beigefügt ist unter anderm die Beschreibung und Abbildung der Universitäts-Siegel, ein chronologisches Verzeichniss der wichtigsten Urkunden und ein Verzeichniss der Gründer und Beamten der Universität (S. 899—918). Eine vollständige Inhaltsübersicht (S. 919—922) bildet den Schluss.

Nr. V. War Herr Zarncke bemüht in der eben besprochenen Schrift durch Zusammenstellung der urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig eine sehr wesentliche Lücke auszufüllen, so beabsichtigt er, in diesem Werke eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Universitäten im Mittelalter herauszugeben, deren erster hier vorliegt.

Auch dieses Unternehmen begrüessen wir als ein verdienstvolles. Denn auch abgesehen von den noch mangelnden Geschichten einzelner Universitäten, so ist doch eine sehr wesentliche Lücke unseres Kenntniss noch immer unausgefüllt. Unsere Universitätsgeschichte ist fast ohne Ausnahme Special- und Localgeschichte, die örtlichen Schicksale sind ihr die Hauptsache, die Charakteristik der Zustände und die Motivirung der allgemeineren Grundlage derselben tritt dagegen zurück.

12) Vollständig abgedruckt ist derselbe in Herrn Zarncke's unten besprochenen Schrift über die deutschen Universitäten im Mittelalter S. 155—300.

Es ist daher gewiss nur erfreulich, wenn, wozu in dem vorliegenden Werke ein sehr glücklicher Anfang gemacht ist, noch eine Anzahl Quellen allgemeineren Charakters weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird, deren Kenntniss der Geschichtsschreiber voraussetzen, auf die er sich mit kurzer Hindeutung berufen kann.

Was den Inhalt dieses ersten Hefes angeht, so besteht er in folgenden Mittheilungen: „Manuale Scholarium qui studentium Universitates aggredi ac postea in eis proficere instituunt“ (p. 1—48), „Quaestiones fabulosae“ (zwei Reden gehalten in Heidelberg ums Jahr 1488 unter dem Präsidium des Jacob Wimpfeling: „Monopolium des Luftschiffs von Jodocus Gallicus“<sup>13)</sup> und „Monopolium der Schelmenzunft von Bartholomäus Gribus“; zwei Reden gehalten in Heidelberg ums Jahr 1500 unter dem Präsidium des Johannes Hilt: „De fide meretricum in suos amatores von Jacob Hartlieb“<sup>14)</sup> und „De fide concubinarum in sacerdotes von Paul Olearius“<sup>15)</sup>; zwei Reden gehalten in Erfurt in den Jahren 1492 und 1515: „Monopolium der Schweinezunft von Johannes Schramm“ und „De generibus ebriosorum et ebrietate von einem Ungenannten.“ Beide Reden wurden ebenfalls bei der Disputatio quodlibetica gehalten (S. 49—154). „Libellus formalis universitatis Lipczensis“ (S. 155—209).

In einem Anhang (S. 209—220) werden beigelegt: „Actenstücke die sogen. Leipziger Schusterfehde betreffend.“

Den Schluss der Schrift bilden Anmerkungen zu den eben genannten einzelnen Stücken (S. 221—266).

Gehen wir nun, so weit es der Raum dieser Blätter uns gestattet, auf Einzelnes ein, so ist das Manuale Scholarium hauptsächlich verfasst, um dem die Universität Beziehenden, der fortan Lateinreden verpflichtet war, für alle ihn erwartenden Verhältnisse eine Anleitung zu gewähren, wie er sich angemessen auszuweisen und zu benehmen habe. Die Menge der Drucke dieser kleinen Schrift, welche auf uns gekommen sind, liefert den Beweis,

13) Der Rede voran steht: „Quaestio minus principalis a Jodoco Gallico Rubiacensi in disputatione quodlibetari excitandi joci et animi laxandi causa Heydelbergae determinata.“ Jodocus Gallus, wie er gewöhnlich heisst, war Magister der freien Künste und Licentiat der Theologie an der Universität Heidelberg und besonders wegen seiner grossen Beredsamkeit berühmt. Im Jahre 1492 bekleidete er das Rectorat an der Universität. Vgl. Schwab, Syllabus Rector. Heidelb. T. I. p. 79, woselbst auch die Schriften des Jodocus Gallus aufgezeichnet sind.

14) Der Rede voran steht: „Quaestio minus principalis urbanitatis et facetiae causa in fine quodlibeti Heidelbergensis determinata a magistro Jacobo Hartlieb Landoiensi.“

15) Der Rede voran steht: „Quaestio accessoria causa joci et urbanitatis in quodlibeto Heidelbergensi determinata a magistro Paulo Oleario Heidelbergensi.“ Olearius wird als Magister Artium in Wimpfeling's Adolescentia genannt und ein Epigramm von ihm mitgetheilt in dem Capitel: „Epigrammata diversorum Heidelbergensis Gymnasii praeceptorum atque discipulorum“ (S. 249).



dass das Buch seinem Zweck entsprach. Der Verfasser des Buches ist unbekannt; gedruckt wurde es aber wahrscheinlich vor dem Jahr 1481 in Ulm (S. 224) und ist wohl auch dort für einen die Universität beziehenden Schüler aus Ulm geschrieben worden, zumal er sich selbst auch einen Ulmer nennt (S. 3. 6). Länger als vier Jahrhunderte ist das Manuale übrigens nicht weiter beachtet worden, um so dankenswerther ist daher auch dessen Wiederabdruck.

Hat dasselbe nun schon ein allgemeines Interesse, so ist es für Heidelberg von besonderer Wichtigkeit; denn Heidelberg ist eine Universität, welche der angehende Student beziehen soll, wenn auch bei der Abfassung der Schrift die dort bestehenden Verhältnisse besonders im Auge gehalten wurden. Dafür liefern einzelne Stellen der Schrift den deutlichsten Beweis. Das ganze erste Capitel handelt nur von Heidelberg und spielt dort, während an anderen Stellen, in welchen von Cöln, Erfurt, Leipzig, Wien Erwähnung geschieht, von diesen nur erzählt wird (S. 20. 43. 224). Auch wird „princeps noster Philippus“ genannt. Dieses kann aber nur Philipp der Aufrichtige von der Pfalz (1476—1508) gemeint sein (S. 224). Wichtiger noch ist S. 28, wo einer der Spazierenden sagt: „Dirige oculos tuos trans Neckarum“, ferner die Erwähnung „ecclesia Sancti Spiritus“, der jetzt noch bestehenden Kirche h. Geist. Weiter wird der „porta Sancti Jacobi“ und der „porta inferior“ (S. 18) Erwähnung gethan. Die erste ist das bei dem ehemaligen am Fusse des Schlossberges gelegenen St. Jacobsstift befindliche Thor, jetzt Karlsthor genannt, und die zweite wahrscheinlich das später so genannte Mittelthor, in dessen Nähe das Dionsianum (das jetzige Universitätsgebäude) und viele Wohnungen von Professoren gewesen sind. Endlich wird S. 13 erzählt, dass die „Moderni“ (die Nominalisten) früher die Universität allein besaßen hätten. Das war der Fall in Heidelberg, wo Marsilius von Inghen gleich bei der Begründung der Universität (1386) den Nominalismus (in Heidelberg auch von Marsilius via Marsiliana genannt) die Alleinherrschaft gesichert hatte, bis durch die Universitäts-Reformation des Kurfürsten Friedrich I. (1452) auch der Realismus, wenn auch „alienata plerorumque magistrorum voluntate“ eingeführt wurde (S. 225).

Ausserdem kommt noch eine Reihe von Andeutungen, welche auf Heidelberg sich beziehen in dem Manuale vor; wir übergehen jedoch dieselben, als zu weit führend und heben nur noch hervor, dass in dem zweiten Capitel (S. 4—12) wohl die älteste auf uns gekommene Schilderung einer „Fuchstaufe“ (Beania, Depositio) vorkommt. In ihr finden wir alle bei der derselben eingeführten Bräutche: das Absägen der Hörner, das Ausbrechen der Zähne, das Abrasiren des Bartes, die Salbe und die Pillen und endlich die Beichte<sup>16)</sup>.

16) Eine ausführliche Schilderung des Pennalismus, der Beania und Depositio haben wir schon früher in diesen Jahrbüchern 1854, Nr. 14, S. 217—222.

Dem „*Manuale Scholarium*“ folgen die „*Quaestiones fabulosae*.“ Dem vier Reden bei Gelegenheit von zwei quodlibetarischen Disputationen in Heidelberg gehalten worden sind, haben wir oben schon erwähnt. Diese Disputation, welche von der Artisten-Facultät ausging, war der feierlichste und umfassendste aller academischen Acte. Sie wurde an manchen Universitäten, wie in Heidelberg, jedes Jahr, an andern alle vier Jahre gehalten (S. 232) und dauerten gewöhnlich mehrere Tage. Der Magister *Johann Lamside* hielt im Jahre 1458 auf der Universität Greifswald eine Disputatio de quolibet über 14 Tage lang, bei welcher zur Erhöhung der Feierlichkeit auch mehrere Juristen determinirten d. i. Streitsätze aufstellten<sup>17)</sup>. Die Wahl der Thesen stand, innerhalb der Gränze der freien Künste, in dem Belieben eines Jeden. Sie wurden oft sogar von Baccalaren und Scholaren gegeben und nicht selten auch scherzhafte Themata als Streitsätze aufgestellt. Der Magister, welcher bei dem Acte zu fungiren hatte, Quodlibetarius genannt, wurde von der Artisten-Facultät gewählt<sup>18)</sup>, und seine Aufgabe war es, jedem Opponenten Rede zu stehen und ihn zu bekämpfen, mochte der Opponent in dieser oder in jener Weise seine Meinung aufstellen. Der Quodlibetarius war also genöthigt in utramque partem zu argumentiren, oder entgegengesetzte Meinungen zu vertheidigen, je nachdem es den Opponenten beliebte, ihre Behauptungen zu gestalten. Sagte der erste Opponent: „die Menschen sind Thiere“, so musste der Quodlibetarius dieses widerlegen; behauptete der zweite Opponent, „die Menschen sind nicht Thiere“, so musste der Opponent auch dieses widerlegen, um seine Geschicklichkeit im Disputiren zu zeigen; was freilich nur eine grosse Gewandheit und Meisterschaft in der Rede möglich machte. Eben desshalb hiess auch die Disputatio de quolibet, weil der Magister dabei quodlibet vertheidigen musste<sup>19)</sup>.

Eingeführt wurden die disputationes quodlibeticae auf der Pariser Universität schon zur Zeit des *Albertus-Magnus* (1250), und *Baläus* findet in dieser Sitte schon die Depravation der Dia-

---

gegeben und besonders auch hervorgehoben, in wie weit das Pennalwesen auf der Universität Heidelberg Geltung gehabt hat. Vergl. auch *Dinckel*, De origine, causis, typo et caeremoniis Depositionis. Erphurdi 1579, 12. Thöluck, das academ. Leben, Abtheil. I, S. 200—206. 279—294.

17) *Kosgarten*, Gesch. der Universität Greifswald, Th. I. S. 84. 109.

18) Wollte in Heidelberg der Gewählte dieses allerdings sehr schwierige Geschäft nicht übernehmen, so hatte er 4 fl. Strafe zu zahlen; zahlte er diese nicht, so wurde er „a singulis actibus Facultatis Artium“ so lange suspendirt, bis er bezahlt hatte. Acta Facult. Art. T. I. F. 2, a. T. III. F. 5, a. In den angegebenen Stellen der Acten sind die Statuten über die Disputatio de quolibet ausführlich mitgetheilt. Das erste Statut ist bald nach der Begründung der Universität (1386) und das zweite im Jahre 1490 abgefasst worden. Eine Beschreibung des festlichen Actes selbst haben wir aber weder in den Acten der Artisten-Facultät noch in den Annalen der Universität gefunden.

19) *Baläus*, Histor. Univ. Paris. T. I. p. 348. *Kink*, Gesch. d. Univ. Wien. Th. I. S. 76. v. *Bianco*, Gesch. der Univ. Coln. Th. I. S. 119ff. Th. II. S. 62. *Kosgarten* a. a. O. S. 84. 109.

lectik: „quia in utramque partem probabiliter disputabatur, ita de-  
buis et anceps vacillabat animus, ut, quid tenendum, quid repro-  
bandum esset, non facile agnosceret“<sup>20)</sup>.

Als mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts der Humanismus zur Geltung gekommen war, wurden diese Disputationen aufgehoben.

An die „Quaestiones fabulosae“ reiht sich an: „Libellus fo-  
mularis Universitatis Lipsiensis“ (S. 155—209). Dieses selte-  
ne Document enthält 108 amtliche Formulare und Mandate, welche  
von Johannes Fabri de Werdea (1486 Rector der Universität  
Leipzig) gegeben wurden. Ausführlich wird von Herrn Zarncke  
über dasselbe gehandelt in den urkundlichen Quellen zur Geschichte  
der Universität Leipzig S. 614 ff.

Den Schluss machen „Documente zur Leipziger Schusterfehde  
im Jahre 1471“ (S. 209—220).

Diese sämtlichen Mittheilungen bieten viel Interessantes und  
lassen einen tiefen Blick thun in die Sitten und in das Zartgefühl  
jener Zeiten, und so überwiegen sie auch bei weitem das, was z. B.  
in einzelnen Gesprächen vorkommt und dem Gefühle des Anstandes  
widerstrebt. Aber nicht allein die Documente theilt uns Herr  
Zarncke mit, sondern er fügt ihnen auch (S. 221—266) höchst  
lehrreiche Anmerkungen bei, welche zugleich auch Zeugniß geben  
von der genauen Kenntniss, die deren Herr Verfasser in die  
Universitätsverhältnisse des Mittelalters hat. Da diese Anmerkungen  
sehr viel zu dem rechten Verständniss der Documente beitragen,  
wird der Werth der mitgetheilten Acten und Urkunden dadurch nicht  
nur bedeutend erhöht, sondern oft auch nur dadurch erst re-  
brauchbar.

Indem wir desshalb, wie auch schon anderwärts geschehen, dem  
grosen Verdienst anerkennen, welches sich Herr Zarncke durch  
die Herausgabe dieser Schrift erworben hat, können wir nur den  
gewiss von Vielen getheilten Wunsch aussprechen, es möchte dem  
Herrn Herausgeber recht bald möglich sein, weitere Beiträge folgen  
zu lassen. Sie sind nicht allein für die Charakteristik des Univer-  
sitätslebens von grosser Bedeutung und Wichtigkeit, sondern auch  
für die Literär- und Culturgeschichte des Mittelalters überhaupt und  
kein Leser wird sie, wie es mit Wahrheit in dem „Anzeiger für Kunde  
der deutschen Vorzeit“ heisst: „ohne hohe Befriedigung und Ent-  
götzung aus der Hand legen“<sup>22)</sup>.

20) Buläus, l. l. p. 348.

21) An der Universität Heidelberg, wo sie zu Zeiten der „Vacanz in Ca-  
nicularibus“ (Sommerferien) statt gefunden, geschah dieses durch die schon  
genannte im Jahre 1558 von dem Kurfürsten Otto Heinrich gegebene Refor-  
mation mit folgenden Worten: „weil sie wenig nutzens, wol aber vill ver-  
geblichen Prachts vnd ostentation, zu sambt leichtfertigen schimpfung auf  
sich gehabt.“

22) Beilage zum Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1857, Nr. 12,  
S. 420.

Schliesslich haben wir nun noch in Beziehung auf die sämtlichen, unter Nr. I—V von uns besprochenen, Schriften zu bemerken, dass sie sich, wie durch ihre innere Güte, so auch durch ihre sehr schöne Ausstattung und grosse Correctheit des Druckes vortheilhaft auszeichnen und den Officinen, aus welchen sie hervorgegangen sind, Ehre machen.

Hautz.

---

*Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion, von Georg Combe. Deutsche Originalausgabe. Leipzig Verlag von Eduard Heinr. Mayer. 1857.*

*Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung und der Forderungen des menschlichen Gemüthes oder persönliche Unsterblichkeit, als Folge der atomistischen Verfassung der Natur, von Maxim. Drossbach. Leipzig, F. A. Brockhaus 1858.*

Beide Schriften haben den nämlichen Zweck, suchen ihn jedoch auf etwas verschiedenen Wegen zu erreichen. Ihr Zweck ist nach Angabe ihrer Verfasser eine völlige Uebereinstimmung der wissenschaftlichen Ergebnisse und der Religion nachzuweisen. Beide gehen zwar von Betrachtungen aus, die der Wissenschaft und der Religion gemeinsam sind. Aber beide gelangen zu einem Endergebniss, das die Harmonie von Wissenschaft und Religion auf die Meinung eines wesentlichen Unterschiedes zwischen Geist und Körper und ihrer Thätigkeit gründet.

Die Schrift Nr. 1 beginnt mit der Darstellung, dass alle Dinge denselben Gesetzen unterworfen sind, nach denen ihr Bestand und ihre Thätigkeit gemäss der Anordnung des Urhebers sich richten müssen, damit ihre Bestimmung erreicht werde. (Diese Gesetze kann der Mensch nur aus wirklichen Thatsachen erkennen, und es ist seine Aufgabe, die letztern achtsam zu erkunden.) Lügner lässt sich nicht, dass in dem allgemeinen Unterricht, wie er noch besteht, manches füglich wegzulassen wäre, dagegen noch mehreres von demselben aufgenommen werden sollte, was darin abgeht, wozu besonders die genauere Kenntniss der Gesetze gehört, welche der Urheber der Welt dem Geist und den Körpern gegeben hat. Es wäre jedoch ein grosser Irrthum anzunehmen, dass die blosses Kenntniss dieser Gesetze, wenn sie allgemein verbreitet wäre, für sich allein stets auch die Beachtung und Befolgung derselben zur Folge haben würde. Denn diese Annahme würde die Freiheit des menschlichen Willens als nicht vorhanden voraussetzen. Würde indessen der Verfasser, gestützt auf die Thatsache, dass alle Körper und Geister gewissen Gesetzen unterworfen sind, ruhig und unbeangelt die Erforschung der Gesetze, welche einerseits den Körpern, andererseits dem Geiste vorgezeichnet sind, vorgenommen haben, so wäre er wahrscheinlich zur Erkenntniss der Ursachen gelangt, aus

welchen ein Widerspruch oder Zwiespalt zwischen unserer jetzigen Wissenschaft und unserer sittlich-religiösen Lehre und Handlungsweise hervorgegangen ist. Obgleich nämlich im Gemüthe des Menschen die Ahnung des Daseins eines allen Dingen vorangehenden unsichtbaren Urhebers schon vor der Entwicklung seiner Erkenntnis der Intelligenz erweckt werden kann, so ist es doch thatsächlich gewiss, dass, während die Ergebnisse der Wissenschaft dem Menschen nach und nach die Gesetze der Weltordnung und Weltregierung enthüllen, in seinem Gemüth Empfindungen der Bewunderung und Verehrung, der Dankbarkeit und Liebe für jenen Urheber regt werden, und sich zwischen der Wissenschaft und der Religion eine enge und feste harmonische Verbindung bildet. Zu diesem Behuf ist es nun eine wichtige Aufgabe der Erziehung, dass mit der Entwicklung der Intelligenz eine stufenweis fortschreitende Bekanntschaft mit jenen Gesetzen der Weltordnung und Weltregierung verknüpft werde. Von der folgerichtigen Verfolgung dieser Betrachtungen wird sich aber der Verfasser in sehr auffallender und schwer zu überwindender Weise durch eine rein spekulative Hypothese ablenken lassen, zu deren Annahme Gall und sein Schüler Spurzheim durch den Versuch einer neuen Methode, die leiblichen Organe des menschlichen Gehirns und Schädels zu zergliedern, veranlasst worden sind. Diese Hypothese besteht in der Annahme, dass diesen verschiedenen Organen eigenthümliche Kräfte für gewisse geistige Thätigkeiten inwohnen. In dieser Annahme hat Combe die Gelegenheit einer vollkommenen Harmonie und Uebereinstimmung der positiven Resultate der Wissenschaft und den sittlich religiösen Wahrheiten erblickt, wurde aber dadurch in ein Labyrinth von Ansichten und Behauptungen verwickelt, die, eines sichern Bodens ermangelnd, zu keinen zuverlässigen und befriedigenden Ergebnissen führen können. Denn wie wäre es denkbar, dass das Empfinden, Fühlen und Wollen des geistigen Menschen die blosse Wirkung des leiblichen Organes sei, welches wir Gehirn und Schädel nennen, da doch von der Gestaltung und Thätigkeit des Gehirn-Organes und dessen Einfluss auf jene geistigen Verrichtungen gar kein Beweis sein haben, und die Beschaffenheit unsers Empfindens, Willens und Denkens sehr viel von der Ausbildung unseres geistigen Vermögens zu empfinden, zu fühlen, zu wollen und zu denken abhängt, während dagegen der Mensch des Vermögens, auf die Gestaltung und Ausbildung seines Gehirns einzuwirken, entbehrt. So anerkennenswerth die Gall-Spurzheimische Zergliederung des menschlichen Gehirns und Schädels ist, so unerweislich ist dagegen die vorgesezte Thätigkeit einer bestimmten Kraftäusserung der einzelnen Bestandtheile von Gehirn und Schädel auf die Thätigkeit der geistigen Kräfte des Menschen, und damit stürzt der ganze Versuch, den Grund der geistigen Thätigkeit dem Grund der körperlichen gleich zu stellen, von selbst zusammen. Auf diesem Wege wird es nicht gelingen, zwischen Wissenschaft und Religion eine Uebereinstimmung

begründen. Wiewohl der Verfasser in mehreren Abschnitten seines Buches viele Thatsachen zusammenstellt, um diesen Zweck zu erreichen, so endigt er doch im IX. Abschnitt damit, den Organismus des Menschen dergestalt für ganz materiell zu erklären, wozu alles Geistige denselben Gesetzen, wie das Leibliche unterworfen sei. Dem Verf. ist wegen Nichtbeachtung des Wesens vom Geist gegenüber den Körpern für seine Weltbetrachtung der Compassion gegangen, und nun verfiel er auf den Gedanken, denselben durch ihm selbst unbekannten Kraft der Gehirnsorgane wieder geben zu haben.

Da Hr. Combe keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem Urheber der Welt den Körpern und dem Geiste gegebenen Gesetzen anerkennt, was frommt es uns, wenn er verlangt, dass der Mensch von den Gesetzen der Weltordnung sie als göttliche Gesetze darstelle, damit dieselben die höhere Weihe erhalten, die dem Verhältniss des Menschen zu Gott entspricht? Denn stünde der Mensch bloß unter materiellen Gesetzen, so könnte von seiner Willkürfreiheit und Sittlichkeit keine Rede sein, sondern er wäre dem Thiere mit der einzigen Ausnahme gleichgestellt, dass er sich eines sichtbaren Urhebers und Gesetzgebers, aber ohne die eigentliche Schaffenheit seines geistigen Wesens, dem der Menscheng Geist verleiht ist, zu erkennen, bewusst werden könne.

Der Verfasser der Schrift Nr. 2. beginnt mit dem Geständnisse, dass mit den Riesenschritten der Wissenschaft und der intellectuellen Bildung die Veredlung des Charakters in Wort und That nicht im Ebenmass sich befinde. Wo ist, so fragt er, die Nächstenliebe, die untrennbare Begleiterin der Weisheit? wo die Aufopferungsfähigkeit, wenn es das Wohl des Nächsten zu begründen gilt? wo Bürgerthum und Gemeinsein? wo die Standhaftigkeit im Unglück, wo der Eifer in Erfüllung unserer Pflichten? Sind wir weniger selbstthätig, als unsere Vorfahren? weniger genussstüchtig, weniger eitel, weniger eifersüchtig? — Auf all diese Fragen muss verneinend antwortet werden. Nicht die Liebe ist die Triebfeder unserer Handlungen, sondern der Eigennutz, nicht der freie innere Wille, sondern die äussere zwingende Gewalt. Die heutigen Menschen kennen sich fremder gegenüber, als in manchen frühern Epochen. In der meisten, vielleicht in allen Schichten der Gesellschaft ist die Selbstsucht im Zunehmen, statt im Abnehmen begriffen, trotz aller Fortschritte der Wissenschaft. Der heutige Mensch benutzt nicht nur die Wissenschaft, sondern auch seine Mitmenschen als Werkzeuge, um Waaren und Handelsartikel zu fabriciren, und dann auszuverkaufen, als seinen eigentlichen Zweck, Geld zu machen, welches er sich verwendet. Er sucht durch Anwendung der Wissenschaft nichts anderes, als Reichthum, und benutzt, um dazu zu gelangen, seine Mitmenschen fast als Heerden von Thieren, die für ihn arbeiten müssen. Die Wissenschaft hat also nicht den wohlthätigen Einfluss auf Sitte und Moral ausgeübt, den sie nach den Forderungen



der Vernunft und der Naturgesetze hätten ausüben müssen. Es somit die wichtigste Frage: woher kommt dieses Missverhältnis dem Fortschritt der wissenschaftlichen und der sittlichen Ausbildung (Vorrede S. IV—XI). Uns bleibt nichts anderes, als anzunehmen, dass das, was wir für Ausbildung halten, keine wirkliche, was richtige sein kann, dass die Ursache davon entweder in der fehlerhaften Entwicklung unserer sittlichen Anschauungen (Anknüpfung) oder in der fehlerhaften Ausbildung unserer Naturanschauungen, oder in beiden zugleich liegen muss. Darüber besteht ein Zwiespalt, ein Kampf von Parteien, der die Ordnung der Gesellschaft bedroht, und das Gemüth der Einzelnen mit Unruhe erfüllt. Dennoch ist zwischen Natur- und Moralgesez kein Widerspruch (S. X). Nach des Verfassers Ansicht kann der Widerspruch nur in der subjectiven Ansichten von Natur und Moral liegen. Auf diesen Punkt angelangt, wird die Erwartung des Lesers aufs Höchste gespannt, wie der Verfasser den dargestellten Widerspruch lösen werde. Die Spannung der Erwartung wird noch durch die Bemerkung des Verfassers (S. XVII) gesteigert: „nur die Ueberzeugung von persönlicher Sterblichkeit erzeuge die wahre aufopfernde Liebe; der Zweifel an jener führe zur Verzweiflung.“ Doch bald dararauf muss dem Lesers so hoch gespannte Erwartung dem höchsten Erstaunen weichen, indem der Verfasser mit der Erklärung herausrückt, dass er die Lösung jenes Widerspruches und Zwiespaltes zwischen der Wissenschaft und der Sittlichkeit und Religion in der Thatsache aufgefunden haben glaube, dass alle Dinge, alles was existirt, in Atomen, ist in nicht theilbaren Urelementen bestehe, und dass ihre Thätigkeit einzig auf der Kraftäusserung dieser Atome beruhe. Die Erkenntniss dieser (vorgeblichen) Thatsache, in welcher der Verfasser die höchste Grundwahrheit erblickt, ist nach ihm das wichtigste Ergebniss der menschlichen Forschung. Unsere jetzige Wissenschaft hingegen nicht vermögend, sagt der Verfasser, den Glaubenden die Selbstständigkeit und Ewigkeit des menschlichen Wesens zu revidieren; es müsse mithin die verkehrte Anschauungsweise der Natur vor Allem berichtigt, der durch sie erschütterte Glaube in eine wissenschaftlich und erfahrungsmässig begründete Ueberzeugung verwandelt werden, und dies geschehe durch die Anerkennung jener Thatsache und Grundwahrheit von der allgemeinen Kraftäusserung der Atome im ganzen Gebiete sowohl der geistigen und sittlichen als der physischen Thätigkeit. Natur und Geist, sagt der Verfasser (S. XX) mögen erkannt werden als ungetheilten gleichen Wesen mit einander. Nach dem Verfasser soll nämlich alles Geistige, so wie alles Materielle in Atomen bestehen, und selbst der höchste Geist ein Atom sein, dessen Kraft sich auf alle andern Atome erstreckt.

Dass die ganze Körperwelt aus lauter Atomen bestehe, ist eine Hypothese, die lange und von Vielen angenommen, aber noch nicht als Thatsache erwiesen worden. Denn mit dem Wort: Atom können wir weder eine Vorstellung oder einen Begriff noch eine Empfindung



verbinden. Daher ist es nicht ersichtlich, wie man auf die Annahme, dass die Körperwelt aus Atomen bestehe, die Erkenntnis von der Körperwelt gründen können? Können wir doch von einem Atom weder etwas bejahen noch verneinen. Es ist ein uns unbekanntes Ding. Nur theilbare Wesen können unsere Sinne betheiligen. Die Annahme aber, dass auch unser Geist aus lauter Atomen bestehe, hat vollends gar keinen Sinn, da der Geist, von seiner Thätigkeit wir das Bewusstsein haben, seinem Wesen nach untheilbar ist, Theile hat, noch haben kann. Mithin ist jedenfalls die Hypothese von Atomen auf denselben nicht anwendbar. Zwar ist eine Vernichtung auch der Körperatome von uns nicht denkbar, aber noch weniger die Vernichtung eines Geistes. Weil dieser untheilbar ist, so ist auch die Auflösung eines Geistes nicht denkbar, dagegen bei jedem Körper der Fall ist. Was soll ich aber zu demuthung sagen, dass wir in einem Atom (der Verf. nennt das höchste Atom) Gott erkennen und verehren sollen? Ist das nicht ein eben so abentheuerlicher als lächerlicher Einfall, vor dem die Vernunft zurückbeben muss?

Ist die Existenz der Atome, als selbstständiger Kraftwesen, eine Sache (S. 3), so ist es nach dem Verf. auch die Existenz des höchsten Atoms (S. 151). Aber Gott ist dann nur ein Einzelwesen wie jedes andere Wesen (S. 153), nur mit dem Unterschied, dass er als das vollkommenste, über alle andere erhabene gedacht wird (S. 153).

In meinem Werke: „Gott und die Welt“ (B. I. Abschn. 5) habe ich den wesentlichen Unterschied zwischen Körper und Geist deutlich dargethan und gezeigt zu haben, dieser Unterschied besteht darin, dass die Thätigkeit des Geistes mit Freiheit des Willens verbunden, die Thätigkeit der Körper hingegen dem Zwang der Natur nothwendigkeit unterworfen ist. Dieser Unterschied bildet aber keineswegs einen nothwendigen Widerstreit zwischen Geisterwelt und der Körperwelt oder zwischen den Ergebnissen der Wissenschaft und wahrer Religion und Moral. Die persönliche Unsterblichkeit des menschlichen Geistes wird schon durch seine Theilbarkeit bestätigt, welche keine Auflösung, wie die der Körperwelt, zulässt. Das Wie der Begründung des Daseins, welches Leben nennen, ist uns zwar unbekannt. Doch wissen wir, dass der Tod in einer Auflösung der Theile des organischen Leibes besteht, welche Auflösung aber den untheilbaren Geist nicht berührt. Wenn übrigens weder eine Vernichtung noch Auflösung des Geistes von uns gedacht werden kann, so kann doch eine Veränderung oder Umwandlung seiner Zustände im Jenseits wohl gedacht werden.

Diejenige Harmonie zwischen Naturwissenschaft und Sittlichkeit, welche uns der Verfasser Nr. 2 in einer Atomistik bietet, besteht in der völligen Aufhebung oder Verneinung alles Unterschiedes zwischen Körper und Geist, mithin auch die Aufhebung aller Religion und Sittlichkeit. Wenn der Geist, gleich dem Körper, aus

Atomen bestünde, so wäre freilich der Mensch nichts als ein organisirtes Thier ohne Willensfreiheit; mithin könnte bei ihm Religion und Sittlichkeit keine Rede sein, und eben so wenig persönlicher Unsterblichkeit; es wäre mithin auch der angebliche Zweck der Arbeit und Darstellung des Verfassers gänzlich verfehlt; ihr Ergebniss und ihr Zweck befänden sich selbst in völligem Widerspruch; das Streben des Verfassers hätte seinen angeblichen Zweck selbst aufgehoben und vereitelt.

Die Geister wie die Körper sind gewissen Gesetzen unterworfen, und dass ein Unterschied zwischen diesen Gesetzen statt findet lässt sich mit Vernunft unmöglich in Abrede stellen. Dieser Unterschied zieht aber keinen Widerspruch oder Zwiespalt nach sich; schon daraus hervorgeht, dass beide Arten von Gesetzen den selben Urheber haben, welcher sie wesentlich verschiedenen Weisen gegeben hat. Der vorgebliche Widerspruch liegt demnach nicht in den Dingen, sondern nur in denjenigen, welche die Gesetze Gottes zu erkennen und zu befolgen, und zu ihrer Vollziehung mitsprechen berufen sind.

Für die Menschen gibt es überhaupt nur ein Mittel zur Aufhebung des hier besprochenen Widerspruchs und Zwiespalkes. Das einfache Mittel besteht in der genauen Beachtung ihres Verhältnisses zu Gott, dem unendlich vollkommenen Urheber, Ordner und Regenten des Weltalls, der des Menschen Geist mit Willensfreiheit begabt, damit er alle ihm verliehenen Kräfte zur gewissenhaften Vollziehung seiner ewigen von ihm erkennbaren Gesetze verwende, während die ungeordnete Begierlichkeit oder die Trägheit unaufhörlich abzuhalten versuchen, die er aber zu besiegen vermag. Eine wahre, ungeheuchelte Verehrung Gottes und seines Willens (seiner Gesetze) ist vermögend, die von der Vernunft und dem Gewissen geforderte Harmonie zwischen Wissenschaft und Handeln herbeiführen. Hiezu sind alle Menschen ohne Unterschied berufen, damit das Reich Gottes auf Erden verwirklicht werde. Wer immer hartnäckig, ohne Selbstdünkel, in Demuth, nach Erfüllung dieses Rufes strebt, wird auch seine Wissenschaft nur als Mittel zur Erreichung seines Zieles ansehen und gebrauchen, um auf dem rechten Wege den Zwiespalt in sich selber zwischen seinem inneren Bewusstsein und seiner Weltanschauung zu vermeiden oder zu überwinden. Alles dies gehört auch zum Wesen der Lehre des Christenthums, welches eben dadurch als die wahre Weltreligion sich kundthut.

„Das Licht leuchtet in der Finsterniss, aber die Finsterniss fasst es nicht“; heisst es im Evangelium des Johannes I. 5.

Hingegen musste der in beiden hier beleuchteten Schriften gestellte Versuch, die Harmonie zwischen menschlicher Wissenschaft und sittlich-religiösem Leben in der Thätigkeit uns ganz unbekannter Kräfte zu begründen, nothwendig misslingen, und wozu könnten dem Menschen, dessen Geist mit seiner Sittlichkeit so viele Kämpfe

zu bestehen hat, spekulative Hypothesen dienen, die seine geistige Kraft ganz von der körperlichen abhängig darstellen, und dem selbst bewussten Geist eine vollständige Herrschaft über die Sinnentriebe nicht zuerkennen, sondern den Geist selber, obgleich unsichtbar, für Eins mit dem Kraftwesen des Leibes erklären (S. 225). Die Harmonie zwischen der Wissenschaft und der sittlich-religiösen Lebensordnung ist allerdings sehr erwünscht. Die wichtigste Frage bleibt jedoch immer: wie die vollkommene Vereinigung des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes erzielt werden könne? wo diese Vereinigung statt findet, wird sich die Harmonie zwischen der Wissenschaft und der Lebensordnung von selbst ergeben. Dies ist aber ohne jene Vereinigung nie zu erwarten.

Erst dann wird dies möglich, wenn man erkennt hat, dass es keinen Stoff gibt, sondern nur vernünftige Geister, dass auch die Masse von einer allgemeinen abstracten, freischwebenden Vernunft regiert wird, dass ferner das Individuum, und zwar jedes Individuum, sein eigenes Ziel, nämlich das Ziel, sich selbst zu vervollkommen, zu erwirken hat, welches es bald mit mehr, bald mit weniger Glück anstrebt. Und wenn man die Natur als eine geordnete Gesellschaft geistiger Wesen erkannt hat, leuchtet es ein, dass sämtliche Glieder derselben mit ihren individuellen Wirkungskreisen und ihren individuellen Zielen beherrscht und umfasst sein müssen von der Wirkungsphäre eines einzigen höchsten Vernunftwesens, welches alle auf sich, als das höchste Ziel lenkt, und die in Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit getheilte Vielheit in eine festgeschlossene Einheit zusammenhält (S. 301). So nämlich diese Theorie eines aus lauter geistigen Vernunftwesen bestehenden Weltalls unter der Beherrschung durch ein ihm dem Wesen nach gleiches, nur höheres Vernunftwesen ersonnen ist, so widerspricht ihr doch des Menschen innerstes Bewusstsein und allen Thatfachen, welche die Theorie voraussetzt, fehlt es an allem Beweis. Da nach dem Verfasser die Gesamtheit alles Seienden aus Atomen besteht, und jedes Atom wie das andere ein uns unbekanntes Kraftwesen ist, und unter ihnen kein Unterschied und kein Gegensatz statt finden kann, so ist kein Grund abzusehen, um eine Abstufung der Kraft unter ihnen anzunehmen, und auch die Annahme eines höchsten Atoms, das die andern beherrscht, ist ohne Grund. Auch kann es uns da, wo Gegensätze statt finden, einer Vermittelung und eines Vermittlers bedürfen. Die Wesens-Einheit der Atome macht einen Vermittler ganz überflüssig, und einen Beherrscher unmöglich. Die Annahme des Verfassers aber, dass die Atome lauter Vernunftwesen sind, ermangelt ebenfalls aller Begründung, und ist mithin unvernünftig und hat gar keinen Sinn, weil der Verf. keinen Wesensunterschied zwischen Geist und Körper zugeben will. Auch haben sich die alten Atomistiker wohl gehütet, in einen solchen Widerspruch zu verfallen, der die Einheit und Selbständigkeit der Atome aufheben würde, während sie doch dieselbe behaupten.

*Dr. Wildermuth, Professor am k. Gymnasium zu Tübingen.*  
*Die drei ältesten süd- und nordfranzösischen Grammatiken.*  
 Tübingen, 1857. 4. 39 Seiten. (Gymnasialprogramm zu  
 Feier des Geburtsfestes seiner Majestät des Königs Wilhelm  
 Württemberg.)

Die Bezeichnung Französisch wird in der vorliegenden Art im weiteren Sinne als Romanisches auf gallischem Boden übernommen, so dass jener Ausdruck auch noch das Provenzalische in sich begreift. Demgemäss spricht unser Verfasser über zwei, es gibt ausser diesen noch eine dritte — in ein hohes Alter hinaussteigende Grammatiken der letzteren Sprache und sodann über den ersten bekannten ausführlichen Versuch über das Nordfranzösische, das von dem Engländer Jehan Palsgrave herrührende, im Jahre 1573 gedruckte Werk *L'esclaircissement de la langue francoyse*, dem jedenfalls schon andere Darstellungen vorangegangen sind. Die manchem Betrachter auffallende Thatsache so früher grammatische Behandlung der fraglichen romanischen Idiome fordert von selbst einer Erklärung auf, und so verbreitet sich denn auch Herr Professor Wildermuth in einer lesenswerthen Einleitung zuerst über die Gründe, welche jene Erscheinung veranlasst haben mögen. Die provenzalische Grammatik, welcher die Untersuchung sich sofort wendet, ist der noch dem 13. Jahrhundert angehörige *Uc Faidonatus provincialis*, der ausser der romanischen auch in einer von abgeleiteten lateinischen Abfassung auf uns gekommen ist. In einer höchst sorgfältigen Weise geht unser Verfasser nicht bloss den Inhalt dieses allerdings sehr unvollständigen Abrisses ein, sondern er stellt auch die Ergebnisse, die sich aus demselben gewinnen lassen, klar und übersichtlich zusammen. Dasselbe Lob verdienen zunächst folgenden Erörterungen über *La dreita maniera de trobar* von Raimon Vidal, ohne Zweifel einer Person mit dem Novellendichter Raimon Vidal von Bezaudun, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Während diese beiden, von Gossard herausgegebenen, provenzalischen Denkmäler aus wenigen Blättern bestehen und so nur karge Mittheilungen bieten, so füllt dagegen die, aufs neue von Génin veröffentlichte, Grammatik des Jehan Palsgrave einen starken Quartband von mehr als 900 Seiten. Sie bedurfte des ganzen Fleisses und einer Gewissenhaftigkeit, wie unserem Verfasser eigen sind, um nicht schon durch den Umfang dieses Buches und die Art, wie der Engländer seinen Stoff zu bewältigen bemüht ist, von vorneherein abgeschreckt zu werden. Es kann nun aber auch, was Herr Professor Wildermuth über Palsgrave sagt, eine wahre Bereicherung der Wissenschaft genannt werden und jeder Leser seiner trefflichen Schrift wird mit dem Wunsch übereinstimmen, dass, worauf das Vorwort des Verfassers Hoffnung macht, nemlich eine von ihm beabsichtigte Geschichte der französischen Grammatiken bis zur Gründung der Akademie nicht allzulange auf sich warten lassen möge.

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Stammung, Ursitz und älteste Geschichte der Baiwaren. Festgabe zur siebenten Säcularfeier der Gründung der Haupt- und Residenzstadt München von Dr. E. Anton Quitsmann, ordentl. Mitgliede des historischen Vereines für Oberbayern etc. München, 1857. (7 Bogen, 112 Seiten).*

Diese kleine Schrift gehört zu dem Besten, was über die viel umstrittene Herkunft der Bayern gesagt worden ist und, abgesehen von ihrem speciellen Gegenstande, zu den besten Monographien über die Urgeschichte einzelner deutscher Volksstämme. Sowohl die Quellenforschung, als namentlich die sorgsame Schichtung, Anordnung und Verbindung der Quellenzeugnisse und die Berücksichtigung der älteren und neueren Literatur, lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Die Ansicht, welche Zeuss in seiner Schrift: Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837, über die Herkunft der Bayern aufgestellt hat, wonach dieselben von den Markomannen abstammen, erhält in dieser Schrift im Allgemeinen ihre Bestätigung. Der Verf. leitet mit grösster Wahrscheinlichkeit -- denn mehr wird in diesem dunkeln Gebiete nie zu erreichen sein und wird auch dem Verf. nicht beansprucht -- die Bayern von den zwei Gegenden der Markomannenkönige Marobod und Catualda ab, welche nach der Vertreibung durch andere deutsche Stämme aus Böhmen, in der mittleren Donaugegend, an den Karpathen, zwischen der March und Theiss kolonisirt worden waren und in dem Quaden Vannius einen gemeinschaftlichen König erhalten hatten, bald aber zu einem bedeutenden Volke erwachsen und fünf Jahrhunderte lang neben den Quaden in jenen Gegenden ein selbstständiges Reich bildeten. Auch der Name der Bayern wird in dieser geschichtlichen Thatsache in Verbindung gebracht und die beiden Gefolgschaften oder Bünde, Treubünde, *bai-waras* erklärt, so wie auch der daraus hervorgegangene Landesname *baias* bis in das zehnte Jahrhundert in den Gegenden der Theiss vorkommend, nachgewiesen. Die etymologischen Ausführungen, die der Verf. in dieser Beziehung gegeben hat, möchten wohl noch einiger Berichtigung bedürfen, jedoch wird eben eine noch strengere Prüfung seine Resultate nur bestätigen können. Von besonderem Interesse ist es, was der Verf. S. 68 ff. über die Anklänge an jetzt noch vorhandene Sitten, Gebräuche und Einrichtungen des bayerischen Volkes beigebracht hat, die theils schon aus dem fünften Jahrhundert von jenen Völkern an der Theiss berichtet werden und sich zum Theil noch bis jetzt erhalten haben. Der Verf. weist so-

dann eine Rückwanderung der Baiwaren aus den Theissgegenden nach Böhmen nach, die gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts in Folge des Andringens der Slaven stattfand, von woaus sie sich in der Gegend der heutigen Oberpfalz ausbreiteten und sodann am Anfang des sechsten Jahrhunderts über die Donau in das seitdem von ihnen benannte Bayern einwanderten. Gut gelungen ist die Rechtfertigung der Volkssage, welche diesen Zug in das Jahr 508 versetzt. Vollkommen richtig stellt der Verf. auch das Verhältniss der Franken und der Bayern seit ihrer ersten Berührung im Anfang des sechsten Jahrhunderts als ein Bundesverhältniss oder als einen vertragsmässigen Anschluss der Bayern und eine friedliche Unterordnung ihrer Fürsten unter die Frankenkönige dar, wodurch sich auch die hochbevorzugte Stellung erklärt, welche die Bayerkönige, auch nach dem sie in Folge ihres vasallitischen Verhältnisses zu den Frankenkönigen nur noch den Herzogstitel führten, jederzeit in der fränkischen Monarchie einnahmen. Sicher ist, dass in der Geschichte keine einzige Thatsache nachgewiesen werden kann, welche auch nur entfernt auf eine ursprünglich kriegerische Unterwerfung und Besiegung der Bayern durch die Franken gedeutet werden könnte. Unstreitig war die Oberherrlichkeit der Frankenkönige über Bayern schon unter Chlodowigs Sohne, Theodorich I. † 534, deren Vater im J. 511 in der Herrschaft über die östlichen Theile des fränkischen Reiches gefolgt war, begründet, wie dieser selbst in seinem bekannten officiellen Schreiben an den Kaiser Justinian erklärt: „per Danubium et limitem Pannoniae usque ad Oceani littora ... dominatio nostra porrigitur.“ Wenn daher auch eine Aeusserung des Venant. Fortunatus VI. carm. 2., wonach Chlotar I., Bruder von Theodorich I. und Vater des Königs Sigibert, einen Kampf über Völkerschaften an der Naab erfochten haben soll, auf die Bayern in diesen Gegenden bezogen werden darf, so ist doch hier wie der Verf. S. 101 treffend bemerkt, nicht an eine erste Unterwerfung der Bayern, sondern nur an einen misslungenen Versuch derselben, der fränkischen Oberherrschaft zu entziehen, zu denken, wie solche Versuche von Zeit zu Zeit in Bayern gemacht, von den Franken aber jedesmal unterdrückt wurden. Dies geschah z. B. auch durch Karl Martell nach der contin. Gregor. Tur. (sog. lib. XI. c. 10) und später auch durch Karl d. G., durch welchen letzteren der Alolfinger Thassilo II. gestürzt und Bayern in engere Verbindung mit der fränkischen Monarchie gebracht wurde. Mit dieser Ansicht stimmt auch de Pétigny in seiner vortrefflichen Abhandlung „de l'origine et des différentes rédactions de la loi des Bavares“ in der Revue historique de droit français et étranger, Paris, 1856, livr. IV. V. überein, welche zu den wenigen auf die ältere Geschichte von Bayern bezüglichen Abhandlungen gehört, die dem Verf. bei der Ausarbeitung seiner Schrift nicht bekannt gewesen zu sein scheinen. Dieser Schriftsteller spricht sogar Heft IV. S. 341 die Vermuthung aus,

schon die Bayerfürsten vor Garibald, der nach Paul. Diac. v. c. a. 595 von Childebert II. als König (rex) in Bayern eingesetzt oder bestätigt (ordinatus) wurde, ebenso wie nachher Thas und dessen Geschlecht, Agilolfinger gewesen sein mögen, indem dabei auf die L. Baju. tit. II. c. 20. §. 3. verweist, wo ausdrücklich gesagt wird: „dux vero (Bavariae) semper de genere Agilolfingorum fuit et debet esse, quia sic reges antecessores concesserunt eis.“ In einem Punkte jedoch kann sich Ref. mit Verf. nicht einverstanden erklären. Es glaubt nämlich der Ref., dass in dem von Venant. Fortunatus gebrauchten Ausdruck: „*gemina gens*“ eine dichterische Namensumschreibung des Bayern, beziehungsweise eine Uebersetzung seines Namens als Volk zweier Bünde oder Gefolgschaften durch „Zwillingsvolk“ werden könne. Allein in dieser Stelle stehen die Worte: „*gemina gente*“, wie der Zusammenhang zeigt („*perficiens gemina de gente triumphum*“), nur für „*de utraque gente*“ will daselbst nicht mehr gesagt werden, als dass Chlotar I. in dem und demselben Feldzuge sowohl die kurz vorher genannten Agilolfinger, als auch das Volk an der Nab besiegt habe. Durch das geäußerte Bedenken wird jedoch das Gesamtergebnis der Forschungen des Verf. durchaus nicht in Zweifel gestellt, vielmehr halbwir es im Uebrigen für so wohl begründet, dass es durch das Geben einer einzelnen, unseres Bedünkens nicht hieher zu ziehenden Stelle eher nur gewinnen als verlieren kann. Nach den übrigen Ausführungen des Verf. kann wohl kein Zweifel darüber bleiben, dass der Name der Bayern einem oberdeutschen (herminonischen) Volkstamme angehört und von diesem als einem einzigen durch Einwanderung in das heutige Bayern getragen wurde. Es schließt aber nach unserer Ansicht nicht aus, dass nicht noch bei der Zurückführung der römischen Besatzungen und Provinzialen hinter die Alpen im J. 488 durch den Grafen Pierius auf den Befehl des Königs Ottosker noch mancherlei scyrische, herulische und andere Elemente der Bevölkerung im heutigen Bayern zurückgeblieben sein mögen, welche aber wohl bald mit dem neu eingebrachten Volke sich verschmolzen. Besonderes Lob verdient ebenfalls die klare Darstellung, als auch die massvolle, bei aller objektiven Schärfe nie persönlich verletzende Kritik in vorliegender Schrift. Der Stadt München hätte wohl keine schönere Festgabe zur ersten Säkularfeier ihrer Gründung geboten werden können.

Koenig.



*Römische Alterthümer von Ludwig Lange (Professor in Prag)*  
 Erster Band. Einleitung und der Staatsalterthümer erste Hälfte.  
 Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1856. VIII und 608  
 8. Netto-Preis 1 Thlr. 14 Sgr.

Auf Veranstaltung der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin erscheinen bekanntlich eine Reihe von Handbüchern, die den Zweck haben, das lebendigere Verständniss des klassischen Alterthums über die Kreise der Fachgelehrten hinaus auch über das unter dem grösseren gebildeteren Publikum zu verbreiten. Zu diesem Cyklus von Werken, deren Bearbeitung grossentheils durch bereits anerkannte Gelehrten ersten Ranges übernommen worden, gehören denn auch die römischen Alterthümer von Prof. Lange, deren erster Band die „Einleitung und der Staatsalterthümer erste Hälfte“ enthält. Der zweite für die nächste Zeit in Aussicht stehende Band wird die Darstellung der Staatsalterthümer zu führen, die gottesdienstlichen Alterthümer und der dritte Band die Privatalterthümer enthalten. Durch Lange erhielten wir eben so wie durch Th. Mommsen (dessen in demselben Verlag erscheinende römische Geschichte ebenfalls zu dem bemerkten Cyklus gehört) nicht eine blosse sorgfältige und gewandte Zusammenstellung der Resultate früherer wissenschaftlicher Erörterungen, sondern gleich auch nicht wenige bedeutende neue Originalforschungen. Letzteren werden theilweise vielleicht um desswillen manchen Widerspruch finden, weil zu ihrer vollkommenen Begründung oft umständliche und verwickelte Beweisführungen nöthig wären, so aber nach der Tendenz des vorliegenden Buches, das gerade nicht bloss für Fachgelehrte, sondern für die allgemeine gebildete Leserschaft geschrieben ist, ausgeschlossen sind. Lange hat daher eher zu viel, als zu wenig gethan, indem er stets wenigstens im Allgemeinen seine Ansichten zu begründen suchte, und indem er an dem lehrtem Apparat nicht bloss in Anmerkungen am Fusse der Seiten, sondern mitunter auch in den Text selbst einige Citate und Aenderungen der Quellen mit aufgenommen und in den Text hinein gewoben hat. Zweckmässig möchte es gewesen sein, wenn statt dessen im Texte nach einer durch das ganze Buch fortlaufenden Seitenreihe blosse Notenzeichen gegeben, am Ende des Buches aber, um den speziellen Anforderungen der Alterthumswissenschaft zu genügen, ein paar Bogen kürzerer und längerer Noten zur näheren Begründung der im Buche vorgebrachten Sätze beigegeben wären. Wenn der Styl des Verfassers bisweilen etwas schwerfällig ist, so kommt dies einigemal mit gerade daher, weil lateinische Quellenausprüche mit deutscher Darstellung zu einem Satze verbunden sind. Man lese z. B. die Bemerkung auf S. 202: „ursprünglich aber gab es keine plebs neben den Patriciern, oder wenn es eine gab, so stand sie, als in welcher gentes patriciae non insunt, ausserhalb“.

populus, und der Begriff desselben war mit der der Gesamtheit der gentes patriciae identisch.“ Bei einer neuen Auflage würde sich auch hier und da Wiederholungen von Dingen die bereits an einer früheren Stelle des Buches gesagt worden sind, vermeiden lassen.

Was der Darstellung des Verfassers an Eleganz fehlt, wird ganz genügend aufgewogen durch die Gründlichkeit der Behandlung und den materiellen Inhalt des Werkes. Die Einleitung (S. 1—30) richtet in den 4 ersten §§. die Aufgabe, die Geschichte, den Umfang der römischen Alterthümer und die Anordnung der Theile. Als Aufgabe der römischen Antiquitäten bezeichnet der Verf. (S. 1), die dem Untergange des römischen Volkes einem abgeschlossenen Zeite der Vergangenheit (antiquitas) angehörenden sittlichen und politischen nationalen Zustände desselben zu schildern. Ueber das Verhältniss der Antiquitäten zur Rechtsgeschichte bemerkt er (S. 6) Recht: „der Gesichtspunkt der römischen Rechtsgeschichte und Antiquitäten ist, trotzdem dass die darzustellenden Erscheinungen dieselben sind, insofern verschieden, als es jener auf die Genesis des Rechtes ankommt, während für die Antiquitäten die Institutionen des Privatrechts nur als Manifestationen des römischen Nationalcharakters Interesse haben.“ Wenn der Verf. daran die Folgerung zieht, „dass für die Rechtsgeschichte die spätern sich von den engen Fesseln der Nationalität lösende, durch Einwirkung des jus gentium bedingte Entwicklung des Rechts das Hauptinteresse habe, während für die römischen Antiquitäten der nationale Ausgangspunkt der Entwicklung die Hauptsache sei“; so ist das in Bezug auf die Rechtsgeschichte Gesagte nicht ganz richtig. Es hat für dieselbe auch die Einwirkung des jus gentium auf das jus civile ein grosses Interesse, aber das jus civile, dessen Kern in dem XII Tafengesetze codifizirt worden, ist, um mit Rudorff (Röm. Rechtsgesch. Bd. I. Leipzig 1857, S. 260) zu reden, „bis in die späteste Zeit des Reiches der unerschütterte Grundpfeiler des Rechtssystems, seiner Einheit und Harmonie geblieben“ (vgl. auch Cic. de leg. I. 44. 195. Liv. III. 34). In Bezug auf das römische Erbrecht hat Referent dieses jetzt noch speziell in einem eigenen Werke nachgewiesen\*). Man kann darum durchaus nicht sagen, dass der nationale Ausgangspunkt der Entwicklung in der Rechtsgeschichte von untergeordneter Bedeutung und nicht auch eine Hauptsache ist, wenn gleich er nicht die ausschliessliche Hauptsache ist.

Unter der in §. 5 angegebenen allgemeinen Literatur vermissen wir Heineccii Antiquitatum Romanarum Syntagma, nach einer Reihe früherer Auflagen 1822 von Haubold, und 1840 zuletzt von Mühlenthal herausgegeben. Wir berichtigen hier auch

\*) Vering. Das römische Erbrecht in seiner geschichtlichen Entwicklung. Heidelberg, Verlag von J. C. B. Mohr. 1858. Man vgl. besonders dort das Kap. VIII gegen Ende. (Der Druck des Buches ist noch nicht ganz vollendet.)

den Druckfehler S. 9. Z. 4 v. u. W a l t hier zu schreiben, statt W a l t. Im Uebrigen ist in diesem und in 10 folgenden Paragraphen die Einleitung Alles zusammengestellt, was an Quellen und Schriften das Gesamtgebiet und die Haupttheile der römischen Antiquität wichtig ist.

Der nun beginnende erste Theil mit den Staatsalterthümern hat aber noch eine besondere Einleitung (§. 33—38). Darin zuerst (§. 16) die Methode der Darstellung entwickelt. Der Verf. will „auf die geschichtliche Erzählung von der Entwicklung des römischen Staates innerhalb einer möglichst begrenzten Epoche systematische Darstellung derjenigen Institutionen folgen lassen, welche als die reife Frucht der Entwicklung bis zum Ablaufe jener Epoche anzusehen sind.“ Denn „wir gewinnen durch diese Art der Darstellung den Vortheil, dass weder die geschichtliche Entwicklung des Ganzen, noch die systematische Darstellung der einzelnen Institute zerrissen wird. Unsere Perioden sind Theile des in der organischen, historischen Entwicklung aufgefassten Systems, unsere systematischen Abschnitte repräsentiren die historische Aneinanderfolge der einzelnen Institute, oder mit anderen Worten das historische Wachsthum des Organismus.“ Sechs Perioden als verschiedene Entwicklungsphasen in Folge des Hinzutritts eines in das Staats- und Rechtsleben wesentlich alterirenden Elements hat der Verf. an und gibt in §. 17 eine Uebersicht derselben. Die erste Periode soll nach einer kurzen Skizze der vorrömischen Entwicklung und der Voraussetzung zum Entstehen der römischen Nationalität den patricischen Staat betrachten, als dessen mythische Repräsentanten die drei ersten Könige gelten. Die zweite Periode umfasst die staatsrechtliche Anerkennung eines nichtpatricischen Elementes im Staate, der plebs. Repräsentanten dieser Entwicklung sind die übrigen Könige. Die dritte Periode gilt dem Streben der plebs nach staatsrechtlicher Gleichstellung. Diese drei Perioden sind dem vorliegenden Bande dargestellt. Die vierte Periode soll zeigen, wie der bisherige Gegensatz von Patriciern und Plebejern sich in einen neuen andern verändert, und sich dieser geltend macht: der Gegensatz von nobiles, der Aristokratie des Verdienstes und Reichthums, und ignobiles, der Armen. Die fünfte Periode von Sulla bis auf Augustus entwickelt bei der Auflösung der bestehenden Staatsform und den Störungen des Rechtszustandes den Hauptpunkt des Kriegswesens und die Blüthe des Gerichtswesens. Die sechste und letzte Periode umfasst den Zeitraum der römischen Monarchie bis auf Constantin den Grossen. Mit Constantin ist die römische Nation als solche todt. Darum soll die Zeit nach Constantin bis auf den Untergang des weströmischen Reiches nur aus praktischen Gründen noch in einem Anhange betrachtet werden. Welche staatlichen Institutionen der Verf. in den einzelnen Perioden betrachtet, hat derselbe in seiner Uebersicht zugleich schon ange-

deutet. Wir wollen dieselben sogleich nach der näheren Darstellung des Verfassers betrachten.

Bevor zur Darstellung der ersten Periode übergegangen wird, finden wir, wie bereits bemerkt, die Voraussetzungen für die Bildung der römischen Nationalität erörtert (§. 18—24. S. 39—57). Mit Schwegler und Mommsen lässt Lange als zuverlässige Quelle der vorgeschichtlichen Zeit nur die Sprachen der in Betracht kommenden Völker gelten. „Denn die Nachrichten der griechischen und lateinischen Schriftsteller über die Entstehung der römischen Nation und die altitalische Bevölkerung überhaupt beruhen weder auf geschichtlicher, noch auf einer mythischen Ueberlieferung die authentisch wäre ... Zwar fehlt es trotzdem nicht ganz an mehr oder minder beglaubigten Sagen von echt italischer Färbung, durch deren Deutung wir gewisse Aufschlüsse über die altitalischen Völkerverhältnisse erlangen können — und diese sind für die nachfolgende Darstellung, da sie die aus den Sprachen abstrahirten Resultate bestätigen und ergänzen, benutzt —; aber ihre Zahl ist klein gegen die durch den Einfluss der griechischen Ansiedelungen in Italien schon in verhältnissmässig früher Zeit gräcisirten Sagen und gegen die wiederum auf diesem schlüpfrigen Grunde aufgebauten Schlüsse, Reflexionen, ja sogar Erfindungen der griechischen Historiker, die von den ältesten römischen Annalisten im Allgemeinen allseitig angenommen und verbreitet sind.“ So bezeichnet Lange (S. 39 ff.) seinen kritischen Standpunkt der Forschung im Gegensatz zu dem Standpunkte von Gerlach und Bachoven, und führt dann noch eine Anzahl neuerer Einzelschriften über die altitalische Bevölkerung auf.

Nun werden die Keime römischen Wesens aus der vorrömischen Zeit erforscht. Zuzufolge ihrer Sprache gehören die Römer mit den übrigen Latinern einem Graeco-Italischen Volkstamme an und ist dieser der Zweig eines Indoeuropäischen Urvolks. Bei diesem Urvolke, welches noch nicht hinausgekommen war über die culturhistorische Stufe des Nomadenlebens, dürfen wir nach einem Kreise bestimmt ausgeprägter allen indogermanischen Sprachen gemeinsamer Wörter bereits voraussetzen, die Keime des Privat- und Staatsrechts, nämlich eine monogamische Regelung des ehelichen Verhältnisses und den Anfang der Familienverfassung, der Gewalt des Familienshauptes über die Glieder und das gemeinschaftliche Eigenthum der Familie; ferner mit der Erweiterung der Familien zu Geschlechtern eine entsprechende Familiengewalt des Geschlechtsältesten, Patriarchen, in allen Fällen wo es sich um die Interessen des ganzen Geschlechts handelte, sowie ein Zusammenhalten benachbarter Geschlechter (S. 41). Auf der Wanderung von Asien im Süden des kaspischen und schwarzen Meeres nach Europa lernte der Graeco-Italische Stamm den Ackerbau kennen. Aus den gemeinschaftlichen Anfängen des Ackerbaus bei Griechen und Italikern stammt z. B. die prinzipielle Gleichheit des griechischen und italischen

den Druckfehler S. 9. Z. 4 v. u. W

In Uebigen ist in diesem v  
Einführung Alles zusammenfassen  
das Gesamtgebiet und  
wichtig ist.

Der nun beginnt  
hat aber noch ein

störst (§. 16) d

will „auf die

römischen S.

systematisch

als die r

anzusetzen

stellor

des

stir

of

r

den Druckfehler S. 9. Z. 4 v. u. W  
In Uebigen ist in diesem v  
Einführung Alles zusammenfassen  
das Gesamtgebiet und  
wichtig ist.  
Der nun beginnt  
hat aber noch ein  
störst (§. 16) d  
will „auf die  
römischen S.  
systematisch  
als die r  
anzusetzen  
stellor  
des  
stir  
of  
r  
In die Graeco-Italische Wanderperiode  
gepropft die Grundlage der monar  
In die Graeco-Italische Wanderperiode  
des Kriminalrechts, das beiden Völkern geme  
ihnen gemeinsamen chthonischen Kulte un  
Ersetzen der Blutarche durch eine S  
dem Systeme der öffentlichen wie der Pri  
zu Grunde liegt (S. 42 f.). Wahr  
des Stammes Kleinasien und Griechenland  
die andere die apenninische Halbinsel ein. Die  
italische nationale Entwicklung bedingt sich hier einmal d  
das Klima (S. 44—46), sodann wenn auch  
durch die schon vorgefundene Bevölkerung (S. 46—  
Wenn Italien auch nicht die Möglichkeit der Seefahrt ausschlie  
so begünstigt es dagegen mehr als Griechenland durch seine au  
dehnteren Ebenen den Ackerbau, mit dem Viehzucht in grossartig  
verbunden blieb“ (S. 44). Daher „ist die italische E  
wicklung weit langsamer als die griechische; und dem entspre  
die ruhige Stetigkeit des italischen Nationalcharakters gegenüber  
raschen Beweglichkeit des griechischen. In Italien selbst ist w  
der in dieser Beziehung ein Unterschied wahrzunehmen zwischen  
westlichen und östlichen Völkern, indem jene, bei welchen der Acker  
bau vorherrscht, rascher zu einer dauernden Sesshaftigkeit und  
einer Steigerung des patriarchischen Lebens zum staatlichen gela  
gen, diese zäher im Festhalten des Alten zurück bleiben in  
staatlichen Entwicklung. Beiden gemeinsam ist aber den Hellenen  
gegenüber die nationale Gestaltung der Sitte und des Kultus“, d  
strenge Festhalten an Zucht und Sitte der Vorfahren (S. 45), d  
zähe Festhalten an dem Familien- und Geschlechtsverbande. Fern  
in superstiöser Aengstlichkeit sucht der Italiker in steter Erinnerung  
an die Götter bei jeder Handlung den Willen derselben zu erka  
teln. „Schon in der Wanderperiode hatte man Billigung oder Mi  
billigung der Götter aus gewissen Zeichen erkennen zu können ge  
glaubt. Die konsequente Ausbildung dieser Ansicht, die in dem  
Auspicienwesen des römischen Patricierstaates gipfelt, ist spezifisch  
italisch“ (S. 46). Zu der italischen Entwicklung, welche wenig  
stens mittelbar veranlasst worden durch das Vorfinden von Autoch  
thonen, von Völkerschaften, welche in entschiedenem nationalen Ge  
gensatze zu den Hellenen und Italikern standen (S. 46 f.), zählt  
Lange die Klientel, sowie zum Zwecke der Eroberung und  
der Sicherung des Eroberten ein engeres Zusammenschliessen der  
einzelnen Herrengeschlechter, „was zu der Konstituierung der Ge-

ft als Gaugenosenschaft mit festen Plätzen (urbes) und zur Verbindung solcher Gaugenosenschaften (foedera) führte: Formen, welche Voraussetzungen der römischen Verfassung erweitem schon staatlich entwickelten Rom bei den Latiner noch bei den in der staatlichen Entwicklung zu niederen Samniten bestanden“ (S. 48). „Andererseits müssen zu Zeiten der Ueberwindung der Autochthonen die Keime des öffentlichen Eigenthumsrechtes gesucht werden, als dessen oberste Rechtsquelle das Recht des Eroberers deutlich genug ausgesprochen ist nicht in dem Satze des Gajus (IV. 16 i. f., wie hätte beigefügt werden sollen): Haec maxime sua credebant, quae ex hostibus cepissent, sondern auch in den ursprünglichsten Terminologien der Begriffe des Eigenthumsrechtes, wie mancipium, mancipatio, manceps, vindicatio und in dem Umstande, dass die Nationalwaffe, hasta als Symbol des striktesten Eigenthumsrechtes gilt (vergl. S. 113 ff.). Ja selbst die konsequente Fortbildung jener Anwendung zu dem Extrem, dass der säumige Schuldner in die Lage persönlich rechtlosen hostis gerieth, ist nicht erst spezifisch römisch, sondern wahrscheinlich schon allgemein italisch“ (S. 49).

Lange geht nun über zu der Stammesgliederung der Italiker (S. 50–53). Er bemerkt hierbei zum Schlusse in Bezug auf die Latiner, dass sich bei den Latinern angeregt durch griechische Seefahrer schon frühzeitig eine Art von Handelsthätigkeit entwickelt und als Mittelpunkte des Handelsverkehrs Städte gegründet sind. Entwickelte sich bei den Latini der Begriff des städtischen Bürgerthums, gegründet freilich auf die patriarchalischen Formen einer Familienverfassung, die sich durch Versagung des connubium nach außen hin immer mehr zu befestigen suchte, während sie durch Gestattung des commercium ein die Grundlagen des Geschlechtes angreifendes und umgestaltendes neues Element in sich nahm. Der Kampf zwischen dem patriarchalisch konservativen Princip des durch das jus connubii in sich abgeschlossenen aristokratischen Kreises und dem kaufmännisch progressiven Princip des commercii, auf der Basis des städtischen Bürgerthums geführt, mit den Waffen der Religion, hier mit denen des materiellen Interesses bildet die Geschichte Roms bis auf den Höhepunkt seiner Entwicklung. Die Elemente jenes Kampfes sind aber nicht spezifisch italisch, sondern allgemein latinisch“ (S. 53).

Die Einwirkungen fremder Nationalitäten, welche theils schon vorrömischer Zeit, theils erst in der Zeit nach der Gründung Roms in Berührung mit Italien treten, sind vielfach überschätzt worden. Lange (S. 53–57) führt sie auf ihr richtiges Mass zurück: Von einem direkten Einflusse der Etrusker, Griechen, Phönizier, Kelten auf die Rechtsbildung lässt sich eigentlich gar nichts sagen. Indem sich der Verf. nun zur ersten Periode wendet, welcher der patrizische Staat angehört, betrachtet er zuerst Latium vor



der Gründung Roms (S. 58—62), insbesondere die Bedeutung Alba Longas unter den latinischen Städten vor der Machtentwicklung Roms, so viel dies bei der Mangelhaftigkeit der historischen Nachrichten möglich ist. In Bezug auf die Gründung der Stadt sagt Lange unter Zurückweisung vieler mythischen Nachrichten (S. 62—67), die Keime der staatlichen Organisation, zu deren Träger die Sage den mythischen Städtebegründer gemacht habe, ließen sich in den Gaugenosseenschaften (*pagi*), welche seit den ersten Andeutungen der Indogermanen in Latium bestanden, und sich für die Umgegend Roms unter der späteren politischen Eintheilung in *tribus rusticae* erhielten. Als Ursache des Entstehens und baldigen Aufblühens von Rom gibt er (S. 65) ähnlich wie Mommsen an, „dass die Vermittelung des Binnenhandels zwischen Latium und den umliegenden Landschaften, sowie zur Unterhaltung des Exporthandels mit griechischen und karthagischen Seefahrern kein Ort günstiger als Rom war, das gegen Seeräuberei geschützt war und doch in seiner Nähe der Ausfluss der Tiber den einzigen Ankerplatz an der Küste Latiums hatte ... Es versteht sich von selbst, dass die Bewohner Roms Kaufleute zu werden, nicht aufzuhören brauchten Ackerbauer zu sein, was sie vielmehr immer vorzugsweise blieben.“ Die Gründung des Staates der Quiriten setzt der Verf. (S. 67—74) in die Vereinigung der Ramnes, der ältesten Ansiedler auf dem Palatinus, einer Sabinischen Gemeinde, den Tities. Man schuf dabei zum Zweck gemeinsamer Beschlussfassung eine künstliche Gliederung dieses conföderativstaates in Curien, unter welcher die patriarchalische natürliche Gliederung der Stämme in *gentes* und *familiae* bestehen blieb. Die dieser Vereinigung der Stämme und der Einrichtung der Curien entspricht der Name Quirites (d. h. der in Curien Gegliederten, vgl. S. 67, S. 210. 215) zur Bezeichnung des Volkes in seinen inneren Angelegenheiten, während der Name *populus* dasselbe in seinen äusseren Beziehungen bezeichnet. Die Vereinigung scheint anfangs sich auf die isopolitische Gewährung des *jus connubii* neben dem selbstständlichen *jus commercii* beschränkt, und ein gegenseitiges *jus fragii* und *honorum* noch nicht bestanden zu haben (S. 71). Die Form der im Laufe der Zeit unter dem treibenden und bestimmenden Einflusse der Ramnes enger gewordenen Vereinigung prägte sich zuerst in der Spitze des Staates aus, indem an die Stelle des Despotenkönigthums ein Wechsel- und Wahlkönigthum trat. Erst längere Zeit nach der Vereinigung der Ramnes und Tities (S. 72 f.) geschah die Erweiterung des Staates durch die Aufnahme der Luceres (S. 72—78), die Lange mit Schwegler für Albanischen Ursprungs, also für Latiner hält. Durch den Hinzutritt der Luceres wurde der Staat nach das mehr zum politischen Fortschritt drängende latinische Element verstärkt (S. 78). Bei den Sabinern nimmt Lange eine zähe an den Konsequenzen der Geschlechterherrschaft hängende konservative Grundrichtung an, verwirft aber mit Recht die Annahme einer sonstigen spezifisch nationalen Verschiedenheit der zum römischen Staate verbundenen Stämme (S. 73 ff.).



Nachdem nun so die äusseren Umstände dargestellt sind, unter denen der römische Staat entstand, wird jetzt die Entstehung des Staates von innen heraus verfolgt, wie er aus der Familie, deren natürlicher Erweiterung zur gens und zum Stamme erwachsen ist. In drei Abschnitten führt uns der Verf. theilweise zurückgreifend in die Zustände der Zeit vor der Bildung des römischen Staats in systematischer Darstellung vor: 1. das Familienrecht (§. 20—88. S. 79—161), wie sich dessen rechtliche Auffassung in der patricischen Zeit festgesetzt hat, 2. das Gentilrecht (§. 40—48. S. 162—200), 3. das älteste Staatsrecht (§. 44—54. S. 201—299).

Das römische Familienrecht ist (§. 79—88) das Prototyp des ältesten Staatsrechts und zugleich die nationale Grundlage des Systems des Privatrechts. „Wenn wir für das römische Privatrecht einen einheitlichen Ausgangspunkt in dem Familienrechte des *jus Quiritium* annehmen, so treten wir damit einer verbreiteten Ansicht entgegen, welche, ausgehend von einer falschen Vorstellung über die Differenz der Patricier und Plebejer, das römische Recht als Produkt einer mechanischen Mischung der angeblich ursprünglich verschiedenen Rechte der Patricier und Plebejer ansieht ... Bei den Plebejern müssen, weil sie derselben italischen Nationalität entsprossen sind, wie die Patricier, dieselben Keime für die Bildung des Familienrechts vorausgesetzt werden. Die Bedeutung der Plebejer für die weitere Entwicklung besteht darin, dass sie in die Gemeinschaft der einer Rechtsphäre unterworfenen Patricier aufgenommen wurden, ... dass mit dem Bruche des Princips der Exklusivität des patricischen Staates auch die Exklusivität des ältesten *jus Quiritium* gebrochen, und dieses einer freieren Entwicklung fähig wird, deren bestimmendes Subjekt von nun an weder die Patricier noch die Plebejer allein, sondern beide zusammen in ihrer staatlichen Vereinigung sind“ (§. 88).

Von uralter Zeit her bildete die *familia* nach aussen und innen (§. 83—87) in Bezug auf Religion, Personen und Sachen eine durch den Willen des Hausvaters beherrschte feste nachhaltige Einheit. Mit der Entstehung des Staates wurde der abgeschlossene einheitliche Charakter der Familie in staatsrechtlicher und sakralrechtlicher Beziehung einerseits durchbrochen, andererseits aber auch durch den Aufbau des Staates auf der vorhandenen familienrechtlichen Grundlage wiederum befestigt; die privatrechtlichen Befugnisse des Hausvaters wurden zunächst nicht verändert. Lange geht, nachdem er den Charakter der römischen *familia* im Allgemeinen bezeichnet hat, auf die innere Gliederung derselben nach ihren verschiedenen Beziehungen, auf die Rechte des Hausvaters, des *caput* der Familie, in dem sich die ganze rechtsfähige Persönlichkeit der *familia* konzentriert, näher ein. Referent hat Lange's Darstellung der römischen *familia* und damit den grösseren Theil des vorliegenden Bandes der römischen Alterthümer bereits eingehend gewürdigt und

vielfach berücksichtigt in dem oben angeführten röm. Erbrecht (sonders im Kap. I—XI. S. 15 ff.), wo die Einwirkungen der römischen familia auf die eigenthümliche Gestaltung und die geschichtliche Entwicklung des römischen Erbrechts darzulegen versucht wurde. Referent erhielt gerade als der Druck seiner Schrift begann, das Werk von Lange, und war sehr erfreut, fast in so wichtigen Punkten seine Darstellung nun auch noch durch eine solche wissenschaftliche Auktorität wie Lange und durch manche von diesem neu beigebrachte oder zusammengestellte Gründe unterstützen zu können. Hier an dieser Stelle wollen wir jetzt nur die Bemerkungen und theilweise Berichtigungen machen.

Lange bespricht zunächst die eheberrliche Gewalt (S. 89—100), im Ganzen übereinstimmend mit den Resultaten von Rebach's gründlichen „Untersuchungen über die römische Ehe“ (Sigmart 1853. S. 26 ff.). Jedoch hält Letzterer den Kauf und die religiösen Hochzeitsgebräuche beide für gleich nothwendige Momente bei der Entstehung der manus, die von vorneherein neben einander und nur in der Folge dadurch auseinandergehen, dass die Patricier den Kauf als unverträglich mit dem sakralen Charakter der Ehe, die Plebejer aber die religiösen Hochzeitsgebräuche als wesentlich anzusehen anfangen. Dahingegen hebt Lange (S. 90—91) die confarreatio der coemptio und dem usus gegenüber als diejenige spezifisch patricische Form der Eheschliessung hervor, welche aus patriarchalischer Zeit stammenden religiösen Hochzeitsgebräuchen in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit treu bewahrt habe. Und durch confarreatio oder farreum hervorgebrachte manus unterscheidet sich von der manus, die durch andere Arten entstehe, dadurch, dass sie eine sakralrechtliche Bedeutung im System des alten patricischen Sakralrechts habe. Für die patriarchalische und patricische Zeit müsse man daher in der manus nicht bloss eine privatrechtliche, sondern auch eine sakralrechtliche Bedeutung annehmen, die spezifisch verschieden sei von der communio sacrorum, die auch in den nicht konfarreirten Ehen mit der Ehe verbunden sei. Die coemptio (S. 92—94), bei welcher die sakralen Hochzeitsgebräuche nicht das Bestimmende, sondern nur das Accessorische waren, habe auch nicht die sakralrechtlichen Wirkungen für den patricischen Sakralverband und die manus erscheine daher hier nur als ein privatrechtliches Institut. Die coemptio sei als eine symbolische Fixirung des in patriarchalischer Zeit üblichen, jetzt nicht mehr stattfindenden Kaufes der Frau anzusehen. Die Mancipationsbedingung (lex mancipii) habe dabei als spezifischen Zweck des Kaufes der Ehe angegeben. Ein gegenseitiger Kauf (wie später Servius I. Georg. I. 81. und Isidorus Orig. V. 24. das co — in coemptione hätten deuten wollen), könne es nicht sein, weil die Frau das Recht des Verkaufs und Kaufs nicht habe. Vielmehr sei der Mann Käufer (coemptionator), die Frau Kaufobjekt; als Verkäufer müsse der Vater (eventuell der Tutor) der Frau angesehen werden, der durch seine

patria potestas berechtigt sei, die Tochter, sei es zum Zwecke der Ehe oder sonst zu verkaufen. Die Entstehung der coemptio bringt Lange damit in Verbindung, dass das sakralrechtliche Prinzip des Staats seinen ersten Stoss erhalten habe, indem Tarquinius Priscus eine grosse Zahl von plebejischen Familien in das Patriciat erhob und demgemäss auch das connubium mit den Altpatriciern diesen minores gentes ertheilte, welche nun wohl an den sacris des Staates, der Tribus und der Curien, aber nicht an den sacris der Familien und gentes der alten Quiriten Theil nehmen konnten. Möglich sei aber, dass die symbolische Fixirung eines ursprünglich bestandenen Kaufes schon vor der Zeit des Tarquinius Priscus stattgefunden habe. Gerade, weil die der coemptio zu Grunde liegende uralte Anschauung den alten und neuen Patriciern wie den Plebejern gemeinsam ist, so ist es sehr wahrscheinlich, dass auch diese Gestaltung eines Scheinkaufs an Stelle des wirklichen Kaufs schon in die patriarchalische Urzeit zurückgreift. Dafür spricht sogar Lange's Bemerkung (S. 98), dass die dritte Art der Manneswerbung, der usus, welche das Bestehen der coemptio voraussetze, selbst schon lange vor der Zwölftafelgesetzgebung eingeführt sein müsse. Die Einführung des usus (S. 95) als Form der Eheschliessung sei geschehen — darin nimmt Lange Rossbach's Ansicht an — um die Möglichkeit einer Ehe ohne manus, einer freien Ehe anzubahnen. Lange schildert die Entwicklung der Ehen ohne manus (S. 95—98) und zählt darauf die Arten der iniusta matrimonia auf (S. 98—100).

Die väterliche Gewalt (S. 100—108), in ihrer Entwicklung ganz parallel der eheherrlichen, stellt Lange dar, wie sie die familia zu einer ursprünglich unlösbar festen, allmählig aber immer mehr gelockerten Einheit zusammenhält. Lange fasst die arrogatio und adoptio ganz entsprechend der confarreatio und coemptio. Jedenfalls war die adoptio im engeren Sinne dem altpatricischen Staate fremd (vgl. mein Erbrecht S. 38 ff.). Beiläufig berichtigen wir auf S. 103. Z. 1 v. u. bei der angeführten Schrift von Scheurl die Jahreszahl 1840, welche 1850 heissen muss.

Der Verf. geht hierauf zu dem Eigenthumsrechte an Sachen über. Das Eigenthum ist als ein faktisches Verhältniss so alt, wie die Pronomina possessiva in der Sprache und darum ohne Zweifel älter als der römische Staat (S. 108). „Nicht bloss dem Staate gegenüber müssen wir dem Eigenthum der privati; sondern auch im Vergleich mit dem Rechtsbegriffe Besitz müssen wir dem Begriffe Eigenthum die Priorität vindiziren, ... da sich in der Geschichte der Entwicklung des römischen Rechts deutlich herausstellt, dass der Begriff des Besitzes sich nur unter Voraussetzung des Begriffs des Eigenthums bilden konnte.“ Der nationale römische Rechtsbegriff des Eigenthums (dominium) hat „seine Wurzeln in dem Familienrechte; das Eigenthumsrecht an den Sachen der Familie, der res familiaris, durchaus koordinirt mit der eheherrlichen und väterlichen Gewalt, setzt wie diese Gewalten die einheitliche Abge-

geschlossenheit der Familie, deren alleinberechtigter Vertreter nur der *pater familias* ist, voraus (§. 109). Die geschichtliche Entwicklung des familienrechtlichen Eigenthumsrechts besteht nun darin, dass auch in dieser Beziehung die Einheitlichkeit und Unauflöslichkeit der Familie durchbrochen wird. Dies zeigt sich in doppelter Weise: erstens bekommen neben dem *pater familias* die anderen rechtsgewissen Personen der Familie selbstständige Vermögensrechte ...; zweitens werden die Beschränkungen, welche das Prinzip der Familien einheit dem *pater familias* auferlegt, gesprengt, während anderseits neue Beschränkungen des Eigenthumsrechts, die durch Zwecke des Staats geboten sind, eintreten.“ In der Besichtigung der Beschränkungen des Familienprinzips liegt, wie Lange treffend vorhebt, die Geschichte der Entwicklung des römischen Familienrechts (§. 110). Die Beschränkung der Befugnisse des *pater familias* über die *res familiaris* zu disponiren äussert sich darin, dass er bei Lebzeiten die *res familiaris* weder durch unmittelbare Veräußerung, noch mittelbar durch vertragliche zur Veräußerung führende Verpflichtung von der familia trennen, und dass er durch eine Bestimmung für den Fall seines Todes die *res familiaris* seinen natürlichen Erben nicht entziehen kann. Lange betrachtet demgemäss im Einzelnen näher: I. das *jus emendi et vendendi* (§. 113—127), II. das *jus nexus* (§. 127—134), III. das *jus testamentifactionis et hereditatum* (§. 134—144), wie sich diese als eine Auflösung des einheitlichen Prinzips der familia entwickeln.

„Der idealen Voraussetzung der Unveräußerlichkeit des Familiengutes steht am Nächsten die Unterscheidung der *res mancipi* (*mancipii*) und *res nec mancipi*, die ohne Frage der patriarchalen Zeit angehört, und der wir im Sinne unserer Grundanschauung Bedeutung zuschreiben, dass die *res mancipi* als das unveräußerliche Eigenthum der Familie desselben erhalten werden sollten“. (Lange nach mein Erbrecht S. 43 f.). „In der That sind die *res mancipi* alle der Art, dass ohne sie das Bestehen einer auf Ackerbau gegründeten patriarchalischen Familie nicht gedacht werden könnte“ (§. 113 f.). Die schwerfällige *mancipatio* war die ursprüngliche einzige Form der Veräußerung dieser Dinge (§. 114 f.), anfangs ein wirklicher Verkaufsakt, der aber schon früh zur *imaginaria* verwandelt wurde. „Dass aber das *mancipere* als vollgültige Form der Eigenthumserwerbung galt, beruht ohne Zweifel darauf, dass die *mancipatio* des *pater familias* die ursprüngliche Quelle des fortwährenden Schutzes für das Eigenthum war“ (§. 115). Die *res nec mancipi* erstreckte dagegen nicht als ein integrierender Theil der familia. „Die *res nec mancipi*, z. B. der Ertrag der Ernte, Federvieh, Schafzucht, Ziegen, Geräte, waren ihrer Natur nach dem Verbräuche angesetzt; sie konnten also nicht unter den Gesichtspunkt der nothwendigen Erhaltung fallen.“ Und da der *pater familias* von diesen Dingen fortgeben konnte, so war er in Bezug auf sie von vornherein nicht *manceps* sondern *dominus* (alt *domenus*) und darum ist die

heute Ausdruck für die *res nec mancipi* ohne Zweifel *bona* (*bona*) ist das Verkündliche oder Verkaufte, gewesen. Ihre Veräußerung steht durch die von der *mancipatio* durchaus verschiedene und niemals mit ihr verbundene *translatio* (S. 116). Aus den spätern Nachwirkungen der Unterscheidung zwischen *res mancipi* und *res nec mancipi*, und dem entsprechend zwischen *mancipatio* und *translatio* ergibt sich, „dass in dem Gegensatze der *res mancipi* und *res nec mancipi* der spätere Gegensatz zwischen *quiritarischem* und *bonitarischem* Eigenthum (*dominium ex jure Quiritium* und *in bonis habere*) dem Keime nach vorgelagert ist.“ Als durch den Handel unter den *res nec mancipi* Dinge zu sein anfangen, die mindestens ebenso werthvoll waren wie die *res mancipi*, trat an die Stelle des patriarchalischen Begriffs des *mancipium* der nunmehr rechtliche weitere Begriff des *dominium ex jure Quiritium*, der sowohl *res mancipi* als [im Texte steht hier verkehrt: und] *res nec mancipi* umfasste und der sich in der *usucapio* und *in jure cessio* die Formen der Erwerbung des *quiritarischen* Eigenthums schuf, für *res mancipi* und *res nec mancipi* gleich anwendbar. Nun konnte auch der *translatio* hinsichtlich der *res nec mancipi* die Wirkung des *quiritarischen* Eigenthums beilegen (S. 117). Dieser neue Rechtsbegriff des *dominium ex jure Quiritium* wird in seiner Entwicklung „begleitet von dem gleichfalls nationalen Begriffe der *possessio agri publici* und endet in der Absorbirung durch die civilrechtlich weit vollkommeneren, aber eben darum nicht mehr rein nationalen Begriffe des *bonitarischen* Eigenthums und des *Intenditbesitzes*, deren Darstellung wir aus eben diesem Grunde der juristischen Rechtsgeschichte überlassen müssen.“ Mit diesen Worten beendete Lange (S. 127) seine Darstellung des *jus emendi* und *translatio*, nachdem er (S. 118—121) wie Niebuhr und Savigny die Entstehung des Rechtsbegriffes des Besitzes so erklärt hat, dass erst für die Occupanten des *ager publicus* ein Besitzschutz durch das *imperium* der Magistrate vermittelt und dann von hieraus der entstandene Rechtsbegriff des geschützten Besitzes, der *possessio* auf Gegenstände des Privateigenthums übertragen worden sei. Lange führen denn in diesem Abschnitte eine beachtenswerthe eingehende Darstellung der in *jure cessio* und *usucapio* geknüpft, „die, wenn sie neben die *mancipatio* traten, der Tendenz die Familien-*unitas* aufzulösen neuen Vorschub leisteten“ (S. 122—127).

Unter das *jus nexum* (S. 127—134) zieht der Verf. sowohl die vertragliche persönliche Verpflichtung als auch die Verpfändung von Sachen. Die anscheinend älteste Form der Vertragsschliessung, die *stipulatio ad aram maximam* ist für das älteste Prozessverfahren (die *actio sacramenta*) adoptirt. Demnach muss in den ersten Zeiten des geordneten Staatswesens diese Art der Vertragsschliessung, hinsichtlich ihrer sakralrechtlichen Garantie den Formen der *consecratio* und *arrogatio* zu vergleichen, vielfach üblich gewesen sein. Als dann die sakralrechtliche *stipulatio* ausserhalb des Prozessverfah-

rens ihre praktische Bedeutung verlor, erzeugte sich aus jener neue Vertragsform der stipulatio. Lange verweist für die Ausführung dieser hier angedeuteten Sätze auf den im 2. Bande röm. Alterthümer zu erwartenden Abschnitt IX vom Gerichtswesen. Ähnliche Fragen finden wir jetzt auch schön erörtert in dem vortrefflichen Forschungen so reichen Werke von Danz. Der krale Schutz im römischen Rechtsverkehr (Jena 1857), und in gleichzeitig zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Universität Freiburg i. Br. geschriebenen Abhandlung von Professor Schmidt. De originibus legis actionum (Friburgi 1857. 4.).

Dass die sponsio ad aram maximam ausser Gebrauch kam, nach Lange Folge davon, dass mit rein rechtlichen Formen Vertragsschliessung dieselbe Sicherheit des Gläubigers erzielt werden konnte. Wie die coemptio neben die confarreatio, die ad neben die arrogatio trat, so traten diese civilrechtlichen Formen neben jene sakralrechtliche Sponsion; es sind aber deren zwei, nexum per aes et libram und die in jure confessio, von denen die erste der Verkaufsform durch mancipatio, diese der durch in jure capere parallel steht. Wir müssen daher jene für die ältere halten, obwohl sie darum nicht gleich alt mit der mancipatio zu sein braucht, da sie eine übertragene Anwendung der mancipatio ist und ausser wie die in jure confessio, den Rechtsschutz des Magistratarius voraussetzt. So Lange. Seine ganze Auffassung des nexum (S. 129 ff.) ist und bleibt nur eine Hypothese, wie deren so mannichfach verschiedene über das nexum aufgestellt sind, die aber immerhin einige Beachtung verdient.

In Bezug auf das jus testamentifactionis und hereditatum (S. 114—144) wird der Verf. den Konsequenzen seiner trefflichen Darstellung des römischen Familienrechts untreu. Er hätte sonst erkennen müssen, wie die feste Einheit der familia, in Bezug auf die von ihr umschlossenen Personen sowohl wie das Vermögen, nothwendig zu einer ausschliesslichen Intestaterbfolge der sui heredes führen musste, dass eine testamentarische Erbfolge nicht anders möglich erschien als dadurch, dass man den einzusetzenden Erben adoptirte und zum suus heres machte. Eine unrichtige Auffassung der testamentarischen Erbfolge ist es daher, wenn Lange bei diesen die Gesammtheit der Quirites den Willen des Testators durch blosses Zeugnissablegen, und nicht durch eine wirkliche Zustimmung des populi schützen lässt (vgl. mein röm. Erbrecht Kapitel IV—V S. 110 ff.). Unhaltbar ist auch dem entsprechend Lange's Ansicht (S. 136) über die sacrorum detestatio. Er hält sie, ähnlich wie schon Cujas (ad legg. 40. 208 de V. S. in den Recit. divers. tit. Pand. absol.) und Becker (Handb. der röm. Alterthümer II. 1. S. 370 f.) für eine Erklärung, wodurch der Testator ausdrücklich seine sacra auf den Erben übertragen habe (vgl. dagegen mein röm. Erbr. S. 125—128).

(Schluss folgt.)

## JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lange: Römische Alterthümer.

(Schluss.)

Auch ist der Einfluss des XII Tafelgesetzes auf die weitere Entwicklung des civilen Erbrechts, insbesondere die nunmehrige Geltung wahrer wirklicher Testamente nicht gewürdigt (vgl. mein z. Kap. VIII ff.).

In Bezug auf das testamentum per aes et libram behauptet Lange (S. 138): „ursprünglich können durch diesen Akt dem em-familiae nur die res Mancipi übertragen sein; man müsste also Uebertragung der res nec Mancipi eine nebenhergehende traditio nehmen, die dann auch auf Obligationen anwendbar sein müsste, da man nicht lieber in dem Mangel einer gesetzlichen Form für Uebergang der bona (res nec Mancipi) den Keim für die Entstehung des Begriffes der bonorum possessio finden will, welchen Rechtsschutz des imperium das Magistrats wie die posse überhaupt voraussetzt“ (vgl. auch S. 141). Wenn man auch schon oben erwähnte Ansicht des Verfassers über die Entwicklung des Eigenthumsrechts im Uebrigen für richtig hält, so fragt es sich hier doch, ob nicht die ganze familia den unmittelbaren Gegenstand der Mancipatio bildete. Und jedenfalls konnte das der Fall sein, eben so gut wie es bei der emancipatio der Fall war, und gerade es so sein, weil die res nec Mancipi doch auch vollkommen Verfügung des paterfamilias unterstanden und deshalb sicher, wenn auch nicht als untrennbar oder möglichst unveräußerlich, der familia angehörten. Für die spätere Zeit lässt Lange ja übrige die ganze familia, auch die res nec Mancipi auf den familiae übergehen. Für die frühere alte Zeit konnte aber nach dem griechisch-staatsrechtlichen Familienprinzip überhaupt das Mancipatament nicht vorkommen (vgl. mein röm. Erbrecht Kap. IX). Und es reicht auch obendrein das Institut der bonorum possessio schwerlich in eine Zeit hinab, wo die traditio von res nec Mancipi kein quiritarisches Eigenthum begründete, und in die Zeit wo testamentum per aes et libram entstand. Es ward der Begriff bonorum possessio nicht wie Lange (S. 141) meint, nachdem im Keime bereits vorhanden, durch das prätorische Edikt erweitert und fortgebildet zu einem Erbrechtssysteme des jus gentium, welches mit dem jus civile gegenüberstand und mit diesem ineinanderwirkte, sondern in diesem Gegensatze und dem Ineinanderwirken des jus civile und des jus gentium liegt vielmehr gerade der dialektische



**Angangspunkt der bonorum possessio:** Ihre Ursache und Lage ist wie überhaupt im Erbrechte der Familienbegriff, nur liegt hier nicht wie im civilen Erbrechte die civile römische familia, sondern die Auffassung der Familie nach jus gentium, welche der bonorum possessio Geltung verschafft. Darin hat Lange (a. a. o.) allerdings sehr Recht, dass es verkehrt ist, in einem derjenigen Momente, die bei der Ausbildung des Rechtsinstituts der bonorum possessio mitwirkten, den Entstehungsgrund dieses Institutes zu suchen (m. s. mein röm. Erbr. Kap. Bonor. Possessio.). Der Verf. schildert hierauf in gedrängter Uebersicht die allmäligen Beschränkungen und Erweiterungen des jus testamentifactionis (S. 141—144), behandelt sodann übersichtlich das Eigenthumsrecht an Sklaven (S. 144—151), die homines liberi in mancipio (S. 152—156), und, zum Schluss des Abschnittes über das Familienrecht, die capitis diminutio (S. 157—161). Lange hat schon früher (S. 86 f.) recht gut hervorgehoben und kommt hier darauf zurück, dass „der Begriff capitis die Bezeichnung der Rechtsfähigkeit einer Persönlichkeit enthalte, die dem familienrechtlichen Begriffe des Hauptes der Familie. Von pater familias, der, so lange er lebt, das alleinige caput der Familie ist, ist er auf die Freien in der Familie (libera capita) übertragen.“ Wie aber durch die Stellung des civis Romanus als Mitglied oder hausunterthäniges Glied einer bestimmten familia jedesmal der ganze Kreis seiner Privatrechtsfähigkeit, d. h. sowohl sein ius civile als sein commercium mit allen Rechten die daran hängen, sich bestimmt: diese Bedeutung der familia als der Rechtsfähigkeit, auf der alle dem civis Romanus nach Civilrecht zustehenden privaten Rechte jedesmal beruhen, diesen aus der materiellen Gestaltung des civilen römischen Familien- und Erbrechts hervorstreichenden, auch in der capitis diminutio hervortretenden Begriff der familia hat Lange wenn nicht ganz unbenutzt gelassen, so doch wenigstens nicht scharf genug ausgedrückt (vgl. mein röm. Erbrecht S. 62 ff. und meine Rezension über Köpfer's Erbschaft, in den Heidelberg. Jahrb. 1857. S. 673 f.).

Der zweite Abschnitt enthält eine vorzügliche Erörterung des Gentilrechts (vgl. darüber auch mein röm. Erbrecht S. 162—173). Zuerst wird die Erweiterung der Familie zur agnatio und gentes besprochen (S. 162—173). Die Gentilen erscheinen als diejenigen Agnaten, welche bloss die Abstammung von einem gemeinsamen Ahnherrn, aber nicht mehr die Zwischenglieder die im Mannesstamm bis zu ihm hinaufreichten, darthun konnten. Rubino's und Bucher's entgegenstehende Ansichten werden speziell widerlegt. Agnaten und Gentilen hatten auch die Plebejer, aber die gentes Plebejer hatten nur privatrechtliche Bedeutung, es fehlte ihnen die staatsrechtliche und sakralrechtliche Bedeutung der schon bei der Gründung des Staates der Quiriten vorhandenen herrschenden patricischen gentes. Das Recht der Agnaten und das damit identische privatrechtliche Recht der patricischen Gentilen (S. 173—182).

Das Familienrecht, bestimmt das Gut der Familie zusammenzuhalten und die handlungsunfähigen Personen der Familie zu be-  
halten in dem Falle, wenn durch den Tod des paterfamilias Ge-  
fahr den Fortbestand der Familie eintritt. Es begreift ein even-  
tuelles Erbrecht und ein eventuelles Vormundschaftsrecht, welches  
wirksam wird, wenn die Voraussetzung der manus und der  
potestas fehlt. Das eventuelle Erbrecht ist schon früher in  
seiner familienrechtlichen Bedeutung gewürdigt; es folgt jetzt eine  
Darstellung des Vormundschaftsrechts, der tutela und cura und der  
allmählichen Abschwächung und Durchbrechung dieses Rechtes der  
Zeit. Darauf wird als Gegensatz gegen die absterbende Ent-  
stehung des Agnatenrechts die allmählig wachsende rechtliche Be-  
ziehung der naturalis cognatio und affinitas auseinandergesetzt. Nun  
wird das spezifisch patricische Rechtsverhältniss der gentes zu den  
Plebejern (S. 183—194). Mit Unrecht hielten Ihne, Gerlach  
und Bachofen, sowie Mommsen die Plebejer und die Clienten  
für plebejisch. Lange kommt mit Recht auf Niebuhr's Ansicht  
zurück, wonach die Clienten von den früheren Bewohnern Italiens  
stammen, welche von den Römern, die den römischen Staat bil-  
deten unterjocht worden waren. Das Recht der gentes patriciae  
und die Clienten erscheint als eine direkte Konsequenz des patri-  
schlichen Familienrechts; die Clienten erscheinen ursprünglich als  
gentilicii, als servi der aus einer Erweiterung der agnatio ent-  
standenen Gens. Mit dieser durch kriegerische Eroberung entstan-  
nen servitus ist die grosse Heilighaltung des Clientenverhältnisses  
wohl zu vereinigen. Lange weist dieses treffend nach und  
bestätigt Niebuhr's Ansicht bestimmter und besser. Er geht hierauf  
über das Patronat über die Freigelassenen über (S. 194—200), das  
ein Ausfluss des Familienrechts ist. Im Einzelnen freilich viel-  
verschieden, ist das Patronat über den libertus im Ganzen dem  
Patronat über den cliens durchaus ähnlich, namentlich seit die Clienten gleich  
libertis als cives Romani in der servianischen Verfassung galten.  
Das Patronat über den libertus ist die jüngere staatliche Schwester-  
schaft des Patronats über den Cliens als der älteren patriarchalischen,  
und letztere ging allmählig in der ersteren auf.

Der dritte Abschnitt ist dem ältesten Staatsrecht gewid-  
met (S. 200—299). Zunächst ist von der familienrechtlichen Grund-  
lage des Staatsrechts (S. 201—208), dann von der vertragsrechtlichen Grundlage des  
Staatsrechts die Rede (S. 209—219). In dem durch die Verstat-  
tung der Ramnes und Tities gebildeten Staate der Quiriten knüpft  
Lange die familienrechtliche Grundlage zunächst daran, dass zum po-  
pulus in dem ursprünglichen staatsrechtlichen Sinne des Wortes  
gehört, der nicht eine familienrechtliche Stellung in den  
Vorläufer der Gründung des Staates bestehenden gentes patriciae der Ram-  
nes und Tities oder der später aufgenommenen Luceres hatte; fer-  
ner daran, dass der populus selbst sich als Familie betrachtet, so-  
wohl sakralrechtlich als auch völkerrechtlich, sowie folgerichtig

Ausgangspunkt der bonorum possessio: Ihre Ursache und Grundlage ist wie überhaupt im Erbrechte der Familienbegriff, nur ist hier nicht wie im civilen Erbrechte die civile römische familia, sondern die Auffassung der Familie nach jus gentium, welche sich der bonorum possessio Geltung verschafft. Darin hat Lange (a. a. o.) allerdings sehr Recht, dass es verkehrt ist, in einem derjenigen Momente, die bei der Ausbildung des Rechtsinstituts der bonorum possessio mitwirkten, den Entstehungsgrund dieses Institutes zu suchen (m. s. mein röm. Erbr. Kap. Bonor. Possessio.). Der Verf. schildert hierauf in gedrängter Uebersicht die allmäligen Beschränkungen und Erweiterungen des jus testamentifactionis (S. 141—144), betrachtet sodann übersichtlich das Eigenthumsrecht an Sklaven (S. 144—151), die homines liberi in mancipio (S. 152—156), und, zum Schluss des Abschnittes über das Familienrecht, die capitis diminutio (S. 157—161). Lange hat schon früher (S. 86 f.) recht gut hervorgehoben und kommt hier darauf zurück, dass „der Begriff capitis die Bezeichnung der Rechtsfähigkeit einer Persönlichkeit enthielt, die dem familienrechtlichen Begriffe des Hauptes der Familie. Von dem pater familias, der, so lange er lebt, das alleinige caput der Familie ist, ist er auf die Freien in der Familie (libera capita) übertragen.“ Wie aber durch die Stellung des civis Romanus als Haus- oder hausunterthäniges Glied einer bestimmten familia jedesmal der ganze Kreis seiner Privatrechtsfähigkeit, d. h. sowohl sein ius quiritium als sein commercium mit allen Rechten die daran hängen, sich bestimmt: diese Bedeutung der familia als der Rechtssphäre, auf der alle dem civis Romanus nach Civilrecht zustehenden privaten Rechte jedesmal beruhen, diesen aus der materiellen Gestaltung des civilen römischen Familien- und Erbrechts mehr hervorstreichenden, auch in der capitis diminutio hervortretenden höchsten Rechtsbegriff der familia hat Lange wenn nicht ganz unbeachtet gelassen, so doch wenigstens nicht scharf genug ausgedrückt (vgl. mein röm. Erbrecht S. 62 ff. und meine Rezension über Köppen: Erbschaft, in den Heidelberg. Jahrb. 1857. S. 673 f.).

Der zweite Abschnitt enthält eine vorzügliche Erörterung des Gentilrechts (vgl. darüber auch mein röm. Erbrecht S. 40). Zuerst wird die Erweiterung der Familie zur agnatio und gentes besprochen (S. 162—173). Die Gentilen erscheinen als diejenigen Agnaten, welche bloss die Abstammung von einem gemeinsamen Ahnherrn, aber nicht mehr die Zwischenglieder die im Mannesstamm bis zu ihm hinaufreichten, darthun konnten. Rubino's und Bucher's entgegenstehende Ansichten werden speziell widerlegt. Agnaten und Gentilen hatten auch die Plebejer, aber die gentes Plebejer hatten nur privatrechtliche Bedeutung, es fehlte ihnen die staatsrechtliche und sakralrechtliche Bedeutung der schon bei der Gründung des Staates der Quiriten vorhandenen herrschenden patriarchalischen gentes. Das Recht der Agnaten und das damit identische privatrechtliche Recht der patriarchalischen Gentilen (S. 173—183).

Einfluss des Familienrechts, bestimmt das Gut der Familie zusammenzuhalten und die handlungsunfähigen Personen der Familie zu be-  
wahren in dem Falle, wenn durch den Tod des paterfamilias Ge-  
fahr für den Fortbestand der Familie eintritt. Es begreift ein even-  
tuelles Erbrecht und ein eventuelles Vormundschaftsrecht, welches  
wirksam wird, wenn die Voraussetzung der manus und der  
potestas fehlt. Das eventuelle Erbrecht ist schon früher in  
seiner familienrechtlichen Bedeutung gewürdigt; es folgt jetzt eine  
Darstellung des Vormundschaftsrechts, der tutela und cura und der  
möglichen Abschwächung und Durchbrechung dieses Rechtes der  
Lex. Darauf wird als Gegensatz gegen die absterbende Ent-  
stehung des Agnatenrechts die allmählig wachsende rechtliche Be-  
ziehung der naturalis cognatio und affinitas auseinandergesetzt. Nun  
wird das spezifisch patricische Rechtsverhältnisse der gentes zu den  
Civibus (S. 183—194). Mit Unrecht hielten Ihne, Gerlach  
und Bachofen, sowie Mommsen die Plebejer und die Clienten  
identisch. Lange kommt mit Recht auf Niebuhr's Ansicht  
zurück, wonach die Clienten von den früheren Bewohnern Italiens  
stammen, welche von den Römern, die den römischen Staat bil-  
deten, unterjocht worden waren. Das Recht der gentes patriciae  
für die Clienten erscheint als eine direkte Konsequenz des patri-  
archalischen Familienrechts; die Clienten erscheinen ursprünglich als  
gentilicii, als servi der aus einer Erweiterung der agnatio ent-  
standenen Gens. Mit dieser durch kriegerische Eroberung entstan-  
nen servitus ist die grosse Heilighaltung des Klientenverhältnisses  
wohl zu vereinigen. Lange weist dieses treffend nach und  
bestätigt Niebuhr's Ansicht bestimmter und besser. Er geht hierauf  
über das Patronat über die Freigelassenen über (S. 194—200), das  
ein Ausfluss des Familienrechts ist. Im Einzelnen freilich viel-  
verschieden, ist das Patronat über den libertus im Ganzen dem  
Patronat über den cliens durchaus ähnlich, namentlich seit die Clienten gleich  
liberti als cives Romani in der servianischen Verfassung galten.  
Das Patronat über den libertus ist die jüngere staatliche Schwester-  
schaft des Patronats über den Cliens als der älteren patriarchalischen,  
und letztere ging allmählig in der ersteren auf.

Der dritte Abschnitt ist dem ältesten Staatsrecht gewid-  
met (S. 200—299). Zunächst ist von der familienrechtlichen Grund-  
lage (S. 201—208), dann von der vertragsrechtlichen Grundlage des  
Staatsrechts die Rede (S. 209—219). In dem durch die Verstat-  
tung der Ramnes und Tities gebildeten Staate der Quiriten äussert  
sich die familienrechtliche Grundlage zunächst darin, dass zum po-  
pulus in dem ursprünglichen staatsrechtlichen Sinne des Wortes  
gehört, der nicht eine familienrechtliche Stellung in den  
von der Gründung des Staates bestehenden gentes patriciae der Ram-  
nes und Tities oder der später aufgenommenen Luceres hatte; fer-  
ner darin, dass der populus selbst sich als Familie betrachtet, so-  
wohl sakralrechtlich als auch völkerrechtlich, sowie folgerichtig

auch dadurch, dass der älteste Staat sich in die Formen des Familienrechts kleidet. Sowohl im Könige als im Senate wiederholt sich der Typus des Familienrechts. Jener ist der *paterfamilias* des *Stes*, in dessen Hause Einer Herr sein muss, wie in der Einzelfamilie dieser, als *regium consilium* aufgefasst, ist das Nachbild des *consilium* von Verwandten, dessen Rath der *paterfamilias* unter Umständen vor Ausübung seiner hausherrlichen Gewalt anhören muss. doch bleibt die Souveränität des Königs als Hauptes der Staatamilie insofern beschränkt, als die familienrechtliche Souveränität einzelnen Hausväter unbeschränkt bleibt, und auch die sakralrechtliche Gewalt des Königs ist beschränkt durch die sakralrechtliche Geschlossenheit der *gentes patriciae*. Dieser Widerspruch des in der Person des Königs verkörperten Prinzips der Staatseinheit mit dem des Königsrecht beschränkenden Prinzip der privatrechtlichen Selbstständigkeit jeder einzelnen Familie und der sakralrechtlichen Selbstständigkeit einzelnen *gens* ist der Keim der grossen staatsrechtlichen Entwicklung. Der Typus des Familienrechts kann im römischen Staate auch deshalb nicht ungetrübt erscheinen, weil der Staat der Quenten nicht auf natürliche Weise aus einem Volksstamme erwachsen, sondern durch ein *foedus* zweier Volksstämme entstanden ist. In einem durch Vertrag entstandenen Staate kann es kein erbliches Königthum auf Grund des Familienrechts geben, sondern vielleicht ein Doppel-, dann ein Wahlkönigthum, wo es dann von der Macht des Erwählten und dem Willen der Wähler abhängt, ob ein solches Wahlkönigthum in ein erbliches verwandelt wird.

In einem durch Vertrag entstandenen Staate muss für eine künstliche Gliederung, wie in Rom die Curien, neben der über die der natürlichen *gentes* treten, um die bei der Vereinigung auf einander eiferstüchtigen Stämme als völlig gleich berechtigt und gleich verpflichtet hinzustellen. Das Wesen der Curien, namentlich ihre sakrale Weihe und Bedeutung wird näher erörtert. Dann wird die Königswahl (S. 219—234) und die Machtfülle des Königs (S. 234—240) dargestellt. In der Machtfülle des Königs lassen sich nach der doppelten Grundlage des römischen Staatsrechts zwei Bestandtheile unterscheiden: der rein patriarchalische, die *regia potestas*, und der nicht patriarchalische, obwohl der familienrechtlichen Gewalt des *paterfamilias* nachgebildete, das *regium imperium*. Dieses letztere konnte der König nur durch eine besondere Uebertragung der *patresfamilias* erhalten, durch einen theilweisen Verzicht derselben auf ihre familienrechtliche Souveränität. Dieses ist die Bedeutung der einen integrierenden Theil der Königswahl bildenden *patrum auctoritas*, der in besonderer Versammlung der *comitia curiata* erteilten *lex curiata de imperio*. Alle diese für die spätere Entwicklung der magistratischen Gewalten und damit für die Geschichte der Rechtsbildung so wichtigen Sätze werden vom Verf. sehr schön und genau mit grosser Ausführlichkeit entwickelt.

Lange wendet sich hierauf zu den geistlichen Gehülfen des

Augures (S. 240—248), und speziell zu dem Collegium der Fetiales (S. 248—248), der Augures (S. 248—258), der Pontifices (S. 258—271). Jus und Fas, das menschliche und das göttliche Recht waren in ältester Zeit nicht geschieden, und daher waren für das Privatrecht die Auguren, für das Privatrecht die Pontifices als Sachverständige nothwendig. Die Pontifices, weil sie vornehmlich die Aufsicht über die sacra hatten, besaßen darum bei der sakralrechtlichen Form der ältesten Geschäfts- und Prozessformen ganz vorzügliche Rechtskunde. Es wird dieses Alles recht gründlich vom Verf. ausdrgesetzt, und dabei die übertriebene Meinung mancher Neueren über das Mass der anfangs ausschliesslichen Rechtskenntniss der Pontifices und ihres Einflusses auf die Rechtsbildung zurückgewiesen. Lange geht sodann zu den weltlichen Dienern des Königs über (S. 271—281), dem tribunus celerum, dem praefectus urbis, dem custos urbis, den duumviri perduellionis, den quaestores parii. Den Schluss des Abschnittes bildet die Darstellung der beiden staatsrechtlichen Institute, des Senats (S. 281—286) und der comitia curiata (S. 286—299) in ihrer ursprünglichen Bedeutung und historischen Entwicklung. In Bezug auf letztere finden wir manche treffende Berichtigung und schärfere Formulirung, nur in Bezug auf das bloss passive Verhalten des populus bei den comitia calata hat der Referent nicht bei und verweist auf die Erörterung der testamenta calatorum comitiorum in seinem röm. Erbrecht S. 128 ff. Lange wendet sich nunmehr zur zweiten gleichfalls chronologisch nicht sicher zu begränzenden Periode, als deren Repräsentanten Ankus Martius, Tarquinius Priscus, Servius Tullius, Tarquinius Superbus gelten, und deren Entwicklung die Erweiterung des römischen Staates durch die staatsrechtliche Anerkennung eines neuen nicht patricischen Elements im Staate, der Plebs und die dadurch bedingte Veränderung des römischen Staatsrechts ausmacht. Hier wird der Ursprung der Plebs erörtert (S. 300—312). In privater und staatsrechtlicher Beziehung dem patricischen Staate völlig gegenüber stehend, war der einzelne plebejische pater familias mit dem patricischen auf privatrechtlichem Gebiete völlig gleichberechtigt. Der Verfasser kommt nochmals auf den Unterschied der Clienten von den Plebejern zurück. In staatsrechtlicher Beziehung waren die Clienten zwar ebenso rechtlos wie die Plebs; aber in privatrechtlicher Beziehung waren sie rechtloser, da sie ursprünglich nicht durch ihre patricischen Patrone vor Gericht vertreten lassen konnten und kein freies Grundeigenthum hatten. In sakralrechtlicher Beziehung standen sie dagegen dem patricischen populus näher, als die Plebejer, insofern sie wenigstens unter der schützenden Obhut der gentes, denen sie unterthänig waren, Theil hatten an den Rechten der Curien und des patricischen populus überhaupt. Wenn wir daher die Entstehung der Clientel wegen ihres religiösen Charakters und ihrer Beziehung zu den gentes in die vorrömische patriarchalische Zeit setzen, so müssen wir dagegen die Bildung der plebs in



die Zeit des ausgebildeten patricischen Staats setzen, als dieser noch nicht so weit genug war, einerseits der Plebs alle sakralen und politischen Rechte vorzuenthalten, andererseits den einzelnen Plebejern privatrechtliche Selbstständigkeit zu gestatten. Die Quelle für das Entstehen des plebs liegt in der Unterwerfung latinischer Städte durch Ankus Marcius und der dadurch sowie durch spätere Eroberungen nach Rom verpflanzten Bevölkerung, sodann in der Einwanderung latinischer Heldenleute und tuskischer Flüchtlinge. Das Vorhandensein der plebs als die Stütze, welche die Könige in diesem dem künstlich gegliederten *populus Romanus Quiritium* gegenüberstehenden Elemente fand, veranlasste oder verstärkte die Entartung des Königthums zur *tyrannia*. Diese und der Verlauf bis zum Ende der Königszeit wird im Allgemeinen betrachtet (S. 312—322), und dann geht der Verf. in dem vierten Abschnitte daran, das Staatsrecht der reformirten Verfassung darzustellen (S. 323—419).

Je mehr die Plebs an Zahl und faktischer Bedeutung für den Staat zunahm, desto unnatürlicher war es, dass der Schwerpunkt des Staates nach wie vor in dem *populus* der drei *Tribus* ruhte. Tarquinius Priscus suchte das gestörte Gleichgewicht durch eine Erhebung der angeseheneren Plebejer in's Patriciat (*patres consensu gentium*) also durch eine Verstärkung des *populus* der drei *Tribus*, die zugleich eine Schwächung der Plebs war, herzustellen. Die desfallsigen Tarquinianischen Neuerungen werden (S. 323—331) näher besprochen und als damit in religiöser Beziehung auf gleiche Linie stehend schliesst der Verf. unmittelbar daran die Geschichte des wie es scheint erst von Tarquinius Superbus herrührenden *Comitum legum* der *duumviri* (später *decemviri*) *sacrorum* oder *libri* *Stimulantis* *inspiciundis*. Hierauf folgt nun die nähere Darlegung der Reform des Servius Tullius im Allgemeinen (S. 332—342). Servius Tullius suchte die Gefahr der bei der fortwährenden Zunahme der Plebs immer von Neuem drohenden Störungen des staatlichen Gleichgewichts dauernd dadurch zu beseitigen, dass er der Plebs eine solche Stellung anwies, indem er sie mit dem patricischen *populus* durch den Band eines gemeinsamen aktiven Staatsbürgerthums vereinigte. In dem Patriern und Plebejern gemeinschaftliches Gebiet aktiver Theilnahme am Staat schuf er so, dass er die wesentlichen Rechte des patricischen *populus* in sakraler, familien- und gentilrechtlicher Beziehung: das *jus sacrorum*, die *auspicia*, das gentilicische *connubium*, die *arrogatio*, *cooptatio* und *patrum auctoritas* unangetastet bei Einen auf Patricier und Plebejer gleich anwendbaren Massstab der aktiven Theilnahme am Staate gewann. Servius dadurch, dass er ohne das genokratische im patricischen *populus* herrschende Prinzip in seiner eigenen Sphäre zu beeinträchtigen, das Vermögen der Plebs nach Maassstabe der Stellung der Einzelnen innerhalb der Sphäre des neuen Staatsbürgerthums machte, ein Maassstab dessen Veränderlichkeit bedingte, dass die auf ihm beruhende Staatsordnung keine



keine, sondern nur eine von Zeit zu Zeit gesetzlich zu erneuernde sein sollte. Die Servianische Verfassung erscheint weit mehr der Ausgangspunkt einer neuen freieren folgenreichen Entwicklung, denn als die Befestigung gewordener Zustände. Der Inbegriff des von Servius geschaffenen gemeinsamen Staatsbürgerthums ist nicht mit Sicherheit abzugrenzen. Gewiss ist nur der jetzt gemeinsame Dienst der römischen Legion und die Entrichtung der Kriegsteuer des *tributum*. Gerade diese Pflichten gegen den Staat werden als das Gebiet bezeichnet, auf welches der durch den Census gewonnene timokratische Massstab zunächst angewendet werden sollte. Mommsen und Schwegler halten die Heeresgliederung für den ursprünglich alleinigen Zweck der Servianischen Reform, und erst allmählig sei durch diese Heeresgliederung auch eine timokratische Vertheilung der politischen Gewalt vermittelt worden. Lange dagegen glaubt, es sei kein triftiger Grund vorhanden, der uns nöthigte die Tradition gegenüber zu läugnen, dass Servius Tullius auch schon die Theilnahme der Patricier und Plebejer an gewissen ihnen geschäftlichen Rechten geordnet habe durch die Constituirung der Volksversammlung der *comitia centuriata* und durch die Verleihung des *jus suffragii* an die Plebejer nach Massgabe des Census. Ist es auch nicht der Hauptzweck des Servius Tullius bei seiner Einteilung des Volkes in Classen und Centurien gewesen, wie es nach Livius' übrigen verstümmelter Darstellung erscheinen könnte, so können doch auch Livius (I. 48) und Dionysius (IV. 20) diesen Zweck in zweiter Instanz an.

Dazu kommt, dass das rechtliche Bestehen der *comitia centuriata* bei Beginn der Republic vorausgesetzt wird und nur ihre Kompetenz nach dem Sturze des Tarquinius Superbus rasch sich erweitert. Lange ist die Möglichkeit einer Kompetenz der *comitia centuriata* neben den *comitiis curiatis* nach. Servius Tullius schuf eine solche Kompetenz ohne in die Rechte des patricischen *populus* einzugreifen, durch die Verringerung des königlichen *imperium*. Zu der von Servius währenden Kompetenz der Centuriatkomitien rechnet Lange dann die Entscheidung über einen Angriffskrieg, sowie die über die Provocation eines *Perduellis*, in welcher letzteren Beziehung durch die *lex Valeria de provocatione* die Kompetenz der Centuriatkomitien nur erweitert, nicht erst begründet worden sei. Zu jenen Kompetenzen ist zwar auf keinen Fall die im geheiligten Familienrecht begründete *patrum auctoritas* (*lex curiata de imperio*), wohl aber die viel wesentlichere *creatio* des Königs wahrscheinlich hinzugekommen; dann aber die Anhörung der Verkündigung des Festkalenders, insofern auch von *comitiis centuriatis calatis* die Rede sein könne, und die Errichtung der *testamenta in praesentia*. Lange glaubt, die Censoren durch die *lex centuriata de potestate censoria* zur Vornahme des Census bevollmächtigt wurden, so werde Servius Tullius durch die *lex curiata de imperio* zugleich das Recht erhalten haben, die neue Organisation des Staates vorzunehmen. Lange

untersucht nun die einzelnen Einrichtungen des Servius Tullius. Zuerst die Klassen und Centurien (S. 342—358), darauf die Censursummen (S. 358—369). Diese waren ursprünglich in Mann Ackerland ausgedrückt, wie der Verf. genau nachweist 2 jugera für die letzte Klasse, die für die übrigen vier Klassen auf 5, 10, 20 jugera stieg. Um die alle 5 Jahre zu wiederholende Vornahme des census zu erleichtern, wurde das römische Gebiet von Servius in 4 tribus eingetheilt (S. 369—376). Immer wird der Census, sei es der equites, tributim abgehalten, die Aushebung wird tributum bewerkstelligt, und die Kriegssteuer, die ebendesshalb tributum heißt, nach tribus repartirt. Es wird hier weiter auch von der Ausschließung aus dem tribus, von den Aerariern, von der infamia und ignominia gehandelt; sodann von der Unterabtheilung der tribus in regiones, und dieser in pagi und vici, wo jeder dieser Bezirke Verwaltungsbeamten an der Spitze hatte. Der Verf. schildert hier die Veränderung der Tribuseintheilung in ihrem geschichtlichen Verlaufe (S. 376—384), sodann erörtert er speziell die Servianische Heeresordnung (S. 384—396), die Servianischen Steuern (S. 396—407) und endlich die Servianische Form der comitia centuriata (S. 407—419). In die Einzelheiten der reichhaltigen gediegenen Ausführungen Lange's über die Servianische Verfassung will ich einzugehen, erlaubt uns leider der Raum dieser Blätter nicht. Auf demselben Grunde müssen wir über die in dem vorliegenden Bande noch behandelte dritte Periode, über die staatsrechtliche Gleichstellung der Plebejer mit den Patriciern (S. 420—498) und über die Magistrate der Republik (S. 499—665) sehr kurz sein. Die dritte Periode, in welcher die republikanische Form der Staatsverfassung das zunächst Neue ist, betrifft das auf dem neuen Rechtsboden der reformirten Verfassung möglich gewordene Streben der Plebs nach staatsrechtlicher Gleichstellung. Die römische Staatsverfassung macht in dieser Periode unter fortwährendem Ringen des konservativen patricischen und des progressiven plebejischen Elements, nachdem beide vereinigt die Tyrannis gestürzt haben, nach einander durch die Phasen der legitimen Aristokratie (245—302 u. c.), der illegitimen Oligarchie (repräsentirt durch die Decemviren von 305 u. c.), der modificirten Aristokratie (repräsentirt durch die Consultribunen), bis sie endlich nach der Durchgangsstufe der gänzlichen Anarchie (solitudo magistratuum) in Folge der licinischen Gesetze (387 u. c.) den Charakter der gemässigten Demokratie annimmt. Wir setzen die Ueberschriften der Paragraphen (67—78) her, in denen Lange diese Momente ausführlich entwickelte. Er bespricht die patricische Aristokratie (S. 420—424), die Ausbildung der Servianischen Verfassung (S. 425—433), die secessio plebis (S. 433—438), die Plebs als Staat im Staate (S. 438—445), die agrarische Bewegung und ihre Folgen (S. 445—452), die Rogation des Terentilius und ihre Folgen (S. 452—458), die Gesetzgebung der Decemviren (S. 458—464), die zweite secessio plebis (S. 464—

), die *leges Valeriae Horatiae* (S. 468—475), die *Consulartribune* (S. 475—484), die Vervielfältigung der Aemter (S. 485—498), die *leges Liciniae Sextiae* (S. 488—498). Diese Periode ist äusserlich durch das Jahr der Licinischen Gesetze (387 u. c.) bezeichnet, ohne deshalb die nach jenem Wendepunkte fallenden Gleichungen der minder wesentlichen Rechtsunterschiede beider Zeitalter von ihr auszuschliessen. Als nächstes Resultat der Entwicklung folgt in systematischer Darstellung der Zustand der Zerplitterung der höchsten Staatsgewalt, oder mit anderen Worten, die Magistrate der Republik werden uns vorgeführt. Zuerst wird das System der republikanischen Magistratur (S. 499—510) an die Geschichte der politischen Gleichstellung der Plebejer mit den Patriciern angeknüpft, weil die wesentlichen Bestandtheile und die charakteristische Eigenthümlichkeit desselben sich unter der Einwirkung der Motive, welche allmählig zu jener Gleichstellung hinführten, ausgebildet haben. Hierauf werden die Formen der Uebertragung der Magistratur (S. 510—524) geschildert, welche der Königswahl so weit wie möglich treu geblieben, übrigens aber von dem Geiste des veränderten Staatsrechts durchdrungen waren. Der Reihe nach werden sodann im Einzelnen historisch betrachtet: das Consulat (S. 524—541), die Diktatur (S. 542—558), die Prätur (S. 558—572), die Censur (S. 572—592), das Tribunat (S. 592—618), die Aedilität (S. 613—631), die Quästur (S. 631—643), die *magistratus curules* (S. 644—655), die *magistratus extra ordinem creati* (S. 655—659), die Diener der Magistrate (S. 659—665). Damit schliesst der vorliegende erste Band von Lange's römischen Alterthümern. Dem hohen Werthe der vortrefflichen Forschungen Lange's bei der grossen Gründlichkeit und Reichhaltigkeit seines Werkes sehen wir dem baldigen Erscheinen des zweiten Bandes sehr entgegen. Am Schlusse des letzten Bandes wird hoffentlich der bequemeren Benutzung des Werkes ein ausführliches Realregister über das Ganze beigegeben werden.

**Friedrich Meiner. Verlag.**

*Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Dritte Abtheilung. Erläuterungen zu Schiller's Werken von Dr. Eckardt, drittes und viertes Heft. Schillers Fiesco, 172 S. Jena, Karl Hochhausen's Verlag, 1857.*

Die dritte Abtheilung der Erläuterungen zu den deutschen Klassikern hat Schiller's Werke sich zum Gegenstande gesetzt, und das vorliegende dritte und vierte Heft derselben umfassen Schiller's Fiesco von Dr. Eckardt, von welchem wir die Erläuterungen zu den Räubern früher in diesen Blättern anzeigten. Der Hr. Verf. beginnt mit der Entstehung des Fiesco. In lebhafter, phantasiereicher Sprache wird hier Alles aus den bekann-

ten ästhetischen Hilfsmitteln zusammengetragen, was nicht nur die äusseren Verhältnisse, unter denen diese Dichtung entstand, sondern auch den innern Entwicklungsgang des Dichters selbst betrifft, und darum als zum Verständnisse seines dramatischen Werkes nothwendig erscheint. Wir werden nicht mit chronologischen Einzelbemerkungen über weniger wichtige, nicht hergehörige Dinge überhäuft, sondern überall zeigt sich mit Tact und genauer, den Stoff beherrschender Kenntniss das Wesentliche vom Unwesentlichen getrennt. Man wird daher gewiss diese keinen Auszug erleidende Entstehungsgeschichte des Fiesco mit Theilnahme und Belehrung lesen. Interessierend ist die S. 30 und 31 gegebene Zusammenstellung von Schiller's Fiesco und Göthe's Egmont. Die Urtheile über den ersteren waren sich diametral entgegengesetzt. Im Monitor las man bei einer Aufführung des Fiesco zu Frankfurt am Main: *Il y a plus, cette tragédie est ouvrage du génie, que tout ce, que M. Schiller nous donne. Fiesco est le plus beau triomphe du républicanisme en théorie et de la pratique.* A. W. v. Schlegel aber sagte: „Fiesco ist ein Entwurf des verkehrtesten, in der Wirkung das schwächste Jugendwerk“, während der geniale Bulwer den Fiesco das beste Trauerspiel Schiller's (S. 38) nennt. Selbst jetzt noch finden sich solche einseitige Extremurtheile. In einem Journal wunderte man sich neulich, dass Dr. Eckardt seine Meinung an den Fiesco, eine durchaus verfehlt Dichtung, wende. Gerade die vorliegende Untersuchung ist am meisten geeignet, die verkehrte und einseitige Geschmacksurtheile über diese Dichtung zu berichtigen, und Maassloses wieder auf das gehörige ästhetische Maass zurückzuführen.

Ganz richtig werden Hoffmeister, Hinrichs und Grün als Bearbeiter Schiller's gewürdigt. Von dem ersten wird gesagt, dass er „zu sehr am Aeusserlichen klebe, und seinen Dichter, den er im Grossen bewundere, in Bezug auf Nebensachen kleinmeisterlich behandle“, von den beiden letztern nicht minder treffend, dass sie in Schiller mit Recht „das Innerste suchen zu müssen“ glauben, dass aber das, was sie in Schiller finden, „nur zu einem in diesen hineingetragener Hegel sei.“ Gewiss ist darum auch die Behauptung begründet, dass „die Kenntniss des Dichters um gleich mehr durch Hoffmeister gefördert wurde.“ Grün sucht alle dramatischen Dichtungen Schiller's auf die Kategorie der Freiheit zurückzuführen und sie als immer vollendetere Modificationen derselben darzustellen, um zu beweisen, dass alle diese Stücke so aufeinander folgen mussten, wie sie wirklich auf einander kamen. Er sucht Schiller gleichsam a priori zu construiren, wie man früher dieses selbst mit der Natur und dem Weltprocesse in der Philosophie versuchte. Schlagend sind die von dem Hrn. Verf. gegen diese Anschauung erhobenen Bemerkungen (S. 38—41).

Auf die Entstehungsgeschichte folgt (S. 41 ff.) die Behand-

ang des geschichtlichen Stoffes, wobei mit vollem Rechte die von Schiller benutzten Quellen das Augenmerk gerichtet ist als seine Hauptquelle la conjuration de Jean Louis de Fiesque, wie par Jean François Paul de Gondy, cardinal de Retz bezeichnet wird. Die Geschichte des Fiesco wird nun, um Schiller's Stellung zur Vergleichung daneben stellen zu können, mit einer Abhandlung zu Genuas Geschichte S. 42—63 dargestellt.

Besonders hervorgehoben wird, dass Schiller in Fiesco das wichtigste Drama der Neuzeit begründete, dass er jedoch nur „Bahnbrecher“, nicht sein „Vollender“ war. Schiller's Ansicht über das Verhältniss des Dichters zu der Geschichte in der Zeit des Fiesco wird von unserem Hrn. Verf. S. 65 so zusammengefasst: „Die Geschichte ist nur eine Stoffquelle des Dichters, dieser berechtigt, ja in gewissen Fällen sogar verpflichtet sie zu verändern; nur müssen diese Veränderungen poetisch sein und nicht etwa hinter den Thatsachen an Werth zurückstehen.“ Man kann diese Ansicht im Wesentlichen unseres Dichters „ästhetisches Lebensbekenntniss“ nennen. So dichtet Schiller das Grosse in die Geschichte hinein, die ihm nur die Stoffquelle für die Poesie ist.

Der Hr. Verf. verlangt von einem dramatischen Dichter der Zukunft noch mehr. Er soll das „Grosse in der Geschichte suchen und erkennen und es nicht erst hineinzulegen brauchen.“ Er soll aus der Geschichte heraus und nicht in sie hinein dichten (S. 67).

Er wünscht von dem dramatischen Dichter der Zukunft, der auf einer höhern Stufe stehen soll, „eine grössere historische Treue“, er wünscht diese „nicht um der Geschichte, sondern um der Poesie, nicht um der Wahrheit, sondern um der Schönheit willen.“ Zur Bezeichnung dieser seiner Ansicht von einer der Zukunft vorbehaltenen, höhern Stufe der dramatischen Dichtung fügt er S. 67 bei: „Zur Zeit, wo man in der Geschichte nichts, als ein Durcheinander willkürlicher Begebenheiten sah, konnte das ästhetische Gesetz: Für den Dichter ist keine Person historisch — ohne Widerspruch aufgestellt werden. Wie besteht es aber der neuern Auffassung gegenüber, wo in dem scheinbaren Chaos der Ereignisse eine wundervolle Ordnung entdeckt, aus der Geschichte die Weltgeschichte, die Entwicklung der Menschheit von Stufe zu Stufe heraus liest, und jeder einzelnen Stufe und deren Trägern immer gerechter zu werden, sich immer tiefer in sie zu versenken und sie daher auch immer tiefer zu verstehen sucht?“ Referent ist ungeachtet dieser Bemerkungen der Ansicht, dass der von Schiller bezeichnete Standpunkt der Geschichte für die dramatische Richtung der richtige ist, ohne damit eine Vervollkommnungsfähigkeit der dramatischen Dichtung der Schiller'schen gegenüber bekämpfen zu wollen. Das Schiller'sche Princip ist das richtige, aus dem Wesen der Geschichte und der dramatischen Dichtung hervorgegangene. Deshalb bleibt es einer dramatischen Zukunft immer noch, so lange ein Volk nicht gleich den Völkern des Alterthums zu den todtten gehört, vorbehalten, eine

richtigere und vollkommener Anwendung dieses Princip auf das Drama selbst durchzuführen. Bis jetzt ist es seit Schiller und Göthe nicht gelungen. Was soll man, wenn ein Kritiker neulich Eckardt belächeln konnte, dass er Erläuterungen zu einem Fiesco als eine durchaus verfehlte Dichtung schreibe, zu den dramatischen Dichtungen eines Gutzkow, eines Laube, Prutz, Freitag, Oetinger, Müller u. s. w. sagen? Auch die besten Stellen aus den dramatischen Werken dieser Dichter sind schlechter, als die schlechtesten in einem Fiesco. Dies hebt freilich die Möglichkeit nicht auf, dass noch Besseres kommen könne, da der Fortschritt sich bekanntlich nicht gerade, sondern in Spirallinien, unter scheinbaren Rückschritten in Perioden bewegt, in denen er eben kurz vor dem Stagniren einen grossen neuen Anlauf, wie die dramatische Dichtung mit Lessing, Göthe und Schiller, genommen hat. Allein trotz der Möglichkeit einer grössern Vervollkommnung in der Entwicklung des Dramas wird die von Schiller bezeichnete Stellung desselben in der Geschichte immer dieselbe bleiben. Die Poësie hat es mit der Geschichte Ideale, die Geschichte mit der Wirklichkeit, die Poësie im Drama mit einzelnen Menschen als den Trägern der Menschheitsidee, die Geschichte mit dem Entwicklungsgange der ganzen Menschheit zu thun. Da uns die Wirklichkeit nicht das Ideal liefert, sondern mehr oder minder von diesem ferne steht, da der Einzelne immer eine beschränkte, bedingte und unvollkommene Erscheinung bleibt, so was das von ihm Ausgeführte, der irdischen Beschränktheit anheimfallend, immer mehr oder minder der höher stehenden Idee des Dramas angepasst gemacht werden müssen. Philosophie der Geschichte ist keine dramatische Poësie. Nie wird die historische Entwicklung eben, weil sie Entwicklung des einzelnen Beschränkten und Bedingten ist, sich so gestalten, dass der historisch vorhandene Stoff ohne Idealisierung in seinem geschichtlichen Kreise ein wahrhaft dichterischer Stoff wird. Die Philosophie der Geschichte kann vom historischen Dramatiker nicht zur Anschauung gebracht werden, weil sein Vorwurf nicht das Ganze, sondern der einzelne Mensch als Träger der Ideen ist. Es werden also gewiss immer im Entwicklungsgange des Einzelnen auch die die Menschheit seiner Zeit lebenden Ideen in ihm selbst und den handelnden Personen des Drama dargestellt werden, ohne dass deshalb das Drama sich aus dem Kreis einzelner handelnden Personen heraus zu einer förmlichen Philosophie der Weltgeschichte erheben kann. Auf Lessing's, Schiller's, Göthe's Boden muss im Drama fortgearbeitet werden, was etwas Besseres oder gar auch nur etwas eben so Gutes von der dichterischen Zukunft gewonnen werden soll.

Von S. 71 an wird „die Entwicklung“ des Dramas Fiesco gegeben. Vor der Behandlung der einzelnen Acte zeichnet der Verf. die Charaktere des Andreas Doria, seines Neffen Gianettino, des Fiesco, Verrina, Scipio Bourgognino, Kalkas



o, Sacco S. 72—97. Die übrigen Charaktere der Leonore, Julie Imperiali, des Mohren Muley Hassan, der Bertram u. s. w. werden erst bei Behandlung des ersten Actes (S. 97 ff.) gegeben. Besser wäre es gewesen, entweder sogleich die Entwicklung des ersten Actes zu beginnen und im Verlaufe der Entwicklung des Dramas die Charaktere zur Darstellung zu bringen, oder der allgemeinen, S. 72—97 den einzelnen Acten vorausgehenden Charakteristik die Schilderung aller Charaktere zusammenzufassen. Die Grundzüge im Charakter des Andreas werden Vater- und Gattungs- und Nächstenliebe, Vertrauen (Glaube an das Edlere im Menschen), Anerkennung fremder Grösse, Milde, Grossmuth und Schwäche gegen seinen Neffen Gianettino angeführt. Die letztere ist der fehlerhafte Punkt im Charakter des Doria. Sehr richtig bemerkt der Hr. Verf., dass die Geschichte diese Schwäche besser motivirt, als Schiller's Drama. Die Geschichte führt nämlich diese Schwäche „auf Gianettino's Kriegsthaten und die an sie geknüpfte Hoffnung erneuerten Seeruhms“ (S. 76) zurück. Schiller verschweigt diese, Doria's Schwäche besser motivirenden Momente. Eine solche Andeutung, wie der Hr. Verf. sehr zweckmässig führt, wäre aber gewiss an ihrem Platze gewesen. In den Worten des Andreas beim Anblicke der Leiche seines Neffen: „Hier ist die Kraft meines Alters. Meine Bahn ist aus!“ kann man diese Andeutung nicht erkennen, und, wenn sie darin liegen soll, ist sie nicht deutlich genug gegeben. Während uns Schiller nur Schlechtes an Gianettino meldet, kennt die Geschichte auch Gutes von ihm, und die Liebe eines edlen Helden zu ihm wäre dann besser motivirt, als durch Alter und Verwandtschaft.

Vortrefflich wird gegen Grün S. 85 Fiesco's Charakter in seiner Folgerichtigkeit entwickelt. Die Liebe zur Freiheit entsteht aus seiner Herrschsucht. „Fiesco, der nach der Krone greift, wird der Freiheit untreu; aber er bleibt sich selbst treu; er ist Republikaner, so lange er nicht Monarch ist; er bekommt Gichter beim Anblicke eines Königsschmuckes, wenn er ihn auf fremdem Haupte sieht; er muss einen Thron umstürzen, auf dem er nicht sitzt“ (S. 86). Gegen Hillebrand wird S. 95 hervorgehoben, dass dieser eine dem Geiste der verschworenen Edelleute zur Durchführung ihres Zweckes entsprechende „Volksstimmung“ mit Unrecht in unserer Richtung vermisst. „Der Dichter hat nicht ohne Grund jene Handwerker zu Fiesco kommen, und nicht ohne Grund den Mohren über Genua berichten lassen; wir erfahren, dass auch das Volk die Herrschaft der Doria, zumal des Gianettino, hasst, und bei Verletzung seiner Rechte in der Person der Friedensrichter nicht minder empfindlich sei, als der Senat.“ Der Hr. Verf. deutet auf die Worte Schiller's hin: „Durch ganz Genua herrscht eine dampfige Schwüle; dieser Missmuth hängt, wie ein schweres Wetter, über der Republik — nur ein Wind, so fallen Schloßen und Blitze.“



Dagegen vermissen wir nicht „die Offenbarung“ der Volkstimmung in so herrlichen Bürgerscenen, wie sie Göthe mit niederländischen Farben zu malen wusste, da solche Scenen in einer Verschwörung, deren einziger Mittelpunkt Fiesco ist, ohne welchen sie überhaupt gar nicht zu Stande käme, ausserhalb des Zweckes der Dichtung liegen müssen. Nicht mit Unrecht wird auch S. 108 nachgewiesen, dass ein neuerer Verfasser einer Poetik den Fiesco nicht recht verstanden habe, wenn er den auffallend übertriebenen Jubel, den dieser beim Empfange von Julia's Bildnisse anstimmt und die als Ausdrücke desselben von dem Dichter gebrauchten Redensarten tadelt, und ihnen die Stelle unter „den abschreckenden Beispielen des Schwulstes“ anweist. Bei einem solchen Tadel wird, wie S. 103 heisst: „die absichtliche Uebertreibung“ des Dichters, die hier ganz am Platze ist, übersehen, da es dem Dichter darum zu thun sein muss, ein „unwahres, sich zu solchen Phrasen aufbauendes Gefühl zu schildern.“ Dass im Charakter der Julia Manches feiner aufgefasst und durchgeführt sein könnte, wird S. 111 angedeutet. Der Charakter des Mohren wird mit Recht als ein sehr gelungener, origineller hervorgehoben und gegen die Einwände der Kunstkritiker in Schutz genommen. Nur vermissen wir S. 114 wo von dem Entlassen des Mohren durch Fiesco die Rede ist, die Andeutung, dass diese Entlassung in dem Augenblicke, in welchem sie geschieht, zu den Unwahrscheinlichkeiten der Dichtung gehöre und dass sie sich mit Fiesco's Charakter, zu dessen Grundsätzen Schlanheit und Herrschsucht gehören, nicht recht zusammenreimen lässt, wenn sie gleich nur deshalb geschieht, um später dadurch Fiesco's Grösse, freilich auf Kosten der Wahrheit seines Charakters, ins gehörige Licht zu setzen.

In der S. 160 ff. besprochenen „Ausführung“ kommen die Vorzüge und Mängel der Dichtung zur Sprache. Zu den Mängeln zählt Ref. nicht mit dem Hrn. Verf., „dass Fiesco Geld von Frankreich bezieht“, weil wohl mit der Behauptung zu weit gegangen wird, dass „keine Unterstützung mehr erniedrigt und bindet, als ein in Geld.“ Fiesco hat die Herrschaft noch nicht, er will sie erringen. Auch der Reichste bedarf zu solchem Zwecke der Republik Genua und den Dorias gegenüber des Geldes. Dass Fiesco dafür sorgt, beweist nur nebst der Herrschsucht den Grundton seines Charakters, die Klugheit. Dagegen zählt Ref. mit dem Hrn. Verf. S. 161 zu den gelungenen Abweichungen der Dichtung von der Geschichte die „Hinweglassung der Brüder des Helden“, weil dadurch die „Theilnahme“ an diesem geringer würde, die Nichterwähnung von Gianettino's Sohn, weil sonst ein neues herrschendes Geschlecht in Aussicht stände, und der Zweck des Gedichtes verfehlt wäre, die Grossmuth des Andreas anstatt seiner geschichtlich wahren Härte. Bei Aufzählung der Abweichungen unseres Dramas von der Geschichte wird hervorgehoben, dass

Fiesco nicht, wie nach der geschichtlichen Erzählung, durch das plötzlich umschlagende Brett, sondern durch die Hand des von Schiller zum ersten Republikaner umgestalteten Verrina fallen muss. In diesen diese ursprüngliche Anlage für das Ende des Stückes unterlegt der „Theaterbearbeitung“ vor, welche S. 166 ff. beschrieben wird. Wenn Fiesco über die Dorias gesiegt hat, stürzt nach der späteren Theaterbearbeitung Verrina, da alles Flehen und Bitten dieses Republikaners vergeblich ist, auf Fiesco als einen Tyrannen mit dem Schwerte zu, und sieht sich von dem Fiesco vergötternden Volke entwaffnet. Verrina nennt sich im rasenden Thoren, dass er ein Mörder werden wollte, um die Freiheit eines Volkes zu vertheidigen, ehe er das Volk frug, ob es sein wolle. Jetzt erklärt aber Fiesco, der es gerade bis dahin kommen lassen wollte, er trete freiwillig zurück. Indem er das Schwert zerbricht, ruft er aus: „Ein Diadem erkämpfen ist gross, Wegwerfen göttlich! Seid frei Genueser!“ Er versöhnt sich mit Verrina. Das Volk sinkt gerührt auf die Kniee, und der Held spricht die Schlussworte: „Himmlicher Anblick, belohnender, als Kronen der Welt! Steht auf Genueser! Den Monarchen hab' auch geschenkt, umarmt euren glücklichen Bürger.“

Mag ein solcher Schluss auf der Bühne mehr Wirkung haben; der Geschichte entnommene und nach Schiller's dichterischem Sinne nicht zufällig, sondern absichtlich durch Verrina herbeigeführte Untergang Fiesco's ist tragischer und eine folgerichtigerer Ausführung dieses Charakters. Man musste Aenderungen auch in andern Scenen machen, um diesen Schluss herbeizuführen, und selbst diese Aenderungen begründen den mehr einem bestehenden Theatercoup, als einer naturgemässen Entwicklung ähnelnden Schluss nicht hinlänglich. Die wirkliche Entehrung der Bertha, welche die Dichtung über die Geschichte der Virginia und Maria Galotti hinausging, ist in der Theaterbearbeitung hinweggenommen. Es fällt damit die unnöthige Aufgabe für Bourgognino weg, sich mit einer Entehrten zu verbinden, und der Umstand, dass diese Entehrung wirklich auch nach der Theaterbearbeitung besteht und eine Zeit lang selbst für vollzogen gehalten wird, macht auch ohne die wirklich vollzogene That den Hass der Republikaner und das ungünstige Licht, in welchem Gianettino Doria scheint.

#### v. Bechlin Meldegg.

*Nouveaux Eléments du Calcul des Variations, par A. Meyer. Liège, Dessain. 1858. (132 S. in 8.)*

Die Variationsrechnung ist in den letzten Zeiten mehrfach behandelt worden, wie denn namentlich das Strauch'sche Werk

dieselbe in einem Umfange darstellt, der sicher nicht zu gering ist. Auch Stegmann hat in seinem „Lehrbuch der Variationsrechnung und ihrer Anwendung bei Untersuchungen über das Maximum und Minimum“ (Kassel, 1854) dieselbe ziemlich ausführlich aus dem Gesetz. Die vorliegende kleinere Schrift schlägt im Wesentlichen den Weg von Strauch ein, indem sie sich eben so auf die Entwicklung nach dem Theoreme von Taylor stützt und dabei die Unterscheidungen des genannten Verfassers hinsichtlich der verschiedenen Variationen (einfache und zusammengesetzte, reine und gemischte) festhält. Eben so stellt sie zuerst die reine Theorie auf und hinterdrein einige Anwendungen folgen. Offen gestanden halten wir diesen Weg keineswegs für den geeignetsten zum Verständnisse der Sache, um was es sich hier handelt. Ueberhaupt scheint es dem Referenten immerhin, man mache doch eigentlich etwas zu viel aus der Sache, wenn man die Variationsrechnung (wie dies namentlich Strauch thut) gewissermassen als eine ganz besondere Art höhern Calculs darstellt, ja sie als die Spitze der gesamten höhern Mathematik bezeichnet. Sie ist denn doch weiter Nichts, als ein spezieller Ausschnitt der Differential- und Integralrechnung, speziell zur Auflösung von gewissen Aufgaben über Maxima und Minima, und es sind die allbekannten hieher gehörigen Lehren der Grundstein, auf die ganze Sache ruht. Andere Anwendungen hat man von der Variationsrechnung nicht gemacht, und wird es wohl je schwer thun können. Wozu also neue Vorschriften und neue Bezeichnungen? Referent ist noch immer der Meinung, dass der Weg, den Gergonne in seinen ausgezeichneten „Annales“ eingeschlagen, naturgemässeste sei, da er weiter gar Nichts verlangt, als die gewöhnliche höhere Mathematik. — Es ist also wohl anzurathen, die allgemeine Lehren voranzustellen, die unmöglich zu Anfang aufgestellt werden können, sondern ganz einfach einzelne Beispiele zunehmen, da an denselben der einzuhaltende Weg erst verständlich wird, und etwaige allgemeine Rechnungsvorschriften je zurüktreten. Freilich geht dabei der Glanz einer besondern Wissenschaft verloren, das Verständniss gewinnt aber, und die Sache ist auf den rechten Boden gestellt. Das vorliegende Buch hat diesen Weg eingeschlagen, und Referent fürchtet desshalb, es werde nicht den grossen Nutzen stiften, wenn er gleich zugesteht, dass dasselbe das Allgemeine seinen Gegenstand richtig dargestellt hat und deswegen den Freunden dieser Gattung von Problemen empfohlen werden kann.

Dr. J. Dienger.

# LEHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Theorie und Anwendung der Determinanten. Mit Beziehung auf die Originalquellen dargestellt von Dr. Richard Baltzer, Oberlehrer am städtischen Gymnasium zu Dresden. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1857. (VI und 130 S. in 4.)*

Wir haben unlängst in diesen Blättern die treffliche Schrift Brioschi's denselben Gegenstand angezeigt und dabei bemerkt, dass eine deutsche Abtheilung der Theorie der Determinanten bis jetzt nicht bestehe. Dies ist nach Erscheinen der vorliegenden Schrift nicht mehr der Fall, und wie Verfasser im Vorwort anführt, war sein Werk beinahe schon zum Abschlusse gelangt, als Brioschi das seinige veröffentlichte. Trotzdem hat sich der Verf. dadurch abhalten lassen, auch seine Arbeit der Oeffentlichkeit zu übergeben, da dieselbe nach seiner Meinung auf einer andern Grundlage ruhe, namentlich in den Fundamenten klarer und verständlicher sei, als die Brioschi. Referent kann diese Auffassung des Unterschiedes beider Schriften als durchaus gerechtfertigt ansehen, da gerade das, was er in seiner Anzeige des Brioschi'schen Buches als nicht klar genug dargestellt aufgeführt hier mit vollkommener Deutlichkeit aus einander gesetzt ist. Die eigentlichen Grundsätze der Theorie der Determinanten sind in dem Buche von Baltzer mit derjenigen Klarheit und Vollständigkeit dargestellt, wie dies in Lehrbuche ziemt, so dass auch derjenige, dem die Sache fremd ist, sie demselben studiren kann; während in dem sonst gewiss vortrefflichen Buche Brioschi gerade hier ein Missstand sich vorfindet, den die deutsche Uebersetzung nicht berührt, viel weniger gehoben hat.

Während in dem Buche von Brioschi Theorie und Anwendung fortwährend neben einander herlaufen, hat Baltzer beide geschieden, und zuerst (S. 1—34) die eigentliche Theorie dargestellt und sich dann erst zu Anwendungen gewendet. Beide Arten der Darstellung haben ihr Gutes, es macht auch keine der beiden Schriften die andere unnöthig; im Ganzen halten wir das Studium beider für nothwendig, jedoch so, dass man das vorliegende Buch zuerst, und dann das von Brioschi vornehme. Es wird dann eines das andere ergänzen und als Resultat wird der Leser eine umfassende Kenntniss der Theorie und deren Anwendung sich erworben haben.

Die erste Abtheilung des vorliegenden Buches umfasst, wie schon gesagt, die eigentliche Theorie der Determinanten, also die Erklärung derselben, ihre Bezeichnung und wesentlichsten Eigenschaften; sodann die Zerlegung einer Determinante in eine Summe von Produkten partieller Determinanten; die Anwendung derselben nach Produkten der Elemente von zwei sich schneidenden Geraden; die Produkte von Determinanten; die Determinanten adjungirter Systeme und endlich die Determinanten der Systeme von Elementen, bei denen die Vertauschung der zwei Zeilen eines Elements eine Aenderung im Zeichen des Elements bewirkt.

Die Darstellung ist durchweg klar und verständlich, und überall ist sorgfältig auf die Originalquellen hingewiesen. Nur S. 3 scheint Referenten die Erklärung einer cyclischen Vertauschung u. s. w. nicht ganz klar zu sein, doch sind derartige Ausstellungen subjectiver Art, da eine Darstellungsweise für den Einen mehr Klarheit und Durchsichtigkeit hat, als eine andere.

Die Anwendungen der Determinanten, die den zweiten Theil ausmachen, sind, wie begreiflich, sehr zahlreich im vorliegenden Buche vertreten, und bilden den die Theorie wesentlich erläuternden Abschnitt. Sie umfassen S. 38–130, und erstrecken sich der Reihe nach über die meisten Zweige der Analysis und höhern Geometrie, wobei wir bemerken wollen, dass eine Erweiterung, und wenn man will Vervollständigung der Lehrsätze der reinen Theorie natürlicher Weise mit eingeflochten werden musste.

Als erste dieser Anwendungen erscheint die Auflösung von  $n$  Gleichungen des ersten Grades mit  $n$  Unbekannten, bekanntlich die Aufgabe, bei der zuerst die Determinanten auftraten. Die sogenannte Cramer'sche Regel ist zuerst von Leibnitz gefunden worden, der sie in seinem Briefe an den Marquis de l'Hôpital vom 28. April 1693 auführt, später aber von Cramer selbstständig wieder erfunden worden. Als besonderer Fall betrachtet unser Buch dann den, da in allen Gleichungen die zweiten Seiten Null sind, man eigentlich  $n$  Gleichungen zwischen  $n-1$  Grössen hat, wo dann die Determinante als Resultante dieser Gleichungen auftritt.

Die von Joachimsthal verallgemeinerte Malmsten'sche Auflösung der Aufgabe, aus  $n-1$  bekannten besondern Integralen einer linearen Differentialgleichung der  $n$ ten Ordnung das fehlende  $n$ te zu suchen (aus  $n-m$  fehlenden  $m$ ), bildet die nächste Anwendung, die hier in sehr klarer Weise durchgeführt wird, so dass Ref. sie der Darstellung in dem Buche von Brioschi (S. 72) vorzieht. — Untersuchungen über die Resultante zweier algebraischer Gleichungen schliessen sich hieran an, und sind dabei nicht nur alle möglichen Fälle berücksichtigt, sondern auch je thatsächlich gezeigt, wie diese Resultante zu bilden ist. Zu diesen Untersuchungen gehören unmittelbar die über Ermittlung des Produkts aller zwischen  $n$  Grössen möglichen Differenzen. Der in unserm Buche geführte Beweis ist ein mittelbarer, während Brioschi (S. 65) die Sache direkt erledigt. Es schliessen sich hier die Umformungen homogener Funktionen zweier Veränderlichen in ihre canonische Form, so wie die Darstellung des Produkts aller Differenzen (verschieden vorausgesetzten) Wurzeln einer algebraischen Gleichung in die Summen der Potenzen dieser Wurzeln, so wie die Darstellung desselben Produkts durch die Koeffizienten der Gleichung.

Die von Jacobi in der berühmten Abhandlung: „De Determinantibus functionalibus“ (Crelle Journal 22. S. 319 ff.) ausführlich behandelten Functional-Determinanten werden zur Umformung eines  $n$  fachen Integrals angewendet, sodann diejenigen Sätze aufgestellt, die nothwendig sind, um das Prinzip des letzten Multiplikators aufzustellen, wobei jedoch dieses Prinzip selbst nicht gehörig angegeben worden, was Referent als einen wesentlichen Mangel im Buche betrachtet. Brioschi ist darüber nicht weiter gegangen (S. 78), wenn auch seine Darstellung nicht gerade an übermäßiger Klarheit leidet.

Lehrsätze über homogene Funktionen werden sodann auf einige Untersuchungen über Wendepunkte krummer Linien, und Wendelinien krummer Flächen angewendet, wobei namentlich die von Hesse viel gebrauchte Determinante betrachtet wird. Hieran reihen sich die Untersuchungen über lineare, besonders orthogonale Substitutionen, die bekanntlich bei Koordinatentransformationen eine bedeutende Rolle spielen. Sie sind hier vollständig aufgeführt, und namentlich auch die bei solchen Substitutionen und Umformungen auftretende Gleichung in Bezug auf die Realität der Wurzeln genauer untersucht.

Untersuchungen über die Dreiecksfläche und das Tetraedervolumen, so wie die Produkte solcher Grössen und endlich polygonometrische und polyedrische Relationen schliessen das uns vorliegende Buch, das also, wie am Anfang gesagt, sich über die meisten Zweige der Analysis und höhern Geometrie verbreitet. Referent hat in seinem jüngst erschienenen Werke: „Differential- und Integralrechnung, umfassend und mit steter Berücksichtigung der Anwendung dargestellt“ (Stuttgart, Metzler 1857) in dem „Anhange“ der Ziffer XV ebenfalls einige der wichtigsten Sätze der Theorie der Determinanten und einige analytische Anwendungen dargestellt, und hat sich geglaubt, bei Durchlesen des Baltzer'schen Buches mehrfach ähnlicher Darlegung der Grundsätze zu begegnen, die beiderseitig aus dem Bedürfniss einer neuen Darlegung dieser Fundamente hervorgegangen ist. Diesem Bedürfniss kann durch das vorliegende Buch abgeholfen und Referent kann es allen nur dringend empfehlen, die sich mit der wichtigen Lehre von den Determinanten genauer bekannt machen wollen.

*Elements de Calcul infinitésimal, par M. Duhamel, Membre de l'Institut. Tome second. Paris, Mallet-Bachelier, 1856. (XII und 375 S. in 8.)*

Wir haben bereits früher den ersten Band dieses Werkes in diesen Blättern angezeigt und haben nunmehr noch über den zweiten Bericht zu erstatten. Wir haben bei der Anzeige des ersten Theils bemerkt, dass Duhamel die Absicht habe, eine Art Reformirung der Theorie durchzuführen, indem er die Methode der Gränzen in Verbindung mit der Methode des unendlich Kleinen setze. Der erste Band hat dieser Absicht ziemlich deutlich entsprochen; im zweiten konnte wohl eine Reformirung der Methode der Wissenschaft nicht demselben Maasse stattfinden, da in der Integralrechnung, so wie in der Integration der Differentialgleichungen wohl Manches noch zu thun ist, aber eine durchgreifende Aenderung der Methode jetzt wenigstens noch nicht in Aussicht steht.

Der zweite Band des vorliegenden Werkes beschäftigt sich nämlich mit der Integration der Differentialgleichungen, der Variationsrechnung, der Differenzrechnung und Anwendung auf die höhere Geometrie, Alles so ziemlich in derselben Weise, wie im zweiten Theile des schon 1840 erschienenen „Cours d'Analyse de l'école polytechnique“ desselben Verfassers. Es erscheint daher der vorliegende zweite Band des neuen Werkes als eine Art zweiter Ausgabe desselben Theils des alten, wie denn auch der grösste Theil

wörtlich dem letztern entnommen ist. Freilich sagt der Verfasser nichts, sondern bemerkt bloss im Vorwort, dass er die behandelten Partie in dem Umfange behandelt habe, wie sie vor einigen Jahren an der (Polytechnischen Schule behandelt wurden. Wir haben also ein ziemlich drängtes Lehrbuch vor uns, das keinerlei Ansprüche macht, die Wissenschaft umfassend behandelt zu haben, dabei aber den Vorzug grosser Deutlichkeit und scharfer Formulirung der vorgetragenen Lehren unstreitig besitzt.

Die Möglichkeit des allgemeinen Integrals einer Differentialgleichung  $m$ -ter Ordnung zwischen zwei Veränderlichen  $x$  und  $y$  leitet der Verfasser aus der Taylor'schen Reihe her, indem er zeigt, dass mittelst der gegebenen Differentialgleichung alle Differentialquotienten, die die  $m-1$ -te Ordnung abgeben, durch die  $m-1$  ersten und  $y$  selbst ausgedrückt werden können, wenn  $x=a$ , wo  $a$  beliebig), so dass also  $y$  als Funktion von  $x$  aus der Reihe

$y = y_a + y'_a(x-a) + \dots + y_a^{(m-1)} \frac{(x-a)^{m-1}}{1 \dots m-1} + \dots$  erhalten wird, wenn  $y_a, y'_a, \dots, y_a^{(m-1)}$  ganz willkürlich bleiben.

Daraus folgt sofort, dass das allgemeine Integral einer solchen Differentialgleichung existirt und  $m$  ganz willkürliche Konstanten in sich schliessen müsse. Der Nachweis freilich, dass die der vorgelegten Differentialgleichung thatsächlich genügt, ist nicht gelungen. Er kommt darauf hinaus, dass zwei Funktionen von  $x$  identisch sind, wenn alle ihre Differentialquotienten, für denselben Werth von  $x$ , einander gleich sind, wovon aber im Buche nichts gesagt ist. Dagegen ist gezeigt, dass jede Gleichung zwischen  $x$  und  $y$ , welche der vorgelegten Differentialgleichung genügt und  $m$  willkürliche Konstanten in sich enthält, identisch ist mit der durch die Taylor'sche Entwicklung gegebene Gleichung. Der Beweis ruht im Grunde abermals auf dem so eben von uns ausgesprochenen Satze.

Die Beweisführung stützt sich also — im Wesentlichen nach Lagrange'sem Vorgang — auf die Taylor'sche Reihe, und ist eben desshalb auch den Einwürfen ausgesetzt, dem dieses Verfahren im Allgemeinen unterliegt, d. i. wegen der Unmöglichkeit, die Konvergenz der (unendlichen) Reihe zu erwirken ohne welche die Reihe selbst nicht gebraucht werden darf. Doch muss allerdings gestehen, dass für die Form des allgemeinen Integrals rich- tige Schlüsse hieraus gezogen werden können, so dass bei der Durchsichtigkeit des ganzen Verfahrens dasselbe keineswegs zu verwerfen ist; immerhin aber ist es nothwendig, die Sache noch von einem zweiten Standpunkt aus darzustellen, wie er am Schlusse des ersten Kapitels für die Differentialgleichungen erster Ordnung angedeutet ist. Die besondern Auflösungen (solutions singulières) sind freilich bei dem letzten Verfahren mit inbegriffen, während beim ersten sie sich dadurch kenntlich machen, dass einzelne Differentialquotienten unendlich werden, wenn man die aus der besondern Auflösung gezogene Form der Funktion  $y$  wählt. Den grossen Vortheil der Anschaulichkeit hat die zweite Darstellungsweise, und Referent hat deshalb auch in seinem bereits angeführten Werke: „Die Differential- und Integralrechnung umfassend und mit steter Berücksichtigung der Anwendung dargestellt“ (Stuttgart, Metzler), nur von derselben Gebrauch gemacht.

Legt man sich eine beliebige Gleichung zwischen  $x$  und  $y$ , die Konstanten



ten erhalten, vor, so darf man dieselbe differenziren und kann die so erhaltenen neuen Gleichungen verbinden. Wählt man die Verbindungen so, dass  $m$  Konstanten eliminirt sind, so erhält man eine Differentialgleichung  $m^{\text{ter}}$  Ordnung. Welches nun auch die Art sei, diese Elimination zu bewerkstelligen, immer erhält man dieselbe Differentialgleichung, wenn man selbstverständlich dieselben  $m$  Konstanten eliminirt. Die Beweisführung für diesen allerdings wichtigen Satz ist etwa die folgende: Seien die zwei (der Annahme nach) erhaltenen und von einander verschiedenen Gleichungen, nach  $\frac{d^m y}{dx^m}$

aufgelöst:  $\frac{d^m y}{dx^m} = f\left(x, y, \frac{dy}{dx}, \dots, \frac{d^{m-1}y}{dx^{m-1}}\right)$  und  $\frac{d^m y}{dx^m} = F\left(x, \dots, \frac{d^{m-1}y}{dx^{m-1}}\right)$ , so müssen jedenfalls also die Funktionen  $f$  und  $F$  dieselben Werthe geben, wenn man  $x$  einen beliebigen (aber bestimmten) Werth giebt, da sie beide

eben  $\frac{d^m y}{dx^m}$  liefern. Die zugehörigen Werthe von  $y, \dots$  bestimmen sich aus den zur Elimination benutzten Gleichungen. Da man aber den eliminirten Konstanten ganz willkürliche Werthe beilegen kann, ohne dass die Endgleichung

durch geändert würde, so werden  $y, \dots, \frac{d^{m-1}y}{dx^{m-1}}$  auch als ganz willkürlich (für den betreffenden Werth von  $x$ ) anzusehen sein. Daraus folgt, dass die

Funktionen  $f, F$  für ganz willkürliche Werthe von  $x, y, \dots, \frac{d^{m-1}y}{dx^{m-1}}$  (und die verbliebenen Konstanten) dasselbe geben müssen, was nur möglich ist,

wenn beide Funktionen in identischer Weise aus diesen Grössen zusammengesetzt sind. Also endlich sind  $f, F$  identisch, d. h. die Behauptung ist erwiesen. — Daraus lassen sich leicht die Schlüsse auf Entstehung einer Differentialgleichung  $m^{\text{ter}}$  Ordnung aus  $m$  verschiedenen der  $m-1^{\text{ten}}$  Ordnung, aus

$\frac{d^{m-1}y}{dx^{m-1}}$  verschiedenen der  $m-2^{\text{ten}}$  Ordnung, u. s. w., bauen.

Die Darstellung der besondern Auflösungen der Differentialgleichungen  $m^{\text{ter}}$  Ordnung, die diesen allgemeinen Erörterungen folgt, ist zuerst, insofern die besondere Auflösung aus dem allgemeinen Integral erhalten wird, klar; minder scheint dies der Fall zu sein, wenn die besondere Auflösung aus der Differentialgleichung selbst erhalten werden soll.

Uebergehend zu den Differentialgleichungen erster Ordnung wird nun, dem frühern Gedankengange folgend, zuerst die Integration mit Hilfe der Taylorschen Reihe betrachtet, sodann die Theorie des integrierenden Faktors gedrängt dargestellt und auf die lineare Differentialgleichung erster Ordnung angewendet. Dieselbe Differentialgleichung wird, neben den homogenen Differentialgleichungen, einer nochmaligen Behandlung unterzogen, und dann die Differentialgleichungen erster Ordnung und höhern Grades behandelt. Beispiele verschiedener Art sind je beigelegt; das Ganze aber ist sehr gedrängt durchgeführt, so dass die Grenzen eines Lehrbuchs nicht überschritten sind. Dieselbe Bemerkung gilt auch für das Folgende.

Die sogenannten totalen Differentialgleichungen zwischen drei Veränderlichen (und zwar in der linearen Form und ersten Ordnung) werden kurz betrachtet, und sodann die lineare Differentialgleichung  $m^{\text{ter}}$  Ordnung aus-

ausführlich untersucht. Der Nachweis, dass die Integralgleichung (wenn der zweite Theil vorhanden ist) nothwendig die Form  $y = c_1 y_1 + \dots + c_m y_m$  hat, wo  $y_1, \dots, y_m$  besondere Integrale der Differentialgleichung sind, haben wir hier besonders hervorzuheben. Er kommt etwa auf das Folgende hinaus: Genügt der vorgelegten Differentialgleichung die Funktion  $y_1$  von  $x$  (für  $y_1$  setzt), und man setzt  $y = y_1 \int \varphi dx$ , so wird  $\varphi$  durch eine Differentialgleichung  $m-1$ ter Ordnung bestimmt, die natürlich eine Integralrechnung hat. Ist  $\varphi_1$  ein Integral der Gleichung in  $\varphi$ , so genügt  $y_1 \int \varphi_1 dx$  (neben  $y_1$ ) der

Gleichung, und also wenn  $y_1 \int \varphi_1 dx = y_2$ , so genügt  $y = c_1 y_1 + c_2 y_2$  der Gleichung. Kennt man mithin von einer linearen Differentialgleichung eine Lösung, so gibt es immer noch eine zweite und die Form ist die eben angegebene. Daraus folgt, dass der Gleichung in  $\varphi$  nothwendig auch eine Lösung der Form  $\alpha_1 \varphi_1 + \alpha_2 \varphi_2$  habe, so dass  $y_1 \int (\alpha_1 \varphi_1 + \alpha_2 \varphi_2) dx$  der vorgelegten genügt, und also  $\alpha_1 y_2 + \alpha_2 y_3$ , und also genügt ihr  $c_1 y_1 + c_2 y_2 + c_3 y_3$ . Wie man hier weiter geht, ist ersichtlich, und als Resultat erhält man die angegebene Form.

Die lineare Differentialgleichung mit konstanten Koeffizienten wird in der herkömmlichen Weise behandelt, wobei auch eine in der „Theorie der Anwendung der Determinanten“ von Baltzer (S. 53) enthaltene Aufstellung gewisser linearer Gleichungen, die von Lagrange herrührt, vorkommt. Auf diese Form von Differentialgleichungen werden die zurückgeführt, deren Koeffizienten der Gestalt  $(a + bx)^n$  haben. Endlich wird gezeigt, wie die Transformationen Differentialgleichungen höherer Ordnung auf niederere reducirt, oder selbst integrirt werden können, was jedoch in sehr gedrängter Weise dargestellt ist.

Uebergend zu den gleichzeitigen Differentialgleichungen werden, unter Zuhilfenahme der Taylor'schen Reihe, die allgemeinen Eigenschaften ihrer Integralgleichungen ausführlich untersucht und dann die gleichzeitigen linearen Differentialgleichungen integrirt. Hieran schliessen sich dann einige Beispiele für die Integration einer Differentialgleichung durch Reihen mit unbestimmten Koeffizienten, und die Integration mittelst bestimmter Integrale. Diese sicher wichtige Methode ist eigentlich hier nur gelegentlich berührt, indem in Wahrheit nur die Gleichung  $\frac{d^2 y}{dx^2} + \frac{m}{x} \frac{dy}{dx} + my = 0$  integrirt wird (die auch Referent in seinem oben angeführten Werke u. a. bereits betrachtet hat), während allgemeinere Untersuchungen gänzlich mangeln.

Die Riccati'sche Gleichung wird auf die Integration einer Differentialgleichung zweiter Ordnung zurückgeführt, und dann gezeigt, dass man die Werthe bestimmter Integrale durch Auflösung von Differentialgleichungen finden kann, so wie denn auch die Summation von Reihen auf solche zurückkommen kann. Eine Anwendung auf Bestimmung von Funktionen durch ihre charakteristischen Eigenschaften schliesst diese im Ganzen ziemlich magere Parthie des Buchs ab.

Hierauf folgen dann einige Grundeigenschaften der Gammafunktionen und

Die Darstellung der Fourierschen Reihen und Integrale, wobei es dem Referenten jedoch geschienen hat, als sei die klare und unzweideutige Ableitung nicht immer eingehalten worden.

Die partiellen Differentialgleichungen sind im Ganzen äusserst wenig behandelt, wenn auch in dem vorliegenden Buch mehr vorkommt, als in manchen ähnlichen. Es lassen sich eben einmal diese Dinge nicht klar machen, wenn man nicht in die Anwendungen eingeht. Doch soll damit dem Buch kein Vorwurf gemacht werden; als Lehrbuch, und dazu noch als zweites Lehrbuch, enthält es davon noch viel, und es kann schon das und Andere daraus gelernt werden.

Die Variations- und die Differenzenrechnung sind in dem gebührenden Masse behandelt worden, so wie denn auch die geometrischen Anwendungen (zumeist Oberflächen) im Ganzen befriedigend dargestellt sind.

Das Werk von Duhamel, wie es nunmehr vollendet vor uns liegt, ist noch ein Lehrbuch geworden, das nicht mehr enthält, als was man sich in einem öffentlichen Schulkursus vortragen muss, wenn man halbwegs das leisten will. Das ist, nun freilich nicht übermässig viel; aber wir müssen wiederholen, das Gegebene ist deutlich und klar. Ob das Werk eine Nothwendigkeit war, oder ob es einem Bedürfnisse abhelft, ist eine Frage, die man überall stellen kann, aber nicht stellen muss; Referent lässt sie desshalb auch unbeantwortet. Nur den Uebersetzungsmännern möge gesagt werden, dass die deutschen jungen Mathematiker es nicht gerade besitzen müssen.

*Begründung der wichtigsten Gesetze der allgemeinen Arithmetik. Ein Versuch von Dr. Paul Escher. Stuttgart. Verlag der J. D. Metzler'schen Buchhandlung. 1857. (58 S. in 8.)*

Die vorliegende kleine Schrift des auch in diesen Blättern schon genannten Verfassers beabsichtigt, diejenigen Lehren der allgemeinen Arithmetik, die bisherige Beweisführung den angehenden Mathematikbessenen nicht befriedigend vorkam, in ansprechenderer und deutlicherer Weise darzustellen. Sie behandelt im ersten Abschnitte — in ähnlicher Art, wie das von uns früher angezeigte „Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik“ von Müller — die ganzen Zahlen und die vier Rechnungsarten damit, geht dann zu den Brüchen über und zeigt, dass die Rechnungsgesetze, welche für die ganzen Zahlen galten, meist auch hier anwendbar sind. Der zweite Abschnitt stellt die Gesetze der Potenzenlehre auf und schliesst mit den Logarithmen. Hierbei scheint zum ersten Male die negative Zahl, indem bei der Divisionsregel dieselbe — der Meinung des Verfassers nach — zuerst auftritt. Ist  $m < n$ , so ist hiernach (§. 102)  $m - n$  die Zahl, definiert durch die Gleichung  $a^{m-n} =$

Die Rechnungsgesetze für negative Zahlen folgen hieraus allerdings klar; aber eine andere Frage ist freilich, was man sich nun unter  $-5$  etwa zu denken habe? Man kann immerhin antworten, es sei  $a^{-5} = \frac{1}{a^5}$ ,  $a^{5-5} = \frac{a^5}{a^5}$

$= a^0$ , also  $5-5=0$ , d. h.  $-5$  hebe  $+5$  auf; allein das eigentliche Wesen der negativen Zahl scheint in dieser Weise nicht klar genug hervorzu treten. Referent glaubt deshalb, dass die Neuerung des Verfassers, die negative Zahl in solcher Weise in die Arithmetik einzuführen, nicht Anklang finden wird.

Sind wir nun auch hiemit nicht einverstanden, so müssen wir doch die Klarheit und Deutlichkeit, mit der die Schrift geschrieben ist, alles Lob sagen und können sie darum auch jüngern Freunden der Mathematik nur empfehlen.

---

*Mathematische Mittheilungen von Dr. J. L. Raabe, Professor. Erstes Heft. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1857. (80 S. in 8.)*

Der in der mathematischen Welt rühmlichst bekannte Verfasser vorliegender Mittheilungen gedenkt (der Vorrede nach) von Zeit zu Zeit theils eigene analytische Arbeiten oder neue Behandlungen früher schon veröffentlichter Ergebnisse, theils auch Zusätze und Erläuterungen zu seinem grösseren Werke über Differential- und Integralrechnung in derselben Form, wie die vorliegenden, zu veröffentlichen. Das vorliegende erste Heft enthält fünf einzelne Aufsätze, die zur ersten Art gehören und folgende einzelne Punkte betreffen:

I. Deutung bestimmter einfacher Integrale mit complexen Integrationsgränzen. Das bestimmte Integral  $\int_a^b f(x)dx$ , in welchem  $a$  und  $b$  reell sind, hat bekanntlich eine durchsichtige und genau festgestellte Bedeutung; anders aber verhält sich die Sache, wenn die Gränzen  $a$  und  $b$  imaginär, also von der Form  $\alpha + \beta i$  sind, da hier schwer wäre, dieselbe Definition anzubringen. Der Verfasser hilft sich deshalb in anderer Weise. Zunächst sagt er, es lasse sich die gebräuchliche Definition eines bestimmten Integrals mit reellen Gränzen auch übertragen auf die Integrale  $\int_{\alpha i}^{\beta i} f(x) dx$ ,  $\int_{a + \alpha i}^{b + \alpha i} f(x) dx$ ,  $\int_{a + \alpha i}^{a + \beta i} f(x) dx$ , wenn  $a, b, \alpha, \beta$  reelle Grössen sind. Dies ist um so mehr einleuchtend, da diese Integrale bezüglich gleich  $i \int_a^b f(x) dx$ ,  $\int_a^b f(z + \alpha i) dz$ ,  $i \int_a^b f(a + iz) dz$  sind; sodann geht er von der Gleichung  $\int_a^b f(x) dx = F(\beta) - F(\alpha)$  aus, wo  $F(x) = \int f(x) dx$ , die richtig ist, so lange  $f(x)$  innerhalb der Integrationsgränzen endlich ist, und schliesst hieraus,  $\int_{a + \alpha i}^{\alpha + \beta i} f(x) dx = F(\alpha + \beta i) - F(a + \alpha i)$ . Da nun identisch  $F(\alpha + \beta i) - F(a + \alpha i) = F(\alpha + \beta i) - F(\alpha + \beta i) + F(a + \beta i) - F(a + \alpha i) = F(\alpha + \beta i) - F(a + \alpha i) + F(a + \beta i) - F(a + \beta i)$ , so hat man auch:  $\int_{a + \alpha i}^{\alpha + \beta i} f(x) dx = \int_{a + \alpha i}^{\alpha + \beta i} f(x) dx + \int_{a + \beta i}^{\alpha + \beta i} f(x) dx = \int_{a + \alpha i}^{\alpha + \beta i} f(x) dx + \int_{a + \beta i}^{\alpha + \beta i} f(x) dx$ .

$$f(x + \beta i) dx + \int_{bi}^{\beta i} f(x + a) dx = \int_{bi}^{\beta i} f(x + \alpha) dx + \int_a^{\alpha} f(x + bi) dx,$$

man die Integrale zweiter Seite, nach dem vorhin Gesagten, eine durchgängige Bedeutung haben. Es versteht sich von selbst, dass in eben diesen Integralen die Grundbedingung nicht verletzt werden darf, dass nämlich die Function unter dem Integralzeichen endlich sein muss innerhalb der Gränzen der Integration. Wir bemerken hiebei, dass nach unserm Dafürhalten diese Bedingung immer in der angegebenen Form auszudrücken ist, und nicht wie der Verfasser thut (es müsse  $f(x) dx$  unendlich klein sein). Für die Auswerthung lässt sich die eine oder andere Form gebrauchen, und man kann auch setzen:

$$\int_a^{\alpha} f(x + \beta i) dx = \int_a^{\alpha} f(x + \beta i) dx + i \int_b^{\beta} f(ix + a) dx = i \int_b^{\beta} f(ix + \alpha) dx +$$

$\int_a^{\alpha} f(x + bi) dx$ . Das einfache Gleichsetzen der zwei Formen führt zu interessanten Ergebnissen.

So etwa, wenn  $a = \beta = 0$ :

$$\int_0^b f(x) dx - i \int_0^b f(ix) dx = -i \int_0^b f(ix + \alpha) dx + \int_0^{\alpha} f(x + bi) dx, \text{ d. h.}$$

$$[f(x + bi) - f(x)] dx = i \int_0^b [f(ix + \alpha) - f(ix)] dx, \text{ welche Gleichung}$$

ebenfalls, nebenbei bemerkt, schon in den Vorlesungen über die Integralrechnung von Moigno, 21<sup>te</sup> Vorlesung, vorkommt. Der Verfasser macht hievon mehrere Anwendungen, von denen die eine auch bereits schon in Moigno a. a. O. vorkommt. In Bezug auf die am Schlusse der Abhandlung befindliche

Bemerkung, dass aus den dortigen Formeln folge, es sei  $\int_0^{\infty} \sin \lambda x dx = \frac{1}{\lambda}$ ,

sofern  $\int_0^{\infty} \cos \lambda x dx = 0$ , müssen wir einfach erklären, dass diese Resultate falsch

sind. Wir wissen recht wohl, dass der Verfasser in seinem grössern Werke über Differential- und Integralrechnung mehrfach auf diese Gleichungen zurückzukommen kommt (I. S. 235, 237, 245, II. S. 405); allein die dortige vermeintliche Begründung ist keine richtige. Auch hier ist die Differentiation nur gestattet, wenn das Resultat derselben eine bestimmte Grösse ist; ferner ist zu beachten, dass Integrale mit der Gränze  $\infty$  immer einer sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen sind, und man die Sätze, welche für bestimmte Integrale mit endlichen Gränzen gelten, nicht so ohne Weiteres auf die mit unendlichen Gränzen übertragen kann. Wenn es übrigens mit dieser Differentiation unter dem Integralzeichen so fortgehen könnte, so dürfte man ja etwa

das Folgende erhalten: Aus  $\int_0^{\infty} \cos \lambda x dx = 0$ , folgt durch Differentiation

nach  $\lambda$  offenbar  $\int_0^{\infty} x \sin \lambda x dx = 0$ , welches Resultat zulässig wäre, indem ja

da  $\sin \lambda x$  für  $x = \infty$  Null ist (I. S. 235), also  $x \sin \lambda x$  endlich für  $x = \infty$ , wenigstens wohl  $x \sin \lambda x dx$  unendlich klein; aber  $\int x \sin \lambda x dx = \frac{x \cos \lambda x}{\lambda} +$

$$\frac{1}{\lambda} \int_0^\infty \cos \lambda x \, dx, \int_0^\infty x \sin \lambda x \, dx = \left( \frac{x \cos \lambda x}{\lambda} \right)_\infty + \frac{1}{\lambda} \int_0^\infty \cos \lambda x \, dx, \\ 0 = \left( \frac{x \cos \lambda x}{\lambda} \right)_\infty, \text{ so dass also auch } x \cos \lambda x \text{ Null wäre für } x = \infty.$$

dies Resultat wohl zulässig ist?

II. Zur algebraischen Analysis. Diese zweite Abhandlung enthält eine Ableitung fast sämtlicher Reihen der niederen Analysis aus einer in geistreicher Weise. So die Reihen für  $\sin x$  und  $\cos x$  aus dem Moire'schen Theorem, wenn auch der Uebergang ein wenig rasch geschieht; Reihen für  $e^x$ ,  $a^x$ ,  $\ln(1+x)$ ,  $\operatorname{tg} x$ ,  $\operatorname{cotg} x$ , die unendlichen Faktoren folgen  $\cos x$  und  $\sin x$  u. v. A. Wir begnügen uns hier, auf diese zweite Abhandlung nur kurz hinzudeuten.

III. Neue Anwendung der Jakob Bernoullischen Zahlen wie der nach demselben Autor benannten Funktion. Der Verfasser stellt sich hier zuerst die Frage, welches die Gestalt der linearen Differentialgleichung  $n^{\text{ter}}$  Ordnung (ohne zweiten Theil) sein müsse, damit ein besonderes Integral derselben zugleich einen integrierenden Faktor vorstellen könne. Bekanntlich ist  $M$  ein integrierender Faktor der Differentialgleichung

$P_0 \frac{d^n y}{dx^n} + P_1 \frac{d^{n-1} y}{dx^{n-1}} + \dots + P_n y = 0$ , wo  $P_0, \dots, P_n$  blosse Funktion von  $x$  sind, wenn diese Grösse  $M$  als blosse Funktion von  $x$  aus der Gleichung

$\frac{d_n M}{dx^n} + Q_1 \frac{d^{n-1} M}{dx^{n-1}} + \dots + Q_n M = 0$  bestimmt wird, wo  $Q_0 = P_0, \dots, Q_n = P_n$ .

$\frac{n(n-1)\dots(n-r+1)}{1 \cdot 2 \dots r} \frac{d^r P_0}{dx^r} - \frac{(n-1)(n-2)\dots(n-r+1)}{1 \cdot 2 \dots r-1} \frac{d^{r-1} P_1}{dx^{r-1}} + \dots + \frac{n-r+1}{1} \frac{dP_{r-1}}{dx} + P_r$ . Soll nun  $M$  ein besonderes Integral der vorgelegten

Gleichung sein, so genügt es, dass  $Q_r = P_r$  sei. Der Verfasser sucht hierauf die Grössen  $P$  zu bestimmen und findet, dass  $P_0, P_2, P_4, \dots$  ganz willkürliche Funktionen von  $x$  sein können, während  $P_1 = \frac{2^2-1}{1} B_2 \frac{n}{1} \frac{dP_0}{dx}, \dots$

$P_{2m-1} = \sum_{r=1}^{r=m} (-1)^{r-1} \frac{2^{2r-1}}{r} B_{2r-1} \frac{(n-2m+2r)(n-2m+2r-1)\dots(n-2m+2)}{1 \cdot 2 \dots \dots \dots} \frac{d^{2r-1} P_{2m-2r}}{dx^{2r-1}}$  sein muss, wo  $B_1, B_3, B_5, \dots$  die bekannten Bernoullischen Zahlen bedeuten.

— Die zweite hieher gehörige Anwendung betrifft das Ergänzungsglied bei der näherungsweise Berechnung eines bestimmten Integrals. Im ersten Bande seiner „Differential- und Integralrechnung“ (S. 425 ff.) hat der Verfasser diese Frage sich bereits vorgelegt und dort nach der Poisson'schen Weise behandelt. Ausgehend von demselben Ergebniss legt er sich hier die Frage nochmals vor, indem er die von ihm sogenannte Bernoullische Funktion einführt. Die Resultate sind im Wesentlichen dieselben, wie sie Malmstén in Crelles Journal, Band 35, längst schon gegeben, so dass wir eine neue Behandlung dieses Gegenstandes als halbwegs unnöthig erachten. Zudem ist der Ausgangspunkt Malmsténs ein

natürlicher und eben deshalb dem von Poisson (dem auch unser Verfasser beipflichtet) vorzuziehen. Referent hat sich deshalb auch in seinem eigenen Werke der Differential- und Integralrechnung genau an die Darstellung Malmstén's gehalten, da wohl im Einzelnen noch daran geändert werden könnte, dieselbe aber den Gegenstand ein für alle Male erledigt hat.

IV. Werthung des bestimmten Integrals  $\int_0^\infty x^{a-1} e^{bx} \cos cx \, dx$ , wo

$a, b, c$  reelle Konstanten,  $e$  die Grundzahl der natürlichen Logarithmen und  $i$  die imaginäre Einheit ist. Das hier vorgelegte

Integral ist nichts Anderes, als die Grösse  $\int_0^\infty x^{a-1} e^{bx} \cos cx \, dx + i \int_0^\infty x^{a-1} e^{bx} \sin cx \, dx$ , so dass es sich in Wahrheit um die Ermittlung der letztern zwei

Integrale handelt. Mit der Bestimmung dieser Integrale hat sich schon Cauchy

beschäftigt, dabei sich aber auf den Fall beschränken müssen, da  $b$  negativ ist.

Der Verfasser will diese Beschränkung aufheben, was ihm jedoch nach der

Ansicht des Referenten nicht besonders gelungen ist. Der Irrthum liegt in

folgendem: Von der Gleichung  $\int_0^\infty x^{a-1} e^{bx} \, dx = \frac{1}{b^a} \Gamma(a) e^{-\frac{a\pi}{2}i}$ , die für  $a > 0$

gültig ist, ausgehend, soll gezeigt werden, dass sie auch noch richtig ist,

was für  $a > 1$ . Zu dem Ende wird dieselbe mehrfach nach  $b$  differenzirt;

weil diese Differentiation ist nicht gestattet, weil man nicht

angehen kann, dass die entstehenden Integrale bestimmte, endliche Werthe ha-

ben. Es ist dabei derselbe Fehler vorhanden, wie wir ihn schon in I. gerügt

haben, nur dass er hier noch viel stärker auftritt; denn hiernach wären

$\int_0^\infty x^m \cos ax \, dx$  und  $\int_0^\infty x^m \sin ax \, dx$  bestimmte endliche Grössen, was auch

für positive  $m$  sei, und zwar die erste gleich  $\frac{1}{a^{m+1}} \Gamma(m+1) \cos(m+1) \frac{\pi}{2}$ ,

die zweite  $\frac{1}{a^{m+1}} \Gamma(m+1) \sin(m+1) \frac{\pi}{2}$ , woraus für  $m=0$  wieder  $\int_0^\infty \cos a$

$\, dx = 0$ ,  $\int_0^\infty \sin ax \, dx = \frac{1}{a}$  folgen würde. — Die Ergebnisse, welche der

Verfasser aus seinen Untersuchungen ableitet, sind hiernach nicht begründet.

V. Zur kubischen Gleichung. Ist eine kubische Gleichung  $y^3 + y^2 + \sqrt{c} = 0$  vorgelegt, so ergibt sich aus ihr die Differentialgleichung  $(4 + 27c)$

$\sqrt{c} \frac{dy}{dc} = -2 + \frac{9}{2} y \sqrt{c} - 3y^2$ , deren Integration hier durchgeführt wird,

so dass  $y$  als entwickelte Funktion von  $c$  erscheint. Dadurch er-

geben sich dann die drei Wurzeln der kubischen Gleichung. Diese kleine

Abhandlung (S. 78—80) ist bloss ein Zusatz zu einer frühern Abhandlung des

Verfassers.



*Commercium epistolicum J. Collins et aliorum de analysi promota, etc. ou Correspondance de J. Collins et d'autres savants célèbres du XVIII. siècle, relative à l'Analyse Supérieure, reimprimée sur l'édition de 1712 avec l'indication des variantes de l'édition de 1722, complétée par une collection de pièces justificatives et de documens, et publiée par J. B. Biot, Membre de l'Institut et F. Lefort, ingénieur en chef des ponts et chaussées. Paris, Mallet-Bachelier etc. 1856. (XV und 293 S. in 4.)*

Das berühmte Werk, das die englische Akademie der Wissenschaften Jahre 1712 veröffentlichen liess, und das sich als Aufgabe gestellt hatte, nicht etwa die Verdienste Newtons neben denen von Leibnitz zu würdigen, sondern erstern als einzigen und alleinigen Entdecker des höhern Calculs, letztern aber als Plagiator, der sich unrechtmässiger Weise die Entdeckung eines Andern zuschreiben, erscheinen zu lassen, erscheint hier in einer neuen und vortrefflich ausgestatteten Ausgabe.

Der ursprüngliche Plan, den Biot gehegt, war, die Ausgabe von 1712 (die erste, auf Befehl der Akademie veranstaltete) mit den Varianten der Ausgabe von 1722 (die Newton, ohne sich zu nennen, nach dem Tode Leibnitzens, in keineswegs löblicher Absicht veranstaltete), so wie mit der Recensio und dem Ad lectorem (beide ebenfalls anonym, aber von Newton herrührend) abdrucken zu lassen. Dazu hatte der Minister des öffentlichen Unterrichts auch eine Summe bewilligt, als der Mitarbeiter Lefort dachte, es würde die Ausgabe von grösserm Nutzen sein, wenn man nicht nur absichtlich gegen Leibnitz gerichtete Schrift veröffentliche, sondern eine Sammlung zufüge, welche den Behauptungen des Buches geradezu entgegen trete, so dass der Leser im Stande sei, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Diese sicher mühsame Arbeit hat nun Lefort übernommen, indem er ältere und neuere Veröffentlichungen das zusammentrug, was seinem Zweck entsprach, so dass man im Stande ist, das Verfahren der Kommissäre der englischen Akademie vollkommen zu würdigen.

Die vorliegende Ausgabe enthält nun:

- 1) Die Vorrede (ad lectorem), welche Newton (ohne sich zu nennen, wie hier immer) der Ausgabe von 1722 versetzte (S. 5—8);
- 2) die Recensio libri qui inscriptus est *Commercium epistolicum etc.*, ebenfalls von Newton herrührend, und in der er natürlich sich selber als Urheber Rechte befindlich darstellt (S. 9—48);
- 3) das eigentliche Werk, nach der Ausgabe von 1712, mit den Varianten der Ausgabe von 1722 (S. 50—184), das nur Briefe, oder vielmehr Auszüge aus solchen, zwischen Collins, Barrow, Oldenburgh, Sluze, Gregorius, Borell, Borell, Vernon, Strode, Newton, Leibnitz, Tschirnhausen, Huyghens, l'Hospital, Wallis, Fatio, Bernoulli, Halley, Sloane, Keill, Chamberlayne, Conti, Remond de Montmort, Gräfin Kilmansegg enthält;
- 4) *Pièces justificatives et documents, première partie. Supplément au Commercium epistolicum.* Ausser Briefen zwischen den Genannten, enthalten dieselben Auszüge aus Zeitschriften, namentlich den *Acta eruditorum* und dem *Journal littéraire* (de la Haye) (S. 193—251);
- 5) *Pièces justificatives et documents. Seconde partie. Sommaire des pri-*

hohen mathematischen Arbeiten, die im 17. Jahrhundert, zur Vorbereitung der Erfindung der unendlichen Analysis beigetragen haben. Um seine Behauptung, die Infinitesimalrechnung sei „in der Luft gelegen“, d. h. nicht durch einen Geistesblitz plötzlich entstanden, sondern geraume Zeit schon vorbereitet gewesen, bringt hier der Herausgeber Auszüge aus Schriften, die vor der Entdeckung oder Veröffentlichung der Methoden der höhern Analysis erschienen sind. Dieselben betreffen: Cavalieri, *Geometria indivisibilibus*; Descartes, *Geometria*; Fermat, *Méthodes ad disquirendam maximam et minimam*; Hudde, *Epistolae*; Ricci, *Geometriae exercitatio*; Barrow, *lectiones geometriae*; Sluze, *Mesolabum* etc. (S. 255–281).

6) Conclusion. Der Herausgeber hebt in derselben den Charakter der in *Commercium epistolicum* geschehenen Veröffentlichungen hervor und distancirt samentlich die Ansicht der von der königlichen Gesellschaft zu London bestellten Commissäre. Es handelte sich, sagt er, für die Commissäre nicht darum, die Rechte Newtons triumphiren zu machen, sondern jeden Anspruch Leibnitzens auf Mitentdeckung der höhern Analysis auszumerzen. In diesem Ende haben sie zwar nicht gerade die Mittheilungen gefälscht, aber sie haben dieselben unvollständig und verstümmelt wieder gegeben, so es eben ihren Ansichten diene, wie denn auch die Texte mehrfach durch eigene Noten ihrem wahren Sinne entfremdet wurden. Man entdeckt dabei überall die Hand Newtons, der jedoch nicht persönlich auf dem Schauplatze erscheinen wollte. — Wenn nun schon die Ausgabe von 1712 ein Parteilich war, so war die von 1722 das reine Werk massloser und blinder Leidenschaft, so blind, dass der Herausgeber (Newton) sein eigenes Verdammungsurtheil in der Vorrede ausspricht. Bei dieser zweiten Ausgabe haben die Commissäre, die früher ihren eigenen Bericht an die k. Gesellschaft nicht unterzeichnen wagten, keinen Theil gehabt; Newton trägt allein die Verantwortung dafür, wenn auch der Name Keills vorsteht. Der Herausgeber widerlegt nun noch bündig die einzelnen Punkte des Berichts, und zwar letztern nach dem englischen Original übersetzt, welches von der damals veröffentlichten lateinischen Uebersetzung abweicht; und nachdem er, um ja den Unterschied der beiderlei Methoden und ihrer Entdecker handgreiflich hervortreten zu lassen, bemerklich gemacht, dass Newton keine Schüler gehabt, vielmehr England nach ihm unfruchtbar gewesen; dagegen Leibnitz die ganze Generation von Mathematikern des Festlands habe in seine Fustapfen treten sehen, schliesst er die Conclusion mit folgenden Worten, die er in seiner Sprache wieder geben wollen: La controverse qui a amené la publication du commercium epistolicum offre encore un intérêt si vif, malgré l'intervalle qui nous sépare de son origine, qu'on ne peut rester témoin impassible des torts, et des iniquités même, dont elle fut semée. Toutefois, quand des hommes tels que Newton et Leibnitz sont soumis à la discussion, le langage, sévère s'il le faut pour les actes, doit toujours être respectueux pour les personnes. J'ai tâché de me conformer à ce sentiment dans les notes qui accompagnent cet ouvrage, et je regretterais vivement de m'en être écarté sur quelque point. Je ne cache pas mes sympathies pour Leibnitz. Supérieur à Newton quant au sentiment des réalités physiques et à l'esprit d'intuition des lois qui régissent les phénomènes naturels, peut-être au moins

son égal dans les speculations abstraites l'analyse mathématique, il lui est certainement supérieur par le caractère. Newton inspire l'admiration, Leibnitz attire davantage. Pour moi, il y a tout un monde de passions et de préjugés entre l'esprit généreux, qui correspondait avec Bossuet et rêvait la réunion de toutes les communions chrétiennes, et le sectaire ardent, qui commentait l'Apocalypse et signalait l'Eglise de Rome dans la onzième corne du quatrième animal de Daniel.

---

*Resultate aus elfjährigen Beobachtungen der Sonnenflecken. Von J. F. J. Schmidt, Astronom der Sternwarte des Prälaten v. Unkrechtsberg zu Olmütz u. s. w. Wien und Olmütz. Eduard Hölzel's Verlags-Expedition 1857. (42 S., 10 Tafeln.)*

Wir haben in diesen Blättern früher eine Schrift desselben Verfassers über den Mond angezeigt, in der er sich, auf seine eigenen (und theilweis auch fremde) Beobachtungen gestützt, über die Beschaffenheit dieses Himmelskörpers ausspricht. In der vorliegenden Schrift theilt er seine Beobachtungen über die Sonnenflecken mit, und zwar zuerst das vollständige Tagebuch der Sonnenbeobachtungen von 1841—1851, und dann eine allgemeine Uebersicht dieser Beobachtungen, wobei auch der von Rud. Wolf entdeckte Zusammenhang der Häufigkeit der Sonnenflecken mit dem Erdmagnetismus betrachtet, bezüglich bestätigt wird. Beigefügt sind dann die bei den eigenen Beobachtungen bemerkten besondern Erscheinungen, wie das Tagelängere in aller Ausführlichkeit. In einem Zusatz wird die Frage „über den möglichen Zusammenhang der Perioden der Sonnenflecken mit der Gesamtwirkung aller Planeten“ näher erörtert. Welche Vorstellung man sich auch von der die Sonne umhüllende Lichtsphäre machen möge, so werde man es immer für wahrscheinlich halten, dass sie flüssig sei, so dass die Einwirkung der Planeten in ihr eine Wirkung hervorbringen müsse, welche ähnlich der, die wir auf Erden Ebbe und Fluth nennen. Diese Wirkung werde abhängig von der Lage des Schwerpunkts der sämtlichen auf die Sonne wirkenden Planeten, so dass in dem analytischen Ausdruck die heliozentrische Entfernung desselben, so wie seine Entfernung vom Mittelpunkte der Sonne vorkomme. Mit diesen von Encke berechneten Elementen vergleicht der Verfasser seine Beobachtungen von 1825—1856, woraus hervorgeht, dass ein Maximum der Flecken erschien, wenn der Schwerpunkt in die Oberfläche der Sonne fiel, ein Minimum dagegen, wenn er am weitesten nach innen oder aussen davon entfernt war. Doch zeigen die Beobachtungen von 1855 und 1856 in dieser Beziehung das Umgekehrte. Auch die Aenderungen der mittlern magnetischen Deklination scheinen in einer Uebereinstimmung mit der Häufigkeit der Sonnenflecken zu sein; doch will sich der Verfasser auf diese Untersuchungen nicht näher einlassen.

Die zehn beigegebenen Tafeln enthalten die bildliche Darstellung der von dem Verfasser beobachteten Sonnenflecken, welche Beobachtungen er in Hamburg, Düsseldorf und Bonn angestellt hat. Besonders grosse und merkwürdige Flecken zeigen die Tafeln 7, 8, 9 und 10, von denen die auf der letzten Tafel am 22. September 1848 in Bonn beobachtet wurden.

---

*Beiträge zur Fixsternkunde, von Dr. J. H. Mädler, kais. russ. Staatsrath, etc. Eine von der Holl. Societät der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Haarlem, die Erben Loesjes. 1856. (55 S. in 4.)*

Die Societät der Wissenschaften in Haarlem hatte für 1856 folgende Preisgabe gestellt: L'illustre directeur de l'observatoire de Pulkowa, l'astronome G. Struve, a publié en 1847 son livre bien connu, intitulé „Etudes d'Astronomie stellaire.“ Il communique dans cet ouvrage, comme résultat de ses observations, des détails fort remarquables sur la structure de l'univers et la transparence de l'espace. La Société d'Astronomie à Londres (Report to the twenty eight general meeting) a appuyé de son autorité les résultats de Struve, tandis que le célèbre astronome J. T. Encke (astronomische Nachrichten Nr. 622), les considère comme hypothétiques et dénués de fondement. La Société désire en conséquence de voir décider, par un examen profond et scrupuleux, ce que l'état actuel de l'astronomie permet de considérer comme prouvé, ou comme fort probable dans la structure de l'univers.“

Diese Aufgabe hat nun der berühmte Director der Sternwarte zu Dorpat in der vorliegenden Schrift gelöst. — Der Verfasser derselben gehört, wie er gleich zu Eingang seiner Schrift sagt, zu denen, welche mit den meinsten in der Schrift von Struve niedergelegten Ansichten nicht übereinstimmen, und wendet sich deshalb sofort gegen mehrere derselben. So zeigt er an, dass die Eigenbewegungen der Fixsterne nicht im umgekehrten Verhältnisse der Quadratwurzeln aus den Helligkeiten stehen, wobei er mit Recht rügt, dass man „reelle Naturgrössen verschiedener Objecte behandle mit Beobachtungen eines und desselben Objectes.“ Bei letztern könne man von wahrscheinlichen Fehlern sprechen, bei erstern habe diese Bezeichnung keinen Sinn. Wenn daher Peters von dem „wahrscheinlichen Fehler der mittleren Parallaxe eines Sterns zweiter Grösse“ spreche, so begreife man nicht, was darunter zu verstehen sei, wohl aber, dass dergleichen Bestimmungen zu Irrthümern führen können. Eben so tadelt er die ganz willkürliche Ausweisung mehrerer Sterne, die starke Eigenbewegung haben, die Struve in seiner Schrift gemacht. — Man sieht, es handelt sich hier um eine Anwendung der Ausgleichungsrechnung, die unzulässig ist; man vergisst in dieser Beziehung gar zu häufig die Voraussetzungen, auf denen die Methode der kleinsten Quadrate ruht, und wendet sie dann an in Fällen, in denen jene Voraussetzungen nicht erfüllt sind.

Dass überhaupt der Glanz der Fixsterne ein sehr ungewisser Stellvertreter ihrer Entfernung ist, wird an einem auffallenden Beispiele gezeigt, so wie denn auch die Schlüsse, welche Struve aus Bessel's Arbeiten ziehen will, als unzulässig bezeichnet werden.

Auch die Schrift von Peters „Recherches sur les parallaxes“, deren grosse Verdienste Mädler anerkennt, ist in mehreren Punkten zu beanstanden. Vor Allem ist es die „mittlere Parallaxe der Sterne zweiter Grösse“, die Mädler auf das Entschiedenste beanstandet, wie er denn bereits früher schon über den „wahrscheinlichen Fehler“ derselben sich ausgesprochen.

Musste der Verfasser so den angeführten Schriftstellern entgegentreten, so macht er mit desto grösserm Vergnügen jeden von der Wissenschaft gerecht-

fertigten Gebrauch von ihren grossartigen und wichtigen Arbeiten (S. 1). Drei Thatsachen, sagt er, die noch vor einem Vierteljahrhundert theils unbekannt, theils nur dunkel geahnt wurden, seien den weitem Betrachtungen zu Grunde gelegt, nämlich: 1) Unsere Sonne hat, wie die übrigen Fixsterne, eine Eigenbewegung im Weltraume, die gegen das Sternbild des Herkules gerichtet ist; 2) das Newton'sche Bewegungsgesetz gilt auch ausser unser Planetensystem; 3) es gibt in der Fixsternenwelt keinen einzelnen Körper, dessen Masse so überwiegend ist, wie die unsere Sonne gegen die Planeten und also (in dem frühern Sinne) Zentralsonne sein könnte. Diese Sache sucht nun der Verfasser zu begründen, und wenn dann es sich herausstellt, dass eine Zentralsonne nicht bestehe, so hat man es bloss mit der Gesamtmasse der Fixsterne zu thun, deren Eigenbewegungen erforscht werden müssen. Aus den Beobachtungen einer Reihe von Astronomen hat zu diesem Zweck Mädler die Eigenbewegung einer grossen Anzahl von Fixsternen berechnet und daraus geschlossen, dass die Annahme Struve's falsch ist. Schliesslich folgen dann noch Untersuchungen über die Lage des Punktes, nach dem gegenwärtig die Bewegung unserer Sonne gerichtet ist.

Dr. J. Dienger

In der Anzeige „von Combe: die Wissenschaft und Drossbach: Monie u. s. w.“ haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen, um deren Berichtigung gebeten wird:

Seite 269	Zeile 3	von oben	ist statt „können“ zu setzen: „k ö n n e.“
„	„	2	„ unten „
„	„	2	„ die Aufgebung“ zu setzen: der Aufgebung.“
„	270	1	„ oben „
„	„	1	„ ein kaum organisirtes Thier“ zu setzen: „ein feiner organisirtes Thier.“
„	„	3	„ „ „
„	„	3	„ von Religion und Sittlichkeit“ zu setzen: „von einer Religion und Sittlichkeit“
„	„	1	„ unten „
„	„	1	„ Sittlichkeit“ zu setzen: „Sittlichkeit.“
„	271	12	„ oben „
„	„	12	„ Erst dann u. s. w.“ zu setzen: „Der Verfasser von Nr. 2 sagt: er dann u. s. w.“

In der Anzeige von Quitzmänn: Abstammung der Baiwaren Nr. 1. Seite 273 Zeile 11 des Textes ist nach den Worten: „ihre Bestätigung einzuschalten: „jedoch vielfach eine andere Begründung.“

# INTELLIGENZBLATT.

Heft.

April.

1858.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

## **Euphoriön.**

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

**Ferdinand Gregorovius.**

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gewonnen werden, welchen der dunkle Hintergrund des Unterganges von Pompeji in die Anmuth des Ganzen bildet, eine meisterhafte, durch Formvollendung und inneren Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung.

## **Wolfram von Eschenbach, Parzival.**

Uebersetzung. Aus dem Mittelhochdeutschen zum erstenmale übersetzt von **San-Marte** (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Diese jetzt in zweiter verbesserter Auflage erschienene Uebersetzung von San-Marte's steht an wörtlicher Treue und richtigem Verständniss des Textes dem competentem Urtheile der Simrock'schen Uebersetzung in nichts nach, trifft dieselbe aber jedenfalls in Bezug auf Wohllaut und dichterische Reinschreibung, worauf Simrock weniger Werth legt. Durch eine ausführliche Einleitung und Anmerkungen wird das Verständniss der Dichtung und ihrer Composition wesentlich gefördert.

## **Lewes (G. H.), The Life and Works of Goethe.**

With Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished Sources. Second edition, revised by the Author.

Copyright edition.

In zwei Bänden. Erster Band.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das Werk des Engländers Lewes über Goethe hat in England wie in Deutschland solches Aufsehen erregt, dass jeder Verehrer Goethe's dasselbe besitzen sollte. Es ist nach allgemeinem Urtheile die beste Biographie und Charakteristik Goethe's. Gewiss aber werden alle des Englischen Kundigen zugeben, dass das Werk im Original zu lesen, und die vorliegende, mit Zustimmung des Verfassers veranstaltete *Originalausgabe* darf deshalb wohl auf rege Theilnahme rechnen. Sie ist viel billiger als die in England erschienene Ausgabe (die 10 Thlr. kostet) und zugleich eine zweite mannichfach berichtigte und verbesserte Auflage derselben. Der zweite Band ist bereits unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

**F. A. Brockhaus.**

Rudolf Kuntze's Verlagsbuchhandlung in Dresden.

**TRÉSOR**  
DES  
**LIVRES RARES ET PRÉCIEUX**  
OU  
NOUVEAU DICTIONNAIRE BIBLIOGRAPHIQUE  
contenant

plus de cent mille articles de livres rares, curieux et recherchés, d'éditions de luxe, etc. Avec les signes connus pour distinguer les éditions originales de contrefaçons qui en ont été faites, des notes sur la valeur et le mérite des livres cités et les prix que ces livres ont atteints dans les ventes les plus fameuses, et qu'ils conservent encore dans les magasins des bouquinistes les plus renommés de l'Europe,

par

**JEAN GEORGE THÉODORE GRAESSER,**

conseiller aulique, bibliothécaire du feu roi Frédéric-Auguste II., directeur du musée japonais à Dresde, et auteur de l'histoire littéraire universelle.

**PREMIÈRE LIVRAISON.**

*Aa, P. van der — Amarasinha.*

Vorstehendes Werk wird in 12 bis 16 Lieferungen, à Lieferung 2 Thaler, erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

**Abhandlungen** der historisch-philosophischen Gesellschaft in Breslau.  
1. Band. Gr. Lex.-Format. (21 Bog.) Eleg. broch. 8 Thaler.

Hieraus einzeln:

**Bernays, Jac.** — Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie. (4½ Bog.) Eleg. broch. 25 Sgr.

**Braniss, C. J.** — Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung (1½ Bog.) Eleg. broch. 10 Sgr.

**Haase, F.** — Die Athenische Stammverfassung. (4¾ Bog.) Eleg. broch. 25 Sgr.

**Mommsen, Th.** — Die Rechtsfrage zwischen Caesar und dem Senat. (3¾ Bog.) Eleg. broch. 20 Sgr.

**Roepell, Rich.** — Ueber die Verbreitung des Magdeburger Stadtrechts im Gebiete des alten polnischen Reichs ostwärts der Weichsel. (4 Bog.) Eleg. broch. 20 Sgr.

**Wattenbach, W.** — Die slawische Liturgie in Böhmen und die altrussische Legende vom heiligen Wenzel. (2½ Bog.) Eleg. broch. 15 Sgr.

Breslau, Februar 1858.

Eduard Trowendt, Verlagsbuchhandlung.



# HAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Abhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu  
Heidelberg.

## IV.

### 36. Vortrag des Herrn Dr. von Holle „über den Kartoffelpilz“ am 7. Dezember 1857.

Die im vorigen August in den Umgebungen Hannovers so plötzlich aufgetretene, so rasch verlaufene und so bald schon wieder getretene Kartoffelepidemie war die Veranlassung einer Reihe von Versuchen und Beobachtungen, die ich zur Ermittlung der Ursachen, zur Feststellung einer näheren Diagnose der Krankheit, so wie zur Auffindung von Mitteln, welche den Kartoffelpilz vernichten, angestellt habe, und deren, wenn auch unvollständige und zum Theil noch unheilvolle Ergebnisse ich, im Folgenden mitzutheilen, mir erlaube.

1) Die *Peronospora devastatrix* Caspary (Kartoffelpilz) bemerkte ich am Stengel, den Blättern, Knollen und Früchten der Kartoffelpflanze. Ich fand sie an oder nahe bei den braunen, in Folge der Krankheit entstandenen Flecken, die ich an Blättern und Früchten, am Stengel in den meisten, an der Knolle nur in wenigen Fällen von dem Pilz bewohnt gefunden habe. Wenn der letztere einem Flecken nicht vorzukommen scheint, so kann man ihn häufig mittelst Feuchtigkeits und Wärme aus diesem hervorlocken.

2) Wiewohl im Allgemeinen das Kraut früher, als die Knollen, erkranken pflegt, so gibt es doch auch Fälle, in denen das Ge-  
schickel Statt findet.

3) Das Mycelium des Pilzes bewohnt an den grünen Theilen der Kartoffelpflanze die Zwischenzellräume der äussersten, unterhalb der Epidermis belegenen Gewebsschichten. Es scheint sich in jenen parallel der Aussenfläche der befallenen Organe zu entwickeln. Ob im Diachym des Blattes sich auch in queerer Richtung, dasselbe durchsetzend, zu verbreiten vermag (wie von Unger angegeben wird; vgl. bot. Zeit., Jahrg. 5, Taf. VI, Fig. 1), darüber, glaube ich es mir nicht, in's Klare zu kommen. Das Mycelium sah ich nicht; Scheidewände kamen mir in demselben nicht vor; doch glaube ich, dass es dieselben besitzt. — An den Knollen scheint unter Umständen das Mycelium an deren Oberfläche zu entwickeln.

4) Die Basidien erheben sich aus Anschwellungen kurzer aufwärts gekehrter Aeste des Myceliums. Jene verdickten Astenden

bemerkt man in der unterhalb der Spaltöffnungen belegenen Hohlung; sie verlaufen in 1—3 Basidien, die aus den Spaltöffnungen hervowachsen und sich gewöhnlich zu einfachen Stämmchen, sich unterhalb der Krone nicht verästeln, heranbilden. In seltenen Fällen bemerkt man eine gabelförmige Theilung der Stämme. Diese enthalten meistens keine Scheidewände; doch ist es nicht selten, dass solche sich entwickelt haben (besonders an den übergewachsenen, in einer feuchten Botanisirkapsel gezogenen Exemplaren). Aus dem Grunde der Basidien, dicht oberhalb der Epidermis, können sich bisweilen lange, weithin kriechende Triebe, gewissermaßen Ausläufer, welche in die benachbarten Spaltöffnungen hineinzuwachsen scheinen, zu entwickeln. Die sporenerzeugenden Aeste der Basidien zeigen sich einfach, oder sie bilden Aeste der zweiten Ordnung. In ihnen gelang es mir nicht, Scheidewände nachzuweisen.

5) Betreffend die Frage, ob verschiedene Formen des Pilzes den conidien-, spermatien- und sporangienbildenden Zuständen der Fadenpilze analog, zu unterscheiden, und welche dieses so glaube ich, dass solche Formen noch nicht nachgewiesen sind. Ich glaube, nur sterile, vielfach verästelte Träger, die ich nach dem Verschwinden der Sporenträger sich entwickeln sah, ein zweites Product der *Peronospora* bezeichnen zu dürfen; dagegen blieb mir unbekannt, in welcher Beziehung das *Fusispora Solani* v. Mart., so wie eine gewisse Sporenkörper erzeugende Schimmelpilzart (wohl ein *Stemphylium* Wallr.) zu jenem sich befinden. Die letzterwähnten Pilze entwickeln sich zwar häufig, doch nicht immer nach der *Peronospora*, zu welcher sie als Formen nur dann, wenn es gelungen ist, ihren organischen Zusammenhang mit derselben zu beweisen, gerechnet werden dürfen.

6) Die Keimung der Sporen der *Peronospora* zu beobachten ist mir nicht gelungen. Trotzdem glaube ich, dass sie unter günstigen Umständen sich entwickeln. Die an kranken Blättern der Kartoffelpflanze befindlichen Keimzellen (gewöhnlich Sporen des Pilzes, *Fusispora Solani*, des unter 5) erwähnten *Stemphylium*, so wie vielleicht kleine, vielleicht dem letzteren beizuzählende, ein- oder zweizellige Sporen) bewirkten, nachdem sie mit dem Pinsel auf eine gesunde, vom Stengel abgetrennte Blätter übertragen waren, an denselben das massenhafte Hervorwachsen des Pilzes, zur Zeit, als jene Blätter noch lebendig, wenn auch stellenweis braunfleckig, erschienen. Der Pilz zeigte sich nur an den bestrichenen Stellen. Es beweist dies die Entwicklung der *Peronospora* aus den übertragenen Keimzellen (von diesen sah ich niemals die Sporen des Pilzes, niemals oft die Sporenkörper des *Stemphylium*? sich entwickeln) oder die Triebe, welche den Basidien der aufgestrichenen *Peronospora* entsprungen waren. — Die Zeit, deren der Pilz bedurfte, um seine Entwicklungsstadien bei diesen Versuchen durchzumachen, betrug 4—5 Tage bei einer mittleren Temperatur von 15° R., 7 Tage bei 10½° R.

7) Bezüglich der sogenannten Krautfäule scheint es mir gerade, dass die Peronospora einen beträchtlichen Antheil an derselben habe. Ich vermute sogar, dass es sich herausstellen wird, diese Krankheit sei im Wesentlichen durch den Pilz bedingt. Das erste Stadium der Fäule (vielleicht ein besonderes Uebel, dem die eigentliche Epidemie, die Schimmelkrankheit, auf dem Fusse folgt) scheint aber nicht von dem Pilze, sondern durch eine plötzliche, mit Regen verbundene Abkühlung der oberirdischen Theile bewirkt zu werden. Die gelben, in Folge der Erkältung entstandenen Flecken sind dem Pilz, der sich bald auf ihnen einnistet, das seinem Gedeihen nothwendige erkrankte Substrat. Dass derselbe nur auf einem kranken Boden sich entwickeln kann, scheinen mir Versuche (angeführt von Klotzsch, Schacht u. A. — auch von mir mit demselben Erfolge angestellt), nach denen gesundes Kraut nicht von ihm befallen wird, zu beweisen. Er gedeiht dagegen trefflich auf kranken Theilen, die er weit rascher der Zersetzung und dem Verfall überliefert, als dies das Wetter, so wie die weitere Entwicklung des ersten Stadiums (das ohne den Pilz wohl nicht verderblich, als die Fleckentübel so vieler Gewächse, sich gestalten dürfte) sich vermögen würden.

8) Das Verhalten der Peronospora zur Knollenfäule blieb mir unklar. Die Versuche Speerschnelder's (mitgetheilt in der bot. Zeit., Jahrg. 15, S. 121 ff.) wiederholte ich, ohne ein bestimmtes Resultat zu erhalten. Zuzufolge der von mir gemachten Wahrnehmung, glaube ich, eher das Befallenwerden schon fleckiger, als der gesunden Stellen, annehmen zu müssen.

9) Erkennt man in dem Pilze den die spätere Entwicklung der Krautfäule vorzugsweise bedingenden Factor, so wird man, beim Nachdenken von zur Verhütung oder doch Verminderung des Uebels geeigneten Mitteln, vor allen Dingen darauf bedacht sein müssen, die Sporen der Peronospora, wenn dies thunlich, zu vernichten. Lösungen, welche dem Pilz verderblich, auch billig zu beschaffen wären, dürften, in grossen Quantitäten dem Boden der Kartoffeläcker zugesetzt, am ersten die Vertilgung der Sporen bewirken. Es geht sich nur, ob es derartige Lösungen giebt. Kalkwasser, Holz- oder Pottaschenlösung (sämmtlich im concentrirten Zustande), welche in der Reihe nach auf die Sporen wirken liess, vermochten nicht, dieselben im Boden zu zerstören. Vielleicht, dass faules Wasser, die Zersetzung der Sporen im Boden einzuleiten, im Stande ist. Nicht allein das Ammoniak, sondern wohl auch ein Theil der übrigen Zersetzungsprodukte, die mit dem faulenden Wasser dem Boden beigemischt oder in diesem erst entwickelt werden, äussern möglicherweise eine verderbliche Wirkung auf die Sporen.

37. Vortrag des Herrn Dr. Oppenheimer „über zwei Fälle von selbstständigem Bronchialcroup“  
am 21. Dezember 1857.

Der Vortragende zeigt zunächst einen sogenannten Bronchialbaum, den er der gütigen Zusendung des Dr. Fischer in Wien verdankt. Derselbe stammt von einer 20jährigen Frau, welche schon in mitten der besten Gesundheit beinahe täglich ein ähnliches Produkt unter heftigem Hustenanfall und Suffokationsbeschwerden, welche selten länger als eine halbe Minute, häufig kürzer dauerte, zu expectorirt. Die Kranke ist nicht in ihrer gewöhnlichen Beschäftigung gehindert, bietet keine objectiv wahrnehmbare Symptome von Seiten des Respirationsorgans. Nur selten hustelt sie etwas, um zu expectoriren. Der Zustand dauert seit etwa 8 Tagen.

Bei der Seltenheit dieser Affektion wurde eine genaue Untersuchung des krankhaften Produkts vorgenommen, welche vollkommen die Beobachtung Thierfelders bestätigte. Der Bronchialbaum war circa 2 Zoll lang und entsprach seinen Dimensionen nach den Bronchien zweiter, dritter und vierter Ordnung. Das Gewebe war festweich und bot einen blättrigen concentrisch geschichteten Bau dar, so dass man mittelst der Pincette zwei und drei Lagen ziehen konnte. Die einzelnen Lagen waren in ihrer Struktur deutlich verschieden. Die äusserste zeigte schon beim Zerkleinern mittelst Nadeln zum Behufe der Darstellung eines mikroskopischen Präparats — eine ungewöhnliche Festigkeit, so dass es schwer war, taugliche Praeparate zu verfertigen. Unter dem Mikroskop sah man dann eine homogene Masse, welche durch parallele dunklere Linien durchschnitten war. Beim Druck auf das Deckgläschen wurden dieselben undeutlicher und verschwanden theilweise. Beim Aufheben des Drucks stellten sich dieselben wieder her. Durch Essigsäure wurde das Praeparat etwas durchsichtiger. Ausserdem konnte man noch spärliche Eiterzellen, in die gestreifte Masse eingestreut, bemerken. Die innersten Schichten, die sehr weich waren, und sich sehr leicht auf dem Objektträger ausbreiten liessen, bestanden wesentlich aus Eiterkörperchen und Körnchen. Die mittleren Schichten waren, je nachdem sie näher an der äussern oder innern Schicht lagen, theils reicher an faserstofflicher Substanz, theils reicher an Eiterkörperchen, so dass man mit Sicherheit die innersten Schichten als die ältesten, die äussersten als die jüngsten betrachten konnte.

Nach wenigen Bemerkungen über die Seltenheit und die günstige Prognose des chronischen Bronchialcroups bespricht der Vortragende die Frage, in welcher Weise, und durch welchen Mechanismus so voluminöse Sputa wie im obenbezeichneten Falle, expectorirt werden; muss jedoch die Unzulänglichkeit der bis jetzt gegebenen Erklärungsversuche der Expectoration anerkennen, ohne im Stande zu sein einen andern an die Stelle setzen zu können.

Der zweite Fall von selbstständigem Bronchialcroup betraf ein junges 14 $\frac{1}{2}$ jähriges Mädchen, das vorher vollkommen gesund, gut konstruirt, kräftig genährt und immer von heiterer Gemüthsstimmung war. Im Juni 1855 überfiel sie in der Nacht ein heftiger Frost, der nach Verlauf einer halben Stunde grosser Hitze Platz machte. Am Morgen brennend heisse Haut, geröthetes Gesicht, 120 Puls-  
schläge, beschleunigte Respiration, grosse Prostration, welche an dem sonst muntern Mädchen besonders auffiel, und nicht leicht mit den andern Erscheinungen in Einklang zu bringen war. Denn ausser heftigem Kopfschmerz, leichtem Schluckweh, und je einer linsenförmigen weissen Exsudation auf den Tonsillen die sich leicht abkratzen liess, war kein Symptom zu bemerken, welches die Heftigkeit des Fiebers erklärt hätte. Die Lunge, Herz waren frei, Zunge massig belegt, Appetit verloren, Durst gross, Darmfunktion regelmässig. Bei diesen Umständen bestand die Therapie in oberflächlicher Anwendung des Höllensteins auf die Tonsillen, Kataplasmen auf den Hals und in Darreichung von hinreichendem Getränke. Am Abend statt eines Scharlachs, der erwartet wurde, Verschlimmerung des Allgemeinbefindens. Fieber war gestiegen, Schlummersucht des Nachmittags eingetreten. Die Kranke gibt übrigens auf alle Fragen keine, oder einer schwachen Stimme Antwort. Die Tonsillen waren nicht geschwollen, roth. Bei der Untersuchung der Lunge zeigen sich einzelne unbestimmte feuchte Rasselgeräusche, welche nach tiefem Athmen, oder nach Husten theilweise verschwanden. Percussion überall normal. Husten war nicht vorhanden. Hirud. an den Kopf. Blutüberschläge. Infus. Ipecacuanae. Am nächsten Morgen war die Kranke in vollständigem Coma, beantwortete keine Frage, verlangte kein Getränk, trotz der Trockenheit der Zunge. Puls 160, Respirationszahl 60—72, keine Sputa. Die Percussion war vorne sonor an wenigen Stellen etwas tympanitisch; hinten links unten gedämpft, rechts unten tympanitisch, oben auf beiden Seiten normal. Die Auscultation zeigt vorne pfeifende Geräusche, hinten meist raselnde Geräusche, die theils grossblasig, theils kleinblasig waren und links unten consonirendes Athmen. Nach Verlauf einiger Stunden war die Dämpfung links unten verschwunden; hingegen war auf der rechten Seite in der Mitte eine Dämpfung eingetreten. Unter Fortdauer der Erscheinungen, und unter Hinzutreten eines lividen Aussehens im Gesicht wurde endlich Respiration und Herzthätigkeit schwächer und hörte Abends 5 Uhr ganz auf.

Die Autopsie die nach 24 Stunden vorgenommen wurde, liess alle Organe als gesund erkennen mit Ausnahme der Lungen. Die Bronchien waren von der Theilungsstelle der Trachea an mit einer weissen Membran ausgekleidet, die sich in grossen und kleinen Abschnitten abziehen liess. Die Exsudation erstreckte sich bis tief hinab in die feinsten Bronchien, bestand aus einer amorphen Substanz und einer grossen Anzahl von Eiterkörperchen. Die Schleimhaut war an einzelnen Stellen geröthet, an andern normal aussehend:

An vielen Stellen zeigen sich lobuläre Verdichtungen, welche in den rechten Lungenlappen in der Mitte zu mehreren zusammenlagern. Trachea, Larynx, Tonsillen normal.

38. Vortrag des Herrn Dr. Kekulé „über die Einwirkung von Brom auf Knallquecksilber“  
am 21. Dezember 1857.

Der Vortragende erinnert zunächst daran, wie er durch dem Verein früher mitgetheilten Versuche die Ansicht zu begründen gesucht, das Knallquecksilber sei eine nitrierte Cyanverbindung, seine Beziehungen zu dem Chloroform und dem Chlorpikrin werden am einfachsten ausgedrückt durch die Formel:



Er erwähnt dann der gleichzeitig von Schischkoff ausgesprochenen Ansicht über die Konstitution dieses Körpers, nach welcher die Formel verdoppelt und die Knallsäure betrachtet werden soll als: troacetonitril + 2 Cyansäure:



Er theilt eine Anzahl der von Schischkoff zu Gunsten der verdoppelten Formel vorgebrachten Argumente mit und zeigt, dass solche Argumente zur Feststellung der Molecularformel nicht hinreichend seien, und dass sie bei konsequenter Durchführung zu einer end- und nutzlosen Verdopplung einer grossen Anzahl chemischer Formeln führen würden.

Da der Unterschied der Schischkoff'schen Formel von der von Redner vorgeschlagenen einerseits darin besteht, dass sie die Molecularformel doppelt so gross voraussetzt; andererseits, dass sie annimmt  $\frac{1}{4}$  des Stickstoffs sei in dem Knallquecksilber als Nitrogruppe enthalten, während K. die Hälfte des Stickstoffs als solche Nitrogruppe im Knallquecksilber annimmt, lag es nahe auf analytischem Weg Gründe für die eine oder die andere Auffassung aufzusuchen. Bestimmungen des Stickstoffs nach der Will- und Varrentrapp'schen Methode, nach welcher erfahrungsmässig der Stickstoff der Nitrogruppe nicht oder nur sehr unvollständig in Form von Ammoniak gewonnen wird, gaben Resultate, welche genau in der Mitte lagen zwischen den von Schischkoff's und von K.'s Formeln verlangten Zahlen. Da indess der Stickstoff niedriger gefunden wurde als die Formel von Schischkoff verlangt und da die Methode auf keinem Fall zu wenig Stickstoff geben kann, vielmehr stets zu viel liefern muss, so sprechen die Versuche offenbar gegen die Formel von Schischkoff.

Eine wesentliche Stütze für seine Ansicht findet K. in dem Verhalten des Knallquecksilbers gegen Brom. Lässt man nämlich auf unter Wasser befindliches Knallquecksilber Brom einwirken so wird Quecksilberbromid erzeugt und es entsteht, ohne dass dabei Kohlen-

säure entwickelt wird, ein Körper, welcher betrachtet werden kann als Knallquecksilber in welchem geradezu das Quecksilber vertreten ist durch Brom. Diese schön krystallisirende Substanz, das Dibromnitroacetonitril, die der Analyse und dem chemischen Verhalten nach die Zusammensetzung besitzt:



steht also ihrer Entstehung nach zu dem Knallquecksilber in nächster Beziehung; sie zeigt übrigens in ihren Eigenschaften die grösste Analogie mit dem Chlorpikrin und Brompikrin und steht gewissermassen in der Mitte zwischen dem Knallquecksilber und dem Brompikrin:

Knallquecksilber . . .  $\text{C}_2 (\text{NO}_4) (\text{C}_2\text{N}) \text{Hg}_2$ .

Dibromnitroacetonitril.  $\text{C}_2 (\text{NO}_4) (\text{C}_2\text{N}) \text{Br}_2$ .

Brompikrin . . . . .  $\text{C}_2 (\text{NO}_4) \text{Br} \cdot \text{Br}_2$ .

Sie schliesst sich also der früher mitgetheilten Reihe von Verbindungen an, zu welcher auch noch die zwei in neuester Zeit von Schischkoff entdeckten Körper des Nitroform und des Trinitroacetonitril zugefügt werden können:

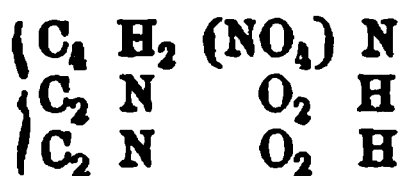
Nitroform . . . . .  $\text{C}_2 \text{H} (\text{NO}_4) (\text{NO}_4) (\text{NO}_4)$

Trinitroacetonitril . . .  $\text{C}_2 (\text{NO}_4) (\text{C}_2\text{N}) (\text{NO}_4) (\text{NO}_4)$ .

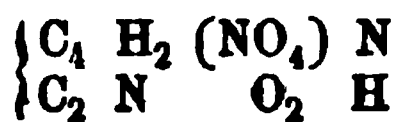
K. hebt nochmals hervor, dass das Knallquecksilber und das neuentdeckte Dibromnitroacetonitril einerseits mit dem Acetonitril =  $\text{C}_4 \text{H}_3 \text{N}$  verglichen werden können, dass man aber eben so gut wie man das Acetonitril als Cyanmethyl =  $\text{C}_2 \text{H}_3 \cdot \text{C}_2\text{N}$  betrachtet, diese beiden Körper als cyanhaltige Nitroprodukte der Methylreihe betrachten und somit dem Brompikrin, Chlorpikrin und Chloroform vergleichen könne.

Zum Schluss theilt K. noch mit, dass Isocyanursäures Kali in wässriger Lösung mit Brom behandelt reichliche Mengen von Kohlensäure liefert, ein Umstand der sehr gegen die Anschauungsweise Schischkoff's spreche, als enthielte die Knallsäure mehr Cyansäure wie die Isocyanursäure:

#### Knallsäure



#### Isocyanursäure



weil offenbar nach dieser Ansicht von dem Knallquecksilber doppelt so viel Kohlensäure hätte erhalten werden müssen wie von dem Isocyanursäuren Kali, während es in der That keine oder nur Spuren von Kohlensäure liefert.



39. Vortrag des Herrn Dr. Moos „über die zuckerbildende Function der Leber, insbesondere über ihr Verhalten zum Nervensystem“  
am 11. Januar 1858.

Resultate:

A. Die Untersuchungen, angestellt an 5 gesunden Kaninchen — 3 männlichen und 2 weiblichen (ohne Milch) — ergaben: für  $\frac{1}{2}$  Kilogramm gesundes Kaninchen 0,7 Gramm, für 1 gesundes Kaninchen 1,792 Gramm Leberzucker.

B. Der Gehalt an Leberzucker war bei 2 Thieren, die häufig untersucht wurden, vermehrt: Das eine Mal bei einem trächtigen weiblichen Kaninchen mit Milch; das Thier hatte ein Körpergewicht von 1711 Gramm, das Gewicht der Leber betrug 121 Gramm, der Gehalt an Leberzucker 24,86 Gramm. Das zweite Mal bei einem weiblichen Kaninchen, das vor einiger Zeit geboren hatte (die Zeit liess sich nicht genau ermitteln), ebenfalls mit Milch; das Körpergewicht betrug 1151 Gramm, das Gewicht der Leber 98,4 Gramm, der Gehalt an Leberzucker 5,48 Gramm.

Diese Beobachtung bildet einen Beleg für die von Lehmann aufgestellte Vermuthung, dass der Milchzucker, der in der Milch der Brustdrüse gefunden wird, aus dem in der Leber gebildeten Maltose hervorgehe. Neuerdings hat Blot auf das Vorkommen von Zucker im Urin Gebärender, Säugender und mancher Schwangeren, als eines physiologischen Zustandes, aufmerksam gemacht. Nach unserem oben mitgetheilten Befund ist vermuthlich die Leber das Organ, welches während der Schwangerschaft und namentlich während der Lactation so viel Zucker liefert, dass das Blut für diese während damit überladen ist und auf diese Weise Zucker in den Harn übergeht.

C. Zuckergehalt der Leber bei Kaninchen nach Durchschneidung des Lungen-Magen-Nerven mit oder ohne gleichzeitig vorgenommenem Luftröhrenschnitt.

Ein auf diese Weise behandeltes Kaninchen lieferte durchschnittlich nur 0,263 Gramm Leberzucker,  $\frac{1}{2}$  Kilogramm durchschnittlich nur 0,1 Gramm.

Die auf diese Weise behandelten Kaninchen führten überhaupt zu folgenden Resultaten:

1) Es erfolgte constant eine Abnahme des Körpergewichts; sie betrug bei mittlerer Lebensdauer von 23—24 Stunden durchschnittlich 126,3 Gramm und ist zurückzuführen auf die verminderte Nahrungsaufnahme oder gänzliche Abstinenz bei gleichzeitiger Fortdauer der wenn auch verminderten Se- und Exkretionen.

- 2) Auch der Gehalt der Leber an Zucker nimmt constant ab; beträgt nach unseren Untersuchungen 7 Mal weniger als im normalen Zustande.
- 3) Das Resultat ist dasselbe, gleichviel ob zur Operation der Durchschneidung des Lungen-Magen-Nerven noch der Luftröhren-Nerv hinzugefügt wird oder nicht.
- 4) Das Resultat ist dasselbe, ob die Störungen in den Athmungs-Organen sich bis zur Entzündung steigern oder nicht.
- 5) Dasselbe gilt gleichviel ob Entzündungs-Erscheinungen in der Unterleibshöhle auftreten oder nicht.
- 6) Der Magen ist meist wurstförmig angefüllt, der obere Theil des Dünndarms leer. Daher ist
- 7) der constante Befund einer blutreichen Leber wohl eher die Folge einer gestörten Circulation im kleinen Kreislauf als einer beschleunigten Circulation im Portalvenenkreislauf.
- 8) In keinem unserer Versuche verschwand der Zucker vollständig aus der Leber; es wird zwar vielseitig angegeben, dass der Zucker nach Vagus Durchschneidung vollständig aus der Leber verwindet, Bernard selbst gibt es an und Ludwig sagt: (Physiol. II S. 219) „durchschneidet man bei einem Thier die beiden Vagi, so schwindet schon nach 24 Stunden aller Zucker aus der Leber.“ In einem unserer Versuche lebte das Thier noch 38 Stunden in der Leber desselben fanden wir doch noch 0,468 Gramm Glukose. Man könnte gegen unsere Versuche nun einwenden, dass die Leber nach Bernard's Untersuchungen das Vermögen habe nach dem Tode noch Zucker zu bilden (aus dem in ihr vorhandenen Glycogen); es sei nun in einigen unserer Versuche zwischen dem Tod des Thieres und der Analyse der Leber so viel verstrichen, dass inzwischen das Glycogen habe in Zucker umgewandelt werden können; allein gerade in dem Falle mit 38stündiger Lebensdauer betrug die Zeit zwischen dem Tod des Thieres und der Analyse der Leber nicht mehr als 1½ Stunden! Mit demselben Rechte könnten wir dann einwenden, warum in denjenigen unserer Versuche, bei welchen so geraume Zeit zwischen dem Tod und der Leberanalyse verstrich, in einem Versuch z. B. 15 Stunden, nur so wenig Zucker in der Leber war (in dem eben angeführten 0,042 Gramm)? In diesem Falle war gewiss Zeit genug vorhanden für die Umwandlung des Glycogens in Zucker! Hieraus scheint eben hervorzugehen, dass nach Vagus Durchschneidung die Glycogenbildung in der Leber und desswegen auch die Zuckerbildung sistirt:

#### D. Resumé über die bei Hunden angestellten Vagusdurchschneidungen.

Nach dieser Operation erfolgt bei Hunden:

- 1) Constant eine Abnahme des Körpergewichts; diese Ab-

nahme beträgt bei mittlerer Lebensdauer v.  $29\frac{3}{4}$  St. 438,5 Gramm; denn:

Hund Nro.	Gm. Körpergew. vor der Operation	Gm. Körpergew. nach derselben	St. der Lebensdauer
1	1172	1063	7
2	5751	4984	45
3	5250	4531	46
4	2737	2578	21
	<hr/> 14910 13156	<hr/> 13156	<hr/> 119 : 4 = 29,75

$$2754 : 4 = 438,5.$$

Die mittlere Lebensdauer der Kaninchen betrug 23,5 Stunden; Abnahme des Körpergewichts in dieser Zeit 126,3 Gramm; nehmen wir dieselbe mittlere Lebensdauer auch für die Hunde, so wird dieser Zeit immer noch eine Gewichts-Abnahme v. 383,2 Gramm entsprechen; denn

$$29\frac{6}{8} : 438\frac{4}{8} = 23\frac{4}{8} : x \\ x = 383,2.$$

Diese Abnahme des Körpergewichts ist bei Hunden in kurzer Zeit schon eine beträchtliche; im Versuch Nro. 1. betrug sie in 7 Stunden schon 109 Gramm; diese unverhältnissmässig stärkere Abnahme des Körpergewichts von Hunden im Vergleich zu der von auf gleiche Weise operirten Kaninchen dürfte theilweise durch das wiederholte Erbrechen und Defärciren nach der Durchschneidung der Vagus bedingt sein; das Uebrige ist, wie bei den Kaninchen der verminderten Nahrungsaufnahme oder gänzlichen Abstinenz zuzuschreiben.

2) Der Gehalt der Leber an Zucker ist auch bei Hunden nach Vagusdurchschneidung sehr gering; im Durchschnitt hat ein  $\frac{1}{2}$  Kilogramm Hund nach Vagusdurchschneidung bei mittlerer Lebensdauer von  $29\frac{3}{4}$  St. 0,092 Gramm Leberzucker.

Hund Nro.	Gramm Körpergewicht vor der Section	Gramm Leberzucker
1	1063	0,525
2	4984	1,050
3	4531	0,810
4	2578	0,040
	<hr/> 13156	<hr/> 2,425

$$13156 : 2,425 = 500 : x$$

$$x = 0,092 \text{ Gramm.}$$

Die Zahl 0,092 ist anscheinend geringer als 0,1: allein die mittlere Lebensdauer in beiden Versuchsreihen war verschieden; nehmen wir für Hunde dieselbe wie bei Kaninchen so erhalten wir ebenfalls 0,1 Gramm; denn

$$1 : 30 = 0,092 : 24 \\ = 0,1.$$

3) Auch bei Hunden ist für die Verminderung des Zuckergehaltes der Leber das Auftreten der Lungenentzündung nach Vagusdurchschneidung von untergeordneter Bedeutung.

4) Der Zuckergehalt ist auch dann gering, wenn zwischen dem Tod des Thieres und der Analyse der Leber längere Zeit verstreicht, so im Versuch Nro. 1, bei welchem zwischen dem Tod und der Lebensanalyse ein Zeitraum von 18 Stunden liegt; auch in diesem Fall war für das Glycogen Zeit genug, in Zucker umgewandelt zu werden.

5) Der Magen war in allen Fällen in Folge des Erbrechens und der Abstinenz leer, die Ernährung lag also in Folge mangelnder Chymification und Chylification darnieder.

6) Aus diesem Grunde scheint mir, was den constanten Befund einer blutreichen Leber betrifft, dasselbe zu gelten, was bei Kaninchen.

7) Der Umstand, dass bei der Durchschneidung des Halsvagus von Hunden auch der Sympathicus gleichzeitig durchgeschnitten wird, scheint auf die Verminderung des Leberzuckers nicht mehr Einfluss auszuüben, als die Durchschneidung des Vagus allein.

E. Totalresumé für die Aetiologie der Zuckerverminderung in der Leber resp. seines Verschwindens nach Vagusdurchschneidung.

Wenn wir im Hinblick auf die gewonnenen Resultate nun die Gründe angeben sollen, warum nach Vagusdurchschneidung die Zuckermenge in der Leber abnimmt oder gänzlich verschwindet, so gleich doch, wie oben bemerkt, der n. vag. nicht direct bei der Zuckerbildung betheiligt ist, so werden wir auf Folgendes hingewiesen.

1) Die Vagusdurchschneidung führt eine so bedeutende Abnahme des Körpergewichts in ihrem Gefolge, dass schon von diesem Gesichtspunkte aus eine Abnahme aller Secretionen, also insbesondere auch eine verminderte Absonderung des Leberzuckers a priori einleuchten muss.

2) Eine constante Folge der Vagusdurchschneidung ist theilweise Abstinenz oder gänzliche Inanition; in unseren Versuchen war weitans in der Mehrzahl der Fälle gänzliche Abstinenz vorhanden. Ja wir können nach den neuesten Versuchen von Panum (Schmidt's Jb. Bd. 93. 2) über Vagusdurchschneidung auch da, wo die Thiere nach der Operation noch fressen, annehmen, dass meistens keine Speisen mehr in den Magen kommen; nach diesem Forscher schliesst sich die Cardia nach der Operation fest und die nach dieser genossenen Speisen werden dann meist noch vor der eintretenden Lähmung der Cardia durch Nase und Maul ausgestossen, unter Bewegungen, welche dem Erbrechen gleichen. Dazu kommt noch die, wenn auch nur theilweise aufgehobene Peristaltik des Magens, die Verminderung der Quantität des Magensafts u. s. w. (Bernard, Panum) also Momente genug, die zuvörderst wenigstens die Darmabsorption ver-

langsamen müssen, später vielleicht gänzlich aufhören machen dann in ihrem gemeinschaftlichen Zusammenwirken schliesslich bedeutendsten Consequenzen eines völligen Mangels an Nahrungsmaterial herbeiführen, so dass sich das Blut, welches jetzt noch durch die Leber fliesst, abnutzt, verarmt und auf diese Weise die Zuckerproduktion der Leber endlich erlischt, wie jede Function in den letzten Perioden der Abstinenz. Nehmen wir hiezu noch den Eingriff der Operation, ferner den Umstand, dass durch die Verdurchschneidung, wie wir aus unseren Versuchen und aus anderen Thieren, Entzündungen von Organen entstehen, die ihrerseits wieder die Functionen des Organismus herabstimmen und namentlich wieder die Verdauungsthätigkeit, die prima causa aller Secreta produkte behelligen — müssten wir dann uns nicht eher wundern, wenn die gedachten Veränderungen in der zuckerbildenden Function der Leber nicht eintreten würden?

### Einige Vergleichsversuche.

1. Tracheotomie mit Einlegung einer Canüle ohne irgend einen andern operativen Eingriff.

Körpergewicht vor der Operation 1500 Gramm.

„ „ „ Section 1488 „

Nahrung vor der Operation wie früher. Nach der Operation Lebensdauer 9 Stunden. Tod und Suffocation in Folge Verstopfung der Canüle, die absichtlich nicht gereinigt wurde. Lebergewicht 55 Gramm. Leberdecoct 148 Ccm., Leberzucker 0,2 Gramm. Section: die Canüle durch blutigen Schleim verstopft; die Tracheal-Schleimhaut mässig injicirt, die Lunge, namentlich die linke sehr emphysematisch aufgetrieben.

### 2. Versuch.

Den 11. Mai Mittags 12 Uhr wurde einem 1031 Gramm schweren männlichen Kaninchen die Trachea bloss gelegt und dieselbe mit einer Ligatur mässig zusammengeschnürt; das Thier lebte bei starker Athemnoth und unter Steigerung der Respirationerscheinungen bis zu croupähnlichen Erscheinungen bis in die Nacht vom 24. auf den 25. Mai, in welcher der Tod erfolgte. Im Anfang nach der Operation, an den ersten Tagen nahm das Thier spärliche Nahrung zu sich, dann aber abstinirte es mehr und mehr; in den letzten 3 Tagen gänzlich; vor der Section fanden wir noch ein Körpergewicht von 855 Gramm.

### Section.

Allgemeine Todtenstarre; die Wundränder leicht verklebt, bei ihrer Entfaltung eine mässige Menge dicken käsigen Eiters; die vordere Trachealwand vor der Ligatur durchgeschnitten; an dieser

Da, sowie  $\frac{1}{2}$ " weiter abwärts fand sich das Knorpelgewebe der Lungen stark geröthet und gegen die Theilungsstelle hin mit Blutgefäßen bedeckt; das Lungengewebe anämisch, hie und da mit geringen Verdichtungen durchsetzt; die Ränder emphysematös, Magen und die Gedärme zusammengeschrumpft; letztere leer; der Harn enthält noch ein wenig sauer riechender Flüssigkeit.

Lebergewicht 33 Gramm; weniger als die aller andern Versuchsthiere. In den 120 Gramm Leberdecoct fand sich, wie zu erwarten, keine Spur von Zucker.

### 8. Versuch.

Einem 1978 Gramm schweren Kaninchen wurde den 28. Juli gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr die rechte Pleurahöhle geöffnet und in diese 10 Tropfen conc.  $\text{SO}_3$  eingeträufelt; das Thier schien nach der Operation sehr schmerzhaft afficirt, frass 6 Stunden lang gar nicht; es aber frass es grünes Futter und verweigerte von nun an keine Nahrung mehr, fortan schien die Respiration nicht mühsam, ihre Frequenz nicht vermindert und nicht vermehrt, das Thier erschien nach 24 Stunden nur insofern von der Operation beeinträchtigt, als es nur wenig Nahrung, aber doch nicht so reichlich, wie vor der Operation zu sich nahm. Sieben Tage nach der Operation wurde das Thier durch einige Hiebe auf den Nacken getödtet. Es wog nur 45 Gramm, also weniger, wie vor der Operation.

Das Körpergewicht hatte also bei 7 Mal längerer Lebensdauer nur etwa um  $\frac{1}{3}$  so viel abgenommen, als bei den Kaninchen durchschnittenen Vagis. (Bei mittlerer Lebensdauer von 23—24 Stunden 126,8 Gramm.)

### Section.

Die Operationswunde klaffend, etwa kupferkreuzergross geöffnet, stark übelriechend. Die Drüsen in der Umgebung der Wunde stark geschwellen; um die Wunde herum ein festes Lager neugebildeten Bindegewebes, in der Art, dass es eine kleintaubeneigrosse Höhle bildet, welche mit der Pleurahöhle durch eine feine Oeffnung communicirt. Die rechte Lungenpleura an ihrem Diaphragmatheil durch zarte Adhäsionen mit dem Zwerchfellüberzug zusammengeklebt; die Pleura pulmon. und costal. des rechten untern Lungenlappens. Die Neubildung des Bindegewebes zwischen rechter Lunge und mediastinum vorn inniger. Einzelne Partien dieser pneumonisch verdichtet, das übrige Gewebe lufthaltig; die linke Lunge gesund. Der dem Zwerchfell anliegende Theil des Leberüberzugs theils strukt, theils mit schwartigem Faserstoff, der sich leicht abziehen lässt, belegt. Der Magen und die Gedärme, wie bei gesunden Kaninchen. Im Uebrigen nichts Bemerkenswerthes.

Lebergewicht 52,2 Gramm. Leberdecoct 132 Ccm. Leber-

zucker 2,86 Gramm auf  $\frac{1}{2}$  Kilogramm berechnet mit unseren Beobachtungen über den normalen Leberzuckergehalt des ninchen übereinstimmend.

Es wurden noch weitere ähnliche Vergleichungsversuche mit demselben Resultat, ich übergehe sie um nicht weitläufig zu werden; denn es geht schon aus diesen zur Genüge hervor, dass die Art einer Operation, ferner ob die Thiere nach einer Operation nach Nahrung zu sich nehmen oder nicht u. s. w., ich glaube, dass alle diese und ähnliche Momente in Bezug auf ihren Einfluss auf die zuckerbildende Function der Leber sehr in Betracht kommen wie eben namentlich bei der Vagusdurchschneidung, nach welcher früher oder später der Leber das Material fehlen muss, aus welchem sie Zucker bereitet und bereiten kann; „von jenem Zeitpunkt an dürfte man wohl die Leber beliebig lange Zeit unter günstigen Verhältnissen aufbewahren, man würde vergeblich auf eine Umwandlung des Glycogen's warten; denn auch dieses muss a priori schon zu einer gewissen Zeit nach Durchschneidung beider Vagi aus der Leber verschwinden, aus den oben angeführten Gründen.“

#### F. Resultate über die Versuche mit elektrischer Reizung des Rückenmarks bei Fröschen.

1) Durch dieses Verfahren ist man im Stande schon nach kurzer Zeit Zuckerharnruhr zu erzeugen. (In einem Fall war es schon nach 2 Stunden und 20 Minuten möglich.

2) Es wird dadurch auch eine vermehrte Urinausscheidung hauptsächlich hervorgerufen.

3) 1. und 2. berechtigen uns zur Annahme, dass das Sympathische Nervensystem beide Erscheinungen hervorruft, da Leber und Niere durch ihren Sympathicusantheil mit dem Rückenmark in nicht unmittelbarer Verbindung stehen.

4) Dasselbe Verfahren hat nach Unterbindung der Lebergefäße nur eine Vermehrung der Urinsecretion zur Folge; Zuckerausscheidung durch den Urin wird in diesem Fall nicht bewirkt, ganz wie es bei gleichem Verfahren mit der Leber Schiff nicht gelung durch den in anatomischer Beziehung gut gelungenen Nackenschlag künstliche Harnruhr zu erzeugen.

Es kann deshalb auch

5) nur die Leber das Organ sein, welches durch Vermehrung des Sympathicus in der Zuckerbildung so gesteigert wird, dass die Nieren aus dem sodann mit Zucker überfüllten Blut diesen Zucker ausscheiden.

#### G. Resultate über den Einfluss der Durchschneidung des Rückenmarks bei Fröschen auf die zuckerbildende Function der Leber.

1) Dieses Verfahren hebt die zuckerbildende Function der Leber auf.



2) Bei diesem Verfahren an Fröschen erfolgt das Cessiren der Zuckerbildung schon zwischen 15—20 Stunden.

3) Da das Rückenmark mit der Leber nur in der unter F. angegebenen Verbindung steht, so kann es nur der Sympathicus sein, welcher die Zuckerbildung in der Leber gleichsam regulirt, in ähnlicher Weise wie die Nerven der Parotis die Speichelabsonderung. (S. Ludwig: Zeitschr. für rat. Med. N. F. Bd. 1. p. 255—277.)

4) Der Einfluss der elektrischen Reizung des Rückenmarks und der Durchschneidung desselben auf die zuckerbildende Function der Leber scheint gegen die Selbstständigkeit des Sympathischen Nervensystems zu sprechen.

40. Mittheilungen von Herrn Dr. Kekulé „über den zuckerbildenden Stoff der Leber“  
am 17. Januar 1858.

Im Anschluss an den Vortrag des Herrn Dr. Moos theilt K. einige Versuche über Bernard's „matière glycogène“ mit, zu deren Anstellung die Versuche von Moos Veranlassung gaben.

Zur Darstellung des Glycogens verfuhr man zunächst genau nach der Verschrift von Bernard, welche sich bei wiederholten Versuchen als vollständig zweckmässig erwies. Die von Lehmann, in dessen trefflicher Zusammenstellung der über die Zuckerbildung der Leber veröffentlichten Arbeiten, ausgesprochene Befürchtung: das Kochen des „rohen Glycogen's“ mit Kalilauge werde wohl kaum eine vollständige Entfernung der eiweissartigen Substanzen ermöglichen, erwies sich als unbegründet; es gelingt vielmehr bei halbstündigem Kochen mit nur einigermaßen concentrirter Kalilauge nicht das Glycogen so vollständig von stickstoffhaltigen Substanzen zu befreien, dass selbst mit Kalium kein Stickstoff mehr darin nachgewiesen werden kann. Dagegen hält das nach Bernard's Vorschrift dargestellte Glycogen eine geringe Menge (wesentlich aus Kalksalzen bestehender) Asche mit Hartnäckigkeit zurück; während das nach Lehmann's Vorschrift dargestellte fast aschenfrei ist. Durch wiederholtes Lösen in Säuren (starker Essigsäure oder kalter verdünnter Salpetersäure) und Füllen mit Alkohol kann der Aschengehalt sehr vermindert werden.

In Betreff der Eigenschaften bestätigte K. im Allgemeinen die Angaben von Bernard, Hensen und E. Pelouze. — Das Glycogen ist weiss und völlig amorph; die Lösung in Wasser ist selbst bei völlig reiner Substanz opalescirend. Durch Jod wird es violett oder meistens rothbraun (ähnlich dem Ferrocyan kupfer) gefärbt. Die opalescirende Lösung wird beim Kochen mit verd. Schwefelsäure rasch klar, zeigt dann aber noch keine Reaction auf Zucker; durch fortgesetztes Kochen mit Säuren wird leicht Zucker erhalten.

Die Analyse des bei 100° getrockneten Glycogens gab folgende Resultate:

0.2262 Grm. gaben 0.3690 Grm. Kohlenst. und 0.1322 Grm. Wasser, woraus sich die Formel  $C_{12} H_{10} O_{10}$  herleitet.

Theorie		Versuch.
$C_{12}=72$	44.44	44.49
$H_{10}=10$	6.17	6.49
$O_{10}=80$	49.39	—

Bei zwei Darstellungen von Glycogen aus der Leber von Meerschweinchen wurde die Menge des erhaltenen Glycogen's (in lufttrocknem Zustand) gewogen, man fand:

Gewicht des Thieres.	Gewicht der Leber.	Erhaltenes Glycogen
1300 Grm.	44 Grm.	0.8 Grm.
1315 Grm.	53 Grm.	1.2 Grm.

so dass, im Mittel von zwei Versuchen, die Menge der Glycogen 2 p. C. vom Gewicht der Leber beträgt.

41. Vortrag des Herrn Professor Kussmaul „von Ueberwanderung des menschlichen Eies als eine Ursache der Eileiterschwangerschaft“  
am 25. Januar 1858.

Kussmaul demonstriert der Gesellschaft ein Präparat von Eileiterschwangerschaft bei einer 30 Jahr alten, erstgeschwängerten Frau, deren Sektion ihm durch die Güte des H. Ehmann zu machen gestattet war, wo der Tod in der 8. bis 10. Woche nach der Befruchtung durch Berstung des Fruchtsackes und Verblutung erfolgt. Der linke Eileiter ist an seiner Eintrittsstelle in die Gebärmutter Fruchtsacke umgewandelt; merkwürdigerweise enthält der linke Eierstock keinen gelben Körper oder irgend welche Spur einer kugelförmig geplatzten Graaf'schen Eikapsel, dagegen enthält der rechte Eierstock zwei gelbe Körper, einen kleineren, älteren, und einen kleineren, jüngeren, der ganz so beschaffen ist, wie gelbe Körper in den ersten Schwangerschafts-Monaten beschaffen zu sein pflegen.

Die Eileiter sind beiderseits vollkommen durchgängig, bis zur Stelle, wo der Fruchtsack des linken Eileiters in die pars interna desselben übergeht und ein dichtes Büschel von Chorionvilli, die noch fest an der Wand des Fruchtsackes aufsitzen, den Weg verlegt. Wird diese placentaartige Masse von der Höhlenwand abgelöst, so wird der Weg auch hier frei. Nirgends Knickungen der Muttertrompeten durch falsche Bänder, Verwachsungen und dergl.

K. hält sich zur Annahme berechtigt, das Ei, welches sich im linken Eileiter entwickelte, sei vom rechten Eierstocke, und zwar von der Eikapsel, die sich zu dem grösseren der beiden gelben Körper umgewandelt, erzeugt worden und durch den rechten Eileiter quer durch die Gebärmutter hindurch in den linken Eileiter herübergewandert.

(Schluss folgt.)

## JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu  
Heidelberg.

---

(Schluss.)

Er knüpft diesen Fall

1) an die Fälle von Ueberwanderung der Eier aus dem Eierstocke einer Seite in das Uterushorn der andern Seite bei Thieren *Uterus bicornis*, wie sie von Bischoff beim Hunde, Rehe und Meerschweinchen nachgewiesen wurde;

2) an den Fall von Ueberwanderung des menschlichen Eies aus dem Eierstocke einer Seite in ein rudimentär entwickeltes Uterushorn der andern, wie ihn Scanzoni beschrieben hat;

3) an einen Fall, beobachtet von Drejer und Eschricht in Kopenhagen, welcher dem von Kussmaul in allen wesentlichen Stücken analog ist;

4) an die Beobachtungen über Sitz der Placenta auf der einen Seite der Gebärmutter, während der gelbe Körper im Eierstocke der andern gefunden wird (Lange, Virchow und K. selbst).

5) Er erwähnt des wunderlichen Falles von Oldham und Wharton Jones, wo das Ei wahrscheinlich unmittelbar aus dem Eierstocke in den mit ihm verwachsenen Eileiter der andern Seite eintrat, innerhalb der Gebärmutterwandungen sich entwickelte und durch Ruptur des Fruchtsackes zum Tode führte.

Bemerkenswerth sind die heftigen Mutterkolik- und allgemeinen Krampfanfälle, woran die Frauen in den Fällen von K. und Drejer und Eschricht regelmässig während der Menstruation litten.

Schliesslich verbreitet sich Redner über die Kräfte, welche bei der Bewegung des Eies durch Eileiter und Gebärmutter in's Spiel kommen. Seine Ansicht läuft darauf hinaus, dass die Flimmerbewegung wohl nur für die Einleitung des Eies von den Franzen des Eileiters in den eigentlichen Eigang von Bedeutung sei, dass dagegen die Wanderungen des Eies innerhalb des Kanals der Muttertrompete und quer durch die Gebärmutter hindurch wesentlich durch Muskelkraft bewerkstelligt werden. Er führt näher aus, wie er sich das Zustandekommen der Ueberwanderung im vorliegenden Falle durch Gebärmutterkrampf und antiperistaltische Bewegung der *pars uterina tubae* vorstelle.

42. Mineralogische Mittheilungen des Herrn Prof.  
Blum am 8. Februar 1858.

Prof. Blum spricht über Krystalle von Granat und Bleiglanz. Das Innere aus Kalkspath besteht. Die Formen des ersteren sind scharf und deutlich ausgebildet, Rauten-Dodekaeder mit Trapezflächen, bald das eine, bald das andere vorherrschend, glatt und glänzend; aber sie bestehen nur aus einer etwa ein bis zwei Linien dicken Rinde, welche oft noch dünner, häufig nur papierdünn ist, während das Innere nur mit Kalkspath, der meistens ein Individuum bildet, wie die durchgehende Spaltbarkeit zeigt, oder mit einem Kern von Kalkspath und Granatkörnern, denen sich noch Epithermale Theilchen beigesellen, erfüllt ist. Kleinere Krystalle sind in der Regel nur mit Kalkspath erfüllt und die papierdünnen Hüllen sind nach Innen so glatt, dass wenn man die Rinde vorsichtig hinwegnimmt, der Kalkspath nun die Form des Granats zeigt. Größere Krystalle mit einem inneren Gemenge, sind nicht so eben und sind nach Innen gebildet. Reuss beschrieb zuerst diese Krystalle in Arendal in Norwegen, in neuerer Zeit sind sie auch zu Auerbach an der Bergstrasse vorgekommen. — Eine ähnliche Erscheinung findet man auch beim Bleiglanz von Neudorf am Harz beobachtet. Er bildet eine ganz dünne Lage von Bleiglanz, die an einzelnen Stellen beinahe schaumartig ist, die Form desselben, während das Innere ebenfalls aus Kalkspath besteht. Eine pseudomorphe Bildung kann an beiden Fällen wohl nicht angenommen werden, vielmehr scheint eine gleichzeitige Entstehung hier stattgefunden zu haben.

43. Chemische Mittheilungen des Herrn Dr. Kekulé  
am 8. Februar 1858.

1) Bildung von Acetamid.

Die Amide der einbasischen Säuren sind seither nur durch die Wirkung der Aether dieser Säuren auf Ammoniak oder durch die Wirkung der Chloride der Säureradikale auf kohlensaures Ammoniak erhalten worden. Dr. Kündig hat nun in Kekulé's Laboratorium gefunden, dass die Ammoniaksalze der fetten Säuren beim Destilliren unter Wasserverlust das zugehörige Amid liefern und zwar in solcher Menge, dass diese Reaction als Methode der Darstellung der Amide benutzt werden kann. Käufliches Essigsäurehydrat mit Ammoniakgas gesättigt und destillirt lieferte ein Viertel des angewandten Eisessigs als Acetamid. Aus buttersaurem Ammoniak wurde auf dieselbe Weise Butyramid erhalten.

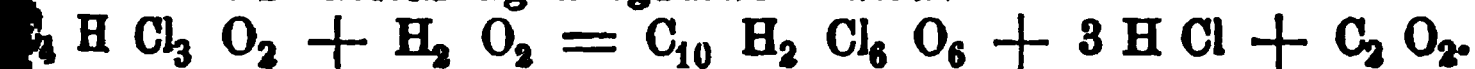
Eine Bestimmung des Siedpunktes der Acetamids gab nahezu dieselbe Zahl, die von Dumas etc. schon beobachtet worden (221°),

lich 222°; während verschiedene neuere Autoren denselben ähnlich zu 121° angeben.

## 2) Chloralid.

Einige Versuche über Chloral, deren Resultat K. später mittheilen will, boten Gelegenheit die Bildung des von Städeler entdeckten Zersetzungsproduktes dieses Körpers, des Chloralids genauer zu verfolgen und durch die Analyse die von Städeler für das Chloral aufgestellte, seitdem von Gmelin und von Gerhardt umgeänderte Formel zu bestätigen.

Das Chloralid kann mit Leichtigkeit in grossen, wohlausgebildeten Krystallen erhalten werden; es besitzt alle von Städeler angegebenen Eigenschaften; die Analyse führte zu der Formel:  $C_{10} H_2 Cl_6 O_6$ ; bei seiner Entstehung aus Chloral durch Einwirkung der Schwefelsäure, findet, was seither übersehen wurde, eine reichliche Entwicklung von Kohlenoxydgas statt, so dass seine Bildung durch die Gleichung ausgedrückt wird:



## 3) Bildung von Glycolsäure aus Essigsäure.

R. Hoffmann beobachtete bei seiner vor einiger Zeit in K.'s Laboratorium ausgeführten Untersuchung über die Monochloressigsäure eine eigenthümliche Zersetzung der monochloressigsäuren Salze, welcher, ohne dass die Bildung eines dritten Produktes beobachtet wurde, Chlormetall und eine Säure gebildet wird. Hoffmann kam über die Natur dieser Säure nicht zu bestimmten Resultaten, schloss aber die Vermuthung aus, dass es Glycolsäure sein möge. Die theoretische Wichtigkeit dieser Bildung einer Säure mit zweiatomigem Radikal aus einer einbasischen Säure gab Veranlassung zur Anstellung neuer Versuche, durch welche die von Hoffmann ausgesprochene Vermuthung sich bestätigte.

K. hebt zunächst hervor, warum er diese Zersetzung für theoretisch besonders interessant hält.

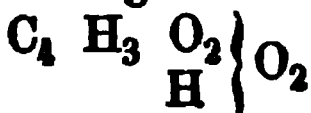
Alkohol.



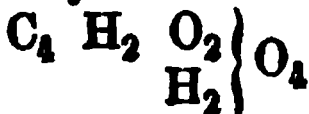
Glycol.



Essigsäure.



Glycolsäure.



Aus den einatomigen Alkoholen hat Wurtz vor kurzem eine merkwürdige Körpergruppe, die „Glycole“ erhalten. Jedem Alkohol entspricht ein Glycol; das einatomige Radikal des Alkohols wird durch Verlust von einem Atom Wasserstoff zu dem zweiatomigen Radikal des Glycols. Jedem Alkohol entspricht ferner eine Säure (z. B. Essigsäure), die demselben Typus  $H_2 O_2$  zugehört und nur an der

Stelle von  $H_2$  im Radikal  $O_2$  enthält, und die durch Oxydation dem zugehörigen Alkohol erhalten werden kann. Ebenso entspricht jedem Glycol eine zweibasische Säure, bei deren Bildung ebenfalls zwei Atome  $H$  des Radikals durch  $O$  ersetzt werden; und in der That hat Wurtz gezeigt, dass aus dem Glycol durch Oxydation Glycolsäure, aus dem nächst höheren Glied der homologen Reihe, dem Propylglycol  $C_6 \begin{smallmatrix} H_6 \\ H_2 \end{smallmatrix} \left\{ O_4 \right.$  dagegen Milchsäure  $C_6 \begin{smallmatrix} H_4 \\ H_2 \end{smallmatrix} \left\{ O_2 \right. \left. \right\} O_4$  erhalten wird. Aus den einatomigen Alkoholen lassen sich also zweiatomige Glycole erhalten; durch Oxydation entstehen aus beiden Säuren; die neue Bildung der Glycolsäure aus Essigsäure zeigt nun für die Säuregruppen dasselbe was von Wurtz für die 2 Klassen von Alkoholen dargethan wurde.

Dabei ist die Reaction noch desshalb besonders interessant, weil der Uebergang des einatomigen Radikals der Essigsäure in das zweiatomige Radikal der Glycolsäure sich vollständig verfolgen lässt, weil man deutlich sieht, dass dieser Uebergang durch Austritt von Chlors, also durch indirekten Austritt von 1 Atom Wasserstoff, erfolgt.

Nimmt man nun, wie es diesen Beziehungen nach geschehen muss, die Formeln der Glycolsäure und der Milchsäure halb so genau an als es seither geschah, so erscheinen diese Säuren homolog der Kohlensäure. Die seither als Amide (der mit doppelter Formel geschriebenen Säuren), betrachteten Körper: Glycocoll, Alanin etc. erscheinen als Aminsäuren; die s. g. sauren Salze der Milchsäure werden zu übersauren, entsprechend den sauren Salzen der Essigsäure und dem vierfach sauren oxalsauren Kali. Dass die Glycolsäure bei der Formel  $C_4 \begin{smallmatrix} H_2 \\ H_2 \end{smallmatrix} \left\{ O_2 \right. \left. \right\} O_4$  zwei Atome Wasserstoff innerhalb des Radikals enthält, zeigt die Existenz der Benzoglycolsäure auffallend ist nur, dass von den zwei Wasserstoffatomen nur eines durch Metalle vertretbar ist, während bei der homologen Kohlensäure die zwei Wasserstoffatome mit gleicher Leichtigkeit durch Metalle ersetzt werden; K. verspricht demnächst eine Ansicht über die Molecularconstitution der chem. Verbindung mitzutheilen, aus welcher sich diese Verschiedenheit der so nahestehenden und derselben homologen Reihe zugehörigen Substanzen herleiten lässt.

Die neue Bildung der Glycolsäure gibt ausserdem einen weiteren experimentellen Anhaltspunkt für die Systematik der organischen Verbindungen, welche K. seit längerer Zeit in seinen Vorlesungen benutzt und deren leitende Idee er durch das folgende Schema darstellt:

	Gruppe 1	Gruppe 2
Einatomige Radikale.	$C_2 H_3$	$C_2 H O_2$
	$C_4 H_5$	$C_4 H_3 O_2$
	$C_6 H_7$	$C_6 H_5 O_2$

	Gruppe 3	Gruppe 4	Gruppe 5
Zweiatomige Radikale.	$C_2 H_2$ $C_4 H_4$ $C_6 H_6$ $C_8 H_8$	$C_2 O_2$ $C_4 H_2 O_2$ $C_6 H_4 O_2$ —	— $C_4 O_4$ — $C_8 H_4 O_4$
Dreiatomige Radikale (auch einatomig).	Gruppe 6 $C_2 H$ $C_4 H_3$ $C_6 H_5$	Gruppe 7. — $C_4 H O_2$ $C_6 H_3 O_2$	

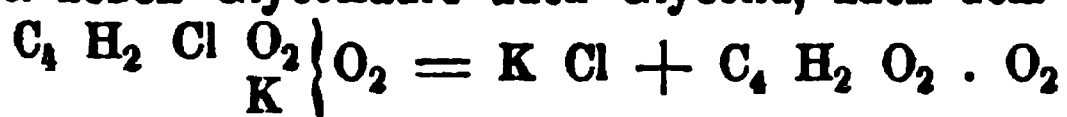
Die Art der Systematik ist aus dem Vorhergehenden verständlich: aus den einatomigen Radikalen entstehen durch Verlust von H zweiatomige, durch weiteren Austritt von Wasserstoff die dreiatomigen Radikale; andererseits werden durch Eintritt von Sauerstoff an die Stelle von Wasserstoff in das Radikal saure Radikale erzeugt.

Die Gruppe 1 umfasst die Alkohole und alle Abkömmlinge derselben.

Gruppe 2. Die fetten Säuren.

- „ 3. Homologe des Elays, Glycole etc.
- „ 4. Kohlensäure, Glycolsäure, Milchsäure etc.
- „ 5. Oxalsäure, Bernsteinsäure etc.
- „ 6. Chloroform, Glycerin u. s. f. und ferner Allylalkohol etc.
- „ 7. Acrolein, Acrylsäure etc.

Der Uebergang der Monochloressigsäure in Glycolsäure erfolgt mit ausnehmender Leichtigkeit beim Erhitzen der monochloressigsäuren Salze. Krystallisirtes und lufttrocknes monochloressigsäures Kali gibt dabei neben Glycolsäure auch Glycolid, nach dem Schema:

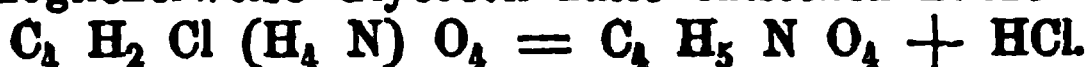


aber es entsteht stets Glycolsäure in überwiegender Menge, weil das Kalisalz schon Zersetzung erleidet ehe es sein Krystallwasser verloren hat. Am zweckmässigsten erhitzt man eine concentrirte wässrige Lösung des monochloressigsäuren Kalis in einem verschlossenen Apparat auf etwa  $120^0$ , dampft zur Trockne ein und extrahirt mit einem Gemenge von Alkohol und Aether. Beim Verdunsten dieser Lösung bleibt die Glycolsäure als unkrystallisirbare Masse; scheidet man sie dagegen aus dem Silbersalz mit Schwefelwasserstoff oder aus dem Kalksalz mit Schwefelsäure ab, so wird sie mit Leichtigkeit krystallisirt erhalten. Von den Salzen der Glycolsäure wurde das Kalksalz und das Silbersalz der Analyse unterworfen und ausserdem das Barytsalz und Bleisalz dargestellt. Aus den beobachteten Eigenschaften dieser Verbindungen zieht K. den Schluss, dass alle von früheren Beobachtern (Socoloff, Strecker, Cloëz, Dessaignes, Debus, Wurtz) durch andre Reactionen dargestellten Glycolsäuren identisch sind, und dass es nicht, wie von anderer Seite vermuthet wurde, zwei Modifikationen dieser Säure gibt.



Das monochloressigsäure Ammonik zerfällt genau wie das Liasalz, es liefert Salmiak und Glycolsäure:

$C_4 H_2 Cl (H_4 N) O_4 + H_2 O_2 = C_4 H_4 O_6 + N H_4 Cl$   
während möglicherweise Glycocoll hätte entstehen können:



Die aromatischen Säuren scheinen ein abweichendes Verhalten zu zeigen; wenigstens konnte durch Erhitzen von monochlorbenzoesäurem Kali keine Oxybenzoesäure erhalten werden.

44. „Beiträge zur Fauna und Flora der bituminösen Trias-Schiefer von Raibl in Kärnthen“, von Herrn Prof. H. G. Bronn am 1. März 1858.

Die Untersuchung der Alpen hat uns mit einem Gliede der Trias-Formation bekannt gemacht, welches bis jetzt noch in keiner andern Gegend einen Stellvertreter hat. Während der Muschelbildung in ganz Europa zusammengenommen kaum einige Dutzend Organismen-Arten dargeboten, lieferten die Kalk-Schichten von St. Cassian in Tyrol deren gegen 800 Arten, von welchen kaum drei oder vier bis dahin auch in andern Oertlichkeiten vorgekommen waren. Die Untersuchungen der Geologen der österreichischen Reichsanstalt haben denselben nach v. Hauers Zusammenstellung ihren Platz an der oberen Grenze der Trias in Berührung mit den untersten Lias-Gliedern, den Gervillia- und Kössener-Schichten angewiesen. Dazu kommen nun die Raibler-Schichten, theils Kalke und theils dunkle bituminöse Schiefer mit wenigen organischen Resten, unter welchen doch einige (7) mit denen der Cassianer-Schichten, zumal wie sie sie kürzlich in Bayern aufgefunden, übereinstimmen und im Allgemeinen genügen, um die Raibler-Schichten als ein Aequivalent dieser letzten, wenn auch als eine abweichende Facies derselben zu erweisen. Aber diese Reste, deren v. Hauer in seiner jüngsten Arbeit 16 Arten im Ganzen nachgewiesen, rühren alle aus den Kalken her und beschränken sich auf Konchylien und zwei Cidariten. Aus den Schiefen, deren Lagerungs-Beziehungen zu den Kalken keineswegs sehr klar sind, hatte man einige Fische, Krebse und Vokzartartige Pflanzen angedeutet; näher beschrieben und bestimmt sind solche aber bis jetzt nicht gewesen. Diese in grösserer Zahl zur Vollständigkeit kennen zu lernen bot sich eine Gelegenheit auf dem Heidelberger Mineralien-Comptoir, wohin sie durch die Bemühungen des Herrn Lommel gelangt waren.

Diese fossilen Reste bieten nun ein doppeltes Interesse dar, ein geologisches, in so ferne sie uns mit der Fisch- und Krustern-Fauna und der Flora einer Formation bekannt machen, welche aus diesen Klassen bis jetzt noch wenige Ueberreste dargeboten hat, und welche zur verlässigeren Bestimmung der Formation beitragen können, — und ein geologisch-botanisches, indem diese Reste eine

Lücke in der geologischen Organismen-Entwicklung ausfüllen und uns mit einer Anzahl neuer Sippen-Formen bekannt machen.

Die Fische sind homocerke Ganoiden und tragen mehr einen jurassischen als triasischen Charakter. Es sind *Belonorhynchus striolatus*, von der jurassischen Sippe *Belonostomus* hauptsächlich nur durch die sehr schwache, ja bis auf vier kleine Schuppen-Reihen ganz mangelnde Beschuppung unterschieden; *Pholidopleurus typus* durch die gürtelförmige fast an *Julus* erinnernde Beschuppung ausgezeichnet; *Thoracopterus Niederristi* mit ebenfalls etwas gürtelartigen Schuppen und mächtigen Brustflossen, und ein noch unbestimmter Ganoide. Die neuen Genera werden auf folgende Weise charakterisirt.

*Belonorhynchus*: Corpus gracile teretiusculum molle. Caput obclavatum, antice in mandibulam et maxillam subaequales styliformes acutas elongatum. Dentes tennes subaequales. Vertebrae breves. Pinnae numero completae parvae molles; dorsalis et analis in cauda sibi invicem oppositae triangulares breves; caudalis aequiloba. Squamae obsolete: seriebus quatuor exceptis angustissimis; series dorsalis et ventralis simplices e squamulis duriusculis linearibus contiguis, posterioribus imbricatis et caudae extremitatem versus dilatatis carinatis; linea utraque lateralis squamulis (? geminatis) contiguis tenuissimis notata.

*Pholidopleurus*: Corpus parum elevatum, antice parallelum, postice elongato-cuneatum. Caput breve obtusiusculum. Dentes .... Vertebrae breves. Pinnae numero completae molles, radiis tenuibus densissimis, primis pinnarum verticalium longitudine crescentibus; dorsalis et analis forma aequales, primum elevatae acutae, posteriorum humiles fere ad caudalem usque elongatae, sibi invicem suboppositae; dorsalis remotior (ventrales subdubiae); caudalis aequiloba. Squamae in cingulis verticalibus angustis dispositae, utrinque media cinguli cujusque altissima, reliquis mediocribus, dorsi rhombeis, ventris subrectangularibus altitudine deorsum decrescentibus.

*Thoracopterus*: Corpus robustum fusiformi cuneatum. (Dentes ignoti.) Pinnae numero completae? (ventrales tamen ignotae); pectorales (utrinque approximatae?) praelongae; dorsalis et analis in cauda remotae oppositae; caudalis emarginata aequaliter biloba, marginibus (an superiore solo?) ad mediam usque longitudinem squamularum serie obsessis. Squamae ganoideae magnae crassae quadrilaterae, cingula circa corpus formantes, in trunco subrectangulae et mediae quater vel quinquies altiores quam latiores, in cauda minores rhombeae.

Von Krustern liegen drei langschwänzige Dekapoden vor aus Geschlechtern, welche Graf Münster zuerst für Ueberreste in den Solnhofener Schieferen aufgestellt hat, mithin ebenfalls von jurassischem Charakter. Sie sind als neue Arten mit den Namen *Bolina Raiblana*, *Aeger crassipes* und *Bombur Aonis* bestimmt worden.

Von sonstigen Thier-Resten kommen nur zwei unvollständige

Abdrücke vor, welche an die Mündungs-Theile der Belemniten-Scheiden erinnern; dann der Ammonites Aonis der St. Cassianer Schichten, doch in zusammengedrückter Form, wie er anfangs als *A. cordatus* und *A. margaritatus* verwechselt worden, und eine bestimmbare *Trochus* oder *Pleurotomaria*-Art.

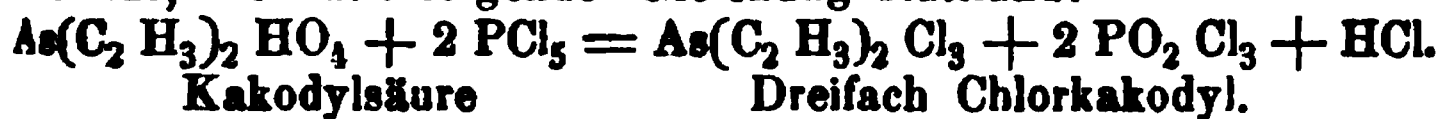
Was die Pflanzen betrifft, so sind sie als *Noeggerathia Vogesiaca*, als 1—2 unbestimmte Monokotyledonen-Geschlechter, als *Phylladelphia* (n. g.) *strigata*, *Voltzia heterophylla* Brgn., *Pterophyllum minus* Brgn., *Taeniopteris marantacea* Presl und eine unbestimmte Farn Sippe unterschieden worden. *Noeggerathia Vogesiaca* begreift die von Schimper und Mougeot als *Yuccites Vogesiacus* u. *Y. debilis* bezeichneten Pflanzen-Reste der Buntsandsteine der Vogesen, sich und liegt in einigen schönen Exemplaren vor. Das wichtigste darunter ist ein langer Blatt-Stiel, welcher durch longitudinales Aufspalten grosser keilförmiger und am Ende einfach abgerundeter ganzrandiger Blätter zwischen den geraden und fächerständigen Ähren aber scharfen Blatt-Nervchen entstandene Büschel von Blatt-Schlitztrügeln trägt. — Die bis jetzt bekannten *Noeggerathia* Arten, ein Dutzend ungefähr gehören alle paläolithischen Formationen an von der Grauwacke-Sandsteinen bis zum Kupfer-Sandstein der Zechstein-Formation. Mit dem Namen *Phylladelphia* werden ovale, spitze, meist längsfaltig als gerippt aussehende Blätter bezeichnet, die zu dreien beisammenstehen. Einer der unbestimmten Pflanzen-Theile ist ebenfalls blattförmig; doch bleibt es noch unentschieden, ob dieses Blatt-Organ dem Stengel, der Blüthe oder der Frucht angehört. *Voltzia heterophylla* begreift auch hier all' die manchfaltigen Blatt-Formen wie im Elsass in sich, daher es ebenso schwer werden würde noch weitere Art-Grenzen zwischen denselben zu ziehen, als es bedenklich erscheinen mag, sie in eine Art zu vereinigen. Unter diesen verschiedenen Pflanzen-Resten sind also 2 (*Noeggerathia* und *Voltzia*) bereits aus dem Buntsandsteine, 1 (*Taeniopteris*) aus dem Lettenkohle- und untersten Keuper-Sandsteinen und 1 (*Pterophyllum*) aus den untersten Schichten des Lias-Sandsteines in dem Grossschalken bekannt, vier sind neu oder unbestimmbar. Im übrigen ist *Noeggerathia* eine wesentlich paläolithische Sippe. Es bethätigt sich auch mit auch hier jene Vermischung der organischen Charaktere, welche im Flötz-Gebirge der Alpen so gewöhnlich erscheint, stellt sich aber doch der triasische Charakter im Ganzen unzweifelhaft heraus. Liegen diese Thier- und Pflanzen-Reste wirklich in einerlei Schichten beisammen?

45. Vortrag des Herrn Adolf Baeyer (eines Gastes des Vereins) „über die Arsen-Methyl Verbindungen am 1. März 1858.

Der Vortragende wies zunächst darauf hin, dass man bei der Betrachtung der arsenhaltigen organischen Verbindungen in der neueren

Zeit vorzugsweise diejenigen Beziehungen derselben ins Auge gefasst, die mit der Stickstoffgruppe in nahem Zusammenhange stehen, und dabei die andern durch die individuelle Verschiedenheit des Arsens bedingten mehr oder weniger vernachlässigt hat. Als Aufgabe hatte sich derselbe gestellt, diese Lücke auszufüllen und grade die Verbindungen des Arsens zu studiren, von denen man keine entsprechenden beim Stickstoffe kennt.

Zum Ausgangspunkte der Untersuchung war das Kakodyl gewählt worden, da dieses von allen arsenhaltigen Substanzen dem Systeme am meisten Schwierigkeiten bereitet hatte. Man ging dabei von der Einwirkung des Fünffach-Chlorphosphors auf Kakodylsäure aus, die nach folgender Gleichung stattfand:



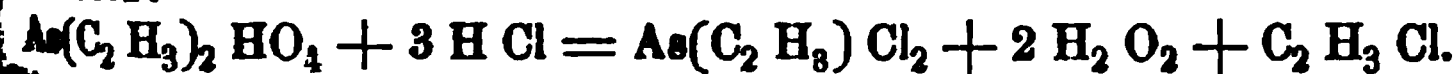
Das so gebildete Dreifach Chlorkakodyl, das auch durch direkte Einwirkung von Chlor auf Chlorkakodyl erhalten werden kann, ist eine farblose, aus Aether in Säulen krystallisirende Substanz, die sich durch Erhitzen in Methylchlorür und Arsenmonomethylchlorid



spaltet und durch Feuchtigkeit in basisches Kakodylsuperchlorid verwandelt wird. Die Bildung des Dreifach-Chlorkakodyls aus Kakodylsäure und des basischen Kakodylsuperchlorids aus jenem erlaubte nun einige Schlüsse über die Natur der Kakodylsäure zu machen. Da nämlich der Fünffach-Chlorphosphor immer nur den Sauerstoff des Typus durch Chlor zu ersetzen im Stande ist, so musste die Kakodylsäure die Formel



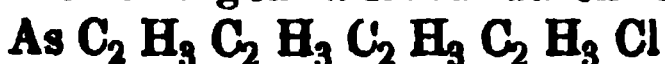
erhalten, wodurch sie mit der Metaphosphorsäure, und das Phosphoroxychlorid mit dem Dreifach-Chlorkakodyl vergleichbar wurde. Das basische Kakodylsuperchlorid musste bei dieser Betrachtungsweise als einem intermediären Typus angehörig angesehen werden und fand in dem Monochlorhydrin Berthelot's sein Analogon. Eine dem Dichlorhydrin entsprechende Verbindung konnte nicht erhalten werden, es entstand nämlich bei fortgesetzter Einwirkung von Chlorwasserstoffsäure auf Kakodylsäure das schon früher erwähnte Zersetzungsprodukt des Dreifach-Chlorkakodyls, das Arsenmonomethylchlorid:



Dieses Chlorid besitzt merkwürdiger Weise denselben Siedepunkt wie das Chlorarsen und übt eine furchtbare Wirkung auf die Schleimhäute aus. Mit Chlor verbindet es sich, ebenso wie das Chlorkakodyl, und bildet das Arsenmonomethyltetrachlorid. Diese letztere Substanz kann aber nur in einem Kältegemisch bestehen und zerlegt sich schon in der Nähe des Gefrierpunkts in Methylchlorür und Chlorarsen. Brom gibt eine entsprechende Reihe von Reactionen.

Die Reihenfolge von Processen, die es möglich gemacht hatte,

von Chlorkakodyl bis zum Chlorarsen hinabzusteigen und ein Methyl nach dem andern durch Chlor zu ersetzen, liess sich nun auch den höher methylierten Verbindungen des Arsens hinaufverfolgen. Diese Beziehungen wurden durch folgende Tabelle veranschaulicht:



Der Vortragende glaubte, dass dieselbe Reihe sich auch den andern Elementen der Stickstoffgruppe, dem Antimon, Wismuth und Phosphor würde nachweisen lassen und äusserte nur ein Zweifel in Bezug auf den Stickstoff, da dies Element nur eine Verwandtschaft zum Chlor besitzt.

Diejenigen Arsenverbindungen, die in der Tabelle zusammengestellt sind, und die als Ausgangspunkt für alle Arsenmethylverbindungen angesehen werden können, zerfallen nun offenbar in zwei Gruppen. Die eine entspricht dem Typus Ammoniak und die andere dem des Chlorammonium. Auch in den physikalischen Eigenschaften und in den Reactionen, die die aufeinanderfolgenden Verbindungen auseinander entstehen lassen, zeigt sich diese Uebereinstimmung auf's deutlichste ausgeprägt.

Im weiteren Verlaufe wurde darauf aufmerksam gemacht, dass ähnliche Reihen auch in dem übrigen Bereiche der organischen Chemie bekannt sind. Das ölbildende Gas zeigt z. B. auch ein ganz ähnliches Verhalten zum Chlor, und man kann in demselben das abwechselnde Einwirkung des letzteren und von weingeistigem Wasser ebenso 1 Atom Wasserstoff nach dem andern durch Chlor ersetzt werden, wie dies bei den Arsenverbindungen mit dem Methyl geschah. Die Betrachtung dieser Reihen wurde als ein wesentliches Förderungsmittel der theoretischen Ansichten über die organischen Elemente erkannt, indem dadurch die Beziehungen nicht homologer Radikale zu einander aufgeklärt werden. Es wurde speciell an der Arsenreihe gezeigt, dass ein jedes Glied derselben bei der Einwirkung auf Körper von anderem Typus und contrastirenden Eigenschaften Gruppen von Verbindungen erzeugt, welche Radikale enthalten, deren Basicität ausgedrückt wird durch die Anzahl von Chloratomen, die in der Stammreihe mit denselben verbunden waren. Demgemäss liessen sich vom Arsentetramethylumchlorid Verbindungen ableiten, in denen das Arsentetramethylum einen Wasserstoff vertritt, während das Arsentrimethyl sich immer wie ein zweibasisches Radikal verhält. Das Kakodyl im Chlorkakodyl ist wieder einbasisch, dagegen enthalten die vom Dreifach-Chlorkakodyl abgeleiteten Substanzen, wie oben gezeigt worden, dasselbe Radikal an der Stelle

von drei Wasserstoff. Um diese Regelmässigkeit durchgängig nachzuweisen, blieb nur noch übrig zu zeigen, dass die aus dem Arsenmonomethylbichlorid darstellbaren Körper das Monomethyl als zweibasiches Radikal enthalten, und dass es Verbindungen gibt in denen dieselbe Atomgruppe vierbasisch auftritt. Als Beweis hierfür wurde eine Anzahl von Arsenmonomethylverbindungen beschrieben und vorgezeigt. Alle vom Bichloride sich herleitenden Substanzen enthalten wirklich 2 At. Schwefel, Sauerstoff oder Jod auf 1 At. Arsen, und die Arsenmonomethylsäure kann als eine Verbindung des vierbasischen Radikals Arsenmonomethyl angesehen werden. Die mitgetheilten Versuche sind in dem Laboratorium des Privatdocenten Dr. Kekulé ausgeführt worden. —

46. Vortrag von Herrn Dr. H. Meidinger „über das elektromotorische Verhalten der den galvanischen Strom leitenden Schwefelmetalle und Metalloxyde“ am 8. März 1858.

Die Bunsen'sche Kohle, mit Zink in verdünnter Schwefelsäure in einer elektrischen Kette combinirt, wie sie jetzt vielfach zum Betrieb der Telegraphen angewendet wird, gibt bekanntlich beim ersten Gebrauch zu einer lästigen, längern Zeit andauernden Schwefelwasserstoffentwicklung Veranlassung. Böttger erwähnte diese Erscheinung zum erstenmale, ohne sie jedoch zu erklären. Seine Vorschrift, die Kohle vorher mit Salpetersäure zu tränken, erweist sich für die Dauer nicht ausreichend, die Schwefelwasserstoffentwicklung zu unterdrücken. Selbst eine Kohle, die Jahre lang als Elektromotor der constanten Batterie in Salpetersäure gedient hatte, verhielt sich in der unconstanten Kette nach einiger Zeit in ähnlicher Weise. Der Geruch nach dem Gase verschwindet bald, wenn die Kette geöffnet bleibt. — Da weder der Gasretortengraphit, noch stark geglühte Holzkohle, sondern bloss die aus den Steinkohlen dargestellte Batteriekohle, sowie gewöhnliche Kohks die Erscheinung zeigten, so wurde dieselbe einer Beimischung der Kohle von  $\text{Fe}_7\text{S}_8$  zugeschrieben, welches beim Glühen der Steinkohle durch Zersetzung des in ihr stets enthaltenen Schwefelkieses,  $\text{FeS}_2$  sich bildet. Für sich untersucht, zeigte das durch Glühen des Schwefelkieses, sowie das durch Zusammenschmelzen von Eisen und Schwefel künstlich dargestellte  $\text{Fe}_7\text{S}_8$  eine Unzersetzbarkeit durch concentrirte Salpetersäuren, wahrscheinlich in Folge eines ähnlichen passiven Zustandes (d. h. Oberflächenveränderung), welchen das reine Eisen in dieser Flüssigkeit annimmt; — die Schwefelkiese werden alle durch Salpetersäure zersetzt.

Verdünnte Schwefelsäure, Salzsäure etc. entwickeln zwar für sich schon Schwefelwasserstoff aus jenem  $\text{Fe}_7\text{S}_8$ , wesshalb seine Verwendung zu diesem Zweck in den Laboratorien, aber nicht in Verbindung mit der negativeren Kohle oder als  $+$  Pol einer elektri-



schen Kette. Als ziemlich guter Leiter der Elektricität tritt es nämlich selbstthätig als Elektromotor auf und umhüllt sich dabei einer Sauerstoffatmosphäre, die es vor dem Angriff der Säure schützt. Aus diesem Grund wird die Verbindung nicht zersetzt, so lange die Kohle für sich in Schwefelsäure etc. getaucht ist. Wird hingegen der Wasserstoff gezwungen, sich an dem Schwefeleisen abzuscheiden, durch Berührung desselben mit dem positiveren Zink, wird es, in Folge einer Vereinigung des Wasserstoffs mit dem 8. At. Schwefel, in noch erhöhterem Grade durch die Säure angegriffen. Es zeigt sich dies besonders schön, wenn man das natürliche  $\text{Fe}_7\text{S}_8$  den Magnetkies, welcher durch verdünnte Säuren nicht angegriffen wird, mit Zink combinirt; unter höchst intensiver Schwefelwasserstoffentwicklung wird er dann schnell gelöst, ohne Schwefel auszuscheiden, was beim Auflösen des künstlichen  $\text{Fe}_7\text{S}_8$  in Säuren immer der Fall ist. Die lästige Schwefelwasserstoffentwicklung beim Gebrauch der Batterie lässt sich nur durch vollkommene Zerstörung des Schwefeleisens mittelst längeren Kochens der Kohle in einer Mischung von Salpetersäure und Schwefelsäure vermeiden, oder durch Füllen der Batterie mit Essigsäure und etwas Zinkvitriol, statt verdünnter Schwefelsäure. Das Schwefeleisen wird auch hier zersetzt, der Schwefelwasserstoff bildet aber alsbald mit dem Zinksalz das in Essigsäure unlösliche Schwefelzink. — Der Widerstand in der Batterie ist hierbei zwar grösser, die elektromotorische Kraft aber dieselbe.

Es wurden auch noch andere Schwefelmetalle auf ihr Verhalten als — Pole einer Kette untersucht. Von den Doppelschwefeleisenverbindungen ergaben sich der krystallisirte Schwefelkies, sowie nierenförmige Wasser- oder Strahlkies als schwache Leiter des Stroms, aber weder der derbe Schwefelkies noch der krystallisirte Strahlkies. Erstere beiden werden ebenfalls, jedoch langsam und unter schwacher Schwefelwasserstoffentwicklung durch den elektrolytischen Wasserstoff reducirt. — Aehnlich verhalten sich die natürlichen Schwefelkupferverbindungen, die alle ziemlich gute Leiter des Stroms sind, sie werden jedoch vollständig zu Kupfer reducirt; ebenso Bleiglanz zu metallischem Blei, welches bis zu einer gewissen Tiefe die Oberfläche des Minerals bedeckt; in ähnlicher Weise schliesslich alle Metalle, die aus ihren sauren Lösungen durch Schwefelwasserstoff gefällt werden.

Es schien hiernach wahrscheinlich, dass auch die den Strom leitenden Metalloxyde von dem elektrolytischen Wasserstoff reducirt würden. Von Bleihyperoxyd hatte schon früher *De la Rive* gezeigt, dass es sich mit Zink in verdünnter Schwefelsäure verbindet, unter Erzeugung eines sehr starken Stroms in metallisches Blei verwandelt. Vom Braunstein und Magneteisenstein, die ebenfalls den Strom leiten, ersterer jedoch nur in sehr geringem Grade, war es bis jetzt noch nicht erwiesen. Die Versuche ergaben, dass der Magneteisenstein nur theilweise den Wasserstoff oxydirt, unter gleichzeitiger Auflösung zu Eisenoxydulsalz, dass hingegen Braunstein allein



Sauerstoff oxydirt unter Bildung von Manganoxydulsalz und Hinzufügung eines nicht reducirbaren, schwarzen, unlöslichen Rückstandes, der wahrscheinlich Manganoxyd ist. Ein festes Stück reinen Braunsteins, an einer Seite galvanoplastisch mit Kupfer überzogen, eine reine und sichere Verbindung mit dem Leitungsdraht zu herzustellen, gibt so, mit Zink in verdünnter Schwefelsäure, zu der Entstehung eines, der Bunsen'schen Kette an elektromotorischer Kraft völlig gleichen und bis zur Erschöpfung der Säure oder der völligen Auflösung von Zink und Braunstein völlig constanten Stroms Veranlassung. Man könnte damit das Problem einer constanten Kette aus bloss drei Theilen bestehend, 2 festen und Einem gelösten, für gelöst halten.

Diese drei Oxyde, sowie der nierenförmige Wasserkies zeigen ein von den Metallen und den übrigen Schwefelmetallen abweichendes Verhalten, bei höheren Temperaturen bessere Leiter des elektrischen Stroms zu werden; es wird dies schon zwischen 0° und 100° in sehr auffallender Weise bemerklich, wo also von einer elektrolitischen Leitung, resp. Zersetzung, wie es Hittorf von Silber und Kupfersulphür wahrscheinlich gemacht hat, keine Rede sein kann.

Die geringe Leitungsfähigkeit der meisten dieser Substanzen macht es vielleicht, sie bei gewissen wissenschaftlichen Untersuchungen und auch in der Technik anzuwenden, wo es sich zuweilen um momentane Einschaltung eines grossen Leitungswiderstandes handelt, der sonst nur mit Hülfe einer grossen Drahtrolle zu bewerkstelligen ist. Magneteisenstein, der sich durch seine Härte wohl am besten zur Bearbeitung eignet, leitet nach einer ungefähren Schätzung 100mal schlechter als Neusilber. Wasserkies, der sich wohl auch bearbeiten dürfte, leitet noch weit schlechter. Ein kleines Stückchen einer Mineralien von wenigen Linien Länge und etwa einer Linie Breite, an seinen beiden Enden galvanoplastisch mit Kupfer überzogen, um die Zuleitungsdrähte sicher daran befestigen zu können, bietet so einen Leitungswiderstand von mehreren Tausend Fuss Neusilberdraht zu bieten, und ist ohne besondere Auslagen von Jedermann leicht darzustellen.

Vortrag des Herrn Dr. von Holle „über die Formen und den Bau der vegetabilischen Proteinkörper“  
am 8. März 1858.

Die Proteinstoffe\*) zeigen sich im gelösten, schleimigen und mehr oder weniger festen Zustande in den Pflanzenzellen; die festen erscheinen in verschiedenen, zum Theil sehr bestimmten Formen,

---

\*) Ich meine die von den Pflanzenphysiologen als Protein bezeichneten Körper, welche die bekannten microscopischen Reactionen geben.

von denen die meisten bis in die neueste Zeit übersehen wurden. Bezüglich ihrer Formen wusste man nur, dass sie theils in kleinen (eckigen oder runden) Körnchen, theils in häutigen Massen (der Primordialschlauch, der, ausser dem Protein, noch andere Stoffe enthalten scheint), theils in grösseren, gerundeten oder linsenförmigen Körpern (den sog. Zellkernen\*\*), angetroffen werden. Näheres Kenntniss der mannigfaltigen Structurverhältnisse, so wie Formen des festen Proteins der Pflanzenwelt verdanken wir Hartig, der schon 1855, in der botanischen Zeitung (S. 881), dann zum zweiten Male 1856 in demselben Blatte (S. 257. Taf. VIII), und zuletzt am Schluss des vorigen Jahres in einer besonderen Special-Untersuchungen (in seiner Entwicklungsgeschichte des Pflanzenkeims S. 108 ff.) über jene Körper veröffentlichte. Dass die wichtigen Ergebnisse dieser Arbeiten kaum Beachtung fanden, erklärt sich wohl am ersten aus dem in den letzten Jahren mehr und mehr gesteigerten Interesse der Fachbotaniker für die Forschungen auf dem Gebiete der Befruchtungslehre und der Entwicklungsgeschichte.

Durch die Angaben Hartig's, die mir völlig unbekannte, Theile ganz unerhörte Thatsachen zu enthalten schienen, wurde ich zu einigen Untersuchungen, deren Ergebniss ich im Folgenden mittheile, veranlasst. —

In feinen Körnern findet sich das Protein in den verschiedensten Theilen der Pflanze. Erstere erscheinen im wässrigen Zustande in den schleimigen Proteinsubstanzen eingebettet; in Zellen dagegen, deren Inhalt concentrirter ist, berühren sich die Körnchen beliebig oder ganz. Letzteres zeigen u. A. die Sporen mancher Kryptogamen (wie z. B. des *Physoderma gibbosum* Wallr., der *Peronospora devastatrix* Crisp. etc.), die äussere Zellschicht der Getreidekörner. — Dieses Vorkommen des Proteins in feinen, homogenen, ganz bestimmt geformten Körnchen war längst bekannt. Dagegen die grösseren, den Stärkmehlkörnern z. Theil so ähnlichen Proteinkörner, so wie ferner die Proteinkrystalle\*\*\*), vor Hartig durchgängig übersehen. Jene, wie die letzteren, bemerkte Hartig in dem Samen der Gewächse†); dagegen gelang es ihm nicht, sie in den vegetativen Theilen irgend einer Pflanze aufzufinden. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Amylum (sie haben z. Th. die Formen der Stärkmehlkörner, auch deren Farbe) erschienen sie ihm mehlig, was

\*) Es erklärt sich dieses aus der Zerstörung der meisten dieser Formen in Wasser, dem gewöhnlichen microscopischen Befeuchtungsmittel.

\*\*) Es ist zweifelhaft, ob sie ganz aus Protein, oder aus verschiedenen organischen Substanzen bestehen.

\*\*\*) Krystalle eines Körpers, der unter dem Microscope ganz dieselben Reactionen gibt, welche der Zellkern, das Protoplasma oder der Primordialschlauch gewähren.

†) Die Krystalle weniger häufig; die Körner in den meisten Phanerogamen, bei den Monocotyledonen noch zurücktretend.

halb er diese Körner mit dem Namen „Klebermehl“ (Hartig's „Aleuron“) belegte.

Nach Hartig finden sich die Körner in rundlichen, eiförmigen, länglichen, rundlich-eckigen und bisweilen in schnur-stab- oder knochenähnlichen Formen. Ihre Zahl innerhalb der Zelle ist meist beträchtlich. Nicht selten zeigen sich einzelne der Körner bedeutend grösser (Solitaire Hartig's), als die übrigen. Sie sollen von einer doppelten Membran, welche einen amorphen oder krystallinischen Inhalt umgiebt, umschlossen sein. Die Membran reagirt nicht auf Protein; sie wird im Wasser gewöhnlich aufgelöst oder doch zerstört. Der Inhalt ist sehr verschiedenartig. Er besteht entweder aus einer homogenen amorphen Proteinmasse; oder das Protein erfällt in mehreren, meist eckigen Körnern das Innere des Lumens (compartimentirten Proteinkörner); oder es ist amorphes Protein, nebst Krystallen dieser Substanz, oder die letzteren sind allein in der Höhlung abgelagert. Dazu kommen noch verschiedene, theils krystallinische, theils kranz-, knollen- oder kugelförmige Einschlüsse der Körner, die bei vielen Pflanzenarten angetroffen werden. Es scheinen dies mehrere Substanzen zu sein, die sich nach den angeführten Reactionen nicht bestimmen lassen. —

Ich kann die meisten dieser Angaben bezüglich der Samen von Ricinus bestätigen. Die Zellen des inneren weissen Theiles (das Albumen nebst dem Embryo) dieser Samen enthalten, ausser fettem Oel, eine ziemliche Anzahl eiförmiger, den Stärkekörnern äusserst ähnlicher, mit einem kugelförmigen Einschluss (Hartig's Weisskern) an einem Ende versehener Körper. Man bemerkt sie, sobald man Schnitte des Samens in fettem Oel, in Alkohol oder trocken beobachtet. In Wasser zerfliessen die äusseren Theile derselben sogleich; der kugelförmige Einschluss, so wie ein grosser, das Lumen beinahe ganz erfüllender Krystall (erst bei der Lösung der äusseren Theile sichtbar werdend), verändern sich im Wasser nicht. Der im Wasser sich lösende Theil besteht aus einer Membran und einem amorphen, zwischen dieser und dem Krystalle abgelagerten Stoffe. Die erstere bemerkt man während der Behandlung der Körner mit einem Gemisch von Alkohol und Wasser. Der letztere muss vorhanden sein, da ohne ihn die Krystalle schon vor der Zerstörung der Membran sich zeigen müssten. Nach Analogie der Körner in den Samen anderer Gewächse betrachtet ihn Hartig als amorphes, im Wasser lösliches Protein. — Betreffend das Verhalten der Membran gegen Reagentien, so konnte ich ihr Gelbwerden durch Jodtinctur, nicht aber die Röthung derselben im salpetersauren Quecksilberoxyd beobachten. Im letzteren Stoff scheint sie allmählig zu zerfliessen. — Sehr deutliche Reactionen, welche denen der Proteinkörper vollkommen entsprechen, gewähren die Krystalle. Sie werden goldgelb in Jodwasser; ziegelfarben in einer Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd-oxydul, die Salpetersäure enthält; rosenroth bei der Behandlung mit Schwefelsäure und Zuckerwasser. Salpetersäure färbt

sie gelb. In Schwefel- und Essigsäure zerfliessen sie, ebenso Kali. In kochendem Wasser werden sie zuerst gar nicht, bis zum Aufquellen verändert. Nach längerem Kochen in Aether oder Alkohol erscheinen die Contouren der Krystalle weniger scharf und sie zerfallen dann leicht (ohne sich zu lösen). Wenn letztere im Wasser liegen, so kann man sie durch Druck oder Stoss sprengen. Die Fragmente zeigen scharfe Kanten; ihre Farbe weiss, wie die der unversehrten Krystalle. Diese Farbe erhält man, wenn man die ziemlich durchsichtigen Krystalle im polarisirten Licht beobachtet. Demnach scheinen sie dem sphäroedrischen System zu gehören. Ich glaube, nur Tetraeder und Octaeder, meist mit gestumpften Ecken, bemerkt zu haben. — Der weiter oben erwähnte kugelförmige Einschluss erinnert an einen Oeltropfen. Er besteht aus einem eigenthümlichen, durch Reagentien nicht nachzuweisenden Stoffe. In Aether gekocht, zerspringt er durch Druck in scharfkantige Bruchstücke (er scheint auch im Wasser fest zu sein); seine Lösung färbt ihn nicht; salpetersaures Quecksilberoxyd macht ihn aufquellen (ohne ihn zu färben); Essigsäure löst ihn; weder in kochendem Wasser, noch in fetten und ätherischen Oelen verändert er sich. Er adhärirt den Krystallen sehr häufig, wenn man sie isolirt. —

Auch im Endosperm des *Sparganium ramosum* Huds. bemerkt man Krystalle, welche nach Hartig rhomboedrische Formen besitzen. Da sie nicht einzeln, sondern zu mehreren verwachsen vorkommen pflegen, so ist es weniger leicht, ihre Formen zu bestimmen. Ich erlaube mir darüber kein Urtheil. Sie färben sich in Jodwasser goldgelb, in salpetersaurem Quecksilber ziegelroth; lösen sich in Schwefel- und Essigsäure; werden durch kochendes Wasser, Spiritus und Aether nicht verändert. —

Den vegetativen Organen der Gewächse scheinen die erwähnten Körnchen und Krystalle zu mangeln. Doch fand ich Körnchen in den Blattscheiden\*) von *Vallisneria spiralis*, wo sie, in bestimmten Zellen, vermischt mit feinkörnigen Proteinstoffen, abgelagert sind. Sie gleichen Stärkmehlkörnern; lösen sich aber nicht in kochendem Wasser, und verhalten sich gegen Jodwasser, Quecksilberoxyd, wie Zucker und Schwefelsäure, ganz wie Proteinstoffe.

---

\*) Zur Winterszeit beobachtet. Ich hielt die Körnchen ehemals für einen dem Inulin und Amylum verwandten Stoff (vgl. die Bemerkung auf S. 39 dieser Verhandl.).

---

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR

*Cäsar's Gallischer Krieg in den Jahren 58 bis 53 v. Chr. Eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung von Freiherrn August von Göler, Oberst und Flügeladjutant S. K. H. des Grossherzogs Friedrich von Baden. Mit zehn Tafeln. 1858. Verlag von Karl Aue in Stuttgart. (Frans Köhler's Buchhandlung.) VI und 211 S. in gr. 8.*

Schon vor mehreren Jahren ist der Verfasser mit einer ähnlichen Schrift aufgetreten, welche die letzten entscheidenden Kämpfe zwischen Cäsar und Pompejus bei Dyrrhachium und auf den Ebenen von Pharsalus zum Gegenstand der Behandlung sich genommen \*) und diesen Gegenstand auf Grundlage der eigenen Angaben Cäsar's in einer Weise durchgeführt hat, welche dieser Darstellung nicht bloss alle Aufmerksamkeit sondern auch den gerechten Beifall fachkundiger Männer und der sprachkundigen Philologen zugewendet haben, in so fern man dieser Schrift eine nähere Beleuchtung und Erörterung eines eben so wichtigen als vielfach schwierigen Gegenstandes fand, wie eine solche bisher zum wahren Verständniss und zur richtigen Auffassung der Thaten Cäsar's ungern vermisst worden war. Der dadurch hervorgerufene Wunsch, auch die andern Seiten der militärischen Thätigkeit Cäsar's, so weit sie aus den noch vorhandenen Schriften desselben erkennbar sind, in ähnlicher Weise behandelt zu werden, und damit in diese Schriften selbst, die für die Erklärung des Einzelnen manches Schwierige und Dunkle bieten, eine reichere Einsicht zu gewinnen, ist in der vorliegenden Schrift auf die erfreuliche Weise in Erfüllung gegangen: nicht bloss die Männer des Fachs, der militärischen Technik und Strategik werden dadurch, wenn sie eine nähere Einsicht in die Kriegsführung des ersten Feldherrn der alten Welt gewinnen wollen, derselben zuzuwenden haben, sondern fast noch in höherem Grade der gelehrte Forscher des Alterthums, der Erklärer der Commentarien Cäsar's wie selbst der Kritiker, dem es um die Wiederherstellung eines richtigen und lesbaren Textes zu thun ist; am wenigsten wird der gelehrte Schulmann, der mit seinen Schülern Cäsar's Commentarien vom gallischen

\*) Die Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharsalus im Jahre 48 v. Chr. Eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung nach Cäsar's drittem Buche des Bürgerkriegs. Von Freiherrn August v. Göler, Oberst u. s. w. Mit einer Karte und vier Plänen. Karlsruhe. Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung 1854. (S. diese Jahrbücher Jahrgg. 1854. Nr. 26. pag. 401 ff.) Einen Nachtrag dazu bildet: Treffen bei Ruspina, nebst Beleuchtung einiger andern Stellen in Rüstow's Heerwesen und Kriegsführung Cäsar's. Karlsruhe, ebenda selbst 1855. (S. diese Jahrb. Jahrgg. 1856. Nr. 6. pag. 81 ff.)



# JAHRBÜCHER DER LITERATUR

*Cäsar's Gallischer Krieg in den Jahren 58 bis 53 v. Chr. Eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung von Freiherrn August von Göler, Oberst und Flügeladjutant S. K. H. des Grossherzogs Friedrich von Baden. Mit zehn Tafeln. 1858. Verlag von Karl Aue in Stuttgart. (Frans Köhler's Buchhandlung.) VI und 211 S. in gr. 8.*

Schon vor mehreren Jahren ist der Verfasser mit einer ähnlichen Schrift aufgetreten, welche die letzten entscheidenden Kämpfe zwischen Cäsar und Pompejus bei Dyrrhachium und auf den Ebenen von Pharsalus zum Gegenstand der Behandlung sich genommen \*) und diesen Gegenstand auf Grundlage der eigenen Angaben Cäsar's in einer Weise durchgeführt hat, welche dieser Darstellung nicht blos alle Aufmerksamkeit sondern auch den gerechten Beifall fachkundiger Männer wie der sprachkundigen Philologen zugewendet haben, in so fern man in dieser Schrift eine nähere Beleuchtung und Erörterung eines eben so wichtigen als vielfach schwierigen Gegenstandes fand, wie eine solche bisher zum wahren Verständniss und zur richtigen Auffassung der Berichte Cäsar's ungern vermisst worden war. Der dadurch hervorgerufene Wunsch, auch die andern Seiten der militärischen Thätigkeit Cäsar's, so weit sie aus den noch vorhandenen Schriften desselben erkennbar sind, in ähnlicher Weise behandelt zu sehen, und damit in diese Schriften selbst, die für die Erklärung im Einzelnen manches Schwierige und Dunkle bieten, eine richtige Einsicht zu gewinnen, ist in der vorliegenden Schrift auf eine erfreuliche Weise in Erfüllung gegangen: nicht blos die Männer des Fachs, der militärischen Technik und Strategik werden sich, wenn sie eine nähere Einsicht in die Kriegsführung des ersten Feldherrn der alten Welt gewinnen wollen, derselben zuzuwenden haben, sondern fast noch in höherem Grade der gelehrte Forscher des Alterthums, der Erklärer der Commentarien Cäsar's wie selbst der Kritiker, dem es um die Wiederherstellung eines richtigen und lesbaren Textes zu thun ist; am wenigsten wird der gelehrte Schulmann, der mit seinen Schülern Cäsar's Commentarien vom gallischen

\*) Die Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharsalus im Jahre 48 v. Chr. Eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung nach Cäsar's drittem Buche des Bürgerkriegs. Von Freiherrn August v. Göler, Oberst u. s. w. Mit einer Karte und vier Plänen. Karlsruhe. Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung 1854. (S. diese Jahrbücher Jahrgg. 1854. Nr. 26. pag. 401 ff.) Einen Nachtrag dazu bildet: Treffen bei Ruspina, nebst Beleuchtung einiger andern Stellen in Rüstow's Heerwesen und Kriegsführung Cäsar's. Karlsruhe, ebenda selbst 1855. (S. diese Jahrb. Jahrgg. 1856. Nr. 6. pag. 81 ff.)



Kriege durchliest, des Studiums dieser Schrift entbehren könnte, wenn es ihm anders darum zu thun ist, seinen Schülern ein richtiges Verständniss der Worte Cäsar's zu verschaffen, anderseits aber auch die nothwendige Einsicht in das Ganze der Kriegsführung wie in alle Details derselben zu erschliessen. Und von diesem Standpunkte aus mag auch hier diese Schrift besprochen werden als eine Erscheinung, welche für die Erklärung und Verständniss der Commentare Cäsar's über den gallischen Krieg von der grössten Wichtigkeit ist, und Cäsar's Kriegsführung im Ganzen wie im Einzelnen in das gebührende Licht setzt, das ihr, auch in so vielem Einzelnen, bisher noch fehlte, da in der Regel die Philologen die militärische Kenntniss und alle die Technik abgeben, die zum Verstehen kriegerischer Berichte und Angaben, die von Männern des Fachs selbst abgefasst sind — wie hier von Cäsar — wesentlich nothwendig ist: die gelehrten und wissenschaftlichen Philologen aber, die bisher mit diesem Gegenstande sich beschäftigt haben, mehr oder minder im Allgemeinen sich gehalten, ohne, wie es doch nöthig ist, in das Einzelne näher einzugehen, die mitgetheilten Berichte im Einzelnen, Wort für Wort zu prüfen und auf die genaue Prüfung des Einzelnen gestützt, das Ganze aufzufassen. Gerade in dieser Beziehung aber kann die vorliegende Schrift sich mit vollem Recht, wie der Titel diess auch angibt, als eine philologische Forschung bezeichnen, und von dieser allein wird daher auch in dieser Anzeige die Rede sein können, um so mehr als diese Schrift der Forschung die natürliche Grundlage des Ganzen bietet, und theils durch die militärische Technik, theils durch die genaue Kenntniss der Terrainverhältnisse wie der Lokalitäten unterstützt wird. Das ist freilich der ungleich mühevollere und schwierigere Weg, auch der allein sichere, der zu festen Ergebnissen führt; der Verfasser hat es nicht gescheut, diesen Weg einzuschlagen, und keine Bemühung sich entzogen, die ihn auf diesem Wege weiter fördern konnte. Mit Cäsar's Bericht in der Hand hat er die Schlachtfelder durchwandert, mit militärischem Blicke das Einzelne ins Auge fassend, und da wo er selbst nicht hin gelangen konnte, waren die genauesten Specialkarten des Generalstaabes, wie sie nur in unsere Hände gelangen, seine sicheren und verlässigen Führer. So ist seine Forschung freilich zu ganz andern Ergebnissen gelangt, wenn sie auch in die Treue und Wahrheit der Berichte Cäsar's, wie seiner örtlichen Schilderungen keinen Zweifel setzen lassen, sondern vielmehr dieselbe nur bestätigen und bewahrheiten könnte, doch in der Art und Weise der Auffassung vielfach von dem Hergebrachten, und nicht ohne guten Grund, abweichen, hier aber auch vielfach neues Licht in manche dunkle, Vielen selbst unverständliche Stelle bringen und so zur richtigen Auffassung des Ganzen allgemein beitragen, ja diese in Vielen erst ermöglichen. Und da die ganze Forschung, wie wir bereits bemerkt, von der Grundlage der von Cäsar selbst gelieferten Berichte ausgeht, und auf die richtige

Auffassung der einzelnen Worte derselben gebaut ist, so kommt hier Manches irrig in der bisherigen Auffassungsweise zum Vorschein, es treten Missverständnisse zu Tage, die jetzt die nöthige Aufklärung erhalten, es zeigen sich selbst Verderbnisse in der Ueberlieferung des Textes, an die man bisher kaum dachte, weil der Kritiker und Philolog an Manchem keinen Anstoss nimmt, was dem militärischen Kenner gerechtes Bedenken erregen muss. Und so ist selbst auf die Gestaltung des Textes der Commentarien Cäsar's, der bei der Mangelhaftigkeit und dem Verderbniss der ältesten Handschriften, welche die neueste Kritik als massgebend für den Text der Commentarien befunden hat, noch an so vielen verdorbenen Stellen leidet, diese Forschung nicht ohne den wesentlichsten Einfluss geblieben; sie hat für die Besserstellung desselben einen äusserst dankenswerthen Beitrag geliefert. Dass ein Mann, wie Cäsar, einer der grössten Feldherrn und Strategen des ganzen Alterthums in seinen eigenen Berichten über die von ihm geführten Schlachten, nicht Dinge gesagt haben kann, die vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, rein unmöglich oder in sich widersprechend erscheinen, leuchtet von selbst in die Augen: aber solche Verderbnisse wird der blosse Sprachforscher, der aller militärischen Technik fern steht, kaum zu ermitteln vermögen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Charakter der Schrift, mag es erlaubt sein, den Gang und Inhalt derselben noch Etwas näher zu durchgehen, und daraus zu zeigen, wie wichtig für den Erklärer der Commentarien Cäsar's, die, und mit Recht, ja noch immer auf unseren Schulen gelesen werden, selbst in dieser Beziehung die Ergebnisse sind, die durch diese Schrift gewonnen worden sind.

Die natürliche Eintheilung des gesammten Stoffs bildet die sechs-jährige Kriegsführung Cäsars, in so fern einem jeden Jahre auch ein besonderer Abschnitt gewidmet ist. In diesem gibt nun der Verfasser eine durchaus genaue und in alle Einzelheiten eingehende Darstellung der in dieses Jahr fallenden kriegerischen Unternehmungen, welche strenge auf die Berichte des Cäsar's (und gar nicht bloss im Allgemeinen, sondern auf die einzelnen Worte des lateinischen Textes, die in der Regel in den Noten angeführt werden) gestützt ist, so dass von dem, was der Verfasser sagt, der Beweis unmittelbar vorliegt und Jedem dadurch auch die Prüfung des Gesagten erleichtert ist. Auf diese Weise bildet die Darstellung des Verfassers eine Art von umschreibender Erklärung oder einen fortlaufenden Commentar zu dem Werke des Cäsar's selbst, zumal da darin nicht bloss alle militärischen Punkte, sondern auch alle die Lokalität und das Terrain der Kämpfe betreffenden Fragen ihre Erledigung finden, da beides mit einander in der innigsten Verbindung steht. Und wie bei Cäsar die militärische Thätigkeit nicht selten durch politische Rücksichten bestimmt und geleitet ward, die letzteren auf die ersteren oftmals einen nicht zu überschätzenden Einfluss übten, so lässt sich nun auch deutlicher er-

kennen, bis zu welchem Grade dieser Einfluss sich erstreckte, wo er seine natürliche Gränze fand. Wir werden auch hier nicht stehen, dem klugen Staatsmann, auf dem nur wenige Makel ruhen, wo die Rücksicht auf das Interesse der redlichen Wahl der Mithras in den Weg trat, unsere Bewunderung zu zollen, wie wir sie auch dem Meister des Worts und des Ausdrucks zu zollen haben, gleich ausgezeichnet im Felde, wie auf der Rednerbühne das Schwert und das Schwerdt wie den Schreibegriffel mit gleicher Gewandtheit zu führen verstand; der mitten auf dem Wege zu dem entscheidenden Kampfe über die Herrschaft der Welt, sogar die sprachliche Bildung der Sprache, hier der römischen, nach dem Gesetze der Analogie oder der Anomalie zur Entscheidung führen sollte.

Der erste Abschnitt befasst die Kriegsführung des Jahres 58 v. Chr., oder den Feldzug Cäsar's wider die eingedrungenen Helvetier und wider Ariovist. Wir sehen, mit welcher Vorsicht und mit welcher Schnelligkeit Cäsar das Land der Allobroger vor dem Eindringen der Helvetier sicher stellt, wie Cäsar dann, als die Helvetier einen andern Weg einschlagen, mit einer für die damaligen Verhältnisse und die damals bestehenden Verkehrsweisen bemerkenswerthen Schnelligkeit sein Heer durch neu ausgehobene Legionen zu verstärken weiss, wie er dann schon Anfangs Juni mit seinen Legionen bei Lyon in einer vortheilhaften Stellung Platz nimmt und darauf an der Saone, wenige Stunden von Lyon entfernt, in der Nähe des heutigen Trevoux die Helvetier zurückschlägt und sie weiter gegen Norden drängt, um ihnen dann in der Nähe von Alesia eine entscheidende Niederlage beizubringen. Mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit wird diese Schlacht auch in ihren Einzelheiten nach der Beschreibung, die Cäsar selbst gibt, dargestellt und durch zwei nette Kärtchen erläutert: an einzelnen Widerlegungen irrthümlicher Auffassung und unrichtiger Angaben, wie sie in neueren Schriften sich theilweise darüber finden, fehlt es schon bei diesem ersten Abschnitte nicht: sie treten aber noch zahlreicher in den folgenden hervor.

Die Darstellung, die von dem Kriegszug wider Ariovist gegeben wird, beginnt mit einer geographischen Erörterung, die zunächst die Wohnsitze der Sueven und einige damit in Verbindung stehende geographische Verhältnisse des alten Germaniens betrifft und besondere Beachtung verdient. Unter dem Baccarus den Cäsar als einen Wald von unendlicher Grösse bezeichnet, versteht der Verfasser den Thüringerwald nebst dem fränkischen Lössrücken, dem Fichtelgebirge, Erzgebirge, Riesengebirge, den Sudeten und grossen Karpathen, so dass wir also unter dem Baccarus und dem hercynischen Walde, (dessen Anfang Schwarzwald und Odenwald, dessen Längenausdehnung die rauhe Alp und der Böh-

merwald, dann der heutige Mährerwald, und dessen Endpunkt der Mannharder Wald und die kleinen Karpathen bilden) die beiden grossen Gebirgskette zu verstehen haben, welche das Land der Germanen von den Ufern des Rheins in paralleler Richtung ostwärts durchzogen. Hiernach verlegt der Verfasser die Wohnsitze der Sueven in das Land zwischen dem Thüringer Wald, dem fränkischen Landrücken, dem Fichtelgebirg, Inn und Schwarzwald; es schliessen sich daran noch die näheren Bestimmungen der Wohnsitze der andern bei Cäsar vorkommenden germanischen Völkerschaften, unter denen wir nur an die Ubier erinnern wollen, die, wie der Verfasser vermuthet, nicht innerhalb der engeren Gränzen wohnten, die man ihnen gewöhnlich anweist, sondern nach den Commentarien des Cäsar damals wenigstens ein weit ausgedehnteres Gebiet eingenommen haben müssen, und zwar vom Westerwald nicht etwa bloss bis zum Main, sondern bis zu dem heutigen Breisgau. Die Darstellung des Feldzuges selbst ist in derselben Weise gehalten, wie die des Feldzugs wider die Helvetier: namentlich ist auch hier die Darstellung des Kampfes, der die Niederlage Ariovist's herbeiführte, mit eben so viel Klarheit als Genauigkeit gegeben, wodurch auf die Beschreibung des Cäsar ein vielfältiges Licht fällt. Das Terrain, auf dem gekämpft wurde, war bei Cernay, das heutigen Tags vom Rheine wohl vier Stunden entfernt liegt, aber ehemals ungleich näher war, da die Entfernung auf 5000 Passus, also  $1\frac{2}{3}$  Stunden angegeben ist (das Versehen des Druckes S. 54, wo statt  $1\frac{2}{3}$  Stunden  $2\frac{1}{3}$  Stunden steht, hat der Verfasser selbst nachträglich berichtigt) und diese Entfernung durch den damaligen Lauf des Rheins oder vielmehr eines Armes desselben bestätigt wird. Zwei eben so jetzt ausgeführte Tafeln dienen auch hier zur Erläuterung der gegebenen Ausführung.

Der nächste Abschnitt (S. 56—92) hat den Feldzug gegen die Belgier im Jahre 57 v. Chr. zum Gegenstand, und ist mit einer guten Uebersichtskarte auf Tab. V. begleitet, welche den Schauplatz dieses Feldzugs, so wie das nahe Britannien, zu welchem Cäsar zwei Jahre später übersetzte, enthält; zwei andere Tafeln enthalten Uebersichtspläne zur richtigen Auffassung des Gefechts an der Aisne und des Schlachtfeldes an der Sambre, nach Cäsar's eigener Beschreibung wie nach den Karten des französischen Generalstabs. Die ganze Darstellung stützt sich auf Cäsar's Berichte im zweiten Buch, welche jetzt in ihrem wahren Lichte hervortreten nach ihrer richtigen bisher vielfach verkannten Auffassung; da wir nicht Alles Einzelne aus diesem reichhaltigen Abschnitt hier anführen können, so mag es erlaubt sein, wenigstens einige Punkte daraus anzugeben, die eine besondere Beachtung verdienen. Dahin gehört die Beschreibung des Kampfes an dem Fluss Axona (Aisne) unfern, etwa drittehalb Stunden, von der Stadt Bibrax (Beauvieux) bei dem heutigen Dorfe Berry aux Bac, das an der Aisne liegt, die Cäsar überschritt, um dann den Schlag auszuführen, der die Belgier zum Rück-

zug nöthigte. Die Beschreibung der Terrainverhältnisse, welche Cäsar gibt, ist durchaus genau und der Wirklichkeit entsprechend, wie denn überhaupt auch an andern Stellen die genaue Vergleichung, die unser Verfasser durchweg angestellt hat, dem sichersten Beweis von der Genauigkeit, Sorgfalt und Treue aller derartigen Schilderungen Cäsar's liefern kann, und somit für die Glaubwürdigkeit der ganzen kein geringes Gewicht einlegt. Es gilt diese ganz besonders von dem entscheidenden Kampfe an der Sambre, dessen Localität nun nach der vom Verfasser gegebenen Erörterung kaum zweifelhaft mehr sein kann. Cäsar's Stellung auf dem linken Ufer und zwar auf dem Hügel, der zwischen den heutigen Orten Bissières les Haumont und Louvroil an der Sambre aufsteigt, wird nun unbestritten bleiben, und aus der genauen Auffassung der Localitäten und des ganzen Terrains treten dann auch die einzelnen Momente des Kampfes mit grösserer Klarheit und Sicherheit hervor. Den Schluss des Feldzuges bildet die Eroberung der Stadt der Aduer, gegen welche nach jener Schlacht Cäsar mit sieben Legionen sich gewendet hatte. Die bestrittene Lage der Stadt, von der richtiger Auffassung die ganze Darstellung der Belagerung und der dort geführten Kämpfe abhängt, festzustellen, ist dem Verfasser überraschender Weise, freilich nicht ohne mühevollen, an Ort und Stelle selbst angestellte Untersuchungen, gelungen, und hierdurch diese Stadt auf dem Berg Falhize, der sich auf dem linken Ufer der Maas, ungefähr gegenüber der Stadt Huy, und oberhalb der auf dem linken Maasufer gelegenen Vorstadt St. Pierre erhebt, zu setzen; damit allein lässt sich Cäsar's Schilderung vereinigen; s. Plan auf Tafel IX. Fig. 1.

Der dritte Abschnitt (S. 93 ff.) befasst das Jahr 56 v. Chr. oder die Feldzüge wider die Veneter und Uneller, den Feldzug in Aquitanien, so wie den Zug wider die Moriner und Menapier; der vierte das Jahr 55, oder den Feldzug wider die Usipeter und Tencteren und den damit verbundenen (ersten) Rheinübergang, so wie den ersten Einfall in Britannien, S. 103—126. Jene beiden Völkerschaften, aus ihren früheren Sitzen im heutigen Königreich Sachsen und den preussischen Ländern durch die Sueven verdrängt, hatten nach mehrjährigem Umherirren, am Niederrhein in der Nähe des heutigen Emmerich sich niedergelassen, waren von hier aus auf das andere Ufer des Rheins übergesetzt, und dann weiter südwärts auf dem linken Rheinufer gezogen, bis zu dem entscheidenden Vernichtungskampfe, der, wie uns hier nachgewiesen wird, in der Nähe des heutigen Koblenz auf dem Mayenfelde (S. 108) statt fand. Auch hier treten die vielbestrittenen Localitäten des Uebergangs über den Rhein und des Schlachtfeldes, auf dem Cäsar diese Völker vernichtete, in einer so sicheren Weise hervor, dass wohl kaum ein Zweifel ferner erhoben werden kann. Ein eben so bestrittener Punkt ist der Ort von Cäsar's erstem Rheinübergang, der bald nach dem heutigen Andernach, bald nach Neuwied oder Engers vorliegt.

wird: aus Gründen der Taktik wie der Beschaffenheit des Terrains selbst wird aber dieser Punkt nur bei dem auf der linken Rheinseite, wenig unterhalb des auf dem rechten Ufer gelegenen Egers und oberhalb des auf demselben Ufer gelegenen Neuwied, also zwischen beiden Orten und zwar da, wo eine grössere Rheininsel sich befindet, welche den Uebergang erleichterte, zu suchen sein; Figur 8 der Tafel IX gibt davon eine deutliche Anschauung. Die Beschreibung der hier von Cäsar geschlagenen Brücke ist aus einer bildlichen Darstellung auf Tafel VIII recht gut zu ersehen; sie mag zeigen, was auch in diesem Theile der militärischen Technik, wir meinen die Anlage und Construction einer Jochbrücke, die Römer bereits zu leisten vermocht hatten. Nicht minder Interessantes bietet die Darstellung der noch im Spätsommer desselben Jahres unternommenen erstmaligen Landung in Britannien, und zwar von dem Hafen von Ambletouse aus, der zwei Stunden nördlich von Boulogne liegt, und die kürzeste Ueberfahrt nach Britannien den dort zusammengebrachten Truppen darbot. Mit welcher Umsicht die ganze Unternehmung von Cäsar geleitet ward, die Ueberfahrt über die See, die schwierige Landung an der britannischen Küste, so wie die Rückkehr nach dem über die Britannier erfochtenen Siege, mag man aus der Darstellung entnehmen, welche so Manches, was in Cäsar's Berichten auf den ersten Anblick dunkel oder schwierig erscheint, in das gebührende Licht setzt und uns von der ganzen glücklich durchgeführten Unternehmung erst einen richtigen Begriff gibt. Bedeutender erscheint der im folgenden Jahr (54 v. Chr.) unternommene Einfall, der im nächsten Abschnitt S. 130 ff. dargestellt wird, nachdem zuvor Cäsar's ungemeine Thätigkeit, die er während des Winters, als seine Truppen die Winterlager bezogen hatten und die Kämpfe ruheten, entwickelte, vorgeführt ist. Die nähere Erörterung dieses ganzen Kriegszuges, in welchem, wenn man genau auf das Einzelne eingeht, der Schwierigkeiten nicht wenige uns entgegen treten, bildet eine der vorzüglichsten, aber auch eine der schwierigsten Partien dieses Buches, und wird man dem Verfasser für die lichtvolle und eben so sorgfältige Behandlung dieses Gegenstandes gewiss zu besonderem Danke verpflichtet sein müssen. Hat er doch, um Cäsar's Bericht über die Vorbereitungen zur Abfahrt, über die Art und Weise, in welcher die letztere unternommen und durchgeführt ward, in das gehörige Licht zu setzen, es nicht gescheut, eine genaue Untersuchung über die verwickelten Verhältnisse der Meeresströmungen im Kanal und deren Wechsel, wie er fast alle sechs Stunden eintritt, und gleich der Ebbe und Fluth von wesentlichem Einfluss auf die Ueberfahrt ist, anzustellen und sogar auf einer eigenen Tafel Nr. X eine übersichtliche Darstellung dieser Meeresströmungen gegeben, wie sie durch die neuesten Forschungen festgestellt worden sind: eine Darstellung, die auch für andere Verhältnisse, als hier, wo es die richtige Bestimmung der Ueberfahrt Cäsar's galt, von ungemeiner Wichtigkeit ist. Die nach



der Rückkehr aus Britannien erfolgte Dislocirung der Legionen Gallien, im Herbst des Jahres 54 v. Chr., hat neueren Militärhistorikern Gelegenheit zu einem Tadel der militärischen Massnahmen Cäsar's gegeben; der Verfasser zeigt jedoch, wie bei näherer Erwägung und Prüfung der obwaltenden Verhältnisse dieser Tadel nicht stichhaltig erscheint, und Cäsar's militärische Massnahmen hier als gerechtfertigt erscheinen; auf Figur 2 der Tafel IX ist sich diese Dislocation in ihren militärischen Verhältnissen ganz überschauen und richtig würdigen. Dem Aufstand der Eburoner, der nun folgt, und der Eroberung ihrer Stadt Aduatuca ist eine sehr genaue Darstellung gewidmet, die durch eine Untersuchung über die Lage dieser Stadt eingeleitet wird; hiernach muss diese in der Nähe des heutigen Eupen oder Limburg gelegen haben, „das auf hohem Felsen erbaute Castell von Limburg mag vielleicht gerade auf der Stelle des alten Aduatuca liegen“ (S. 148). Dies erscheint wenigstens als die einzige Localität, auf welche Cäsar's Schilderungen, so wie die Betrachtung aller militärischen Verhältnisse führen, wenn man nicht aller Willkühr Raum geben will. Die Aufstände der Völker von Armorica, der Senonen und Trevirer, welchen die gleiche militärische Wichtigkeit nicht zukommen kann, machen den Beschluss dieses Abschnittes.

Der letzte Abschnitt stellt die Kriegsführung des Jahres 53 v. Chr. dar, den Zug gegen die Nervier, die Unterdrückung des Aufstandes der Senonen, den Zug gegen die Menapier, den Sieg Labienus über die Trevirer, dann Cäsar's zweiten Rheinübergang und den Rachezug gegen Ambiorix. Dass dieser zweite Rheinübergang, der nach Cäsar's eigenen Worten nur wenig oberhalb der Stelle stand, wo er früher schon über den Rhein gezogen war, zu da gesucht werden kann, wo unterhalb des Einflusses der Mosel in den Rhein bei dem (am linken Rheinufer gelegenen) Orte Kesselheim die Insel Niederwerth, die vielleicht mit der andern Insel Grodwerth verbunden war, unterhalb des am rechten Rheinufer gelegenen Vallendar, sich hinstreckt, dürfte nach der hier gegebenen Ausführung kaum einem Zweifel unterliegen.

Wir haben im Allgemeinen den Inhalt der durchaus gediegenen und gründlichen Forschung angegeben, die für die richtige Auffassung der gallischen Feldzüge Cäsar's uns in eine neue Bahn einführt, und damit auch für das Verständniss des Einzelnen, der einzelnen Ausdrücke, Redewendungen und dgl. in Cäsar's Berichten vieles Neue bietet, das wir hier nicht nahmbaft machen können, ohne zu sehr in das Einzelne einzugehen, was der Umfang dieser Blätter nicht verstattet. Wir haben nur im Allgemeinen die Leser der Commentarien Cäsar's auf einen Führer aufmerksam machen wollen, dessen sie nicht entbehren können, wenn sie zu dem richtigen und vollen Verständniss der Berichte Cäsar's gelangen wollen. Wir sind eben darum auch nicht näher in so manche Berichtigung des verdorbenen Textes eingegangen, wie sie der Verfasser an nicht



wenigen Stellen seines Werkes gegeben hat; wir machen eben so auch hier nur im Allgemeinen aufmerksam auf so manchen schätzbaren Beitrag für einzelne in den Bereich des römischen Kriegswesens, dessen Organisation wie dessen Taktik u. dgl. fallende Punkte, deren technische Bezeichnung u. s. w.; erwägen wir, wie sehr noch der ganze Theil der römischen Antiquitäten, der sich mit dem Kriegswesen beschäftigt, der näheren Aufklärung und Erörterung bedürftig ist, die ihm neben der sorgfältigen Benutzung des umfassenden, in den Inschriften vorliegenden, bisher kaum beachteten Materials, nur von Solchen zu Theil werden kann, die mit der Kunde der alten Schriftsteller auch die hier eben so nöthige Kunde der militärischen Technik verbinden, so werden alle solche Beiträge mit doppeltem Dank aufzunehmen sein, weil sie zur Aufhellung so vieler dunklen oder bestrittenen Verhältnisse allerdings zu dienen vermögen. So wird, um wenigstens Einiges der Art, was in dieser Schrift näher behandelt ist, anzuführen, z. B. das, was auf die Anlage von Verschanzungen, von Lagern sich bezieht nebst den dabei vorkommenden Ausdrücken S. 9 ff. 160 ff. erläutert, eben so S. 42 ff. die Zahl der Centurionen einer jeden Legion, deren Eintheilung in zwölf Klassen, ihre Stellung und überhaupt ihr Verhältniss zu einander; S. 135 wird die Beschaffenheit der *testudo* erörtert; S. 157 über den Sinn und die Bedeutung des Wortes *ordo* in militärischer Hinsicht u. s. w. gehandelt; endlich kann auch hier die S. 4 ff. geführte Untersuchung genannt werden über die in dem römischen Kalender statt gefundenen Intercalationen, die insbesondere da eine Berücksichtigung erfordern, wo die Angaben des römischen Kalenders auf das entsprechende Datum unsers Kalenders reducirt werden sollen. Unter den Stellen, die kritisch besprochen oder verbessert werden, erinnern wir an I, 24, wo der Lesart des Grävinus (*ita, uti collocaret ac compleret*) der Vorzug gegeben und *Inter ea* in *inter ea* abgetheilt wird (S. 24) oder an II, 6 wo statt „*portas succedunt*“ gelesen wird: „*portas succendunt*“: sie stecken die Thore in Brand (S. 62), oder an IV, 34 wo die Stelle: „*nostris omnibus occupatis, qui erant in agris reliqui, discesserunt*“ in folgender Weise geändert wird: „*nostris omnibus occupatis, quae erant in agris relicta discesserunt*“: d. i. die Britannier bemächtigten sich alles des römischen Eigenthums, das des Ueberfalls und eiligen Rückzugs wegen auf den Feldern zurückgelassen worden war, und gingen hierauf aneinander (S. 124); oder VI, 34 wo in den Worten: „*et silvae incertis occultisque itineribus confertos adire prohibebant*“ statt *confertos* gesetzt wird *confectos* (S. 195): und so könnten wir noch manche ähnliche Berichtigung, eben so auch manche richtigere Erklärung und Auffassung einzelner Worte und Stellen anführen, wenn wir nicht glaubten, dass das Bemerkte hinreichenden Anlass dem Leser und Erklärer der Commentarien Cäsar's bieten könnte, weiter und näher mit dem Ganzen sich bekannt zu machen. Ein genaues Register über alle in der Schrift vorkommenden Eigen-

namen, sie seien lokaler Art oder Personenbezeichnungen, ist am Schlusse beigefügt: der zehn wohl ausgeführten Tafeln, die eben so wünschenswerthe als nützliche Zugabe zu nennen sind, schon oben gedacht worden. Endlich ist Druck und Papier befriedigend ausgefallen.

Chr. Bähr.

*Flavii Sosipatri Charisii Artis Grammaticae libri V. Diomedis Artis Grammaticae libri III. Ex Charisii grammatica Excepta. Ex recensione Henrici Keilii. Prussiae, in aedibus B. G. Teubneri. A. MDCCCLVII. LVIII. 610 S. in gr. 8. Auch unter dem Titel: Grammatici Latini ex recensione Henrici Keilii. Vol. I.*

Wenn bei einem Werke der Art kaum von einer Kritik Einzelnen die Rede sein kann, so wird es um so mehr die Aufgabe eines kritischen Blattes sein, genaue Nachricht von der Anlage und Ausführung eines Werkes zu geben, das auf einer festen und sicheren Basis angelegt, eben darum eine sichere Grundlage bietet für die weiteren Studien und Forschungen, die darauf unwillkürlich sich stützen oder daraus hervorgehen. Der vorliegende Band bildet den ersten Theil eines Unternehmens, das uns die verhältnissmässig geringen und andererseits doch so wichtigen Reste dessen, was von den grammatischen Schriften der Römer sich erhalten hat, in einem solchen Texte vorlegen soll, welcher den Charakter einer kundlicher Treue in jeder Hinsicht besitzt und dadurch als zuverlässig gelten muss. Es ist aber diese Anforderung gerade bei der Classe von Schriftstellern von um so grösserem Gewicht, als die Schriftsteller bekanntermassen — von dem hier edirten Charisius dies ja vorzugsweise — unzählige Fragmente verlorener Schriften enthalten, deren Texte jetzt die einzige Grundlage für so mancher literär-historische oder antiquarische Forschung bilden, die eben deshalb einer sicheren Grundlage und eines sicher gestellten Textes bedarf. Und diesen zu geben, ist Zweck und Absicht des ganzen Unternehmens: „hoc nobis sequendum proposuimus, laudare die Worte der Ankündigung, ut verba scriptorum non solum e manu scriptis accurate conlatis quam maxime emendata exhiberemus sed etiam discrepantia scripturae una cum emendationibus virorum doctorum adnotata commentario critico instruerentur, interpretationem autem rerum nos abstineremus; praeterea singulis voluminibus praefationes gomena accedent, quibus et ratio quam in textu verborum recensuisse secuti sumus explicetur et de ipsis scriptoribus deque conditione librorum exponatur.“ Endlich sollen die nöthigen Indices zu jedem einzelnen Theile wie zu dem Ganzen nicht fehlen. Nachdem schon früher ein zweites Volumen mit Priscianus erschienen war (s. diese

Jahrb. 1855. S. 868 ff.), erhalten wir nun das erste Volumen, das in zwei Fascikeln ausgegeben, zunächst die in ihrem Inhalt sich so ähnlichen und gleichen, grammatischen Schriften des Charisius und Diomedes enthält. Die Ausführung entspricht durchaus dem oben angegebenen Zwecke: es wird von beiden Schriftstellern ein Text gegeben, der auf der ältesten, uns noch zugänglichen, handschriftlichen Ueberlieferung beruht, wobei aber auch Nichts von allem dem unberücksichtigt gelassen ist, was aus andern handschriftlichen, wenn auch selbst untergeordneten Quellen so wie aus gedruckten Texten zu gewinnen war. Damit hat der Text nicht bloß die nöthige Sicherheit gewonnen für die Benutzung zu weiteren Forschungen, sondern es ist auch ein gewisser Abschluss erzielt worden, über den man nur in Folge neuer und belangreicher, aber kaum zu erwartender Funde hinausgehen könnte. In welcher Weise und durch welche Mittel ein solches Resultat erzielt ward, näher anzugeben und damit den Charakter des ganzen Werkes, nach Anlage und Ausführung darzulegen, ist der Zweck dieser Anzeige. Wir hoffen dadurch zugleich aufmerksam zu machen auf ein Werk, welches die volle Theilnahme und Beachtung der gelehrten Welt ansprechen kann. Die nicht leichte, sondern mühevolle Aufgabe ist hier mit unverkürzter Liebe und Ausdauer durchgeführt, ohne in der Sorgfalt und Genauigkeit der Behandlung Etwas vermissen zu lassen.

Der Text des Charisius beruht wesentlich auf einer jetzt zu Neapel befindlichen Handschrift, welche aus dem Ende des siebenten oder dem Anfang des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stammt und dem Kloster Bobbio, dieser berühmten Stiftung des heil. Columban, ursprünglich angehörte; aus dieser Handschrift stammt auch der erste Abdruck oder die Editio princeps vom Jahre 1532 zu Neapel durch Pierius Cyminius veranstaltet, in einer Zeit, wo die immerhin lückenhafte Handschrift doch immer noch in einem besseren Zustande sich befand, der Manches lesbar machte, was jetzt nicht mehr zu lesen ist. Mit dieser Editio princeps stimmen auch zwei weitere Abschriften überein, welche im sechszehnten Jahrhundert, und zwar die eine nach der andern, von jener Handschrift gemacht wurden und ebenfalls in Neapel sich befinden. Auf dieser Grundlage ruht nun auch im Ganzen der hier gegebene Text: die bemerkte Handschrift ward zu diesem Zweck nochmals an Ort und Stelle auf das genaueste verglichen; da, wo der Text lückenhaft, verstümmelt oder entstellt erscheint, ward sogar die ganze Stelle in der Gestalt, in der sie in der Handschrift sich befindet, also auch in allen Abkürzungen u. dgl., unten abgedruckt, so dass man durchaus im Stande ist, das ganze Verfahren des Herausgebers zu bemessen, da auch jede Abweichung der Handschrift von dem gegebenen Texte genau bemerkt ist; über die Handschrift selbst und ihre Schicksale, denen der Verfasser nachgeht, wird mit gleicher Genauigkeit in der Vorrede berichtet. Unter den weiter von dem Herausgeber ermittelten Quellen erscheint zuerst eine Pariser Handschrift (No. 7560)

des eilften Jahrhunderts, die Einiges aus dem zweiten Buch am Ende und aus dem dritten Buch des Charisius, aber in einer so verdorbenen Gestalt enthält, dass nur wenig Nutzen daraus für die Gestalt des Textes zu gewinnen war. Ein weiteres Hülfsmittel fand der Verfasser in verschiedenen handschriftlichen Resten der Karolingischen Zeit, in welche einzelne Stücke, bald längere, bald kürzere, bald auch in einer abgekürzteren Fassung, aus dem in jenen Zeiten gelesenen Werke des Charisius aufgenommen worden waren: dazu gehören die von Eichenfeld und Endlicher in den *Analectt. p. T.* aus einer Wiener aber ursprünglich ebenfalls Bobbio'schen Handschrift herausgegebenen Reste, die unser Herausgeber richtig *Excerpta Bobbiensia* bezeichnet hat: bei der Wichtigkeit, welche aus eben so alter Zeit wie die Neapolitaner Handschrift stammende Reste ansprechen, war es gewiss am gerathensten, einen ganz vollständigen Abdruck des Ganzen zu veranstalten, und diesen, wie der Herausgeber auch gethan hat, am Schlusse des Bandes als einen Anhang S. 531 ff. beizufügen. Aehnlicher Art sind die *Excerpta*, die aus Charisius aber in abgekürzter Fassung und in einer nachlässigen Weise veranstaltet, in einer Pariser Handschrift des achten Jahrhunderts No. 7530 sich finden: wo aus ihnen Etwas für den Text zu gewinnen war, ist diess geschehen. Doch war die Ausbeute aus dem Ganzen wenig erheblich. Dasselbe mag auch wohl von dem gewonnenen was aus drei andern Handschriften (einer Berner, einer Leidner, einer von St. Amand zu Valenciennes) für die Textgestaltung gewonnen ward: diese nemlich enthalten grammatische Stücke, die einer gemeinsamen Quelle des Karolingischen Zeitalters entstammen und fast in ihrem Inhalt einfach auf Charisius zurück: der Verfasser ist nicht bekannt, in einer dieser Handschriften, der Berner, in welcher jedoch der Anfang fehlt, ist auf dem ersten Blatt von einer neueren Hand beigefügt *Clementis Scoti liber de partibus orationis*; über den angeblichen Verfasser Etwas sicheres zu ermitteln, konnte dem Verfasser nicht gelingen: ob es derjenige Clemens ist, der nach Aussage des Mönch's von St. Gallen aus Britannien mit Alcuin zu dem Grossen kam, oder ein anderer, wenn auch der Zeit nach verschiedene dieser Namens, wird sich erst dann herausstellen, wenn wir nähere Nachricht und etwa auch Veröffentlichung des erhaltenen, was unter dem Namen dieses Clemens noch handschriftlich an verschiedenen Orten sich vorfindet, namentlich zu Paris und Oxford; eine solche Veröffentlichung ist aber, wenn wir uns erinnern, durch einen französischen Gelehrten Barthelémy Haureau in Aussicht gestellt, der das grammatische Werk dieses Clemens nach einer aus St. Germain stammenden, jetzt zu Paris befindlichen Handschrift unter Beachtung der zu Bern und Oxford befindlichen Handschriften zu ediren gedenkt: wenn in diesem Werke, wie versichert wird, manche ältere Grammatiker und selbst Homerische Verse und zwar in griechischer Sprache angeführt werden, so wird dann auch das Verhältniss dieses Sprachgelehrten der Karolingischen

Zeit zu Charisius sich eher herausstellen und dann auch vielleicht über den noch so dunkeln Punkt, die Kenntniss der griechischen Sprache und ihrer Literatur in der Zeit Karls des Grossen und seiner Nachfolger in den von ihnen gestifteten Bildungsschulen, sich Einiges ermitteln lassen. Eben diese Schulen waren es ja auch, in welchen das Studium der lateinischen Sprache und Literatur sorgfältig getrieben wurde: daraus erklärt sich auch die Abfassung so mancher, auf ältern Quellen, die bis in die classische Zeit zurückgehen, beruhenden Schriften grammatischer Art, wiewohl von dieser ganz umfangreichen Literatur nur Weniges (wie z. B. der von Mai edirte Virgilius) uns bisher bekannt geworden ist, das Meiste noch in Handschriften liegt, das Ganze aber jedenfalls noch einer sorgfältigen Erforschung und Sichtung bedarf, die aber auch zugleich dazu dienen kann, die Blüthe dieser grammatischen Studien in einer Zeit darzuthun, der wir überhaupt die Erhaltung der alten classischen Literatur und ihre Verpflanzung und Fruchtbarmachung für die Nachwelt verdanken. Die nicht unbedeutenden glossographischen und lexicographischen Zusammenstellungen jener Zeit, von denen erst Weniges durch den Druck veröffentlicht worden, Vieles aber noch handschriftlich vorliegt, verdienen die gleiche Beachtung.

Kehren wir zu unserem Herausgeber zurück, so mag das Angeführte (zu dem noch Einiges andre hinzukommt, was S. XXIII seq. besprochen ist, von geringerer Bedeutung) zeigen, in welcher Weise er sein Unternehmen ausgeführt, wie er alle Quellen aufgesucht hat, woraus demselben einiger Vorthail erwachsen konnte; dieselbe Forschung führte ihn auch auf eine andere von Janus Doussa, und nach ihm von Andern gebrauchte, jetzt aber verschwundene Handschrift, deren Varianten Johann Cauchius seinem Exemplar des Charisius beigelegt hatte, das aus der Grävius'schen Bibliothek in die Heidelberger Bibliothek gelangt ist, und so für die vermisste Handschrift einigen Ersatz bieten konnte. Es ist auch davon, wie von der Editio princeps, deren wir schon oben gedacht, und den weiter von Georg Fabricius, Elias Putsche und Friedrich Lindemann veranstalteten Abdrücken ein Gebrauch für die Gestaltung des Textes gemacht worden, dessen Grundlage immerhin die Neapolitaner Handschrift bildet und bilden musste, wie bereits oben bemerkt worden ist. Die sämtlichen Varianten, sowohl der handschriftlichen Quellen, die wir angegeben, so wie der gedruckten Ausgaben finden sich unter dem Texte zusammengestellt, und lassen den kritischen Apparat nun in aller Vollständigkeit überschauen.

Dasselbe Verfahren ist bei der andern Hälfte dieses Bandes eingehalten, welcher die *Ars grammatica* des Diomedes enthält: denn unter diesem (jedenfalls richtigeren) Titel erscheint hier diese Schrift, die bei Putsche unter einer andern Aufschrift (*De oratione, partibus orationis et vario metrorum genere*) abgedruckt ist, welche der Handschrift des Puteanus entnommen, von einem späteren Leser oder Abschreiber gesetzt scheint, um den Inhalt näher zu bezeichnen. An Handschriften dieser Grammatik fehlt es zwar im Ganzen nicht,

sie sind aber alle so ziemlich sich gleich und weisen damit auf eine gemeinsame Quelle hin, welche von dem Verfasser mit Grund das achte Jahrhundert gesetzt wird; unter den davon genommenen Abschriften ragen nach dem Urtheile des Herausgebers insbesondere drei hervor, die jener Urquelle am nächsten stehen und darum die nächste Grundlage des Textes bilden; es ward aber auch manches Andere benutzt, was aus der Masse der übrigen Handschriften beachtenswerth erscheinen konnte. Diese drei Handschriften werden genau beschrieben: eine Pariser, ehemals im Besitze des Claudius Puteanus, No. 7494 aus dem Ende des neunten Jahrhunderts, eine zweite Pariser No. 7493, die wohl in dieselbe Zeit fallen muß und eine Münchner, ebenfalls aus dieser Zeit, ehemals nach St. Emmeran in Regensburg gehörig; ihr zunächst dürfte eine ehemals zu Fulda befindliche, dort von Rhabanus benutzte, dann von Fr. Modius benutzte Handschrift sich anreihen, die wir nur aus dieser Benutzung und Vergleichung noch kennen; von einigen andern Handschriften, die mehr oder minder diesen sich anschließen, sowie von einzelnen in andern Handschriften (wie bei Charisius) vorkommenden Excursen wird ebenfalls Nachricht gegeben: eine besondere Ausbeute aber daraus nicht zu gewinnen, und so mussten jene drei Handschriften, obwohl sie fehlerhaft geschrieben sind, hauptsächlich die Grundlage des Textes liefern, weil sie denselben in einer der ursprünglichen Fassung immer noch am nächsten kommenden Gestalt enthalten; wenn nun aber der Verfasser nicht alle die offenbaren Fehler der Abschreiber, welche hier vorkommen, als abweichende Lesarten in dem Texte aufgeführt hat, so wird man ihm schwerlich daraus einen Vorwurf machen können: *illud egi, schreibt er in dieser Beziehung S. XXXV, ut quid quoque loco in vetusto exemplari, ex quo expressum sunt, scriptum fuisset, eorum testimonio constaret; recentiorum librorum errores operosa diligentia memoriae prodere inutile esse praecavi, praesentim in eo scriptore, in quo multa et mutari semper scribendum solerent et vero quemadmodum scriberentur, omnino interesset etc.* Wir übergehen, was über diese Verhältnisse weiter ausgeführt wird, und für die Behandlung und Würdigung auch anderer Handschriften beachtenswerth erscheint, ja selbst dem zusammenhängt, was der Herausgeber über die von ihm beachtete Orthographie bemerkt hat, um noch in der Kürze daran zu gedenken, was über die Quellen der beiden hier edirten Grammatiker, und das daraus sich ergebende Verhältniss beider zu einander erörtert wird. In Bezug auf Charisius wird der Nachweis gegeben (p. XLV sqq.), dass er insbesondere drei vor ihm lebende Grammatiker, C. Julius Romanus, Cominianus und Palaemon benutzt, ja ganze Abschnitte aus ihren Ausführungen in seine Schrift aufgenommen: es werden die betreffenden Stellen nachgewiesen, die aus dem einen oder andern dieser Schriftsteller entnommen sind, die selbst wieder aus ältern Quellen geschöpft haben, auf welche Maeches, was daraus bei Charisius vorkommt, zurückzuführen ist. Des



Julius Romanus möchte der Verfasser an das Ende des zweiten an den Anfang des dritten Jahrhunderts verlegen; auch Cominius erscheint ihm als ein sehr alter Grammatiker, seine von Charisius benutzte Schrift aber mehr für den Unterricht der Jugend, als für Gelehrte bestimmt, was eben so auch von der Schrift des Diomedes gilt, den übrigens der Verfasser als einen älteren und besseren Grammatiker ansehen möchte. Die Schriften dieser Grammatiker erscheinen auch im Ganzen als die Quellen des Diomedes, der so wenig den Charisius ausschreiben, als von diesem ausgehoben werden konnte: wir haben also gemeinsame Quellen für beide anzunehmen, was die Verschiedenheit der Behandlung dieser beiden bei jedem dieser Beiden nicht ausschliesst; wie denn allerdings Diomedes, der mit mehr Selbständigkeit verfahren, über Charisius steht, der meist bloß abgeschrieben oder abgekürzt hat, was er in seinen Quellen vorfand, und nur selten von sich Etwas beifügte. Auch kommen bei Diomedes noch andere Quellen älterer Zeit in Betracht, die ebenfalls nachgewiesen sind. Im Uebrigen werden beide Grammatiker der Zeit nach wohl einander sich ziemlich nahe gestanden haben: diese Zeit näher zu bestimmen, wird aber kaum möglich sein, weil sichere Anhaltspunkte dazu gänzlich fehlen, und darum hat auch der Herausgeber sich von weiteren Vermuthungen darüber enthalten. Treten die vielfach auf Charisius beruhenden grammatischen Forschungen der Karolingischen Zeit weiter zu Tage, so wird es dann vielleicht auch eher möglich werden, über diese Punkte irgend einer festen Angabe, die nicht bloß auf einer mehr oder weniger wahrscheinlichen Vermuthung beruht, zu gelangen.

Endlich ist noch der vorzüglichen typographischen Ausführung zu gedenken, welche in jeder Hinsicht diesem Werke zu Theil geworden ist, und als ein Muster von Genauigkeit und Sorgfalt des Druckes gelten kann. Zwei den Gebrauch des Ganzen wesentlich erleichternde Register sind am Schlusse des Bandes beigelegt: ein *Index Nominum*, bei der grossen Zahl der in beiden Werken citirten Namen älterer Schriftsteller von besonderer Wichtigkeit, wobei wir gleich bemerken, dass in den kritischen Anmerkungen unter dem Namen überall auch der Nachweis aller der im Texte citirten Stellen kommt. Ein zweiter eben so genauer *Index Rerum et Verborum*, der alle in dem Text berührten Gegenstände, wie alle die einzelnen, die behandelt und vorkommenden Worte enthält, ist eine eben so verdienstliche Zugabe.

**Chr. Bähr.**

Die Umgebungen Prags, orographisch, pittoresk und historisch geschildert von Josef Wenzig und Johann Krejci. Prag. Carl Bellmanns Verlag. 1857. 4. 196 Seiten.

Die Heidelberger Jahrbücher haben schon wiederholt Anlass gegeben, auf die namhaften Verdienste aufmerksam zu machen, welche



sich der k. k. Schulrath Josef Wenzig durch seine unausgesetzten Bemühungen, die Kenntniss böhmischer Literatur in Deutschland zu vermitteln, erwirbt, und so scheint es gewissermassen Pflicht, hier in wenigen Worten auch einer neuern Leistung zu gedenken, wozu sich dieser Gelehrte betheiligt hat. Ueber die Absicht des oben genannten Werkes spricht sich Herr Wenzig in der Einleitung folgendermassen aus: „Wir haben ... nicht den Zweck, Böhmen in allen seinen Merkwürdigkeiten zu schildern; wir wollen diese nur in orographischer, pittoresker und historischer Hinsicht ausbeuten und die Aufmerksamkeit auf das lenken, was sich etwa einem denkenden Lustwandler gleichsam von selbst darbietet. ... Das Werk soll, wenn dieser sein erster Band geneigte Aufnahme findet, nicht ganz Böhmen ausgedehnt werden, vorläufig aber beschränken wir uns nur auf die Umgebungen Prags in der Ausdehnung, wie sie auf der von der Gesellschaft des Museums des Königreichs Böhmen herausgegebenen Karte angezeigt ist. Wir wollen also zuerst den Erdboden dieser Umgebungen gleichsam vor uns wider entstehen sehen und seine Formen, Bestandtheile, Beschaffenheiten, kurz die orographische Bedeutung in allgemeinen Umrissen näher ins Auge fassen; wir wollen uns ferner luftige Höhenpunkte aussuchen, von wo sich uns ein weiter Horizont erschliesst, und von ihnen aus all das Schöne und Kostbare, das sich dort unseren umherschweifenden Blicken darbietet, wir wollen weiter auch die Blätter der Geschichte aufrollen, die Poesie und Dichtung nicht verschmähen, und den Umkreis, den wir überschauen, uns mit merkwürdigen Gestalten und Begebenheiten der Vor- und Neuzeit beleben.“ ... Das vorliegende Werk besteht aus uns demnach zuerst S. 9—46, eine orographische Schilderung der Umgebungen Prags in der Feder des Herrn Johann Krejci. Zwanzig physiognomische Landschaftsskizzen und eine Uebersichtskarte der Umgebungen Prags dienen dem Texte zu Erläuterung und bilden überdiess eine grosse Zierde des in Rede stehenden Buches. Den zweiten Theil des letzteren füllen „pittoreske und historische Schilderungen von J. W.“, und zwar 1) vom Ladwiberg bei Prag, 2) vom Hradecberg, 3) von Prag auf den Damil und zurück, 4) vom Winarberg. Diese Schilderungen geben dem Verfasser vielfach Gelegenheit auf den Reichthum der böhmischen Literatur hinzuweisen, so versäumt er es denn auch nicht, durch ausgewählte Stücke ein eingehendes Studium einzuladen. Der Schluss des Ganzen bildet „Vaterländische Blumen von J. W.“, wodurch wir den gewandten Uebersetzer auch als selbständigen Dichter kennen lernen. — Die Ausstattung des Werkes muss eine vorzügliche genannt werden.

---

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

*Annales Ecclesiastici, quos post Caesarem S. R. E. Card. Baronium, Odoricum Raynaldum, ac Jacobum Laderchium Presbyteros Congregationis Oratorii de Urbe ab Ann. MDLXXII. ad nostra usque tempora continuat Augustinus Theiner, ejusdem congregationis presbyter, Consultor S. S. Congregationum Indicis Librorum prohibitorum, Episcoporum et Regularium ac sancti officii, socius collegii theologorum Archigymnasii Romani, Academiae Pontificiae archaeologiae, et Academiae Herculaneensis, Tabulariorum S. R. E. Praefectus etc. Tom. I. II. III. Romae 1856.*

Das grosse Werk der Kirchengeschichte, wozu die Reformation und die der katholischen Kirche entgegengesetzten Bestrebungen die Veranlassung wurden, ist noch nicht vollendet. Auch mit dem jetzt erscheinenden Werke geht die Arbeit nur bis zu dem Tode eines der berühmtesten Päbste Gregor's XIII. Unter ihm, und nachdem das Concilium von Trient in die Wirksamkeit getreten war, begann eine neue Fortbildung der Kirchengeschichte, welche in drei Jahrhunderten wieder zu einer Art von Abschlusse gebracht wurde. Mit dem Sturze des durch eine unglückliche Philosophie zerrütteten Staatensystems in der französischen Revolution, und der damit zusammenhängenden Beraubung der Kirche unter Pius VI. und VII. kam es zu einer neuen Periode der Kirchengeschichte, in der wir stehen, und die in dem mit Pius VII. anfangenden durch den berühmten Namensgenossen Gregor's XIII. — Gregor XVI. prophezeiten Aufschwung der katholischen Ordnung in dessen eigenen Werke *il trionfo* etc. ihre Bezeichnung findet.

Eine sonderbare aber natürliche Erscheinung ist es, dass sowie, der Völkerzustand einer neuen Entwicklung entgegen ging, auch jeder Einzelne, der dieser Zeit angehört, sich selbst in seinen Studien reformiren, eine neue Grundlage seiner geistlichen Bestrebungen legen, und so aus sich selbst gleichsam zum Verständniss seiner Zeit, die im Laufe ist, sich herausbilden muss. Man sieht dieses besonders an der Bestrebung des Mannes, dessen Werk wir hier in das Auge fassen.

Der Verfasser dieser drei Bände, in der ersten Zeit dieses Jahrhunderts, hervorgegangen aus einem deutschen Lande, wo in einer auf das feinste fortgeführten kirchlichen Revolution die katholische Kirche die letzte Anfeindung erhielt, welche als Staatskirchenrecht bis in unsere Tage fortgeführt wurde — aus Schlesien — eingeweiht in die geistigen Bestrebungen des modernen Kirchenwesens

— erfahren durch die grossen Reisen, die er nach Belgien, Frankreich, England und Italien gemacht hatte — musste bald einsehen, dass die katholische Kirche sich zunächst nur durch geistliche Bildungsanstalten erheben, und ihren zahlreichen Gegnern die Spitze bieten könne. So — mit sich selbst beginnend — schrieb er das Buch: Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten — acht Theile im Seminar zu S. Eusebio. Dabei kamen ihm sehr zu statten seine früher gemachten historischen Studien in den Quellen des canonischen Rechts und der in Deutschland erwachte historische Geist des Rechts: er sammelte daher auch später seine eigenen kleinen Abhandlungen in lateinischer, französischer und deutscher Sprache unter dem disquisit. criticae als einen Nachtrag zu des Gallandus grösserem Werk. Nicht minder beschäftigte er sich mit den rein historischen Studien der neueren christl. Zeit, mit der in früheren Zeiten verurtheilten Gegenreformation in Schweden, mit der sogen. Staatskirche in Russland unter dem Kaiser Nicolaus, mit der Sammlung der wichtigeren officiellen Actenstücke zur Geschichte der Emancipation der Katholiken in England, mit den Zuständen der katholischen Kirche in Schlesien von 1740—1758 mit dem Josephinismus in den Niederlanden unter dem Cardinal Grafen von Frankenstein und bestrebte sich zuletzt, die Reinheit der pontificalischen Wissenschaft unter Clements XIV. nachzuweisen u. s. w.; vorbereitet also durch sein Leben und sein Studium zu dem Werke, welches Gregor XVI. höchstsel. Andenkens ihm zur Bestimmung seines wissenschaftlichen Lebens gegeben hat, eben desselben, welches wir hier anreihen. Er gedenkt daneben eine besondere Arbeit über die Anstrengungen, die die Kirche zur Bewältigung der franz. Revolution bis zum Tode Pius VI. gemacht hatte, zu liefern, und nicht minder dasjenige zu ergänzen, was den Anfang in der Fortsetzung seiner Kirchengeschichte enthält, die Darstellung des Concils von Trient.

Es war nothwendig, dass wir das Bild des Mannes geben, von dessen Hauptwerke und überhaupt von dessen Bestrebung wir handeln gedenken.

Bekanntlich hat Cäsar Baronius seine Annalen bis zum Jahr 1198 geschrieben. Das erste Jahrtausend der Kirchengeschichte, das Kirchenrechts der orientalischen und occidentalischen Kirche, hier Einigung zugleich und Schisma, und die Bedeutung des letzteren ging und geht auf eine Wiedervereinigung. Gratian stellte sein Decret im Standpunkt der Einigung des Kirchenregiments, man kann es sagen als Encyclopädie des christlichen Wissens des ersten Jahrtausends dar: und Baronius trat noch weiter in den Anfang der Geschichte des zweiten Jahrtausends hinein. Des Baronius Werke sind in Rom, Mainz, Antwerpen erschienen. (12 Bände.)

Die Fortsetzung desselben geschah von zwei Seiten: durch Abraham Bzovius, einem Dominicaner in 8 Bänden, und kürzer durch Heinrich Spondanus in zwei Bänden: sodann durch die Ordensgenossen des Cäsar Baronius, den Odoricus Reynaldus

und Jacobus de Laderchio — vom XIII. bis zum XXIV. Band. (Ausgaben Rom und Köln.) Von der Kritik des Pagi und der Ausgabe des Mansi wollen wir nicht reden. Das sich nun Theiner der Fortsetzung des Reynaldus und Laderchio anschliessen würde, verstand sich von selbst. Theiner fängt daher sein Werk mit dem letzten Lebensjahre Pius V. an und theilt uns den letzten seiner Briefe an den Herzog von Baiern über seine (des Papstes) Gesundheit mit. Sodann umfassen die 3 Bände das Leben Gregor's XIII. und die Schicksale der Welt. Theiner gedenkt namentlich in der Vorrede, warum er diese kurze Zeit so weitläufig behandelt hat, und fügt bei, dass er die übrigen Theile der Annalen bis auf Pius VII. beiläufig zu zehn Bänden festsetzen könne.

Ohne seine Vorgänger tadeln zu wollen, hat Theiner eine andere Methode eingeschlagen, er hält sich zwar, wie seine Vorgänger, an die Jahre der Päbste und der Kaiser, woraus von selbst folgt, dass er die deutschen Angelegenheiten, die ohnedies in jener Zeit die wichtigsten waren, vorausgehen lässt: wo er sodann auf die übrigen europäischen und aussereuropäischen Länder sich einlässt. Dabei ist er auch genauer in der Herbeiziehung der Urkunden, die er ganz abdrucken lässt, und insbesondere die nicht in der lateinischen Sprache geschriebenen in der Mantissa, weil durch Uebersetzungen gar sehr der Kern des Ausdrucks verloren geht: worauf es freilich kommen musste, dass das Werk selbst drei Folioebände einnimmt, und daher nur als ein für öffentliche Bibliotheken brauchbares angesehen werden kann, da es zu kostbar ist. Zuletzt gibt er noch an, dass Gregor XIII. — ein sehr sorgsamer Papst — Alles in das päpstliche Hauptarchiv habe niederlegen lassen, und der Sammler daher nicht genöthigt worden sei, in den Archiven der besondern Stellen und Behörden das Noetige beizuholen.

Das erste Jahr des Pontificats Gregor's XIII. zeichnet sich aus durch den besseren Unterricht, den jetzt die Jesuiten in den deutschen Schulen gaben, sodann durch die Bestrebung der Kirche gegen die Türken, deren Widerstreben noch immer nicht aufgehalten werden konnte, obgleich es jetzt mehr eine politische, wie religiöse Richtung angenommen zu haben scheint: endlich war das bedeutenste die Bartholomäusnacht, deren Schicksale nicht minder eine politische wie religiöse Bedeutung hatten. Zwar wirken in alle Verhältnisse unseres Lebens seit der Reformation bis auf diesen Augenblick religiöse Gegensätze: aber abgesehen davon, war es der Eigiz der Partheien, der das fürchterliche Drama herbeiführte. Theiner hat diesen Gegenstand besonders gut verarbeitet, auch die Ansichten der Protestanten verglichen, die diesen Gesichtspunkt erkennen, und diejenigen Aufklärungen gegeben, die aus den ihm vorliegenden Documenten zu entnehmen waren, weshalb die Geschichtschreiber auf diese Darstellung Rücksicht zu nehmen allen Grund haben. Chateaubriand hatte schon in seinen *Etudes historiques* erklärt, er sei im Besitze der Depeschen von Salviati,

dem damaligen Nuntius des Papstes in Paris, und er hat sie dem Mackintosh drucken lassen. Diese Depeschen hat nun Theiner in der Mantissa besser noch abdrucken lassen: sieh dessen Bemerkungen pag. 42. Man sieht, dass Theiner hier nichts verschwiegen hat. Im Ganzen bestrebte sich der Papst in dem gedachten Jahre um zwei Punkte, einmal um die Bewältigung der Tüden, denen Er zunächst die Macht des christlichen Staats im Interesse des Christenthums selbst entgegensetzen musste, und das andere um die Förderung der Wissenschaft. — Daher lobt Er den König von Spanien wegen der Poliglote des Testaments, und warf bedacht, die grosse Sammlung der canones sowohl im Decret als in den Decretalen kritisch zu verbessern, zu welchem Zwecke Er Gelehrte namentlich aber den Anton Augustinus aufforderte. Er belobt er den Canonicus von Toledo Aloys Garzia, und des Papstes Bestrebungen werden wir noch in den weiteren Jahren seiner Regierung sehen. Ebenso war er bedacht, die Irrthümer der Magburger Centuriatoren aufklären zu lassen durch Briefe an Fortunius und Nasus, was aber freilich erst durch die Annales des Baronius bewirkt wurde. Es kann der Zweck dieser Recension sein, in die einzelnen Jahre der Amtsthätigkeit des grossen Papstes einzugehen: nicht leicht gab es eine Zeit, wo von allen Seiten die päpstliche Macht und Gewalt so angesprochen wurde, wie damals und wir sehen, wie gemessen alle Bestimmungen der Erlasse waren. Obgleich damals mehr Hoffnung war, Fürsten und Völker zu dem alten Glauben zurückzuführen, selbst in Beziehung auf Schweden, so waren umgekehrt die Zustände in Deutschland und Frankreich sehr unglücklich, und abgesehen von den Kämpfen mit den Huguenoten in Frankreich waren es Zeugnisse ungünstiger Art, die von Deutschland aus dem Papste zingingen. Caspar Gropper an die deutschen Bischöfe geschickt pag. 97, schreibt zurück, was er hier gehört und gemacht hat. Die Schicksale von Polen waren in jener Zeit wegen der Königswahl ebenfalls wichtig. Dabei sah der Papst nicht weit auf die Verhältnisse der Einzelnen, Vornehmen und Niedrigen, aber er spricht zu Gunsten der Gräfin Egmont mit ihren vielen Kindern, damit das Vermögen nicht confiscirt werde, er versorgt einen armen Deutschen, weil der Karthäuser Surius ihn darum bittet. In die einzelnen reichen Nachrichten des ersten Bandes durchgegangen hat, darf zur Erinnerung derselben das Register nachlesen, welches mit voller Kenntniss des Gegenstandes in wenigen Bogen gemacht ist.

Mich weiter in die Einzelheiten zu verbreiten erlaubt der Zweck unserer literarischen Zeitschrift nicht. Nur einen kleinen Blick wollen wir in den zweiten Band thun, und zwar nur in einzelnen Materien, welche uns besonders interessiren, denn der Zeitraum von 1575—1578, von vier Jahren ist eben so grossartig in der Weltgeschichte, weil er die Folgen des Concils von Trient und eine Reihe weltlicher Einrichtungen enthält, so dass wir uns darauf gar nicht einlassen können. Leider waren damals die deutschen Bischöfer

den deutschen Fürsten überlassen, welche aus ihrer Familie die Bischöfe zogen, oft des dadurch erlangten Schutzes wegen zum Heil, oft auch zum Nachtheil der katholischen Kirche, der Pabst selbst war in grosse Verlegenheit gebracht, und er konnte manchem zweideutigen Mann die Bestätigung nicht versagen (das beste darüber hat Eichhorn in seiner deutschen Rechtsgeschichte z. B. §. 503 geschrieben): und als diese Richtung aufhörte, blieb die Besetzung der Canonicats und auch der Bisthumstellen dem Adel. Ferner als die Katholiken die Dogmen der katholischen Kirche nach dem Concil von Trient anerkannten, blieb einzelnen Fürsten noch der Gedanken übrig, dass man ausnahmsweise von der Communion unter einer Gestalt dispensirt werden könne?! hier benützte nun der Pabst die Macht der Wissenschaften und gelehrten Theologen, z. B. bei dem ihm neben Baiern und Oesterreich treugebliebenen Herzog von Cleve. Ausserdem ist das System Gregor's XIII. überall ein höchst gerechtes und consequentes; die Universitäten begünstigt Er, namentlich mit Hilfe des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich die Universität Freiburg, besonders wegen ihrer Dotationen durch Incorporation der Pfarreien, was noch Bedeutung hat für unsere Zeit: die Universität Wilna in Verleihung der academischen Grade: — der König Johann von Schweden wird katholisch; mit dem österreichischen, bairischen Hause, und dem König von Polen, welchem letzteren er die Nomination gewisser Pfründen zulässt, hält sich Gregor XIII. ganz vorzüglich; nicht minder treten die Männer hervor, deren sich der Pabst besonders bedient; aber auch der trauige Kampf in Köln mit der Wahl des Erzbischofs Truchsess fängt trotz der richtigen Ansicht des Herzogs von Baiern, welcher dessen Bestätigung misrathet, an. Das Ende dieses Bandes aber bezeichnet den grossen Entschluss Gregor's XIII., die Zeitrechnung und den Kalender zu reformiren. Ihm gebührte dieses gleichsam als Recht: denn nach dem Kirchenjahre wird ja gezählt. Der Herausgeber dieses Werkes, Theiner, hat zwar nur die Anzeige abdrucken lassen, welche Mucantius in diarior. caeremon. vol. 13. fol. 331 gemacht, wobei dieser bezeugt, dass in Rom schon im Jahre 1562 der julianische Kalender abgeschafft, und der neue eingeführt worden sei: dieser Anfang fand auch statt in Spanien, Portugal, Frankreich und Polen, nicht aber in Deutschland d. h. weder überhaupt unter den Protestanten, noch auch in den katholischen Ländern. Es hatte dieses auch Einfluss auf das Osterfest; weshalb der Pabst ein eigenes Schreiben an den Kaiser erliess. Gerade diese Notizen sind uns von dem höchsten Werth, während der Herausgeber hinsichtlich der Constitutionen selbst auf das Bullarium verwies. Eben so hat uns derselbe nur wenig über die grosse Rechtsammlung angegeben, aber gut nachgewiesen, dass immer noch die römische Ausgabe des Corpus juris vom Jahre 1582 die beste sei; und alle andern Ausgaben namentlich die in Deutschland gemachten sich deren hätten anschliessen müssen. Mit dem Calenda-



rium ist auch zu verbinden das Martyrologium, welches Baronius auf den Wunsch des Papstes zusammengestellt hat, und welches Gregor XIII. der Christenheit als allgemein anzuerkennen befohlen hat (Theiner tom. III. pag. 618). Als Benedict XIV. dieses wieder herausgegeben hat (1748), hat derselbe die Vorrede des Baronius speciell vordrucken lassen.

Bei der Anzeige dieses mit ausserordentlichem Fleisse gearbeiteten Buches kann es wieder nicht darauf ankommen, auf die massenhaften Einzelheiten einzugehen, aus denen man die Consequenzen der hierarchischen Ordnung, die lediglich von dem Papste ausgehen kann, erkennen mag: sondern es soll genügen, auf ein und das andere Beispiel aufmerksam zu machen, wornach eben jetzt die in Deutschland herrschende Rationalität der Geschichtschreibung mehr verdrängt, wie erklärt. Nur die Annalen der Kirchengeschichte sind es, aus welchen sichere Schlüsse für die Geschichte zu entnehmen sind. Wir gehen von einer bekannten Lehre aus: zu allen Zeiten hat bei den Mischehen nur der Papst dispensiren können; unter Gregor XIII. kamen die meisten Mischehen in Polen vor; der König begünstigte sie, weil er sie als ein Mittel ansah, die Katholicität zu fördern; sowie man sie in der neuesten Zeit in Deutschland als ein Mittel angesehen hat, die protestantische Kirche zu heben. Solche Rücksichten hat die katholische Kirche nie gehabt: aber sie war bestrebt, solche Mischehen für unerlaubt zu erklären, wo nicht ein concretes Verhältniss nach der Ermessung des Papstes Dispensation bewirkte. Gerade hier sind in dem III. Bande des Theiner'schen Werkes die genügendsten Zeugnisse enthalten. Dass das Dispensationsrecht unter Benedict XIV. durch eine Art der Interpretation des Concils von Trient nicht sowohl erweitert, als bei der Nichtpublication des Concils als unnöthig erkannt ist, ja dass in dringenden Fällen das Dispensationsrecht in die Fakultät des Bischofs gestellt ist, hängt natürlich mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Lehre zusammen: und es ist Unsinn zu behaupten, die katholische Kirche sei zu je einer Zeit von dem Princip einer milden Praxis ausgegangen. Nur durch solche Annalen kann das Geschichtsstudium selbst statt des unächten Pragmatismus, auf eine wahrhafte historische Basis zurückgeführt werden.

Dieser Umstand veranlasst uns noch von zwei Dingen zu sprechen: a) von der Methode der Kirchengeschichte im Allgemeinen und ihrem Fortschritt in unsrer Zeit, b) von dem Standpunkt der kirchlichen Annalen, wie sie Baronius eröffnet hat. Die Reformation war bestrebt, die Göttlichkeit des Christenthums in den ersten Jahrhunderten — in der Kindheit der christlichen Kirche nachzuweisen, wie man die Geschichte eines Staats mit der Entstehung des Staats beginnt; sie verkannte die vorausgegangene Zeit, das Heidenthum, und die Verheissung im Judenthum, sie stereotypirte das Evangelium des neuen Bundes in subjektiver Auffassung, und erkannte vielleicht nicht den Geist Gottes in Laufe der Kirchen- und Profange-



schiebt. Es war daher ein grosser Gedanke unsers gelehrten Döllinger: das Heidenthum und Judenthum als eine Vorhalle zur Geschichte des Christenthums aufzustellen, und gerade darin die Göttlichkeit der christlichen Kirche nachzuweisen. Ihren Verlauf nahm die christliche Kirche, indem der Geist Gottes den Menschengeschlechtern vom Jahrhundert zum Jahrhundert sich mittheilte, wobei es freilich an Widerstreben nicht fehlen konnte. Das Episcopat musste die Versöhnung herbeiführen; daher sollte besonders dieses angegriffen werden, aber eine Kirche kann eben nicht sein ohne die Sichtbarkeit des göttlichen Geistes — ohne das Episcopat. Es war daher natürlich, dass man sich zu allen Zeiten gegen diesen Felspunkt der Kirche richtete. Die Secten, die einen andern Standpunkt vor sich nahmen, mussten leicht zerfallen; aber diejenigen, die den Episcopat verwarfen, waren eben die ächten Gegner des Katholicismus. Ob dieses direkt geschah oder indirect ist gleichgültig: ob man den Pabst als eine menschliche Einrichtung verwarf, ob man ihn als Nominalpräsidenten der einzelnen Bischöfe aufstellte, ob man eine Constitutionalität in der Kirche durch die Majorität der im allgemeinen Concilium versammelten Bischöfe statuirte, ob man gegen die Initiative der päpstlichen Legate in den Worten „proponentibus legatis“ stimmte: dieses Alles war gleichgültig. Wo aber der Pabst seine angestammte Würde nicht hatte, war Verfall oder unter dem Schutze vorübergehender Staatseinrichtungen eine Staatskirche. Wie man sich selbst im Glauben gerecht würde, ist dann secundär, und es beweist dieses die Geschichte der Reformation, wie man wieder aus Döllinger's Darstellung oder auch aus den Erscheinungen der neuesten Zeit in den historisch-politischen Blättern erkennen kann, und was natürlich nicht hieher gehört.

Aus diesem Allen tritt entschieden hervor, dass ein Haupttheil der katholischen Kirchengeschichte die nach dem Regimente der einzelnen Päbste fortgeführten Annalen sind, und der Verfasser dieser drei Bände hat in seinem Gregor XIII. ein Muster solcher Verarbeitung geliefert, welches, wenn auch die Fortführung in engeren Grenzen geschehen kann, immerhin als Musterarbeit von den Gelehrten anerkannt werden wird. Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich, und für die ausseritalischen Buchhändler auch ein Musterbild.

**Reuchart.**

*Das Staatsrecht des Fürstenthums Serbien von Dr. E. J. v. Tkalc.*  
Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1858.  
Bog. 18. S. 286.

Es ist sicher ein gutes Zeichen für die Befestigung der politischen Zustände eines Staates, wenn in demselben oder in Beziehung auf denselben eine publizistische Literatur entsteht, welche einen wissenschaftlichen Charakter in Anspruch nimmt. Es muss daher als eine erfreuliche Erscheinung bezeichnet werden, dass in verhältnissmässig kurzer Zeit zwei publizistische Werke entstanden sind,

welche sich das öffentliche Recht im Fürstenthum Serbien zum Gegenstande genommen haben. Das erste war eine Darstellung des öffentlichen Rechtes des Fürstenthums Serbien in serbischer Sprache („Jawno pravo knjahestwa Ssrbije“) von Dr. Demeter Matitsch, jetzt Sectionschef in der fürstlich serbischen Staatskanzlei, Belgrad 1851, welches von demselben, damals Professor an der juristischen Fakultät des Lyceums zu Belgrad, als Lehrbuch des heimathlichen Staatsrechts, und zwar gleichzeitig mit einem Lehrbuch des allgemeinen Staatsrechts in serbischer Sprache („Natschela umnog drschavoprava“ Belgrad 1851) abgefasst wurde, bei dessen Ausarbeitung derselbe meine Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts zu Grunde gelegt hatte. Das andere publizistische Werk ist eben die hier angezeigte Schrift des Hrn. Dr. Tkalac, eines geborenen Slaven aus k. k. österreichischen Unterthans, in deutscher Sprache, welches an das Werk Demeter Matitsch über das serbische Staatsrecht anschliesst, und wie der Verf. in der Vorrede ausspricht, durch den Wunsch hervorgerufen wurde, dass in einer Zeit, wo von berufenen und unberufenen Federn so viel über die Slaven geschrieben wird, über deren nationale und politische Existenz verhandelt wird, der Zustand und Verhältnisse nach ihrer wahren positiven Seite dem Auslande bekannt werden möchten. Es ist dieses Unternehmen um so mehr dankenswerth, als, wie der Verfasser richtig bemerkt, die slavische Literatur nicht den Vortheil hat, in grösseren Kreisen bekannt zu sein. Wenn der Verfasser den Grund hiervon in der geringen Schätzung der slavischen Sprache im Auslande findet, so hat er sich wohl etwas unrichtig ausgedrückt; dass aber Unbekanntheit mit dieser Sprache im Auslande vorhanden ist, müssen wir dem Verf. allerdings zugeben, wenn wir auch den Grund hierfür in anderen Verhältnissen als in dem von ihm bezeichneten Umstande suchen. Die vorliegende Schrift umfasst das gesammte Staatsrecht Serbiens, so weit es auf positiven Gesetzen und anerkanntem Rechte beruht. Man kann es nur billigen, dass der Verf. jedoch nicht auf das Eingehen auf die allgemeinen Lehren des Staatsrechts, sowie auf die oft missliche und irreführende Herbeiziehung von Analogien aus den öffentlichen Rechten anderer Staaten, als ausserhalb seines Zweckes liegend, vermieden hat. Von besonderem Interesse ist die geschichtliche Entwicklung des serbischen Staatsrechts und überhaupt des serbischen Staates, welche der Verf. in klarer Uebersichtlichkeit dargestellt hat. Den Kampf, welchen das serbische Volk im J. 1804 gegen die usurpirte Gewaltherrschaft der Janitscharenhäuptlinge (Dahije) im Belgrader Paschaliik unternahm, charakterisirt der Verf. als „bei seinem Beginne“ einen Kampf der Nothwehr gegen einen Feind, der zugleich ein gefährlicher Gegner der Pforte war, und zeigt sodann, wie sich dieser Kampf bei dem Gegensatze zweier Bevölkerungen, deren die eine zum Herrschen, die andere zum Dienen bestimmt war, alsbald naturnothwendig zu einem Kampfe gegen das ottomannische Staatswesen selbst entwickeln musste. Der Verf. hebt sodann her-

vor, „dass die aus der Betrachtung der allgemeinen politischen Lage Europa's gewonnene Ueberzeugung, dass keine europäische Grossmacht ausser Russland die Emancipation der christlich-slavischen Elemente des ottomannischen Reichs wünschen und fördern würde, sowie die vom serbischen Volke lebhaft gefühlte nationale und religiöse Einheit mit dem russischen Volke“ ein Anlehn an Russland zur Folge haben musste. Hieran reihet sich die Aufzählung der Errungenschaften, welche das serbische Volk unter dem Beistande und der Vermittelung Russlands schrittweise machte, und der Bewilligungen, welche es nach und nach von der Pforte erhielt, die allmählig Serbien in die angestrebte nationale Stellung brachten, ohne das Band der Unterordnung unter die Pforte vollständig zu lösen. Der Verf. spricht sich über die bestehenden Verhältnisse mit grosser Mässigung und praktischer Umsicht aus; er vermeidet glücklich die naheliegende Klippe patriotischer Declamationen und Uebertreibungen, und die Vergleichung der Gegenwart mit den früheren unheilvollen Zuständen lässt ihn das Errungene als einen wirklichen Fortschritt, als ein Gutes, wenn auch nicht als das Beste, mit Gerechtigkeit beurtheilen. Da nun einmal die Grossmächte an der Ansicht festhalten, dass der Fortbestand des türkischen Reiches für das Gleichgewicht von Europa nothwendig sei, und sie für diesen Zweck in letzter Zeit sogar die gewaltigsten Anstrengungen gemacht und die grössten Opfer gebracht haben, so erscheint es auf der andern Seite als eine unabweisliche Forderung der Billigkeit und Menschlichkeit, dass die Grossmächte auch allen ihren Einfluss aufbieten, um den christlichen Bevölkerungen unter türkischer Herrschaft eine menschenwürdige und nationale Existenz zu verschaffen und zu gewährleisten. Fassen wir den Geist der vorliegenden Schrift auf, so ist es eben die Absicht des Verf., nachzuweisen, dass das serbische Volk einer solchen Gewährleistung ebenso bedürftig, als würdig und befähigt sei, eine, wenn auch immerhin unter der Oberhoheit der Pforte, wenigstens im Innern selbstständige, nationale Existenz zu behaupten, und dass die Institutionen, welche bereits in Serbien geschaffen wurden, keine untüchtigen Grundlagen für die Entwicklung dieses Donarstaates seien, welche in dem Interesse des gesamten Europa liegen müsse. Was den gegenwärtigen Zustand von Serbien anbelangt, so kann der Verf. wohl sein Bedauern darüber nicht verhehlen, dass sich die Pariser Friedensconferenz nur darauf beschränkt hat, die Aufrechthaltung des status quo in Serbien auszusprechen und im 28. Artikel des Pariser Friedenstractates die Bestimmung zu treffen, „dass die durch kaiserliche Hat's festgestellten Rechte und Freiheiten Serbiens“, als welche „unabhängige nationale Verwaltung, volle Freiheit des Cultus, der Gesetzgebung, des Handels und der Schifffahrt“ namentlich hervorgehoben werden, – „von nun an unter die gemeinsame Garantie der vertragschliessenden Mächte gestellt werden.“ Doch erkennt der Verf. an, dass durch die Art. 17, 18 u. 29 des Pariser Friedenstractats auch einige neue Zugeständnisse

an Serbien gemacht wurden. Die beiden ersten genannten Artikel gewähren nämlich Serbien die Theilnahme an der europäischen Donau-Schiffahrts-Commission und an der ständigen Donau-Übstaaten-Commission, der Artikel 29 aber bestimmt, dass in Serbien keine bewaffnete Intervention ohne vorausgangene Verständigungspaktirenden Mächte stattfinden könne. Der Verf. beschreibt sodann in zwei Büchern, Verfassungsrecht und Verwaltungsrecht, die publicistischen Zustände Serbiens im Einzelnen. Die klare Darstellung wird jeden, der diese Verhältnisse interessiren, befriedigen und die Ueberzeugung gewähren, dass in diesem erst seit einem halben Jahrhundert einer nationalen Entwicklung wiedergegebenen Lande schon sehr vieles geleistet worden ist, was einen stetigen Fortschritt auf der Bahn der Civilisation und politischen Entwicklung in Aussicht zu nehmen gestattet. Als Zugaben finden sich die Hatischerifs von 1829, 1830, 1833, 1838 u. 1853, welche den staatsrechtlichen Verhältnissen in Serbien zur Grundlage dienen, sowie auch das Concordat Serbiens mit der Patriarchate zu Constantinopel vom Jahr 1832 und die Zusatzartikel hierzu von 1836 in einer neuen, auf Grund der türkischen und griechischen Urtexte in der fürstlich serbischen Kanzlei amtlich erschienenen Uebersetzung. Hinsichtlich der barbarischen Form der Uebersetzung bittet der Verf. den Leser, der sich daran stossen sollte, zu erwägen, dass zu publicistischen Zwecken eine genaue, streng treue Uebersetzung, selbst im schlechtesten deutschen Style, wohlstylisirten freien Paraphrase vorzuziehen sein dürfte, und dass diese Urkunden so charakteristische Musterstücke der hochgepriesenen staatsmännischen Weisheit des Türkenthums und der viel bewunderten publicistischen Stylistik der Pforte bilden, dass es unerlässlich schien, sie mit der treuesten Sorgfalt in deutscher Sprache wiederzugeben.

Zöpt

---

*Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Sein Leben und seine Schriften dargestellt von Dr. C. Manuel. Mit Jeremias Gotthelfs Porträt in Stahlstich und einem Facsimile. Berlin, 1857. Verlegt von Julius Springer.*

Unstreitig gehört Bitzius, unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf berühmt, zu den ersten Volksschriftstellern. Wer ihn in seiner ganzen Grösse erkennen will, darf nicht die Legenden und Sagen desselben lesen, welche sich entweder auf die Vorzeit oder auf das Mittelalter beziehen. Sind auch einzelne derselben, wie z. B. die schwarze Spinne, meisterhaft durchgeführt, zeigt sich diese Meisterschaft eben in der trefflichen Anwendung derselben auf die schweizerische Gegenwart, in der ausgezeichneten Umrahmung eines Bildes der Vergangenheit durch das wirkliche Leben des Schweizerlandes. Bitzius ist ein Volksschriftsteller der Gegenwart und des Schweizerlandes, dem er angehört. Er erfasst die Sitten und Gebräuche, die Sprache, das ganze öffentliche und häusliche Leben des Schweizerlandvolkes, zumal des Volkes in der

allen der Schweiz, in welchen er seine erste Erziehung erhielt und später als Geistlicher wirkte, mit einem bewunderungswürdigen Augerblicke; er zeichnet die Menschen und alle ihre Umgebungen in einer Wahrheit und einem Leben, wie sie selten an Volksschriftstellern gefunden werden. In seinen Volksromanen und Volksnovellen, welche sich auf das Volksleben seiner Zeit beziehen, tritt er oft dramatisirend auf, und lässt die Personen seiner Erzählung in der richtig aufgefassten Volksweise wahr und treu entwickeln. Gedanken in entsprechender Volksmundart bezeichnen. Geist und Humor, Phantasie und eine ungewöhnlich lebendige Darstellungsgabe, das Einzelne ausmalt, ohne ins Breite zu gehen oder langweilig zu werden, zeichnen ihn vor dem immer grösser werdenden Tross der vornehmlicher schöngeistiger Schriftsteller aus. Bitzins ist eine originale Natur; er copirt nirgends andere Schriftsteller, und ist in jeder Weise wesentlich von andern ihm ebenbürtigen, berühmten Volksschriftstellern, wie Hebel, Pestalozzi, Auerbach verschieden. Belehrung und Unterhaltung verknüpfen sich in angemessener Weise. Seine Gesinnung ist eine conservative, da er gegenüber dem maasslosen Radikalismus das erhaltende Princip im politischen und religiösen Volksleben seines Landes vertritt; dabei ist er aber nicht von jeder Reaction und ein warmer und begeisterter Freund der politischen und religiösen Freiheit. Das allgemein Menschliche, dem wir in seinen Volksschriften überall begegnen, die psychologisch wahre Schilderung des Schönen und Grossen, des Gemeinen und Niedrigen der Menschennatur sichert ihm nicht nur unter den Schriftstellern der Schweiz, sondern auch des stamm- und sprachverwandten Vaterlandes eine bedeutende Stelle, und da er in so gewinnender Weise dem Volksmann zum Volke zu sprechen versteht, einen grossen Leserkreis. Unstreitig verdient ein solcher Mann, aus dessen Schriften nicht minder eine bedeutende schriftstellerische Grösse, als ein edler Charakter spricht, ein biographisches Denkmal, und es macht dem Hrn. Verf. alle Ehre, dass er gerade einen solchen ehrenwerthen Mann, wie den des Jeremias Gotthelf, zum Gegenstande einer literarischen Arbeit gewählt hat. Gut gewählt ist der Wahlspruch des Juvenal:

Civis erat, qui libera posset

Verba animo proferre et vitam impendere vero.

bezeichnet so ganz das Streben des trefflichen Mannes, welchem das Denkmal eines gleichgesinnten Verehrers gewidmet ist.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil stellt das „Leben von Bitzins“ (S. 3—170), der zweite „die Schriften desselben in ihren Hauptzügen“ (S. 170—307) dar. Die Familie Bitzins ist ein älteres Geschlecht Berns. Der Name ist ursprünglich der Taufname Sulpicius, der in der Abkürzung „Bitzins“ im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte häufig vorkommt. Grossvater und Vater unseres Bitzins waren Pfarrer. Er wurde am 4. Oktob. 1797 in Murten, dem für die Schweizergeschichte denk-

würdigen Orte, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Im Jahre 1807 übersiedelte sein Vater als Pfarrer nach Utzenstorf. Mit fünfzehn Jahren trat Bitzias in die Literarschule und später in die theologische Fakultät der Akademie zu Bern ein. Unter seinen Lehrern am Gymnasium wirkte der nachmals als theologischer Lehrer ausgezeichnete Prof. Lutz am meisten auf ihn ein. Das Nachtheil des Lesens von Literaturzeitungen für Studirende, ehe sie sich mit dem Inhalte der Literatur selbst vertraut gemacht haben, führt er schon als Student in Bern, da er im Jahre 1817 an Stud. schrieb: „Die Literaturzeitungen machen mir die Gelehrsamkeit vieler Leute begreiflich, die über Alles Bescheid wissen, ohne Etwas recht zu verstehen“ (S. 15). Am Ende des Sommersemesters 1820 wurde er als Candidat des Predigtamtes promovirt und erhielt die Consecration. Er wurde als Vicar bei seinem Vater in Utzenstorf angestellt. Im Frühjahr 1821 bezog er die Hochschule Göttingen. Im Frühjahr 1822 verliess er diese Stadt und trat eine grössere Reise durch Deutschland an. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland übernahm er wieder die frühere Vicaratsstelle in Utzenstorf bis zum Tode seines Vaters, welcher 1824 erfolgte. In diesem Jahre wurde er als Vicar nach Herzogenbuchholz versetzt, im Jahre 1829 kam er in gleicher Eigenschaft nach Basel, 1831 nach Lützelflüh im bernischen Emmenthale, wo er 1832 Pfarrer wurde, und die Grosstochter seines Vorgängers ehelichte. Er hatte in diesen Kreisen sich ganz dem praktischen Leben gewidmet und dieses genau kennen gelernt. Er wurde unter dem Schwager zervolke erzogen, und lebte unter ihm. Hier gewann er seine Anschauung der Natur und des Menschen. Erst im Jahre 1836 trat er als Volksschriftsteller auf, und da seine erste Schrift „der Bauerndespiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf“ bald seine Genialität bekundete, und bei Kennern eine sehr günstige Aufnahme fand, lernte er das in ihm schlummernde Talent kennen, und nun eine längere Reihe von Schriften erscheinen, welche in der Gestalt von Romanen, Novellen, Erzählungen, Legenden, Sagen die verschiedensten Seiten und Charaktere des häuslichen und öffentlichen politischen und religiösen Volkslebens entwickeln. Man lese, wenn man sich einen Begriff von seiner Meisterschaft als Schilderer des Volkslebens machen will, seine herrliche Erzählung „Geld und Geist.“ Er blieb in Lützelflüh, wo er in edelster Weise als Volksschriftsteller und Pfarrer wirkte, bis zu seinem am 22. October 1854 nach vollendetem 58. Lebensjahre erfolgten Tode. Natürlich musste in die Darstellung des einfachen äusseren Lebens eines Landpfarrers die Entstehungsgeschichte seiner zahlreichen Volksschriften verflochten werden. Diese Schriften sind zweckmässig in chronologischer Ordnung behandelt und richtig charakterisirt. Ebenso wahr und treu, in einer reinen und edeln Gestalt ist auch der Charakter ihres Verfassers dargestellt. Da die Schriften des Bitzias nun noch im Allgemeinen und Besondern im zweiten Theile (S. 170—307)



behandelt sind, so waren Wiederholungen unvermeidlich, und es kann nicht ungerügt bleiben, dass bei einer vollendeten Darstellung ein solcher Uebelstand hätte vermieden werden müssen, was auch der Herr Verf. selbst in der Vorrede andeutet. Die Zeichnung der Bitzins'schen Schriften und ihrer Charaktere ist wirklich gelungen, nicht minder die Vergleichung desselben mit Claudius, Hebel, J. H. Voss, Justus Möser, Pestalozzi, Jean Paul, Auerbach u. s. w. Das ihn von diesen Schriftstellern wesentlich Unterscheidende ist trefflich hervorgehoben. So ausgezeichnet Bitzins als Schriftsteller ist, dürfen desshalb doch seine Fehler in der Behandlung und Darstellung des Stoffes nicht übersehen werden. Der Herr Verf. deutet zwar einige derselben oberflächlich an, hat sie aber nicht alle, oder da, wo er sie berührt, nicht hinreichend dargestellt, oder selbst aus Vorliebe in Schutz genommen. Es herrscht durchweg in allen Schriften dieses sonst so trefflichen Volksmannes die Sitte, sich bei Darstellung der Reden und Meinungen der in seinen Erzählungen handelnden Personen der indirecten Rede zu bedienen, während durch Anwendung der directen die Form lebendiger und anschaulicher gehalten würde. Weniger edle und bisweilen selbst gemeine Ausdrücke können in der Rede von Personen nicht vermieden werden, welche der auf einer niedern Bildungsstufe stehenden Volksmasse angehören. Wir finden daher solche auch in Bitzins Schriften. Dagegen lässt sich der Gebrauch von solchen Ausdrücken, wie „Lausbuben“, „Kuttenstinker“ u. s. w. in der Erzählung des Darstellers selbst gewiss nicht rechtfertigen. In der Parteistellung geht Bitzins dem Radicalismus entgegen oft zu weit, wie in der sonst trefflich gelungenen Erzählung „Zeit- und Bernergeist“, wo er nicht mehr gegen extreme Parteiansichten allein zu Felde zieht, sondern solche Meinungen ganzen Ständen, wie Professoren, Schulmeistern, Secundärschulen, den Fremden in der Schweiz u. s. w. in Bausch und Bogen ohne alle Ausnahme in den Mund legt. Dadurch erscheint er selbst auf der Seite einer Partei, während er über den Parteien stehen will. Allein diese Mängel werden von den Vorzügen weit überwogen. Mehrere seiner vortrefflichen Schriften haben eine Reihe von Auflagen erlebt, und im Laufe des Jahres 1857 wurde von der Julius Springer'schen Verlagshandlung in Berlin eine Sammlung seiner sämtlichen Werke in 24 Bänden veranstaltet. Der 24. Band enthält die biographische Arbeit des Dr. Manuel und ein Wörterbuch der bernerischen Ausdrücke. Das Wort des griechischen Geschichtschreibers (S. 168) verdient daher auf den durch Genie, Charakter und schriftstellerische Leistungen gleich ausgezeichneten Volksschriftsteller Bitzins seine vollste Anwendung: „Ausgezeichneter Männer Grabmal ist der ganze Erdkreis, und nicht bloss der Denksäulen Inschrift in der Heimath verkündet ihren Ruhm; auch in fremdem Lande lebt ohne Schrift ihr Andenken, nicht sowohl im Werke des Künstlers, als in den Gemüthern fort.“

**v. Reichlin Meldegg.**

---



*Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau.*

*Dr. Heinrich Schreiber.* Auch unter den besondern Titel *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau.* Von Dr. Heinrich Schreiber. Zweiter Theil. Freiburg unter seinen Grafen. Freiburg. Verlag von Franz Xaver Wangler. 1857. IV + 287 S. Desselben Werkes Dritter Theil. Von der Selbstübergabe Freiburgs an das Haus Oestreich bis zum 30jährigen Krieg. Ebendasselbst. VIII u. 410 S. 8.

Nach dem ersten Theile der Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, welchen wir bereits in diesen Blättern (Jahrg. 1857, No. 1, S. 672) mit gebührender Anerkennung zur Anzeige gebracht haben, sind durch die thätige Verlagshandlung in möglichst kurzer Zeit rascher Aufeinanderfolge zwei weitere Theile, der zweite und dritte dieses Werkes besorgt und bereits ausgegeben worden. Sie umfassen die Geschichte der Stadt „Freiburg unter seinen Grafen“ und „von der Selbstübergabe an das Haus Oestreich bis zum 30jährigen Krieg“.

Der Herr Verfasser beabsichtigt bei der Bearbeitung dieser Geschichte keineswegs eine rein örtliche zu geben, sondern die Geschichte des Ortes in ihrem Zusammenhange mit der gesamten Reichsverfassung und in seiner Beziehung zur Entwicklung des deutschen Städtewesens im Ganzen. Und gerade durch diesen hohen Standpunkt hat derselbe wie auch schon anderwärts ausgesprochen worden ist, ein doppeltes Verdienst durch sein Werk sich erworben. Die einzelne Erscheinung ist nur im Zusammenhang der gesamten Entwicklung klar zu erkennen, und trägt ihrer wieder, wenn auch anscheinend ohne gerade stark im Ganzen hervorzutreten, zur Gesamtentwicklung des letzteren bei. Und so entfaltet sich denn ein deutliches Bild vor uns, wie alle der kleine Ort unter günstigen und ungünstigen Verhältnissen zu bedeutendsten Plätze der südwestlichen Ecke von Deutschland emporgearbeitet hat. Die Aufmerksamkeit bei der Lectüre des Werkes selbst wird aber noch dadurch gehoben, dass Alles mit sorgfältiger Benutzung und Kritik der Quellen zusammengestellt ist.

Wir können hier eben so wenig eingehen auf die vielen Anekdoten, Bündnisse, als auf die Schilderungen des innern Lebens der Stadt, wie deren Bewachung, Sturmordnung, Haushalt, Anstalten, Zunftstuben und Gesellschaften des Adels, auf die in Freiburg gepflegte Kunst, zumal der Baukunst, welche sich recht eigentlich dessen vorzüglichstem Bauwerke, dem Münster, ausspricht. Es ist uns nur gestattet, aus dem vielen Interessanten Einzelnes hervorzuhoben, was Herr Schreiber bei Gelegenheit der Schilderung des Kriegswesens in Freiburg über den angeblichen Erfinder des Schiesspulvers, Berthold Schwarz, (Th. II. S. 207 ff.) sagt.

Unter den Städten, welche darauf Anspruch machen, dass die Erfindung des Schiesspulvers (richtiger dessen ausgebreitete Ver-

ung für kriegerische Zwecke\*), von ihnen ausgegangen sei, durch Sagen und Zeugnisse, Freiburg oben an. Der Name des Berthold Schwarz ist sowohl örtlich als auswärts der bekannteste. Seit Jahrhunderten weist man auf das alte Franziskaner-Kloster (jetzigen Pfarrhof zu St. Martin) hin\*\*), in dessen Mäueren der aus Freiburg gebürtige, zu St. Blasien auf dem Schwarzwald in geheimen Künsten unterrichtete und deshalb von seinen Brüdern eingesetzte Mönch seine ersten Versuche gemacht habe. Die älteste, bis jetzt bekannte Nachricht über die Erfindung und Anwendung des Schiesspulvers in Deutschland findet sich in einem ungedruckten Feuerwerkbuch vom Jahre 1432. Darin ist von einem Meister, genannt der schwarze Berthold (niger Berthold) als einem Alchymisten (Schwarzkünstler, Nigromanticus) die Rede. Er habe, so wird erzählt, eine Goldfarbe brennen wollen, zu dem Salpeter, Schwefel, Blei und Oel gehöre, und sei auf seine Erfindung dadurch gekommen, dass ihm diese Mischung zu öftern Malen bei der Arbeit benutzten kupfernen Pfannen und Häfen zerbrach. Diese Mittheilung, welche bei der Pulver-Erfindung die Hauptrolle spielen lässt, hat nichts unwahrscheinliches, da die Alchymisten nicht selten etwas ganz anders fanden, als erwarteteten. Doch liesse sich auch annehmen, dass der Adept mit mehr Vorbereitung zu Werk gegangen wäre. Sollte er schon Nachrichten von den im Orient und bei den Manern asiatischen üblichen Geschützen benutzt haben? Ein zündender Funke änderte den Stössel in die Höhe und nun war die Wirkung des Geleges nicht nur selbst dem Adepten klar, sondern er setzte auch Andere in Kenntniss, welche sie für seine Erfindung hielten (S. 209). Was den Namen des Erfinders betrifft, so ging damit längere keine wesentliche Aenderung vor. Man machte, nach damaliger Gewohnheit, aus dem Beiwort einen Zunamen, aus dem schwarzen Berthold wurde Berthold zugenannt der Schwarze (Berthold cognomine Niger), später kurzweg der Schwarze oder Berthold Schwarz. Hiezu kam noch die nähere Bestimmung, dass der Meister dem Orden der schwarzen Franciskaner angehört. Auch die Geschichtschreiber dieses Ordens erwähnen seiner in ihren Jahrbüchern der Mindern Brüder (S. 210). Von dem Archive, welchem das entscheidende Zeugniss in dieser Sache hätte genommen werden können, nämlich von jenem der vormaligen Mindern Brüder in Freiburg, ist keine Spur mehr übrig. Diese Mönche mussten, als sie sich der von Pabst Leo X. eingeführten Ordensreformation unterziehen wollten, auf Verlangen des Kaisers Maximilian I.

\*) Dass das Schiesspulver den Arabern früher als uns bekannt gewesen sei, obgleich die Erfindung vielmehr den Persern und Chinesen zugeschrieben werden müsse und dass sie aus dem Morgenlande zuerst nach Spanien, wo sich schon 1342 die Mauern der Feuerschlünde bedienten, übergingen sei, wird von dem Hrn. Verfasser Th. II, S. 207 nachgewiesen.

\*\*) Auf dem Platze vor demselben steht jetzt (seit 1853) auch Berthold's Bild durch den Freiburger Bildhauer Herrn A. Knittel, einen Schüler Schwanthalers, ausgeführt.

am 6. August 1515 ihr Kloster den Brüdern von der strengen Observanz einräumen und die Stadt verlassen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch ihre Pergamente zerstreut, oder von den Nachfolgern zum eigenen Gebrauche abgeschabt.

Nach den Forschungen des Hrn. Verf. ist Anklitzen Familienname des Berthold Schwarz. Bekanntlich legt, wenn man in ein Kloster eintritt, als der Welt abgestorben, sowohl seinen bisherigen Familien- als seinen Taufnamen ab und erhält einen neuen Taufnamen und nur diesen, weil der Orden an die Stelle der Familie tritt. Damit ist jedoch die Erinnerung an die früheren Namen keineswegs ausgelöscht und der Mönch wird, zumal von den Brüdern häufig noch mit demselben bezeichnet, während er bei seinen Brüdern längst den von ihnen auferlegten Namen führt. Der Familienname Anklitzen selbst kommt in den Bürgerbüchern der Stadt Freiburg vor (S. 210. 211).

Was die Zeit angeht, in welcher Berthold Schwarz die Erfindung des Schiesspulvers oder vielmehr der Verwendung desselben zum Geschütz gemacht hat, so dürfte diese mit Sicherheit in den Anfang der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzen sein, schon im Jahre 1371 wird in den Rechnungsbüchern des Rathes der Stadt Basel eines angestellten Büchsenmeisters und mehrerer anderer Büchsen Erwähnung gethan (S. 213. 214. 215). In Freiburg selbst war schon im Anfang des 15. Jahrhunderts eine blühende Eisengiesserei, in welcher Büchsen verfertigt wurden\*).

Als Beilagen sind dem zweiten und dritten Theile interessante und belehrende Abhandlungen über das Münzwesen der Stadt Freiburg (die Genossenschaft der Rappenmünze) beigegeben.

Mit Vergnügen sehen wir den weiteren Lieferungen dieses werthvollen dienstlichen, die Geschichte der Stadt und Universität Freiburg umfassenden, Werkes entgegen.

Hautz.

---

\*) Bei dieser Veranlassung halten wir es nicht für unpassend, auf die schöne in dem Archive der hiesigen Universitätsbibliothek befindliche Handschrift in Folio aufmerksam zu machen, welcher das Verfertigen von Büchsen beschrieben und überschrieben ist: „Dialogus oder Gespräch zweier Personen, nämlich eines Büchsenmaisters mit einem Feuerwerkher von der Kunst und rechten Gebrauch des Büchsengeschosses und Feuerwerks. in zweien Theile getheilt, darinnen viel theilhaftliche geheimnissen verborgen Stuckh, auf alle dergleichen Ursachen, vorthail, behende Gröff gelehrt soviel in Fragen und Antworten faßt und ausgesprochen mag werden. Durch Samuelen Zymmermann in Augsburg. Register am End diss Buchs.“ Zymmermann lebte im Jahre 1600 in Augsburg und machte mit dieser Handschrift wahrscheinlich dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz ein Geschenk. Nach dem Inhalte derselben gebührt ihrem Verfasser das Verdienst, die Shrapnelbombe erfunden zu haben. Die in der Schrift gegebene praktische Anleitung stimmt in Allem mit dem heutigen Verfahren der Shrapnels in überraschender Weise überein. Zymmermann nennt dieses Geschoss „Geschoss der Hagelkugeln“ oder „Hagel.“ Es wäre somit diese Erfindung, welche bisher für eine englische galt, eine deutsche. Der königl. Preuss. Artilleriehauptmann, Herr Toll, handelt, mit Benutzung der hiesigen Handschrift, ausführlich über diesen Gegenstand in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift und Archiv für die Officiere der königl. Preussischen Artillerie, des Ingenieurkorps für 1852“ Bd. 32, Heft 2. S. 160.

# LEHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Neueste Sammlung ausgewählter Griechischer und Römischer Classiker, verdeutschte von den berufensten Uebersetzern. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1857 u. 1858. Lieferung 55 bis 64 incl. und zwar:*

55. Publius Virgilius Maro's Werke. Deutsch in der Versweise der Urschrift von Dr. Wilhelm Binder. Drittes Bändchen. Aeneis 7. bis 12. Gesang. 177 S. in kl. 8.
56. Titus Livius Römische Geschichte. Deutsch von Franz Dorotheus Gerlach, Professor an der Universität zu Basel. Drittes Bändchen. 4. u. 5. Buch. (Schluss des I. Bandes. S. 287—458.)
57. Strabo's Erdbeschreibung, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. A. Forbiger, Conrector am Gymnasium zu St. Nicolai in Leipzig. Drittes Bändchen. 6.—8. Buch. 245 S.
58. Die Dramen des Euripides. Verdeutschte von Johannes Minckwitz. Erstes Bändchen. Die Phönizierinnen. 153 S. Zweites Bändchen. Kyklops. 80 S.
59. Sophokles' Werke, verdeutschte in den Versmaassen der Urschrift und erklärt von Adolph Schöll. Drittes Bändchen. Antigone. 170 S.
60. Plutarch's ausgewählte Biographien. Deutsch von Ed. Eyb, Prof. am Seminar in Schönthal. Sechstes Bdchn. Lykurg und Solon. 106 S.
61. Pausanias Beschreibung von Griechenland. Aus dem Griech. übersetzt von Dr. Joh. Heinr. Chr. Schubart. Zweites Bändchen. S. 191—344.
62. Des P. Cornelius Tacitus Werke. Deutsch von Carl Ludwig Roth, Th. Dr. Gymnasialrektor und Oberstudienrath. Sechster Band. Annalen 14.—16. Buch. 187 S.
63. Homer's Werke. Deutsch in der Versart der Urschrift von F. J. C. Donner. Zweiter Theil. Die Odyssee. Erster Band. 1.—12. Gesang. 201 S.

Die hier aufgeführten einzelnen Theile dieser grossen Sammlung sind theilweis Fortsetzungen der in den früher angezeigten Bändchen begonnenen Schriftsteller und reihen sich diesen in gleichförmiger Weise der Bearbeitung und Fassung an: wir werden daher auch über diese uns kürzer machen können, unter Bezugnahme auf die früheren nochmaligen Besprechungen (s. zuletzt v. 20. 55 des Jahrg. 1857); um dadurch etwas mehr Raum für erstmals hier erscheinenden Schriftsteller zu gewinnen.

Unter die hier gelieferten Fortsetzungen gehört das dritte Bändchen des Virgils von W. Binder, womit die Aeneide zum Abschluss gebracht ist; ferner das dritte Bändchen des Livius (als Schluss des ersten Bandes) von Gerlach, der auch hier eine Reihe von beachtenswerthen historischen und kritischen Bemerkungen zum fünften Buche beigefügt hat und darauf eine allgemeine Erörterung über die geschichtliche Wahrheit der in diesem Buche enthaltenen Nachrichten folgen lässt. Und wenn er hier auf schlagende Weise

darthut, wie wenig man Recht hat, von der geschichtlichen Ueberlieferung wie sie Livius uns bringt, abzugehen, oder sie als Mythe auszugeben, und an die Stelle dieser angeblichen Mythe die eigene Phantasie als geschichtliche Wahrheit der Welt aufzubürden, so zweifeln wir nicht, dass der gesunde Leser, die der historischen Wahrheit überhaupt noch zugänglich sind, beistimmen wird. Man hat dem Livius vorgeworfen, dass er als Rhetor Geschichte Roms geschrieben: die neueste römische Geschichtschreibung nimmt immer mehr den Anlauf eines Romans und erfüllt dadurch mit Staunen die Welt, die an einer dem Zeitgeschmack huldigenden Manier mehr Gefallen findet als an gründlicher Forschung und tüchtigem Quellenstudium.

Unter den übrigen Bemerkungen erinnern wir, um wenigstens Einen Punkt daraus anzuführen, an die zu cp. 14 gemachte Bemerkung über den Unterschied der libri fatales und der libri Sibyllini, die beide oftmals in solcher Weise genannt werden, dass kein eigentlicher Unterschied zwischen beiden stattzufinden scheint. Nach der Auffassung unsers Verfassers können wir libri fatales als einen allgemeinen Ausdruck zu betrachten, als Benennung für Bücher, die einen Theil der Quellen der etruskischen Divinationslehre bildeten, und somit auch die sibyllinischen begreifen konnten, aber als ein besonders neben den sibyllinischen Büchern der Aufsicht der cœnvirn unterworfen waren. Ein weiterer Unterschied wird, und mit Recht auch darin gefunden, dass die sibyllinischen Orakel griechisch, die libri fatales ursprünglich etruskisch oder in lateinischer Uebersetzung (was wahrscheinlicher bedünkt) vorlagen.

Die Fortsetzung des Strabo in einem dritten Bändchen ist mit derselben Genauigkeit gemacht, die wir in frühern Anzeigen an den vorausgehenden Bändchen hervorgehoben haben: wo die Leseart streitig ist oder die Uebersetzung, bei dem Ungenügenden des überlieferten Textes irgend einer Verbesserung folgt, um einen entsprechenden Sinn zu gewinnen, ist dies stets angegeben: wir stossen aber auch auf zahlreiche Verbesserungen des griechischen Textes durch den Uebersetzer selbst, der dadurch seiner Arbeit einen weiten Werth verliehen hat, den Alle diejenigen, die mit der Kritik des Textes sich befassen, wohl anzuerkennen haben. Endlich hat der Verfasser auch auf jeder Seite kurze erklärende Bemerkungen geographischer oder historischer Art beigefügt und damit auch stets die Angabe der jetzigen Ortsnamen verbunden.

Die Uebersetzung der Dramen des Euripides, von der die beiden ersten Bändchen vorliegen, wird eine besondere Beachtung verdienen. Angeregt von einem der Meister Deutscher Verskunst sucht sie die grössten Schwierigkeiten, mit denen eine Uebertragung des Euripides in unsere Sprache zu kämpfen hat, zu überwinden und in einem wohlgerundeten, fließenden und dadurch auch wohlgefälligen Rhythmus uns den Fluss und die Zierlichkeit der Rede, die wir an diesem Dichter bewundern, erkennen zu lassen, ohne irgend wie gegen die Gesetze der deutschen Sprache und Verskunst sich zu verfehlen oder durch künstliche Wendungen der leichtern Auffassung und dem Verständniss Eintrag zu thun. Jedem der beiden Stücke geht eine besondere Einleitung voraus, die uns die ganze Oekonomie des Stückes, Plan und Anlage, wie die Durchführung darlegt, und damit zugleich eine ästhetische Würdigung des Einzelnen wie des Ganzen verbindet; bei dem zweiten Stücke, dem Kr-

klare, ist diese Einleitung etwas ausführlicher ausgefallen, weil hier zugleich die nöthige Erörterung über das Drama satyricum, welchem dieses Stück angehört, zu geben war, und dann am Schluss, der Vergleichung wegen, aus dem Gesang der Odyssee das Stück aufgenommen ist, welches von dem Abenteuer des Odysseus mit dem Cyklopen Polyphem handelt, insofern dasselbe die Hauptquelle des Euripides für dieses Stück bildete. Neben diesen besonderen Einleitungen eines jeden Stückes, wie wir sie wohl auch bei den weiteren Fortsetzungen zu erwarten haben, ist überdem in dem ersten Bändchen eine allgemeine Einleitung zu den Dramen des Euripides enthalten, welche zuerst den Euripides im Verhältniss zu seinen beiden Vorgängern ins Auge fasst, und die eigenthümlichen Vorzüge eines jeden der drei Tragiker in scharfzeichnender Weise darstellt, auch die inneren Beziehungen derselben zu einander durchgeht. Von diesem Standpunkt aus ist auch das behandelt, was später über das Leben des Euripides und seine Werke hier vorgetragen wird. Das Ganze wird selbst dem, der mit diesem Dichter bereits vertraut ist, manche neue Seiten der Auffassung und Beurtheilung bieten, auf die wir hier nicht begnügen müssen, im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben. Ersternde Anmerkungen zu einzelnen Stellen finden sich gleichfalls am Schlusse beigefügt, um zu dem vollen Verständniss des Ganzen Nichts vermissen zu lassen. Sollen wir nun als Beleg unserer Behauptung über die Ausführung des Ganzen, insbesondere der Uebersetzung einzelner Stellen namhaft machen, so ist die Wahl nicht schwer. Man greife z. B. gleich nur nach dem ersten vollstimmigen Chorgesang der Phönissen Vs. 202 ff., den wir gern, wäre er nicht zu ausgedehnt, hier mittheilen möchten. Wir wählen darum lieber die kürzere Rede des Polynikes Vs. 469 ff.:

Das Wort der Wahrheit lautet schlicht und ungeschminkt,  
 Und nicht bedarf Gerechtes bunten Redeschmucks:  
 Von selbst den Zielpunkt trifft es! Kluge Stütz' indess  
 Erbeischt das Ungerechte, weil es wurzelfaul.  
 Ich also sage, dass ich für das Vaterhaus,  
 Anlangend mein wie Dessen Heil, getreu gesorgt,  
 Bedacht von uns zu wenden jenen Rachefluch,  
 Den Oedipus einst auf unsere Häupter schleuderte:  
 Freiwilligen Bannschritts bannt' ich mich aus Thebens Reich  
 Und trat für eines Jahres Ringlauf Diesem hier  
 Das vaterländische Zepter ab, um selbst sodann  
 Als Herrscher nachzufolgen ihm nach Folgefrist,  
 Und um in blutigem Hader nicht mit Diesem hier  
 Mein feindlich Schwert zu kreuzen, dass ein schreckliches  
 Unwetter dräue mir und ihm, wie jetzt geschieht!  
 Beistimmend hiess er Alles gut, was ich beschloss,  
 Und band sich unter Götterschwur, doch hielt er nichts  
 Von seinen Eiden, sondern hat den Thron allein  
 Sammt meinem Erbtheil. Noch zur Stund' erbieth' ich mich,  
 Wofern mir wird das Meine, flugs aus Thebens Reich  
 Zurückzusenden dieses Heer, im Vaterhaus  
 Zu schwingen meinen Herrscherstab nach Folgefrist,  
 Ihn auszuhändigen wiederum an Diesen da  
 Für gleiche Herrschaftsdauer und weder das Vaterland  
 Verwüstend heimzusuchen, noch mit ragenden  
 Sturmleitertropfen anzufallen den Burgerring,  
 Was, meines Rechts verfehrend, ich entschlossen bin

Zu thun! Die Götter ruf' ich laut zu Zeugen auf:  
 Vollrechtlich handelnd, steh' ich sonder alles Recht  
 Beraubt des Vaterlandes auf's ruchloseste!  
 Das ist der Streitpunkt, Mutter, ohne Flitterputz  
 Gehäuften Wortpomps, Alles wie es wahr erscheint  
 Den Weisen wie den Thoren, meiner Meinung nach.

Besonders gelungen erscheinen auch die längeren Reden des Boten Vs. 1090 ff. 1356 ff. bis 1479, auf deren Mittheilung wir ungern verzichten, noch die Klage des Oedipus Vs. 1595 mittheilen zu können:

O Loos, wie elend schufst du mich von Anbeginn  
 Und jammerwerth vor allen je Geschaffenen!  
 Denn eh' mich noch der Mutter Schoos an's Licht gebar,  
 Vom Ungeborenen sagte schon Apoll voraus,  
 Des Vaters Mörder würd' ich sein; ich Aermster, ach!  
 Und kaum geboren war ich, als mich Laos,  
 Mein eigener Vater, tödten hiess, von Furcht erfüllt,  
 Dass ihm ein Feind erstanden; sollt' er doch dereinst  
 Durch meine Hände sterben! Thieren setzt' er mich,  
 Von Mutterbrust gerissen, hin zum Schauderfrass!  
 Doch ach! gerettet ward ich. Dass der Tartaros  
 Grundlosen Rachens lieber doch hinunterschlang  
 Den Berg Kithäron, der mich nicht verderben liess,  
 Nein, jammervollem Knechtesloos aufsparte mich  
 Im Haus des Herrschers Polybos! Denn darauf erschlug  
 Ich Jammerseliger meinen eigenen Vater, ward  
 Gemahl der ärmsten Mutter und beschenkte sie  
 Mit Brüdersöhnen, die ich abermaligem  
 Verderben preisgab, weil der Fluch des Laos  
 Von meinem Nacken auf der Söhne Häupter sprang.  
 Denn nie gefrevelt hätt' ich wider mein Gesicht  
 Und meiner Söhne Leben, wie ich frevelte,  
 Wofern ein Gott nicht meinen Geist umnachtet hielt!

(Eine kurze Pause.)

Doch still! Was thu' ich Jammerseliger künftighin?  
 Wer wird des Blinden Pfadgenoss und Führer sein?  
 Sie hier, die Todte? Falls sie lebte, sicherlich!  
 Das Paar der wackern Söhne? Traun, es ist dahin!  
 Doch selbst noch kräftig, fänd' ich mein Fortkommen schon?  
 Womit? Was weihst du, Kreon, mich gewissem Tod?  
 Denn diess ja thust du, wenn du mich aus Theben wirfst!  
 Indess mit nichten schling' ich unter Schimpf und Schmach  
 Die Hand um deine Kniee; selbst im herbsten Leid  
 Gedenk' ich jenes Glanzes, der mich einst umgab!

Die Fortsetzung des Sophokles, welche in diesem dritten Bändchen eines der vielgelesenen und vielbesprochenen Stücke des Sophokles, die Antigone bringt, ist mit einer umfassenden Einleitung versehen, wie sie in dieser Ausdehnung von achtzig Seiten, also ungefähr der Hälfte Raum des ganzen Bändchens, kaum die Zwecke des ganzen Unternehmens rechtfertigen dürften, zumal da ein grosser Theil, ja der grössere, weniger zur näheren Orientirung des Lesers dienen, als vielmehr einen Beitrag liefern wird zu den verschiedenen Auffassungs- und Deutungsversuchen, wie sie von berufenen wie unberufenen Aesthetikern und Kritikern in neuester Zeit gemacht worden sind. Dahin gehört die ausführliche Behandlung der Frage über die



Beziehungen und Hinweisungen, die in der Antigone auf die Anfangszeit des peloponnesischen Kriegs vorkommen und damit die Zeit der Abfassung des Stückes näher erkennen lassen sollen (S. 16--42), eben so die daran sich anschliessende Frage nach einer angeblichen Uebersetzung des Stückes, wie sie auch auf gleiche Weise in andern Dramen des Sophokles (S. 60 ff.) bemerkbar sein soll, und den Nachkommen des Sophokles aufgebürdet wird (S. 64 ff.), welche mehrfach Einschreibungen eines gleichartigen Styls sich zu bemerken haben sollen u. dgl.; dahin werden denn z. B. alle die Stellen gezählt, die in ihrem Inhalt eine gewisse Aehnlichkeit mit einzelnen Stellen, Ausprü-  
cken und Sentenzen des Herodotus darbieten und aus dem Einfluss der Lectüre des Herodotus abgeleitet werden, die aber freilich erst nach dem Tode des Sophokles stattgefunden haben soll u. s. w. Da das Alles mehr oder minder auf Vermuthungen beruht, über deren grössere oder geringere Verlässlichkeit und Wahrscheinlichkeit man, je nach der subjectiven Anschauung, verschieden denken und urtheilen wird, während derjenige, der nur durch feste Zeugnisse und positive Angaben sich bestimmen lässt, weiss, was er von Allem dem zu halten hat, so kann hier darauf eben so wenig weiter eingegangen werden, als auf manche andere Punkte, welche in dieser Einleitung vorkommen und hoffentlich genug zu weiterer Besprechung bieten können.

Die Fortsetzung des Plutarch bringt zwei der interessantesten Biographien, auch für unsere Zeit, wenn sie die Gesetzgebung der beiden Hauptstaaten Griechenlands näher kennen zu lernen wünscht; die Fortsetzung des Cassianus enthält das dritte und vierte Buch, oder die Lakonika und Meseniaka, also ebenfalls zwei der wichtigsten Abschnitte aus dem Werke des Verlegers; die Uebersetzung ist durchweg mit der gleichen Sorgfalt, wie die der beiden vorausgehenden Bücher veranstaltet.

Das sechste Bändchen des Tacitus enthält den Schluss der Annalen, und ausserdem Supplemente der vom 16. Buch der Annalen verlorenen Theile, so wie Summarien, d. h. Inhaltsübersichten zu dem Dialogus über den Verfall der Beredsamkeit, zur Germania, dem Agricola und den Annalen nach den einzelnen Büchern, auch den in der Mitte fehlenden, von welchen kurze Supplemente mitgetheilt werden.

Zum Schlusse haben wir noch der mit den zwölf ersten Büchern in einem Bändchen begonnenen Uebersetzung der Odyssee zu gedenken, nachdem der nun vollendeten Uebersetzung der Ilias bereits früher in diesen Blättern (Jhrgg. 1856 S. 308 ff., 1857 S. 309 ff.) gedacht worden war. Was dort über die Ilias bemerkt worden, das kann in gleichem Grade auch von dieser Uebersetzung der Odyssee gelten; wir aber wollen uns freuen, nach so manchen Versuchen, wie sie mit dem ersten Auftreten von J. H. Voss verschiedentlich mit mehr oder minder Glück gemacht worden sind, nun eine Verdeutschung zu haben, die den Charakter des alten ehrwürdigen Liedes bewahrt hat, die uns auch im deutschen Gewande einen wahren Homer vorführt, und so auch dem der griechischen Sprache Unkundigen einen Begriff des alten Epos zu geben und ihm dasselbe in seiner Einfachheit und Natürlichkeit, in seiner ungeschminkten Würde vorzuführen vermag. Dieses Ziel aber dürfte kaum eine der früheren Uebersetzungen erreicht haben: sind sie doch kaum im Stande, dem des Originals Unkundigen einen richtigen Begriff dieser Poesie

zu geben, oder ihn länger zu fesseln: während wir diess gerade zu den Vorzügen des vorliegenden Meisterwerkes zählen, dass es unwillkürlich den Leser ergreift und fesselt: der rhythmische Schwung des Ganzen, bei aller Einfachheit des deutschen Ausdrucks, der sich von allem Gesuchten und Künstlichen fernhält, trägt dazu nicht wenig bei.

Es mag erlaubt sein, wie früher bei der Ilias, so auch aus der Odyssee einige Proben, auf's Geradewohl und nicht mit Absicht ausgewählt, dem Lesenden anzureihen. Wir greifen gleich nach den bekannten Eingangsworten, die hier also wiedergegeben sind:

Singe mir, Muse, den Mann, den verschlagenen, welcher so viele Irren bestand, nachdem er die heilige Troja verwüstet:  
 Viel Wohnstätten gewahrt' er und mancherlei Sitte der Menschen;  
 Viel auch trug er des Leides zur See mit bekümmertem Herzen,  
 Um sein Leben bemüht und die Heimkehr seiner Genossen.  
 Gleichwohl rettet' er nicht, wie sehr's ihn verlangte, die Freunde;  
 Denn durch eigene Prevel erschufen sie selbst ihr Verderben,  
 Thörichte, welche die Rinder dem strahlenden Sohn Hyperions  
 Schlachteten; darum beraubte der Gott sie des Tages der Heimkehr.  
 Hievon erzähl' auch uns, unsterbliche Tochter Kronions.

Oder die Erwiderung des greisen Nestor auf die Rede des jungen Teukros  
 nach dem Gesang III. Vs. 103 ff.:

Woll du mich mahntest, o Freund, an die Drängsal, die wir erlitten  
 Dort in dem Lande der Troer, wir muthigen Männer Achäa's.  
 Wenn wir umher mit den Schiffen im dunkelen Meere nach Beute  
 Schwärmten, wohin nur immer Achilleus herrschend voranzog,  
 Oder im Kampf uns maassen um Priamos' mächtige Veste, —  
 Ja, dort wurden sie alle, die tapfersten Helden, erschlagen:  
 Dort liegt Ajas, ein Held wie der Kriegsgott, dort der Pelide;  
 Dort liegt auch Patroklos, an Weisheit ähnlich den Göttern,  
 Dort mein trauester Sohn, untadlich zugleich und gewaltig,  
 Mein Antilochus, ach, im Laufe so rasch und im Kampfe —  
 Noch viel andere Leiden bestanden wir! Wer im Geschlechte  
 Sterblicher Erdbewohner vermöchte sie alle zu nennen?  
 Wolltest du selbst fünf Jahre, ja sechs hier bleiben und forschen.  
 Wie viel Jammer daselbst die achäischen Helden erduldet:  
 Eh wohl hättest du satt und kehrtest zurück in die Heimat.  
 Denn neun Jahre versuchten wir allerlei List und umstrickten  
 Jene mit Noth, und kaum vollbrachte das Werk der Kronide.  
 Da nun mochte mit ihm Niemand sich vergleichen an Klugheit,  
 Weil er es weit, weit Allen in allerlei Listen zuvorthat,  
 Dem gottähnlicher Vater Odysseus, wenn du mit Wahrheit  
 Deines Geschlechtes dich rühmst: mit Staunen erfüllt mich der Anblick!  
 Denn in den Reden sogar ist Aehnlichkeit: dünkte doch Niemand,  
 Dass auch ein Jüngerer so voll Einsicht wüsste zu reden.  
 Da nun sprachen wir immer, ich selbst und der edle Odysseus,  
 Weder im Rathe der Fürsten Verschiedenes, weder im Volke:  
 Nein, stets einigen Sinns, mit Verstand und bedächtiger Klugheit,  
 Sannen wir, wie es am besten zum Wohl der Achäer gedeihe.  
 Aber nachdem wir zertrümmert des Priamos ragende Veste,  
 Als wir von dannen geschifft und ein Gott die Achäer zerstreute:  
 Da denn sann der Kronide dem Volk der Achäer im Herzen  
 Traurige Heimkehr aus; nicht Alle ja waren verständig  
 Oder gerecht; drum traf des Verhängnisses Tücke so Viele  
 Durch den verderblichen Zorn der gewaltigen Tochter Kronions,  
 Welche die beiden Atriden zu feindlichem Hader erweckte.

Im neunten Gesang beginnt die Erzählung des Odysseus in folgender Weise:

•  
 Und es versetzte darauf der erfindungsreiche Odysseus:  
 „Hörst du strahlender Held Alkinoos, mächtiger König!  
 Wie mir, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen,  
 Wie es ein Sänger wie der, den Unsterblichen ähnlich an Stimme.  
 Denn ich kenne fürwahr kein schöneres Ziel des Genusses,  
 Als wenn heiterer Freude Gefühl rings waltet im Volke,  
 Wenn im Palaste die Gäste mit Lust aufhorchen dem Sänger,  
 Und in Reihen umber, und voll vor ihnen die Fische  
 Und mit Brod und Fleisch, und den Wein aus dem Krüge der Mandschenk  
 Tröpft und umherträgt eifrig und füllt die Pokale der Gäste:  
 Denn, das dünkt mir im Herzen die seligste Wonne von allen.  
 Doch dich drängte das Herz, mein Jammergeschick zu vernehmen,  
 Wie ich, des grausen gedenkend, noch mehr mich in Klagen versenke.  
 Doch soll ich zuerst, was soll ich zuletzt dir erzählen,  
 Wie mir die himmlischen Götter so viel Drangsale verhängten?  
 Ist nun will ich den Namen verkündigen, dass ihr ihn wisset,  
 Und ich hinfort, entronnen dem grausamen Tag des Verderbens,  
 Als Freund bleibe von euch, wie fern auch wohnend von hinnen.  
 Ich bin Sohn des Laertes, Odysseus, unter den Menschen  
 Wohl durch Listen bekannt; hoch dringt mein Name zum Himmel.  
 Hier in Ithaka wohn' ich, der sonnigen, wo sich ein Berghaupt,  
 Kriton, hebt, von Wäldern umrauscht; Eilande die Menge  
 Liegen umher im Kreise bewohnt, dicht neben einander,  
 Wie, Dulichion auch, und die waldumkränzte Zakynthos.  
 Ithake selbst liegt flach und am weitesten aussen im Meere,  
 Westwärts, während die andern zum Licht und zur Sonne gewandt sind;  
 Hier uneben und raub, doch nährt sie vortreffliche Männer.  
 Denn, nichts Holderes weiss ich zu schau'n, als Vatergefülle.  
 Dort wohl hielt mich zurück die gefeierte Göttin Kalypso,  
 Dort in der wölbigen Grotte, mich selbst zum Gemahle begehrend.  
 Also verweilte mich auch voll List die Aeäerin Kirke  
 Dort in dem stolzen Palaste, mich selbst zum Gemahle begehrend.  
 Dennoch vermochten sie nie mein Herz zu bewegen im Busen.  
 Denn, nichts Süßeres gibt's als Heimatfluren und Eltern,  
 Wenn auch Einer ein Haus voll stattlicher Habe bewohnt  
 Fern auf Fremdlinges Erde, getrennt von den liebenden Eltern.  
 Aber vernimm nunmehr von der unglückseligen Heimfahrt,  
 Die mir Kronion verhängte, nachdem ich Troja verlassen.

Aus der Erzählung von dem Kyklopen lautet der Anfang, ebendasselbst  
 Vs. 172 ff.:

Bleibt jetzt Alle zurück, ihr anderen treuten Gefährten!  
 Ich mit dem eigenen Schiffe, vereint mit meinen Genossen,  
 Ziehe hinaus und erforsche die Art der Bewohner des Landes,  
 Ob sie gewaltsam seien und wild, des Gesetzes Verächter,  
 Oder den Fremdlingen hold, und Scheu vor den Göttern bewahren.  
 Also redend betrat ich das Schiff und befahl den Genossen,  
 Dass sie zugleich einsteigend das Tauwerk lösten am Strande.  
 Als bald stiegen sie alle hinein, an die Ruder sich setzend,  
 Sassen in Reih'n und schlugen die grauliche Flut mit den Rudern.  
 Aber sobald wir gelangt zu dem nahegelegenen Orte,  
 Sah'n wir am äussersten Saume die Kluft in der Nähe des Meeres,  
 Hoch und von Lorbeerbäumen umwölbt; hier pflegten am Abend  
 Zahlreich Ziegen und Schafe zu ruh'n; rings war ein Gehölz  
 Hoch aus Steinen erbaut, die tief in die Erde sich senkten,  
 Aus langstämmigen Fichten und hochumwipfelten Eichen.

Dort auch pflegte des Schlafes ein Mann, der, riesig von Ansehn,  
Einsam die Heerden zur Weide hinaustrieb; nie mit den Andern  
Pflóg er Verkehr, stets einsam, und achtete keines Gesetzes.  
Gross war, Schauder erweckend, der Unhold, Keinem vergleichbar,  
Der vom Getreide sich nährt; er glich dem bewaldeten Gipfel  
Hohen Gebirgs, der einsam und fern von den andern hervorblickt.

Von Tantalos und Sisypchos, die Odysseus in der Unterwelt sieht, erz  
er in folgender Weise, Gesang XI Vs. 582 ff.:

Dann auch Tantalos sah ich von grausamen Múhen gepeinigt,  
Wie er im See dastand, der nahe das Kinn ihm umspúlte.  
Dúrstend rang er und lechzend und kam doch nimmer zum Trunke:  
Denn wie oft er sich búckte, der Greis, und zu trinken verlangte,  
Immer versiegte das Wasser und schwand, und den dunkeln Boden  
Sah er umher an den Fússen, es trocknete diesen ein Dámon.  
Nieder am Haupt ihm senkten die Frucht hochblátt'rige Báume,  
Voll von Granaten und Birnen und glanzvoll prangenden Aepfeln,  
Auch sússlabenden Feigen und grúnenden dunkeln Oliven.  
Aber so oft aufstrebte der Greis, sie mit Hánden zu fassen,  
Raffte der stúrmende Wind sie hinauf zu den schattigen Wolken.

Weiter den Sisypchos sah ich von schrecklichem Leide gepeinigt,  
Der mit der Arme Gewalt fortschob den unendlichen Steinblock.  
Er, sich fest anstemmend zumal mit den Hánden und Fússen,  
Wálzte hinauf zu der Hóhe den Steinblock; glaubt' er sofort ihn  
Ueber den Gipfel zu dreh'n, da wandte sich stúrzend die Last um;  
Wieder zur Ebene rollte hinab der vermessene Steinblock.  
Als bald schob er mit Macht von Neuem hinauf, und der Schweiss rann  
Ihm von den Gliedern herab, und Staub umwólkte die Scheitel.

Zum Schluss fügen wir noch aus dem zwólften Gesang das Lied der  
renen bei (Vs. 184 ff.), an welches die Fahrt durch die Scylla und Chary  
sich anreihet:

Komm doch, Odysseus, komm, o gefeierter Ruhm der Achäer,  
Lenke das Schiff hierher, um unsern Gesang zu vernehmen.  
Denn hier fuhr noch Keiner im dunkeln Schiffe vorüber,  
Eh er den holden Gesang aus unserem Munde vernommen,  
Dass er entzúckt heimkehrte von uns und reicher an Kunde.  
Uns ward Alles ja kund, was dort in den Ebrnen Troja's  
Troer und Danaer einst nach göttlichem Rathe geduldet,  
Kund, was immer geschieht auf nahrungspendender Erde.

Also scholl ihr sússer Gesang; da brannte das Herz mir,  
Lánger dem Liede zu lauschen, ich bat, mich zu lösen, die Freunde,  
Mit zuwinkendem Blick; sie ruderten stárker und stárker.  
Eilig erhoben sich dann Eurylochos und Perimedes,  
Legten noch stárkere Bande mir an und umstrickten mich fester.  
Als wir indess an jenen vorübergeschifft, und die Stimme  
Und der Gesang der Sirenen hinfort nicht weiter gehört ward:  
Nahmen die trauten Genossen das Wachs, mit dem ich die Ohren  
Ihnen verklebt, hinweg, und lösten mir wieder die Bande.

Als wir darauf von der Insel geschifft, da ward ich mit Einmal  
Dampf und gewaltige Wogen gewahr, und Tosen vernahm ich.  
Doch den Erschrockenen flogen sofort aus den Hánden die Ruder  
All' und rauschten dahin mit dem flutenden Meere; das Schiff blieb  
Steh'n, weil Keiner hinfort sein spitziges Ruder bewegte.  
Aber ich selbst durchheilte das Schiff und ermahnte die Freunde,  
Mit einschmeichelnden Worten zu jeglichem Manne mich wendend:  
Freunde, wir sind bisher noch nicht unerfahren in Leiden;

Es droht uns nicht gröss're Gefahr, als da der Kyklop uns  
 in die wölbige Kluft einschloss mit gewaltiger Stärke.  
 Als wir entfloß'n auch da durch meine besonnene Klugheit,  
 Mein Entschluss; wohl werdet ihr einst auch dessen gedenken.  
 Nun, laset uns Alle nach dem thun, was ich gebiete.  
 Er dort schlägt mit den Rudern des Meers tiefwogende Brandung,  
 Und umher in den Bänken, ob Zeus uns etwa gewähre,  
 So wir aus diesem Verderben in eiliger Flucht uns erretten.  
 O Steu'r'er, gebiet' ich — und präge dir's wohl in die Seele,  
 Daß du das Steuer regierst in dem leichthinschwebenden Schiffe! —  
 So das Schiff dort ferne vom Dampf und den mächtigen Wogen,  
 So es hinan zu dem Fels, dass nicht zu der anderen Seite,  
 Unvermerkt, es entgleitet, und wir dem Verderben geweiht sind!  
 Also sprach ich, und eilend gehorchten sie meiner Ermahnung.  
 So von der Skylla schwieg ich, dem unabwendbaren Unheil,  
 So mir nicht die Gefährten im Schreck abliessen zu rudern,  
 So zu dem inneren Raume des Schiffs in Haufen sich drängten.  
 So vergass ich im Herzen der Kirke traurige Mahnung;  
 So sie hatte geboten, mich nicht zu dem Kampfe zu waffnen:  
 So mit den stattlichen Waffen umhüllt' ich mich, nahm in die Hände  
 So weitschattende Lanzen, und trat in des wölbigen Schiffes  
 So verdeckt, in dem Wahne, von dorthier werde zuerst uns  
 So die vom Felsen erscheinen, mit Leid die Genossen bedrohend.  
 So ich konnte sie nirgend erschau'n, und die Augen, ermattet,  
 So merzten mir, während ich rings umspäht' an der dunklen Felswand.  
 Und nun segelten wir furchtvoll in die Enge des Meeres,  
 So von der Skylla bedroht und dort von der hehren Charybdis,  
 So graunvoll einschlürfte die salzige Woge des Meeres.  
 So sie die Flut ausspie, dann brauste sie auf, wie der Kessel  
 So Glutstrom des Feuers, und wirbelte strudelnd, und hochauf  
 So um die Felshö'n beide der Schaum und bespritzte die Gipfel.  
 So sie hinein dann schlürfte die salzige Woge des Meeres,  
 So man in strudelnde Wirbel hinab; rings dröhnte die Felswand  
 So hehrlich, während von unten dem Blick sich enthüllte die Erde,  
 So kiel von Schlamm: bleichschauernd ergriff das Entsetzen die Freunde.

---

Rich. Bentley's Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, Themistocles,  
 Socrates, Euripides und über die Fabeln des Aesop. Deutsch von Wol-  
 demar Ribbeck Dr. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner.  
 1857. XXXII. LXXIII. 648 S. in gr. 8.

Schon die Schwierigkeit, diese Abhandlungen sich zugänglich zu machen,  
 machte den Wunsch einer neuen Ausgabe oder Bearbeitung, durch welche der  
 Zugang zu diesen noch immer werthvollen und in manchen Beziehungen selbst  
 unergültigen Forschungen erleichtert wird, rechtfertigen; man wird daher  
 einer neuen Bearbeitung, die uns in Vollständigkeit das Ganze dieser For-  
 schungen bietet, und zwar in deutscher Sprache, gern die freundliche und auch  
 dankbare Aufnahme gönnen, welche der deutsche Herausgeber mit gutem  
 Grunde anspricht: man wird aber auch ihm die Anerkennung nicht versagen  
 dürfen, dass er sein nicht so leichtes Werk mit aller Sorgfalt und Genauigkeit  
 durchgeführt und seine oft selbst schwierige Aufgabe in befriedigender Weise  
 gelöst hat. Das Ganze wird von ihm passend eingeleitet durch eine Vorrede,  
 welche über die ganze Entstehungsgeschichte des von ihm deutsch bearbeite-

ten Buches sich verbreitet, indem dessen Erscheinen in Zusammenhang mit den vielfachen theologischen und andern Streitigkeiten, in welche Bentley seiner Zeit verwickelt war, kurz mit der ganzen gelehrten und praktischen Thätigkeit des Mannes, von der uns hier näher berichtet wird, und zwar nach den besten Quellen, insbesondere nach F. H. Monk's Leben Bentley's, die in englischer Sprache zu London 1833 in zweiter Ausgabe erschienen ist. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, daraus Alles das mitzutheilen, was zunächst auf die Abfassung der hier vorgelegten Forschungen sich bezieht; vielmehr sie hervorgerufen hat; aber jeden müssen wir darauf verwelsen, von diesen Forschungen selbst ein klares Bild gewinnen und die Wege zu kennen und im Einzelnen kennen lernen will, durch welche diese Forschungen hervorgerufen, an das Tageslicht getreten sind. Nur durch sie wird selbst der Inhalt dieser Forschungen in so vielen einzelnen Stellen erst recht verständlich: und wenn darin auch keine Beziehung auf unsere Zeit und ihre Forschung liegt, die in so Vielem auf der Grundlage dieser Bentley'schen Forschungen ruht, so ist doch das Ganze von dem literär historischen Standpunkt aus betrachtet, eben so wichtig wie interessant. Eine genaue Angabe der sämmtlichen, diesen Gegenstand betreffenden Literatur in den einzelnen zu dieser Zeit erschienenen Schriften und deren erneuerten Ausgaben macht den Abschluss dieses Vorwortes der deutschen Bearbeitung. Dass dem Verfasser wohl Etwas aus der neueren wie älteren Literatur, was auf seine Darstellung Bezug hat, entgangen sein dürfte, wird man ohne Bedenken aussprechen können.

Auf diese Vorrede folgt an erster Stelle die „Abhandlung über die Briefe des Phalaris mit einer Antwort auf die Entgegnungen des hochwohlgeboren Charles Boyle, Esquire“ und zwar nach der Ausgabe von 1699 übersetzt, erst die merkwürdige Vorrede Bentley's auf drei und siebenzig besonders genirten Seiten, und dann die Abhandlung selbst S. 1—533; S. 534 ff. folgt ein Anhang, der über die Briefe des Themistocles, Socrates und Euripides verbreitet und (S. 574 ff.) über die Fabeln des Aesop bis S. 589. Alles, was in späteren Ausgaben Bentley's sich nachgetragen findet, ist aus der durch Macpherson besorgten Ausgabe der Works of Richard Bentley (London 1801 Bd. 1 u. 2) ebenfalls hier beigelegt, schon um der Vollständigkeit des Ganzen willen. Aber damit hat sich der deutsche Bearbeiter nicht begnügt: er hat alle die mangelhaften, ungenauen und unvollständigen Citate, die in den Abhandlungen vorkommen, mit Genauigkeit revidirt und vervollständigt, was für den Gebrauch des Buches gewiss sehr erspriesslich ist, und dem Leser manche Mühe erspart; dann aber hat er weiter von S. 590—640 Anmerkungen hinzugefügt, die theils Berichtigungen einzelner von Bentley aufgestellten Behauptungen aus neueren Forschungen geben, theils die nöthigen Aufklärungen zum besseren Verständniss einzelner Stellen und der darin enthaltenen Anmerkungen oder persönlichen Beziehungen bringen, theils auch dankenswerthe Nachträge aus dem bieten, was über die zur Sprache gebrachten Gegenstände inzwischen von andern Gelehrten der neueren Zeit ermittelt und erforderlich worden ist. Wenn nun bei derartigen Nachträgen oder Berichtigungen oder Vervollständigungen es schwer ist, eine bestimmte Gränze zu ziehen und darüber nach seiner individuellen Richtung auch ein Mehreres noch hinzuzufügen oder doch erwartet hätte, so muss doch auf der andern Seite bemerkt werden, dass

Die deutsche Bearbeitung sich innerhalb der Schranke des Nothwendigen weislich beschränkt, wie diess wohl auch dem Zwecke seines Unternehmens angemessen ist. Eben darum wollen wir auch es unterlassen, einzelne nachträgliche Bemerkungen zu diesen Nachträgen zu geben: wer das Buch näher gebraucht — und wir hoffen demselben einen allseitigen Gebrauch — wird schon selbst bei der Fortsetzung der Forschung auf Manches der Art geführt werden. Eine brauchbare Tabelle bildet das Register S. 641—648 mit doppelten Columnen auf jeder Seite; angehängt ist noch eine Vergleichung der Seitenzahlen dieser deutschen Uebersetzung mit der Lateinischen (von Lomper) und Englischen. Was nun die Anforderungen an einen deutschen Uebersetzer zu stellenden Anforderungen betrifft, so hat der Verfasser in Bezug auf Treue und gewissenhafte Uebersetzung des lateinischen Originals in gleicher Weise zu genügen gesucht; das Ganze liest sich gut in dem deutschen Gewande, in welchem hier eine Forschung vorgelegt erscheint, welche freilich heutigen Tags von Manchen, die sich nicht mit der Sache befassen, kaum gekannt, geschweige gelesen und studirt wird, während die Grundsätze einer gesunden kritischen Methode in Behandlung der Geschichte hier vorliegen. Hoffen wir, dass durch diese neue Bearbeitung auch der Weg zu diesen Forschungen erleichtert werde und durch die Verbreitung der Grundsätze einer gesunden Kritik den Verirrungen vorgebeugt werde, in denen, zumal bei Behandlung der Geschichte des Alterthums, der Griechen und Römer, die neueste Zeit sich zu gefallen scheint, indem sie nach ihren Phantasien die alte Welt gestalten will, und deren Vorbilder lieber in Amerika und Mexico sucht, als auf dem Boden, aus dem sie erwachsen sind.

Chr. Bähr.

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Für Schüler zum öffentlichen und Privatgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz, Director des herzoglichen Gymnasiums zu Hildburghausen. Zweite Auflage. Mit einer Karte von Gallien, einer Einleitung und einem geographischen, grammatischen und Wort-Register. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1857. XVI u. 335 S. in gr. 8.

C. Julii Caesaris Commentarii cum supplementis A. Hirtii et Aliorum. Recognovit Emanuel Hoffmann. Vindobonae. Sumptibus et typis Caroli Geroldi filii. MDCCCLVII. Vol. I. 218 S. Vol. II. CI und 264 S. in 8.

Fr. Jos. Friedrich Schoeller: C. Julii Caesaris Vita (Programm des Gymnasiums zu Mainz). 1855 in 4.

Nr. 1. Die erste Ausgabe, die im Jahre 1853 erschien, so wie die ähnliche Bearbeitung der Commentare über den Bürgerkrieg, welche alsbald nachher, sind in diesen Jahrb. Jahrg. 1854. S. 298 ff. und Jahrg. 1855 S. 391 ff. bereits angezeigt worden, und kann bei Anzeige der neu erschienenen Auflage darauf verwiesen werden. Denn in Anlage und Behandlung entfernt sich die neue Ausgabe nicht von der früheren, wie dies in dem Zweck und der Bestimmung dieser Ausgabe auch liegt, da sie für Schulen bestimmt ist; wohl aber lässt sich im Einzelnen bei den unter dem Text befindlichen, das Bedürfniss des Schülers berechneten Anmerkungen die bessernde und berichtigende Hand des Herausgebers bald erkennen, welche das Ganze dem beabsichtigten Zwecke noch näher anzupassen bemüht war; ausserdem ist neu



hinzugekommen eine Einleitung, die den Schüler in die Lectüre dieser Commentare einführen soll und zu diesem Zweck die allgemeinen Verhältnisse spricht, unter denen Cäsar diese Kriegszüge, und damit die Eroberung des gesamten Galliens, wie sie in diesen Commentaren dargestellt ist, unternahm. Dann ist auch ein nettes Kärtchen hinzugekommen, so dass der Schüler mit Sicherheit den Berichten Cäsars folgen kann. Das geographische Begleitregister, das in der früheren Ausgabe bereits sich vorfand, fehlt auch in der zweiten nicht, eben so wenig das grammatische Verzeichniss und das Wortregister. Druck und Papier, wie überhaupt die äussere Ausführung ist eben so befriedigend wie bei der ersten Ausgabe ausgefallen.

Nr. 2 ist eine blosse Ausgabe des Textes aller der unter Cäsar's Namen auf uns gekommenen Schriften, ebenfalls für den Bedarf der Schule bestimmt, und auf Nipperdey's Ausgabe in dem Text, den sie bringt, im Ganzen sich stützend. Es ist dabei auch eine Wiener Handschrift benutzt, welche der Pariser Handschrift, auf welche Nipperdey seinen Text hauptsächlich gebaut hat, sich nähert. Kritische Anmerkungen, so wie auch alle sonstigen erklärenden Bemerkungen sind weggefallen: an die Stelle der erstern tritt eine dem ersten Bändchen vorgesetzte Praefatio, in welcher auf circa hundert Seiten eine eingehende Anzahl von Stellen aus Cäsar's Commentaren, wie aus den ihm beigefügten Commentaren über den Alexandrinischen, Afrikanischen und Spanischen Krieg besprochen wird, unter steter Rücksicht auf die Lesart der besten Wiener Handschrift; so mag das Ganze auch als eine Art von Rechenschaftsablage über die theilweis aufgenommenen Lesarten und die Abweichungen von Nipperdey's Ausgabe angesehen werden: es ist, auch wenn man manchen hier und dort vorgeschlagenen Verbesserungen sich nicht immer verstanden erklären kann, (wie z. B. in der schwierigen Stelle I, 24, um wenigstens Einen Beleg der Art anzuführen), jedenfalls ein sehr schätzenswerter dankenswerther Beitrag für die Kritik eines Schriftstellers gegeben, welcher leider durch die Handschriften in einer Gestalt uns überliefert worden ist, so Vieles zu wünschen übrig lässt. Dadurch aber gewinnt diese Ausgabe für den Kritiker einen besondern Werth, abgesehen von ihrer anerkanntesten Brauchbarkeit für die Schule, da, wo der Lehrer es vorzieht, seinen Schülern blosse Texte ohne alle Anmerkungen in die Hände zu geben. Druck und Papier sind für eine Schulausgabe, die auf die Augen der Schüler Rücksicht zu nehmen hat, sehr befriedigend.

Nr. 3 liefert eine gute, übersichtliche Zusammenstellung der Lebensverhältnisse Cäsar's, die als Einleitung für die Lectüre seiner Schriften dem Schüler ganz gut in die Hände gegeben werden kann; es sind dann aber auch noch *Observationes criticae in aliquot loca* (warum nicht *locos*)? VII. Comment. de bello Gall.; sie verbreiten sich über eine Stelle des 11. (wo die Interpunction nach *Carnutum* und vor *proficiscitur* gesetzt wird), dann des cap. 55 (wo die Worte *aut adductos inopia exprovincia excludere* für ein aus dem Texte zu streichendes Glossen erklärt worden), und cap. 74 (wo für *ejus discessu* vorgeschlagen wird: *equitum discessu*).

---

*P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen mit erläuternden Anmerkungen und einem mythologisch-geographischen Register versehen von Dr. Johannes Siebelis, Gymnasiallehrer in Hildburghausen. Erstes Heft, Buch I—IX und die Einleitung enthaltend. Zweite mehrfach verbesserte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1858. XXIII und 206 S. in gr. 8.*

Die erste Auflage, welche im Jahre 1853 erschien, ward in diesen Blättern Jahrg. 1854. S. 298 ff. (wo wir den Druckfehler in dem Namen des Herausgebers: Sintenis statt Siebelis, nachträglich berichtigen müssen) bereits besprochen nach Anlage, Inhalt und Ausführung. Die neue Auflage hat, was die ganze Anlage und die Art und Weise der Ausführung betrifft, Nichts geändert, wie diese auch bei einem für die Schule bestimmten Buche rathlich und selbst zweckmässig erscheint; so dass auch der Umfang des Buches und die Auswahl der Lesestücke keine Veränderung erlitten hat; eben so ist auch die von uns früher schon hervorgehobene, gut geschriebene Einleitung über das Leben des Ovidius und seine Gedichte beibehalten worden, und in der Art und Weise der Fassung der Anmerkungen keine Aenderung eingetreten, obwohl im Einzelnen manche Veränderungen oder vielmehr Verbesserungen aufgefunden haben, die zugleich von einer sorgfältigen Benutzung einer inzwischen erschienenen neuen Bearbeitung der Metamorphosen, sowie anderer nützlicher Hilfsmittel Kunde geben. Die äussere Einrichtung, in Format, Druck und Papier, ist sich ebenfalls gleich geblieben: für eine Schulausgabe ist dieselbe gewiss befriedigend zu nennen.

---

*J. Tullii Ciceronis ad T. Pomponium Atticum de senectute liber qui inscribitur Cato Major. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Bahnmeyer. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1857. VI und 54 S. in gr. 8.*

Die Ausgabe schliesst sich nach ihrer ganzen Anlage an die ähnlichen, mit deutschen erklärenden Anmerkungen versehenen, und gleichfalls für den Schulgebrauch bestimmten Ausgaben der Officien von J. von Gruber und der Placina von E. Köpke an, auf welche in diesen Blättern bereits hingewiesen worden ist. Diesen Charakter einer Schulausgabe treu zu bewahren, mithin nur dasjenige in den unter dem Texte stehenden Erklärungen zu geben, was den Schüler bei der Lectüre der Schrift wirklich zu unterstützen und damit weiter zu fördern vermag, nicht aber blos seiner Bequemlichkeit nach, war neben der Vorlage eines reinen Textes die nächste und hauptsächlichste Aufgabe des Verfassers, der selbst Schulmann, und dadurch sogar in die Lage gesetzt, in demselben Jahre diese selbe Schrift zweimal mit Schülern verschiedener Classen und verschiedener Anstalten zu durchgehen, im Stande war, die Bedürfnisse des Schülers, und zwar die wahren und wirklichen, kennen zu lernen, um hiernach auch seine Ausgabe einzurichten. Wir finden daher in diesen Anmerkungen eine im Ganzen weise Mässigung beobachtet, Grammatisches und Sprachliches eben so berücksichtigt wie das Sachliche,

so dass auch für das Privatstudium diese Ausgabe mit Vortheil gegeben werden kann. Der Text ist nach der letzten Ausgabe der Werke C von Klötz (Lipsiae b. Teubner) im Wesentlichen gegeben: einige Änderungen, die sich der Verf. erlauben zu müssen glaubte, sind am Schluss bemerkt, wo auch ein erläuterndes Verzeichniss der in der Schrift vorkommenden Eigennamen zum Gebrauche des Schülers sich beigegeben findet.

---

*Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich, enthaltend die Portraits und skizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserthum und in seinen Kronländern gelebt haben. Von Dr. Constant v. Wurzbach. Zweiter Theil (Bniaski—Cordova.) Wien 1857. Verlag der k. k. topographisch-literarisch-artistischen Anstalt (L. C. Zamarski, C. Dittl et Comp.) 464 S. in gr. 8 mit doppelten Columnen auf jeder Seite.*

Wir haben den ersten Band dieses verdienstvollen Unternehmens in unseren Blättern mit der gebührenden Anerkennung besprochen (Jahrg. 1857, S. 476 ff.) und freuen uns, die so bald erschienene Fortsetzung mit der gleichen Anerkennung anzeigen zu können, nachdem wir die Anlage des Werkes und den ihm zu Grunde liegenden Plan in der früheren Anzeige dargestellt haben. Bei einem Werke der Art wird neben der Vollständigkeit in den Mittheilungen, auch die Genauigkeit und Verlässigkeit derselben eben so in Betracht kommen: in Beidem wird der Verfasser befriedigen, zumal wenn jedem der einzelnen Artikel, namentlich da wo es um bedeutende und bekanntere Persönlichkeiten sich handelt, an den geeigneten und ausführlichen Nachweisungen (die in kleiner Schrift gedruckt jedem Artikel unmittelbar folgen) es nicht hat fehlen lassen, die Jedem es möglich machen, die Angelegenheiten weiter zu verfolgen, da bei dem ungeheuren Umfang des Unternehmens der Verfasser auf Kürze und Gedrängtheit in der Fassung ein besonderes Augenmerk richten und sich so zu sagen auf das Nothwendigste beschränken musste. Bedenkt man, dass circa sieben hundert Personen aus allen Gebieten und aus allen Stadien des menschlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit hier aufgeführt sind, dass auch solche aufgenommen sind, die in Oesterreich nicht geboren, doch eine Zeitlang bis zu ihrem Tode gelebt und gewirkt haben, (wie z. B. der in Wien verstorbene Clery, des unglücklichen Louis XVI. Diener und Gefangener während seiner Gefangenschaft) so wie solche, die in Oesterreich geboren, im Auslande gestorben sind, so kann man sich von dem Umfang des ganzen Unternehmens wohl einen Begriff machen. Die vielen ausgezeichneten Männer Oesterreichs auf dem Felde wie im Staat, in Kunst wie in Wissenschaft haben hier ihre sorgfältige Beachtung gefunden, und so können wir nur dem Verfasser Kraft und Ausdauer zur Fortführung und Vollendung seines schwierigen und umfassenden Unternehmens wünschen. Gute übersichtliche Register erleichtern den Gebrauch des Werkes, das überdem, wie zu erwarten, der alphabetischen Ordnung folgt. Die ganze äussere Ausstattung ist sehr befriedigend.

---

*Revision der unteritalischen Ethnographie von Wilhelm Fröhner. Göttingen in der Dietrich'schen Buchhandlung. 1858. 29 S. 8.*

Wir freuen uns, in der oben angeführten Schrift die gelehrte Arbeit eines unfern Philologen aus unserm badischen Heimatlande anzeigen zu können, welche durch die gründliche und besonnene Behandlung und die klare Darstellung dem Verfasser nur zur Ehre gereichen kann. Derselbe hat schon vor einiger Zeit eine interessante kleine Schrift aus dem Gebiete der deutschen Philologie publicirt („Karlsruher Namenbuch. Die Einwohnernamen der Reichsstadt Karlsruhe nach ihrer Bedeutung geordnet und erklärt von C. Wilh. Fröhner. Karlsruhe, Verlag der Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung. 1856. 8. S. 8.) und wird demnächst eine epigraphische Abhandlung über die auf etruskischen Thongefässen vorkommende Namen bekannt machen. Wir geben in diesem Umriss die Resultate der Untersuchung des Verfassers, welche er in der jetzt genannten Schrift mittheilt.

Mit der bessern Kenntniss der unteritalischen Dialekte hat sich für uns eine neue Quelle für die älteste Geschichte Unter-Italiens geöffnet, welche, wie man auch immer gegen sprachliche Combinationen sein mag, mit Vorsicht zu historischen Zwecken benutzt werden kann. Mit ihrer Hilfe stellt deshalb der Verfasser vorliegender Schrift neue Gesichtspunkte auf und lässt dann von diesen aus sämtliche classische Stellen noch einmal die Augen passieren. Er geht dabei von dem Namen Ausonia aus, kommt aber zu andern Resultaten, als die von Mommsen mehr nur ausgesprochene unbewiesene Behauptung enthält, die Behauptung: „es stehe nichts entgegen Ausonier für ein lateinisches Volk zu halten.“ Unserm Verfasser ist Ausonia der Name des Stadtgebietes von Ugentum, dessen Bronzemünzen die Legende: AOZE.. und: OZAN tragen. Damit trifft nicht blos die Notiz des Etymologicum magnum, Italiens ältester einheimischer Name sei *Αὐζήν*, zusammen; sondern es spricht auch dafür überhaupt die Wahrnehmung, dass Ländernamen sich von ursprünglich engen Grenzen erst allmählig erweitern. Doch dehnte sich der Name Ausonia, wie S. 5—11 umständlich nachgewiesen wird, historisch nie (und nur bei Dichtern) über die Tiber aus, während fast in jedem Theile Unter-Italiens einmal Ausones als Urbevölkerung erwähnt werden. Die Sache wäre nun damit hinreichend aufgeklärt; leider liegen die Sachen so einfach nicht, da nach den besten Gewährsmännern ganz dieselben Gegenden auch den Opikern (S. 12—14) und Japygiern (S. 16. 17) zugeschrieben werden. Eine Identifizirung beider Völker ist schon die auffallende Aehnlichkeit ihres Namens nahe und so hält der Verfasser *Ἰαπυγία* und *Ἰαπηγία* für die den Griechen geläufigere Umformung von *Ἰονία* mit *I* praefixum (wie in *Ἴονθρος*, *Ἴουλώ*, *Ἰάλλω*); in Opikia selbst erkennt er, nach Weglassung der Adjectivendung *-icus*, das Land Apia (Deminutiv: Apulia), welches er demnach, wozu auch der Name *Πελοπόννησος* zu zwingen scheint, aus dem Peloponnes hierher verlegt. Die Opiker oder eigentlich Apiker für die autochthonische Bevölkerung Italiens zu halten, sind wir vollkommen berechtigt; auf uralte Verbindungen mit Griechenland weist die Thatsache, dass das Ogygia der griechischen Sage mit Opikia und Japygia sprachlich ein und dasselbe Wort ist. Ueber Leben

und Schicksale dieser ältesten Autochthonen wissen wir nun freilich nicht, aber da ihre Seestadt Ugentum Veranlassung des Namens Ausonia ist, darf ihnen Städtegründung nicht abgesprochen werden. Am längsten erstreckte sich im Osten, wo Apulien seine ältesten Culturreste noch sehr spät bewies. Im Westen dagegen und an der Küste des tyrrhenischen Meeres dauerten alle Nachrichten auf kolossale Völkerbewegungen, die sich vom Norden unaufhaltsam treibend und drängend der Südspitze zuwälzten und daraus Opiker-Ausoner hinüber nach Sicilien drängten. Nur ein kleiner Theil der Aurunker oder Auronissen (auruncus Adjectiv = ausonicus) erhielt sich bis in die historische Zeit und unterlag selbst den römischen Einfällen nicht, während die Latiner-Italer sich des ganzen Südsüdwesten bis an die Tiber bemächtigten. Die Erwähnung der Chetivier (Χαίονες = 'Ιάονες, 'Ιωνες) lässt eine sehr frühe jonische Einwanderung vermuthen. Unter den Oenotrern dagegen sind, nach unserm Verfasser, nicht Griechen, sondern ein Complex italischer Stämme zu verstehen, die sich ein Volk Unotri; oenus = unus) zu gemeinschaftlichem Gesetz und Leben verbunden.

Diess ist das Wesentliche des Inhaltes und der Gedankengang der Schrift, welche jedenfalls interessant und beachtenswerth ist.

*Dr. Alb. Günther: Handbuch der medizinischen Zoologie, bearbeitet für die Studierende der Naturwissenschaften, der Medizin, der Pharmacie, für praktische Aerzte und Pharmazeuten. Stuttgart in E. Schweizerbart's Verlagsbuchhandlung.*

Es ist die Absicht des Verfassers, in ein nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ausgeführtes zoologisches System die Beschreibung derjenigen Thiere anzuordnen, welche Stoffe zu Arzneimitteln liefern, bei ärztlicher Behandlung Anwendung finden, als Parasiten im Körper des Menschen und seiner Hausthiere schädlich wirken, oder selbst als Hausthiere gehalten und genutzt werden. Er bezweckt auf diese Weise allen, welche sich für eine dieser Beziehungen interessiren, ein bequemes Hilfsmittel in die Hand zu geben, um einestheils die wissenschaftliche Gliederung des Systemes selbst, derntheils diese Thiere nach ihren wesentlichsten Merkmalen und in ihren Beziehungen zu den übrigen Thier-Formen kennen zu lernen. Indem er nicht auf die arzneistofflich nützlichen Arten allein beschränkt, ist es ihm gelungen, Repräsentanten für fast alle Verzweigungen des Systems zu gewinnen; einige wenige sind dann noch ihrer eigenthümlichen Organisation wegen zur Ausfüllung der etwaigen Lücken beigelegt. Indem der Verfasser sich nicht auf die Kennzeichen allein beschränkt, sondern bald von ganzen Gruppen, als Klassen und Ordnungen oder Familien, und bald von den einzelnen Thieren die wichtigsten physiologischen oder anatomischen Verhältnisse oder die Angabe ihrer Lebensweise beifügt, erhöht er den Nutzen seiner naturhistorischen Darstellung. So scheint uns diese Schrift dem Interesse eines ziemlich umfangreichen Publikums wohl zu entsprechen.

M. G. Breda

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Hellas und Rom. Ein Grundriss des klassischen Alterthums für die studierende Jugend von Georg Bippart. Erster Band. Land und Volk, Staat und Familie, Religion und Cultus der Hellenen. Prag. 1858. Verlag von Friedrich Tempsky. 8. 548 S.*

Inhalt, Eintheilung und Zweck des vorliegenden Werkes gehen aus dem Titel desselben hervor. Noch Näheres wird darüber in der Vorrede des Verfassers mitgetheilt. Darnach wird der zweite Band das römische Alterthum behandeln und ähnlicher Weise wie der Erste Band über das griechische Alterthum in einer Auswahl Dasjenige enthalten, was man gewöhnlich unter Antiquitäten und Mythologie versteht. Ueber den Zweck und die Ausführung des Werkes wird ferner ebendasselbst noch Folgendes bemerkt: „Der Zweck dieses Buches ist, ein lebendiges und richtiges Verständniss des klassischen Alterthums bei der Jugend zu vermitteln. Namentlich hat es die Aufgabe, ein Lehr- und Lesebuch für die oberen Gymnasialklassen des österreichischen Kaiserstaates in der Weise zu sein, dass die Schüler eine übersichtliche Kenntniss des politischen, häuslichen und religiösen Lebens der antiken Völker daraus gewinnen, die Lehrer theils auf dasselbe verweisen, theils bei ausführlicher Besprechung einzelner Punkte es zu Grunde legen können. Der Verfasser hat aus dem reichen Stoffe Dasjenige ausgewählt, was der Jugend zu wissen nothwendig, nützlich und besonders bei Lectüre der klassischen Schriftsteller förderlich schien. Die Anordnung sollte im Ganzen und Einzelnen übersichtlich, die Darstellung so klar, objectiv und positiv als möglich sein“.

Ehe wir über die Art der Ausführung, welche der Verfasser nach diesen und einigen andern Andeutungen der Vorrede sich als Ziel gesetzt, uns näher äussern, kann man die Frage aufwerfen, ob überhaupt eine solche zusammenfassende systematische Darstellung des griechischen und römischen Alterthums, wie sie hier und in andern ähnlichen Lehrbüchern geboten wird, für den Gymnasialunterricht nöthig, ja auch nur nützlich sei. Die Hauptaufgabe der klassischen Schulstudien wird nämlich doch immer sein: Kenntniss der beiden alten Sprachen und bis zu einem gewissen Grade Fertigkeit in denselben, Kenntniss einiger der besten klassischen Schriftsteller, Bildung des Styles und des Geschmacks nach denselben. Auf diese formale Bildung wird der Hauptnachdruck zu legen sein, aber freilich vorausgesetzt, dass sie in der rechten Weise, nach einer richtigen Methode gegeben werde. Ein Hervorheben des materiellen gelehrten Wissens aus dem Kreise des klassischen Alterthums,

könnte man nun einwenden, neben jener Bemühung für Sprach- und Stylbildung, beeinträchtige diese letztere, endlich überhaupt zu sehr die Erfolge des Unterrichtes und gehe über den Kreis einer elementaren allgemeinen Vorbildung zu den gelehrten Studien hinaus. Von diesem Standpunkte ausgehend kann man dann ferner behaupten, dass was den Schülern von Realkenntnis des klassischen Alterthums beizubringen ist, nur im Einzelnen bei Gelegenheit der Erklärung der Klassiker in kurzen Bemerkungen beigebracht werden soll; dass eigne Lehrstunden über Alterthumskunde, Mythologie u. dgl. an Gymnasien und eigne Lehrbücher mit abgesonderten, systematischen Darstellung der Realfächer der Alterthumskunde unpassend und unnöthig seien.

Die oben angedeutete Hauptaufgabe der klassischen Studien an den Gymnasien festhaltend wird man zwar zugeben können, dass eigne abgesonderte wöchentliche Lehrstunden für den Vortrag der Realfächer der Alterthumskunde an Gymnasien unnöthig und ungeeignet wären, aber für den Gebrauch eines dem Standpunkte der Schüler angemessenen Lehr- und Lesebuches mit einer übersichtlichen Darstellung des antiken Lebens sprechen sehr gute Gründe. Einmal, wenn zur Lectüre der Klassiker in der Schule eine gewisse Masse von kurzen sachlichen Erklärungen nöthig ist und wenn manche dieser Notizen nur im Zusammenhang mit dem Text recht verständlich werden, warum soll man die für den Kreis nöthigen Notizen nicht in einer geordneten Darstellung zusammenfassen? Ferner: für einzelne Theile der Alterthumskunde, welche bei der Lesung der Schriftsteller besonders hervortreten, wie die Mythologie bei den antiken Dichtern, ist es nicht ausreichend dem Zufalle zu überlassen, was davon der Schüler gerade bei Gelegenheit der von ihm in der Schule gelesenen Stücke kennen lernt, besonders da nun einmal diese antike Götter- und Heroenwelt gleichsam eine allgemeine Weltreligion der Dichter und Künstler geworden ist. Man hat daher auch schon in den Schulen der Jesuiten, wo man die für den Schulgebrauch nöthigen Realkenntnisse aus dem Bereiche des klassischen Alterthums mit dem lateinischen Ausdrucke *Eruditio* bezeichnete, einen eignen recht regelmäßig eingerichteten Abriss der gewöhnlichen Volks- und Dichter-Mythologie von P. Juvenius bis in die neueste Zeit gegeben. Endlich kann eine solche Berücksichtigung des realen Elementes der klassischen Alterthumskunde bei dem Schulunterricht gerade unserer Zeit als ein Correctiv dienen gegen das zu einseitige, übertriebene Vorwiegen der theoretischen Sprachlehre. Bei Anerkennung des Werthes der letzteren und der Virtuosität derselben innerhalb ihrer Sphäre kann man nun einmal doch nicht läugnen, dass wie in der Schulbildung des Mittelalters Logik und Dialektik ein unverhältnissmässiges Uebergewicht erhalten hat, so in der neueren und neuesten Zeit etwas Aehnliches hinsichtlich der Grammatik stattfindet. Wenn die unfruchtbare Subtilität und Streitsucht jener alten



schädlicher nachtheilig wirkte und widerwärtig ist, so ist am Ende die unfruchtbare Subtilität und das Supercillium grammaticorum in den Gymnasien und auf dem Katheder dieses nicht weniger, ja für den guten Schulunterricht nicht blos, sondern für die Erziehung der studierenden Jugend um so bedrohlicher, da die Schulen vorzugweise und fast ausschliesslich in den Händen der Philologen und Grammatiker sind und der Natur der Sache nach sein müssen.

Wenn wir nach Allem dem Lehrbücher von dem Inhalt und Zweck, wie das vorliegende, für den Gymnasial-Unterricht als zutreffend und erspriesslich anerkennen, so ist aber recht sehr der Nachdruck darauf zu legen, dass dieses nur von denjenigen Büchern der Reihe gelten kann, welche der Auswahl und Behandlung des Stoffes nach dem Bedürfnisse und dem Standpunkte der Schule angemessen sind. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat, wie man schon aus seiner Vorrede sieht, dieses Ziel der Angemessenheit und Zweckmässigkeit für die Schule scharf und fest in das Auge gefasst. Aus seinen oben schon mitgetheilten Aeusserungen hierüber heben wir aus der Vorrede noch folgende heraus. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, „Klarheit mit Kürze zu verbinden und den Ausschluss alles Polemistrens, wie aller subjektiven Einfälle und philologischen Spielereien den Stoff zu bearbeiten... Solche Punkte, bei welchen die herkömmliche Ansicht verlassen ist, sind mit der grössten Vorsicht behandelt und sollen später noch besonders in ausführlicherer Weise erörtert werden. Der Verfasser hat sich von dem Streben nach Neuheit der Ansichten eben so fern zu halten gesucht als von dem Fehler das Alterthum zu idealisiren oder aber die Schattenseiten einseitig auszumalen“. Man wird diese Richtpunkte und Grundsätze nicht anders als sehr vernünftig und zweckmässig anzuerkennen haben. Hinsichtlich der nicht zahlreichen dem Texte beigegebenen Citate aus den Quellen wird in der Vorrede ferner bemerkt: „sie hätten den Zweck, den Leser auf die vorzüglichsten Schriftsteller zu verweisen und sie erstreckten sich im Ganzen nur auf Homer und andre viel gelesene oder leicht zugängliche Schriftsteller“. Wenn, wie im Allgemeinen hier geschehen ist, in solchen Fällen die wichtigsten und am meisten charakteristischen Stellen aus den Schriftstellern mit weiser Sparsamkeit ausgelesen werden, so wird man aus mehreren Gründen dieses als zweckmässig finden. Weniger einverstanden wird man mit dem Verfasser vielleicht sein über seine Citate aus neuern Schriftstellern, deren zwar nur wenige gegeben sind, aber für den Schüler zu viel, für den Lehrer zu wenig, ausserdem, dass es im Abschnitte über Mythologie hinreichend gewesen wäre, die gewiss hier vorzugweise zu berücksichtigenden trefflichen Hilfsmittel, O. Müllers Handbuch der Archäologie und E. Braun's Vorlesung zur Mythologie, im Allgemeinen zu nennen sei es in der Vorrede oder bei dem angeführten Abschnitte, ohne sie an so vielen einzelnen Stellen zu citiren.

Eigne Charten, Plane, Bilder dem Buche beizufügen schien mancherlei Gründen dem Verfasser nicht rathsam. Man kann leicht mancherlei äussere Hindernisse und innere Bedenken vorbringen, welche sich hiebei in den Weg stellten. Was namentlich letztere betrifft, so ist allerdings darauf zu sehen, dass durch Unterlassungen des Auges der Ernst und die Strenge des Lernens bei Schülern nicht beeinträchtigt werde; aber eben so gewiss ist, dass an unsern Gymnasien zur Förderung der klassischen Studien für die Anschauung mehr Rücksicht genommen werden sollte, insgemein geschieht. Die jetzt viel leichtere Beschaffung plastischer und graphischer Hilfsmittel sollte nicht ausser Acht gelassen werden, eine passende, richtig begrenzte Auswahl von Abgüssen von Gemälden und von Münzen ist für Gymnasien gewiss ein eben so leicht anzuwendender als zweckmässiger Theil des Lehrapparates. Uebrigens kann bei Gelegenheit eines Lehr- und Lesebuch für die obern Gymnasialklassen des österreichischen Kaiserstaates wie das vorliegende ist, sich dem Gedanken nicht erwehren, dass aus der in allen Arten graphischer Darstellung den ersten Platz einnehmenden k. k. Hof- und Staatsdruckerei einmal ein wissenschaftlich und pädagogisch für das Bedürfniss der Gymnasien angemessener Atlas mit Charten, Plänen und Bildern aus dem Kreise der klassischen Studien hervorgehen möge, welcher dann gewiss an allen unsern Gelehrtschulen ein treffliches Hilfsmittel zur Beförderung dieser Studien wäre.

Wenn wir die in der Vorrede des vorliegenden Buches an solches Werk hinsichtlich seiner Zweckmässigkeit gestellten Anforderungen, so wie die übrigen, welche man noch aufstellen könnte, zusammenfassen, so wird, die wissenschaftliche Befähigung des Verfassers vorausgesetzt, als die Hauptsache dabei erscheinen, dass ein solches Werk zu dem Gebrauche der Gymnasien sich auf das Allernothwendigste beschränke, dass es den anspruchslosen Charakter eines elementaren Lehrvortrages festhalte; dass es aber andererseits ungeachtet der Kürze eines blosen Abrisses doch nicht zu trocken und leblos sei, sondern auch in den einfachen Umrissen, wie in gelungenen Skizzen einer reichen und lebensvollen Composition, Geist und Charakter durchblicken lasse. Man sieht, dass es keine leichte Aufgabe ist, welche an den Verfasser eines solchen Schulbuches, dass es nicht ganz ordinärer Art sein soll, zu stellen ist, eine Aufgabe, zu deren Lösung Gelehrsamkeit, Geist, Talent der Darstellung und Kenntniss der Schule sich verbinden müssen.

Wenn man nun mit diesen Anforderungen das in dem vorliegenden Werke Geleistete vergleicht, so wird man zu dem Urtheile gelangen, dass hier diesen Anforderungen in einer anerkannt werthen Weise Genüge geleistet worden ist. Allerdings wird es eine oder der andre Beurtheiler Dieses oder Jenes kürzer gefasst oder mehr ausgeführt oder auch in einem andern Sinne behandeln wünschen; auch findet sich Einzelnes, was wirklich einer Berichtigung bedarf. Aber in der Hauptsache, im Ganzen wird das Werk

als seinem Zwecke entsprechend und wohl gelungen gelten müssen. Der Unterzeichnete wenigstens, der das ganze Buch mit Aufmerksamkeit und Interesse durchgelesen hat, und dabei die Bedürfnisse, die Art und Weise unserer klassischen Schulstudien sich stets gegenwärtig zu halten bemüht war, wobei ihn die Erinnerungen und Erfahrungen seiner mehrjährigen Wirksamkeit nicht blos als Gymnasiallehrer, sondern auch als Mitglied einer obern Studienbehörde unterstützten, kam nach unbefangener Prüfung zu diesem Resultate der Beurtheilung. Sowohl die Auswahl des Stoffes, als die Art der Darstellung so wie der Geist der Auffassung und Behandlung, erscheinen im Allgemeinen als gut und zweckmässig. Was die Auswahl des Stoffes betrifft, so könnte man vielleicht einen Abschnitt über Literaturgeschichte vermissen, wie einen solchen das der Zeit nach erste Lehr- und Lesebuch dieser Art, Eschenburg's Handbuch der klassischen Alterthumskunde, enthält. Der Verfasser scheint aber einen solchen Abschnitt mit Fug und Recht hinweggelassen zu haben. Denn einmal haben die Schüler am Ende ihres Schulurses eine Anzahl der wichtigsten Autoren durch die Lectüre derselben kennen gelernt, wobei ihnen wohl auch in kurzen Einleitungen dazu noch andre Namen derselben schriftstellerischen Gattung genannt werden; ferner ist der sonst noch übrige Stoff eines solchen Buches so reichhaltig, dass man alles zu dem Zwecke des Unterrichtes nicht durchaus Nothwendige besser weglässt, und endlich ist es gerade im Fache der Literaturgeschichte für Schüler und angehende Studierende nicht zuträglich, ihnen zu frühe Namen und Urtheile über Schriftsteller und Werke der Literatur zu geben, statt sie mit dem Lesen der besten derselben zu beschäftigen. Was aber den Geist und die Behandlung des vorliegenden Werkes im Allgemeinen betrifft, so sind namentlich zwei Vorzüge bemerkbar. Einmal setzt es sich nicht mit dem Religionsunterrichte an christlichen Gymnasien in Opposition, was abgesehen von allen höhern Rücksichten schon nach den einfachsten Forderungen gesunder pädagogischer Grundsätze eine nothwendige Bedingung des Betriebes der klassischen Schulstudien sein muss. Ferner hat sich der Verfasser von einem Fehler freizuhalten gesucht, welcher bei literarischen Darstellungen des klassischen Alterthums besonders in dem Bereiche der Schule oft vorkommt und welcher dem abstracten farblosen Idealismus bei der Nachahmung der antiken Kunst analog ist. Wie diese letztere Auffassung kein wahres Bild von der antiken Kunst gibt, eben so wenig gibt jene analoge literarische Darstellung zusammengesetzt aus einem idealisirenden Enthusiasmus und beschränktem Schulpedantismus ein wahres Bild des antiken Lebens. Die Darstellungen der einzelnen Theile des antiken Lebens, wenn auch nur in skizzenhaften Umrissen, haben im Ganzen Wahrheit und Charakter.

Nach dieser allgemeinen Besprechung des vorliegenden Werkes mögen nur noch einige Bemerkungen im Einzelnen folgen, welche

jedoch nicht sowohl gelehrte Erörterungen einzelner Punkte enthalten als vielmehr sich vorzugsweise auf die methodologische Seite auf den Zweck des Werkes als eines Schulbuches beziehen sollen. Wie jeder Erwachsene die natürliche Verpflichtung hat zur Erziehung und Besserung der Jugend überhaupt das Seinige beizutragen, so kann auch jeder Gelehrte im Kreise seines Faches sich aufgefordert fühlen, zur Vervollkommnung eines guten Schulbuches das viel gebraucht wird oder gebraucht zu werden verdient (und ein solches Buch scheint das vorliegende zu sein) so viel oder wenig er vermag beizutragen.

Das erste Buch in den zwei Abschnitten: Land und Volk ist recht geeignet, dem jungen Leser (namentlich wenn die nöthigen Hilfsmittel von Charten und einigen Abbildungen dabei gebraucht werden) eine gute Uebersicht von beiden zu geben. In dem ethnographischen Theile sind recht zweckmässig bei Erwähnung der mythologischer oder historischer Beziehung hervortretenden Localitäten die darauf sich beziehenden Notizen beigelegt. Es hätte indes vielleicht auch noch an einigen Stellen geschehen sollen, was unterlassen worden ist, wie S. 15 bei Actium und Leucas; S. 16 bei Calydon, S. 17, wo bei der Erwähnung des Parnassus die Quelle Kastalia nicht zu übergehen war. Einige solcher Notizen wenn man sie einmal machen wollte, hätten können genauer gegeben werden. So S. 18, wo bei der Landschaft Thessalien und der betreffenden Gegend derselben angeführt wird, deren „Boden“ durch die Entführung des Apollon von der Blutschuld gewaschen hätte wohl können diese Blutschuld selbst (die Tödtung der Kloppe), und die Dienstbarkeit bei dem König Admet ausdrücklich genannt werden. Letztere wird zwar in dem mythologischen Theile S. 482 berührt, aber ohne die Localität Thessalien zu nennen. Solche Anlassungen sind für denjenigen Leser, welchem die Sage selbst im Allgemeinen bekannt ist, gleichgiltig; aber nicht eben für den Schüler, welcher erst damit bekannt gemacht werden muss oder für dessen Gedächtniss eine solche Wiederholung eine gute Hilfe ist. Dasselbe gilt von der allgemein gehaltenen Bemerkung S. 22: „Hymettos, Pentelikos, Laurion sind durch ihre Gegend wohl bekannt“; wenn schon weiter unten bei dem Abschnitte „Attischer Staat“ bei gegebener Veranlassung von den Produkten dieser Localitäten näher die Rede ist. — S. 22 ist für Helikon gesetzt Hymettus; und S. 30 Lykäos und Skiritis für Lykäon (welche Form doch nur adjectivisch vorkommt: τὸ Λυκαῖον ὄρος) und Kirphrs. — S. 31 ist Argolis mit 61½ Q.-M. unrichtig als der „grösste Theil der Halbinsel“ genannt, da doch Lakonien mit 87 Q.-M. angeführt wird. — In dem Abschnitte das Volk S. 37 hätte bei der übrigens guten Charakterisirung der leiblichen und geistigen Anlagen der Hellenen, doch wohl sogleich hier schon auf die grosse Verschiedenheit in dem Charakter der einzelnen Stämme mit einem Worte hingewiesen werden sollen, worüber

allerdings an andrer Stelle weiter unten behandelt wird. Es wäre gewiss auch im Interesse der hier gegebenen kurzen Charakteristik des hellenischen Volkes gewesen, wenn von der klassischen Stelle in des Aristoteles Politik (VII, 6) wäre Gebrauch gemacht worden, sowohl der Autorität ihres Urhebers wegen als wegen der innern Wahrheit der dort mit wenigen Worten gegebenen Charakteristik der hellenischen Nation. — S. 51 und 64 ist zwar im Allgemeinen von den zahlreichen griechischen Colonien die Rede. Es scheint aber durchaus nothwendig, dass irgendwo an einer Stelle des Buches sei es hier oder in dem vorhergehenden geographischen Abschnitte die wichtigsten griechischen Colonien ausser den kleinasiatischen (von welchen das Nöthige gesagt wird S. 46), zusammengestellt und aufgeführt werden. Denn eine allgemeine Kenntniss derselben ist zu einer Uebersicht über griechisches Land und Volk unerlässlich. — Bei der Erwähnung der Baukunst in der pelasgischen Periode (§. 42. S. 58), war mit einem Wort die Bezeichnung und Bauweise der „Cyklopenmauern“ anzuführen. — Wo von dem Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren S. 64 die Rede ist, wäre es zur richtigen Auffassung für den jungen Leser zuträglich gewesen, dass in irgend einer Wendung auf den ursprünglichen Sinn und Gebrauch des letztern Wortes, (Unverständlichkeit der Sprache) hingewiesen worden wäre.

Zweites Buch. Staat und Familie. S. 72 finden wir bei der Auseinandersetzung über Adel und Volk den Satz: „Nach griechischer Vorstellungsweise hing Begabung und Berechtigung durchaus mit der Abstammung zusammen“. Diese Wendung kann vielleicht bei manchem jungen Leser das Missverständniss erzeugen, als sollte diese Anschauungsweise als eine specifisch griechische angesehen werden, da sie doch eine fast allen alten Völkern gemeinschaftliche war. Gerade dieses letztere Moment wäre eher hervorzuheben gewesen. — Bei dem Abschnitte §. 55. S. 86 ff. Die Staatsformen wäre es, so will es uns bedünken, am einfachsten und besten gewesen, statt jeder andern Auseinandersetzung die Aristotelische Darstellung von den drei rechten Arten der Staatsverfassungen und von den drei Ausartungen derselben, so wie der andern Analogie mit den verschiedenen Arten des Hausregiments aus der Nikomacheischen Ethik und aus der Politik in abgekürzter Form hier aufzunehmen. Man kann diesen Gegenstand, namentlich in Beziehung auf griechisches Staatsleben, wohl schwerlich richtiger, klarer und präziser, zugleich mehr allgemein verständlich abhandeln, als es von Aristoteles geschehen ist. Es wäre dadurch auch die weitere Ausführung S. 90. §. 56 Wechselverhältnisse zwischen Ordnung und Gliederung des Staates (welcher als etwas zu abstract gehalten erscheint) weggeblieben oder anders gefasst worden. — S. 111 scheint die Wendung: „Sykophanten auch „Hande des Volkes“ genannt“, auf einem Missverständniss zu beruhen oder ein solches veranlassen zu können. Die ange-

führte Benennung „Hunde des Volkes“ wurde nicht in dem gemeinen Sprachgebrauch gleichbedeutend mit Sykophant, und im tadelnden Sinne angewendet. Vielmehr war es eine lobende Bezeichnung, welche Demagogen und Sykophanten sich selbst legten, wenn sie ihre Wachsamkeit und Treue in Wahrung der Volksrechte hervorheben wollten. Von einem solchen Menschen spricht Demosthenes (*contra Aristogiton*. p. 782. 7), indem er dabei über dieses belobende Prädikat lustig macht, und ebenso theilt sich das nämliche Prädicat ein bei Theophrast (*Charact.* XXIX) photographirtes Subject desselben Gelichters. Zu dieser Auffassung dieser Bezeichnung führen viele andre Stellen, wo ein Hund in bildlicher Bedeutung als Wächter genommen wird, wie einmal zu jener Stelle des Theophrastus nachzuweisen gesucht (Opuscula academica. Friburgi 1857. pag. 59). Das Gegenbild von treuen Hunden des Volkes sind bei Jesaias LVI, 10 die *muti non valentes latrare*. — Die Hetaerien, welche S. 111 „heimliche Gesellschaften“ genannt werden, waren doch dieses weit mehr als politische Clubbs und wären richtiger so benannt worden. S. 114, wo die ganz richtige Bemerkung in Erinnerung gebracht wird, dass man „die Nichterwähnung einer Sache in den Homerischen Gedichten nicht zugleich als ein Nichtvorhandensein derselben annehmen dürfe“, hätte vielleicht an die Analogie des Nibelungenliedes erinnert werden können, wo von dem religiösen Glauben, der in der gebildeten Dogmatik, dem System kirchlicher Hierarchie wenig vorkommt, obgleich alles dieses zur Zeit des Dichters vorhanden war. — S. 127, wo bei der Auseinandersetzung über den Umfang der königlichen Gewalt angeführt wird, dass der König die priesterliche Oberhaupt war und Opfer für Staat und Volk darbrachte, hätte sollen mit einem Worte erwähnt werden, dass gewöhnlich Opfer im Namen der Gesamtheit dabei doch nur von Priestern dargebracht werden durften (*θυσίαι λεγόμεναι* Aristot. Polit. III, 2). Auch in dem Abschnitt über den Cultus, wo von den Opferungen der Könige die Rede ist (S. 526), wird diese Einschränkung nicht angedeutet. Doch führt unser Verfasser S. 133 die priesterlichen Personen im Dienste des Königes, die Weissager und Opferpriester, an und spricht von ihrer Mitwirkung bei den Opfern, dass er vielleicht jene obnehin nicht näher anzugebenden homerischen Opfer als vorzugsweise mit der Weissagung verbunden denkt. — S. 148, wo von der Art der Kriegführung der homerischen Helden die Rede ist, wird zwar von der gewöhnlichen Kampfweise in der Schlacht ein anschauliches Bild gegeben; aber so dunkel aus ohne alle Versuche der Taktik war jene Zeit nicht, wie man darnach schliessen könnte. Es hätte sollen mit einem Worte wenigstens von der taktischen Aufstellung, welche Nestor anführt (Iliad. B. 362), geredet werden und von der gemeinsamen, gleichmässigen Offensiv- und Defensivtaktik der geschlossenen Hoplitaphalanx, wovon neben den vorherrschenden Erzählungen von dem



isolirten Vorkämpfe der Könige und Edeln nicht nur kurze Andeutungen, sondern sogar anschauliche Schilderungen sich finden (wie Iliad. II, 212), was alles jetzt in Köchly's und Rüstow's Geschichte des griechischen Kriegswesens S. 2—4 und in der Ausgabe der „griechischen Kriegsschriftsteller“, welche wir beiden zu verdanken haben II. Theil. 1. Abtheil. S. 1—6 auf das Beste auseinanderzusetzen ist. — S. 157, wo bei der Beschreibung der griechischen Schiffe unter den andern Theilen auch das Steuerruder (*πηδάλιον*) angeführt wird, hätte sollen bemerkt werden, dass das griechische Schiff in der Regel zwei grosse mittelst eines Querholzes verbundene Schaufelruder, eines an jeder Seite des Hintertheiles, als Steuerruder hatten, und nicht wie unsre Schiffe nur ein Steuerruder. Smith, über den Schiffbau der Griechen und Römer übers. von Thiersch S. 9. — S. 169, wo die verschiedenen Hauptarten der gymnischen Kampfspiele aufgezählt werden, wäre es passend gewesen, die griechischen technischen Benennungen den deutschen beizusetzen. Ein ähnliches Verfahren ist zwar an mehreren Stellen des Buches beobachtet worden, wie z. B. S. 156 bei der Angabe der Haupttheile des griechischen Schiffes, und sonst. Aber aus didaktischen Gründen und im Interesse der Schüler, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, hätten wir eine durchgehendere Anwendung dieses Verfahrens gewünscht und haben dasselbe S. 222. 229. 247. 250 und an andern Stellen vermisst. Um den deutschen Text durch Beifügung griechischer Wörter nicht zu häufig zu unterbrechen, könnten dieselben in den Noten untergebracht werden. — Was S. 254 über die Art der Kriegführung der Spartaner gesagt wird gibt ein recht anschauliches Bild; nur das über die Schlachtordnung Gesagte ist etwas zu allgemein gehalten und hätte durch Anschluss an die Darstellung von Köchly und Rüstow (Griechische Kriegsschriftsteller. II. Theil. 1. Abth. S. 7 ff.) wesentlich gewinnen können. — Bei der Darstellung des attischen Processes S. 323 wird vielleicht die allgemeine Charakterisirung des Processverfahrens in den öffentlichen Sachen durch die Bezeichnung des „accusatorischen Verfahrens“ von den Schülern nicht so ohne weitere Erklärung in dem gemeinten technisch-juristischen Sinne aufgefasst werden, und es wäre eine andre Wendung vorzuziehen gewesen. — Der S. 369 ausgesprochene Satz: „der Einfluss der Komödie (zu Athen) auf Gemüth und Charakter sei mehr schädlich als heilsam gewesen“, mag im Allgemeinen und namentlich in Vergleich mit der Tragödie (und so wird er hier aufgefasst) wahr sein. Aber es hätte doch sollen auch anderseits an die bei aller Ausgelassenheit im Einzelnen dem Ganzen nach so sittliche und ernste Tendenz aristophanischer Komödien mit einem Worte erinnert werden. — Im Uebrigen haben wir bei der Darstellung des athenischen Staates eine etwas nähere Ausführung des Verhältnisses der Bundesgenossen zu Athen an geeigneter Stelle vermisst, so wie auch zu wünschen ist, dass der S. 265 ff. gegebene



geschichtliche Ueberblick des athenischen Staatslebens, wenn nur in ganz kurzen Umrissen und mit wenigen Worten, bis römischen Zeit wäre fortgeführt worden.

Wenn ungeachtet der etwaigen Lücken oder Ausstellungen Einzelnen, welche dieser oder jener Leser in den ersten beiden Büchern (I. Land und Volk und II. Staat und Familie) finden mag, dennoch im Allgemeinen und in einzelnen Partien insbesondere sich eine selbstständige Durcharbeitung und Auffassung des Stoffes verbunden mit einer lebendigen, anschaulichen Darstellung des Verfassers zeigt, so gilt dieses noch in höherem Maße von dem Dritten Buche (Religion und Cultus). Wir lassen über diesen Theil des Werkes einige wenige Bemerkungen folgen, welche sich uns bei dem Durchlesen desselben ergeben haben. — erst haben wir eine kleine Einwendung gegen die Ueberschriften machen, da der Cultus unter der Religion begriffen und mit derselben coordinirt ist; richtiger würde wohl gesagt: Glaube und Cultus. Der S. 374 ausgesprochene Satz: „In der ältesten hellenischen Zeit verehrte das Volk einen unnennbaren, unendlichen Gott“ scheint in dieser kategorischen Allgemeinheit etwas zu sagen. Herodot wenigstens an der bekannten klassischen Stelle, wo er von den namenlosen Gottheiten der Pelasger spricht, braucht immer die Bezeichnung der Mehrzahl von Göttern. — S. 385 über das Verhältniss der Komödien des Aristophanes zur griechischen Volksreligion gesagt ist, kann zu einer unrichtigen Auffassung Veranlassung geben. Aristophanes vertritt doch überhaupt so auch in der Religion die conservative Richtung im Gegensatz gegen den Rationalismus seiner Zeit. Die eingelegten Spässe selbst gegen die Götter, durch altes Hervorkommen derer in diesen Festspielen ganz ungebundene Maskenfreiheit zugelassen, beweisen nicht eine principielle Opposition, ebensowenig als die derben Spässe des christlichen Mittelalters auf religiösem Gebiet. S. 398 scheint der Ausdruck „satanischer Egoismus“ von den griechischen Volksgöttern und ihrem bei aller Unvollkommenheit doch immer vorwaltenden Charakter der Naivetät, — doch etwas überschwänglich, so wie der S. 454 gebrauchte Ausdruck „saturnische Schadenfreude“. — Der S. 406 statuirte Unterschied zwischen „Zeus“ und dem „Geiste des Zeus“ scheint nach den angeführten homerischen Stellen nicht so festgestellt wie er angenommen wird. Wenn man den letztern Ausdruck auch als eine mit dem Namen selbst identische Umschreibung annimmt, so bleiben dennoch die Widersprüche in der volksthümlichen Vorstellung von den griechischen Göttern überhaupt und von Zeus insbesondere, dem je nach der Situation bald mehr bald weniger Macht und Weisheit beigelegt wird. — S. 446 hätten die bekannten Mythen von Tantalos, Ixion, Sisyphos und Tityos nach dem didaktischen Zwecke dieses Werkes doch in der Kürze etwas näher angegeben werden sollen. — S. 322, wo von den musischen Kün-

antischen Wettkämpfen im Allgemeinen die Rede ist, hätten berühmtesten Wallfahrtsorte, wo dieselben gehalten wurden (die olympischen, pythischen, isthmischen Spiele) aufgezählt und in der Vorrede über den Hergang dabei, mit Hinweisung auf die pindarischen Gesänge, Etwas gesagt werden sollen.

Wir brechen unsere Bemerkungen, um nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, hier ab, obgleich gerade dieses dritte Buch (von den Sitten und Cultus), wie oben schon angedeutet worden ist, ungleich mehr mit besonderem Interesse von dem Verfasser bearbeitet worden ist und manches beachtenswerthe Ergebniss specieller Studien enthält. Es ist jedoch bei dieser Beurtheilung vorzugsweise der didaktische Zweck des Buches und die Frage seiner praktischen Brauchbarkeit ins Auge gefasst worden. Von diesem Gesichtspunkte aus möchten wir uns zum Schlusse noch folgende Bemerkungen erlauben.

Wenn wir im Eingange dieser Anzeige oben bemerkten: der Nachdruck bei den klassischen Studien an unsern Gymnasien soll auf die Sprachen und auf die Lesung der Schriftsteller zu legen, werden, um ein gutes Resultat der Schulstudien zu erzielen, das auch von der wissenschaftlichen Vorbereitung und besonders der Staatsprüfung der Candidaten des Gymnasial-Lehramtes abhängt. Die Examinationsordnungen in den meisten deutschen Staaten des letzten Jahrzehnten stellen hinsichtlich des materiellen Wissens der philologischen Lehramts-Candidaten zu grosse Forderungen, ohne dass die Kenntniss und besonders die Fertigkeit in den alten Sprachen seit jener Zeit an unsern Gymnasien im Verhältnisse zu diesen gesteigerten Forderungen zugenommen hat. Die philologischen Lehramts-Candidaten eine gute Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache zu erlangen und einen gewissen Sinn, Geschmack und Eifer dafür; Geübtheit im Verstehen des Lateinischen und Griechischen, da wo besondere Schwierigkeiten entgegenstehen; endlich genaue Bekanntschaft mit einer Anzahl ihnen zu bezeichnender griechischer und lateinischer Autoren oder Theile aus denselben, so werden sie, wenn sie nicht ganz ohne alles pädagogische Geschick sind, ihre Kenntnisse in der Kenntniss und Fertigkeit der alten Sprachen weit zu bringen und ihnen mehr Lust an der Lectüre der alten Schriftsteller geben, als solche Lehrer, deren Kraft und Studium bei ihrer Vorbereitung durch zu grosse, doch am Ende nicht zu erfüllende Anforderungen zu sehr getheilt und dadurch geschwächt hat. Die neueste Vorschrift über die Prüfung der Candidaten des Gymnasial-Lehramtes in dem österreichischen Kaiser-Reich vom 24. Juli 1856 (woran wir durch das vorliegende für die österreichischen Gymnasien bestimmte Lehrbuch erinnert werden) ist offenbar das Uebermaass der Anforderungen hinsichtlich des materiellen Wissens an die philologischen Lehramts-Candidaten im Interesse der sprachlichen Fertigkeit und der Lectüre der Classiker

zu ermässigen; nur hinsichtlich eines Realfaches der Alterthumskunde scheint die Verordnung wenigstens nicht den passenden Ausdruck gewählt zu haben. Es wird nämlich „in der griechischen und römischen Geschichte gründliche Kenntniss“ verlangt. Man den Ausdruck „gründlich“ nicht sehr relativ nimmt, durch ein detaillirtes Programm über den Umfang und Inhalt, was bei einer solchen Prüfung verlangt wird, näher bestimmen, so wird eine solche Forderung eher an gelehrte Notabilitäten, Specialitäten des historischen Faches als an Candidaten des nasial-Lehramtes zu stellen sein.

Papier und Druck des vorliegenden Werkes sind sehr gut. Correctheit des Druckes lässt jedoch Einiges zu wünschen übrig.

Zell

---

*Deutsche Rechtsgeschichte von Dr. Heinrich Zoepfl, Grosszoglich Badischem Hofrath, ordentl. öffentl. Professor der Rechtswissenschaften in Heidelberg. Dritte, durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Verlag von Adolph Kröner, 1858. Bog. 64. S. 1021.*

Als ich im Jahre 1836 es unternahm, ein Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte zu schreiben, legte ich dem des hochgeschätzten Eichhorn'schen Werkes zu Grunde, in welchem die politische Geschichte mit der Rechtsgeschichte nach dem Verhältnisse zusammengestellt ist. Bei der zweiten Ausgabe und bei der ungewissen Umarbeitung meines Lehrbuches, die in den Jahren 1846 und 1847 in drei Lieferungen erschien, wurde ich von der Ueberzeugung geleitet, dass eine solche Vermischung der politischen Geschichte mit der Rechtsgeschichte dem Stande der Wissenschaft, wie den Bedürfnissen des Unterrichts nicht mehr angemessen sei. Sehr gerne hätte ich schon damals, wie ich auch in der Vorrede zur zweiten Auflage ausdrücklich erklärt habe, die Darstellung der politischen Geschichte ganz bei Seite gelassen, jedoch war man zu jener Zeit noch zu sehr an die Verbindung der Rechtsgeschichte mit der Volksgeschichte gewöhnt und wollte einen Abriss dieser letztern, wie mir von sehr beachtenswerthen Stimmen zu erkennen gegeben wurde, in einem Lehrbuche der deutschen Rechtsgeschichte nur ungerne vermissen. Ich traf daher den Weg, die politische Geschichte von der Rechtsgeschichte vollständig zu trennen, und erstere, unabhängig von der letzteren, als einen besonderen (ersten) Band der Rechtsgeschichte voranzusetzen zu lassen. Seitdem hat die Ansicht, dass diese beiden Zweige der Geschichtschreibung eine abgesonderte Behandlung nicht nur verdienen, sondern sogar erfordern, in grösseren Kreisen Anklang gefunden, und demnach hat auch F. Walter in seiner unterdessen

In der deutschen Rechtsgeschichte die politische Geschichte  
 dabei Seite gelassen. Bei dieser dritten Auflage und aberma-  
 ligen Umarbeitung meines Lehrbuches durfte ich mich daher  
 berechtigt halten, die Darstellung ebenfalls auf die Rechtsge-  
 schichte allein zu beschränken. In der äusseren Erscheinung hat  
 mein Lehrbuch im Vergleich zur vorigen Ausgabe die Ver-  
 änderung erlitten, dass der erste Band, einen Abriss der Volks-  
 geschichte enthaltend, hinwegblieb, und der zweite Band nunmehr  
 als selbstständiges Werk erscheint, was er der Sache  
 nach auch in der vorigen Ausgabe gewesen war. In Folge hier-  
 von war die Beschränkung des Titels in der Weise, wie er dieser  
 Auflage voransteht, von selbst geboten. Die Trennung der  
 Völkergeschichte und der Geschichte der Rechtsin-  
 stitute, welche schon in der zweiten Auflage durchgeführt worden  
 war, wozu deren zweiter Band in zwei Abtheilungen zerfiel,  
 habe ich aber von mir beibehalten, da sich deren Zweckmässigkeit  
 besonders für den akademischen Unterricht durch die Erfahrung  
 bewährt hat. Auch die Zählung und Reihenfolge der Paragraphen  
 in beiden Abtheilungen unverändert geblieben, wozu mich die  
 Ueberzeugung bestimmte, dass auf mein Lehrbuch vielfach auch  
 Schriften anderer Verfasser verwiesen worden ist; jedoch sind  
 auch da, wo es der in grösserem Umfange aufgenommene Stoff  
 erforderte, neue Paragraphen eingeschoben und mit Buchstaben be-  
 zeichnet, an die vorhergehenden angeschlossen worden. Eine Ver-  
 gleichung dieser mit der vorigen Auflage wird die Ueberzeugung  
 führen, dass nur sehr wenige Paragraphen ohne wesentliche Um-  
 änderung geblieben sind. Die Vermehrung des Inhaltes wird sich  
 daraus augenscheinlich ergeben, dass die Bogenzahl der bei-  
 den Abtheilungen, welche in der vorigen Auflage 40 Druckbogen  
 betrug, auf 64 Druckbogen gestiegen ist; eine grössere Bogenzahl,  
 als die vorige Auflage mit Hinzurechnung des jetzt weggefallenen  
 ersten Bandes (der politischen Geschichte) umfasst hatte. Es darf  
 das Buch in seiner neuen Gestalt wohl als ein im wesent-  
 lichen neues Werk bezeichnet werden.

Von dem, dass ich durchaus nach Quellen gearbeitet habe und  
 meine Forschungen auf Anerkennung der Selbstständigkeit Anspruch  
 machen dürfen, wird das Buch selbst Zeugnis geben. In wie weit  
 mir gelungen ist, Richtiges zu Tage zu fördern, muss das Urtheil  
 der Männer vom Fache entscheiden. Die Anmassung, nur Fehler-  
 zu geleistet zu haben, ist mir so ferne, als sie jedem sein wird,  
 wenn man mit der Massenhaftigkeit und Schwierigkeit des zu behandelnden  
 Stoffes bekannt ist. Wenn in einem Fache des Wissens, so  
 wie in der deutschen Rechtsgeschichte noch lange das „veniam  
 licet et petere vicissim“ geboten sein.

Bei der vorliegenden Umarbeitung habe ich mir noch mehr als  
 in der vorigen Auflage zur Aufgabe gemacht, die Belegstellen zum

Beweise der im Texte aufgestellten Ansichten, so weit nur thunlich, in den Noten abdrucken zu lassen. Wer weiss, wie streut in verschiedenen, zum Theile sehr kostbaren Werken Quellen enthalten sind und insbesondere, wie selten sich der Studierende oder ein Praktiker, für welche dieses Buch vorzugsweise bestimmt ist, in dem Besitze eines nur einigermaßen ausreichenden Apparates befindet, wird es nur billigen, dass die Noten eine von Chrestomathie bilden, die nicht nur ein einigermaßen anschauliches Bild von der Beschaffenheit der Quellen zu bieten, sondern das Verständniss derselben einzuleiten, sondern auch zum Quellenstudium anzueifern bestimmt ist. Sodann habe ich auch bestrebt, genau anzugeben, in welchen eigentlichen Quellen das eine oder andere Rechtsinstitut und in welcher Form zum erstenmale hervortritt. Nicht minder habe ich einzelne Grundsätze so weit möglich, mit geschichtlichen Beispielen in Anwendung aus den sog. *Scriptores rerum Germanicarum* zu zeigen gesucht. Insbesondere bin ich aber auf Erläuterung der Rechtssprache bedacht gewesen, ohne deren Verständniss ein weiterer Fortschritt in der Wissenschaft nicht möglich ist, was doch bisher von Seite der Juristen nur zu wenig Rücksicht genommen worden war. Da ich eben dieser Seite des Rechts eine besondere Wichtigkeit belege, so benütze ich sogleich die Anzeige, um in einigen Punkten den Ausführungen in meinem Buche nachträglich einige Bemerkungen beizufügen.

I. Auf S. 926 fl. habe ich den Begriff der *creucruda* (*neocruda*) erörtert und dieses vielbesprochene Wort, abweichend von den sämtlichen mir bekannt gewordenen bisherigen Auslegungen, „Staub vom totleibe“ („*pulvis de hereditate terrae*“) erklärt. Ich habe dabei ausgeführt, dass diese *creucruda* niemals in den gesamten Frankenreiche, sondern nur von Childibert II. in der *Decretio* v. J. 596 für seinen Landestheil aufgehoben, durch die Gr. bei der Abfassung der *L. Salica emendata* aber abgeändert, beibehalten und gleichsam erneuert worden war. Eine Bestätigung findet diese Erklärung und Behauptung ausser dem, was in meinem Buche angeführt worden ist, noch weiter durch die *Karoli M. Aquis. a. 810 c. 3*, bei Pertz, *Legg. I. 162*, selbst auch eine ganz meiner Erklärung entsprechende lateinische Uebersetzung des Wortes *creucruda* hervortritt. Die Stelle lautet: „*De homicidiis factis anno praesenti inter vulgares homines quae propter pulverem mortalem acta sunt*“. So mag es unvollständig diese Stelle ist — (sie ist nur ein Rubrum: die positiven Worte, die nun folgen mussten, fehlen) — so gewinnt doch im Zusammenhange mit dem, was ich in meinem Buche über die *creucruda* zusammengestellt habe, eine Bedeutung, und verbreitet ihrer Seite ein weiteres Licht über die übrigen Stellen, welche von der *creucruda* handeln. Man sieht nemlich dass

gerade so, wie die Frage, wem der reipus gebühre, unter Childebert'schem Anlass zu Mord und Todtschlag („scandalum“) gegeben (vergl. meine Rechtsgeschichte S. 592), so auch unter Karl d. Gr. das Bestehen dieses Kaisers auf dem der Formalität der *creucruda* zu Grunde liegenden Rechtssatze: „dass die Verwandten des Mörders innerhalb gewisser Grade der Verwandtschaft denselben die verwirkte *compositio* bezahlen müssen“, ebenfalls zu Mord und Todtschlag führte, indem, wie wir schon aus der Glosse zu Childebert's II. *constitutio* v. J. 596 wissen (meine Rechtsgesch. p. 928. Note 16), dieser strenge Grundsatz dem Volke höchst verhasst geworden war, weil durch die Nötigung zu solcher Zahlung viele unschuldige Leute in Vermögensverlust gebracht wurden. Es lässt sich daher sehr wohl begreifen, dass in den Rheinlanden, in welchen schon Childebert II., wie ich in meinem Buche gezeigt habe, die *creucruda* wirklich abgehandelt hatte, unter dem Volke eine grosse Aufregung entstehen konnte, als die Verwandten des Ermordeten wieder mit Klagen auf Zahlung der *compositio* gegen die Verwandten des Mörders auftraten und diese unnachsichtlich auspfänden liessen. Eben hiervon handelt nun das Cap. Karol. M. Aquis. a. 810. c. 3, wovon wir nur ein Bruchstück besitzen. Dass „*pulvis mortalis*“ die buchstäbliche Uebersetzung von *creucruda* (*chrene chrene-cruda*) ist, scheint mir nicht zweifelhaft, da die *Lex Salica* selbst im Titel *de chrene-cruda* dieselbe als *pulvis de terra* (*heret-cruda*) des Mörders erklärt, und die Bedeutung von *chrene* (*oreu*) = todtleib (d. h. *corpus mortuum*, im Sinne von *reliquiae*, *heret-cruda*) so wie die Bedeutung von *crud*, Kraut, als *pulvis*, feststeht.

II. Auf S. 865 habe ich das in der *Lex Salica* im Titel *de facta* vorkommende Wort *Gasachius*, als *causator*, *seidicus*, im Sinne von „Prozessparthei“ erklärt, und darauf hingewiesen, dass die Wurzel dieses Wortes sich noch in der *Rechtsordnung* des nürnberg'schen Stadtrechts in gleichem Sinne erhalten hat. Durch ein Versehen bei der Copie eines Excerptes wurde in meinem Buche das entsprechende nürnberg'sche Wort nicht in seiner ächten Form „Selbtsacher“, sondern mit dem Schreibfehler „Selbtsager“ aufgenommen, und dessen Verbesserung bei der Revision des Druckes unterlassen. Durch die richtige Form „Selbtsacher“ (so heisst im nürnberg'schen Rechte derjenige, den die Sache, Prozesssache, selbst betrifft, im Gegensatz des Fürsprech, der eine fremde Sache führt), tritt aber die wahre Bedeutung von *Gasachius* als *causator*, d. h. „Sacher“ noch deutlicher hervor.

III. Bezüglich des Wortes *schieben*, *scheuben*, *Scheub*, *Schub*, *rechten Schub*, habe ich S. 761, Note 5, a. E. und S. 763 angegeben, dass *schieben* erstlich in Süddeutschland (im Schwabenspiegel dieselbe Bedeutung wie *ziehen* (*tien*) im Sach-

senspiegel hat, d. h. dass es mitunter das Ziehen des mit einer Vindicationsklage bedrohten Besitzers auf seinen Geweren (als *Werk*) bedeutet: ich habe aber sowohl auf S. 760 Note 5. als insbesondere S. 959. 960 die anderen Bedeutungen angegeben, welche Scheuben, Scheub, Schub noch ausserdem hat. Für eine der anderen Bedeutungen habe ich S. 959 eine Stelle aus Rudolph's regensburger Landfrieden a. 1281 c. 17 (bei Pertz II. 41) angeführt, und diese Stelle, welche lautet: „Swem diubigen funden wirt, der scheub daz als reht ist“ davon verstanden, dass hier „scheuben“ soviel wie „getügen“ im Sachsenspiegel bedeute, d. h. dass diese Stelle (in ungenauer, aber in den Regensburger Büchern nicht seltener Construction) sagen wolle, dass der Vicarius cant hier den Scheub, das Getüge, vollführen solle, d. h. nur mit seiner Hand“, d. h. allein, den erlittenen Diebstahl zu besorgen habe. Erst nach völliger Vollendung des Druckes und Auflegung des Buches kam mir der V. Band der Quellen der deutschen bayerischen Geschichte zu, welche in München auf Befehl Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern herausgegeben wurde. Hierdurch wurde ein sehr bemerkenswerther Aufschluss über den gedachten regensburger Landfrieden K. Rudolph's I. a. 1281 gegeben, und erhellet hieraus, dass derselbe bisher nur unvollständig bekannt war und überdies nur eine neue, blos für Bayern bestimmte Recension zweier älteren bayerischen Landfrieden (v. a. 1244 und 1255) ist. Hieraus ergibt sich auch, dass das von mir angeführte c. 17. des bisher bekannten regensburger Landfriedens Rudolph's nur ein mageres Excerpt aus den correspondirenden Stellen der beiden älteren bayerischen Landfrieden ist, und dass diese Stellen nach Ausweis ihrer Quelle, nicht von einem Scheuben des Vicaranten, sondern von dem Schieben des beklagten Besitzers zu verstehen ist, und daher nur als Belegstelle für die erstgedachte Bedeutung des Wortes scheuben (= ziehen auf den Geweren) angeführt werden darf. Ueber das Verhältniss der Originalstellen der beiden älteren bayerischen Landfrieden von a. 1244 und a. 1255 zu der daraus geflossenen Stelle des regensburger Landfriedens v. a. 1281 behalte ich mir vor, in einer der nächsten Nummern dieser Jahrbücher, bei Besprechung des V. Bandes der Quellen der deutschen und bayerischen Geschichte, mich näher auszusprechen.

(Schluss folgt.)



# HRBÜCHER DER LITERATUR.

Zoepfl: Deutsche Rechtsgeschichte.

(Schluss.)

IV. So eben erhalte ich ein Schreiben von Herrn geh. O.-Trib. Prof. Dr. Homeyer in Berlin, worin derselbe die Freundlichkeit gehabt hat, mich darauf aufmerksam zu machen, dass die Worte in der gereimten Vorrede des Sachsenspiegels, Vers 90, 91: „zu rame als ein wilt, daz die hunde paffen an“ schon in der Berliner Handschrift v. 1369 vorkommen, und daher nicht, wie früher häufig geschah und auch hiernach in meinem Buche 1839 gesagt ist, von Rom, d. h. nicht von einer Anspielung auf die (einige Sätze des Sachsenspiegels verdammende) Bulle des Papstes Gregor XI. v. 1374 verstanden werden können, wogegen auch schon Gärtner in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Sachsenspiegels §. 8 erklärt hatte. Müssen hiernach die Worte: „zu rame stehen“ in einem anderen Sinne genommen werden, wenn derselbe wohl nicht durch die von Gärtner angegebenen Bedeutungen von „ramen“ als „collineare, aspici, videri“ ermittelt werden, sondern es ist hier „ramen“ im Sinne von sagittare, also „zu rame stehen“ im Sinne von „ad sagittandum expositus stare“, d. h. „zum Schusse“ oder den Pfeilen (Angriffen) der Feinde ausgesetzt stehen, zu denken. Ueber diese Bedeutung von ramen kann ich auf mein Buch selbst, S. 985, verweisen.

Zoepfl.

*Corpus Juris Confoederationis Germanicae oder Staatsacten für die Geschichte und öffentliches Recht des deutschen Bundes. Nach officiellen Quellen herausgegeben von Philipp Anton Guido v. Meyer, Grossherzoglich Mecklenburgischem Legationsrathe etc. Ergänzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. Heinrich Zoepfl, Grossherzoglich Badischem Hofrath und öffentl. ordentl. Professor des Staatsrechts zu Heidelberg. Erster Theil. Staatsverträge. Dritte Auflage. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1858. Bog. 60. S. 482.*

Schon im Jahre 1847 war eine dritte Auflage des Corpus Juris Confoederationis Germanicae oder der Staatsacten für die Geschichte und öffentliches Recht des deutschen Bundes nothwendig geworden. Der Druck begann auch sofort unter der persönlichen

Leitung des ursprünglichen Herausgebers, Herrn Legationsrath Ph. Ant. Guille v. Meyer, erlitt aber alsbald aus Rücksicht auf welche derselbe auf seine Gesundheit zu nehmen sich genöthigt fand, eine sehr bedauerliche Unterbrechung. Somit fehlte diese in Recht beliebte und zum Handgebrauche sehr zweckmässig eingerichtete, für das Studium, wie für die Praxis des deutschen Staates rechtens gleich unentbehrliche Urkundensammlung bereits zehn Jahre im Buchhandel. Dieser Mangel wurde von allen Seiten um so mehr empfunden, als die vorige Ausgabe nur die Beschlüsse des deutschen Bundes und die Staatsverträge bis zum J. 1840 enthalten konnte, die späteren Bundesbeschlüsse und Actenstücke, insbesondere Bundesbeschlüsse seit der Wiederherstellung der Bundesversammlung aber in keiner Sammlung mehr zusammengestellt worden.

Herr Legationsrath v. Meyer gab daher im Sommer vorigen Jahres dem Unterzeichneten den Wunsch zu erkennen, die Vollendung der dritten Ausgabe seines Werkes zu übernehmen, um das Erscheinen nicht noch längere Zeit zu verzögern. Lebhaft überzeugt von der Unentbehrlichkeit und Zweckmässigkeit dieser Sammlung habe ich keinen Anstand genommen, auf diesen Vorschlag einzugehen. Mit Zustimmung des Herrn Legationsrathes v. Meyer wurde aber von dem neuen Plane, welchen derselbe bei der dritten Ausgabe seiner Sammlung zu verfolgen beabsichtigt hatte, wonach die Urkundenabdrücke mit geschichtlichen Einleitungen und praktischen Erörterungen begleitet werden sollten, wieder abgegangen, indem dadurch das Werk nicht nur seiner ursprünglichen Bestimmung, zum Handgebrauche zu dienen, entrückt worden wäre und sein Umfang sich ungemein erweitert haben würde, sondern auch eine solche Erweiterung, zu welcher die Vorarbeiten nicht vollendet waren, die Herausgabe mindestens noch einige Jahre hätte verzögern müssen, während eine neue Ausgabe dieses so begehrten Buches täglich dringenderes Bedürfniss geworden wäre. Dagegen wurde die Ergänzung der Sammlung durch mehr wichtige ältere Urkunden, sowie deren Fortführung bis zur Gegenwart durch Aufnahme der seit dem J. 1840 entstandenen Staatsverträge und Bundesbeschlüsse als Aufgabe der neuen Ausgabe anerkannt und festgestellt.

Es erscheint demnach das Corpus Juris Confederationis Germanicae, so wie früher, in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung, welche hiermit vollendet vorliegt, enthält die Staatsverträge, welche für die gegenwärtigen deutschen Staaten entweder unmittelbar, oder doch mittelbar, wegen ihrer europäischen Bedeutung und der Betheiligung der beiden deutschen Grossmächte an denselben, von Wichtigkeit sind. Die zweite Abtheilung wird die Grundgesetze des deutschen Bundes und die Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung bis zur Gegenwart umfassen. Der Druck dieser zweiten Abtheilung hat bereits begonnen und wird von der Verlagsbuchhand-

so beschleunigt werden, dass dieselbe sicher im Laufe des Sommers versendet werden kann und somit das Publikum in kürzester Zeit wieder in dem Besitze dieses so ungern vermissten Buches sein wird.

Da auf das Corpus Juris Confoederationis Germanicae seit seinem ersten Erscheinen in allen publicistischen Schriften verwiesen worden ist, so wurde es, um Verwirrung beim Nachschlagen zu verhüten, für zweckmässig erachtet, ungeachtet der zahlreichen neuen Hefen zu den älteren Stücken, doch deren Numerirung mit römischen Zahlen nicht zu verändern, sondern die neuen Einschreibungen zu die älteren Nummern anzureihen und durch beigefügte Buchstaben oder auch arabische Zahlen zu unterscheiden. Es wird hierdurch bei einer Vergleichung leicht werden, die neuen Einschreibungen zu erkennen und sich von der beträchtlichen Vermehrung des Inhaltes zu überzeugen. Bis zum Bogen 27 der ersten Abtheilung (Staatsverträge) wurde die Ergänzung noch von Hrn. Legationsrath v. Meyer selbst besorgt und der Druck überwacht; ab Bogen 28 an ist die Ergänzung und Ueberwachung des Druckes nach den Unterzeichneten vorgenommen worden.

Da es sich als einen grossen Misstand erwiesen hat, wenn die neuen Staatsverträge und Bundesbeschlüsse erst nach einer Reihe von Jahren bei Veranstaltung einer neuen Auflage in die Sammlung Aufnahme finden, so wird nunmehr auch darauf Bedacht genommen werden, dass von Zeit zu Zeit, je nachdem sich der Stoff darbietet, gleich Fortsetzungen dieser Sammlung in der Form von unangefangenen Heften erscheinen, so dass dieselbe von nun an mit den Ereignissen möglichst gleichen Schritt halten wird.

Zoepfl.

---

*Freudenklänge gläubiger Seelen. WEIMAR Ein Erbauungs- und Unterhaltungsbuch, mit Erzählungen, Gleichnissen und Betrachtungen, herausgegeben von Leopold Lammfromm, Oberlehrer in Burgau am Federsee. 1857. Im Selbstverlag des Verfassers.*

Diese gehaltreichen Blätter sind eine mit Rücksicht auf das Bedürfniss der Neuzeit umgearbeitete Ausgabe eines vorlängst in Verborgenheit gerathenen Werkes von unbekanntem Verfasser israelitischer Abstammung. Dem Unternehmer gebührt die dankbarste Anerkennung jedes Gutgesinnten. Die Verbreitung des Buches kann nicht jetzt nicht nur zur sittlich-religiösen Veredlung der Israeliten dienen, sondern empfiehlt sich auch christlichen Lesern in hohem Grade zur Beherzigung. Ohne der Christuslehre zu erwähnen, kann sein Inhalt doch die Wolken des Vorurtheils gegen diese göttliche Lehre zerstreuen helfen, und in manchem Israeliten ein Licht entzünden, das ihm den Beweggrund aufhelle, warum der heftigste

Christenverfolger Saulus der eifrigste Apostel von Christi Leben geworden ist<sup>\*)</sup>). Weder der Unglaube der Sadduzäer, noch die aufgeblasene Selbstüberhebung heuchlerischer Pharisäer vermag den helleuchtenden Strahl ewiger Wahrheit auf immer zu widerstehen.

„Wie oft, heisst es in dem Buche S. 2, nennen wir etw böse, was im Grunde gut ist, und umgekehrt gut, was am Ende sich als böse erweist“. Wie oft haben nicht schon demüthigen Schicksale dem Menschen das schönste Lebensglück herbeigeführt während Reichthum, Macht und Ehre, was man gemeinlich Glück nennt, Quellen namenlosen Elends geworden sind! — Das wahre feste Vertrauen (Zuversicht) besteht in der Ueberzeugung, dass ein allmächtiges Wesen über unsere Schicksale waltet, das vermöge seiner Güte es nicht anders, als gut mit uns meinen, vermöge seiner Weisheit nur unser Bestes wollen kann. Bei solcher Ueberzeugung vermögen alle die Ereignisse, welche in der Regel niederschlagen auf uns wirken, keine Gewalt über uns auszuüben, weil wir uns mit Ergebung in die Rathschlüsse Gottes fügen, dessen Gedanken so erhaben sind über unsere Gedanken, als der Himmel über der Erde. — (S. 5.) „Das (jüdische) Volk, so oft es von den göttlichen Vorschriften wich, ward krank, schwer krank, geistig krank. Keiner wusste die rechte Heilung zu finden, bis Moses das wahre Mittel in Aussicht gestellt hat. Die Kraft dazu liegt Jedem so nahe, in dem Gewissen und der Willensfreiheit“. Wahre Religion (heisst es S. 57), ist das Höchste und Heiligste, was unser Gemüth denken, unser Herz empfinden, das Freundlichste, was auf den bescheidensten, bald rauhen Pfaden leiten kann. Der ganze Geist der Religion geht aus von der Liebe zu Gott, und führt auf Liebe zu Gott. Der ganze Geist der Welt geht aus von der Eigenliebe, und führt zur Eigenliebe zurück. Das ist der grosse Unterschied. (S. 60) „Das Leben gleicht einer Seereise. Das beste Schiff, die sorgfältigste Lenkung führen uns nie zum Ziele, wenn wir nicht am Himmel einen Leitstern haben, der uns zum Führer dient“. — (S. 62) „Mensch! du suchst und fragst: wer ist der Alles Schaffende, der Alles Erhaltende? Wer ist's, von dem alle Kraft und alles Leben ausgeht? Der ist es, der die Gesetze der ewigen Ordnung diktirt oben im Himmel und da unten auf Erden jeglichem Wesen vorschrieb? Wer ist der, der über Alles, in Allem, vor und nach Allem war, ist und sein wird? — In den Werken vor deinen Augen hingestellt entschleiert sich der Unendliche, der Ewige, der Eine Schöpfer aller Dinge. Im Schauen seiner Werke schauest du seine Macht, Weisheit und Güte. — Sinke hin und bete an! Was sich von selbst versteht, und woran kein wachender, gesunder, sehender, hörender, fühlender und denkender Mensch zweifelt, das

---

<sup>\*)</sup> Eine Stelle im Buche wünschte Ref. getilgt zu sehen. Sie lautet S. 125: „Selbst ein makellooses Leben ändert die ewigen Folgen eines Frevels nicht“. Dies erscheint ja selbst mit Davids Busspsalmen im Widerspruch.

hen, die man sieht, von denen man gehen

was wir wählen und lieben, fliehen und meiden sollen. Was die Gesundheit dem Leibe, das ist das gute Gewissen der Seele. Der beste Arzt für Seelenwunden ist das Bewusstsein der Schuldlosigkeit. Kein grösseres Leid, als das böse Gewissen“. (S. 91.) „Alle Menschen sind von Natur frei; es kommt auf Jeden an, ob er gut oder böse sein will. Kein Mensch hat uns diese Freiheit gegeben, keiner kann sie uns nehmen. Thue was du sollst, so kannst du thun, was du willst. Was edle Menschen thun, kommt Jedermann zu gut. Die guten Werke aber, die in das Auge fallen, sind nur der Leib; was den Leib beseelt, ist der Glaube, der in Liebe thätig ist. Ohne Liebe, wie ohne Glauben gibt es keine guten Werke. Eher vermag eine Blume ohne Sonnenlicht und Wasser sich behelfen, als unser Herz den Einfluss der göttlichen Gnade entbehren kann“. (S. 97.) „Die geringste edle Handlung, aus reiner Absicht verrichtet, hat hohen Werth vor Gott; diese verwandelt Blei in Gold. Ohne sie sind die glänzendsten Handlungen Flittergold, das rasscht und blendet“. (S. 98.) „Wer immer fragt: was wird mir dafür, der liebt das Gute nicht aus reiner Absicht. — Edle Sitten sollen die Früchte edler Gesinnungen sein“. (S. 101.) „Ist unser Wille Eins mit dem göttlichen, so werden alle einzelnen Tugenden freudig üben, die in der Einen Liebe Wurzeln haben. Gott ist der Tugend Schöpfer. Wahrheit ist der Tempel der Tugend der Vorhof; Liebe das Heilige, Reinheit der Allerheiligste. Sei Eins mit Gott, weil dein Geist aus Ihm ist und sich zu seinem Ursprunge zurückkehrt“. (S. 113.) „Die Eigenthümlichkeit der Tugend ist: Schwierigkeiten zu besiegen. Durch solche Prüfung gewinnt sie an Stärke und Glanz“. (S. 114.) „Kämpfe sind zur Ausbildung des Geistes, zum Streben nach dem Bessern nothwendig. Der Tugendhafte gleicht dem edeln Metalle, je mehr es durch das Feuer geläutert wird, desto feiner wird es“. (S. 117.) „Gott gibt auf Erden nichts für immer, als seine Liebe und die Hoffnung der Ewigkeit. Alles Andere schwindet hin, wie ein Traum. Hier ist nur deines Daseins Frühling, dort drüben dein Erntefest“. (S. 118.) „Die Geschichte der ersten Sünde ist die des menschlichen Herzens überhaupt; eine treffliche Warnungstafel für den, der bald in die Jahre eintreten soll, in denen es der an Bäumen der Erkenntniss, noch an verführenden Schlangen, noch an Feigenblättern, noch an richtenden Stimmen der Gottlosigkeit fehlt“. (S. 119.) „Wer sich einer einzigen lasterhaften Begier hingibt, der hat schon den reinen Seelenadel verloren“. (S. 120.) „Jede geheime Sünde ist ein Krebschaden des Gemüthes, Sünde jeder Gedanke, jedes Wort, jede That gegen die bessere Ueberzeugung. Lass keine Sünde in dir alt werden! Das Böse kehrt zuletzt immer seinen Stachel gegen sich selbst. Wahre Aufklärung ist die Kenntniss Dessen, was Jeder ist, sein soll und werden kann“. (S. 132.) „Die erste Residenz des Geistes ist die stille Einsamkeit. Nur in ihrem Schoosse vernimmt der Mensch jene durch-

„glückliche Sprache, welcher er so gerne sich entzieht“. (S. 138.)  
 „Bei vielen Menschen ist der Kopf das Schooskind, für welches  
 Alles, und das Herz das Stiefkind, für das sie nichts thun.  
 Wie so nützlich ein heller Kopf ist, wenn er nur zum Guten  
 achtet, so ist doch nicht der helle Kopf an sich, sondern nur das  
 Herz der Liebling Gottes. Ein Quentchen ächter Frömmigkeit  
 besser als zehn Zentner Gelehrsamkeit ohne Frömmigkeit. Die  
 Lehren, welche die Wahrheit dem Menschen trägt, sind ihre Pro-  
 pheteine. Wer nichts weiss, ist unglücklich, aber noch weit un-  
 glücklicher, wer etwas weiss, ohne es zum Guten anzuwenden“. (S. 137.)  
 „Wen Stolz und Sinnlichkeit verführen, dem wird die  
 Finsternung immer dunkler, bis ihn Finsterniss umnachtet; wer aber  
 Ernst die Wahrheit sucht, und mit Demuth Gott um Erkennt-  
 niss anfleht, und reines Herzens vor Gott wandelt, dem wird die  
 Finsternung stets heller, bis der Tag anbricht, und der Morgen-  
 sonne in seinem Herzen aufgeht“. (S. 132.) „Stehe nie still auf  
 der Bahn zum vollkommenen Heil!“ (S. 136.) „Der längste Weg,  
 den der Mensch zu gehen hat, ist der Weg zur Heiligung.  
 Ein Zustand ist gefährlicher, als der, wenn der Mensch glaubt, er  
 sei schon gut genug“. (S. 139.) Reinigkeit des Gemüthes ist be-  
 sonders der köstlichste Schmuck des Weibes; wo er einmal ver-  
 loren ist, ist der Friede des Hauswesens verscherzt; die Zufrieden-  
 heit ist tief verwundet, wenn das Gemüth von der Treue sich ent-  
 fernt, die es im Hause Gottes geschworen. Daher es auch den  
 Weibern meiden soll, der einen Schatten auf die Reinheit werfen  
 kann“. (S. 141.) „Welches ist die schönste Farbe? Die Tochter  
 Aristoteles, Pythias, antwortete: die Schamröthe auf dem Ge-  
 ichte der Unschuld. Sie ist die erste Blüthe der Tugend, ihre  
 ständige Schutzwehr“. (S. 142.) „Sie färbt die Wangen der un-  
 schuldigen Jugend, ehe sie einen vollendeten Unterricht empfangen  
 kann“. (S. 143.) „Das Laster hat Flügel, die Strafe schleicht auf  
 seinen Füssen nach; aber indess das Laster schläft, kommt die Strafe  
 zu spät, aber gewiss. Der Stolz und die vermeintliche Si-  
 cherheit gehen unmittelbar dem Falle voran; der Mensch hat kei-  
 nen gefährlicheren Feind als diesen“. (S. 146.) „Des Menschen  
 Leib ist ein Gott geweihter Tempel, darum soll er Jedem heilig  
 sein“. (S. 147.) „Ausschweifungen der Jugend sind Verschwä-  
 chungen gegen das Alter“. (S. 148.) „Wie ein giftiger Wurm an  
 der Wurzel der Pflanzen nagen Zorn und Neid und andere wilde  
 Leidenschaften am Faden des Lebens. Der Zorn kann wohl in der  
 Brust des Weisen aufwallen, aber bleibende Herberge nur im Her-  
 zen des Thoren haben. Unternehm im Zorne nichts! Wer geht  
 wohl beim Sturme unter Segel?“ (S. 153.) „Der Mensch ist zur  
 Geselligkeit erschaffen, zum Umgange mit Seinesgleichen. Meine  
 Seele sehnt sich nach einer gleichgesinnten, mein Herz schlägt für  
 ein ähnlich fühlendes. Gibt es ein schöneres Glück auf Erden, als  
 gute Menschen, die man sieht, von denen man geliebt wird? Die



Freuden des Lebens geben einen höhern Genuss, die Leiden toll man viel leichter, und strebt muthiger im Gutsein und Gutwillen empor, hängt inniger in Liebe an Gott, den Schöpfer häuslichen Glückes. Freilich darf die Sorge für die Seinigen nicht in Götzendienst ausarten. Doch geht jede höhere Tugend vorzüglich aus dem Schoosse der einfachen häuslichen Verhältnisse hervor. Je Pietät setzt die häusliche voraus. Nur was Gott segnet, hat Bestand. Verlobte schliessen vor seinem Angesicht ein unsertrennliches Band der Liebe. In dieser Verbindung liegt das Wohl der Familien und Völker, der Mit- und Nachwelt. Sind Kinder in wahren Frömmigkeit erzogen, so wird es an der kindlichen Ehrfurcht gegen die Eltern nicht fehlen, und aus dieser werden Gehorsam, Dankbarkeit und alle Tugenden wie von selbst hervorgehen. Frömmigkeit, Liebe und Wahrhaftigkeit sind die Haupt einer guten Erziehung, Gewöhnung zur Arbeitsamkeit hindert das Aufkeimen verderblicher Gelüste so lange, bis der Geist durch Unterricht gekräftiget worden, ihnen zu widerstehen“. (S. 164.) „Führe deine Kinder möglichst frühe zu Gott. Die Kleinsten sollen seinen grossen heiligen Namen lallen“. (S. 165.) „Die verbindende Religion im Antlitz und Leben, in Wort und Gebärden der Mutter ist die beste und fasslichste Religionslehre für Kinder“. (S. 165.) „Das Mutterherz habe Mitleid mit den Fehlern der Kinder, aber mache es mit ihnen wie mit Kranken. Man hasst die Krankheit nicht, wenn man auch bittere Arzneien anwendet, um ihnen zu helfen“. (S. 166.) „Was sollst du, spricht die vernünftige Mutter nicht: was willst du?“ (S. 176.) „Wenn Gott im Hause vergessen wird, wenn ein auf Ihn und die Ewigkeit beziehendes Wort ein unwillkommener Gast ist, wird es leichter sein, eine Brücke über die Luft zu bauen, als gute Kinder zu erziehen“. (S. 169.) „In frühester Kindheit eingepprägten Lehren von Gott sind unschwächlich im Herzen, wenn alles Andere im Geiste sich verdunkelt und oft noch der Rettungsanker geworden“. (S. 178.) „Wer nicht Vater und Mutter ehrwürdig sind, dem ist unter dem Himmel nichts ehrwürdig und heilig, den fliehe; denn er hat ein Herz, zu allen Verbrechen reif“. (S. 176.) „Auch dem Lehrer der Kinder genüge es nicht, das Böse zu meiden, er muss auch jeden Schaden davor meiden“. (S. 178.) „Die wahre Aufklärung des Menschen besteht darin, dass er seine Bestimmung richtig erfasse, sie nie aus dem Auge verliere, alles in und ausser sich darauf beziehe, und sonach jeden Gegenstand aus seinem wahren Gesichtspunkte betrachte“. (S. 181.) „In der ganzen Erziehung behauptet der Mensch sein Recht: je mehr man an Oberfläche gewinnt, desto mehr geht an Tiefe verloren“.

Diese Auszüge mögen hinreichen, um die Vortrefflichkeit vieler im Buche vorgetragenen Grundsätze darzuthun, welche die gute Einrichtung des Lebens bezielen. Noch viele andere, damit übereinstimmende enthält das merkwürdige Buch, deren Beherzigung

wir hier zu empfehlen uns begnügen, um diese Anzeige nicht über das Maass auszu dehnen.

Constanz.

G. H. v. Wessenberg.

---

*Kritische Bemerkungen über den ersten Theil von Göthe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel. Von Fr. Vischer. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller, 1857, 22 S. gr. 8.*

Theodor Friedrich Vischer's Aesthetik hat das Verdienst, dass sie den abstracten Idealismus Hegel's mit den Anschauungen der Wirklichkeit vermittelt und dadurch die Theorie des Schönen entschieden auf einen den Anforderungen einer vorurtheilslosen Kritik mehr entsprechenden Standpunkt gebracht hat. Alles wird in der Hegel'schen Anschauung auf die absolute Idee zurückgeführt, welche allein das wahre Sein ist. Die Natur ist ein Anderseins des wahren Seins, und sinkt zum blossen Scheinsein herunter. Der Begriff ist überall einzig und allein das Wesen des Dinges. Darauf stützt sich jenes Paradoxon Hegel's, dass ihm der schlechteste Begriff lieber sei, als eine blosser Naturanschauung. Nach Hegel ist das Schöne das Scheinen der Idee durch ein sinnliches Medium. Die Idee ist die Substanz, der Schein der Materie sinkt zu einem Nichts herunter.

Einen concreteren Boden gibt Vischer seiner ästhetischen Theorie.

Aesthetik ist ihm die Wissenschaft des Schönen. Sie umfasst also 1) das Schöne an sich (Metaphysik des Schönen), 2) das Schöne in seiner einseitigen Existenz oder die objektive Existenz des Schönen, das Naturschöne und die subjective Existenz des Schönen (die Phantasie), 3) die Einheit des Subjectiv- und Objectivschönen oder das Schöne der Kunst.

Das Schöne an sich ist ihm die Einheit der Idee und des Bildes. Zum Schönen gehört also eben so nothwendig das Bild, als die Idee. Die Hegel'sche absolute Idee wird uns näher gebracht und verwirklicht, indem sie als der Inbegriff aller Ideen bezeichnet wird, die sich zu allen Zeiten und in allen Räumen verwirklichen. Das Schöne ist ihm nicht mehr, wie bei Hegel, ein blosser Schein der absoluten Idee in der Materie, die in der Retorte idealer Abstraction in das Nichts verschwindet. Die absolute Idee in der Erscheinung kann sich nach Vischer nur durch eine bestimmte Idee ausdrücken. So verlässt sie die vagen, abstracten Räume der Phantasie, und tritt mehr in das Leben. Das Allgemeine, auf welches Hegel Alles zurückführt, in welchem er alles Einzelne durch Abstractionen untergehen lässt, drückt sich im Einzelnen durch das Besondere als seine Mittelstufe aus. So ist ihm die bestimmte Idee eine Form und Stufe der absoluten Idee, und die bestimmte Idee

verwirklicht sich wieder nur in der unendlichen Zahl und Bewegung aller unter sie gehörigen Wesen. Wir gelangen also, wenn wir die Idee des Schönen verfolgen, mit Vischer von der abstractesten absoluten Idee durch die Mittelstufen bestimmter Ideen zu den Einzelwesen herunter, in welchen sich als concreten Gestalten die Idee des Schönen darstellt. Die Abstraction erhält so mehr concreten, wirklichen Boden, und in dieser Hinsicht verleiht schon die Vischer'sche Aesthetik vor der Hegel'schen einen Vorzug, auch davon abgesehen, dass die Vischer'sche Aesthetik die verschiedenen Seiten des Schönen genauer und in das Wesen des Gegenstandes eindringender behandelt.

Je mehr Referent die Verdienste dieses Aesthetikers anerkennt, mit um so grösserer Erwartung hat er die kritischen Bemerkungen desselben über den ersten Theil von Goethe's Faust gelesen, welche uns hier als besonderer Abdruck aus der Monograph des wissenschaftlichen Vereins zu Zürich vorliegen.

So viele interessante Winke auch in dieser Schrift, wie in ästhetischen Forschungen des Hrn. Verf., dem Leser geboten werden, so kann Ref. doch mit vielen der hier gemachten Bemerkungen nicht übereinstimmen. Er ist zwar ferne davon, was Vischer vielen enthusiastischen Verehrern Goethe's, wenn man ihnen eine kritische Bemerkung gegen diesen entgegenhält, vorwirft, „ästhetik für Kriteln zu halten“, auch ist er mit dem Hrn. Verf. vollkommen darin einverstanden, dass „wahre Pietät die Kritik ausschliesst“. Doch enthalten die vorliegenden Bemerkungen Vieles über angebliche ästhetische Mängel und Missgriffe im ersten Theile der Goethe'schen Faustdichtung, dass Ref. nach seinem Dafürhalten unbegründeten Rügen unmöglich mit Schweigen übergehen kann.

Gleich von vorn herein macht der Hr. Verf. die Bemerkung, dass Goethe nicht umsonst der zweiten Ausgabe seines Faust von 1807 „einen humoristischen, skeptischen, abschliessenden Entschuldigungsbrief mit auf den Weg gegeben habe“. Er wirft unserem Dichter vor, dass er auch in dieser zweiten Ausgabe die Handlung nicht über den ersten Lebensgang seines Helden, seine Liebesgeschichte mit Gretchen hinausgeführt, und sie in „einer mangelhaften Gestalt“ der Oeffentlichkeit übergeben habe. „Anwüchse“, die in der zweiten Ausgabe des Faust von 1807 zur ersten von 1790 hinzukamen, will der Hr. Verf. in dieser Schrift „kritisch beleuchten“, und dies ist zunächst der Zweck der vorliegenden Abhandlung. Er findet es sonderbar, dass Goethe im Rom 1788 schrieb, er glaube, die Idee wieder gefunden zu haben, er habe den Plan zum Ganzen gemacht, und hoffe, diese Oper solle ihm geglückt sein; denn er findet „eben in dieser allgemeinen sich auf die ganze Faustdichtung beziehenden Aeusserung unseres Dichters die Mittheilung bedenklich“, die Goethe zu jener Zeit

(1788) machte, er habe in der Villa Borghese die Scene in der Hexentüche gedichtet. Wenn Göthe im Sommer 1831 an W. v. Humboldt schrieb, er habe hinsichtlich des Faust „schon lange her gewünscht, was, ja sogar, wie er's wollte“, so meint der Hr. Verf., dass „das Letztere wenigstens sicherlich eine Selbsttäuschung gewesen sei“.

Referent ist mit diesen Bemerkungen da, wo sie einen Tadel gegen unsern grossen Dichter aussprechen sollen, nicht einverstanden. Das Vorspiel auf dem Theater in der Ausgabe von 1807 enthält allerdings eine Apologie. Die Tendenz muss aber in dieser selbst aufgesucht werden. Die Forderungen des spiessbürgerlichen Lebens und die Forderungen des im Kreise der Ideale lebenden Dichters werden einander als unvermittelbare, unversöhnbare Extreme entgegengestellt. Die lustige Person (der personificirte Humor) hat die Aufgabe, sie zu vermitteln und zu versöhnen. Dieser Humor ist aber der Grundton, in welchem die ganze Faustdichtung abgefasst ist, und der sich auch in den verschiedenen Redactionen der alten Faustbücher, am meisten in der Sage des ältesten Faustbuches von 1587 abspiegelt. Er sagt, indem er die einander entgegengesetzten Extreme näher bringen will:

„Lasst uns auch so ein Schauspiel geben!  
Greift nur hinein in's volle Menschenleben!  
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,  
Und, wo ihr's packt, da ist's interessant.  
In bunten Bildern wenig Klarheit,  
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,  
So wird der beste Trunk gebrant,  
Der alle Welt erquickt und aufbaut“.

Es ist die Mischung des Ernstes und des Scherzes, des Gemeinen und Erhabenen, wie sie sich im wirklichen Leben findet, verbunden mit der magischen Staffage einer mittelalterlichen Zaubersage, welche der Dichter hier als den Grundton seiner Dichtung bezeichnet, und die eine Apologie mehr für das Ganze der Dichtung, als für diese zweite Ausgabe oder für diejenigen Theile, welche in derselben neu hinzukommen, ist. Die Apologie bezieht sich auf den ersten, wie auf den zweiten Theil. Sie gehört zu dem Vorspiel auf dem Theater, welches der von dem Dichter gedachten Bühnendarstellung seiner ganzen Dichtung vorausgeht.

Allerdings hat die zweite Ausgabe das Ganze weiter geführt, und es kann kein Vorwurf in der Charakteristik des ersten Theiles liegen, wenn man sagt, dass er nicht über die Liebesgeschichte Faust's und Gretchen's hinauskomme. Der Dichter hat uns schon in der Ausgabe von 1790 den ganzen Faust mit seinem Dichten und Streben und in ihm des Menschen Dichten und Streben dargestellt. Das ideale Leben Faust's, der nach den Tiefen des Wissens forscht, der genialen Kraft bewusst, und dennoch durch sein einseitiges, dem Leben entfremdetes Forschen in der Wissenschaft keine Befriedigung findet, der pedantisch philisterhaften

Selbstgenügsamkeit der mechanischen Gelehrsamkeit Wagner entgegengestellt wird, im Anblicke der letzteren neue Motive der Verachtung des gelehrten Forschens erhält, und, überzeugt von der Nichtigkeit aller Güter des Lebens und Wissens, mit dem Vernunfts- und Widerspruchsgeiste des Lebens sich verbindet, nicht sich im Genusse zu befriedigen, sondern sich und die vergebliche Stimme nach Höherem zu betäuben, schliesst in uns die Menschengeschichte mit ihrem Ringen und Streben, Kämpfen, Ben, Hoffen und Irren auf, und ist mehr, als eine blosser Liebesgeschichte. Wenn Faust an der Seite seines Mephistopheles „Cursum durchzuschmarutzen“, das wirkliche Leben sich zu gewöhnen anfängt, lernt er zuerst den niederen, viehischen Genuss im bachs Keller kennen, und wendet sich erst dann dem sinnlichen Genusse in der geistigsten und schönsten Form, der Liebe zu. Jetzt beginnt die Liebesgeschichte. Diese schliesst in der Ausgabe von 1790 mit dem Gespräche Gretchen's mit dem bösen Geiste in der Domkirche. Nach der Anlage will uns der Dichter das sinnliche Leben Faust's, das ihn nach der Meinung für sein nichtiges ideales Leben entschädigen soll, in der schönsten und anziehendsten Form der Liebe schildern, und diese Schilderung wird uns, wenn wir aus den idealen Träumen Faust's zur Wirklichkeit gelangen, die anziehendste. Sie ist in der Ausgabe von 1790 mit diesem Schlusse keine Vollendung, und sie wird in der Ausgabe von 1807 planmässig und folgerichtig in meisterlicher Weise durch die Kerkerscene zum Abschlusse gebracht. Göthe hat also den Faden wirklich wieder gefunden, und, wenn Göthe auch schreibt, er habe die Scene der Hexenküche in der Borghese gedichtet, so erscheint uns diese Mittheilung nicht beliebig. Denn der Dichter will uns ja damit nicht Alles bezeichnen, was er zu seinem Faust hinzugedichtet hat, sondern nur gelegentlich andeuten, wie eine so originelle Conception, als die der Hexenküche, unter italischem Himmel entstand. Auch im zweiten Theile fehlt es der Anlage weder an Plan noch Zweckmässigkeit, und konnte der Dichter wohl 1831 an W. v. Humboldt schreiben, dass er, was den Faust betrifft, „schon lange her gewusst“ habe, „was, ja sogar, wie er's wollte“. Ganz richtig sagt der Hr. Verf. (S. 3), dass „der Schluss des Dramas zu Tage bringen sollte, dass Mephistopheles den Faust, indem er ihn verderben wollte, erzogen, dass er das wilde Streben nach Unendlichkeit zur vernünftigen Beschränkung auf dem Wege durch Leidenschaft, Schmerz und Reue gebildet habe“, dass Faust „die ewig strebende, fallende und im Fallen lernende Menschheit darstelle“. Auch musste, der Hr. Verf. richtig bemerkt, Faust „nach dem tragischen Ende der Liebe mit Gretchen noch einen weiten Weg durchlaufen“, musste in „grössere, bedeutendere Verhältnisse“ geführt werden. Der Hr. Verf. meint nun, Göthe habe das „Allgemeinste“ (S. 3) von solchen Gedanken wohl erkannt, allein man stosse in seiner

„auf die bekannte Schranke in Göthe's Geist“ (sic.).  
 Ich sagt er, „Faust musste in das politische Leben, und auf  
 den Boden vermochte der Dichter nicht einzutreten; hier stockte  
 er, wie Gervinus schlagend gesagt hat, der Fluss  
 des Geistes, wie der Sinn der Deutschen überhaupt in der Zeit-  
 geist, der seine Bildung angehörte. Das muss der Knoten ge-  
 wesen sein, vor dem er zurückscheute, als er in jenen Jahren der  
 männlichen Kraft das Gedicht wieder aufnahm; wie durch  
 undurchdringlichen Zauber muss ihm diese Pforte verschlossen  
 gewesen sein. Die Thätigkeit, die nicht vorwärts wusste, wandte  
 sich rückwärts“. Ref. kann diese „bekannte Schranke in Gö-  
 the's Geist“ nicht erkennen. Dass der Dichter das politische Le-  
 ben, politische Gesinnung und Kraft zum Gegenstande der Dichtung  
 machen konnte, hat er in seinem Götz von Berlichingen, in  
 Egmont und auch in vielen Scenen des zweiten Theiles  
 von Faust bewiesen. Göthe ist objectiv; er drückt nirgends ein  
 eigenes politisches Glaubensbekenntniss auf die Dichtung, son-  
 dern gibt überall die Gestalten, nicht, wie sie sein sollten, sondern  
 wie sie sind. Gerade hierin liegt die Grösse, nicht die Schwäche  
 des Dichters. Er hat, wie schon gezeigt wurde, in seinem ersten  
 Theile des Faust nicht nur eine Liebesgeschichte, sondern die  
 innere Entwicklungsgeschichte des Menschengenies, sein idea-  
 les Leben, sein Wirken nach Aussen in Verbindung mit dem im  
 Leben vorhandenen bösen Principe geschildert. Es ist diese  
 Geschichte Faust's und Gretchen's blos die Trägerin des  
 Lebens des idealen Lebens, wenn es zum wirklichen wird, in  
 den Freuden und Leiden, in seiner Grösse und in seinem Falle.  
 Das Privatleben des Menschen in Wissenschaft und Genuss des  
 Lebens ist der naturgemässe Abschluss des ersten Theiles, wäh-  
 rend der zweite überall die öffentliche Wirksamkeit des Men-  
 schen bis zum Ende seines Wirkens zeigt, und in der symbolischen  
 Scene die aus den Kämpfen und Irrungen hervorgehende  
 Lösung der Menschennatur vorstellt. Es war überall kein Grund  
 vorhanden, die so schöne, in unserer Literatur einzig dastehende  
 poetisch-dichterische Darstellung von Faust's und Gret-  
 chen's Liebe urplötzlich auf den politischen Boden hinüberzuspie-  
 len. Es war kein „Knoten, vor dem der Dichter zurückscheute“;  
 denn es lag im Fragment von 1790 der Knoten, den er so be-  
 wundernswürdig 1807 durch das Hinzusetzen einer Reihe von  
 Scenen löste. „Vorwärts“ kam er nur dadurch, dass er die  
 schon begonnene Darstellung der Liebe in der bekannten Weise  
 weiter führte. Wir kennen keinen „undurchdringlichen Schleier“,  
 der zwischen unserem Göthe irgend eine „Pforte“ der Poesie ver-  
 schlossen gewesen wäre. Ein wahres Kunstwerk ist sich selbst  
 Zweck und keines äussern Zweckes wegen da. Die Poesie soll nicht  
 professen didaktisch Politik treiben. Der Hr. Verf. will Göthe  
 entschuldigen, dass der Sinn der Deutschen überhaupt in der

Zeitbildung, welcher der Dichter angehörte, sich „stockte und starrte“ wenn es sich von Politik handelte. Ist etwa die deutsche Kunst in der Zeit besser geworden, in welcher sich dieser Sinn der „stockte“, noch „starrte“? Göthe schildert uns wirklich, wo es hin gehört, im zweiten Theile, welcher die öffentliche Wirksamkeit des Menschen im Leben in der Faustgeschichte darstellt, das politische Leben, und zwar, wie es in der Faustsage sein mag, nach der aus dem Mittelalter überkommenen Form mit trefflichen ironischen Winken. Wir erinnern an den ganzen ersten und ersten Aufzug des zweiten Theiles. Im Sinne, wie sich Göthe's Wirken für das Volk dachte, der modernen Auffassung zugegen ist dann die im fünften Aufzuge angedeutete Wirksamkeit Faust's. Dahin, wo es sich um den Abschluss der Liebe Faust's und Gretchen's handelte, gehörten diese Dinge nicht. Sie sind dem Dichter mit Recht im zweiten Theile besonders beigemessen worden.

Gibt doch unser Hr. Verf. selbst S. 4 zu, dass nach der ersten Ausgabe „die Handlung des ersten Theiles allerdings noch ganz geschlossen war“. Ging man nun „rückwärts“ anstatt „vorwärts“, wenn man das noch nicht Geschlossene zu Ende bringen wollte? Er selbst sagt, dass „der Ablauf der tragischen Liebe von Gretchen und Faust fehlte“, und dass dieser in der zweiten Ausgabe durch Scenen hinzugefügt wurde, welche er „bezeichnet“. Scheute dieser Dichter also vor einem „Knoten“ an, wenn er den in der ersten Ausgabe enthaltenen Knoten in der zweiten zur „herrlichen Lösung“ brachte? Ein „politischer Knebel“ fand sich nicht vor, und war auch hier überall nicht anzuhängen. Als diese „herrlichen“ Scenen, welche in der zweiten Ausgabe hinzugefügt wurden, nennt der Hr. Verf. S. 4 „Valentins Erbe“, die Vorwürfe Faust's gegen Mephistopheles auf freiem Felde, die Vorüberreiten Faust's und Mephisto's am Rabensteine und die Kerkerscene“. Ungeachtet dieser scheinbaren Anerkennung selbst Hr. Verf. S. 4 bei: „Wie Vieles oder Weniges aus früheren seiner Dichtung Göthe in diesen Scenen verwendet hat, ist uns nicht. Das Andere aber, was jetzt eingeflochten wurde, ist seiner Bedeutung für das Ganze theils zweifelhaft, theils offenbar störender, willkürlicher Zusatz“. Ref. kann sich hiermit nicht einverstanden erklären, und eine nähere Bedeutung dessen, was der Hr. Verf. an den Göthe'schen „Entwicklungen“ der zweiten Ausgabe, in welchen Ref. nur naturgemäße Entwicklungen und Fortführungen erblicken kann, rügt, wird er Genüge erhärten.

Referent findet in der Fortsetzung des herrlichen Monologes Faust's gleich im Anfange der Dichtung nach Wagner's Vorgang nicht, wie der Hr. Verf. will, „etwas Schleppendes, wieder früher schon Ausgesprochenes“. Eben so wenig kann er mit dem Hrn. Verf. in diesem, mit dem Entschlusse des Selbstmordes endenden



„die Fernhaltung jedes Ausdrucks von Angst und wilder Bewegung im Moment eines so furchtbaren Schrittes“ (S. 8) tadeln. Viel weniger kann er mit demselben übereinstimmen, wenn er das selbst das Motiv, dass Faust, durch den Kirchengesang von den Schritten abgehalten, ins Leben zurückgerufen wird, entgegen an greifen muss“.

Der Hr. Verf. gesteht zu, dass die Scene „von grosser poetischer, theatralischer Wirkung“ sei. Er findet sie aber nur „für schön“, sie hat „nicht die Schönheit eines organischen, nothwendigen Gliedes in einer Handlung“. Und doch findet er es psychisch richtig, dass Faust in seinem Gedankengange zum Entschlusse des Selbstmordes gelangt. Hängt nun damit ein Motiv, das ihn dem Leben wieder gibt, nicht als ein organisches, verbindendes Glied der Handlung zusammen? Ist etwa die von dem Dichter so trefflich durch die Auferstehungsgesänge in der Scene herbeigeführte Reminiscenz der Jugend und des kindlich frommen Glaubens jener Zeit, welche dem aus unbefriedigtem Lebens- und Genussdurst Faust's hervorgegangenen Selbstentschlusse urplötzlich ein Ziel setzt, nicht ein wahres psychisches Motiv? Der Hr. Verf. meint S. 8, dass dieser durch die Abwesenzen des kirchlichen Glaubens herbeigeführte Schluss des Dialogs „die Hauptquelle eines Missverständnisses geworden sei“. Das Missverständniss ist, wie er sagt, „die Meinung, Faust's Glück und Unglück liege darin, dass er sich nicht im Glauben befestigt, sich nicht durch das Dogma mit seinem Wissensdrange abfindet“. Es liege, meint derselbe, in diesem Schlusse, die Hauptquelle des Missverständnisses „Faust's unbedingter Forschungsdrang sei sein Frevel“. Nach seinem Dafürhalten hätte von dem Dichter Alles vermieden werden müssen, „was entfernt den Schein der Nothwendigkeit brachte, als lege er die Schuld seines Helden in das hohe, schwebende, unberechtigte Pathos der Erkenntniss an sich“. Allein man kann ein an und für sich schönes Motiv darum tadeln, dass es dem Leser Missverständnisse hervorrufen kann, die gar nicht in der Dichtung liegen, dass es einen entfernten tadelnswerthen Grund veranlasst, der nicht von der Dichtung, nicht vom Dichter, sondern einzig und allein von Denjenigen stammt, welche die Dichtung lesen? Wer kann die herrlichen Dichtungen des Alterthums verantwortlich machen, dass beschränkte Leser ihre Göttergeheimnisse für Wirklichkeiten nahmen, und darin sogar einen Grund für ihren Mythenglauben fanden? Nirgends ist von Göthe in dieser Scene ausgesprochen, dass man sich durch das Dogma mit seinem Wissensdrange abfinden müsse, dass es eine Schuld, ein Unrecht sei, wenn man nicht auf diese Art einen solchen Wissensdrang abfertige. Göthe spricht sogar ganz klar das Gegentheil davon aus. Nicht der Glaube gibt ihn dem Leben wieder, sondern der Gesang des Glaubens, der an die Zeit der glaubenden Kindheit erinnert.

Faust sagt, wenn er das Auferstehungslied hört:

„Die Botschaft hör' ich wohl; allein mir fehlt der Glaube“,  
und

„Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,  
Der Frühlingsfeier freies Glück;  
Erinnerung hält mich nun mit kindlichem Gefühle  
Vom letzten ernsten Schritt zurück“.

Der Hr. Verf. gibt selbst zu, dass, wenn man „genauer sehe“, Faust durch den Kirchengesang „nur überhaupt allgemein menschlich gerührt werde, dass es die kindliche Illusion, nicht strenge Inhalt des Glaubens sei, was ihn dem Leben wiederwinne“, man sehe, dass ihn „der Glaube, nicht das Geglaubte Glaube, in Form von Gesang und Glockenklang an das Gefühl gend, rühre“. „Aber nicht Jeder sieht genauer hin“, fügt der Verf. vorwurfsvoll bei. Kann man wohl den Dichter dafür verantwortlich machen, dass nicht Jeder auf die Dichtung genauer sieht, dass solche nicht genau Hinsehende den Schein für das Sein nehmen und sich zu im Gedichte nicht liegenden Missverständnissen verleiten lassen? Wir finden darum in dem angeführten Schlusse nicht mit dem Hrn. Verf. „ein allzu formelles, rhetorisches“, sondern ein eben so dichterisch schönes, als psychologisch wahres Motiv, und finden in demselben nicht, wie der Hr. Verf. „eine Neigung zum Opernhaften“. Wir glauben nicht, dass der opernhafte Wendung eine andere (S. 9) gefordert war. Der Eindruck wäre der ganze herrliche Eindruck des Monologs, von dem der Hr. Verf. zugibt, dass er bei dem nächsten Eindrucke „verloren gegangen“, „artig besteche“ (sic), verloren gegangen, und die Poesie des grossen Dichters würde sich in die nüchternste Verstandesform umgewandelt haben, wenn, wie der Hr. Verf. will, in dem Momente in welchem Faust den Entschluss des Selbstmordes fasst, „Mephistopheles eintreten und ihn durch schmeichelnde Worte Mittel für die Reize des Lebens gewinnen“ würde. Ist es nicht umgekehrt psychologisch wahrer und dichterisch schöner, wenn die Reminiscenz des Glaubens, ohne dabei an das Dogma zu denken, im Augenblicke über den zum Selbstmordsentschlusse gereiften, unbefriedigten Wissensdrang siegt, und Faust nicht unvermittelt, sondern erst nach und nach dem Mephistopheles zufällt? Der Monolog ist so meisterhaft zum Abschlusse gebracht, dass wir aus Faust's Worten wissen, der Glaube siege nur vorübergehend und könne unsern Helden nicht befriedigen. Wo das „Opernhafte“ liegt, sehen wir nicht.

(Schluss folgt.)

# HAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fischer: Kritische Bemerkungen über den ersten Theil  
von Göthe's Faust.

(Schluss.)

Meisterhaft sind die Strophen des Kirchengesanges durchgeführt als Schluss trefflich gewählt, um anzudeuten, dass es nicht das Abtödtete, sondern die Erinnerung an die Kindheit, der Glaube „in die von Gesang und Glockenklang“ sei, der zu seinem Herzen gehet, ihn dem Leben wieder gebe. Darum ruft ja auch Faust, diese Töne versunken, aus:

„O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!  
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Gewiss ist die Scene des Spazierganges vor dem Thore eine edlere und poëtisch schönere Vermittlung zwischen Faust und Mephisto, als wenn dieser nach der Idee des Hrn. Verf. als „Abkömmling des Erdgeistes“, der mit Recht als die Zeugungskraft und der Erdkörper, Faust's Wissensstreben zu veranschaulichen, im Bereiche der Magie von dem Dichter bezeichnet wird, bei Faust eintreten worden wäre. Wenn Faust in dieser Spaziergangsscene dem Anblick der sinkenden Sonne von dem heftigen Wunsche ergriffen wird, „zu können, ergriffen wird“, so finden wir hierin nicht, wie Hr. Verf. will, „einen nachträglichen Kunstgriff“, sondern eine angemessene, aus dem Seelenzustande des Helden hervorgegangene, mit der früheren Scene durchaus entsprechende Entwicklung, welche durch Mephisto's Erscheinen in der Gestalt des schwarzen Pedels ganz der Sage gemäss ist. Gesteht doch der Hr. Verf. in §. 9 zu, dass die Scene „von grosser episch-lyrischer Schönheit“ sei, ihre „Berechtigung im dramatischen Zusammenhange“ habe, und „ganz im Sinne der vorhergehenden fortwirke“. Was man mehr? Hier muss doch der Tadel von selbst verstummen. In der Beschwörungsscene des Faust tadelt der Hr. Verf. zuerst, Mephistopheles in seiner „Selbstdefinition“ „das Böse bloss als Zerstörung und Untergang in der Natur bestimme“. Natürlich be-  
merkt sich, da in dieser Scene das Magische und der Volksglaube des Mittelalters vorherrschen müssen, Mephistopheles auch in seiner Anschauungsweise. Doch verweilt er nur länger bei der Zerstörung als seinem teuflischen Geschäfte, indem er als der Sohn des Chaos und der Nacht erscheint, während er in seinem Falle ein Sohn des Lichtes ist, schliesst aber durchaus keine anderen, ihm vom Volksglauben gegebenen Beziehungen an.

nicht aus. Denn er sagt von sich: „Ich bin der Geist, der stets verneint“, und

„So ist denn Alles, was ihr Sünde,  
Zerstörung, kurz das Böse nennt,  
Mein eigentliches Element“

Die Durchführung auf dem magischen Boden ist vorzüglich gelungen, und Ref. kann dem Hrn. Verf. auch hier nicht beistimmen, dass es „des Hokuspokus zu viel sei“ (sic), und dass man hier „den Vorwurf des Opernhaften wieder aufnehmen müsse“ (S. 10). Gerade darin liegt das Schöne, dass ein „musikalisches Motiv“ der Verführung Faust's von Mephisto gewählt wird, von welchem unser Kritiker übrigens selbst gesteht, dass es „von grosser seher, charakteristisch-traumhafter Schönheit“ sei. Er tadelt, dass Faust zu passiv sei, er sollte „thatkräftiger“ sein. Wenn wahr ist, was der Hr. Verf. S. 10 sagt, dass man „vielfach gegen den Dichter eines Dramas „mit Unrecht den Vorwurf macht habe“, dass er „die innern Motive der kämpfenden Persönlichkeit ausserhalb derselben in mythische Figuren projicire“, sieht Ref. nicht ein, warum man den Dichter, der den Stoff der Sagensage aller Zauberer und Teufelsbündnisse des Mittelalters zur symbolischen Darstellung der Menschengeschichte mit solcher unübertriffener Meisterschaft erhebt, einen solchen Vorwurf machen sollte. Die reinigenden und läuternden, wie die zerstörenden Kräfte, welche in der Natur liegen, werden im Sinne und Geiste des volkstümlichen Volksglaubens von dem Dichter personificirt. Man müsste also, wenn man den Faust in den Sinnenschlaf einwiegen wollte, den Gesang der kleinen Geister des Mephistopheles tadeln wollen, weil Faust dabei nicht thatkräftig erscheint, und die ganze Persönlichkeit des Mephistopheles hinwegwünschen, weil das böse Princip im Menschen, nicht ausserhalb desselben, dem personificirten Bösen liegt. Durch solche Aufhebung der mythischen Personification und der Benutzung der magisch-mittelalterlichen Staffage ginge aber gerade das Schöne der Dichtung verloren. Entwicklung von Kategorien und Begriffen ist noch keine Dichtung. Als den ursprünglichen Plan Goethe's deutet unser Hr. Verf. an, dass nach dem Verschwinden des Erdbebens und nach Wagner's Abgang Faust noch einmal den Erdgeist beschwören, dieser ihm sodann, da er ihm nicht selbst die Hand konnte, den Mephistopheles als Führer zuschicken sollte. Ref. glaubt, dass Faust auch bei diesem Plane nach Wagner's Entfernung den Gedanken des Selbstmordes, jedoch ohne das Motiv des Kirchengesanges fassen und hierauf die zweite Beschwörung vornehmen könnte. Er glaubt, dass „Goethe bei diesem Plane besser geblieben wäre“. Ref. gesteht, dass er sich in eine solche Verbesserung nicht zurecht finden kann. Nicht nur würde dadurch der herrliche Schluss des Faustmonologs verloren gegangen sein, sondern es müssten auch die übrigen ausgezeichneten Vermittlungsscenen

wie der Spaziergang vor der Stadt und die Beschwörungsscene, hinwegfallen. Auch hat der Erdgeist als personifizierte Zengungskraft der Erde durchaus keine Beziehung zu Mephistopheles als dem personificirten bösen Princip. Eine zweimalige Beschwörung des Erdgeistes in einer und derselben Scene würde gewiss der Vorwurf des von dem Hrn. Verf. bei einer andern Gelegenheit ohne hinreichende Begründung zur Sprache gebrachten „Opernhaften“ treffen.

Zu den in der zweiten Ausgabe eingeflochtenen Scenen, welche der Hr. Verf. rügt, setzt er S. 12 auch „die Walpurgisnacht“ und den „Walpurgisnachtstraum“. Der Dichter deutet den Zweck dieser beiden Scenen an, wenn Faust nach demselben dem Mephisto vorwirft: „Wiegst mich in abgeschmackten Zerstreuungen“. Anstatt die hier gewiss schon dieses Zweckes wegen ganz passend eingeflochtenen Scenen als solche in ihrer Berechtigung anzuerkennen, macht der Hr. Verf. S. 13 auf „das Puppenspiel“ aufmerksam, wo Faust an den Hof nach Parma kommt, von da nach Mainz geflüchtet heirathen will, der Teufel aber ihn davon abhält, und ihm die Helena als succubus zuführt. „Hätte Göthe, meint er, mit der ursprünglichen Frische und mit der nöthigen Energie des Willens (sic) seinen Faust fortgesetzt, so hätte er gewiss diese bedeutenden Winke seiner Stoffquelle benützt“. Sie hätte hier nicht „als Allegorie des Classicismus“, fügt er bei, wie im zweiten Theile, sondern als „Inbegriff verführerischer Wirklichkeit erscheinen sollen“. Mit Hinsicht auf die beiden Walpurgisnachtsscenen, welche er durch diese Helenaepisode ersetzt wünscht, sagt er S. 13: „Hier kann uns keine Verehrung Göthe's abhalten, einen strengen Tadel auszusprechen“. Ist aber nicht gerade dieses das Vorzügliche der Blocksbergscene Faust's, dass sie uns das, was der Hr. Verf. selbst an ihr anerkennt, ein tief geschautes Bild der innern Lüsternheit, Wildheit und Wüstheit des Bösen gibt? Ist nicht ein solches wirklich im Sinne der mittelalterlichen Hexenzusammenkünfte das passendste Symbol für die Ausschweifungen der Sinnlichkeit, welche Faust unter der Führung des Mephistopheles von der treuen und reinen Liebe Gretchens ablenken? Es hätte nach des Hrn. Verf. Dafürhalten in schattenspielerartiger Kürze an uns vorübergehen sollen „gleich dem Vorbeisausen Faust's und Mephisto's am Rabensteine“. Allein gerade die allgemeine Ausmalung des Hexenbildes und die Schilderung des Hexentreibens in einzelnen, in der Charakteristik vorzüglich gelungenen Bildern, welche Faust und Mephisto mit in den Strudel hineinreissen, sind besonders geeignet, des Dichters Zweck, Faust von Gretchen abzulenken, wirklich zu erreichen. Auch sind die im Menschen liegenden, sinnlichen und gemeinen Elemente der Lüsternheit, Wildheit und Wüstheit, welche durch die Herrschaft des bösen Princip in ihm zur Entwicklung kommen, ausserhalb des Menschen personificirt, und in die den Menschen mit fortreissende Hexenfahrt des Blocksberges verwandelt. Wenn der Hr. Verf. dabei über das

Zauberische klagt, und mehr eigene Thätigkeit des Faust würd vergisst er gänzlich, dass er eine Dichtung vor sich hat, welche Ideen in Bildern gibt. Nun geht er zum Prologe im Himmel. An diesem werden die Verse getadelt:

„Von allen Geistern, die verneinen,  
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last“.

und:

„So lang er auf der Erde lebt,  
So lange sei dir's nicht verboten;  
Es irrt der Mensch, so lang er strebt“.

Es lässt sich wohl hier nicht vom philosophischen Standpunkte rügen, dass in den ersten Versen von vielen Teufeln gesprochen wird, während „das Böse seinem Wesen nach nur eines ist“. Man steht auf dem Boden des Volksglaubens und der darauf gebaute Zaubersage, und hier kann allerdings von vielen Teufeln gesprochen werden, und Mephisto die Rolle des Schalks unter diesen zu mehr spielen, als er nach dem Faust zugeschriebenen „Höllenzwange“ unter den sieben klugen Geistern der Hölle der erste ist. Der Hr. Verf. will haben, dass uns der Dichter genau hier beschreibe, was dieser Teufel für ein Schalk sei, und, wenn die Goethe kurz andeutet, so ist ihm diese Andeutung nicht genug. Da der Schalk „die Ironie des unerbittlichen realistischen Verstandes“ ist, so soll derselbe Faust nicht nur nach der Andeutung des Dichters zum Wirken und Schaffen reizen, sondern Faust von ihm auch lernen, dass man sich beschränken muss. Aber was Faust durch Erfahrung in der Darstellung des Dichters lernen liegt nicht ursprünglich im bösen Princip. Man kann durch das Böse etwas lernen, was durchaus nicht in dem Bösen liegt. Man halten liegt nicht im Wesen des Bösen, der Zerstörung, wohl zu wirken und schaffen. Denn man kann auch Böses, wie Gutes, zu wirken und schaffen. Das Maasshalten lernt der Mensch vermöge des guten Princip durch die aus den Einwirkungen des bösen Princip hervorgegangenen Verirrungen. Auch dieses findet im Prologe seine Stelle.

„Steh' beschämt, wenn du bekennen musst:  
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange  
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst“.

Diese Worte geben auch die rechte Erklärung zu dem, was dem Hrn. Verf. getadelten Worten des Dichters, „dass der Mensch irre, so lange er strebe“. Damit verliert die Gottheit gegen den Satan nicht; denn das Streben steht über dem Irrthum; es überwindet ihn, und, wenn auch ein neuer Irrthum folgt, so dauert auch diesen wieder das immerdar fortdauernde Streben. Das ist menschlich, sagt uns damit der Dichter, Streben göttlich. Faust ist der Versuchung offen, weil er als Mensch strebt; aber in diesem Streben liegt auch die Heilquelle seines höheren Wesens.

Referent hegt mit dem Hrn. Verf. die Ueberzeugung, dass „kein Dichter noch diese Freiheit und elastische Leichtigkeit ge-“

in ein superstitiöses Element zu tauchen und zugleich darüber „schweben“ (S. 22), und gerade in diesem Sinne erlaubte er sich die Erinnerungen in Betreff der vorliegenden Schrift. Wir haben selbst nicht aus „enthusiastischer Pietät“, welche die Bemerkungen des verdienten Herrn Verfassers „für mehr kritisch, als kritisch“ hält, sondern lediglich vom Standpunkte der Wissenschaft, welche weder bei dem Dichter, noch bei den Kritikern des Dichters die Kritik ausschliessen darf, gemacht.

v. Reichlin-Meldegg.

*Rise of the Dutch Republic. A history. By John Lothrop Motley. In three volumes. vol. I. XII. 579. London. Chapman. 1856.*

*Abfall der Niederlande und die Entstehung des Holländischen Freistaats. Aus dem Englischen. Erster Band. XIV. 547. Dresden bei R. Kuntze. 1847. gr. 8.*

Merkwürdig bleibt es, dass sich die historische Betriebsamkeit Nordamerikaner von jeher beinahe ausschliesslich von dem klassischen Alterthum und Mittelalter abgewandt und der sogenannten neuen Zeit zugekehrt hat. Der Grund davon springt jedoch in die Augen; die vereinigten Staaten entbehren theils einer in die graue Vergangenheit herabreichenden Entwicklung, theils des dafür gegliederten wissenschaftlichen Unterrichts und somit auch öffentlichen Interesses. Gleichsam ohne die Freuden und Erregungen einer romantischen Jugend als kluge und berechnende Männer geboren, verlegen sich die sog. Yankees, abgesehen von der praktisch-technischen und somit allgemein begehrten Felde des Lebens, auch literarisch nur auf das, was ihnen einigermaßen neu oder verwandt erscheint. Die geschichtlichen Studien, so weit sie sich in einzelnen hervorspringenden Bearbeitern abspiegeln, gehen aber niemals weit zurück und thun vielleicht wohl daran; denn sie zeigen, was ihnen fehlt, die „humanistisch-historische“ Vorkenntniss und Bildung, welche leider! nicht im Fluge und um der Procente willen, sondern nur langsam und uneigennützig bei gehörigem Takte und günstigem Geschick erworben wird.

So geschieht es denn, dass, die Untersuchungen über Rothhäute und Alterthümer der Colonieen abgerechnet, der nordamerikanische Geschichtsfleiß sich von jeher innerhalb des bezeichneten Raums bewegte, von Marshall, dem ersten Biographen des grossen Freieters, bis auf Bancroft, den nationalen Historiker der Union, Washington Irving, den zweiten Biographen des rettenden Feldherrn und Staatsmanns, Prescott, den verdienstvollen Darsteller der katholischen Könige, der Mexikanischen und Peruanischen Eroberer und jüngst auch König Philipps II. von Spanien und den



Verfasser des vorliegenden Werks über die Niederlande. Der selbe ist nicht ohne bedeutende Verdienste; dahin gehören: gründliche, selbst auf handschriftliche Quellen z. B. die noch nutzten Chroniken des Pontus Payen und Renom de France, stützte Sachkenntniss, ungeheuchelte, warme Theilnahme an Sache und eine klare, lebhaft, bisweilen sogar farbenreiche Darstellung, welcher es auch mehrmals gelingt, von Persönlichkeiten und Zeitlagen eine richtige Charakteristik zu liefern. — Andererseits leidet das Buch auch an Mängeln; es fehlt ihm bald die angemessene Ein- und Abtheilung, indem die flüchtigen, oft wirren falschen Präliminarien über Römer- und Mittelalterzeit gänzlich ungeeigneten Plätze stehen, bald — und das bleibt eine namhafte Blöße — die nothwendige Unparteilichkeit. Letztere vermag sich sicherlich recht gut mit einem Princip und kann daher minder von dem Freistaatenmann begehrt werden, wenn er politische Ordnungen erforschen und beurtheilen soll, als von dem Monarchisten gegenüber republikanischen Stoffen. „Wer, urtheilt Präsident James Monroe, in Nordamerika mit Lust leben will, vorher die Europäische Haut ausziehen“. — Dieselbe Forderung natürlich auch umgekehrt, vor allem aber von dem Historiker, welcher von der neuen, vielfach grundverschiedenen Weltordnung die alte überspringt. Die allgemeinen, an sich ganz guten Lehren von unbedingter Toleranz in Glaubenssachen, von eingebornen bürgerlichen- und Bürgerrechten, welchen nichts desto weniger ein gesetzlicher Slavenstand in Virginien und anderswo leider! zur Seite steht und so weiter reichen da nicht aus, die feindseligen oder mit der ringenden Kräfte und Dinge begehren, dass man sich nach Möglichkeit in sie hineinversetze, ihren Ursprung, Organismus und Kampf zu begreifen trachte. Mit einem kurzen, verdammenden Urtheil ist es dabei nicht gethan; Stossseufzer, Flüche und Dornen weiter verhallen in dem weiten, herzlosen Gewölbe der Vergangenheit; überdiess hat man von jeher keinen Mangel an dieser feilen, kannegiessenden Parteiwaare, welche bald endlos lobt bald ungezügelt verdammt und schimpft. Diess begegnet nun nahe regelmässig in Betreff aller Persönlichkeiten und Verhältnisse, welche theils dem Burgundischen, theils dem Habsburgischen, über die Niederlande, Spanien und Oesterreich ausgehenden Kreise angehören. Karl der Kühne, bei allen Fehlern ein bedeutender Fürst, findet so wenig Gnade, als Karl V., in welchen doch die neuern, urkundlichen Forschungen ein mehr begabtes und unbefangenes Urtheil möglich gemacht haben. Dem Verfasser ist er aber fast nichts als ein kriegerischer, für die Universalherrschaft seines Hauses arbeitender Despot ohne alles Gefühl für Maass und Gerechtigkeit, Bildung und Fortschritt, ja, lediglich beeinflissen ähnlich dem Grossvater Maximilian, gelegentlich auch die dreifache Krone zu erschnappen. (S. 128 der Deutschen Uebersetzung). Allein von diesem Papstplan kann nun bei dem Ende

weniger, als bei dem Ahn, die Rede sein, zumal letzterer den Gedanken im trüben Augenblick des Alters und Kummers mehr als klugen Einfall denn reif erwogenen Lebensplan betrachtete, d. h. so schnell aufnahm, als wegwarf. Nichts destoweniger übertrifft der Verfasser den Namen des Kaisers wegen der niederländischen Edicte und Glaubensopfer der „ewigen Schande“ (S. 111), läßt sein Streben nach einem enger verbundenen Reich für eine tolle Jagd auf ein „glänzendes Familieneigenthum“ (S. 57), beurtheilt beinahe sämtliche Staatsacte vom Standpunkt des letzten Edicts aus dem Jahr 1550, welches doch eher dem Abend dem Mittag des Urhebers angehört, überdiess auch müssig voll von mehr einem Schreckschuss denn fanatischem Religionsprinzip.

Wie es nun überhaupt dahin kam, wie namentlich die unreligiöse Natur Karls, welcher dennoch Gegensätze möglichst zu mitteln und überwinden wollte, eben so sehr dahin drängte als Abfall protestantischer Stände von den Reichspflichten, — diese ähnliche Lebensfragen werden für die historisch-psychologische Antwortung nicht einmal aufgeworfen, viel weniger gelöst. Alles liegt sich innerhalb flacher, allgemeiner Redensarten, obschon doch ein Mangel an Stoff und Form gerade in diesem Punkt als Entschuldigung dienen kann. Selbst die trivialste Auffassung hätte doch wenigstens eine gute Seite an dem Nebenbuhler dessen, welcher die Grosse heisst, finden können; ohne ihn nämlich wäre wahrlich der Islam tief im Westen sesshaft geworden, und die Türken in Teutschland wie in Italien hätten den überaus bedeutenden Gewinnst gezogen, mindestens etliche Menschenalter lang Ungeheuren, vielleicht auch Glaubensgenossen des Gross-Türken zu werden; denn der Papst galt ja vielen Millionen für weit gefährlicher, als der Nachfolger Osmans und sogar des Propheten. Haben wir jenen selbst in den laufenden Tagen des staatlichen und wissenschaftlichen Fortschritts katholische und protestantische Mächte, sog. Civilisationsfreunde der West- und Ostwelt brüderlich umarmet und wider allerlei christlich-moskowitische Anfechtungen, freilich mit unnützem Geld- und Blutaufwand, zu schirmen getrachtet! König Philipp II. wird nicht minder oberflächlich, falsch und widerspruchsvoll beurtheilt; man bekommt von ihm kein wahrheitsgetreues Bild mit Licht- und Schattenseiten, sondern eine reine Karikatur. Und dennoch fehlt es, wie jeder Unterrichtete weiss, nicht an neuem, namentlich von Gachard veröffentlichtem Quellenmaterial. Zwar steht der Sohn geistig und politisch keineswegs auf gleicher Höhe mit dem Vater, aber bei weitem auch nicht so tief, als es der Verfasser annimmt. Er hätte sich schon aus den Gesandtschaftsberichten, welche ihm bekannt sind, vielfach eines Bessern belehren können. Statt einer ruhigen, genetischen Entwicklung und Charakteristik erhält der Leser meistens pamphletähnliche Schildereien. „Die Verwandlung ihrer Königreiche in eine

Hölle erschien ihnen, der Marie Tudor und dem Gemahl Philipp als das sicherste Mittel, für sich selbst den Himmel zu erwerben (S. 132.) — „Sein Geist war von unglaublicher Beschränktheit, war ein förmlicher Vielfrass in Staatsgeschäften“ (S. 137.); „er konnte nicht ein Wort in einer andern Zunge als der Spanischen reden, obwohl er einige dürftige Kenntniss des Französischen und Italienischen hatte, kannte auch ein wenig Geschichte und Geographie, besass einigen Geschmack für Bildhauerkunst, Malerei und Musik etc.“ (S. 140.). — Allein das Alles, wie auch die Ansicht der König sei lediglich eine Schreibmaschine und ein Werkzeug des pfiffigen Cardinals Granvella gewesen, ist doch höchst dürftig und ungenügend für die Erklärung des Mannes. War er so borniert, warum fürchtete sich denn so lange die aufgeklärte Welt vor einem Dummkopf? — Hatte derselbe auch schon in jüngern Jahren Geld- und Ketzerblutdurst, warum sass er denn auf seiner Englischen Brautreise in Folge übertriebener Freigebigkeit gleich dem Vater so verschuldet da, dass man ihn förmlich auslösen musste (S. Gachard, *retraite et mort de Charles-Quint.* p. 108 sqq.) Eben so wenig ist er durchweg sprachunkundig, wie ihn die ungenaue Darstellung macht. „Der König, berichtet der Venetianer Badoero neben andern, hat einen guten und zu grossen Angewohnheiten fähigen Geist, — spricht gut Latein, versteht Italienisch und etwas Französisch u. s. w.“ — Diese Beispiele werden reichen, um die partielle, unvollkommene Charakteristik der beiden, übrigens auch von grossen Fehlern begleiteten Persönlichkeiten zu beweisen. — Je näher der Verfasser dagegen aus dem Vor- und Hintergrunde der Mitte des beginnenden Drama's tritt, desto besser und im Ganzen auch getreuer wird seine Schilderung; mag man auch immerhin über einzelne Hauptglieder und Verhältnisse der grossartigen Handlung anders urtheilen. Dieselbe bleibt, weil von beiden Seiten die Sachen zum Höhepunkt der That und des Kampfes getrieben sind, im vollen Besitz des ausserordentlichsten Kampfes Glaubens- und Gewissensfreiheit auf der einen, Religionszwang auf der andern Seite, dort national-ständisches Recht, hier unumschränkte Centralmonarchie stehen auf dem Spiel und ringen fast acht Jahre lang mit einander auf Tod und Leben. Der niederländische Freistaat, in welchem Stoffe des Mittelalters und der neuen Zeit verbündet und eben deshalb zähe wirken, ist die endliche Frucht der Vaterlandsfreunde, deren Zwietracht und Reformsuchen nach langem, wohlthätigem Wirken erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Stürmen der sog. ersten Französischen Experimentalrevolution erliegen. Während man diese über Gebühr und hier und da bis zum Ekel für Jung und Alt Jahre lang feiert und literarisch füttert; ist es allerdings zweckmässig, auch einmal den Blick auf das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert zu richten. Denn da wird sich die alte, nur zu oft wieder vergessene Lehre herausstellen, dass lediglich ein starkes Glaubens- und Rechts-

bewusstsein Ausdauer und mit derselben den Triumph der guten Sache herbeiführen, Leichtsinns aber, Eitelkeit und Unbeständigkeit auch bei grossen, glänzenden Mitteln durch Ueberstürzen und wildes, planloses Dreinschlagen regelmässig den Kampfspreis verfehlen.

Man kann es daher nur wünschen, dass dieses im Ganzen tüchtige Werk des Nordamerikaners bei Franzosen wie bei Deutschen durch Uebersetzungen und zweckmässige, hier und da bessernde Anhänge die gebührende Aufmerksamkeit finde. — Bei der vorliegenden Uebertragung wird man Fluss und Treue, so weit einzelne Durchsicht reicht, nicht vermissen.

*Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. In Archiven gesammelt und erläutert von M. Koch. VI. 308. gr. 8. Leipzig bei Voigt und Günther. 1857.*

Die noch vielfach dunkle Geschichte des edlen Kaisers Maximilian II. (1564—1576) und seiner für und wider bedeutende Fragen stürmisch bewegten Zeit erhält durch die verdienstvollen Sammler und Erläuterer obiger Urkunden einen beachtenswerthen, fördernden Beitrag. Die Schranken dieser Blätter vergönnen es jedoch nicht, weitläufig in die Erörterung des gewonnenen Materials einzutreten; sie müssen sich mit der übersichtlichen Angabe und etlichen Bruchstücken begnügen, was denn auch hinreicht, um dem Leser die Wichtigkeit der Ausbeute anzudeuten. Das erste Stück, aus dem Württembergischen Staatsarchiv entnommen, behandelt des Kaisers Reisen in den Jahren 1556 und 1562; das zweite gibt über die berüchtigten und verworrenen Grumbacher Händel theils Urkundliches und Literarhistorisches, theils einen Abriss der Geschichte Grumbachs und Untersuchungen über die Verbrechen desselben, wie das eingehaltene richterliche Verfahren. Manches Irrthümliche und Ungerechte dürfte jetzt in Betreff des Thatsächlichen beseitigt sein; nichtsdestoweniger ruhet über dem Ganzen ein magisches Halbdunkel, dessen Schleier man nur mit Behutsamkeit und nicht ohne Grausen lüften kann. Es haben nämlich diese Gothaer oder revolutionären „Kaisermacher“ und Fürstensouveränitätstilger des sechszehnten Jahrhunderts einen durchaus tragischen Charakter, während der modernen Nachconstruction etwas Komisches und daher fortwährend Gefälliges beiwohnt. Die letzten Ziele der sog. Grumbacher Wirren oder der „gothischen Handlung“ (kaiserl. Schreiben vom 4. August 1567. S. 64) waren auf eine möglichst allgemeine Schilderhebung des Adels gegen Kaiser und Fürsten gerichtet und standen selbst mit den niederländischen Bewegungen in einigem Zusammenhange. „Da die gothische Handlung, lautet eine Stelle in dem bisher ungedruckten Brief Maximilians, nit war an die Hand genommen worden, das ich gantzlich glaube, der kunig

(von Spanien) hatte das Niederland sobald nimmer in s handt gebracht, dann die niederländer und die Aech (Grumbach und Genossen, namentlich Herzog Johann Friedrich Sachsen in dem befestigten Gotha) wunderliche conspirationen einander gehabt hawen u. s. w. S. 54"). — Man kam aber weitem Folgen des sächsischen und niederländischen Zusammenhanges durch die halb durch Verrath, halb durch Gewalt bestellte Uebergabe Gotha's zuvor, und schlug dann durch ein so bares Blut- und Schreckensgericht auf Befehl des Sächsischen fürsten August und seiner Genossen die letzten Kräfte dar. Der unglückliche Herzog Johann Friedrich von Sachsen, welcher man hier und da mit der Kaiserkrone geschmeichelt hatte, mußte in Oesterreich in lebenslängliche, 28jährige Haft wandern (9. Mai 1595 zu Steyer), Grumbach zum Viertheilen und Herreisen des Herzens „begnadigt“ am 18. April 1567 mit dem Eler Brück und Wilhelm von Stein auf der Blutbühne endigen.

Zu den genau vom Verfasser aufgezeichneten gedruckten handschriftlichen Quellen, unter ihnen auch Volksliedern, noch Sebastian Schärtlins vergessene Lebensbeschreibung. hätten, heisst es da S. 334, bekannt, da man sie nicht bald zogen, würden sie ein Aufruhr im ganzen Römischen Reich gegen Kais. Majestät abgesetzt und Herzog Hans Friedrich zum gemacht haben“. — Dass übrigens die Bischöfe von Würzburg durch ihren unausgesetzten Verfolgungseifer den ursprünglich mässigten Fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach in den revolutionären Plan gleichsam hineingedrängt haben, dürfte für denjenigen zweifelhaft bleiben, welcher die von H. Koch getheilten Acten gelesen hat. Die Schlussfolgerung lautet nach Bearbeiter derselben also: „Aller von Grumbach und Consorten begangenen Verbrechen Urheber waren die Bischöfe Melchior Friedrich; denn ihre Handlungen gingen den Verbrechen vor, verhielten sich also wie Ursache und Wirkungen zu einander (S. 65.). Ebenso möchte man rücksichtlich des Gotha-Sächsischen Hauptanstifters der revolutionären Wirren dem Verfasser beipflichten, wenn er S. 71 also urtheilt: „Wir gelangen zu dem Schluss, dass nicht Grumbach den Herzog (Joh. Friedrich) verblendet, führt, ins Unglück gesürzt, sondern umgekehrt, dass der Herzog ihn für sein Unternehmen (welches namentlich auf den Gewinn der Churwürde ging) geködert, missbraucht und sein Endschicksale zugeführt habe u. s. w.“ —

Dass schliesslich all' dieser Jammer mit dem ewig nagenden Vorwurf der abgefeimtesten Grausamkeit hauptsächlich aus dem vom sonst löblichen Maximilian II. dem Grumbach wider den „hohen Würzburger Steffen“ verweigerten Rechtsschutz entsprang, wird kein aufmerksamer Leser dem Verfasser der lehrreichen Untersuchung bestreiten. Darum lautet das Ende eines alten von Grumbach gedichteten Liedes warnend also:

Welch' Fürst solcher Verrätherei (d. i. Rechtsweigerung)  
 Noch leben will, betrachte frei  
 Was einmal seine Unterthan  
 An ihm noch möchten auch begahn!"

Für eine etwa weitere Bearbeitung des seit Voigt im Rauten Taschenbuch ziemlich vernachlässigten Gegenstandes, den Thuanus im 4. Buch seiner Geschichte keineswegs unpartheiisch behandelt, sind die von H. Koch gegebenen Beiträge von zweifelhaftem Belang; auch die Literaturgeschichte wird durch sorgfältige Beachtung der bezüglichlichen Volkslieder manches Nützliche aus dem Mitgetheilten entnehmen können.

Der folgende, bisher unbekannte Bericht Maximilians klärt viel von dem Türkenkrieg in Ungarn während der Jahre 1566 und 1567; anfangs handelte der Kaiser trotz seines zahlreichen Heeres von angeborener Vorsicht unschlüssig und matt, später aus nun nothwendig gewordenem Grundsatz der Defensive und Deckung Wiens. Ist Zriny, „der ritterliche Graf“ rieth dazu. Das konnte geschehen, weil er für Zigeih im Nothfall einen sichern Ausweg offen hatte — den Tod. Diesen fand der edle Held, aber nicht ungeglaubt; 12,000 Feinde, unter ihnen viele Befehlshaber und Janitscharen deckten die Wahlstatt. „Er hat, heisst es in Schärtlins Bericht (S. 328), eher wollen christlich sterben, denn der Türken Feindlicher sein, hat zu den Seinen geschworen, bei einander christlich und ritterlich zu sterben und hat das Thor aufgethan, auf die Feinde hinaus gezogen, sich samt den Seinen also lang gewehrt, bis er erschossen und alle die Seinen todt geschlagen sein worden, da auf die Türkischen ihm sein Haupt genommen, einem Trompeter in ein roth daffeten Tuch geben, den Grafen zu Salomonisten zu Gomorrhan (Comorn) zugeschickt, mit anzeige, da er dem türkischen Kaiser würde Gomorrhan länger vorenthalten, dass es auch also geschehen sollte, welches Haupt ermeldter Graf der Kaiserl. Majestät ins Lager (bei Raab) verschickt, darob Ihr Maj. und Königl. ein erschrocklich mitleiden empfangen han und auf hohes Lob hat Ihr Majestät dieses Grafen Haupt sein eheligem Gemahl zugeschickt“. —

Es ist gut, dass man sich bei der gegenwärtigen Türken-Liebe, welche noch vor vier Jahren wider Russen und Griechen in der Art Kreuzzugeifers entwickelte, den alten islamitisch-christlichen Stand und Hergang wieder auffrische, auch im sog. westfälischen Lager und anderswo erwäge, wie die frommen Halbwüchslente damals in Ungarn sogar auf christliches Menschenfleisch Hand machten. „Und ist, lautet der kaiserliche Bericht, zumal durch die viehischen Tartaren eine viehische, unmenschliche Wüthigkeit an beiden mans- und weibs Personen, Alt und Jungen mit sollicher Unzucht und Grausamkeit auch Schändlichkeit verpracht worden, dass solches der unbefleckten ehre halb nit zuschreiben noch auszusprechen. Neben dem dass jenen (jener) eintheils nit scheue gehabt,



von jungen Cristen menschen Personen zu essen, auch die jungen Kinder eintheils und die Präst (Brüste) der jungen Weibsbilder sie zur besten cöstlichkeit (Köstlichkeit) Jerer (für Speiss) gebraucht". (S. 90).

Nun, ihr Herrn Civilisations- und Westleute in Frankreich, Engelland und Piemont, ja, Oesterreich, ihr kritisch philanthropische Culturmichel in Teutschland und der Schweiz — wie lautet Urtheil über diesen Tartarisch-Türkischen Geschmack? — Wahr, er ist doch etwas grauslich? — Selbst die Moskowiter, die Griechen oder gar die Montenegriner könnten ihn nicht heissen, sogar wenn sie wollten. —

Die letzte, von dem Herausgeber mit vielen gelehrten Berathern versehene Publikation ist die bedeutendste; sie liefert die Berichte des Freiherrn Adam von Dietrichstein, österreichischen Gesandten am Hofe Philipps II., an den Kaiser Maximilian von 1563 bis 1568, und enthält theils ergänzende, theils ganz neue Beiträge zur Geschichte jener wichtigen Zeitenwende, worin mit Recht die Aufmerksamkeit ausgezeichneten Historiker in jüngsten Tagen von Ranke und Raumer an bis zu dem besonnenen Amerikaner erweckt hat. Da der Gesandte ein heller und redlicher Mann war, überdiess seinem Herrn gegenüber keine Bemäntelung und Heuchelei beobachten durfte, so machen die Nachrichten einen doppelten Anspruch auf Glaubwürdigkeit; sie stehen den besten Venetianischen Relationen nicht nur nicht nach, sondern übertreffen sie sogar stellenweise schon deshalb, weil der Verfasser höher stand und, so zu sagen, den Schlüssel zum Geheimniss zweier gekrönten, in dem Christenkreise überwiegenden Häupter in der Hand hatte. Die Sendung hatte übrigens einen doppelten Zweck; der Bevollmächtigte sollte die weitere Erziehung der kaiserl. Söhne Rudolph und Matthias in Madrid leiten und überwachen, theils die von Philipp dringend gewünschte Ehe zwischen der Erzherzogin Anna und dem Spanischen Thronerben, Don Karlos, den vermittelnden Unterhändler darstellen und deshalb, wie das auch wirklich geschieht, über die Natur und das Wesen des auserkornen Bräutigams dem Kaiser die möglichst genauen und vollständigen Nachrichten mittheilen. Dietrichstein hat sich dieser schwierigen Aufgabe mit Umsicht, Treue und Unparteilichkeit unterzogen; seine Berichte bilden deshalb eine reiche Quelle für die Kenntniss der Spanischen Kabinetspolitik und häuslichen Stellung, im Besondern also des Don Karlos und der niederländischen Wirren; in diesen offenbart Maximilian eben so sehr wahrhafte, auf Mässigung und Toleranz im höchsten Grade fruchtlos gerichtete Staatsweisheit, als Deutschen, vaterländischen Sinn, welcher sich nichts ablauern oder abtrotzen lässt. Auch der König erscheint zum Theil in einem andern, etwas mildern Licht als gewöhnlich; nur ungern und zögernd schreitet er zum Aeussersten aus, dann aber, sobald sein Glaubens- und Herrschaftseifer, namentlich seit dem Bildersturm, angeregt sind, unbiegsam und hart. ,R



wolle, verlautet es an Dietrichstein (10. August 1567), der Erinnerung des Kaisers eingedenk sein und in diesen Angelegenheiten so verfahren, dass er es gegen Gott und die Welt verantworten könne. Der Plan des Benehmens, urtheilt der Gesandte, sei von dem Könige und von seinen Räthen bereits unabänderlich festgesetzt. Gott geb, dass sie es wohl treffen; sie trauen sich grosse Gewalt und Vermögen zu, dadurch vermehren sie allerdings hindurch zu rücken. Da der König selbst herauskäme, möchten vielleicht alle Sachen zu wahrer Moderation gebracht werden; hier *motu inquisitionis in negociis religionis* dürfen sie auf keine media gehen, sondern müssen sich nur *ad extrema* halten“ (S. 193). Das Gerücht der königl. Reise nach den Niederlanden blieb aber, ob schon bereits Alba eingetroffen war, bis zum Ende September stets lebendig; Philipp, hiess es, würde sich jedenfalls im Frühling des nächsten Jahres (1568) in Corunna einschiffen; „mittlerweile werde das Justitiawerk exequirt und prosequirt werden, also dass er (der König) zu seiner Ankunft desto mehr Gültigkeit und Begnadung erzielen könnte“. (S. 195.) Welche Heuchelei oder diplomatische Verstellung! etc. Offener und begründeter mochte es dagegen sein, wenn man dem zur Milde mahnenden Maximilian entgegnete, in Betreff Egmonts und Horns „procedire man nicht auf leeren Wahn und Argwohn, sondern *ex maximis certissimis und iustissimis causis et bene antea-precogitatis et revisis*, neige seiner Eigenschaft und Natur nach mehr zur Sanftmuth und Begnadigung, denn zur Strafe und Schärfe, wolle wider Billigkeit und Recht niemand beschweren, aber wiederum in summa den Unterthanen *leges dare und proscribere* und nicht gedulden, dass die Regierung durch sie bestellt, noch in Religion oder politischen Sachen Ordnung oder Reformation werde vorgenommen. (S. 147 und 200) etc.“ —

Ueber Don Karlos, welcher nach allen Mittheilungen kein schlechter Kopf, aber eigenwillig und zuletzt misstrauisch war, gibt der Gesandte mehrmals und sehr genaue Nachrichten. Sie klären den anziehenden Gegenstand vielfach auf, beleuchten die Gründe des Verhafts (Fluchtplan in die Niederlande), schildern die Art und Weise der Gefangenschaft, brechen aber plötzlich gegenüber den letzten Schicksalen ab, sei es nun, weil hier ein undurchdringlicher Schleier die Aussicht hemmte, oder, weil die darauf bezüglichen Papiere vernichtet wurden. Nach einer und zwar sehr bedeutungsvollen Stelle einer andern Quelle möchten wir auf Vergiftung schliessen. Der vom Münchener Prof. Kunstmann in Lissabon entdeckte Brief des Ruy Gomez an einen Ungenannten in Portugal nämlich besagt Folgendes. „Bis zur Nacht des 25. Juli blieb die Wache den vier Staatsräthen (Feria, Ruy Gomez, Prior D. Antonio und Luis Quixada) und zwei Kämmerern übertragen. Vom 25. an wurde der Prinz in das letzte Zimmer, genannt das Thurmzimmer, gebracht, wo sich nur kleine Gitterfenster befanden und weder ein Kamin, noch sonst eine Bequemlichkeit. Hier nahm er von Rodrigo

de Mendoza einen erschütternden Abschied. Der Tod trat eine Stunde nach der Nacht des 25. gegen Morgen ein. Er hatte beichtet, die Communion und letzte Oelung wie ein guter katholischer Fürst empfangen, und seinen Vater um Verzeihung und Segen gebeten. Er bat gleichfalls den Ruy Gomez und die übrigen Edelleute um Verzeihung. — Der Beichtvater und die übrigen Anwesenden sagen, er habe sich als so guter Katholik benommen, dass sie ihn deshalb beneideten; denn er habe sich bereit erklärt, mehr zu thun, wenn es für sein Seelenheil nothwendig wäre. Hier erwiderte man ihm, dass er Gott gewiss anschauen werde, wenn sein Herz das empfinde, was seine Zunge ausgesprochen habe. Der Prinz gab zur Antwort: „Seine Seele fühle, was er äußerlich zeigt habe, und weil es Gottes Wille, sei er zu sterben bereit.“ An den Arzt sich wendend, sagte er diesem: Er möge dessen befohlenen geachtet thun, was für seine Gesundheit erforderlich, und fragte von Zeit zu Zeit, wie viel er trinken könne, um sich mehr zu empfehlen und Verzeihung von ihm zu erhalten. Die Umstehenden bat er, mit ihm ein Gebet zu sprechen, welches der sel. Kaiser sterbend gebetet. Einige betete er für sich. Seine Majestät betrug sich als wahrhafter Vater u. s. w.“ Die von dem Herausgeber wider den ächten Ursprung des Briefs vorgetragenen Bedenken (S. 230 ff.) scheinen doch nicht hinlänglich motivirt zu sein; denn wie kann man derartige Einzelheiten so geradezu dichten und für welchen Zweck, wenn alles seinen natürlichen Verlauf nahm? — Dunkel bleibt freilich die Sache immerhin auch dann, wenn das Schreiben in Betreff seiner Authentizität nicht angefochten werden kann. — Aufschlüsse, welche man von Rom erwartete, sind dem verdienstvollen Herausgeber und Erläuterer der vorstehenden Quellen zur Geschichte Maximilian's II. trotz seiner schriftlichen Bemühung nicht zugekommen, wohl eher nicht aus Ungefälligkeit und Politik, als weil derartige Briefschaften fehlten.

Manches Lehrreiche sagt zwar H. Koch in einem Anhang über Wilhelm von Oranien, aber im Ganzen bleibt doch das Buch zu dunkel und im Widerspruch mit andern, schon lange festgestellten Thatsachen und Urtheilen. Ein näheres Eingehen in dieselben würde jedoch hier zu weit von dem vorgesteckten Ziel unserer Anzeige eines nützlichen Buches abführen; vielleicht ergibt sich dafür eine spätere Gelegenheit. —

---

*Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts. Von Max Büdinger. Erster Band. VI. 503. S. Leipzig. Teubner 1858.*

Es ist laut der Vorrede die Absicht des schön begonnenen Werkes, den historischen Entwicklungsgang „derjenigen Völker,

welche den heutigen Kaiserstaat bewohnt haben oder bewohnen, innerhalb bestimmter Grenzen darzustellen“. Diese traten, meint der Verfasser, der Zeit nach mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hervor, indem die bisher mehr oder weniger auf ihre eigenen inneren Kräfte beschränkten Länder, namentlich Böhmen und Ungarn, durch den Habsburgischen Fürstenstamm von aussen her einen entscheidenden Anstoss bekommen und als Glieder des werdenden Ganzen anführen, ihre bisher gesonderte und doch in mancher Rücksicht gemeinsame, autonome Stellung einzunehmen. Räumlich oder territorial bilden dagegen die Italienischen und Polnischen Provinzen des dermaligen Kaiserstaats einen abschliessenden oder trennenden Markstein, indem ihre Schicksale innerhalb des bezeichneten Zeitraums nichts Gemeinsames darbieten, wie es im Grossen und Ganzen für die Deutschen, Böhmisches und Ungarischen Landschaften begegnet. — Diesem Plane gemäss beginnt das erste Buch, „Gründungen“ überschrieben, in dem ersten Kapitel mit der, so zu sagen, unvermeidlichen und überall sich hervordrängenden Römerherrschaft, schildert die Eroberung, Verwaltung, Kultur und erste Verbreitung des Christenthums, beschreibt darauf im zweiten Kapitel die s. g. Völkerwanderung und zwar also, dass Untergang der Römerherrschaft, Stiftung und Verfall der Avarnmacht und Bayern unter Volksherrzogen einander folgen. Darnach schildert das dritte Kapitel, überschrieben „Fränkische Herrschaft“ die Eroberung, Literatur und Verwaltung, lenkt von da zu den Versuchen Slavischer Staatenbildungen, namentlich in Mähren, ein und schliesst mit der Ungarischen Niederlassung. Das vierte Kapitel, „Uebermacht des Deutschen Reiches“ betitelt, beschäftigt sich mit Bayern unter Stammesherrzogen, Gründung des Böhmisches Reiches bis auf die Lehenabhängigkeit von Deutschland unter Heinrich III., mit der Stiftung des Königreiches Ungarn und den Anfängen Deutscher Fürstenthümer, namentlich in Kärnthen, Steiermark und Markgrafschaft Oesterreich, der Schilde und Herzen des heiligen Römischen Reichs, wie es unter dem starken Kaiser Friedrich dem Rothbart bei der Umwandlung in ein vielfach bevorzugtes Herzogthum verlautete. — Vier Excuse, mehre Nachträge und Verbesserungen schliessen das Buch. Dasselbe beurkundet einen regen Fleiss und Forschungstrieb, nicht gewöhnliche, selbst das scheinbar Kleinfüßige beachtende Gelehrsamkeit und Belesenheit, endlich das oft gelungene Streben nach einem klaren correcten Ausdruck. Wo sich so löbliche und in unsern Tagen seltene Eigenschaften vereinigt finden, da wäre es unzeitig, im Einzelnen viel zu mäkeln, oder, was sonst wohl geschehen könnte, wider den Plan und die Ausführung einer tüchtigen, schwierigen Arbeit allerlei Einreden und Bedenklichkeiten zu erheben. Möchte nur der Herr Verfasser bald weiter fortfahren und sein vorgestecktes Ziel erreichen! Dann wird sich immer noch für die Kritik einzelner Stücke Gelegenheit finden.

---

*Peter Damiani. Ein Vortrag von Albrecht Vogel 32. S. 1.  
bei Frommann. 1856.*

In einem klaren, silhouettenmässigen Umriss hat der berühmte Verfasser des *Ratherius* das Andenken an eine tief eingreifende, dennoch wenig bekannte Persönlichkeit vor einem grössern, gebildeten Publikum erneuert. Da letzteres sich meistens an derne, der Politik und Literatur entnommene Gegenstände gewöhnt hat, so war die Aufgabe sicherlich schwierig oder vielmehr etwas spröde. Dennoch scheint sie mit Erfolg gelöst zu sein, was dem Redner und den Zuhörern gewiss alle Ehre macht. Ersterer vielleicht nur darin gefehlt, dass er theils mehre sehr scharf zeichnete Stellen der damaligen Zustände entweder überging, nur flüchtig berührte, theils es verabsäumte, anhangsweise wenigstens etliche Quellenbelege und anderweltige Hülfsmittel zu nennen, oder hier und da durch Auszüge fruchtbar zu machen. Es gehören namentlich die *Memorie di Milano* vom Grafen Giustiniani eine reiche, in Deutschland dennoch wenig beachtete Fundgrube der Italienischen Geschichte des Mittelalters. — Was nun Peter Damiani selber betrifft (1007—1072), so war er, Sohn armer Eltern aus Ravenna, lange gedrückt und vernachlässigt, bei ungewöhnlichen Gaben des Gemüths und Verstandes, anfangs ein feiner Schöngeist und Humanitätslehrer, darauf ein rigoristischer Einsiedler und Sittenprediger zu Fonte Avellana bei Gubbio und zuletzt, ohne seine Heimlichkeit aufzugeben, als Bischof von Ostia und Cardinal die rechte Hand des inzwischen herangereiften, namentlich durch Hildebrand oder Gregor VII. ausgebildeten Papstes oder Priesterkönigthums. „Es erfasste ihn, den Einsiedler, heimlich, S. 22, oft ein Grauen vor dem unwiderstehlichen, vor dem unhaltsam wachsenden, Alles überwuchernden, auch ihn knechtenden Hildebrand; dann fuhr er auf, nannte ihn seinen Tyrannen, seinen Wolf, seinen heiligen Satan, aber er legte sich ihm doch wieder zu Füssen, wie ein Löwe zu den Füssen seines Bändigers.“ — Wie konnte das auch anders sein, da Hildebrand so ziemlich von jeher mit seiner Aufgabe und sich selber einträchtig, Damiani aber mehrmals bankbrüchig d. h. zwieträftig gewesen war! — Es ist freilich unmöglich, in wenigen Bogen die mannigfaltigen Geleien und Schwingungen des religiös-kirchlich-ascetischen Geistes darzulegen, wie er damals diess- und jenseit der Alpen aufzuehnte, aber dennoch wäre ein etwas näheres Eingehen in die oppositionelle, häretische Richtung wohl statthaft gewesen.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR

---

Vogel: Peter Damiani.

---

(Schluss.)

Denn ihre wachsende Macht trug wesentlich dazu bei, dass die katholisch-dogmatische Centralgewalt sich theils der Lehre, theils dem Regiment nach als Papstthum enger zusammenzog und dadurch dem drohenden Auseinanderfallen sowohl nach innen als aussen hin mit Erfolg zu begegnen trachtete. Die berühmte, Mailänder und anderweitige Patalia, Lumperei (pates = Kleidertrödler) nun von den Gegnern verächtlich gescholten, ging von Piemont aus. Hier trat Gariardo da Monforte unweit Asti schon um 1028 als Meister und Haupt der religiösen Gemeinde auf, welche weder durch das Schwert noch den Scheiterhaufen getilgt wurde, sich vielmehr bald unter anderen Namen mit dem demokratisch-republikanischen Element Mailands (s. 1056) vermischte, die untern Volksklassen gewann und ascetisch-reformatorischen Elfer wider die Laster des hohen Clerus, namentlich Wollust und Aemterkauf (Simonie), in Bundesgenossenschaft mit dem neuen, heranreifenden Papstthum entfaltete, ja, selbst einzelne Glieder des hohen Adels heranzog. Diesen gehörte besonders der sittenstrenge, für eine durchgreifende Lebensreform begeisterte Arialdo (de Alzate) an, welcher 1066 am 28. Junius nach zehnjährigem, bisweilen abenteuerlichem Oppositionsleben den Märtyrertod fand und als Opfer des Erzbischofs Guido von Mailand und seines Anhanges fiel. (S. Giuliani III, 17 sq.). — Wie die spätere Patalia schon in den letzten Zwanzigerjahren des elften Jahrhunderts zu Montforte erschien, darüber berichtet der genannte Geschichtsforscher (III, 219) nach beinahe gleichzeitigen Zeugen, welche natürlich nicht unparteiisch waren, neben anderm, dass die erwähnten Absonderer (Ketzer) Gütergemeinschaft besaßen, fleissig und täglich in den Büchern des alten und neuen Testaments, auch den Glaubens- und Kirchensatzungen (canoni) lasen, nur ihren Meister als Oberen anerkannten mit der Gewalt zu binden und zu lösen, endlich die Trinitätslehre eigenthümlich und abweichend von der katholischen Kirche erklärten. Sie hielten nämlich den Vater für den ewigen, allmächtigen Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, den Sohn für den von Gott geliebten Menscheng Geist und den heiligen Geist für die regierende Weisheit und Erkenntniss der göttlichen Schriften. — Den Widerruf, wird beigelegt, hätten nur Wenige geleistet; der bei weitem grössere Theil sei mit Freudigkeit

in die Flammen des Scheiterhaufens gesprungen; die Lehre, daß weniger vertilgt, denn gefördert, habe dann — das folgt aus Zusammenhänge — bei wachsender Republikanisirung Maß immer mehr festen Boden gewonnen und wesentlich beigetragen den Reformen des unter Hildebrands Leitung gereinigten G. Der Lohn dafür war denn, sobald die Römische Papstgewalt stand, der wider das Ketzerthum und die Demokratie gerichtete Menschenalter lang fortgesetzte Inquisitionsprocess, an welchem bekanntermassen auch das Kaiserthum mit Nachdruck betheiligte.

---

*Geschichte des Klettgaues im Umriss bis zum Abschluss der Reformation. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Martin Wanner. VI. 126. 8. Hamburg bei Meissner 1857.*

Diese auf gründlicher Forschung ruhende, gut geschriebene Monographie behandelt im ersten Abschnitt Kelten und Römer, im zweiten die Ansiedelung der Alemannen, im dritten das Königthum und die Karolingische Zeit, im vierten die geschichtliche Stellung des Klettgaues bis zur Reformation und im letzten selber. Der Verfasser hält mit besonderer Vorliebe die Keltische Römische Zeit fest, beschreibt Sprach- und Baudenkmal der nicht sichtbaren Eifer und stehet dabei, wie billig, auf eigenen Füßen. Den Namen leitet er von dem Keltischen „cladh“-Ufer ab, was Ländchen in der That dem Wortbegriffe entspreche, indem es auf zwei Seiten vom Rhein, auf der dritten von der Wutach umgeben, allerdings ein Uferland heissen könne. Aber ist denn nicht die in der Note angeführte, uralte Ableitung von „schwerem, lätigen Land“ im rauhen Gurgelton natürlicher und eben deshalb haltbarer? Wozu denn überall Kelten suchen, wenn die Teutsche Wurzel reicht? — Hielten schon, wie S. 15 bemerkt wird, die Gallen die Gloire und den Esprit, oder Pulverdampf und Calenbourg, militarem et argute loqui Gallus persequitur. Cato orig.): so der Germane seinerseits eben so tapfer als nationalstolz, ein Verächter ausländischer Ortstaufe. — Mit grösserem Erfolg vertheidigt Herr Wanner als geborner Klettgauer für das heutige Schleithelm die Ehre der Römisch-Keltischen Stadt Juliomagus (mag = Sitz S. 8) wider Hr. Mommsen, welcher dort nur eine Wachtposten von Vindonissa (Windisch) aufgestellt erblickte. (S. 16) Dagegen, wird angeführt, zeuge schon die Oertlichkeit, welche ein Viertel Stunden weit theils auf Rainen ruhe, theils von ihnen umgeben sei. — Minder glücklich ist die übliche Erklärung Zabala agri decumates, verlassen und gegen den unerwiesenen Begriff geregelten Grundeintheilung vertauscht worden (ag = vernachlässigtes Land). Denn wie konnte doch letztere so früh statthaben, da sie

bekannten Zeugnisse des Tacitus (Germania c. 24) gerade dort Bevölkerung fluctuirte? —

*Sammlung zur Geschichte des Hauses Hohenzollern, herausgegeben von Dr. Burkhardt. Erster Band. Das fünfte Merckisch Buch des Churfürsten Albrecht Achilles. — IV. 274. Jena bei Deistung. 1858.*

Churfürst und Markgraf Albrecht von Hohenzollern war ein so tapferer als kluger Fürst; darum nannte man ihn Deutsch-Achilles und Fuchs. Sein Hauptstreben ging auf Macht, sein Hüben auf Jagd und fröhliches Mahl und Geselligkeit; als Finanzmann und guter Haushalter, welcher alles zu benutzen wusste, war er keinem Zeitgenossen nach; dabei war er unablässig thätig für Christenthum und Kirche, selbst gegenüber dem gefürchteten Türken, regierte meistens allein, verschmähte aber guten Rath; sein Hauptminister war Dr. Peter Knorr, ein schlauer und getreuer Practikus, bei vorgerückten Jahren dennoch von junger Rührigkeit. Herr und Diener hatten als Diplomaten den Muth, recht fest aufzutreten, selbst wenn man persönlich Beleidigung nährte. „Wir haben oft, hiess es da, einem gedroht, fürchten uns als übel als er. Es ist ja ein alt gesprochenes Sprichwort, friedlich angerrannt, ist halb gefochten“. (S. 281). — Das Muth und verschaffte Achtung, namentlich dem bedenklichen, kranken Kaiser Friedrich III. gegenüber, welchem jedoch bei allen die gebührenden Reichspflichten nicht verweigert wurden. „Mann, schrieb 1472 der Churfürst, hat noch einen harten Kampf und will nicht sterben“ (S. 281). — Und in der That, er lebte noch ein und zwanzig Jahre lang. — Ein frommer, treuer Herrscher, duldete Albrecht dennoch keine Missbräuche der Macht, so oft und so lange verwöhnten Macht; ihre Eingriffe in den weltlichen Rechtskreis wurden scharf zurückgewiesen, die Anmassungsversuche des päpstlichen Legaten in Betreff der Juden wurde die Erklärung beseitigt, dass vor dem Recht Juden und Christen gleich ständen, nicht dem geistlichen sondern markgräflichen Recht angehörten (S. 26). Pflicht und Eid waren der Geistlichkeit genau vorgeschrieben; sie musste schwören, „der Herrschaft zu dienen und gewär zu sein, ihren Schaden zu wenden und Frommen zu fördern u. s. w.“ (S. 248). — Demgemäss handelte auch in dem Jahre Albrecht Achilles; er verachtete, hochbetagt wegen Altersschwächen mit Bamberg durch den Papst gebannt, den päpstlichen Fluch; sein Beamter Seckendorf liess, als auch das Interdikt kam, halbtarrigen Priestern die Todten ins Haus tragen, bis sie sich fügten. — Die Herren, hiess es, hätten gar gerne zu dem weltlichen Schwert auch das weltliche, möchten nicht nur den



Zehnten, sondern auch die neun Theile dazu u. s. w. (S. Passow's Staatsgeschichte S. 213.).

Nichts war dem Churfürsten, welcher sich nach verrichteter Arbeit gerne etwas gütlich that, widerwärtiger als ein saurer Wein. Die Ansbachischen Räthe bekamen daher für eine schlechte Sendung nach Berlin den schärfsten Verweis. „Möge, hiess es neben dem, den Heintz von Kindsberg und den Völcker (die Lieferanten der Ritt schütten acht Tage lang, dass ihnen die Zähne klappen) zu Dankbarkeit des guten Weins, den sie uns hereingeschickt haben. Wir meinen, dass kein härter Wein uff Jahr jenseit Mains geschenkt sei, denn der, den sie uns geschickt haben. So ist der Wein roth als eine Lauge und getrostet uns kaum, dass der Gesind trinkt, also haben sie unser Gemahel in das Kindelbettchen uns sunst zu einer mund süss versehen. — Sie wissen, dass nur tolig unser Kurzweil hängt an einer warmen Stuben und einem guten Trunk u. s. w.“ (S. 245.).

Man ersieht aus diesen Andeutungen leicht den geschichtlichen Gewinn, welchen die Actenstücke gewähren. Der Herausgeber, ein Schüler des Hrn. Prof. Droysen in Jena, hat sich dabei diplomatischer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit dem Unternehmen unterzogen, auch ein genaues Personen- und Ortsregister beigegeben.

*Westfalens Oberpräsident Ludwig Freih. von Vincke, sein Leben und seine Zeit. 1774—1844. Heft 1—4. S. 192. 8. Langen Detmold bei Meyer. 1858.*

Die eben so gründliche als stylistisch ausgezeichnete Biographie Vincke's (s. Jahrbücher 1854. Nr. 5) ist leider! durch den Tod ihres Verfassers, von Bodelschwingh, unterbrochen und bisher nicht fortgesetzt worden. Es bleibt daher natürlich, wenn dem vorliegenden Werk die Aufgabe von neuem ergriffen und endlich ihrem Ziele entgegengeführt wird. Der unbekannte Verfasser hat, wie es auf dem Titel heisst, die Geschichte des Hauses Vincke schild abgefasst; sein Gegenstand war da durchaus populär; er traf den Europäischen König des Geldes, welches in der alten und neuen Welt von jeher, am meisten aber dormalen, eine hohe Rolle gespielt hat. Der zweite, von dem Anonymus gewählte Held lebt aber meistens in dem Recht und der Staatsverwaltung sein Lebenszweck, obschon auch hier und da materiell-praktische Interessen gehört den idealen Gütern an und daneben dem gemeinsamen, öffentlichen Interesse, mit welchem die Geschäfte eines grossartigen Bankiers an sich doch nichts zu thun haben; die patriotisch-kosmopolitische Tendenz desselben bethätigt sich hauptsächlich darin, dass sie nirgends ein engeres Vaterland hat als die Wohlfahrt des Unternehmens, keinem andern Princip folgt als den höhern ethischen Grundsätzen.

Procenten. Der Staatsmann dagegen muss sich einem ab-  
 zarten Ganzen anschliessen, sittlich-politische Ideen nicht nur  
 heimische, sondern auch fremde Welt vor Augen behalten.  
 In dem allen hat der Verfasser, vielseitig und gut unterrichtet,  
 seinen zweiten biographischen Versuch nicht übel eröffnet; ohne die  
 Mühe und, so zu sagen, staatsmännisch würdevolle und ernste  
 eines Vorgängers, von Bodelschwingh, gibt er sich alle mög-  
 liche Mühe, den Leser mit Land und Leuten gehörig vertraut zu  
 machen und holt daher bisweilen etwas weit, meistens aber lehr-  
 reich aus; seine Umständlichkeit und memoirenmässige Episoden-  
 auf den heimischen und fremden Leser berechnet, ermüden  
 nicht, bringen vielmehr durch manchen pikanten und selt-  
 enen Zug Leben in das etwa eintönige und provinzielle Gemälde.  
 Es geschieht z. B. wenn mehrmals gemeldet wird, wie in der  
 Reichsverfassung die Aebtissin von Herford zwei Mann zur  
 Armee stellen musste, oder wie der General von Wolters-  
 hausen, ein Liebling Friedrichs des Grossen, einmal von Hamm,  
 ein Garnison, aus Altena überfällt, um den kräftigen Drahtzieher  
 durch Gewalt dem Soldatenstande einzuverleiben, jedoch übel empfan-  
 gen und zum Rückzuge genöthigt wird (S. 146 ff.). — Weniger  
 kann man aber zustimmen, wenn den Münster'schen Wiedertäufern,  
 namentlich dem Hauptführer Knypperdollynk, jedwede religiös-  
 e Bestrebung abgesprochen und eine rein social-politisch-  
 communistische Tendenz beigelegt wird (S. 36 ff.); denn herrschte  
 letztere vor, so war der Glaubensfanatismus keineswegs aus-  
 geschlossen; ohne ihn hätte weder die Stärke noch die Dauer der  
 revolutionären Schwärmerei Raum und Boden gewonnen. Wie man  
 Ronge und Deutsch-Katholicismus zusammenstellen kann, ist  
 abzusehen. Ueber solchen Dingen und Persönlichkeiten sollte  
 allmählig Gras wachsen. Was hilft das ewige Aufrühren! —  
 Leute haben eben auch ihre Berechtigung.

Uebrigens sind die vorstehenden Hefte so vielfach lehrreich  
 und anschaulich, dass ihre Fortsetzung bis zum Abschluss  
 gewünscht werden darf.

---

*Geschichte des Deutschen Studententhums von der Gründung der  
 deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.  
 Ein historischer Versuch von Oskar Dolch. X. 300. 8.  
 Leipzig bei Brockhaus. 1858.*

Von jeher bildeten die Universitäten wie anderswo, so in Teutsch-  
 land, den eigentlichen Mittel- und Stützpunkt des Humanitäts- und  
 Associationsprincips. Je mehr nun ersteres durch die steigende Be-  
 deutung der technischen und berufswissenschaftlichen Disciplinen  
 geschwächt und zurückgedrängt wird, findet auch das zweite in

den reglementarischen und überwachenden Vorschriften und Aemtern eine wachsende Beschränkung. Nichtsdestoweniger bleibt ja von dem einen und andern Element Engländern und Franzosen gegenüber noch so viel übrig, dass es der Mühe werth ist, die Trümmer eines freien, wissenschaftlichen Geistes und der ihm entsprechenden, eigenthümlichen Genossenschaft zu pflegen und weiterem Verfall zu bewahren. Die vorliegende Schrift gibt einen verdankenswerthen, literarischen Beitrag; zwar ist sie nicht frei von irrthümlichen oder missverstandenen Stellen, z. B. Betreff der weit zu tief herabgesetzten Bursen, aber im Ganzen entspricht er dem Zweck und gibt dem Leser ein schattenhaftes Bild des studentischen Lebens und Treibens. Gedruckter, hier und da auch Traditionen, zum Theil in der Wirklichkeit fortlebend, haben dem jungen Verfasser als Quellen gedient. Er weilen lässt er sogar zweckmässig ganze Bruchstücke vorliegender Berichte in die Erzählung eingreifen, welche dadurch etwas Plakatives und Alterthümliches bekommt. Ist doch das eigentliche Bursenthum mit seinem Comment und körperschaftlichen Wesen ein Tage herumwandelnder Traum, um mit Aeschylos zu reden. Denn was einst darin jugendlich und urkräftig war, ist mehr theils gealtert, theils hat ihm oft genug die Scheere der Zeit zureglementarischen und geschniegelten oder stutzerartigen Aussehen gegeben. — Es ist daher, wie gesagt, wohl gethan, dass hier da Originalbilder in die Darstellung aufgenommen werden, da sie ihrer Natur nach wenig bekannt sind. Dies gilt z. B. von dem durch Fechter herausgegebenen Autobiographie Platters, welcher neben andern das Universitätsleben im Anfange des 16. Jahrhunderts anschaulich und anmuthig zugleich beschrieben hat. Die Bakchanten und Schützen als fahrende Schüler bettelten, stahlen (insonderheit Gänse), bald im Mangel, bald im Ueberflusse lebten, überhaupt abenteuerliches Strolch- und Wissenschaftswesen darstellten, — das und ähnliches wird hier auf anziehende Weise geschildert (S. 119—138). Selbst an didactischen, noch jetzt wachsender Mannigfaltigkeit und Verflachung brauchbaren Wissen fehlt es da nicht. In der St. Elisabethenschule zu Breslau, sagt der ehrliche Walliser, „hatt niemand noch kein truckte biecher, der praeceptor hatt ein trukten Terentium. — Was man lass, man erstlich dictieren, dan distingwieren, dan construiern, dan erst exponieren, das die Bachanten grosse scarteken mit ihnen hatten zu tragen, wen sy hinweg zugen“. — Gewiss eine recht gute Methode, welche mühsam erwerben und besitzen lehrte! —

Für das Studentenleben in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts hätte der *Simplicissimus*, ein vortrefflicher historischer Roman, nach der neuesten Ausgabe von Keller einzelne gute Züge liefern können. Wie schön malt da nicht der saubere Spitzbub und verdorbene Muttersohn Olivier sein akademisches Treiben in Lüttich aus! (II, 629 sq.). „Er war nicht, wie der Vater hoffte, ein eiliger

Domine werden, sondern ein Disputirer und Schnarher, der einbildete, er verstehe trefflich viel“. (S. 633). — Von dem studentischen Leben während des Rheinbundes, der Freiheitskriege und nach denselben gibt der Verfasser so gut als nichts; hätte sich doch darüber nicht sowohl aus Büchern als mündlichen Mittheilungen noch lebender Zeugen etwas mehr unterrichten sollen. Die Polizei hat doch wohl nichts dawider, wenn von guten und bösen Seiten der Burschenschaft und des ihr vorangegangenen bürgerlichen Wesens gehandelt wird. Es sind ja tempi felices, welche nimmer wiederkehren. — Schliesslich wäre daher zu wünschen, der Herr Verfasser oder ein gleichgesinnter Altersgenosse möchte sich einer bisher nie versuchten und doch lobenswerthen Arbeit unterziehen, der Aufgabe eines getreuen *album academici* oder Deutschen Universitätsalbums, für das Karzer, Gesellschaftshaus (s. v. Kneipe) und Hof den Hauptstoff zu liefern hätten. — Alle Inschriften, Witze und ernste Gedanken müssten da sorgfältig gesammelt und hier und da erklärt (kommentirt) auftreten und zwar in einer chronologisch-statistischen Reihenfolge von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart. Selbst buchhändlerisch müsste sich eine derartige, übrigens gar nicht leichte Unternehmung rentiren, da wenn schnell und in verschiedenen Richtungen Hand an das Werk gelegt würde. Verwendet der Staat ungeheure Summen an ägyptische, Griechische, Römische, Keltische, Assyrische und sonstige Inschriften, warum sollte da nicht auch ein *opus inscriptionum academ. Germanic.* zu Stande kommen? — *Voilà la preuve!*“ sagt der Franzose, auf welchen man doch gerne blickt. —

---

*Bilder aus der Mainzer Geschichte. Aneinandergereiht in einem Ueberblick der Geschichte der Erzbischöfe von Mainz. Von Dr. J. H. Hennes. VIII. 384. 12. Mainz bei Kirchheim. 1857.*

In gedrungener, klarer Sprache hat der Verfasser, rühmlich bekannt durch seine vortreffliche Lebensskizze Eugens von Savoyen (Jahrbücher 1857. Nr. 18) und andere Schriften, die angekündigte, gewiss nicht leichte Aufgabe zu lösen gewusst, häufig aus Quellen entnommene Züge seinen Schilderungen einverleibt, oftmals aber auch wichtige Gegenstände und Persönlichkeiten, z. B. den Erzbischof Albrecht von Brandenburg und Magdeburg, nur zu flüchtig gezeichnet, die Revolutionsscene unter Arnold von Winkelhofen, dem Schützling des grossen Friedrich Barbarossa, wohl wesentlich nur halb und gleichsam nur vom Profil aus dargestellt, dagegen den heil. Bonifacius und ersten Erzbischof nach Gebühr einlässlich und mit unverkennbarer Vorliebe geschildert, überhaupt nach der Möglichkeit in dem engen Rahmen weniger

Bogen mit anerkennenswerthem Takt und Kunstgeschick einen reichen, mannigfaltigen Stoff auszulegen und vor die Augen des Lesers zu führen getrachtet. Als Beispiel der Auffassungs- und Darstellungsweise möge der Aufenthalt Napoleons d. Gr. in Mainz dienen! „1804 am 20. September, heisst es am Schluss 8. Bogen trat jener in Mainz ein, blieb bis zum 3. Oktober. Der Erzkönig (Dalberg) und der Kurfürst von Baden (Karl Friedrich) wurden am Tag nach seiner Ankunft von ihm empfangen; speisten mit ihm und führten mit ihm ins Theater, wo Talma spielte. Der Kurfürst von Baden hatte seinen Enkel den Kurprinz Karl bei sich, der hier zum ersten Mal die Gräfin Stephanie Beauharnais sah, die später seine Braut ward. Bald hernach kamen noch der Landgraf von Hessen-Darmstadt (dessen Marstall zur Verfügung des Kaisers sich in Mainz befand), die beiden Nassauischen Fürsten u. s. w. — Am 23. September empfing der Kaiser die Gesandten des Erzkanzlers, der Fürsten von Baden, Darmstadt, Baiern, Württemberg, Nassau, Frankfurt. Viele von den grossen Erinnerungen, die sich an Mainz knüpfen, gingen ihm durch den Sinn; — Erinnerungen an Karl d. Gr., an den Rheinischen Städtebund, an Churfürst Joh. Philipp. — Wie später Karls d. Gr. Rheinbrücke weit zu übertreffen dachte, tat er damals schon die Gedanken an den Rheinbund in ihm auf („ut haberet instrumenta servitutis et reges?“ Tacit. Agric. c. 14). — Bekannt genug ist es, dass er in seinen Unterhaltungen mit den Fürsten und ihren Gesandten Gedanken über die Bildung eines Bundes der Deutschen Staaten zweiten Ranges äusserte, dass er gewissermassen schon auf die Auflösung des Deutschen Reichs vorbereitet; ihnen zu verstehen gab, dass sie vom Kaiser von Oesterreich nichts zu hoffen hätten, aber Alles von ihm.“ —

Den Pfleger und Geburtshelfer, konnte H. Hennes beifügen, der noch unzeitigen Frucht gaben bald die Teutschen selber. Ihre Diplomaten und Fürsten verhielten sich keineswegs müssig; drängten mit Besuchen und Mahnungen, oft im Geheimen, so laus vorwärts, bis der Rheinbund fix und fertig wie eine geharnischte Pallas angeblich aus dem Haupte des neuen Olympiers hervorsprang.

Aber: „Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere!“ —

*Der k. Hannoversche General Sir Julius von Hartmann. Eine Lebensskizze mit besonderer Berücksichtigung der von ihm nachgelassenen Erinnerungen aus den Feldzügen auf der pyrenäischen Halbinsel u. s. w. 1808 bis 1815, entworfen von Hartmann, K. Preuss. Major. Mit einer Landcharte. Ill. 207. 8. Hannover. Helving. 1858.*

Diese Denkwürdigkeiten, oft nach authentischen Papieren einfach und prunklos abgefasst, enthalten viel Lehrreiches, besonders

über den Portugiesisch-Spanischen Krieg. Sohn des Geh. Hannoverschen Justizraths trat Georg Julius Hartmann (am 6. Mai 1774 geboren) trotz der anfangs schwächlichen Gesundheit als dreizehnjähriger Volontär-Cadet in die Kurhannoversche Artillerie ein, machte unter der Leitung Scharnhorst's bei zunehmender Leibes- und Geisteskraft in seiner künftigen Hauptwaffe bedeutende Fortschritte, erlernte als Offizier im Feldzuge 1798 und 1794 gegen die Franzosen die Elemente des Kriegs praktisch, namentlich bei der mit Recht berühmt gewordenen Vertheidigung Ménin's unter von Hammerstein und Scharnhorst, hatte als Gefangener Anlass, inmitten der revolutionär-terroristischen Scenen manchen menschenfreundlichen Putschlag des halb verwilderten Volks zu fühlen, kehrte nach dem Basler Frieden in die Heimath zurück, musste, dem Generalquartiermeisterstabe beigegeben, die Schmach der Katastrophe von 1803 mit erleben, für welche der regierungsräthliche Befehl, „nicht zu feuern und von den blanken Waffen mit Moderation Gebrauch zu machen“ redlich gewirkt hatte, ging bei wachsender Fremdherrschaft mit vielen andern Landsleuten nach England und trat hier als Oberoffizier in die Englisch-Deutsche Legion ein (1804), welche bekanntlich eine durch Zucht, Muth und Einsicht ausgezeichnete Heerschaar geworden ist. Ihren Hauptschauplatz eröffneten seit 1809 Portugal und Spanien; über Volk und Sitten, vor allem aber über den Gang der Kriegsangelegenheiten, liefern auch die theils schriftlich, theils mündlich erteilten Nachrichten mannigfaltige und beachtenswerthe Auskunft. Märsche und Gegenmärsche, Gefechte und Schlachten, wie bei Talavera, Buzaco, den Linien von Torres Vedras, Albufera, Salamanca und Vittoria werden von einem ebenso kundigen als unparteiischen, mithandelnden Beobachter sorgfältig dargestellt, Generale, wie Graham, ein aristokratisch-stolzer Haudagen, Hill, Cuesta, welcher einst wegen des Sonntags nicht schlagen wollte, vor allem Wellington, von mancher neuen, dem Leben angehörigen Seite aus geschildert, endlich beiläufig auch Portugiesen und Spanier nach ihren militärischen und nationalen Eigenschaften unbefangen, bald in Lob, bald in Tadel gewürdigt. Das alles tritt ohne Ziererei in Briefen und Tagebüchern hervor, welche hier bruchstückweise mitgetheilt werden. Ueber die Portugiesen lautet das erste, von Lissabon in die Heimath gesendete Schreiben gar nicht günstig. „Portugal wie Schweden, heisst es da, haben ihre grossen Schönheiten der Natur, ihre Scenerie ist charaktervoll und striking (wie der Engländer sagt). Aber die Nation! Alles ist hier schmutzig und lumpig, nur die Kirchen nicht. Alle Stände, so weit ich sie kennen lernte, sind niedrig denkend. Der Koth ist in den Gassen, fliesst einem wörtlich in die Stiefel...“ S. 53. — Spätere Beobachtungen mussten jedoch diesen ersten Eindruck mildern; denn der so lange und schmählich vernachlässigte Portugiese entwickelte unter dem Drang der Umstände und klugen Leitung gemach auch die alte, nur rostende Spannkraft; er wurde ein tüch-

tiger Soldat und gab für die Befreiung der Halbinsel seinen unbedeutenden Beitrag. —

Nach dem Frieden heimgekehrt und als Artillerieobrist aus der Britisch-Hannoverschen Legion in Hannoversche Dienste überzutreten, genoss Hartmann wie so mancher Andere keiner langen Ruhe; er machte im Gefolge Wellingtons den kurzen, blutigen Feldzug von 1815 mit, in welchem das gefeierte, hier und dort sogar noch angebetete Napoleonsgestirn für immer unterging. So oft auch mitunter bis zur Langenweile, diese Ereignisse, namentlich von den Nachgebornen, besprochen worden sind, verdienen dennoch jede Mittheilung der dabei bethätigten Persönlichkeiten. Die von dem Biographen eingeschalteten Briefe, flüchtig und ungeschrieben, sind daher immerhin verdankenswerth. Dass die Ankunft der Preussen um sechs Uhr Abends bei Waterloo entschieden wird auch hier bestätigt (S. 169), desgleichen die gränzenlose Ordnung der Flüchtigen. „Man ruft schon jetzt, heisst es am 19. Junius von Nivelles aus, vivent les ennemis!, und ein ganzes Regiment warf in meiner Gegenwart auf der Retraite am gestrigen Abend bei einem Kavallerie-Angriffe die Waffen weg und rief „vive le roi!“ —

„Die Konfusion in Brüssel, lautet ein anderer Brief in die Emath, war, wie man uns sagt, unbeschreiblich; Flüchtlinge, Verwundete, Bagage, Weiber, Pferde, Wagen, Esel und Hunde strömten unaufhörlich durch. — Der Kanonendonner war grässlich. Falsche Gerüchte kreuzten sich auf dem Place royale, strömten gegen den Park, zurück gegen die Kathedrale; Weiber heulten, Flüchtlinge plünderten, stahlen, raubten. Mit einem Wort, es war ein Gemisch von allen Leidenschaften. Im Uebrigen haben sich die Brüsseler während und nach der Schlacht herrlich betragen. Jedes Haus beinahe ein Hospital; Adelige und Bürgerliche wetteifern in ihren Bemühungen, alle Opfer des Krieges zu unterstützen. Wirthe und Wirthinnen haben ihre blessirten Bekannten und ehemaligen Quartirten vom Schlachtfelde abgeholt; Aerzte sind herangekommen, um dort zu verbinden. Summa mit aller Frivolität haben die Brüsseler bei dieser Gelegenheit prächtig benommen.“ —

Weiter heisst es aus Neuilly sur Seine vom 6. Juli: „— Louis XVIII. ist nahe hinter uns und wird wahrscheinlich morgen wieder in die Tuilleries gebracht. — Ob er noch der König ist, bleibt immerhin zweifelhaft. Die Armee, die National-Representanten, die Pairs und ein grosser Theil des Volks wollen ihn nicht; die drei ersten, weil sie für ihre Haut fürchten und entweder Jakobiner oder Anhänger Napoleons sind, d. h. in Ruhe und Ordnung ihre Rechnung nicht finden; das Volk, weil es von jenen Dreien abhängt und einflüchtig wie aller Jan Hagel (Jean Gréle) ist. Unsere Bajonette und Kanonen müssen der royalistischen Partei den Nachdruck geben.“ — Es sei übrigens ein Glück, dass die Militär-Convention der sonst unvermeidlichen Plünderung



von Paris einen Riegel vorgeschoben habe. — Wie richtig das alles aufgefasst war, erhellt aus dem spätern, bis in die Gegenwart hinein spielenden Verlauf der Dinge. — „Wir sind jetzt, schreibt der ehrliche Obrist am 13. Julius, hier im grossen Paris als Sieger; der Deutsche kocht seine Suppe und bivouakirt auf den schönsten Plätzen der stolzen Stadt. Der Rauch seines Feuers schlängelt sich an den hohen Mauern des Louvre herauf und die Wimpel seiner Fahnen wehen, wo Napoleons Adler paradirten. Ich gebe diesen Anblick, diesen Genuss für meinen Patriotismus, für meinen Stolz, nicht für Alles in der Welt. Und hätte es mir einen Arm oder ein Bein gekostet, ich hätte den Stumpf in die Höhe gehalten und „Hurrah“ gerufen. — Mögen die Diplomaten nicht verderben, was wir so gut angefangen haben, war der Toast des alten Blücher gewesen bei einem Diner, das unser Herzog (Wellington) sämmtlichen Generals seiner und der preussischen Armee hier gegeben. Auch ich sage: „Mögen sie es nicht verderben, mögen die Minister und Landesherren, alle Vorurtheile vergessend, den deutschen Geist zu erhalten suchen, den die Ereignisse der letzten Jahre geweckt haben!“ —

Nun, man weiss, wie es sich damit verhält; die grossen Herrn reisen wiederum nach der Seine; zwischen dem Neffen des Alten und dem Brittischen Leoparden waltet ein herzliches Einvernehmen; selbst aus dem Englischen in das Teutsche übersetzte Gerichtsartikel werden in der sog. Intelligenzmetropole vom Staatsanwalt verfolgt und die oft gerühmte, immer schlagfertige Million Germanischer Bajonette bleibt wie 1854 gegenüber dem Orient, so jetzt rückichtlich der Dänen stets mit der Parade beschäftigt. Bei dem allen behaupten Parallelen zwischen dem Alten und Neuen stets ihren historischen Werth, namentlich wenn die Analogieen und Verschiedenheiten sich ungezwungen einstellen. —

Am 7. Junius 1856 starb der wackere General Hartmann, dessen Gedächtniss hier von dem Sohn auf würdige Weise erneuert wird, zu Hannover am Brustkrampf und Schlagfluss, etwa 82 Jahre und 32 Tage alt.

*Zur Charakteristik der italienischen Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts. Von Dr. Julius Schück. S. 29.*

*Petrus Vincentius, der erste Schulen-Inspector in Breslau. Von Dr. Robert Tagmann. S. 30—96. Breslau bei Nischkowsky. 8. 1856.*

Diese beiden Gelegenheitsschriften, der vorjährigen Philologenversammlung in der Schlesischen Hauptstadt gewidmet, liefern einen recht verdankenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte des Ueber-

gangszeitraums aus der mittlern in die neuere Weltordnung. Der erste Aufsatz behandelt ein wichtiges und dennoch bisher meist übersehenes Merkmal der Italienischen, theilweise auch anderer Humanisten, das symbolisch-allegorische Element, welches dort hauptsächlich dem formal-sprachlichen oder grammatisch-stilistischen zur Seite steht. In Betreff des Phänomens selber gehet der Verfasser mit Recht zurück auf den grossen Dichter und Alterthumsliebhaber, Giovanni Boccaccio (1313—1374), des vielfach ähnlich gearteten und dann wieder grundverschiedenen Petrarca Schüler und Freund. Wie der gelehrte und geistvolle Florentiner in den fünfzehn Büchern seiner Göttergenealogie (*genealogia deorum*) nach dem Vorgang des Euhemeros, der Platoniker und Anderer für die Erklärung der Mythen den symbolisch-allegorischen Standpunkt einnimmt, wird so gezeigt, dass erst die ziemlich bunten, im Ganzen dürftigen Quellen, darauf Methode und Behandlungsweise des neuen, zum Theil aus schillernd dichterischen, üppigen Phantasie schöpfenden Mythologen angewendet werden. Dieser trägt daher z. B. kein Bedenken, im Atlas die grossen Astronomen, und im Hercules, welcher statt seiner Himmelsgewölbe auf die Schultern nimmt, einen vicarirenden Jüngling (*professeur agrégé de l'astronomie*) zu erblicken und die heilige Pandora, gleichsam eine zweite, jedoch boshaftere Eva, von Pandorum und doris-Bitterkeit in sofern abzuleiten, als ja der Mensch gewissermassen ein Allbitter, *pandorus* oder *omni amaritudine plenus* in diesem Leben nichts ohne Verkümmern besitzen dürfe. Einen Grund für die wunderliche Ableitung muss der Umstand gewähren, dass Doris der Name einer Meergöttin ist und Virgil (*eccl. X, 5*) von Doris *amara* redet. — Wenn bei Ovid der Selbstmörder Ajax in eine gleichnamige Blume verwandelt wird, so ist das allegorisch zu verstehen; unser Leben schwindet ja wie die Blume des Feldes u. s. w. Kein übles Bild, welches schon von Stägemann in seinem Leben an den damaligen Kronprinzen von Württemberg (1814) richtig denn Boccaccio zu deuten wusste. Da heisst es:

Und noch besprützt vom Blute des Helden trägt  
Der Blume (*Hyazinth*) sein Wappen in Purpurfarb,  
Das nicht der Jahre stiller Tropffall,  
Nicht der Geschlechter Gewoge hinwegwäscht“.

Auch die späteren, an Sprach- und Sachkenntniss dem Boccaccio überlegenen Humanisten hielten für die Erklärung der Dichter in ihrer Mythen den symbolisch-allegorischen Standpunkt fest. So erinnerte Leonardo Bruni von Arezzo (1370—1440) in einem Brief die gelehrte Baptista de Malatestis an die schönen *documenta uxoriae disciplinae*, welche die Geschichte der Penelope, Alceste und anderer Frauen darbiete; legte Franciscus Philadelphus (1398—1481) der Aeneide den allegorisch-philosophischen Plan einer menschlichen Lebensbeschreibung unter nach ethischen und physischen Prinzipien, welche denn auch keinen Mangel an wun-

ichen Ableitungen besitzen. So soll Aeolus den Zerstörer des Lebens, vitae deletor, (*αἰών* und *ὀλεῖν*) bedeuten, weil ja das Leben aufstehe und verschwinde, ein ewiger Wechsel (Philelphi epistol. 12). — Wohl mag H. Schück vor derartigen Wunderlichkeiten erschrecken, aber sie verrathen doch immerhin noch einen Gedanken, welcher bei ähnlichen Fällen dem gelehrtern, neuern Zeitalter dem Mannesstolz bisweilen förmlich ausging. So entdeckte man der Leipziger Sternwarte einst den Nebelstern des Napoleon leiteten sprachkundige Teutsche den Namen desselben gar tiefgründig und geistreich bald vom „verderben“ (*ὀλεῖν* etc.), bald von Verwahrloosung (*νᾶπη*) und Löwe (*λέων*) ab.

Den Gipfel der allegorisch-moralischen Interpretation aber erreichte Landinus (1424—1504), welcher in seinem weitschichtigen, gelehrten Commentar zum Virgil eine förmliche Geheimlehre des Dichter annimmt und als Grundgedanken die Ansicht festsetzt, Aeneas habe durch seine Irrfahrt und Ankunft in Italien den Kampf um das höchste Gut und den Gewinn desselben dargestellt. Endlich machte der geistreiche, sprachlich-ästhetische Annalius Politianus (1454—1494) den Homer förmlich zum Philosophen- und Theologenvater, gleichwie es bereits auf ihre Weise die Griechischen Sophisten und andere Erklärer gethan hatten.

Die Motivirung des Phänomens ist dagegen dem Verfasser, schon er manches beibringt, nicht geglückt. Theils waren die Humanisten wirklich ohne didactische Praxis, wie sie erst mit der Schulreform bald darnach in Deutschland geschah, und suchten dafür einen mystisch-allegorischen Ersatz, theils wollten sie, wie das schon Boccaccio that, die häufigen, von der Geistlichkeit ausgehenden Vorwürfe der heidnischen Frivolität und poetischen Unhaltlosigkeit mittelbar widerlegen; endlich kam ihrer Absicht der mystisch-allegorische, übrigens vielfach nützliche Grundzug des Mittelalters zu Hülfe und leistete schliesslich auch die Macht der Wahrheit und Realität fördernden Vorschub. Denn allerdings haben historische, moralische und selbst physikalische Begriffe und Ueberlieferungen den Mythen bei; sie aufzufinden und zu scheiden von dem rein dichterischen Stoff ist eben die schwierige, jedoch unverlässliche Aufgabe der Kritik. Wer da meint, die Götter- und Heroensagen seien nichts als eiteles Spiel der Phantasie und lediglich für den Volks- und spätern Schulgebrauch erfunden, möchte sich so gut als der steife, überall gläubige Dogmatiker auf einem Irrwege befinden. Wie man in Bezug auf den thatsächlichen Boden der Griechischen Vor- und Heroengeschichte zu verfahren habe, zeigen die unlängst in Paris erschienenen „recherches sur les temps heroïques de la Grèce par le baron Behr (1856. 8.); sie enthalten neben vielem Unbegründeten doch auch manchen beachtenswerthen Wink und hypothetischen Schluss aus längst verschollenen, umgewandelten Zeiten und Sagen. —

Der zweite Aufsatz, dessen Einzelheiten hier nicht verfolgt

werden können, gibt eine gründliche, vielfach lehrreiche Biographie des ersten Breslauer Schulen-Inspectors, Petrus Vincenti (1519—1581), schildert nach zum Theil seltenen Quellen, aus handschriftlichen, den Bildungs- und Schulgang der Reformation und wirft einen kurzen Rückblick auf die Uebergangsperiode vom Mittelalter in die neuere Entwicklungsweise. Zu den dahin einschlägigen Nachrichten gehört die Notiz, dass der Schlesiensche Ritter Nicolaus Popplau seit 1483 zwei grosse Reisen unternahm, die eine nach Westeuropa, die andere nach dem Orient, „Höfe nicht allein durch seinen langen Spiess und seine unglaubliche Stärke, sondern auch durch seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit in Verwunderung setzte“, von der ersten Reise ein noch vorhandenes Tagebuch hinterliess, welches von seltener Menschen- und Weltkenntniss zeuge. — Sollte man dasselbe nicht bei dem dermaligen Interesse für morgen- und abendländische Touristenfahrten Nutzen dem Druck überliefern können? Durch nichts wird ja die rege Geschichts- und Reiselust auch des grössern Publikums mehr befriedigt und gefördert als durch Mittheilung gleichzeitiger Ereignisse und Denkwürdigkeiten. Diese sind für Mittelalter und 16. Jahrhundert wohl so wichtig als die neuesten Memoirenprodukte unbedeutender Persönlichkeiten und Verhältnisse.

---

*Kardinallegat Kuno, Bischof von Präneste. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit Kaiser Heinrichs V. Von Dr. Gustav Schöne. II. 104, 8. Weimar bei Böhlau. 1857.*

Diese monographische Arbeit, deren Verfasser bereits in einer Abhandlung über die Fränkischen Majordome Beweise seines Geschertalents niedergelegt hat (s. Jahrbücher 1856. Nr. 6), empfiehlt sich durch gewissenhafte, vielleicht hier und da sogar zu ängstliche Befragung aller bezüglichen Quellen und Hülfsmittel, durch möglichst gegenständliche (objective) Vertiefung in die Eigenthümlichkeit und Lage der zu schildernden Zeit und endlich durch klare, fast trockene Sprache und Darstellungsweise. Das Schöne bildet in so fern ein würdiges Seitenstück zu dem Odo rich II. des Prof. Fickler (s. Jahrb. 1858. Nr. 6), als es denselben hochwichtigen Investiturstreit erörtert, theils mit der gleichen Sorgfalt und Treue den handelnden Haupthelden schildert. Dieser ist nun nicht wie der gutmüthige, etwas schwankende Mediationsmann, der eben erwähnte Bischof von Constanz, ausgleichend, sondern radikal vorwärts drängender Natur; er gehört dem unbieg samen, unveränderlichen Princip an, wie es Gregor VII. den Heisshunger der weltlichen, Lande, Leute und selbst Seelen verschlingenden Laien- und Kaisermacht für die Gründung des priester-königlichen (theokratischen) Reichs oder Papstthums entgegenge-

stellt hatte. Die eigentliche diplomatische Leitung desselben übernahm nun unter schwachen, bisweilen auch falschen und nichtswürdigen Nachfolgern Kuno, später Kardinallegat und Bischof von Präneste, ein wahrhaft kerniger, zum Regieren und Herrschen geborner Mann, welcher die höchste, geistliche Würde nach dem Tode Paschals II. mit seltener Mässigung ausschlug und nur für den Gedanken, nicht für den Sondernutzen arbeitete. Schon dieser einzige Zug spricht zu Gunsten einer ausserordentlichen, das gewöhnliche Maass überschreitenden Natur, eines öffentlichen Charakters. Der Verfasser hat alles aufgeboten, den Einblick in die spärlich bekannten Plane, Thaten und Schicksale des Römischen Premier- und Kabinetministers zu öffnen; was nur irgendwie Urkunden, Chroniken, Briefe und mittelbare Ueberlieferungen bringen, ist hier gesammelt, neben einander gestellt und nicht selten zu einem festen Endergebniss verbunden worden. Itinerar, chronologische Anhaltspunkte, Quellen- und Hilfsmittelverzeichniss, endlich mehre in den Anhang aufgenommene Urkunden machen den Schluss der verdienstlichen, manchen Punkt aufklärenden Abhandlung. — Uebrigens deutet schon die starre, trotzige und dabei sehr gewandte Denk- und Handlungsweise auf eine hohe, vornehme Geburt hin; die Gründe, welche den Zusammenhang mit dem gräflichen Hause von Urach läugnen (Stälin, Wirtembergische Geschichte II, 455), erscheinen nicht ganz stichhaltig; denn wie kämen die Zwifalder, in ihrer ersten Gestalt schon im 12. Jahrhundert aufgesetzten und dann später durch Sulger überarbeiteten und fortgesetzten Jahrbücher so ohne weiteres auf den Stammbaum, wenn derselbe keine Berechtigung hätte? Eine gewöhnliche, bürgerliche Natur damaligen Schnitte ohne den kecken, verwegenen, mönchisch-starren Trotz des Adels wäre in Teutschland einer Rolle, wie sie hier gespielt wird, gar nicht fähig gewesen. Für dieses ritterlich-abenteuerliche Wesen zeugt schon der Umstand, dass der spätere Cardinallegat sich als junger Mann mitten in den Wildnissen des Peronner, von Räuberbanden heimgesuchten Waldes mit zwei gleichgesinnten Brüdern Zelle und Bethaus erbaut, des Gesindels unter hundertfältigen Gefahren Meister wird und gemach den Grund zum Orden der von Augustins Regel regierten Arroasianer (Arroasia, Arras 1090 bis 1097. S. Schöne S. 4sq. Vgl. Stälin II, 456) legt. — Die Ernennung zum Cardinallegaten durch Paschal II. (1107) eröffnete dem Einsiedler die Pforten eines grossartigen Schanplatzes, auf welchem er fortan durch Umsicht und trotzige Treue gegen das einmal aufgesteckte Principienbanner hervorglänzt, freilich auch nicht ohne Fehler und Missgriffe bleibt. Im Ganzen möchte es jedoch fest stehen, dass die Kurie ohne einen so eisernen, gleichsam aus Granit gehauenen Führer den immerhin noch leidlichen Vertrag von Worms schwerlich gewonnen hätte. Alles dürfte vielmehr bei dem schwächlichen Wesen der damaligen Päpste so ziemlich zum Nachtheil der Kirche umgeschlagen sein, wäre der Teutsche Cardinal-

legat, welcher übrigens etliche Monate vor dem Concordat (Aug. 9. 1122), nicht stützend und zusammenhaltend darwider getreten. Als Lieblingswaffe gebrauchte derselbe den Bann „er hat, heisst es S. 78, nach den uns immerhin spärlich erhaltenen Nachrichten 16mal die Excommunication wirklich ausgesprochen, 7mal sie eventualiter verhängt oder angedroht; 3mal sie Concilien beantragt oder für sie gestimmt“. — Wenn tadelnd bemerkt wird, er habe mit dem wichtigen Streitschwerte gleichermaßen nach dem Löwen wie nach der Fliege, nach dem Kaiser und dem eigensinnigen, die Annahme eines Briefes verweigernden Mönche geschlagen, so ist das in Betreff der Zweckmässigkeit irrig. Gleichheit vor dem Gesetz, welche keinen Unterschied nach Oben und unten macht, und die moralische Stärke der Folgerichtigkeit (Consequenz) scheinen für den eben so klugen als schütterlichen Cardinallegat zu sprechen; denn gutta cavat lapidem.

Kortüm.

---

*Quintus von Smyrna: Uebersetzt von C. F. Platz, Hofrath, Professor am Lyceum in Karlsruhe. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung 1857. Erstes Bändchen. Einleitung und Buch I—IV. Zweites Bändchen. Buch V—X. 255 S. in 12.*

Wir erhalten hier die erste vollständige Uebertragung der Werke dieses Dichters, der wenn gleich der späteren Zeit des Verfalls hellenischer Poesie angehörig, darum doch und vielleicht selbst eher, als manche Producte der ihm vorausgegangenen Zeit es verdiente, auch in deutschem Gewande allgemein verbreitet zu werden. Schon der Inhalt, der an die Ilias sich unmittelbar anknüpft und diese gewissermassen fortsetzt, konnte in den Lesern der homerischen Ilias ein natürliches Interesse erregen, auch den Fortgang und den weiteren Verlauf des Heldenkampfes in poetischer Weise dargestellt zu sehen. Dazu kommt aber noch, dass die ganze Art und Weise, in welcher Quintus allerdings späte Dichter den epischen Stoff behandelt hat, wesentliche Züge erkennen lässt, die ihn selbst über seine Zeit erheben und als einen würdigen Nachahmer des Homerischen Liedes darstellen, dessen naive Einfachheit er nicht ohne Glück nachzubilden verstanden, so wenig auch die unvermeidlichen Spuren der Zeit, in welcher er dichtete, sich verbergen lassen. Die Frage nach dieser Zeit, so wie überhaupt nach der Persönlichkeit des Dichters hat der Verfasser in einer Einleitung behandelt, die mit sorgfältiger Benutzung Dessen, was darüber bisher ermittelt worden ist, das Wenige, was überhaupt mit einiger Sicherheit zu ermitteln steht, hervorhebt und damit eine gerechte und beachtenswerthe Würdigung seines hinterlassenen Werkes verbindet.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Quintus von Smyrna von Platz.

(Schluss.)

Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird die Lebenszeit des Dichters in den Ausgang des vierten oder in den Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verlegt, er selbst aber, trotz einiger Bekanntschaft mit christlichen Lehren, von denen sich Spuren in dem Gedichte vorfinden, als ein Anhänger des Polytheismus bezeichnet: worin man gewiss dem Verfasser nur beistimmen kann, eben so auch darin, wenn er die Heimath des Dichters in Kleinasien findet, wohin uns so manche in dem Gedichte enthaltene Schilderungen verweisen. Was die Quellen betrifft, aus welchen der Stoff des Werkes entnommen ist, so haben wir uns mit der neuesten Ansicht, welche denselben aus irgend einem Sagenbuch von der Art des Apollodorus entnommen glaubt, nicht befreunden können, weil sie uns in der That kaum genügend erscheint, um den Inhalt in seiner Vollständigkeit daraus abzuleiten: wir können daher auch keinen genügenden Grund finden, von der so nahe liegenden Ansicht abzugehen, welche auf die sogenannten Kykliker und ähnliche Dichter der früheren Zeit zurückgreift. Wie dem auch sei: die Behandlung dieses Stoffes, und darauf wird doch am Ende bei einem Dichter der Art Alles ankommen, ist, selbst von der formellen Seite aus, eine sehr anerkennenswerthe, in Sprache und Ausdruck hält sich der Dichter ganz an die homerischen Muster: eben so vorzüglich ist die Technik des Versbaues zu nennen; und was die ästhetische Würdigung betrifft, so wird dabei immer in Erwägung zu nehmen sein, dass wir kein Naturepos, sondern ein Kunstwerk vor uns haben, das uns in künstlerischer Weise die Natur und die Einfachheit des alten epischen Volksliedes vorzuführen beabsichtigt, und nur in wenigen Stellen dasjenige Maass überschritten hat, das wir von einer solchen Darstellung erwarten. Jedenfalls war der Dichter eine sehr begabte Persönlichkeit, ein Mann von poetischem Talent, bei dem die Flecken seiner Zeit jedoch nie ganz fehlen konnten. Doch, wir verweisen über diesen Punkt lieber auf die Darstellung des Verfassers selbst, welche die Vorzüge wie die Mängel gegenseitig und sorgfältig abwägt, um damit zu einer richtigen Würdigung des Ganzen zu gelangen. Das Gedicht selbst, welches von dem Tode Hektor's bis zu der Abfahrt der Achäer nach der Eroberung Troja's reicht, bietet nicht wenige anziehende Partien und Schilderungen, die uns unwillkürlich an die Homerischen erinnern und in so fern in ihnen wirklich Nach-Homerische (τὰ μεθ' Ὀμήρου, wie die eine Aufschrift lautet) Lieder erkennen lassen. Der Uebersetzer hat es sich angelegen sein lassen, den Charakter des Gedichtes auch in der deutschen Uebersetzung erkennen zu lassen, die in einem schönen Fluss der Rede sich bewegt und streng an die Beobachtung der Gesetze des



Metrum sich hält, eben darum auch alle Beachtung und Anerkennung dient, zumal wenn wir die Schwierigkeiten erwägen, mit welchen der Uebersetzer hier zu kämpfen hat, Schwierigkeiten, die bei der Uebersetzung alt-homerischen Gedichte, schon um der immerhin einfacheren Sprachen, nicht in dem Grade hervortreten. Nur wenige Proben, wie sie der dieser Blätter allein verstatet, mögen als Belege unsers Urtheils hier folgen; wir wählen dazu die Klage der Eos um ihren erschlagenen Memnon aus dem zweiten Gesang:

Helios sank in das Meer, da stieg von dem Himmel hernieder  
Eos, beweinend das theure Kind; zwölf lockige Jungfrau  
Waren mit ihr, sie denen die Hut obliegt der erhabnen  
Bahn, auf der sich bewegt Hyperion's ewiger Kreislauf,  
Nacht und Tag, und was Zeus' Rathschluss ruft ins Dasein,  
Dessen Palast und Pforten von unvergänglicher Dauer  
Stets sie umschweben, indem sie das Jahr mit der Fülle der Früchte  
Bringen, in dess umrollendem Lauf auf frostigen Winter  
Folget der blumenspriesende Lenz, auf diesen des Sommers  
Wonnige Zeit, dann diesem der Herbst mit der Fülle der Trauben;  
Diese nun stiegen herab von erhabenen Räumen des Aethers,  
Klagend ob Memmons Tod in unendlichem Schmerz, die Plejaden  
Weinten mit ihnen; es hallten die Berghöhn und des Aesepos  
Fluthen die Klage zurück, die unablässig emporstieg.  
Aber die jammernde Eos, den Sohn mit den Armen umschlingend,  
Sass in der Jungfrau Mitte und sprach tiefseufzend die Worte:  
„Theueres Kind, so verlor ich dich denn! Ach unendlichen Kummer  
Hast du der Mutter gebracht; nun du todt bist, ist mir unmöglich,  
Ferber zu bringen das Licht den unsterblichen Himmelsbewohnern,  
Sondern ich steige hinab in des Hades düsteren Abgrund,  
Wo, von dem Leibe getrennt, dein trauriger Schatten umherschwebt.“

So dass grässliches Dunkel des Chaos über die Erde  
Breitet sich hin, auf dass Zeus selbst auch Kummer empfinde.  
Steh ich des Nereus Tochter doch gleich an Ehre, da Zeus mir  
Gab, zu erleuchten das All und der werdenden Dinge Vollendung;  
Freilich für Nichts, da er selbst mein Licht nicht würdigt der Ehre.  
Deshalb steig' ich ins Dunkel hinab; mag er zum Olympos  
Heben die Thetis, damit sie den Himmlischen leucht' und den Mensch.  
Nur nach dem traurigen Dunkel des Hades sehn' ich mich jetzt,  
Dass mein Licht nicht leuchte dem Unhold, der dich erschlagen.“  
Sprach, und es flossen die Thränen herab von dem göttlichen Antlitz  
Ein fortquellender Strom; feucht ward um den Todten die dunkle  
Erde; zugleich mit der Tochter, der theueren, theilte den Kummer  
Auch die unsterbliche Nacht, und sämtliche Sterne des Himmels  
Hüllte sie ein in Anstres Gewölk aus Liebe zu Eos.  
Innig betrauereten aber der Stadt Einwohner den Memnon,  
Sehnsucht fühlend nach ihm, wie des Königs eigene Krieger.  
Gross war auch nicht die Freude der Danaer, die auf dem Schlachtfeld  
Bei den erschlagenen Männern die Nacht durchwachten, indem sie  
Jetzt den Achilleus priesen, den speerkampfkundigen, jetzt  
Um den Antilochos weinten, in Schmerz abwechselnd und Freude.

Eos aber verhauchte die Nacht durch schmerzliche Klagen;  
Finsterniss hüllte sie ein; nicht kümmerte mehr sie des Tages  
Anbruch, tief in dem Herzen verhasst war ihr der Olympos.  
Neben ihr stöhnten am Wagen die schnellhineilenden Rosse,  
Stampfend den Boden, der Ruh entwöhnt, und den Lauf zu beginnen  
Voller Begier, obwohl sie die Herrscherin sahen in Tracht.

— — — — —  
 das donnerte Zeus, zornvoll; weit um den Olympos  
 die Erde, und Zittern ergriff die unsterbliche Eos.  
 Dieser längeren Stelle lassen wir eine kürzere noch folgen, die Worte  
 Poseidos, welche Poseidon an die um Achilles klagende Thetis richtet, am  
 Ende des dritten Gesanges:  
 „Lasse nun ab, um den Sohn in unendlichem Schmerz dich zu härmen:  
 In den Hades steigt er hinab, nein, auf zu den Göttern,  
 zu Dionysos, der edle, und Herakles' riesige Stärke.  
 Da kein Todesgeschick noch der Hades hält ihn in ew'gem  
 Anker zurück; aufsteigt alsbald er zum Lichte Kronions.  
 Und dann werd' ihm zu eigen ein göttliches Eiland geben  
 der gastfreundlichen Pontos, und hier wird ewig er leben,  
 ein Gott; und die ringsumwohnenden Menschengeschlechter  
 werden verherrlichen Jenen mit lieblichduftenden Opfern,  
 die mich selbst; du aber beendige jetzt die bittre  
 Sorge und lass nicht länger das Herz dir quälen den Kummer“.  
 Er sprach und eilte zum Meer, wie ein Lufthauch schwebend, nachdem er  
 seine Worte gesprochen zu Thetis; auf von dem Schmerze  
 befreit sie ein wenig; der Gott hielt was er verheissen,  
 der die Danaer giengen betrübt ein Jeder zu seinen  
 Schiffen, die her sie geführt aus Hellas hatten; die Musen  
 kehrten zum Helikon heim, und die Nereiden zum Meere,  
 schwebend hinab voll Grams um den freundlichen Peleionen.

---

Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von P. C. Schneider.  
 Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. 1857. 182 S. in 12. Mit dem  
 Motto: „Nun gilt es nicht mehr zu untersuchen, was ein tüchtiger Mensch  
 ist, sondern einer zu sein“ X, 13.

Der Verfasser hat es unternommen, wie er in dem Vorwort versichert:  
 das gebildete Publikum mit einer Schrift des griechisch-römischen Alterthums  
 bekannt zu machen, die am ihrer selbst willen sowohl als wegen ihres Ver-  
 merks das Eigenthum nicht bloß der Gelehrten, sondern aller derer zu sein  
 verdient, denen die klassische Welt durch eine Reihe ausgezeichneteter Ueber-  
 setzungen und Bearbeitungen griechischer und römischer Schriftsteller bereits  
 zugänglich und so der Gegenstand einer selbstständigen Beurtheilung ge-  
 worden ist. Sollen wir ihren Inhalt kurz angeben, so möchten wir sagen,  
 dass sie eine Philosophie des Lebens aufstellt, deren einzelne Sätze,  
 in der aphoristischen Form des Buches andeutend, den Geist des Lesers  
 zu eigenem Nachdenken anregen als mit bestimmten Ideen und An-  
 regungen erfüllen wollen. Sie durchforscht zwar das Gebiet des menschen-  
 lichen Handelns nach allen Seiten; betrachtet dessen Zwecke, Gegenstände  
 und sittliche Formen; redet von den Pflichten gegen Gott und Menschen, gegen  
 Freund und Feind; regelt unser Verhalten in Glück und Unglück, sinnt über  
 den Ursprung und das Ziel der Welt im Ganzen sowie über Anfang und  
 Ende des individuellen Seins; aber ohne systematischen Zusammenhang, also  
 nicht den Leser an einen bestimmten Gedankengang zu binden: sondern wie  
 in der Natur und Ort und Gelegenheit dem Verfasser alle diese Ideen nahe brachten,

so spricht er sie aus in kurzer und bündiger Weise, in einfacher und Sprache; und wir — denken ihm nach und tragen, wenn es uns Bedrückt ist, die Bausteine zusammen, verwundert, dass es, um das Gebäude zu richten, auch nicht an einem fehlt“.

Der Verf. sucht uns aber auch weiter in die Verhältnisse einzuführen, denen diese Schrift entstanden ist, und den Charakter dieser selbst in treffender Weise zu zeichnen. Denn sie scheint kaum bestimmt gewesen zu sein für die Öffentlichkeit: lediglich für sich selbst hat der gekrönte Kaiser, dem wir diese Mittheilungen verdanken, seine Gedanken aufgeschrieben und damit uns ein wahres Tagebuch hinterlassen, das von den Vorgängen seines inneren Lebens in den täglichen Aufzeichnungen ein treues Bild zeigt, welches seine Anschauungen und die daraus hervorgegangenen Normen und Grundsätze seines Handelns in einfacher, anspruchsloser Weise darlegt. Wahrhaftig, unser Interesse wird nicht wenig sich steigern, wenn wir bedenken, dass der Mann, der uns hier seine innersten Gedanken und Empfindungen mittheilt, der Herrscher eines Weltenreiches war, freilich ein edelster, die je gelobt und die Welt beglückt haben. Damit allein scheint das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung hinreichend gerechtfertigt in dem schönen äussern Gewande, in dem sie vor uns tritt, auch für die Kreise eines gebildeten Publikums, nicht minder, ja weit eher, als so manche andere Publikationen der Art zu treten geeignet ist, da die hier ausgesprochenen Wahrheiten, Grundsätze und Ueberzeugungen so Viel allgemeines Menschliches in sich schliessen, dass sie in der That für alle Zeiten und für alle Geschlechter passend und ansprechend erscheinen: vielfach mehr innere Stärkung und innere Kraft uns zu bieten vermögen, als manche leichtfertigen und flachen Erbauungsblätter der modernen Aufklärungsperiode. Allen dieser Anerkennung des vielen Trefflichen, das diese Mittheilungen des gekrönten Hauptes und eines edeln Menschen enthalten, ist der Verfasser doch weit entfernt, die grosse Kluft zu verkennen, welche auch einem Mark Aurel mit seinem geläuterten Stoicismus von dem Christenthum und der großartigen Lehre trennt: er begnügt sich auch nicht, blos im Allgemeinen etwa dies anzudeuten, sondern er hat diesem Gegenstande eine eigene Abhandlung in dem „Anhang“ S. 153 ff. gewidmet, auf den wir noch besonders aufmerksam machen zu müssen glauben. Sie behandelt die auch bei Mark Aurel's Schrift unwillkürlich hervortretende Frage nach der Uebereinstimmung des Stoicismus mit dem Christenthum, und weist hier im Einzelnen die Verschiedenheit nach, die in der stoischen Lehre eines Mark Aurel, wie in der Lehre Christi und seiner Apostel vorwaltet, und zwar eben so sehr auf dem Gebiete des Glaubens, zunächst des Gottesglaubens, wie der Ethik und Moral. „Der Monotheismus, sagt unser Verfasser S. 157, zu dem sich der Autor zuweilen erhebt, sieht man, ist nirgends festgehalten, auch treten Begriffe Welt, Natur, Universum, Vernunft an die Stelle Gottes, und den Vorschriften der Liebe, des aus sich Herausgehens, treten andere an die Stelle, die den Menschen lediglich auf sich selber stellen. Wir können es mit so viel Citaten belegen, dass Mark Aurel lehrt: „die Natur ist die Alles Spendende und die auch Alles wieder in sich zurücknimmt. Was sie will, erlangt man aus der Schickung, die uns zu Theil wird, und die von Ewigkeit her

ist. Ihrem Willen gehorchen, heisst zugleich der Stimme der Vernunft folgen; denn die allgemeine Natur und die menschliche sind ihrem Wesen Eins. Der Vernunft zu leben und sie durch unsere Handlungsweise zur Herrschaft zu bringen, ist das einzig Haltbare in dem unaufhörlichen Wechsel, das Wesen der Welt ausmacht; daher muss dies auch unsere einzige Pflicht sein. Alles Andere ist indifferent, ja es ist nothwendig, sich an Nichts zu binden. Hiernach erscheint Gott, als eine Personification des Universums, wobei selbst der Begriff der Einheit nicht einmal gehalten wird, und, abgesehen von so Manchem Andern, der ganze Christismus nur als ein Glaube, als eine Religion des Diesseits erscheint, „indem Mark Aurel nirgends eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode findet, dass ihm der Tod, den er bald als Auflösung der Elemente unserer Welt bald aber als ein Versetztwerden oder als eine Rückkehr in den Urzustand aller Dinge betrachtet, doch stets das Ende der persönlichen Existenz bedeutet, was diese Seite seiner Lehre anbetrifft, die gerühmte Harmonie zwischen Christenthum als eine pure Illusion erscheinen“.

Ob wenn auch in der Ethik die Differenz nicht in diesem Grade herzutreten scheint, so bemerkt der Verfasser doch ganz richtig, wie unstatthaft sei „eine Moral, der die religiöse Basis fehlt, und die so völlig auf sich selbst gestellt ist, dass auch einander entgegengesetzte religiöse Grundhaltungen an ihr nichts ändern, mit dem Christenthum zu vergleichen, dessen sittliche Forderungen aufs Innigste verwebt sind mit den Grundsätzen des Lebens, ja dessen Eigenthümlichkeit hauptsächlich darin besteht, Religion und Moral in Eins zu sein“. Aber es fehlt auch im Einzelnen nicht an grossen Differenzen, die der Verfasser sorgfältig nachweist, um so zu dem Schluss zu gelangen, den wir auch unsern Lesern nicht vorenthalten wollen: „Nachdem erweist sich die Behauptung von der Uebereinstimmung des Stoicismus mit dem Christenthume oder von der Christlichkeit des Mark Aurel als falsch, wie eine jede derartige Parallele unrichtig sein muss, da sie von einer falschen Auffassung der Geschichte ausgeht“. Wie wenig Mark Aurel die christliche Anschauungsweise, in den Glauben an ein Jenseits und an eine sich knüpfende Hoffnung auf ein ewiges Leben, welche die Christen zum Leben und Freudigkeit in den Tod gehen liess, sich zu finden wusste, zeigt eine Stelle zu Genüge, die wir hier noch beifügen wollen, nach XI. Nr. 3 (S. 135): „Wenn ist die Seele wahrhaft bereit, sich von dem Leibe zu trennen und so entweder zu verlöschen oder zu zerstreuen, um mit ihm fortzudauern? Wenn diese Bereitheit aus dem eigenen Urtheile ausgeht; wenn es nicht blos aus Hartnäckigkeit geschieht, wie bei den Heiden, sondern mit Ueberlegung und Würde und ohne Declamation, so dass auch Andere dem Eindrücke sich nicht entziehen können“.

Wir haben nun noch der Uebersetzung selbst zu gedenken, die dem besten Zwecke des Ganzen gemäss diejenigen Stellen der Schrift übertragen hat, welche für diesen Zweck minder geeignet erscheinen; diese ausgenommen Stellen sind am Schlusse verzeichnet. Es liest sich übrigens diese Uebersetzung im Ganzen recht gut: bei aller Treue ist sie doch flüssend geschrieben, und gibt nur an wenigen Stellen Veranlassung zu Bedenken, die kaum als erheblich angesehen werden können. Wir theilen als

Beleg unsers Urtheils einige Stellen mit, um die Leser in den Stand zu setzen, davon sich zu überzeugen. So aus dem zweiten Buch die Stelle, Nr. 12: „Das menschliche Leben ist, was seine Dauer betrifft, ein Punkt; das menschliche Wesen flüchtig, sein Empfinden trübe, die Substanz seines Leibes verweslich, seine Seele — einem Kreisel vergleichbar, sein Schicksal schwer zu bestimmen, sein Ruf eine zweifelhafte Sache. Kurz, alles Leibliche ist ihm wie ein Strom, und alles Seelische ein Traum, ein Rauch: sein Leben ein Krieg und Wanderung, sein Nachruhm die Vergessenheit. Was ist es, das ihn über das Alles zu erheben vermag? Einzig die Philosophie, die uns lehrt, den göttlichen Funken, den wir in uns tragen, rein und unverändert zu erhalten, dass er Herr sei über Freude und Leid, dass er Nichts von Ueberlegung thue, Nichts erlauge oder erheuchele und stets unabhängig von dem, was Andere thun oder nicht thun, dass er Alles, was ihm widerfährt oder zugetheilt wird, so aufnehme, als komme es von da, von wo es selbst gekommen, und dass er endlich den Tod mit heiterem Sinn ertrage als den Moment der Trennung aller der Elemente, aus denen jegliches lebendige Wesen besteht. Denn wenn den Elementen dadurch nichts Schlimmes widerfährt, dass sie fortwährend in einander übergehen, weshalb sollten sie sich scheuen vor der Verwandlung und Lösung aller auf einmal? Vieles ist dies das Naturgemässe und das Naturgemässe ist niemals vom Unerwarteten. Womit man die Stelle des fünften Buches verbinden kann Nr. 13: „Wo wir bestehen, ist Form und Materie. Keins von Beiden aber wird in's Nichts verschwinden, so wenig wie es aus dem Nichts hervorgegangen ist. So wird jeder Theil unseres Wesens durch Verwandlung übergeführt in einen andern Theil des Weltganzen; dieser geht dann wieder in einen andern über und so ins Unendliche. Durch diesen Verwandlungsprozess erhalte ich meine Existenz, durch ihn erhielten sie auch die, die mich erzeugten, und so wird es rückwärts in's Unendliche. Denn „in's Unendliche“ darf man wirklich sagen, wenn auch der Weltlauf seine fest begränzten Zeiträume hat“. Oder aus dem dritten Buch die Stelle Nr. 6: „Kannst du im menschlichen Leben etwas Besseres finden als Gerechtigkeit, Wahrheit, Mässigung, Tapferkeit oder mit einem Wort: als den Zustand der Seele, wo Du in Allem, was eine Sache der Vernunft und Selbstbestimmung ist, mit Dir selbst, in dem aber, was ohne Dich geschieht, mit dem Schicksale zufrieden bist; kannst Du, sage ich, Etwas entdecken, was noch besser ist als dies, so wende Dich dem mit ganzer Kraft zu und freue Dich, dass Du das Beste aufgefunden hast. Sollte es die Wahrheit nichts Besseres geben, als den in Dir wohnenden Gott, der die Begierden sich unterthänig zu machen weiss, der die Gedanken prüft, die sinnlichen Empfindungen, wie Sokrates sagt, sich zu entziehen sucht, und sich selbst — den Göttern unterwirft und für das Wohl der Menschen zu tragen trägt: solltest Du finden, dass gegen dieses alles Andere gering ist und verblasst, so folge nun auch keiner anderen Stimme und lass in Deine Seele Nichts eindringen, was, wenn es Dich einmal angezogen, Dich an der ungetheilten Pflege jenes herrlichen Schatzes, Deines Eigenthums, hindert. Bei diesem Gute, dem höchsten nach Wesen und Wirkung, irgend etwas Anderes, wie Ehre, Herrschaft, Reichthum, Genuss an die Seite setzen zu wollen, wäre Thorheit, weil uns alles dieses, selbst wenn wir es nur ein wenig ansehn

dann mit einem Male ganz in Beschlag nimmt und verfährt. Darum soll man solle einfach und unbedingt das Bessere wählen und ihm anhängen. In der Stelle des siebenten Buches Nr. 12: „Wem das Gewissen zugegen, hat keine Ursache zu leben“ (S. 89) dürfte es wohl den Germanen unserer Sprache angemessen erscheinen, zu setzen: „der hat keine Ursache zu leben“. Nicht ganz richtig erscheint auch die Wendung (in demselben Buch Nr. 53, S. 96): „Niemand bekommt es überdrüssig, Vortheile zu verschaffen. Vortheil verschaffen aber ist eine Thätigkeit, die wir von Natur gewiesen sind. Darum werde nie müde, Dir Vortheile zu verschaffen, indem du selber Urtheil schaffst“. Vergleichen wir damit die Stelle des Textes, so werden wir finden, dass der in denselben liegende Gedanke hier mehr umschrieben, als übersetzt ist. Es heisst nemlich im Griechischen: οὐδείς κáμνει ὠφελούμενος· ὠφέλεια δὲ προῆξις κατὰ φύσιν· μὴ κáμνει ὠφελούμενος, ἐν ᾧ ὠφέλεια. Kann man hier nicht, dem Griechischen sich näher anschliessend, übersetzen: „Niemand wird es müde Vortheile zu verschaffen“.

Wir glauben, dass die mitgetheilten Proben hinreichen werden, den Leser in das zu orientiren, was er von dieser Uebersetzung zu erwarten hat, die eine freundlichen Aufnahme wohl empfohlen werden darf.

Chr. Röhr.

## Literaturberichte aus Italien.

Zu den Werken, welche das Oesterreichische Ministerium bei dem dritten internationalen Congresse in Wien mit ausserordentlicher Liberalität an die Mitglieder dieser Versammlung vertheilte, gehört auch die Uebersicht des Handels in den Seehäfen am Adriatischen Meere:

*Elemento della navigazione in porti Austriaci e della navigazione Austriaca in porti esteri, negli anni 1851—1855. Trieste 1857. Dalle tipogr. Weiss.*

Ein Beweis von der Neugestaltung Oesterreichs ist die Ablegung der Scheinweissthuerei, welche sonst die Staatsmaschine dieser Regierung umgibt. Oesterreich will ehrlich den Fortschritt, das sieht man schon daran, dass man es wagt, öffentlich einzugestehen, dass seit 1848 eine neue Bahn eingeschlagen worden, während man in andern Ländern jenes Jahr durchaus stagnirte. Man sieht daraus, Oesterreich hat sich dessen nicht zu schämen. Das vorliegende Werk zeigt, dass im Jahr 1852 in Triest 6850 beladene österreichische Schiffe eingelaufen sind, mit einer Tragfähigkeit von 2,868000 Tonnen; leer liefen ein 1111 Schiffe von 28,300 Tonnen Tragfähigkeit; unter der Gesamtzahl der eingelaufenen Schiffe befanden sich 3075 von weiter her; ausländische Schiffe waren 2012; darunter 669 Papstliche, 475 Griechische, 416 Neapolitanische, 57 Türkische, 78 Englische, 39 Französische, 11 Ionische, 31 Sardinische, 33 Schwedisch-Norwegische, 25 Dänische, 21 Portugiesische und Spanische eben so viele, 10 Preussische, 8 Hanseatische, 7 Hanoverische, 8 Walachische, 2 Moldauer, und eben so wenig andere Flaggen,

darunter auch ein Schiff unter der Flagge von Jerusalem. Im Ganzen waren eingelaufen 8862 Segelschiffe mit 500,000 Tonnen, ausserdem 684 Dampfschiffe mit 136,000 Tonnen. Darunter befand sich ein einziges englisches Dampfschiff. In dem Hafen von Rovigno waren eingelaufen 1177 Schiffe. Ausgelassen aus dem Hafen von Triest waren im Ganzen 7221 Schiffe mit 182,000 Tonnen und aus dem Hafen zu Rovigno 1134 Schiffe mit 414,100 Tonnen. Die meisten dieser Schiffe, nämlich 660 kamen aus dem Kirchenstaate, aus Neapel 333; aus der Türkei 333; aus der Moldau und Walachei 235; aus England 176; aus Griechenland 176; aus Holland 39; aus den Häfen Russlands im schwarzen Meere 79; aus den Hansestädten 14; aus Dänemark und Preussen kein einziges. Von Küstenfahrzeugen waren nach Oesterreich 6334 Schiffe mit der Einfuhr in diesen Staat beschäftigt. Die Ausfuhr ging am meisten nach dem Kirchenstaate mit 472 Schiffen und nach Neapel mit 350 Schiffen, freilich nur kleineren, nach England von 106 grossen Schiffen, und nach Preussen 5, nach den Hansestädten aber 15. In Venedig kamen in demselben Jahre an 3772 Schiffe mit 260,000 Tonnen; in Chioggia 643 Schiffe. In den Häfen von Fiume und Nachbarschaft als Carlopago, Pola, Novi u. s. w. liefen die meisten in Fiume ein, nämlich 3250. In den Häfen von Dalmatien stand oben an Syculato mit 1815 Schiffen, dann Funa mit 1265, dann kam Ragusa mit 1131, Sebenino mit 1016, und Makarska mit 648 Schiffen. Bis zum Jahr 1855 hatte sich die Schifffahrt bedeutend vermehrt. Eine noch grössere Vermehrung beweist folgende Schrift, die allein betreffend:

*Movimento della navigazione e commercio in Trieste dell'anno 1856. Tip. Wiss.*

Hiernach waren in dem Jahre 1856 eingelaufen 10905 Schiffe mit einem Gehalt von 773,000 Tonnen, von denen die meisten aus der Türkei kamen, sodann aus Nord- und Südamerika, aus den Hansestädten 7, aus Preussen keines.

Zu den bereits vorhandenen trefflichen Wörterbüchern der italienischen Sprache ist ein Nachtrag erschienen, welcher von den Sachverständigen ein wahres Meisterstück gehalten wird. Es ist dies das

*Supplimento ai Vocabolari Italiani, proposte da Giovanni Gherardini. Voll. VI. Milano. Presso Martini. 1857.*

Hierin sind auch solche Worte aufgenommen worden, die noch neu sind und noch nicht das volle Bürgerrecht bei den italienischen Schriftstellern erhalten haben. Mag man auch von der italienischen Literatur eine noch geringe Meinung haben, wie wir dies öfters aussprechen hören, so muss man sich doch freuen, dass solche Werke von 6 Bänden bei dem verhältnissmässig kleinen Publikum Käufer finden, und deshalb erscheinen können. Wenn man weiss, welche Zollschranken die verschiedenen italienischen Staaten gegeneinander absperrten, und dass es leichter ist, ein Buch aus London zu haben,



in Turin ein in Sicilien gedrucktes Buch, dann muss man einsehen, dass ein grosser Unterschied zwischen den Bücher-Käufern in Italien und Deutschland stattfindet. Dies ist aber sehr natürlich. In Italien, besonders in Oberitalien lebt die erste Klasse der Gesellschaft für die Wissenschaft nicht für Bücher das Geld aus, das in andern Ländern von den Vornehmen für Pferde, Champagner u. s. w. weggeworfen wird. In der Regel muss hier das Buch, das man lesen will, die schmutzigen Bücher aus Bibliotheken findet man hier bei keinen Damen. Da wo der Gelehrte der Wissenschaft leben muss, können bei dem besten Willen nicht viele Bücher gekauft werden. Darum muss der deutsche Buchhändler so hohe Preise für seine Bücher fordern, dass man überall im Auslande die Klage hört. In Italien werden verhältnissmässig weit mehr deutsche Bücher gekauft, als in Frankreich; darum hat man auch in Italien Gelegenheit, sehr leicht eine Vergleichung zwischen den Preisen der italienischen und deutschen Bücher zu hören.

Wie in Deutschland jetzt gewöhnliche Klage, dass die Zeit sich dergestalt dem Materialismus ergeben hat, dass alle geistigen Interessen darüber verlorren gehen, hat hier auch Nachbeter gefunden. Ein Professor in Parma hat über diese Klagen in folgender Abhandlung mitgetheilt:

*La nuova Poesia, discorso dal Professore Carlo Marengli. Parma. Tip. Grogoli. 1857.*

Der Verfasser fürchtet nicht, dass das Streben nach dem Nützlichen, welches man für eine Eigenschaft der Jetztzeit hält, das Gefühl für das Schöne erlöschen dürfte; sondern zeigt, wie das Schöne stets die Begleiterin des Nützlichen sein wird; dass die Dichtkunst daher den Vorthail haben wird, sich neuen Gegenständen zuzuwenden. Die wiederholten Klagen, welche wir in Deutschland über die Prosa der Zeit zu führen gewohnt sind, scheinen nicht von denen zu kommen, welche sich sonst im Alleinbesitze der Mittel befinden, sich das Leben angenehm zu machen. Seit manche Schranke der geistigen Entwicklung gefallen, können auch andere Leute, bei denen es sonst nur das trübe *consumere nati* nicht gewöhnt waren, sich Etwas erwerben, das in Deutschland nicht selten Neid missgönnt.

*L'influenza degli studi scientifici nella Letteratura, discorso di Leonardo Zambra, Venezia presso Antonelli 1857.*

Der Verfasser ist als bedeutender Physiker bei den Fortschritten der Naturwissenschaften theilhaftig, welche den allgemeinen Wohlstand derer vermehren, welche mehr thun wollen, als sich in Militair- oder Civil-Anstellungen von dem Staate ernähren zu lassen. Der Verfasser zeigt, dass keineswegs zu fürchten ist, dass das positive Element der Wissenschaft und des Lebens die Flügel der Phantasie in bleierne Fesseln schlagen wird. Die Gelehrten der reichen Bürger von Florenz, Genua, Venedig, Antwerpen u. s. w. haben gezeigt, dass Künste und Wissenschaften am meisten geachtet wurden, als der Handel und die Industrie in voller Blüthe standen. Der Verfasser zeigt, dass die Literatur nur unter den jetzigen Verhältnissen gewinnen kann. Das

leere Wortgeklänge, die Schwatzhaftigkeit über Nichts, in der sich so viele ehe gefielen, wird sich verlieren, man wird höhere Zwecke verfolgen, der Schönheit der Form etwas zu vorgeben. Es scheint, als wenn der Verfasser dabei zugleich allen denen eine Lehre geben wollte, welche unzulässigen Redensarten vorerzählen, was sie den Vögeln abgelauscht, oder ihnen der Wald gelispelt. Die positiven Wissenschaften werden zu gleicher Zeit die Schranken brechen, welche die Schulgelehrsamkeit hie und da aufgelegt hat. Die Wissenschaft ist Freundin der Wahrheit und flüsst Verstand gegen alles gekünstelte und conventionelle ein, indem es unmöglich ist, ferner solche Schranken anzuerkennen, die sich nicht auf Vernunft gründen. Der Verfasser fürchtet nicht, dass die Phantasie darunter leiden dürfte. Je weiter man auf die Höhe der Wahrheit gelangt, desto grösser ist das Feld, auf dem sich die Einbildungskraft entwickeln kann.

Diese Erscheinungen sind in folgenden Werken geschichtlich entwickelt.

*Sommario della storia letteraria di Italia. Venezia. 1857. Tip. Longo.*

In dieser kurzen Geschichte der italienischen Literatur, Vorläufer eines grösseren Werkes, hat der Verfasser den Einfluss der Weltgeschichte auf dieselbe in raschen Zügen vorgeführt, und besonders den nachtheiligen der römischen Barbaren, und den wohlthätigen der später so geschmähten Germanen.

So wie der gründliche Kenner des Ackerbaues in der Lombardei, Jacini, über diesen Gegenstand des Staatshaushalts ein bekanntes Werk im Betreff der Lombardei vor ein Paar Jahren herausgegeben hat, so hat jetzt Herr Colotta den Venetianischen behandelt:

*L' agricoltura delle provincie Venete. Ragionamenti Economici di Giacomo Colotta. Venezia 1856.*

Der Verfasser klagt besonders über die noch zu geringe Vertheilung des Eigenthums in dieser Provinz, welche auf dem Grundsatz beruht, dass man lieber auf grossen Besitz, als auf grössern Ertrag sieht. Besonders findet er die Zeit des Endes der Venetianischen Republik für den Ackerbau verhängnisvoll, da die grossen Grundbesitzer ihr Vermögen lieber zur Erbauung prunkvoller Paläste in Venedig verwendeten, als zur Verbesserung ihrer grössten Besitzungen. Freilich hatte die französische Herrschaft die Majorate aufgehoben; danach findet der Verfasser, dass das alte Sprichwort noch wahr ist: *Latifundia perdiderunt Romam*. Er erklärt sich daher unbedingte für die vollständige Freiheit zu parcelliren. Es ist merkwürdig, wie darüber verschiedene Meinungen obwalten. So gibt es z. B. im Canton Tessin unter andern vier Besitzungen, welche zeigen, dass bei grosser Vertheilung des Grundvermögens doch nicht unbedeutende Grundbesitzer vorhanden sind. Das Beispiel dieser vier Grundbesitzer zeigt dies im Kleinen, was auch in Frankreich im Grossen wiederholt. Diesen vier unbedeutenden Grundbesitzern gehört an Ländereien ein Werth von 23,209 Franken, so dass auf jeden etwa ein Besitzthum von 1,200 Thlr. kommt. Das Besitzthum dieser vier Personen ist aber in 874 Stücke vertheilt, so dass im Durchschnitt jeder

den Werth von 7 Thlr. hat. Manche halten dies für einen trostlosen Zustand, dennoch bezog der Marquis d'Aligne in Frankreich von seinem Grundbesitz ein Einkommen von ein Paar Millionen, obwohl dasselbe in vielen Elementen zerstreut in grossen und kleinen Flächen bestand. Er stand wohl dabei. In manchen Provinzen Frankreichs ist diese Vertheilung sehr unglaublich (Siehe Beschreibung der Provinz Limousin von Neugebauer. Berlin 1817). Dennoch hat sich der bekannte Sachverständige Wolowski auf dem Wiener Congresse der Statistiker siegreich für ungehinderte Vertheilungs-Berechtigung ausgesprochen, die man in andern Ländern für das grösste Unglück hält. Herr Collotta führet mit grosser Freimüthigkeit alle die Hindernisse an, welche der Verbesserung des Ackerbaues Venetianischen entgegenstehen, worin man zugleich einen erfreulichen Erfolg findet, dass jetzt in Oesterreich öffentliche Angelegenheiten weit freier und weiter besprochen werden können, wo Sonder-Interessen und Kassen die freie Rede mehr, als die Staatsrücksichten beschränken.

Um von der Prosa des Ackerbaues zu einem Dichter aus der Schule von Manzoni überzugehen, erwähnen wir eines Helden-Gedichtes:

*Medio d'Ancona, Canti tre di A. E. Vincentini. Venezia. 1857. Tip. del Commercio.*

Man sieht sich mit der Belagerung beschäftigt, welche Ancona von einem Heere Friedrich Barbarossa auszuhalten hatte; doch ist hier mehr von einer That als von Waffenthaten die Rede, und über den Ruhm von Ancona hat der Dichter den Mund etwas zu voll, wenn er diese Stadt eine jungfräuliche Veste nennt, da Ancona von den Römern, Gothen, Longobarden und Sarazenen eingenommen worden ist. Uebrigens sind diese Sachen mehr auf das Ohr, als auf das Gemüth berechnet; so wie überhaupt die neue Dichterschule Italiens sich mehr auf den Wohlklang, als auf den Inhalt zu verheissen scheint.

Dagegen hat sich ein anderer Dichter, Herr Novelli mehr an das klassische Ideal gehalten, in seinem Gedicht auf den verstorbenen Professor Renzi:

*Monumenti di Maria Luigi Renzi, Canzone di Ettore Novelli. Velletri 1857. Tip. Sartori.*

Dieser war viele Jahre ein sehr beliebter Professor der Beredsamkeit in Rom.

Die reichen Archive Italiens werden noch fortwährend sorgsam ausgegraben. Eine Frucht dieser Bemühungen ist das Leben des Cardinal Carl Borromeo, welches der Professor Sola herausgeben will, und in dem vorliegenden ersten Bande die darauf Bezug habenden Urkunden veröffentlicht.

*Documenti circa la vita e la geste di S. Carlo Borromeo, pubblicati dal Canonico Aristide Sola, Milano. 1857. Tip. Brasca.*

Der Verfasser steht dem erzbischöflichen Archive zu Mailand vor, ist daher wohl im Stande gewesen, die getreuesten Nachrichten über diesen Heiligen in der Lombardei zu finden. Die in dem Vorbericht befindlichen Nachrichten

über dies Archiv sind sehr beachtenswerth. Viele Urkunden desselben waren in die Hände von Geistlichen gefallen, die sie nur auf ausdrücklichen Befehl des Erzbischofs Caspar Visconti auszuliefern angehalten wurden. Demzufolge klagt der Verfasser, dass ohnerachtet dieser geistlichen und weltlichen Schutz sehr viele Urkunden nicht wieder zurückgebracht worden. Diese Geschichte des heiligen Borromeo ist besonders deshalb wichtig, weil er auf das Concilium von Trient einen bedeutenden Einfluss hatte. Uebrigens verdanken demselben Verfasser eine Urkunden-Sammlung über den erzbischöflichen Sprengel von Mailand (S. Jahrgg. 1857. S. 118.)

Als ein philosophisches Werk wird von seinem Verfasser folgendes gegeben:

*L' uomo fisico, intellettuale e morale. Opera di Carlo de Blasis. Mailand 1857. Tip. Guglielmini.*

Hier werden unter anderm die Gefühle und Neigungen des Menschen in vier Klassen getheilt, nemlich: der Instinkt der Erhaltung, der Nachahmung des Verhältnisses zu seines Gleichen, und der Reproduktion. Zu der ersten Kategorie rechnet der Verfasser die Eitelkeit, Gewissensbisse, Verstecktheit, das Gefühl der Sättigung, die Langeweile, Dummheit, Bestechung, Unmännlichkeit, Undankbarkeit, Spottsucht, und sogar die Neigung zum Kriege. In dieser Probe wird man wohl nicht geneigt sein, weiter auf den Inhalt einzugehen.

Auch auf eine von den in Italien jetzt häufig vorkommenden Übersetzungen aus dem Deutschen müssen wir aufmerksam machen, nemlich Corsica von unserm geschätzten Touristen Gregorovius.

*Storia dei Corsi di Ferdinando Gregorovius, recato dal Tedesco in Italiano. Mailand, 1857. presso Le Monnier.*

Die Italiener lieben Diejenigen, welche sich mit ihrer Geschichte beschäftigen, da ihre Gegenwart von so vielen missverstanden wird.

Ein solcher thätiger Vaterlandsfreund ist Herr Professor Lanza zu Spalato in Dalmatien, welcher die beste Bibliothek über das Land, das Münzcabinet über dasselbe, ein Naturaliencabinet u. s. w. zusammengebracht und theils von seinem gelehrten Vater geerbt hat. Wir verdanken ihm ein treffliches Werk über den Kaiserpalast zu Spalato:

*Del antico palazzo di Diocleziano in Spalato, illustrazione con 12 tavole, del Dr. Francesco Lanza. Triest 1856. Tip. del Loyd. in 4to.*

Der gründliche Verfasser hat Gelegenheit gehabt, einen Theil seines Lebens in dem berühmten Kaiserpalaste zuzubringen, in dem sich ein großer Theil der Bewohner von Spalato angebaut hat. Dies Werk hat die früheren Versuche von Adam und Lavallée, die frühere Gestalt dieses ungeheuren Palastes darzustellen, nach neuen genaueren Forschungen vervollkommen und dies mit mehreren auf neue Vermessungen des Architecten Andrich gegründet unterstützt, und die in dem ehemaligen Jupiter-Tempel, den man früher für den der Diana halten, dem Grabmahle Diocletians, das sonst für einen

Tempel des Aesculap gehalten wurde, noch vorhandenen Bildwerke mitgetheilt. Ausser dem Verdiensten, die sich der Verfasser förderlich um die Kunst und die Kunde des Alterthums erworben, hat er über diesen Palast schätzbare geschichtliche Nachrichten mitgetheilt, von denen wir Folgendes mittheilen. Der 284 als Kaiser ausgerufene Diocletian besiegte die damals schon gegen die Römische Universalmacht hereinbrechenden Barbaren, und suchte dabei das Zeitalter der Kunst unter August wieder herbeizuführen. Nachdem er seine Vaterstadt Salona beinahe ganz neu wieder aufgebaut hatte, liess er seinen prachtvollen Palast eine kleine Meile davon am Meere anlegen, wo er 313 starb, nachdem er 9 Jahre vorher die Regierung niedergelegt hatte. Constantin sah sich schon veranlasst, den Sitz des Reiches nach Byzanz zu verlegen; doch auch dies fruchtete wenig, da schon der heilige Hieronymus darüber klagt, dass seit dem letzten Drittel des 4. Jahrhunderts zwischen Constantinopel und den Julischen Alpen täglich römisches Blut durch die Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen und Markomannen vergossen werde, die Dalmatien, Dacien, Macedonien bis nach Achaja hin verwüsteten. Nachdem Illyrien mit Dalmatien an Honorius gekommen war, zog Alarich hier durch, ehe er nach Rom 409 zog. Diese Verwüstungszüge hatten für den Kaiserpalast Diocletians die Folge, dass er bald darauf von Handwerkern benutzt, und hier Wollenweberei, besondern von Frauenzimmern getrieben wurde. Theodorich und Tuttilas, Gothen, Slaven, Gepiden fuhren fort, diese Gegend zu verwüsten, bis endlich 639 die Avaren mit Slaven vermischt, Salona von Grund aus zerstörten. Viele der damaligen Einwohner fanden eine Zuflucht in dem benachbarten Kaiserpalaste, welche eine Stadt, Urbicula bildeten, die bald den Namen Aspalathum, von diesem Palast erhielt, woraus später Spalatum und Spalato wurde. Nach dem Falle von Epidaurus wurde von dem 655 gestorbenen Papste Martinus der erzbischöfliche Stuhl von Salona nach Spalato verlegt. Unterdess setzten zwei slavische Stämme, die Croaten und Serben, von den Carpathen her die Verwüstungen Dalmatiens fort, bis die Franken ihre Herrschaft bis hieher ausdehnten, und durch den 810 von Carlomann geschlossenen Frieden dieser Theil von Dalmatien an das morgenländische Reich kam. Alsdann im Jahr 1025 von Cresimir, König von Croatien gedrängt, musste sich Spalato demselben unterwerfen 1052; doch suchte man bei dem damals schon mächtigen Venedig Hilfe, bis König Colomann von Ungarn 1102 sich zum Könige von Dalmatien machte. Unterdess fing Spalato an, nach Art der Römischen Municipien sich selbst zu verwalten; da die Seeräuber und die Griechen sich die Herrschaft im Adriatischen Meere streitig machten, und die Herrschaft des Ungarisch-Croatischen Reichs eben nicht sehr befestigt war; besonders da die Venetianer den Ungarn bisweilen hart zusetzten, bis Bela III. im Jahr 1180 seine Herrschaft in Dalmatien wieder befestigte. Der Einfall der Tataren 1241 schwächte Ungarn so, dass Spalato am Ende ganz unabhängig wurde, so dass Michael Balbo Amoneo die alten Statuten der Stadt 1291 zusammenstellte. Doch wurde Spalato von den Ungarn wieder erobert; allein die fortwährenden Kriege zwischen dem griechischen Kaiser, den Ungarn, Venetianern, den Seeräubern, den Neapolitanern und Bosniaken musste sich Spalato endlich 1402 dem Könige Ladislaus von Neapel unterwerfen;

doch unfähig seine Besitzungen in Dalmatien länger zu erhalten, verkaufte 1420 die Stadt Spalato für 100,000 Ducaten an Venedig. Hierauf wurde die Stadt gegen die Angriffe der Türken stark befestigt, musste aber sehr viele Belagerungen aushalten; danach wurde diese Stadt der bedeutendste Sitz und Platz des Venetianischen Handels mit den Türken, bis 1797 der Fall Venedig durch die Einmischung in die französische Revolution herbeigeführt wurde. Jetzt hat Spalato 11300 Einwohner, welche Italienisch sprechen, wohl die meisten auch die Slavische Sprache verstehen, welche die Landbewohner reden, da die Slaven seit ihrer Einwanderung dem hergebrachten Landleben treu blieben; bis zur Sammlung der Statuten von Spalato und Gargano d'Ancona bediente man sich der lateinischen Sprache. Herr L. hat sich viel mit den Alterthümern seines Vaterlandes beschäftigt, wie aus folgenden Werken von ihm hervorgeht: *Antiche Lapidi Salonitane*. Spalato 1850, und *Monumenti Salonitani*, so wie *Rapporto generali sopra gli scavi di Salona*. Sein Vater hatte die Ausgrabungen in Salona angefangen und Professor Carrara fortgesetzt. S. die Ausgrabungen von Salona von Professor Carrara, nach dem Italienischen deutsch von dem Grafen Hasenauer herausgegeben von J. J. Neigebaur. Leipzig 1856. Dycksche Buchhandlung. Leider ist der fleissige Carrara sehr jung gestorben, auch hat Dalmatien dem Professor Paravia einen tüchtigen Gelehrten verloren, er hat in seiner Vaterstadt Zara die erste öffentliche Bibliothek in Dalmatien gestiftet. Was ein rüstiges literarisches Leben in jenem Lande ist, hat Baron v. Reichenow in seinem Berichte über die dortige Literatur im *Bibliofile Belge* erst richtig dargethan.

Die in Deutschland fast jährlich erscheinenden Taschenbücher sind, wenn man besonders an Schillers *Musen-Almanach* denkt, sonst sehr bescheiden auf. Jetzt hat freilich der strebsame Verleger Herr Trewendt in Braunschweig mit seiner *Argo* gezeigt, dass sich auch bei uns Leute finden, welche solches Prachtwerk kaufen, wie besonders der Jahrgang von 1858 zeigt, noch mehr als der erste der deutschen Typographie alle Ehre macht. Es dürfte an prachtvoller Ausstattung wohl folgendes Werk die schönsten literarisch-artistischen Erscheinungen dieser Art in Italien übertreffen:

*Gemme d'arte Italiane, anno decimo, Milano, Venezia, Verona. 1857. per Ripomonti. 4to.*

Dieses Prachtwerk, auf dem schönsten Papier, enthält treffliche Stahlstiche mit den Erläuterungen derselben, von den besten jetzt lebenden Künstlern grösstentheils geschichtliche Gegenstände darstellend, aber auch malerische Gegenden und Genre-Bilder, von denen besonders die Verausgabung des letzten Geldstücks einer Wittwe sehr gelungen ist. Vor Allem aber dürfte das Bild der letzten Tage der Eleonore d'Este anziehen, mit tiefem Gemüth von E. Sala gemalt, trefflich von Narni gestochen, und von dem Professor Zamboni erklärt. Die von Tasso geliebte Prinzessin erscheint hier mit seinem schönsten Gedichte in der herabgesunkenen Hand in schmerzvolle Erinnerung an den grossen Dichter vertieft, dessen Liebe ihr Bruder nicht dulden wollte. Der Einsender wurde hierbei an die Bemerkung einer geistreichen Frau erinnert, welche Goethe den Vorwurf machte, dass er für seine Frauen keinen

gigen Gegenstand gewählt habe, da sie sich wenig über die Sphäre seiner Erziehung erhoben hätten, nie aber das vorstellten, was man in höheren Kreisen eine Frau nennt. Auf den Einwand, dass Iphigenia und Laura ausgenommen, wurde erwidert: die erste ist keine Frau, sondern eine mythische Person; die letztere aber musste den liebenden Tasso entweder erhören, oder nicht so weit kommen lassen, dass er den Verstand verlor. Sieht man den Schmerz, den Sala mit Meisterhand auf dem Gesichte der Prinzessin ausgedrückt hat, so möchte man beinahe die Ansicht jener Dame unterschreiben.

Von den vielen italienischen wissenschaftlichen Zeitschriften dürfte eine in Venedig unter dem Titel erscheinende:

*Annuario, giornale di lettere, di storia, letteratura, arte e curiosita Venezia. Tip. Grimaldi. 1857. 4to.*

weniger bekannt sein, da sie nur ein kleines Publikum hat, aber von dem gelehrten J. J. v. Fontana mit vieler Umsicht redigirt wird, bereits seit zwei Jahren besteht und alle Woche herauskommt. In einer der letzten Nummern findet sich ein sehr tüchtiger Aufsatz des Dr. L. Nardo zu Venedig über wissenschaftlichen Congresses in Italien, welche den von unsern berühmten gelehrten gestifteten Versammlungen der Naturforscher nachgebildet worden sind. Der Verfasser beschäftigt sich besonders mit dem ersten der italienischen Congresses zu Pisa, welche Congresses aber im Jahre 1847 mit dem zu Venedig ein trauriges Ende nahmen, nachdem Pius IX. bei den Italienern die Hoffnung eines neuen Aufschwungs erweckt hatte, der aber durch die französische Revolution von 1848 vereitelt wurde. Wir verdanken dem Bruder des Herrn Verfassers, dem Dr. G. D. Nardo eine Lebensbeschreibung des auf diesen Congressen besonders thätigen Fürsten Canino-Bonaparte, welche er in der Venetianischen Zeitung Nr. 199 im Jahre 1857 nebst der des deutschen Naturforschers Jakob Hekel bekannt gemacht hat.

Auch aus Prag haben wir Gelegenheit eine italienisch-literarische Erscheinung zu erwähnen, nemlich

*Valentinelli degli studi sul Friuli. Praga 1856. presso C. Belmann.*

Die Vorlesung, welche der gelehrte Bibliothekar der Marcus-Bibliothek, Professor Dr. Valentinelli in der Versammlung des Böhmischen wissenschaftlichen Vereins gehalten hat, die mit bedeutenden Anmerkungen hier veröffentlicht worden ist. Die vorliegende Arbeit über die unter dem Namen Friaul bekannte Landschaft ist um so wichtiger, da sie das berühmte Aquileja zur Hauptstadt hatte, dies zweite Rom, die Residenz von Römischen Kaisern, unter der Sitz von Patriarchen, unter denen die Kirchen Venedigs standen, die diese grosse Stadt so gründlich zerstört wurde, dass nicht mehr viel von ihr übrig ist, was Zeugniß von ihrer vormaligen Grösse gibt. Der Hr. Verfasser hat, indem er die wechselnden Schicksale dieser Stadt und der davon abhängenden Landschaft bis ins Mittelalter kurz berührt, einen solchen Reichtum von Literatur über diesen Gegenstand angeführt, dass besonders die Anmerkungen zu dieser Abhandlung eine wahre Fundgrube für den Gelehrten sind, der sich hier zurechtfinden will.



Das Venetianische wissenschaftliche Institut gibt regelmässig seine jährlichen Denkschriften durch seinen verdienstvollen Secretair Dr. Namias heraus, welcher von der Regierung ernannt und besoldet wird, obwohl er Israelit ist, was in andern Ländern unmöglich wäre; er ist zugleich Oberarzt des Hospitals zu Venedig und erfreut sich in seinem Fache eines besonderen Vertrauens, ist auch durch mehrere naturhistorische Schriften rühmlich bekannt. Der letzte vorliegende Band dieser Denkschriften führt den Titel:

*Memorie dell Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Volume VI. Ven. presso la segreteria dell Istituto 1856 u. 1857. in 4to.*

Hier befindet sich zuerst eine Abhandlung von dem gelehrten Dr. G. D. Nardo über die im Adriatischen Meere vorkommende Steinbildung *Crustum* genannt, welchen Namen er in seiner Venetianischen Geognosie im Jahre 1838, von *σχημα*, *crustam obduco*, ableitet. Der Verfasser ist ein Naturforscher sehr geachtet. Ein anderer Aufsatz betrifft die Milch-Gänge in den Austern, das Osterin, von dem Prof. Bizio. Prof. Santini hat eine Zusammenstellung der auf verschiedenen Sternwarten Europas gemachten Beobachtungen über die Sonnenfinsterniss vom 5. Mai 1835 gegeben; Baumeister Cosani zeigt an, wie die Häfen von Malomocco verbessert werden könnten. Vom Prof. Poli ist eine Abhandlung über den Real-Credit; Prof. Menin Nachricht über die neusten Erforschungen in Central-Afrika, die Möglichkeit, dass sich dort eine weisse Bevölkerung findet. Der bekannte Literat L. Cicogna gibt Nachricht über ein ungedrucktes Gedicht: *Leandro* aus dem 15. Jahrhundert, und den muthmasslichen Verfasser desselben. Ausserdem finden sich hier Abhandlungen über Botanik und fossile Pflanzen, trefflichen Abbildungen, und über höhere Arithmetik u. s. w.

Ausser diesen Denkschriften gibt das genannte Institut auch allmonatlich

*Atti dell Istituto Veneto bei Antonelli in 8.*

heraus, worin ausser Abhandlungen über die jedesmaligen Sitzungen des Instituts Bericht erstattet wird. Das vorliegende 9. und 10. Doppelheft des II. Bandes dritter Serie enthält eine Beurtheilung der Werke von Grove über die Verhältnisse der physischen Kräfte, von Prof. Bizio; sodann eine Abhandlung über die Geschichte der Entstehung der Alphabete, von dem Dr. P. F. Zolo. Hierauf folgt der Bericht über die Sitzung vom 26. Juli 1857, worin der Dr. Bianchetti über die Seelenstärke Mittheilungen macht, die von *fortitudo domestica* fortitudo genannt wird. Dann sprach der bereits oben erwähnte Dr. Nardo über das Aristotelische Problem, worüber die Mitglieder Bellocchi und Zambaco sich äusserten; zuletzt las der Dr. Bizio jun. eine Abhandlung über die eisenhaltige Heilquelle von Civillina. Die Sitzung vom 27. Juli 1857 füllte eine Vorlesung des gelehrten Vice-Bibliothekar's, Prof. Veludo aus, welcher, aus Griechenland abstammend, über ein Fragment des Herodian kritische Mittheilungen machte.

Neugebauer.

(Fortsetzung folgt.)

**HEIDELBERGER**  
**J A H R B Ü C H E R**  
**DER**  
**LITERATUR.**

---

*Ein und fünfzigster Jahrgang.*

**Zweite Hälfte.**

**Juli bis Dezember.**

---

**Heidelberg.**

**Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.**

**1858.**



**JAHRBÜCHER DER LITERATUR.**

*Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Herausgegeben auf Befehl und Kosten Seiner Majestät des Königs Maximilian II. II. Band 1. Abth. 11 Bogen, 176 Seiten; III. Band 1. Abth. 19 Bogen, 301 Seiten; IV. Band 33 Bogen, 528 Seiten; V. Bd. 34 Bogen, 531 Seiten. München, Georg Franz. 1857.*

Es ist in diesen Blättern (Jahrgang 1856, Nr. 88 und 89) von dem Erscheinen des ersten Bandes der Quellen der bayerischen und deutschen Geschichte Nachricht gegeben worden, deren Herausgabe durch die Munificenz Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern in's Leben gerufen worden ist, und haben wir dabei Gelegenheit genommen, die werthvollen Ergebnisse, welche sich daraus für die deutsche Rechtsgeschichte gewinnen lassen, übersichtlich zusammen zu stellen. Die Commission, welche mit der Herausgabe dieser Quellen betraut ist, hat ihr Versprechen einer raschen Förderung dieses Werkes redlich gelöst, und bereits liegen die ersten Abtheilungen des zweiten und dritten, so wie der vierte und fünfte Band vor. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes enthält die Chronik des Churfürsten Friedrich's I. von Matthias von Kemnat, S. 1—141, und Urkunden zur Geschichte des Churfürsten Friedrich's I., S. 145—176. Die erste Abtheilung des dritten Bandes enthält die Reimchronik des Michael Beheim S. 1—258 und die Chronik des Eckhart Artzt vom Weissenburger Krieg S. 261—301. Der vierte Band enthält Correspondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der politischen Verhältnisse der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern zu König Johann von Ungarn. Der fünfte Band führt den besondern Titel *Monumenta Wittelsbacensia*, Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Wittelsbach. So viel Werthvolles auch die Bände II, 1. Abth., III, 1. Abth. und IV für die bayerische und deutsche Geschichte im Allgemeinen enthalten, so musste sich doch Ref. besonders von dem V. Bande, den *Monumentis Wittelsbacensibus*, angesprochen finden, welcher Band abermals ein für die deutsche Rechtsgeschichte höchst schätzbares Material enthält, durch dessen Ordnung sich der leider vor der Vollendung des Druckes verstorbene Herausgeber, Dr. Wittmann, noch ein anerkennenswürdiges Verdienst um die Wissenschaft erworben hat. Bei der Unmöglichkeit, in dem Raume dieser Blätter alle einzelnen Urkunden dieser reichhaltigen Sammlung zu besprechen, heben wir aus denselben insbesondere, als von besonderer Wichtigkeit für die Geschichte der Landfrieden überhaupt, die drei bayerischen Landfrieden v. J. 1244, 1255 und v. J. 1281 hervor, von denen

einer aus dem andern hervorgegangen ist, und die nun in Monumentis Wittelsbacensibus S. 77 fig., 141 fig. und 338 fig. druckt sind. Die beiden ersten dieser Landfrieden, wovon der unter Herzog Otto zu Regensburg, der andere unter Herzog Ulrich zu Straubing errichtet wurde, sind schon früher in dem für Kunde der österreichischen Geschichte Bd. I, 44, 61 bekannt gemacht worden und erscheinen hier mit Verbesserungen des Archivars von Meiller. Der dritte dieser Landfrieden (von 1255) wurde von K. Rudolph I. mit den Herzogen Ludwig und Heinrich zu Regensburg errichtet und erscheint hier nach Originalen in vollständiger Gestalt, was dem Rechtshistoriker willkommen sein wird, da der bisher einzige Abdruck eines vollständigen Textes, bei von Freiberg, Gang der bayerischen Gesetzgebung, München 1834, im Anhang, nur wenig bekannt geworden ist, und auch wohl nur nach einer Abschrift gemacht war, wie die vielfach unrichtige Schreibart erkennen lässt. Wurde dieser Landfrieden bisher wohl insgesamt als ein für Deutschland bestimmter Landfrieden betrachtet, zu welcher Annahme die früheren unvollständigen Abdrücke bei Olenschlag Erl. d. gold. Bulle p. 127; und bei Pertz, Mon. Germ. Leg. 427 Veranlassung gegeben hatten. Hinsichtlich dieses Landfriedens habe ich, noch unbekannt mit dem hier nunmehr vorliegenden vollständigen Texte, in der kürzlich ausgegebenen neuesten (3. Auflage) meiner deutschen Rechtsgeschichte Thl. II. §. 130. Note S. 944 schon darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Landfrieden K. Rudolph's I., der erste bekannte Landfrieden Deutschlands, durchaus als originell und abweichend im Inhalt von allen früheren und späteren kaiserlichen Landfrieden erscheint. Namentlich habe ich es als auffällig bezeichnet, dass sogar die übrigen Landfrieden K. Rudolph's I. selbst keine Aehnlichkeit mit diesem ersten Landfrieden zeigen, sondern nur Reproduktionen des späteren Landfriedens K. Friedrich's II. von 1235 sind. Nur findet diese auffällige Erscheinung ihre Aufklärung eben dadurch, dass sich aus der Vergleichung der bayerischen Landfrieden von 1244 und 1255 mit dem regensburger Landfrieden K. Rudolph's von 1281 auf das Bestimmteste ergibt, dass dieser letztere Landfrieden nur für das Herzogthum Bayern und die unter dem Banne des Herzogs von Bayern stehenden Bisthümer bestimmt, somit nur eine neue Recension der althayerischen herzoglichen Landfrieden war, die hier unter kaiserlichen Auspizien veröffentlicht wurde. Als die Bischöfe, welche diese bayerischen Landfrieden schworen, oder als zu beschwören pflichtig darin bezeichnet waren, erscheinen schon im Landfrieden v. 1244 der Erzbischof von Salzburg mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Passau, von Regensburg und Freising; sodann die Bischöfe von Eichstätt und Bamberg. Ueber die Betheiligung der beiden letztgenannten Bischöfe hat der Herausgeber S. 77. Note 1 die Meinung ausgesprochen.

dass dieselbe keineswegs dem Schluss gestatte, dass dieser Landfrieden (1244) auch für Franken bestimmt gewesen sei, sondern beide Bischöfe seien ihm beigetreten, weil ihre Stifter viele Besitzungen in Bayern hatten, und Eichstätt überdies unmittelbar an dasselbe gränzte. Allein diese Ansicht ist doch wohl einigen Bedenken unterworfen. In dem Eingange des regensburger Landfriedens v. 1281, §. 338, werden nämlich der Bischof von Bamberg und der von Eichstätt gerade so, wie der von Salzburg, Freising, Augsburg, Passau und Brixen, als die Bischöfe bezeichnet, „welche zum Land Bayern gehören“. Wenn aber die beiden Erstgenannten nur wegen einiger Besitzungen ihrer Stifter in Bayern zu der Errichtung des Landfriedens gezogen worden wären, so würde eine solche Bezeichnung, als zum Lande Bayern „gehörig“ sicher nicht gerechtfertigt gewesen sein, und hätte bei dem vorzunehmenden Widerspruche dieser geistlichen Herren gegen eine solche Bezeichnung schwerlich gewagt werden können. Ueberdies war es ein bekannter Rechtsgrundsatz des Mittelalters (Schwabenspiegel, Lassberg c. 139, Wackernagel c. 118), dass ein Layenfürst nur solchen Bischöfen Hof gebieten konnte, die in seinem Fürstentum „sassen“: dass aber diese sämtliche drei Landfrieden auf bayerischen Hoftagen, deren letzten 1281 der Kaiser Rudolph I. durch seine Gegenwart verherrlichte, entstanden sind, geht aus ihrem Inhalte klar hervor. Es kommt hierbei weiter in Betracht, dass der Bischof von Eichstätt und der von Bamberg in der Zeit, wo diese Landfrieden entstanden, schwerlich einem Herzoge von Franken untergeordnet waren und doch wohl, wie die übrigen Bischöfe, nach der damaligen Hochbannverfassung irgend einem Herzoge untergeordnet sein mussten, wenn sie nicht selbst mit dem Herzogthum in dem Umfange ihrer Bisthümer belieben waren. Dies war aber damals nur hinsichtlich des Bischofs von Würzburg der Fall (Adam. Bremens. lib. VI. c. 5; vergl. meine deut. Rechtsgesch. 3. Aufl. 1858. p. 480. n. 2), der daher auch nicht auf dem bayerischen Landtagen erschien; dass aber die Bischöfe von Bamberg und Eichstätt dem Bischof von Würzburg oder einem anderen Herrn als Herzog von Franken untergeordnet gewesen wären, möchte schwerlich zu erweisen sein. Notorisch erstreckten sich die Besitzungen der Herzoge von Bayern in sehr früher Zeit bis in die nächste Nähe von Bamberg; noch führt in seiner Nähe der Ort Herzogenaurach davon seinen Namen, und auch Bamberg selbst, das erst K. Heinrich II., der vor seiner Thronbesteigung als Kaiser, die Herzogthümer Bayern und Sachsen innegehabt hatte, zum Bischofssitze erhob, mag wohl ebenfalls eine solche herzoglich bayerische Villa gewesen sein. Der bayerische Norigau, insgemein sog. Nordgau, worin namentlich Ingolstadt lag (vgl. Ludov. Pii, divis. imp. a. 817. c. 2, Pertz, Legg. I. 198), gränzte wohl, wenn er sich nicht etwa selbst dahin erstreckte, an das spätere bischöflich bambergische Gebiet (daher z. B. Nürnberg, *mons noricus*,

seinen Namen zu haben scheint). Jedenfalls bedürfte dieser B noch einer näheren Prüfung, bevor derselbe von Seite bayer. Publicisten so leichtthin aufgegeben werden darf. Aber auch einer anderen Bemerkung des Herausgebers ist eine kleine Berichtigung beizufügen. Auf S. 339 Note 1 wird gesagt: „Warum Bischof von Regensburg daran (an dem Landfrieden von 1281) nicht Theil nahm, ist nicht bekannt“. Dies ist irrig; der Bischof von Regensburg wird in dem Eingange dieses Landfriedens auf S. 338 namentlich aufgeführt, mit dem Bemerkten, dass er dem mit den Herzogen bereits beschworen hat; und dann folgt die Aufzählung der übrigen zum Land Bayern gehörigen Bischöfe, die den Landfrieden beschwören sollen.

Wendet man sich nunmehr zu dem Inhalte der gedachten bayerischen Landfrieden v. 1244, 1255 und 1281, so kann nicht verkennen, dass dadurch der bisher für einen allgemeinen Landfrieden K. Rudolph's I. gehaltene regensburger Landfrieden wie er bei Pertz Legg. II. 427 vorliegt, in vielen Punkten wesentliche Aufklärung erhalten hat. Der bayerische Landfrieden von 1281 (in den *Monumentis Wittelsbacensibus* p. 340 flg.) enthält voraus drei Kapitel oder Artikel (1—3), welche in dem Landfrieden v. 1281 bei Pertz fehlen, aber auch in den beiden früheren bayerischen Landfrieden von 1244 und 1255 ohne Vorbild. Cap. 1 enthält eine Bestätigung „der alten Freiheiten und Rechte der Herren, Bischöfe und anderen Geistlichkeit („pfaßheit“) in Bayern überhaupt und eine Bedrohung der Landfriedensbrecher, Gotteshäusern und deren Leuten und Gütern mit dreifacher Busse des angerichteten Schadens, so dass die zweifache Busse dem geschädigten Gotteshause, und noch weiter ein einfacher Busse dem Vogte oder dem Richter desselben zufallen soll. Im cap. 2 wird dem Bischof allein das Recht zugelegt, über ein „widerrath“ d. h. *dos ecclesiae, traditiones ad ecclesiam*, Kirchengüter, zu urtheilen. Im cap. 3 wird die alte Busse von 5 Pfunden und von 20 Schillingen (der alte Königsbann von 60 *solidis*) eingeschränkt auf die Sachen, die von altem Recht dazu gehören, d. h. „lem“ (Entwendung eines Gliedes) und „heimsuchung“ (Ueberfall im Hause). Das „nahtetzen“ (d. h. das unbefugte Abdringen eines Nachbarn auf ein Grundstück), das alte *heribergare*, Zehrung, Besserung) und „überern“ (d. h. den Eren, Vorplatz des Hauses, unbefugtes überschreiten (im Freiburger Stadtr. v. 1120 c. 42: „*burgensis propria area invadere*“) wird mit 72 Pfennigen, das Brechen „*zounfrids*“ d. h. Zaunfriedens (Einbrechen über den Zaun) nur mit 12 Pfennigen Busse an den Richter bedroht, nebst doppeltem Ersatze des Schadens. Auffällig ist, dass sich in dem Landfrieden von 1281 keine besondere Benennung der Busse für die übrigen Handlungen findet, welche in den beiden früheren Landfrieden (a. 1244 c. 71; a. 1255 c. 52) hinsichtlich der Busseweisführung dem „etzen, überern und zounbrechen“



gleichgestellt sind, und die alle, wie das Rubrum: „*de limitibus*“ im Ldf. a. 1255 c. 52 andeutet, in Beschädigung fremden Eigenthums bestehen, wie das „*tretin*“ (Niedertreten der Frucht, des Grases auf fremdem Eigenthum), das „*ubersniden*“ (überschneiden, abschneiden der Frucht, „*aranscarti*“ Aehrenabschneiden, der L. Baju. tit. XII. c. VIII.) und das „*ubermenen*“ (a. 1244 c. 71, wofür Ldf. a. 1255 c. 52 unrichtig „*ubernemen*“ liest) d. h. das übermähen, abmähen des fremden Grases („*herba*“, der karolingischen Zeit). Sodann werden in cap. 3 des Landfriedens von 1281 alle Kirchengerichte und anderen Gerichte für „*abgenommen*“, d. h. aufgehoben, erklärt, so dass nur die von altem Rechte in den Schranken und Dingstätten (*dinchsteten*) bestehenden Gerichte fortbestehen sollen, doch mit der unmittelbar beigefügten Einschränkung, dass Gotteshäusern, Grafen, Freien und Dienstleuten ihre Gerichte, die ihnen „*zu Recht*“ (d. h. rechtlich) angehören, verbleiben sollen. Am Schlusse dieses cap. 3 erscheint der Satz, welcher c. 1 des Landfriedens K. Rudolph's I. a. 1281 bei Pertz bildet: nämlich die Vorschrift, dass keiner in des andern Gericht richten, noch einen Schergen (*centenarius* der karolingischen Zeit) setzen soll, ohne Zustimmung („*rat*“ Rath) der Gotteshäuser und des Vitzthums. Die folgenden Kapitel stehen in der Reihenfolge, wie in dem Ausdrucke bei Pertz, jedoch wird dieselbe mitunter durch einzelne Kapitel unterbrochen, welche bei Pertz fehlen. In den *Monumentis Wittelsbacensibus* fehlen dagegen die interessanten Rubriken, welche den Kapiteln bei Pertz voranstehen, durchaus, und hätten diese doch wohl der Vollständigkeit wegen, nebst den daselbst erfindlichen abweichenden Lesarten, in den Noten beigegeben werden sollen.

Die Kapitel, welche in den *Monumentis Wittelsbacensibus* als c. 4. 5. 6 und bei Pertz als c. 2. 3. 4 stehen, haben in den bayerischen Landfrieden von 1244 und 1255 ebenfalls kein Vorbild, und sind sonach auch als neue Zusätze zu betrachten. Cap. 4 (Pertz, c. 2: „*von schedelichen leuten*“) befiehlt dem Richter „*schedlich laevt*“ d. h. gemeingefährliche Verbrecher, die nicht mit eigenen Gütern ansässig sind, zu „*vesten*“, d. h. festzunehmen, aber ohne Schaden der Herren auf deren Gut sie sitzen. — Cap. 5 (Pertz c. 3: „*inzicht*“) verbietet dagegen dem Richter, einen „*gesezzen*“ (d. h. mit Grundeigenthum angesessenen) Mann zu vesten, wenn man ihn nur wegen eines Vergebens beschuldigt („*zeiht*“) das ihm nicht an den Leib geht. Einem solchen Mann soll der Richter nicht einmal sein „*gut nemen*“ d. h. nach dem Sprachgebrauche der karolingischen Zeit, nicht *res in bannum mittere, distringere* (vergl. meine deut. Rechtsgeschichte 3. Aufl. p. 877); auch soll der Richter keine Bürgen von ihm nehmen (d. h. keine Bürgschaft *de iudicio sisti* von ihm verlangen) sondern „*er sol im wann furgebieten*“ d. h. nur einfach vorladen (*manire* der karolingischen Zeit im Gegensatze des sogleich zu er-

währenden *bannire*; vergl. meine deut. Rechtsgesch. 3. Aufl. p. 980). Ist der ansässige Mann aber eines Verbrechens angeklagt, das ihm an den Leib geht, so soll ihn der Richter „verurtheilt auf recht“ d. h. vorladen mit der Forderung von Bürgen (vergleiche der karolingischen Zeit). Es tritt also hier, wie sich aus Vergleichung mit cap. 4 (2) ergibt, das Wort *vesten* gerade derselben zweifachen Bedeutung von verhaften und stellen vorladen hervor, welche in der karolingischen Zeit das syst. *distingere* (*adstringere*, *constringere*) zeigt. Zu bemerken ist noch, dass die Worte in den *Monumentis Wiltelobacensis* „noch borgen von im nemen sol“ bei Pertz c. 2 A doch wird dadurch der Sinn nicht verändert. Am Schluss cap. 5 (Pertz c. 3) wird gesagt, dass der Angeschuldigte in Sachen, die ihm nicht an den Leib gehen, sich von aller „in“ (d. h. Anzeige, Verdachtsgrund, Anschuldigung) durch einen Eidschwur mit zwei Eideshelfern losschwören kann: „er entsetzt dem richter mit recht (d. h. Eid) selbdritt“, wo Formel sich auch in dem Schwabenspiegel (z. B. Lassberg 14. IV; c. 349) findet. — Im cap. 6 (Pertz c. 4) wird derjenige, der sich über ungerechte, gewaltsame Entsetzung aus seinem Besitze beklagt, „er hab in eines gutes entwert mit walt an recht“ (d. h. ohne Gericht, nämlich ohne den Richter oder Fohnboten, als die bei jeder rechtlichen Auspändung stehende Gerichtsperson), der Beweis (das „bringen“) dieser Thatsache auferlegt „mit zween der nächsten und besten der pfarre“. Es steht dieser Satz ganz im Einklang mit häufig wiederholten karolingischen Vorschrift, dass die Zeugen solche Vorgänge aus den Nachbarn (*vicini*, *pagenses*) genommen werden sollen (vergl. z. B. Karoli. M. cap. Tiou. a. 801 c. bei Pertz, Legg. I. 84). Interessant ist hier die Erwähnung Pfarre, des Kirchspiels, statt des alten *pagus*, so wie auch England die „parish“ in gleicher Bedeutung eines politischen Bezirkes erscheint. Zweifel könnten nur darüber sein, was den „nahesten und besten in der Pfarre“ zu verstehen ist, nämlich ob hier wirklich an *optimos* zu denken ist oder umgekehrt an Zeugen, wie man sie eben gerade haben kann, so dass die nächsten, die man bei der Hand hat, gut genug (die Besten) sind, um die fragliche Thatsache zu erweisen. Letzteren Sinn verleiht noch h. z. T. der Sprachgebrauch mit den Worten: „die nächsten besten“: auch ist durchaus kein Grund vorhanden, jenen Worten in dem Landfrieden von 1281 einen andern Sinn, als diesen, zu unterstellen, da es sich nach der Absicht des Landfriedens darum handelt, jeder Gewaltthat so schnell, wie möglich, entgegenzutreten, und man sich hiernach nothwendig mit Zeugen begnügen musste, wie man sie eben im einzelnen Falle haben konnte, da schwerlich immer die dem Range oder Vermögen nach Besten in der Pfarre um den Vorgang wissen konnten. Aus dieser Blick-

hatte auch schon Ludwig II. a. 850 c. 3. (Pertz Legg. I. ausdrücklich vorgeschrieben, dass in derartigen Fällen Zeugen *ex antiqua gentis aut conditionis fuerint*“ zugelassen werden sollen. Eine Bestätigung enthält diese Ansicht auch durch die *Treuga ariei regis* a. 1230. c. 12 Pertz, Legg. II. 267, wo nur für den umgekehrten Fall, dass der des Landfriedensbruches Angeklagte den Reinigungseid schwören will, zwei besonders qualifizierte Eideshelfer „*nominati*“ (d. h. vom Richter oder der Partei gewählte, besonderen Glauben verdienende Männer) erfordert werden, damit nicht der Schuldige durch die Stellung leichtfertiger als Eideshelfer sich zum Hohne der Gerechtigkeit der Strafe entziehen könne. Führte der Vergewaltigte den gedachten Anklagebeweis, so sollte er nach den Schlussworten des cap. 6 alsobald (als-lang) in seine Gewer wieder eingesetzt werden, wie lang (hier ebenfalls mit „als lang“ ausgedrückt) er auch vor derselben gewesen ist, d. h. wie es sonst in den lateinisch inspirten deutschen Rechtsquellen ausgedrückt wird; „*sine ulla rerum praescriptione*“ oder „*nullius temporis obstante praescriptione*“. (Vergl. z. B. Karoli M. cap. Tielna. 801. c. 8; Pertz, Legg. I. 84). — In cap. 7 (Pertz c. 5: „umb eigen liute“) begegnet man dem auch in Stadtrechten häufigen Satze, dass der Herr seinen „eigenen Mann oder Lehenmann (hier = censualis), der eine freie Stadt („*panstat*“) zieht, während eines Jahres verbannt werden kann (vergl. z. B. Freiburg. Stadtr. a. 1120 c. 51. 52). Cap. 8, welches bei Pertz fehlt, trägt in etwas ungenauer Fassung drei Rechtssätze vor: 1) dass ein Mann, der Lehen von einem andern hat (d. h. ein ritterlicher Vasall) „dem der herre vermahet“ (d. h. dem sein Herr nicht mehr gefällt) und der deshalb sich von ihm lossagt, das Lehengut einfach liegen lassen soll; er soll es ihm aber nicht „vernidern noch verwerren“ d. h. es nicht fehdemässig behandeln, nämlich nicht verwüsten oder beschädigen (werra = guerra, nhd. Wirre d. h. fäida; Frid. I. const. contra incendiarios a. 1187, Pertz, Legg. II. 14 l. 3). 2) Muss der Vasall aber das Gut aus „ehaft not“ werden“ d. h. aus einem Grunde, den das Gesetz als genügend anerkennt, nothgedrungen veräussern, so soll er dennoch der Lehenmannschaft nach voligen“ d. h. Vasall bleiben. 3) Hat aber der Vasall das Lehen gekauft, als tiur ez ist (d. h. gleichviel um welchen Preis): „er sol sin dinch damit wol schaffan“ d. h. so darf er sowohl unter Lebenden als von Todes wegen darüber frei verfügen (= lombard. thingare). Im cap. 9 folgen sodann die Verbote des Heimsuchen's (d. h. Ueberfalls im Hause; Freiburg. Stadtr. a. 1120. c. 42: „*si [aliquem] temere domi invaserit*“), sowohl eines edlen Mannes, als eines Bauern in wörtlicher Uebereinstimmung mit Pertz c. 6: „von heymsuchunge“ und ibid. c. 7: „gebur heimsuch“. Die Zeugen weihen hier unter der Bezeichnung „die gewizen“ d. h. die

um den Hergang wissen. — Auch cap. 10 fehlt bei Pertz. Es ist dies eine aus den Landfrieden von 1244 c. 12 und 20. c. 14 herübergenommene Vorschrift, wonach Niemand nach Verkündung des Landfriedens einen schädlichen Mann (a. 1244 c. 12: „*homo damnosus*“; a. 1255 in rubro c. 14: „*homo nocivus*“) „behalten“ d. h. ihm keinen Aufenthalt bei sich mehr gestatten soll, bei Strafe für denselben gelten zu müssen. Es ist dies eine neue Einschärfung des schon in der Lex Salica (Heroldina) LV c. 1 ausgesprochenen in den karolingischen Capitularien häufig wiederholten Verbots der Beherbergung eines *wargus* (Aechters) oder *latro* (z. B. Karol. M. cap. Aquis. 806 c. 2, Pertz Leg. III 146). Neu hinzugefügt im Vergleich zu den Landfrieden von 1244 und von 1255 ist hier die Bestimmung, dass der Beherbergende sich von dieser Haftung befreien kann („ledikch wirt“), wenn er den eigentlichen Schuldigen („den selbscholt“ d. h. selbst schuldigen) herausgibt („antwortet“). — Cap. 11 entspricht dem cap. 8 bei Pertz: „Ez sal nieman dehein (kein) truncken (Getränk) veil haben, dann datz den (lies: „in dem rechten etabern“ (Pertz: „e tabern“). Swer das daz über tut, der ist fridbrech“. Der lateinisch concipirte Landfrieden von 1244 c. 34 hat für „rechten etabern“ „*taverna legitima*“; der Landfrieden von 1255 c. 34 setzt dafür genau übersetzend: „in der e tabern“, wo also „e“ (Ehe, ewa) in der Bedeutung von *legitima* erscheint. In dem Landfrieden von 1255 ist dagegen *legitima* durch „rechten“ ebenfalls richtig übersetzt, neben aber das hiernach überflüssige „e“ stehen geblieben und in den *Monumentis Wittelsbacensibus* mit „tabern“ sogar zu einem Worte („etabern“) zusammengezogen worden. — Cap. 12 weicht in der Wortfassung etwas von dem correspondirenden cap. 9 bei Pertz ab, und ergänzt einen kleinen Defect in dieser Stelle: „ensol nieman auf den andern invaren (d. h. sich zum Einlager, *obstadium* verpflichten) noch leisten (d. h. sich nicht als Bürge für einen andern, zu einem solchen Stellen in das Einlager oder auch zum Vermiethen zu Knechtesdiensten an Dritte durch den Gläubiger verpflichten) umb dhein gult, die hinder (unter) zehen pfunden ist, noch dhein ros (Ross) noch hengst (Pertz: pfaerde, Pferd) setzen (verpfänden) umb dhein gult (Geld) hinder drin pfunden. Und swer div gelubte nimt oder tut [Pertz: „swer daz tut“] der ist fridbräch“. Ueber die Begriffe von „invaren“ und „leisten“ und deren Verhältniss zu dem in der Rubrik bei Pertz hier erscheinenden Worte „pfantschaft“ siehe meine deut. R.-Geschichte 3. Aufl. p. 855. 857). — Cap. 13 und cap. 14 stimmen mit Pertz cap. 10 und 11 genau überein. Beide Stellen haben in den älteren bayerischen Landfrieden kein Vorbild und sind somit neue Zusätze. Cap. 13 zeigt eine Eigenthümlichkeit des damaligen Criminalverfahrens. Wer einen schädlichen Mann vor Gericht gefangen bringt,

dieselbe „oder der Richter“ soll schwören, dass er ein so schädlicher Mann sei, dass man über ihn richten solle, d. h. dass er von seiner Schuld überzeugt sei und dann sollen sechs (Eideshelfer) schwören, dass der Eid wahr sei. Darnach soll man „fragen“ (nämlich die Schöffen, eines Urtheils), wie man über ihn urtheilen soll. Man sieht hieraus, dass der Beweis nicht vor dem Richter, sondern vor den Schöffen geführt wurde, so dass es Sache des Richters war, wo er von Amtswegen gegen einen Verbrecher einschritt, d. h. nach dem späteren Sprachgebrauche, wie z. B. in der Carolina art. 6 in Rubro: „ihn angenommen hatte“, die Schöffen als die eigentlichen Urtheiler von der Schuld des Angeklagten zu überzeugen; daher musste auch der Richter, wo er somit als öffentlicher Ankläger auftrat, den Anschuldigungseid gerade so selbst ebent schwören (nach der Ausdrucksweise des Sachsenspiegels III 34 §. 2 „selbst getüge sein“), wie ein Privatankläger, worauf dann erst das gewöhnliche Urtheil-fragen an die Schöffen gestellt werden konnte (vergl. hierüber meine deut. Rechtsgeschichte 3. Aufl. pag. 958). — Cap. 14 enthält nur den allbekannten, auch in dem Sachsen- und Schwabenspiegel mehrfach aufgestellten Grundsatz, dass man keinen Zeugen verwerfen soll, der ein unversprochener, d. h. in seinem Rechte vollkommener Mann ist. — Im c. 15 (Pertz, c. 12 „wezigen“) bringen aber die *Monumenta Willelmsbacensia* eine Lesart, welche eine fehlerhafte Schreibart bei Pertz sehr gut berichtigt. Es ist hier die Rede von einem Angeklagten („bezigen [wezigen] man = Inzichter) der „auf recht hin fur sten“ d. h. sich vor Gericht stellen und „bezern“ will, d. h. sich für den Fall der Verurtheilung zur Bezahlung der Bussen er bietet. Diesen darf der Richter, noch ganz nach den Grundsätzen des karolingischen Rechtes, zu diesem Behufe Bürgschaft stellen (zu Recht verbürgen) lassen, mit „rat“ d. h. Zustimmung von vier „biderben“ Männern „von der ehuntschaft“ d. h. die als solche bekannt sind, und die „an gefär“ d. h. ohne Gefährde = *absque dolo malo*, dazu raten. Pertz, c. 12 liest: „an gewär“, was insoferne weniger gut ist, als man durch diese Lesart verleitet werden könnte, an „Gewährschaft“ zu denken, wovon doch hier dem Zusammenhange nach keine Rede sein kann. — Das nun folgende Cap. 16 fehlt bei Pertz, so wie es auch in den beiden älteren bayerischen Landfrieden a. 1244 u. 1255 kein Vorbild hat. Es handelt von dem Beweise der Ersitzung, „der stillen gwer“, welcher seltene Ausdruck übrigens schon aus dem Schwabenspiegel bekannt ist, woselbst er in cap. 56. 57 (Lassberg) erscheint, so wie überhaupt die Rechtssprache des sog. Schwabenspiegels mit der Ausdrucksweise der bayerischen Landfrieden grosse Verwandtschaft zeigt, und die Vermuthung des Ursprunges des sog. Schwabenspiegels in Bayern nicht wenig verstärkt. Cap. 16 des Landfriedens v. 1281 lautet: „Swer stille gwer bringen wil an einem gut,

der sol nennen, welich gwer er bringe, eigensgwer oder leihgwer oder satzunggwer, und sol nennen sinen salman-  
ren und gewern, und da gescheh dann uber, das recht ist  
Eigensgwer (Besitz als Eigenthümer, *pro suo possidere*) ent-  
der egenlichen Gewere; die Lehenggewere ist die le-  
sehe Gewere der Spiegel und anderer deutschen Rechtsquellen.  
dortüber meine deut. Rechtsgeschichte 3. Aufl. p. 736. 738.  
Der Ausdruck „Satzungsgewere“, findet sich in dem Sch-  
spiegel und Schwabenspiegel nicht, so wie er überhaupt nur  
gefunden werden dürfte, obschon die Sache an sich, dass  
die Satzung (Verpfändung, Hingabe der Sache an den Gläubiger  
als Pfand) eine Gewere an derselben begründet, bekannt genug  
(Vergl. meine deut. Rechtsgesch. 3. Aufl. S. 862). Bemerkens-  
werth ist, dass hier auch die Innehabung einer Sache als Pfand  
eben so durch eine Ersitzung geschützt wird, wie die In-  
nehabung als Eigenthum und Lehen. Der „Salmanherr“  
der Herr d. h. Eigenthümer (*andor*), der durch *Sala* (*sahunge*)  
*vestitio* das Besitzrecht und die Innehabung der Sache auf  
andern (den dermaligen Besitzer) übertrug oder durch einen  
vertreter (Salman) übertragen liess und daher als *vestitor*  
Gewere, jetzt noch sogenannte Gewährre, auch zur Verthei-  
der Rechtsbeständigkeit des Besitzes des gegenwärtigen Inneh-  
verpflichtet ist. Im cap. 17, ebenfalls bei Pertz fehlend,  
neuer Zusatz im Vergleiche zu den älteren bayerischen Landfr-  
wird der wissentliche Käufer einer geraubten und gestohlenen  
vollständig dem Dieb und Räuber gleichgestellt und wie ein sol-  
bestraft. Diese Bestimmung ist strenger als die in dem main-  
Landfrieden K. Friedrichs II. a. 1235. c. 14 Pertz, Legg. 817,  
indem nach diesem der wissentliche Käufer der gestoh-  
und geraubten Sache im ersten Falle nur als Begünstiger bestraft  
und erst im Wiederholungsfalle mit gleicher Strafe wie der  
und Räuber belegt wird. In dem Landfrieden Wilhelms v.  
land von 1255 war ein solcher Fall auch nur mit arbiträrer Strafe  
(„*poena condigna*“) belegt (Pertz legg. I. 880 lin. 5). —  
Cap. 18 (Pertz c. 18: „unrecht herberge“) wird der, welcher  
„den andern mit gewalt herwerigt“ mit der Strafe des  
zweifachen Ersatzes (*zwigult*) bedroht. Es ist hierunter, wie  
bayerischen Landfrieden v. 1244 c. 20, u. v. 1255 c. 23 mit  
die *violenta hospitatio*, d. h. das unbefugte Erzwingen einer  
herbergung und Bewirthung (*herberga*, *mansio* u. s. w. der  
lingischen Zeit) zu verstehen. — Cap. 19 (Pertz 14 „von  
tern“) handelt in etwas undeutlicher Fassung von der Bestrafung  
des „*futern*“, d. h. Futter für das Vieh auf dem Grundstück  
eines anderen holen. Wird der Thäter hierbei ergriffen („*gevestet*“,  
d. h. fest genommen) so muss er dem Richter ein Pfund geben  
den Schaden zweifach ersetzen. Hat es ein Knecht gethan, so  
muss sein Herr („*wirt*“ bei Pertz: „*wert*“) die Hälfte jenseit



Busse bezahlen, wenn es mit seinem Wissen geschehen war. — Ohne Vorbild in den beiden älteren bayerischen Landfrieden ist sodann c. 20. (Pertz c. 15: „muntleut“). „Es en sol nieman drien munt man haben oder er ist friedbrech“. Eine solche Bestimmung zeigt schon K. Friedrich's II. mahazer Landfrieden v. 1235 c. 9; Pertz, Legg. II. 315: „Muntmannos etiam (nämlich wie die Pfahlbürger) *ubique penitus cessare iubemus*“. Näher steht aber der Fassung in dem bayerischen Landfrieden von 1281 die Bestimmung in dem Privilegium K. Friedrich's II. für Nürnberg a. 1219 c. 8, bei Goldast, coll. Const. Imp. I. p. 291: „*quicumque civis fecerit se alicujus muntman, tam civilis ille, quam qui hoc modo receperit eum, gratiam nostram demeruit* (d. h. ist in der Acht) *et in utroque pax non violatur*“. — Cap. 21. (Pertz c. 16 „geleitte“), wonach niemand Geleit (*conductum*) geben soll, als der „Lantherre“ (Landesherr, d. h. der Herzog) oder der, „dem er ez bevilhet“ d. h. befiehlt, ist aus den Landfrieden von 1244. c. 45. u. 1255. 89 genommen. Dasselbe gilt von cap. 22. (Pertz, c. 17 „diabiges gut“). „Daz swem (Pertz: „swem man“) diabiges gut finden wirt, der scheub daz, als recht ist, unde velfur den scheub, als recht ist“. Diese für die Erklärung der ursprünglichen Bedeutung des auch im Schwabenspiegel mehrfach und schon in mehrfacher Bedeutung erwähnten „rechten Schubes“ wichtige Stelle, die in dieser Isolirung kaum verständlich und auch von mir in meiner deut. Rechtsgeschichte in einem anderen, als ihrem, wie sich nun ergibt, eigentlichen Sinne zu erklären versucht worden ist (vergl. meine deut. Rechtsgeschichte 8. Aufl. p. 959), ist, erhält nun ihre Aufhellung durch die entsprechenden Texte in den bayerischen Landfrieden von 1244 und 1255, wovon sie sich als ein übermäßig gekürzter Auszug darstellt. Vgl. Ldfrd. a. 1244 c. 57: „*De furtis: Item quicumque res sibi subtractas apud alium deprehenderit, et ille se auctorem habere asserit, hunc iuramento in instanti nominat sine dolo, et secure ipsum in suis expensis illuc ducat et reducat*“. Ldfrd. a. 1255. c. 48. „*Bi swem man sin gute vindet, dez in verstolen ist, bintet er sinen gewern, er sol des swern, das er in menne an ubel liste, und sol den der daz gut floren* (lies: „verloren“) *hat, hintze sinem gewerem fur (führen) an schaden, und herwider*“. Der Sinn ist also: „Wenn jemand seine, ihm gestohlene Sache bei einem anderen findet (begrift), so muss der Besitzer derselben, wenn er behauptet, redlich die Sache gekauft zu haben, sogleich und auf der Stelle (das „*sine tangano*“ der Lex Salica; vgl. meine deutsche Rechtsgeschichte p. 868) den Autor benennen und ohne Arglist beschwören, dass der Genannte sein wirklicher Autor sei, und muss auf seine Kosten den Vindicanten zu dem benannten Autor und wieder zurück bringen. Es ist dies in allem wesentlichen genau derselbe Rechtssatz, wie ihn der Sachsenspiegel II. 36 unter gleichen



Voraussetzungen unter der Bezeichnung des ziehen (tzen) auf Geweren vorträgt. Der Scheub ist sonach hier der Zug auf Geweren, so wie auch sonst scheuben, schieben, schieben dem Schwabenspiegel in der Bedeutung von Schieben auf den Geweren bekannt ist. (Vgl. m. deutsch. Rechtsgesch. 3. Aufl. p. 769). Das Vollführen des Scheubes, wie Recht ist, besteht nun in dem, wie die beiden bayerischen Landfrieden v. 1244 u. 1255 angeben darin, dass der Beklagte den gedachten Eid leistet, und seine Kosten den Vindicanten zu seinem wahren Autor hin zurückbringt. Es stellt sich somit heraus, dass noch bis gegen Ende des XIII. Jahrhunderts keine Verschiedenheit des Verhältnisses bei der sog. Vindication der gestohlenen und geraubten Sachen zwischen den Ländern des sächsischen und des bayerischen Rechtes statt und dass namentlich noch im J. 1255 auch nach der bayerischen Praxis, wie nach der sächsischen, der sog. Vindicant mit dem Beklagten zum benannten Autor hinreisen musste. Es ist dies umso mehr bemerkenswerth, als der Schwabenspiegel (Lassberg) dagegen schon die Stellung des Autors durch den Beklagten vorschreibt, wie dies nach römischem Rechte zu geschehen sollte. (Vgl. meine deut. Rechtsgesch. 3. Aufl. p. 769). Erwägt man, dass der regensburger Landfriede v. 1281 zwar den Scheub, das Ziehen auf den Geweren noch nennt, aber nicht mehr anzeigt, worin er besteht, d. h. wie er auszuführen ist, sondern nur anordnet, dass er geschehen solle „als recht ist“, so mag wohl die Vermuthung nahe liegen, dass der Verfasser des Schwabenspiegels, der überhaupt stark aus dem römischen Rechte schöpfte, wie ich in meiner Rechtsgeschichte 3. Aufl. p. 107 u. flg. nachgewiesen habe, den regensburger Landfrieden v. 1281 bereits vor sich hatte, und von dessen kurzer Anweisung, den Scheub, d. h. das Ziehen auf den Autor, zu vollführen „als recht ist“, sofort Anlass nahm, die römische Lehre von der Stellung des Autors hier einzuschieben. Zieht man dabei noch weiter in Betracht, dass überhaupt die eigenthümliche Rechtsprache des regensburger Landfriedens v. 1281 sich in dem Schwabenspiegel wieder findet, z. B. die Ausdrücke: „stille gewer, busse (anstatt was) des Richters, dem richter entpristen, notnunft u. s. w.“, möchte hiermit vielleicht ein Fingerzeig zur näheren Bestimmung der Entstehungszeit des Schwabenspiegels gegeben werden, der um so mehr Beachtung verdienen dürfte, als sich auch an gar manche in dem Jahre 1281 oder nahe um diese Zeit aufkommene Rechtssätze in dem Schwabenspiegel nachweisen lassen, dessen älteste bekannte Handschrift mit festem Datum (der Lassberg. Codex) das Jahr 1287 zeigt, wie z. B. die Umbildung des Begriffes von Semperfrei (des alten *homo synodalis*) in dem Mainberger und mainzer Landfrieden K. Rudolph's zum Hochmeister (dem Höchstfreien des Schwabenspiegels), worauf ich in meiner deut. Rechtsgeschichte 3. Aufl. p. 661 hingewiesen habe. Auch

die schon von G. L. v. Maurer, in seiner Schrift über Ruprecht von Freisingen mit guten Gründen vertheidigte Ansicht, dass nicht Schwaben, sondern Bayern, das Vaterland des ohnehin nur willkürlich seit dem XVI. Jahrhundert zum Schwabenspiegel umgetauften Kaiserrechtes sei, erhält durch die Hinweisung auf seine Beziehungen zu dem regensburger Landfrieden v. 1281 eine weitere und wohl nicht unwesentliche Unterstützung. — Cap. 28. (Pertz, c. 18: „unrechte mazze“), von unrichtigem Maasse und der Strafe des unrechten Messens handelnd, ist den Landfrieden v. 1244 c. 77 und v. 1255 c. 53 nachgebildet; desgleichen c. 24 (Pertz, c. 19: „nahtprant“) von Bestrafung dessen, der wissentlich („mit seiner gewizzen“) einem „nahtbrenner“ d. h. natürlichen Brandstifter, in seinem Hause Aufenthalt gibt (vergl. den Landfrieden v. 1244 c. 86; v. 1255 c. 67); eben so c. 25 (Pertz, c. 20: „panholz“) von Strafe derjenigen, die in Forsten oder fürstlichen Wäldern („panholzen“) unbefugt Holz holen (vergl. Ldfrd. a. 1244 c. 88; a. 1255 c. 68). — Als neue Einschubung erscheint dagegen c. 26 (Pertz, c. 21: „Schützen“), worin einem jeden Manne verboten wird, Schützen, d. h. mit Schiesszeng bewaffnete Diener, jetzt sog. Jäger, mit sich herumzuführen, wenn er nicht 30 Pfund Gult hat, oder ein Richter ist. (Dass hier unter „gult“ (Geld) ein jährliches Einkommen, *reditus*, zu verstehen ist, erhellet aus dem Landfrieden v. 1244 cap. 46. vergl. mit Landfrieden v. 1255 cap. 40). Wer solche „Schützen“ ergreift, soll ihnen „hengest und armbst“ (Pertz, „pfärde, d. h. Pferde und „armbrust“) nehmen, und sie als schädliche Leute an das Gericht abliefern. — Neu ist auch im Landfrieden v. 1281 das cap. 27 (Pertz, c. 22: „Eigenleut“): „Swer einen man ouf sinem gut hat, swes er si, der sol im dhein leit (kein Leid) tun, und sol in ze lihtmesse (Lichtmess) wider vordern, an (ohne, d. h. aber, ausser) zitlichen dienst sol er im tun“, — Die folgenden fünf Capitel sind wieder aus den Landfrieden v. 1244 und 1255 genommen. Cap. 28 (Pertz, c. 23: „totslach“): „Swer einen menschen ze tod sleht, da sol man uber rihten als reht ist“ — ist eben so eine Abkürzung aus den Ldfrd. a. 1244 und -a. 1255, wie wir einer solchen schon oben c. 22 (vom Scheub) begegnet sind. Vgl. Ldfrd. 1244. c. 16: „De homicidis: item, qui hominem occiderit, pro eo capite plectatur, nisi tertius quod se defendendo fecisset, probaverit“; und Ldfrd. 1255 c. 18: „Swer einen menschen ze tode sleht, dem sol man das houbt abslahen, er muge dann selb dritte mit den genanden das bewaern, das er ez notwernd (aus Nothwehr) hab getan“. Hier werden also ausdrücklich „Genannte, *nominati*“ in dem oben bei Cap. 6 gegebenen Sinn, als Eideshelfer zum Reinigungsseide erfordert (im Gegensatze der „nächsten besten“) wie dies zu diesem Behufe schon die *Treuga Henrici* a. 1230. c. 12 vorschrieb. — In c. 29 (Pertz c. 24 „umb burge“) tritt eine kleine Fortbildung des

älteren Rechtes hervor. Die Landfrieden v. 1244 c. 46. u. c. 40 hatten nur bestimmt, dass niemand eine Burg (*castrum*) *nimen*) hatten solle, der nicht 30 Pfund Einkommen habe. — heisst es dagegen weiter: Es soll niemand eine Burg haben, habe sie denn ohne des Landes Schaden. (Landschaden erst mehrfach noch als Bezeichnung alter ritterlicher Burgen, z. B. Neckar bei Neckarsteinach, auch als Namensbezeichnung ritterlicher Familien). Geschieht ein Schaden darauf, so ist der Herr der Burg in der Acht, oder er „bessere“ (leiste Ersatz), als er ist. — Auch Cap. 30 (Pertz 25: „herwenger“, lies: „herbergen“): „Ez sol nieman in der grafenschaft mer herwergen, se recht sol“ erhält seine Erläuterung aus den früheren Landfrieden. Vergl. Ldfd. 1244 c. 49. *„De pernoctationibus. Item nullus comes vel iudex in suo iudicio sepius preter voluntatem inhabitantium, nisi anno, semel in hieme, bis in estate (aestate), ita ut in millicatio (et in molendino duo) in hoba unus equus pabulatur; si magis violat“*. Ldfd. 1255 c. 42: *De herberga*: „Ez sol obain gader siner grafenschaft uber der lute willen mer herbergen, danne daz in dem iar; se einem mal in dem winter und zwir in dem summer und sol danne die hub ein pfert futern, und der mairhof ein mal zwai. Swer das ubergriffet der ist fridebræche“. Es schliesst sich also diese Stelle an das alte karolingische Gebot an, dass der Graf die Leute nicht durch übermässiges Halten von *placitis* drücken und nicht öfter als 3mal im Jahr ein *generale placitum* halten solle (Vergl. 2. B. Pipin, reg. cap. a. 802. c. 21. Pertz, Leg. 165. Ludov. Pil. cap. a. 816. c. 3; a. 829 c. 5; *ibid.* L. 1658). Nur wenn der Graf zu diesen drei *placitis* erschien, hatte er das Recht der Beherbergung und Zehrung (*herberga*, *maius gisti etc.*) anzusprechen, ausserdem nicht. Man sieht hier deutlich, dass gerade dieses *herbergare* des Grafen und seiner Gefolges als das Drückende vom Volke empfunden wurde. — Cap. hat bei Pertz keine entsprechende Stelle. Es heisst auch wieder nur auszugsweise: „Umb notnunft sol man rittern dem alten recht“. Das alte Recht enthält der Landfriede v. 1244 c. 52: *„De coitu violento: Item si quis commiserit raptum vel cuiuslibet mulieris bonae famae et de hoc cum VII honestis et eunque conditionis testibus convictus fuerit, vivus seipsum non expurgaverit se cum tribus nominatis, si prius cum ea dormierit“*. Hier erscheint in einer Stelle vereint der Gegensatz „Nächsten Besten“ als Zeugen beim Anschuldigungsbeweis, der Genanten als Eideshelfer beim Reinigungseid. Eigentümlich ist es, dass hier der Beweis des Umstandes, dass die angeblich Nothzuchtige schon früher dem Angeschuldigten vertraulichen Umgang gestattet hatte, als genügender Grund erklärt wird, um die Anklage auf Nothzucht bei späterer Gelegenheit auszuschliessen. Der Landfriede von 1255 zeigt keine correspondirende Stelle. Der Landfriede von 1261 griff also hier wirklich wie er angibt, auf die

alte Recht zurück, und dies ist ihm also der Landfriede von 1244. Das Wort „notnunft“ erscheint schon in der Rubrik der L. Frisio-  
sam tit. VIII „de notnunfti“, hat aber daselbst nur die all-  
gemeine Bedeutung von Vergewaltigung, Gewaltthat, *vis*, überhaupt.  
Im Schwabenspiegel (Lassberg, c. 254 und c. 311 wird  
aber „notnunft“, wie in den bayerischen Landfrieden, in dem  
Sinne von Nothzucht gebraucht und ebenso, wie in diesen, mit  
der Strafe des Lebendigbegrabens bedroht, so dass auch hier die  
Nachbildung der bayerischen Landfrieden unverkennbar ist. — Cap. 32  
(Pertz c. 26 „von untriwe“) ist ebenfalls nur Auszug aus den  
viel reichhaltigeren älteren beiden Landfrieden. „Swer sin triwe  
an sinem rechten Herren brichet, an im selben, an sinen chinden  
und an sinen burgen, der ist in der achte vnd sol es der herre  
nemen an sinem leyb vnd an sinem gut“. Vergl. Ldfd. 1244 c. 82:  
*„Si quis violaverit fidem domino suo, cuius est, in his, quae sunt  
contra personam vel res vel honorem suum, et de his convictus  
fuerit cum VII. militaribus, si est de genere militari, vel  
cum rusticanis, si est de genere rusticano, ille infamie et  
exlex iudicabitur et erunt filii ejus harpiani (lies: „orphani“) et  
uxor sua vidua et feoda vacabunt“*. Ldfd. 1255. c. 64: „De per-  
fidis“ Swer sine triwe brichet an sinem rechten herren an sinem libe  
oder an sinem gut oder an sinen eren (Ehren), wirt er des über-  
wunden mit siben, di von ritters ewerchen sint, ob er selbst  
von ritters ewerchen ist, oder mit siben gebourn, ob er selb  
ein gebour ist, der sol rechtlos und eles sin und sin hausfrawe  
witwe, sinia chint waisen und elliu (alle) sinia lehen ledich“. Hier  
steht „von ritters ewerch sein“ gleichbedeutend mit dem  
Ausdrucke im Sachsen- und Schwabenspiegel „von ritters art  
sein: „ewerch“ (Eh-werck) bezeichnet insbesondere die eheliche  
Abstammung. Gerade so, wie in den Rechts-Spiegeln des XIII. Jahr-  
hunderts wird hier der Bürgerstand ganz übergangen, und nur  
Ritter und Bauer werden als Geburtsstände einander gegenüber  
gestellt. Dasselbe ist auch, wie oben gezeigt wurde, in Cap. 9 (6)  
des Landfriedens v. 1281 der Fall, wo nur von der Heimsuch eines  
edlen Mannes und eines Bauern die Rede ist, die Heimsuch  
in einem Bürgershaue aber ebenfalls nicht erwähnt wird. „In-  
famis“ im Landfrieden a. 1244, wird im Landfrieden v. 1255  
ganz dem Sprachgebrauche jener Zeit gemäss mit rechtlos, d. h.  
eidesunfähig, „*exlex*“ aber mit „elos“ d. h. ausser der Ehe, dem  
Gesetz stehend, übersetzt. Vergl. über diese Ausdrücke meine  
Rechtsgeschichte 3. Aufl. p. 968. Auch werden hier die Wirkungen  
der Achterklärung ganz genau den alten Achtungsformeln ent-  
sprechend aufgeführt (vgl. meine Rechtsgesch. 3. Aufl. p. 956.).  
Neu eingefügt ist cap. 83 (Pertz o. 27 „unrecht wandel“)  
„Swelich rihter den Frid (das Landfriedensgesetz) und die Sätz mit  
den wandeln (d. h. die gesetzlichen Bestimmungen über die Grösse  
der Bussen) übergreiffet, der sol dem herren (d. h. Herzog), von

dem er das geriht hat, zehen pfunt geben und sol dem schade der zwigult gelten“. — Ebenfalls neu zugesetzt sind c. 34. — Cap. 34 (Pertz c. 28 „umb eygen leute): „Swer daz daz sin laevt innimt, die er in nutz und in gwer hat (gehabt), die sol er im wider antwortten und sol im dirre (daz reht dann davon tun (d. h. schwören, dass sie seine Leute sind); die gwer an den laeuten sol er behaben (d. h. bezeugen = erweisen, darthun) mit zwein (d. h. mit seinem Eid dritt). Bei Pertz fehlt das Wort „davon“. Derselbe rechtliche Gedanke liegt dem Sachsen-sp. III. art. 32. §. 6, und Schwabensp. (Lassbg.) c. 294 zu Grunde; „Swer die gewere hat an einem manne, die mut ine mit mereme rechte vertügen (Schwören) „sinen gezing leiten“) denn iene, die ir darvet“. — Cap. 35 (Pertz c. 29: „umb ban“). Swelich graf, frei oder dienstmann, der in offen banne ist, den soll man in die acht (echt) tun; ex aber ein ander man, so sol man in über sechs Wochen in die acht tun; und swer als lang in der acht ist, als da vor verban geschriben ist, ouf den gevellet ze gelicher wis der ban“. Derselbe Grundsatz, dass derjenige, welcher eine gewisse Zeit in Kirchenbanne ist, ohne sich daraus zu ziehen, in die Acht verban werden soll, und umgekehrt, findet sich schon in früheren Rechtsquellen und im Sachsen- und Schwabenspiegel (vgl. meine Rechtsgesch. 3. Aufl. p. 949); eigenthümlich ist hier nur die Unterscheidung hinsichtlich der Zeiträume, nach den Standesklassen. Cap. 36 (Pertz 30, 31 „von hantfrid“) ist dagegen entnommen aus den beiden älteren Landfrieden von 1244 u. 1255 hergegangen. Es ist hier die Rede von den Rechtsfolgen, welche eintreten, wenn zwischen zwei Feinden ein Frieden gemacht und von einem derselben gebrochen worden ist. Dieser vertragsmässige gelobte Frieden heisst im Ldfd. a. 1244 c. 1 „treuga mannes“, in dem Ldfd. v. 1255 c. 1. und 1281 c. 36 in buchstäblicher Uebersetzung „hantfrid“ d. h. mit der Hand (Handschlag-Eid) gelobten Frieden, womit auch ebendasselbst als Synonym schon im lombardischen Rechte (Luitprand, c. 42) vorkommt. Das Wort „treuga“ (trewa, frz. trêve) gebraucht wird, dem entspricht wieder der Ausdruck „firma fidelitas“ in dem Rubrum des *capitulum Henrici imp. IV. contra deprædatores et sceleratos regni* a. 1081 (Pertz, Legg. II. 53) als wort- und sinnergänzende Uebersetzung entspricht. Wer einen solchen „hantfrid“ bricht, kommt in die Acht (Ldfd. a. 1244: „exlex iudicetur“, Ldfd. v. 1255: „sol rehtlos und elos sin“; Ldfd. 1281: „sol in der acht

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR

## Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte.

(Schluss.)

Die beiden erstgenannten Landfrieden beschreiben die Wirkung der Acht hier abermals speciell, dahin, (Ldfd. a. 1244): „*ita ut nec sententia nec expurgatio eius deinceps super aliquem admittatur*“; (Ldfd. 1255): „also das weder sin urtail noch sin beredung (d. h. seinen Reinigungseid) furbaz nieman vernem“ d. h. er darf weder im Gerichte Urtheil finden noch einen Reinigungseid schwören, was auch als gemeinrechtliche Wirkung der Achtung bekannt ist (Vergl. z. B. Karol. M. cap. 809 c. 1. Pertz, Legg. I. 155; Frid. I. const. contra incendiarios a. 1187. Pertz, Legg. II. 174, lin. 34; Sent. reg. Adolphi a. 1297, ibid. II, 466. lin. 8. Der Ldfd. v. 1281 hält es daher auch wohl aus diesem Grunde für überflüssig, diese Rechtsfolgen ausdrücklich zu erwähnen, setzt aber dagegen zu: dass der Schaden „mit der zwigult“ ersetzt werden muss, wenn der Handfriedensbruch „an“ d. h. „ohne“ Todtschlag verübt worden ist; im anderen Falle soll die Strafe des Todtschlags eintreten und zwar neben der an den Richter fallenden Busse des Landfriedensbruches. — Alle drei Landfrieden enthalten sodann wieder gleichmässig die Vorschrift, dass der Verletzte, wenn er etwa „aus lib“ (Liebe) den Friedbrecher nicht verklagen wollte, von dem Richter zur Anstellung der Klage in 14 Tagen vorgeladen, und wenn er nicht erscheint, und keine ehehafte Noth (*legitimum impedimentum*) nachweisen kann, selbst die Strafe der Landfriedensbrecher erleiden, und der Richter das Recht haben soll, selbst selbtritt die Schuld auf den Friedbrecher zu bewähren, d. h. zu schwören, und von amtswegen seine Bestrafung zu betreiben. Es gab also nach dem altbayerischen Rechte bei Landfriedensbruchsachen einen gesetzlichen Zwang zur Anstellung der Klage; doch wurde, wie die drei Landfrieden übereinstimmend angeben, der Verletzte damit verschont, wenn er beschwor, dass er aus Furcht für sein Leben („vor vorhten seines libes“) sich nicht getraue, den übermächtigen Friedbrecher anzuklagen. Es erinnert diese, für den damaligen Rechtszustand sehr charakteristische Bestimmung an einen ähnlichen Satz im Cap. Karol. II. a. 873 c. 3, Pertz, Legg. I. p. 519 lin. 44: „*Et si talis est, quem aut parentes aut (alii) homines propter faidam* (d. h. aus Furcht vor Befehdung) *accusare noluerint aut ausi non fuerint, et cum malefacto* (d. h. mit der geraubten Sache) *comprehensus non fuerit et negaverit, iuret cum XII. Francis*“ etc. (sc. *juramentum purgatorium*). Wurde der Frieden aber von einem der Leute oder Helfer (*factores*) des einen Theils gebrochen, so wurde dem Herrn verstattet, zu schwören, dass dies ohne sein Wissen und Willen geschehen sei; er musste jedoch den Mann von sich thun („sich des

selben ouzzen“, d. h. entäussern) und durfte ihn nicht wieder nehmen, bei Strafe des Friedensbruches. — Uebereinstimmungen sodann in allen drei Landfrieden (Ldfd. 1244. c. 3. 4; 1255. c. 6. 7; Ldfd. 1281. c. 37. 38; Pertz, c. 32. 33) Bestimmungen über einige besondere Fälle, wie nämlich Personen, die unter sich einen Handfrieden errichtet haben, oder Freunde, die sich auf dem Wege begegnen („widervarent“) ihre Feinde, welche in diesem Handfrieden nicht begriffen sind, von Angriffen (anwigen, anweigen) abhalten („das underv“) und gegen denselben schützen sollen. Auch hier ist die Fassung der älteren Landfrieden vorzüglicher und verständlicher, als die des Landfriedens von 1281. Uebrigens war diese Bestimmung ein grosser Fortschritt in der Beschränkung des Fehdewesens. In Henrici IV. constit. pacis generalis a. 1103 (bei Pertz II. 60, lm 40) wird noch gesagt: „Si in via occurrerit inimicus tuus, si possis illi nocere, nocens“. — Aus dem Landfrieden von 1244 c. 6 und v. 1255 c. 9 ist sodann Landf. 1281 c. 39 (Pertz, c. 33) genommen, worin das Abbrechen („widerbieten, *renunciare*“) des Handfriedens vor Ablauf verabredeten Zeit untersagt ist. Gleichlautend gebieten sodann drei Landfrieden a. 1244 c. 7; a. 1255. c. 10; a. 1281 c. 39 (Pertz, c. 34), dass derjenige, der bei dem Abschlusse eines Handfriedens einen seiner Leute ausgenommen hat, diesen selbst nicht thun („ouzzen“) muss und ihm auf die Dauer dieses Friedens keine Hülfe gegen die Gegner leisten darf; desgleichen verbietet der Landfriede a. 1281 c. 41 (Pertz, c. 35) übereinstimmend mit dem Landfrieden v. 1244 c. 8 das Rächen des Bruches eines Handfriedens („geleidigt werden in dem handfride“, „ohne Klage“ d. h. durch Selbsthülfe; ferner verbietet Landf. v. 1281 c. 42 (Pertz, c. 35) nach den Landfrieden v. 1244 c. 5, a. 1255 c. 12 das Hülfeleisten aus Verwandtschaft oder aus Geld gegen den, mit welchem der Handfriede geschlossen war. — Cap. 43 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, c. 35) ist dagegen wieder nur ungenauer Auszug aus den älteren Landfrieden. Es lautet: „Die hertzogen noch die bischof, noch die richter sol dheim schedlich laent mit heirath an sich nemen, er sie bescherm des gesatzten rehtes, des gerichtes“. Weiter sagt der Landfriede v. 1244 c. 15: „de noxiis hominibus hominum dampnosorum vel proscriptorum nec das nec quicquam per contractum, resignationem feudorum contradictionem aliorum debet cum assumere, ut ab iure iudicii (= legis) liberet statutus“. Schon weniger genau ist dieser Satz wiedergegeben im Ldfd. 1255 c. 17: „Der bischof oder bischof oder chaim ritter sol dehein schedelich lute an sich nemen mit heirat oder durch widersagen ir lehen oder reht, das si damit überwerden der gesatzten reht des gerichtes“ (buchstäbliche aber widersinnige Uebersetzung von „iudicium“). Bemerkenswerth ist im lat. Texte (a. 1244) der Gebrauch des Wortes



für Ehe („heirath“). Es könnte dies daraus erklärt werden, dass Ehe ursprünglich wirklich soviel als Bund, Vertrag, bezeichnet. Uebrigens ist auch möglich, dass hier bei „contractum“ das Wort „matrimoniale“ ausgeblieben ist, und es nicht unwahrscheinlich, wenn man damit die Urk. v. 1218 im Wittelsbac. Bd. V. p. 16 c. 17) vergleicht, woselbst sich Konrad von Regensburg und Herzog Ludwig gegenseitig versprechen: „Item neuter eorum debet ministerialem alterius, etiam suam non habet“ (d. h. der von seinem Herrn gelehnt in Bann gethan ist) „sive per matrimonialem contractum sive quocumque modo assumere aut contra eum violententer agere“. Bemerkenswerth ist auch die Uebersetzung von „allo-“ durch „Freiheit“ in dem Ldfd. v. 1255. Es entspricht dem Begriffe des Allodes als frei eigenes Gut, soll aber auch zugleich den Begriff von *emunitas* ausdrücken, da hier nur die Auftragung solcher Güter die Rede ist, welche als geistliche und ritterliche Gutscomplexe besondere Berechtigungen (Immunitäten) genießen. — Wörtlich übereinstimmt sodann Landfriede v. 1281 c. 44 (Pertz c. 36: „umb eraise“) mit Ldfd. v. 1255 c. 83 und a. 1255 c. 20. (Vergl. auch Ldfd. 1244 c. 17). „offentlichen reiset (zur Befehdung auszieht) wider jeman, der hauptmann sol man enthaupten“. Der Schaden, der auf der Fahrt („durch warn, durich wart“, Pertz: „durch warn“) angerichtet wird, muss zweifach ersetzt werden. — Ebenfalls Übereinstimmung findet sich zwischen dem Landfrieden v. 1281 c. 45 (Pertz c. 37 „umb die achte“) und den Landfrieden v. 1244 c. 22. und v. 1255 c. 25. Es wird hier der auch sonst bekannte Rechtsatz vorgetragen, dass der Herr des Hauses dahin geflohenen Aechter fortzuhelfen berechtigt ist, aber nicht wird, wenn er ihn wissentlich bei sich behält. Hieran wird ferner die Zusicherung angeknüpft, dass ein Aechter aus der Haft gelassen werden soll, wenn er einen anderen Aechter „seinen Lehn oder undergenoz“, d. h. höheren oder geringeren Lehn, dem Gerichte ausliefert. — Cap. 46 des Landfriedens vom 1281 (Pertz c. 38 „offen pan“) findet sich zuerst im Landfrieden v. 1255 c. 29: „Dieweil ein man in offen banne ynd in der Acht, so en mag er dheim lehen weder geleihen oder empfangen. Nist ez darnuber, ez hat niht chraft“. Diese selbe Unfähigkeit Lehen zu geben und Lehenempfang zu empfangen erwähnen auch kaiserliche Concilien als Rechtswirkung der Acht, und bezeichnen es als „in actu legitimo carere“. (Vergl. meine deut. Rechtsgesch. Bd. I p. 970. 972). — Cap. 47 des Landfriedens v. 1281 (Pertz c. 39 „pfaffen riht“) lautet: „Dheim weltlich (weltlich) rihter nist dheim dincz dheim pfaffen niht rhten, er wend daz er rhtet von enem bischof“. Dieser Satz ist den beiden früheren Concilien eng nachgebildet, und schliesst seinem Wortlaut nach die Gerichtsbarkeit der weltlichen Richter über alle Geistlichen aus, während jene Landfrieden dies nur in gewissen Be-

ziehungen thaten; es ist aber schwerlich an absichtliche Erweiterung der geistlichen Freiheiten zu denken, sondern es liegt auch wohl nur eine ungenaue, etwas leichtfertige Redaction vor, auch sonst, wie vorstehende Nachweisungen mehrfach zeigen, der Abfassung des Landfriedens v. 1281 stattgefunden hat. Ldfd. a. 1244 c. 25 „*De clericis: Item nullus iudex secularis lenter de clerico [quantum ad personam vel spiritualia] nisi prius a suo episcopo fuerit degradatus. Postea sententia tante iudex circa ipsum procedat*“. Ldfd. 1255. c. 30: „werltlich rihter sol mit gewalt rihten von deheinem phafen an libe oder umb gaistlich dinch er were ê (d. h. zuvor) entsin sinem bischof“. Dem „*violenter iudicare*“ oder „mit gewalt richten“ entspricht noch jetzt der Ausdruck „scharfrichten“ (Scharfrichter) in der Bedeutung, eine Lebens- oder Leibesstrafe vollziehen. — Cap. 48 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, *Mon. Germ. Hist.* II. 1. 1. 48: „chlosterfride“): „Chloster, chirchen, vrethof (Freithof, Acker) widem, mul (Mühlen) suln gantzen frid haben. Swer daz griffet, der ist fridbraech“ stimmt mit Landfrieden a. 1255 überein; doch ist daselbst das folgende Capitel mit diesem zusammenggezogen. Im Landfrieden v. 1244 lautet das correspondirende Cap. 26: „*de molendinis. Item monasteria, cimeteria, molendina et apes in alvearibus suis secure consistent. Si ea invaserit, pacem violat*“. „Widem“ (Landfrieden c. 31 widen) oder „dos“ heisst jener eine *mansus*, der Kirche nach karolingischer Vorschrift zehent- und dienstfrei Ausstattung (Widmung, wideme) von der Gemeinde gegeben wurde, so dass, bevor dies geschehen, der Bischof die Kirche einweihen sollte. (Vergl. Karol. M. Cap. Ticin. a. 801. Pertz, Legg. I. 86; Ludov. Pii cap. eccles. a. 817. *ibid.* I. 207; a. 829. c. 4; *ibid.* I. 350). — Cap. 49 des Landfriedens v. 1281 (Pertz c. 41: „gartenfride“): „Swer den garten und boumgarten abhout, oder nahtes oder tages daruon stiehlt und impenvaz ouzbrichet oder dar ouz stilt, der ist fridbraech“ findet sich im Landfrieden v. 1255 c. 31 wie oben bemerkt, mit dem vorhergehenden Capitel zusammenggezogen, ebenso ist das Stehlen des „*impenvazes*“ (Bienenfass, Bienenstock, Imme, Biene) schon im Landfrieden v. 1244 c. 26 in demselben Capitel gestellt. Das correspondirende Cap. 27 des Landfriedens v. 1244 lautet: „*De pomeriis. Item nullus pomeria vel vineas execare presumat suo inimico, aut pacem violat*“. Es tritt hier unverkennbar ein öffentliches oder Landesinteresse an der Erhaltung der Baum-, Wein- und Bienenzucht hervor, weshalb selbst bei laubter Fehde diese Gegenstände nicht beschädigt werden durften, sondern für besonders befriedet erklärt wurden. Uebrigens findet sich schon in der *Lex Salica* (Herold): IX. der Beschädigung von Bienenstöcken und der Diebstahl von Bienenstöcken, *vas apium*, Mall. „*Olethardis*“ lies: „*Olechardis*“ vergleiche J. Grimm, *Malb. gl.* p. XXV.) und das Abhauen von Fruchtbäumen

ärten (L. Sal. Herold. XXVII. 2; Malb. „hortop-  
 ertobaum“), mit besonderen Strafen belegt, und eben  
 mete schon die *Constitutio Friderici I. de incendiariis* a.  
 die Beschädigung von Obstbäumen zu den Friedensbruch-  
 — Cap. 50 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, c. 42 „Fri-  
 rif“): „Ez ensol dhein rihtaer an dheimem geriht sitzen, er hab  
 Friedbrief bi im daentsch (deutsch) geschriben, oder er  
 dem herren, des rihtaer er ist (d. h. von dem er angestellt  
 auf pfunt“ findet sich schon im Landfrieden v. 1255 c. 32 in  
 der Fassung: „Ez sol chain rihter an dem geribte sitzen, er  
 an frid teusche bi ime gescriben oder er muz dem herzog  
 ant geben“. Weshalb in dem Landfrieden von 1281 von  
 en, anstatt vom Herzog die Rede ist, erklärt sich daraus,  
 damals in Bayern nicht ein Herzog, sondern die beiden  
 Ludwig und Heinrich regierten. In dem Landfrieden  
 1244 lautet der entsprechende Satz, c. 31: „*Nullus iudex iu-  
 rine prescripta forma-presideat, alioquin V talenta soluat*“.  
 Hr. Herausgeber bemerkt dazu, dass hier über „*forma*“  
 (Urkunde des Landfriedens) steht: „*teutonice*“. Dies ist offen-  
 ein späterer Nachtrag, der erst nach 1255, wo der erste deutsch  
 bayerische Landfriede errichtet wurde, gemacht worden  
 kann, wie auch mehrere andere dergleichen Nachträge im  
 Frieden v. 1244 deutlich erkennbar sind. Es ist daher kein  
 vorhanden, anzunehmen, dass, wie der Hr. Herausgeber  
 te, schon dem Landfrieden von 1244 eine deutsche Ueber-  
 ag beigelegt gewesen sei: mindestens ist dies zur Zeit durch  
 erwiesen. Uebrigens findet sich schon im ältesten bayerischen  
 die Vorschrift, dass der Richter das Gesetz im Gerichte bei  
 haben soll; L. Baju v. II. c. 15. §. 2: „*comes vero secum  
 iudicem, qui ibi constitutus est iudicare et librum legis,  
 per rectum iudicet de omni causa, quae componenda sunt*“.  
 Landfrieden von 1244, 1255. und 1281 beurkunden daher in  
 streicher Reihenfolge, dass derselbe Grundsatz sich fort-  
 in der Praxis der bayerischen Gerichte erhielt: nur traten  
 die Landfriedensbriefe an die Stelle der alten *Lex Baju-*  
*rum*. — Cap. 51 (Pertz, c. 43 „unrechte geide“): „Swer  
 draehen oder mit netzen oder mit strickchen (Pertz:  
 ken“) oder mit dheiner bereitschaft (d. h. irgend einem Ge-  
 ) foderwilt (Pertz: „daz wilt“) vaeht tages oder nahtes, und  
 oder sparbaer (Pertz: „spärber“) ersteiget (d. h. aus dem  
 nimmt), der ist ouz dem frid“ findet sich in einer noch mehr  
 Text bei Pertz, c. 43 ähnlichen Fassung im Landfrieden a.  
 c. 33: „Die mit draehen, mit strichen, mit netzen bi der  
 daz wilt vaeht, und habich und sparber erstigent, di sint uz  
 frid“. Im Landfrieden v. 1244 c. 33 lautet die entsprechende  
 : „*De venatione injusta. Item competitores, laquearii et  
 et accipitres de nidis accipientes et nocturni venatores erunt  
 in pacem*“. Man sieht hieraus, dass „geide“, in der Rubrik

bei Pertz c. 48 die Bedeutung von „*venatio*“ hat. (Noch ist „*Türsten-gjaid*“ in der Schweiz (Aargau) die gespenstische wilde Jagd; siehe Rochholz, *Schweizersagen*, Aarau Bd. I. p. 176; im lombard. Rechte, Rothar (Baudi) c. 22 *gaida* = *ferrum sagittae*. *Glossar. Matr.*). Eine ähnliche Schrift enthält schon der mainzer Landfriede K. Heinrichs a. 1108 (Pertz. I. 61 lin. 84): „*Si quis cum laqueo vel pedica, quam vulgo druch dicimus, silvestria animalia, cervos, hinulos (junger Hirsch; daher noch Hindin, Hirschkuh) (Gemsen), capreolos (al. reolos = Reh, Rehbock), lepores deperit, dominus suus omnia quae habet ei auferat, possessionem terrae in qua fera capta fuerit, manum eidem vel dimidiantem denariorum pro manu auferat*“. Die Bedeutung von „*drauche*, „*draenhe*, als *pedica*, d. h. Schlinge, worin der Fanger gefangen wird, auch sog. Sprengel, Dohne, Schnirre, Fessel, Eisen, steht durch letztere Stelle fest; das Wort gehört zu (plattdeutsch) *treken*, *trocken*, (ziehen, daher *dructis*, *druchte* u. d. h. der Zug) weil sich die Schlinge, wenn das Thier hereintrifft, zusammenzieht. — Landfrieden v. 1281 c. 52 (Pertz, c. 44: „*die rihte*“, d. h. der Mönche recht): Pfaffen, münichen (männlichen) wiben (weibern) sol man rihten nach aller ir chlag (Klage) vogtes vrag (d. h. auch wenn sie ohne ihren Vogt, mündlich klagen) und an furgezoch (ohne Verzug), swenn sie chlagen der frid an in (ihnen) zebrochen si“. Dieser Rechtsatz, der Landfriedensbruchsachen eine Ausnahme von der Regel macht, dass Frauenspersonen zu jeder Klage einen Vormund haben müssen (Sachsensp. I. 46; Schwabensp. Lassb. c. 75) d. h. ohne Mitwirkung ihres Vormundes klagen können, findet sich in dem Landfrieden v. 1244 c. 42 und v. 1255, c. 35. — Landfrieden v. 1281 c. 52: (Pertz c. 45: „zu gerihte an nach“) „Ez sol nieman zu des rihters noch zu des grave riht chomen mit harnasch oder mit armsten (Pertz: *armst*) oder er sol dem graven oder dem rihter zehen pfunt geben“ (den Landfrieden v. 1244 c. 47; v. 1255 c. 41 herübergestellt lautet aber im Landfrieden v. 1244 c. 47: „*De armis in plerumque nullus ad placitum comitis vel iudicis armatus veniat, nisi voluntate ipsius, alioquin in continenti humilietur*“ mit dem Zusatz, das „*humiliare*“ erläuternden Zusatze: „*et X. talenta*“). Landfriede v. 1255 c. 41: „Ez sol nieman ze des graven noch des rihters taiding an sin urlup gewaffnet chomen oder er sol dem graven oder dem rihter zehen pfunt geben“. Uebrigens ist dies eine Erneuerung einer vielfach wiederholten karolingischen Schrift (vergl. z. B. Karol. M. cap. Aquis. 806. c. 1, Pertz, I. 146: „*Ut nullus ad mallum vel ad placitum infra potest arma i. e. scutum et lancea portare*“). — Landfriede a. 1281 c. 46 (Pertz c. 46: „umb aisch“): Swer aisch oder weisung hat wil, der sol des swern, daz er si an ubel list hab“. Vgl. Landfrieden v. 1244 c. 52: „*De weisunge*“. Item quicumque vult

*ostensionia habere, quod vulgo dicitur weisung, vel inquisitionem, quod vulgo dicitur aische, iurare debet, quod sine dolo vel fraude fiat*“. Landfriede v. 1255: „*de inquisitione et ostensione*“: „Swer eichs (lies: eisch) oder weisung haben wil, der sel des swern, daz er si hab an ubel list“. Die „Weisung, ostensio“, von welcher hier die Rede ist, ist eine Art Einweisung („inweisung“ im Sachsenspiegel) des Vindicanten oder neuen Erwerbers eines Gutes, oder eines Gläubigers, der sich in den Besitz eines unbeweglichen Gutes seines Schuldners (als Pfandobject) setzen will; sie erscheint auch anderwärts z. B. in einer (noch ungedruckten) Ebersheimer Dinghoferneuerung v. 1612 unter dem Namen des „*ocugen*“, (von Aug, *oculus, ad oculos demonstrare*) und bedeutet das Bezeichnen des Grundstückes durch Hinweisen mit der Hand, wie dies auch bei der römischen *traditio longa manu* stattfindet. Die „aisch, eisch“ [heisch] ist ein richterlicher Befehl (heischem = befehlen) überhaupt, hier in der Bedeutung eines Zugriffsbefehles auf die Güter des Schuldners, wobei eine „*inquisitio*“, d. h. ein Auswählen und Abschätzen der abzurufenden beweglichen Sachen stattfindet, wie dies schon die *Lex Salica tit. de fide facta* (Herold.) LIII. §. 3 zeigt, und nach ihr der Graf mit Zuziehung von sieben Rachimburgen vorzunehmen hatte. Die Forderung eines Eides vor Gefährde, d. h. dass der Impetrant nicht aus „ubel list, dolo malo, malo ingenio“ einen derartigen richterlichen Befehl begehre, ist uralt, und tritt ähnlich schon in der merowingischen Zeit, in der Executionsordnung Chilperich's (a. 561—581, Pertz, Legg. II. p. 11), woraus der oben angeführte Titel der *Lex Salica* geflossen ist, in der Form des „*ponere super fortunam suam*“ hervor, d. h. es musste der Impetrant die Uebernahme alles etwa aus dem richterlichen Zugriff erwachsenden Schadens auf sein Vermögen d. h. Ersatz geloben und verbürgen, für den Fall, dass sich zuletzt seine Forderung doch noch als eine unbegründete herausstellen sollte (vgl. meine deut. Rechtsgesch. Aufl. 3. p. 878). — Landfrieden v. 1281. cap. 55 (Pertz c. 47: „*umb phandunge*“), „Swer den andern pfendet ohne vronpote, der ist fridbraech“ findet sich schon im Landfrieden a. 1244 c. 9; v. 1255 c. 47, und ist auch nur eine wiederholte Einschärfung eines uralten schon in der merowingischen Zeit nachweisbaren Rechtssatzes (Chlodovech cap. 10, bei Pertz, Legg. II. 11; Lex Bajuvar. tit. XII. c. 1. §. 1; vgl. meine deut. Rechtsgesch. 3. Aufl. p. 841). Eine Ausnahme hiervon wird in dem Landfrieden v. 1281 c. 67 (Pertz c. 59) als neuer Zusatz nachgeschoben, der in den älteren bayerischen Landfrieden kein Vorbild hat: „*Es pfendet ein iglich man sinen holden und sinen hindersatzen (Pertz: hindersassen) wol an (ohne) vronboten umb sinen sine und um sin gült*“. (Eine ähnliche Bestimmung enthält der Landfriede K. Albert's I. a. 1301, bei Pertz, Legg. II. p. 376). — In dem „holden“, welches Wort bei Pertz fehlt, tritt der alte lombardische (und bayerische) *aldio* hervor. —

Landfrieden a. 1281 c. 56 (Pertz c. 48: „umb loter“) terpfaffen mit langem har und spillaeut sint ouz dem fride. Erläuterung, was unter „loterpfaffen“ und „spiellaent“ zu verstehen sei, gibt der Text im Landfrieden v. 1244 c. 61: *vagis et hystriionibus. Item clericos tonsuram layca (weltlichen Haarschnitt) deferentes, videlicet vagos et etiam istriones, mulieres secum in provinciam ducentes et quolibet lutores, nisi in parrochia sua innatos, ponimus extra pa*. Aehnlich sagt Landfrieden 1255 c. 50: „Loterpfaffen mit dem gen hare und spilleut, die diu wip mit in furent uzerhalb ir diu sint uz dem fride“. Aehnlich steht in den Polizeiverordn. des Herzogs Heinrich für die Stadt Landshut v. 1256: „*Lotricos omnimodo vagas* (lies: *vagos*) *scolares* (fahrende *cum longa coma inhibemus. Hospitantes illos preter solam in libra dampnamus*“ (Monum. Wittelsbac. p. 156). Der Ausdruck Loter, Loder, Luder, für Vagabunden, findet sich auch mehrfach in den Rechtsquellen (vgl. mein Werk: das alte bair. Recht als Quelle der Carolina, Heidelb. 1839. p. 119). Die Spieler (Schauspieler) erscheinen auch schon in dem Sachsensp. §. 9 als Rechtlose (vgl. meine deut. Rechtsgesch., 3. Aufl. p. 970). Die „*ioculatores*“ erschienen schon in der karolingischen Zeit. Die Bezeichnung „*caucleatores, cocleatores, coclearii* (Gaukler)“, „*cotiones*“ (d. h. Guzler, Synonym von Gaukler mit der Bedeutung Vagabund, Gauner; vgl. Osenbrüggen, den Rechtsalterthümer aus der Schweiz, Zürich 1858. p. 4). — Landfrieden v. 1281. c. 57 (Pertz, c. 49: „mulner mar Swelich mulner (Müller) mer nimt dann daz drizzigst teil, dem rihtaer geben zwen vnd siebenzich pfenning“, ist aus Landfrieden v. 1244 c. 75 und v. 1255 c. 57 beibehalten. Cap. 58 des Landfriedens v. 1281 (Pertz c. 50 „Fridbrech ist aus dem Landfrieden v. 1255 c. 56 genommen, welcher dabei das rubrum zeigt: „*de parvis damnis*“. In diesen Landfrieden heisst es: „Swer den andern ansprichet, daz er fride an im zebrochen hab umb ein dinch (ding), das uwer schilling ist (Ldfrieden. 1281 in den Monum. Wittelsbach. und liest: „sehs schilling der langen zivhet“) ze des libe (sol man rihten, ob er sich niht bereden mag. Ist aber das uwer sehs schilling, so soll er sich selb dritte bereden, oder sol den schaden zwivaltigen gelten). (Ldfd. 1255 c. 56 liest „zehen stund“ was „zehnfach“ bedeuten würde). Die Landfrieden v. 1281 fügen noch bei: „und muzz ez dannoch bereden (nämlich dem richter). Es muss hier sogleich auffallen, wie die Stelle im Landfrieden von 1255 c. 56 das Rubrum „*de parvis damnis*“ voranstehen kann, wo doch gleich zuerst von so grossen Beschädigungen die Rede ist, dass eine Lebens- oder doch Leibesstrafe eintreten soll. Vergleicht man aber den Text der Landfrieden von 1255 c. 56 und v. 1281 c. 58 (Pertz, c. 50) mit der entsprechenden Stelle im Landfrieden v. 1244 c. 77, so zeigt sich



deutlich, dass dieselbe ursprünglich einen ganz anderen Sinn hatte; dass aber der Landfrieden v. 1244 c. 77, wohl schon im Originale, oder doch in dem bei Redaction des Landfriedens v. 1255 gebrachten Exemplare, einen Schreibfehler enthielt, wodurch dessen Sinn undeutlich wurde, und dass man, anstatt diesen Schreibfehler zu verbessern, wie in den *Monumentis Wittelsbacensibus* Wittmann mit Glück gethan hat, leichtfertig den ganzen Satz umbildete, so dass er in der neueren Fassung (seit 1255) ganz etwas anderes sagt, als er ursprünglich sagen sollte. Der ursprüngliche Text in seiner verdorbenen Form lautete: 1244 c. 77: „*De expurgatione. Item quicumque alium impulsaverit (verklagt) pretendens pacis violationem, pro quacunque re VI solidos excessit vel secundum formam statutam* (d. h. nach diesem Landfriedensgesetze) *emendat vel se expurget. Si supra sex solidos fuerit, tertius se expurgabit vel dampnum decuplo restituat*“. Klar ist, dass hier der Nachsatz den schwereren Fall, wenn eine Sache über sechs Schillinge werth, geraubt worden ist behandelt: es musste daher im Vordersatze von dem Schaden bis zu sechs Schillingen gehandelt werden. Hiernach hat Wittmann richtig restituirt: „*pro quacunque re, [si] VI. solidos [non] excessit*“. Der Sinn ist hiernach folgender: Ueberschreitet der Werth der geraubten Sache sechs Schillinge nicht, so muss der Beklagte nach Maassgabe dieses Landfriedensgesetzes Ersatz leisten oder den Reinigungseid schwören („*se expurgabit*“), womit gemeint ist, dass er in diesem Fall des „*parvum damnum*“, wie es die Rubrik im Landfrieden 1255 c. 56 richtig bezeichnet, allein, ohne Eideshelfer (nach dem sonstigen Sprachgebrauche: „mit sein eins Hand“ sich reinigen darf. Dann tritt klar der Gegensatz im Nachsatze hervor: „Ist die geraubte Sache aber über sechs Schillinge werth, so muss er sich „*tertius*“, d. h. selbdrift, nämlich mit zwei Eideshelfern reinigen, wie dies auch sonst diese Landfrieden regelmässig fordern. Bei der Redaction des Landfriedens von 1255 wurde aber diese einfache Emendation zu machen übersehen, und aus Mangel an Verständniss des „*supra*“ im Nachsatze willkürlich in „*infra*“, d. h. unter sechs schillinge umgewandelt, und der verdorbene Vordersatz durch einen neuen Satz ersetzt, in welchem man die Gedankenfolge im Landfrieden v. 1244 geradezu umkehrend, zuerst von dem Falle handeln zu müssen glaubte, wo der Schaden über sechs Schillinge beträgt. Hiernach wurde dann consequent die Bedrohung mit der Leib- oder Lebensstrafe eingeschoben, es wurde aber doch dabei übersehen, zu bestimmen, wie denn, d. h. mit wie vielen Eideshelfern der Beklagte, wenn er läugnet, in dem schwereren Falle „bereden“ d. h. den Reinigungseid leisten solle; das Bereden selbdrift (*tertius*) wurde aber (unpassend) als nothwendig bei der geringeren Beschuldigung dargestellt, und somit war hier schon (1255) das alte klare Recht bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und blieb es auch in der noch unkritischeren Recension von 1281. Uebrigens ist auch der Satz „*vel damnum decuplo restituat*“, im Landfrieden v. 1244



e. 77 offenbar verdorben, was Wittmann übersehen hat. Es aber heissen „*de duplo restituit*“, was die regelmäßige Strafbusse in allen diesen Landfrieden ist, und wonach mit Hinzurechnung einfachen Betrages als Busse für den Richter (wovon schon gehandelt ist), die ganze Zahlung auf das Triplum steigt. Landfrieden v. 1255 c. 56 hat unverkennbar, ohne hierin Schreibfehler zu ahnen, das verdorbene „*decuplo*“ an sich getreu mit „zehnstand“, d. h. „zehnfach“, übersetzt. Man sieht gar zu augenfälligen Verstoß in den beiden Landfrieden 1244 und 1255 haben aber die Landfriedenstexte v. J. 1281 verbessert und die „zwivaltige“ Busse wieder in ihr altes eingesetzt. — Cap. 59 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, c. 57: „*paffen recht*“): „Dhein rihtaer noch dhein scherig noch dhein der man sol sich der paffen gut nach ir tod nicht underwilt gewalt an (ohne) sin bischof und sin techent (Dechant). Swer anders nimt, der ist fridbraech —“ findet sich im Wesentlichen Landfrieden v. 1244 c. 78 und v. 1255 c. 58. Der Schlichter heisst im lateinischen Texte v. 1244 c. 78 „*preco*“ (*praece*), welches Wort übrigens auch anderwärts bald in der Bedeutung *centenarius*, bald von Frohnbote oder Büttel gefunden wird. Cap. 60 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, c. 58: „*maul sleg*“): „Swer den andern rouffet (d. h. an den Haaren zieht) oder in das maul sleht, oder im einen baeul (Beule) sleht oder in den ohnutteln sleht, (se. doch so,) das er in niht wundet (wundet); sol im ein pfunt geben und dem rhyter zwen und sibentzig pfening, an (d. h. ausgenommen) div chint, div hinder (unter) fioren iaren sint, und an (ausgenommen) ob ein man oder ein froue erhalten slahent, an (ohne) messersleg vnd swertessleg vnd (ohne) wunden“. Der erste Theil dieses Satzes (bis zu dem W. „pfening“ ist aus dem Landfrieden von 1255 c. 61 übergegangen, das Uebrige ist neuer Zusatz. Im Landfrieden v. 1244 c. 68 lautet die betreffende Stelle: *Si quis aliam capillaverit, vel maxillam percusserit vel aliter sine vulnere, laeo litali et iudici LXXII. denarios solvat*. Die Unterscheidung von Handlungen durch Stockschläge ohne Verwundung (auch sogenannte trockene Schläge) im Gegensatze der Blutrünst) findet sich auch in der *Lex Saxonica* (Herold) *de vulneribus* XX. 8: „*Si quis ingru fuste percusserit, et sanguis tamen non exierit*“ etc. *Fusta* ist wie im ganzen mittelalterlichen Latein, der Knüttel, auch *colpus* (Kolben) genannt, der auch (gleichbedeutend mit *fovea* oder *noira*, als Symbol bei der *traditio* und dem *vadium* dient; daher auch ganz ohne Grund ist, wenn J. Grimm, Verrede zu Merkel's Ausgabe der *L. Saxonica* p. VII. hier an das althochdeutsche „faust“ (Faust) denken will. Die Ausnahme, welche hinsichtlich der Kinder unter 14 Jahren im Landfrieden v. 1281 gemacht wird, ist nicht von einer Straflosigkeit einer solchen Handlung zu verstehen, sondern davon, dass das Züchtigen derselben durch Schläge, auch wenn es von einem Dritten geschieht, nicht strafbar ist, wie dies auch

der Schwabenspiegel Lassb. c. 247 ausdrücklich sagt. Dass dies der Sinn dieser Stelle ist, ergibt sich insbesondere daraus, dass dieser Fall mit dem anderen, wenn ein Dienstherr oder eine Frau ihr Gesinde (ehalten) zum Zwecke der Züchtigung schlagen, zusammengestellt wird. Ehalten (Ehehalten) ist noch in Bayern gleichbedeutend mit Dienstboten, und bezeichnet einen Halten (*aldio*, *homo in obsequio*) durch Ehe d. h. durch Vertrag (*ex pacto*). — Cap. 61 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, c. 54: „von wunden“) Swer den andern wundet an lēm (ohne Lähmung eines Gliedes) der sol im für ighlich wunden ein pfunt geben, und dem rihter für die wunden alle ein pfunt. Man sol hant für die hant ablahen und ein lid für das ander“. Mit dieser Wortfassung stimmt der Landfrieden v. 1255 c. 62 überein: nur ist dasselbst nach dem worte „pfunt“ noch der Satz eingeschoben „oder man sol im di hant ablahen“. Ueber die alte Unterscheidung von Wunden und Leme (Lähmung, *magagna*, *maihemium* engl. *to maim*) vergl. meine deut. Rechtsgeschichte 3. Aufl. p. 944. Das auch in dem mosaischen Rechte aufgestellte Talionsprincip „Glied um Glied u. s. w.“ wird übrigens auch schon in der merowingischen und karolingischen Zeit in den germanischen Rechtsquellen angetroffen. So z. B. bei den Angelsachsen; Aelfred's Ges. c. 19; Lothar, I. cap. 825, c. 2; Pertz, Legg. I. 371. — Cap. 62 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, c. 54 „umb raub“): „Swer den andern roubet an (ohne) widerbot den er vor wol gegruzet hat, vnd sich des selbdritte mit den genanten niht bereden mach, dem sol man di hant ablahen und sol den schaden dreistund gelten; und der in darumb anspricht (der Kläger), der sol des swern, das er in nicht an-mutwille. Dieser Text reproducirt fast wörtlich den Landfrieden von 1255 c. 55; nur fehlt in diesem das Wort „vor“ nach „den er“, und steht anstatt „der sol des swern“, das synonyme: „und sol sich iener bereden mit dem eide“. Im Landfrieden von 1244 c. 84 lautet diese Stelle: „*Si quis spoliaverit aliquem sine diffidatione, quod dicitur widersagen, [quem bene salutaverit], et cum tribus testibus sibi adjunctis non poterit expurgare, manu mutiletur et dampnum triplo restituat, et qui impetit eum, debet iuramento probare, quod non in uannm (sic!) hoc (lies: hoc) est mutwille, impetit eum*“. Diese Stelle setzt das Gebot des „widersagen, widerbot, *diffidare*“, d. h. Aufkündigen des Friedens (der *fides*, *treuga*) aus den älteren gemeinen Landfrieden und Gotterfrieden des Reiches voraus, und bezeuget somit die fortdauernde praktische Geltung der Vorschrift im mainzer Landfrieden K. Friedrich's II. a. 1235. c. 5, dass jede Fehde um als eine rechte, gesetzlich zulässige, zu gelten, und um den Angreifer vor der Strafe der Infamie sicher zu stellen, vorher ordnungsmässig angekündigt sein muss. Hierauf geht auch der Ausdruck, „den er wol vor gegruzet hat“, d. h. dem er vorher die Fehde ansagen konnte, anklingend an das „kampflieh grüssen, kampflieh ansprechen“ d. h. zum Kampfe fordern des Sachsenspiegels I. 48. §. 1. Die lateinische Uebersetzung

im bayerischen Landfrieden v. 1244 c. 48 „*quem bene saluam*“ scheint nach Wittmann's Bemerkung, dass diese Worte über Zeile stehen, erst nach der Abfassung des Landfriedens von 1244 dessen Fassung sie genau entspricht, dem Texte des Landfriedens von 1244 beigelegt worden zu sein. Bemerkenswerth ist auch die Uebersetzung des „selbdritt schwören“ durch „*tribus testibus sibi adjunctis*“. Dem Wortlaute nach hätte also der Beklagte mit drei Eideshelfern den Reinigungseid zu schwören. Erwägt man aber, dass allgemein bei dem Eide mit mehreren Händen schwörende Hauptpartei selbst als „gettüge“ (*testis*) in der Sache bezeichnet und mitgezählt wurde (vergl. meine deut. Rechtsgesch. 3. Aufl. p. 889), so darf als sicher angenommen werden, dass zwischen den verschiedenen Texten der bayerischen Landfrieden hinsichtlich der Zahl der bei dem Reinigungseid erforderlichen Eideshelfer eine Verschiedenheit nur in der Ausdrucksweise bestand und auch unter der obigen Formel nur der Eid selbdritt zu stehen ist. So wie überhaupt in diesen Landfrieden zum Reinigungseide „*testes nominati*“ oder „genannte“ erfordert werden ist es auch in dieser Stelle der Fall, und geht das „*adjuncti*“ auf ein Ernennen derjenigen Personen, die mitschwören sollen, an den Richter, nach Einvernahme der Gegenpartei. Der Schluss dieser Stelle will sagen, dass der Kläger im vorliegenden Falle vor einem Calumnien-Eid schwören muss, dass er den andern nicht „*vannm*“, d. h. nicht aus Mutwillen (frivol, gegen besseres Wissen und Gewissen anklagt). „*In vannm impetere*“ ist ohne Zweifel verdorben aus „*in vanum impetere*“ d. h. eitel, im Sinne anmasslich, d. h. ohne gerechten Grund verklagen, sowie auch in den beiden Recensionen v. 1255 und 1281 „einen an-mutwillen“ für: „einen aus Muthwillen (d. h. frivol) anklagen“ steht. — In dem Landfrieden v. 1244 c. 85, und 1255 c. 66 reiht sich an diese Stelle als cap. 86, beziehungsweise cap. 67 das ebenfalls in der allgemeinen Reichsgesetzgebung (Friedrich's II. m. l. Landfriede a. 1235. c. 5) wurzelnde Verbot, die angesagte Feindschaft vor dem Ablauf von drei Tagen anzufangen; in der Recension von 1281 ist aber dieser Satz hinweggeblieben, wohl darum, dass man dies als selbstverständlich betrachtete, und überhaupt den Text zu kürzen sich bestrebte. — Cap. 63 des Landfriedens von 1281 (Pertz, c. 55 „verholen mezzzer, *cultri abscondit*“, „Swer mezzzer in der hosen oder anderswa verholn treit, wem man des inne, dem sol man di hant abslahen“, lautet in dem Landfrieden v. 1244 c. 98: „*Quicumque portauit cultellum secreto, mutiletur*“. In cap. 90 heisst es weiter: „*Item si quis deferat cultellum in hospitio vel in civitate, perdat cultellum, et talentum suum iudici vel marschalco, nisi domini ducis licentia fiat*“. Vergl. Landfrieden a. 1255 c. 69: „Swer genippen (knipen, engl. knife, nhd. kneif, jetzt noch das Messer der Schuster bezeichnend) mit stechmezzzer treit in cheiner stat oder in der herberge an der herzogen urlaub, er sol dem rihter oder dem marschalch ein pfand

geben und sol das mezzor flisen (d. h. verliessen = verlieren). Swer aber sogetaniu mezzor in den hosen treit (noch altbayerische Sitte) oder anderswo verborgen, dem sol man di hant ablahen“. Ueberdies enthält noch der Landfriede v. 1244 c. 68 ein besonderes Verbot des Tragen von Waffen wie „*thoraces* (Brustharnische) *vel ysenhut* (eiserner hut, Pickelhaube, Helm) *vel colliria* (Halsringe) *vel iuppas de pukramo* (Joppen, Jacken von Bockleder) für die Bauern, nebst einer Kleiderordnung für dieselben. — Cap. 64 des Landfriedens v. 1281 (Pertz c. 56: „chonen“): „Swer einem manne sin chonen (Pertz „sine chonen“) hinfurt, der ist in der acht“. Vergl. Landfriede v. 1255 c. 71: „*De raptu*: Swer dem andern sin chonwip hinvurt, den sol man lebenden begraben“. Landfrieden a. 1244 c. 92: „*Qui abducit uxorem alterius, vivus sepeliatur*“. Chonen ist überhaupt Weib, Frau, *quena*, in dem Rechtsbuch der Insel Gothland *quinna*, engl. queen. Pertz bemerkt zu dieser Stelle, dass die von ihm benützte Handschrift „sin echonen“ liest, woraus er „sine chonen“ gebildet hat. Echonen ist aber eine ganz gute Lesart, und bedeutet so viel als Ehe-frau, *uxor legitima* (so wie bereits oben etabern als *taberna legitima* nachgewiesen worden ist). Die Strafe des lebendig Begrabens findet sich, wie schon oben bei der „notnunft“ angeführt wurde, auch im Schwabenspiegel. —

Cap. 65 des Landfriedens v. 1281 (Pertz c. 57 „strozroub“): „Schahroub und strazroub sol deheinen aufschoub haben. Swen man damit begriffet da sol man uber rihten“. Die Rede ist hier vom gemeinen Raubmord (schachroub) und Strassenraub, im Gegensatz von dem Raube bei Gelegenheit einer Fehde. (Ueber den Begriff v. Schachraub, scach, s. meine deut. Rechtsgeschichte p. 524. 929. 950). Dieser Satz des regensburger Landfriedens v. 1281 möchte ohne die beiden älteren bayerischen Landkaum verständlich, oder doch leicht misszuverstehen sein, da es nahe liegt, das Wort „aufschoub“ für „Verzögerung“ zu erklären, wonach also die Stelle sagen würde, dass ohne Verzug (in *continenti*, mit möglichster Beschleunigung des Verfahrens) über diese Verbrechen gerichtet werden solle. Dies ist aber der Sinn dieser Stelle durchaus nicht, sondern es will hier gesagt werden: dass, wenn Schachraub oder Strassenraub stattgefunden hat, derjenige, bei welchem die Sache gefunden wird, nicht so, wie in dem Falle, wo die Sache nur durch einen heimlichen Diebstahl entwendet worden war, seinen Schub haben darf, in der Bedeutung, welche oben bei cap. 22 nachgewiesen worden ist, d. h. dass er sich auf keinen Autor beziehen darf. Vergl. Landfriede a. 1244 c. 60: „*De schahraup. Item schahroup [et strazroup] nullum autorem habeat, sed apud quem comprehendantur, iudex circa illum procedat, si [prius] fuerit infamis, vel tercius expurgabit se*“. Landfrieden a. 1255 c. 72: „*De rapina*. Schahraup und strazraup sulen chein schup haben, wan, swen man damit vinde, uber den sol man rihten, ob er ê ein besprochen man ist gewesen, oder er sol

sie selbst dritte mit den genannten bereden“. Der Sinn ist also, daß der Besitzer der geraubten Sache ohne weiteres als durch den Besitz selbst des Raubes überwiesen zu behandeln und bestrafen ist, jedoch nur unter der Voraussetzung, wenn er vorher eine übelberüchtigte Person (*infamis*, anklingend an „verleymaten“ oder „merer verleumbter Dieb“ Bambergensis art. 188 und Carolina art. 162) oder wie Landfrieden v. 1255 genauer angibt „ein besprochen man ist, d. h. ein Mann, der schon früher wegen eines solchen Verbrechens verurtheilt und für rechtlos erklärt, oder, nach der druckweise des Sachsenspiegels, dem deshalb schon früher „recht vertheilt (abgesprochen) werden war. Freilich unter dieser Voraussetzung auch die Prozedur rasch vor sich, hier keine Verzögerung durch einen Schub, d. h. durch einen reisen zum angeblichen Autor des Beklagten stattfand und erklärt sich, wie in der Redaction von 1281 das Wort „scheub“, an die Stelle des, wie es hiernach den Anschein gewinnt, damals schon nicht mehr gemeinverständlichen Wortes Sch oder Scheub gesetzt werden konnte. Auch war die Verurtheilung des Beklagten unter den besonderen Voraussetzungen dieser S wohl meistens unzweifelhaft, da sich selten zwei „Genannte“ den mochten, die bereit gewesen wären, einen solchen im Bescholtenen Menschen beim Reinigungsseide mit ihrem Eide zu unterstützen. Der Rechtssatz, dass ein bereits wegen Raub bestra Mann bei der zweiten Anklage wegen Raubes sofort verurtheil werden soll, findet sich übrigens schon in Ludovici II. capp. g mulgata. a. 850. c. 8 (bei Pertz, Legg. I. 406 lin. 24: „Si t rocinii suspectus) adhuc propalatum (les: propalatus) non f eum XII. se expurget: si jam in aliquo manifestus vel depreh est, statim capiatur et distringatur et dampnationem legibus p fixam sustineat“. — Cap. 66 des Landfriedens v. 1281 (bei P c. 58 „chauf setzen“): „Es sol ein iglich rhter in igli stat vnd in iglieher pfarre mit achten (Pertz: „mit alten von besten und den tirsten (thenersten), bi dem sid vor der chen den chauf setzen und das lon, smiden, webären, sniden schuchstaern, madaern (Mäher), zimberlauten und den andern und swer mer nimt, dan im gesetzt ist, der sol dem rhter s zwen und sibenzig pfenning geben“. Auch diese Vorschrift ist den Landfrieden von 1244 c. 70 und v. 1255 c. 75 aufgenommen. Aus der Vergleichung hiermit ergibt sich, dass die Lesart bei Pertz „mit den alten den chauf (d. h. Preis) setzen, unrichtig ist, dass das Wort achten, welches dafür in dem Texte der Monumenta Witebacaensia erscheint, von „achten“ octo, d. h. acht Mähern („octo de seniori et seniori parte“) zu verstehen ist. — Cap. 67 des Landfriedens v. 1281 (Pertz, c. 59) ist schon bei cap. 55 (47) besprochen worden. In cap. 68 des Landfriedens v. 1281 enthalten die Monumenta Witebacaensia zuerst einen Satz übereinstimmend mit den Landfrieden v. 1244 c. 45 u. 81; von

1255 a. 76: „Swes diesen frid mit swern wil, der ist ons dem frid, vnd sol man im vor nieman dheim recht thun, und sol allen chlagen von im das reht tun“. Es war dies, wie auch schon oben nachgewiesen wurde, ein gemeinrechtlicher Grundsatz, dass ein Aechter keine Klage anstellen durfte, wohl aber sich auf jede gegen ihn erhobene Klage einlassen musste. Sodann folgt die Vorschrift: „Swes an diesem brief vergessen ist, das sol man nach dem alten reht rihren“. Hieraus ergibt sich deutlich, dass es im J. 1281 auf keine erschöpfende neue Gesetzgebung und Abschaffung des älteren Rechtes abgesehen war, und somit erklärt sich wohl, weshalb in den Landfriedens-Texten v. 1281 manches nur flüchtig angedeutet und kürzer gefasst wurde, als in den älteren Landfrieden. Hiermit erhält auch folgende Stelle in der Einleitung des Landfriedens von 1281, die sich in den *Monumentis Wittelsbacensibus* findet, bei Pertz aber fehlt, ihre Erläuterung. „Es sol auch diser lantfrid nach seinem sil (d. h. nach Ablauf der drei Jahre, auf die er beschworen wurde) den herren noch dem land an ir landes reht niht schaden“. Gänzlich missverstanden hat diese Stelle v. Freiberg in der schon oben erwähnten Rede über den historischen Gang der bayerischen Landesgesetzgebung bis auf die Zeiten Maximilian's I. p. 12, indem er an eine „dreijährige Suspension des Landrechts“ denkt, ein Gedanke, der diesem Landfrieden eben so fremd ist, als er es auch allen anderen gemeinen und bayerischen Landfrieden war. Der folgende Satz fehlt ebenfalls bei Pertz: „Und das dirre (dieser) frid staet und unbechrenchet (unbetränkt) beleib, so ist dirre brief versiegelt mit unserm insigel, und mit der vorgenannten fursten insigeln, die den frid gesworn habent“. Der Schlusssatz aber findet sich wieder auch bei Pertz, mit geringer Wortverschiedenheit. „Dirre frid ist gestätet und gesworn ze Regensburg (Pertz: „Das ist geschehen“) do von unsers herrn (Pertz: „von christes“) geburt (Pertz: „vergangen waren“) was zweihundert iar and einz und ahzich iar, an dem ahten tag der zwelf boten sand Peters vnd sand Pouls.

Obgleich hiermit die Aufgabe, die wir uns gesetzt haben, die drei bayerischen Landfrieden v. 1244, 1255 u. 1281 zu erörtern, erschöpft ist, so können wir es uns nicht versagen, aus den 186 Urkunden, welche diese Abtheilung enthält, eine (Nr. 136) herausheben, weil sie auf die Geschichte unserer Stadt Heidelberg Bezug hat. Es ist dies die Urkunde des Bischofs Simon von Worms v. 8. Jänner 1281. Hierin wird gesagt, dass der Pfalzgraf bei Rhein Ludwig, Herzog in Bayern, Schloss und Stadt Heidelberg („*castrum et civitatem in Heidelbergh*“), die er bisher von diesem Bischof zu Lehn hatte („*que a nobis in feudum tenuit*“) dem Bischof resignirt hat, zugleich aber bat, seine Base Mechthildis, Tochter des K. Rudolf, so wie ihn selbst, damit in der Art zu belehnen (*investire*), dass wenn er, der Herzog, zuerst verstarben würde, seine Base Mechthildis diese Lehen lebenslänglich besitzen, dieselben aber nach ihrem Tode an die Kinder (*here-*



des) des Herzogs, sowohl aus erster als zweiter Ehe, zu gleichen Theilen nach Köpfen übergehen sollten; wenn aber die Herzogin Mechthildis zuerst sterben würde, diese Lehen an den Herzog selbst und seine Erben zurückfallen sollten. Dieser Bitte wird von dem Bischof Simon entsprochen, und zugleich die Herzogin von allem Lehendienste („*servitium, si quod nobis et ecclesiae nostrae ex parte ipsius ratione homagii deberetur*“) befreit. Es scheint dem Herausgeber entgangen zu sein, dass diese Urkunde schon Schannat, *historia episc. Worm. Fref. ad M. 1734* Tom. I. p. 101 gedruckt ist, da sich keine hierauf hinweisende Bemerkung beifügt findet, wie dies doch der Herausgeber bei den anderen Urkunden gethan hat, von welchen ihm frühere Abdrücke bekannt waren. Wir fügen noch bei, dass sich bei Schannat l. c. p. 232, eine andere auf Heidelberg bezügliche Urkunde findet, welche die erste Belehnung eines Pfalzgrafen bei Rhein, nämlich des Herzogs Ludwig, Vaters des in der Urkunde von 1281 genannten Pfalzgrafen Ludwig, mit Schloss und Stadt Heidelberg durch den Bischof Heinrich von Worms v. 23. März (IX. Cal. Apr. a. 1225) nebst der Zustimmungsurkunde des Wormser Domcapitels zu dieser Belehnung von demselben Datum findet, welche wie die vorliegenden *Monumentis Wittelsbacensibus* gänzlich verschieden ist. Als Grund dieser Belehnung, wodurch Heidelberg zuerst an die wittelsbachische Haus kam, wird in dieser Urkunde angegeben, dass das Stift dieses mächtige Haus für alle Zukunft zu seiner Beschützung („*auxilium et consilium*“) zu verpflichten wünsche. Die Pfalzgrafen hatten somit die Schirmvogtei über dieses Stift übernommen; sichtlich scheint aber hier der Gebrauch des sonst gewöhnlichen Wortes „*advocatia*“ vermieden zu sein, da hierunter nicht nur die Schutzherrlichkeit, sondern auch die Stellung als Beamter des Klosters oder einer Kirche begriffen wurde, das wittelsbachische Haus aber nicht zugeben konnte, dass durch einen solchen mehrdeutigen Ausdruck sein Verhältniss zur bischöflichen Kirche in Worms in Unklare gebracht werde.

Auch die übrigen Urkunden, welche diese erste Abtheilung der *Monumenta Wittelsbacensia* enthält, bieten der geschichtlichen Forschung reichen Stoff zu weiteren Forschungen und Aufschlüssen. Es wird daher den Freunden der geschichtlichen Studien willkommen sein, aus dem Vorworte zu entnehmen, dass das Erscheinen einer zweiten Abtheilung in naher Aussicht steht. Die Commission, welche dieser Ausgabe eine so verdienstliche und erkennenswerthe Thätigkeit widmet, würde sicher die Leser zu besonderem Danke verpflichten, wenn zur Erleichterung des Gebrauchs der Urkunden der zweiten Abtheilung ein chronologisch geordnetes Urkundenverzeichnis über beide Abtheilungen beigegeben werden wollte, in der Art, wie solches sich in jedem Bande der *Leges in Pertz, Monumenta Germaniae*, findet, indem man bei der ersten, im Uebrigen vortrefflich ausgestatteten Abtheilung eine Übersicht nur ungerne vermisst.



# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

*Histoire du Comté de Gruyère précédée d'une introduction par J. J. Hisely. Tome II. Lausanne. Bridel 1857. 8. 564.*

Es bleibt sicherlich eine merkwürdige und in ihrer Art einzige Erscheinung, wenn sich Hirten, Ackerbauer und Bürger unter dem feudal-monarchischen Herrscherstabe erblicher Grafen locker und doch stark genug für ihr Bedürfniss verbunden, über sechs Jahrhunderte lang (900—1554) als unabhängige Staatsgenossen behaupten. Das Ländchen Greyers (la Gruyère) bietet diesen für den Historiker und Rechtsgelehrten vielfach unterrichtenden Fall; von Alemanniern und Burgundischen Romanen oder Teutschen und Wälchen besetzt und mühsam urbar gemacht, dem Feldbau, insonderheit der Viehzucht geöffnet, dehnte sich der zwar rauhe, aber gesunde und romantisch schöne Gebirgsstrich mit seinen düstern Waldungen, fetten Triften und fruchtbaren Thalgründen südlich vom Wallis begränzenden Sanetsch bis nördlich etliche Stunden von Freiburg aus, während westlich die Gränzen die Nähe Romonts und östlich das Simmenthal der Bernischen Hochalpen trafen. Der Saaneffluss (la Sarine) durchströmte das auf beiden Ufern, oft in bedeutenden Zwischenräumen, sich ablagernde Gebiet und der Bocken oder Bokten, ein enger Gebirgspass, theilte mit den Tineffüsschen seit unvordenklichen Tagen das Hoch- und Niederland, Ober- und Untergreyers; zu jenem gehörten die spätern, südlich gelegenen Vogteien Berns, Oron und Saanen, zu diesem der Hauptort Greyers und was sich ihm bis hart an die Marken der Stadt Freiburg anlehnt.

Die Geschichte dieses kleinen Völker- und Staatencomplexes, welcher die Grafschaft Greyers hiess, ruhet theils auf geschriebenen Gesetzen und Ueberlieferungen, theils auf Gewohnheitsrechten (coutumes), Bräuchen und Sitten. Jene, zerstreut in den verschiedenen Archiven, Chroniken und Sammlungen, aufzusuchen und zu ordnen, diese, die mündlichen Quellen, in Druck- und Handschriften, in noch lebendigen Zügen des Gemeinde- Haus- und Volkswesens aufzuspüren, ist die schwierige, oft sehr peinliche, immerhin aber belohnende Pflicht und Arbeit des Historikers. Wie der Verfasser, bei dem Untergang der Jahrhunderte lang blühenden Dynastie nur auf das Interesse der Thatsachen und ihrer Motive angewiesen, ohne Aussicht auf glänzende Gemälde des Kriegs und des Friedens, ohne Gönnerschaft der Fürsten und republikanischen Parteien, sich aus reger Theilnahme an wissenschaftlichen Dingen dem verwickelten, scheinbar oft kleinfügigen Unternehmen hingab, dafür Jahre lang umfassende Studien machte, den Plan auf eine gründliche Ein-

leitung, darstellende Erzählung und möglichst vollständiges Urkundenbuch richtete, — das alles hat man bereits dem Wesentlichen nach einberichtet (Jahrbücher 1855 Nr. 1). Auch des Gewinnstes ist dabei gedacht worden, welchen namlich die Kenntniss mittelalterlicher Rechte und Statuten aus der abgeschlossenen Monographie beziehen kann. Dies gilt nun von dem vorliegenden zweiten Bande, welcher meistens nach valischen Quellen den Leser in das eigenthümliche Verfassungsjener Hirten-; Bauern- und Bürgermonarchie mit ihren Fürsten und Rittersn einführt. Es bleibt dabei zweifelhaft, ob man mehr den weisen und gemässigten Sinn des Herrn oder die beharrliche, allerdings vorgehende Freiheitsliebe der Unterthanen anerkennen kann. Der verkaufte Graf Franz 1448 den Landleuten von Saanen (Gruyère) den grössten Theil seiner herrschaftlichen Rechte an Jahresrente in Geld oder in natura, Gross- und Kleinsiegelgebühren für die Summe von 24733 Pfund Lausanner Währung und übergab die fortan ziemlich unabhängigen Gemeinde ein eigenes Wappen, welches den Kranich auf drei Bergen, gräfliches Wappen, zeigt. Sich selber behielt der Fürst als Hoheitsbefugnisse vor die mittlere und untere Rechtspflege nebst dem Aufgebot innerhalb der Grafschaftsmarken (S. 25. 26). Fortan leisteten die Saanen freien Unterthanen jedem Herrn die Huldigung, welcher feierlich mit dem Vertrag beschworen hatte, gelobten schliesslich auch die Berner, nur nach den Freiheiten, Rechten und guten Bräuchen des Landes zu verfahren zu wollen (S. 83). Aehnliches geschah auch in den andern Bezirken; ein Theil stützte den andern; es galt weder volles fürstliches noch gemeinheitliches Gesetz; eine konstitutionelle Lehenmonarchie stand über dem einen wie dem andern, die verschiedenen Stände und Bezirke verknüpfende Fäden. Die Steuer der fröhlichen Einfahrt (*droit de joyeux avènement*) in andern Ländern ständischen Corporationsrechts gewöhnlich, fehlte den Unterthanen jedoch keineswegs „fröhlich“ fehlte bei den Gruyèrois gänzlich; ihre Geschenke waren freiwillig, facultativ und nicht von dem Gewinnst eines neuen Vorrechts begleitet. Vielleicht gerade darin die festeste Bürgschaft der gegenseitigen Anhänglichkeit und Treue. — Dabei fehlte es den Fürsten, welche die auswärtigen Zwisten z. B. mit Burgund, eben so klug als patriotisch die Sache der erstarkenden Eidgenossenschaft vertheidigten, an ökonomischen Mitteln; denn sie waren haushälterisch, beschränkten die Mehrung und Besserung ihres Acker- und Reblandes bei der Jagd, dabei glückliche Krieger, welche sich auch durch Beute und Geld zu bereichern wussten. Gastlichkeit, bei einzelnen Fürsten sogar Prunk, Sinn für das Schöne in den Künsten, namentlich in der architektonischer Art, wurden in der Burg des Hauptorts eben so vermisst als Jagdfreude und Lust an den harmlosen Festspielen der Bauern und Aelpler. —

Da brach, nachdem das patriarchalische Fürsten- und Rittersn

thum unter 19 Erbgrafen über 600 Jahre gedauert hatte, plötzlich von drei Seiten her Verfall und Untergang ein. Dem letzten, zwanzigsten Oberhaupt, Michel (1529—1554), Sohn Johannis II. (1514—1539), war ein trauriger, nicht ganz unverschuldeter Ausgang beschieden; überall musste das Alte, theilweise Morche den neuen, frischen Kräften weichen. In politischer Rücksicht hatte das freiständische Grundgesetz mehr und mehr in der Schweiz einen vollständigen Sieg gewonnen, über fünfzig Herrschaften in den Staub gelegt und einzelnen, bisweilen allen Cantonen des Bundes, theils einverleibt, theils unterworfen. Wie sollte sich doch da als Ausnahme vom überwiegenden Grundton die alte Grafschaft an dem Saanenufer, das Hirten- und Bauernreich behaupten! Bisher nur abhängig von dem Kaiser und vielmaligen Vicar desselben, dem Herzoge von Savoyen, musste es schon seit Jahren die wachsende Blüthe und Stärke zweier Nachbarstädte und Republiken, Freiburg und Bern, mit steigender Besorgnis erblicken. Denn während ersteres auf das Unterland, zunächst Corbières, mit listernem Einverleibungsblick schauete, suchte die kluge und tapfere Reichsstadt an der Aar mehr in den obern Gegenden bei Chateau d'Oex, Oron, Saanen, Rossinière und Rougemont Fuss zu gewinnen und dadurch die frühern Errungenschaften im Simmenthal und bei Aigle abzurunden. Auch die zerstreut in der Wandt gelegenen Besitzungen der einst gefürchteten, jetzt allmählig in Schützlinge umgewandelten Grafen übten einen anziehenden, verführerischen Reiz aus. Denn Wahlverwandtschaften bestehen in der physisch natürlichen Welt so gut als in der sittlich-politischen; was hemmend dazwischen liegt, wird entweder fortgestossen oder verschmolzen. Deshalb konnte auf die Länge hin unter Republiken eben so wenig ein Fürstenthum ungekränkt fortbestehen als dieses bei steigender Kraft in Deutschland, Italien und selbst Frankreich dem freiständischen Gemeindewesen einen unverklimmerten Spielraum gewähren. Wie rasch sanken nicht z. B. die im XVI. Jahrhundert noch zahlreichen, mächtigen Reichsstädte während des XVIII. und XIX. absolut fürstlichen Zeitraums herab! Von fünfzig und etlichen Organismen städtischer Art wandeln kann vier als Schatten ehemaliger Stärke auf dem dermaligen Bundesgebiet einher. Und umgekehrt musste noch neulich Neuenburg trotz seines mächtigen Oberhauptes das Gesetz der Wahlverwandtschaft erfüllen, ohne dass Hund und Hahn darnach krähete, wie es im Sprichwort lautet. —

Hatte aber bisher die Eifersucht der gleich begehrlichen Nachbarstädte Bern und Freiburg die äusserste Gefahr nothdürftig abgewandt, so trat in der Glaubensänderung ein zweites folgenreiches Bedenken hervor. Greyers nämlich hielt mit den Fürsten treu zu den alten Ueberlieferungen und wies „die Prädikanten und Gottes Wort“, um die damals gültige Formel zu gebrauchen, mit Entschiedenheit ab. Das schlechte, einfältige Berg-

und Thalvolk glaubte nämlich, der von den Vätern ererbte katholisch-dogmatischen Satzungen nicht entbehren zu können; die Wallfahrten, Priester und Klöster, gegliederter, auf die Einbildungskraft zurückgreifender Cultus hatten sich seit unvordenklichen Zeiten so innig mit den Sitten, dem Blut und Saft der Landleute verschmolzen, als dass die neue, auch nicht überall glimpflich verurtheilte Lehre des Evangeliums in ihrer nackten, puritanischen Gestalt viele Anhänger finden durfte.

Dieses Benehmen erhielt überdiess in dem gleichfalls altgebliebenen Freiburg so lange eine feste Stütze, bis die Stadt den religiösen Sympathien Ziel setzte und mit den neueren Sitten Hand ging. Seitdem letztere nämlich mit ausgezeichnetem Eifer die evangelisch-politische Propaganda bei vielfachen Fehlgriffen Savoyischen Gegners schützend auf Genf (1526), dann erobernd auf die Waadt ausgedehnt hatten (1535), wandte die Abrundungsbegier mit wachsender Stärke auch den Berg an der Saane zu.

Bevor jedoch hier der Faden weiter verfolgt wird, ist es nöthig, gelegentlich eine neue, von H. Hisely mit Glück gestellte Erklärung philologisch historischer Art zu erwähnen; sie betrifft den räthselhaften, vielfach abweichend aufgefassten, weltlichen Namen: „Hugenott“. Bekanntlich hiessen in Genf adeligen Glieder des förmlich organisirten „Löffelbundes“ aristokratisch-monarchisch gesinnten Savoyeranhangs Mameluc (= Slaven, Mamelucs, Mamelus), ungefähr wie in den Dreissigern unseres Jahrhunderts Neuenburgs Royalisten Beduinen (bedu werden mussten; umgekehrt nannte sich die Partei der Unabhängigen und bald auch in der Kirche Unabhängigkeit erstrebenden Genfer die eigentlichen enfants de Genève, im Hinblick auf die Schweiz „Eidgenossen“ = Verbündete, aus welchen dann leicht durch fehlerhafter Aussprache „Eidgnots, Eighenots, Ayguenots oder Ayquenots werden konnten. Spottweise verkehrten aber ihrerseits die Widersacher oder Glieder des Savoyisch-katholischen Löffelbundes den wohl gemeinten, gleichsam ständigen Ehrentitel der „Eidgenossen- und Reformpartei“ nach dem Führer derselben, Bezançon Hugues, in eine mehr ironische Bezeichnung persönlicher Gattung d. h. Huguenots, Hugues — Seht, mochten sie sprechen, da gehet ein rechter Hugenot, Eidgenosse“! — Allein die Herrn täuschten sich, wie oft bei Verwirren auf der einen und andern Seite geschieht; der beschriebene Bürger wurde nicht nur der eigentliche Begründer des reformirten Bündnisses mit Freiburg und Bern, sondern auch der Befreier seiner Vaterstadt; hinter ihm stehet der gefeierte und berühmte Calvin an opferbereiter Manneskraft und Klarheit der Zwecke weit zurück. — Als etliche Jahre später die kirchliche Reform namentlich durch Chauvin oder Calvinus, in Genf mit flotten

dem Siegesbanner einzog und ein Hauptbollwerk gewann: da ging der bisher gültige Parteiname in das Ausland, besonders Frankreich, daheim verdunkelt und in den Schatten gestellt durch Calvin und die Calvinisten (vgl. II, 270 ff.).

Die dritte, für das katholisch-monarchisch gebliebene Greyers aufgebende Gefahr, welche entscheiden sollte, lag in den Finanzen. Diese, unter den sparsamen und nichtedestoweniger kriegerischen Grafen Franz I. (st. 1474) und Ludwig (st. 1492) ziemlich gut geordnet, verfielen rasch in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts. Häufige Wirren nach innen und aussen hin, für welche die Grafschaft theils als Vasall des Reichs und Savoyens, theils als Glied der Bürgerrechte Berns und Freiburgs, zuletzt sogar als Angehöriger der Eidgenossenschaft Theil nehmen musste, wirkten schädlich auf den Haushalt zurück. Auch die steigende Prunklust und Eitelkeit in den meisten Städten, vielfach Folge der Italienischen Kriege und französischen Capitulationen, verschlimmerte in Greyers das Budget; schon Johann III. hinterliess beträchtliche Schulden, deren Gläubiger nicht allein in Bern und Freiburg, sondern auch ausserhalb dieser lüsternen, verbürgerten Nachbarsstädte wohnten. Willig reichten hier Staat und Privatleute den „Gebirgsfürsten“ bald grössere, bald kleinere Summen dar; denn sie standen, gehörig auf Unterpfand gestellt, sicher und trugen keinen unbedeutenden Zins, gewöhnlich Fünf vom Hundert, ein.

Johanns Sohn und Nachfolger, Michel, als Edelknabe in Frankreich erzogen und an Glanz gewöhnt, mehr eitel denn ehrgeizig, abenteuerlich und unruhig, dabei gutmüthig und ehrlich, verschlimmerte bald den Stand der Dinge so bedeutend, dass neue Anleihen selbst bis zu den Baslern und Elsassern herab zwar augenblickliche Abhülfe brachten, aber auf die Länge hin zu wirklichen, dauerhaften Verlegenheiten führten. Denn der Graf, welcher neben dem längern, kostspieligen Aufenthalte am Hofe Kaiser Karls V. beträchtliche Summen für den Französischen Kriegsdienst ohne die oft geforderte Vergütung aufgebraucht hatte, besass zuletzt kein anderes Heilmittel als neue, meistens zu hohen Zinsen gemachte Anleihen in Bern, Freiburg und anderswo; schon hatte das erstere nach Ablauf der Zahlungsfristen auf die Herrschaft Corbières als Unterpfand gegriffen, ohne dass der Betheiligte klüger und vorsichtiger wurde. Im Gegentheil stieg in dem Maasse seine oft leichtfertige Gastlichkeit, in welchem die haushälterische Unordnung zunahm. Wer hohe Geburt, Lebenslust und Abenteuerlichkeit besass, fand stets willige Aufnahme in dem gastlichen Schloss, dessen Herr, oft betrogen, nur zu spät klug und vorsichtig wurde.

Sein romantischer Geist lebte in dem fast abgelaufenen Mittelalter; er bedachte nicht, dass lange schon Geld über Ehre stehe; er war blind für die täglich sich aufdringende Wahrheit, dass selbst hinter dem „evangelischen Wort Gottes“ nur zu oft der berechnende Staats- und Geldmann stecke und wohl den Werth anschlage,

welchen aufgelöste Klöster und Stiftungen dem Gemeinde- und derseeckel bereiten würden; ihm war endlich das offene Geheiss „keine Monarchie im Kreise von Republiken“ so sehrmassen allein unbekannt geblieben; seine guten Mitbürger, der katholische mittelalterliche Herr, die Berner und Freiburger waren nach wie vor redliche Freunde, Väter und Nachbarn, welche man im schlimmsten Fall als Rückhalt wider ungestüme Mahner vertrauen dürfte. Leichtgläubig und halbsatirisch war, unterhielt daher Graf Michel nicht nur geheime Kontakte mit den reagirenden Trümmern des alten Junker- oder Löffelbäuerthums, sondern öffnete auch fahrenden Rittern der Fremde willig die Pforten. Diess geschah z. B. kurz vor dem Fall gegen den abenteuernden Herzog von Liegnitz in Schlesien, Friedrich. Dieser Abkömmling des Polnischen Piastenhauses hatte den halber seine Heimath, welche inzwischen der Bruder des Herzogs von Brieg verwaltete, hastig geräumt, glänzend die hohe Welt, namentlich Frankreich und Paris, als fürstlicher Tourist und Lebemann besucht, auf der Rückkehr erkrankt bei seinem in Paris gewonnenen Freunde Michel Pflege und Herberge gefunden, darnach leicht wiederhergestellt mit ziemlich starkem Gefolge nach Greyers und Monate lang zu Greyers lustig und in Freuden verweilt, zuletzt von dem gutmüthigen, auf die zweitälteste, abwesende Tochter des Herzogs als Gattin speculirenden Gastfreund eine beträchtliche Geldsumme, welche derselbe wiederum entlehnen musste, geborgt und sich mit diesem bald von neuem versiegenden Fiume von dem langweiligen Schloss nach dem fröhlichen Freiburg begeben. Hier dauerte eine geraume Weile das lockerste Leben des Herzogs, als hoher Herr gefeiert, zehrte von dem Ruhm seiner Geburt und dem Gelde des vergessenen, betrogenen Grafen. Da er persönlich verwickelt, erschien zuletzt mit einer Rechnung von 4000 Goldthalern und förmlicher Schuldklage. Da erstere auf dem Darlehen auch die Aetzungs- und Pflegekosten aufgeführt wurden, wurde der Piast bitterböse. „Hätte ich das gewusst, sprich, dass ihr ein Wirth seid, nimmer wäre eurer Einladung Folge geleistet worden“! — Damit nicht zufrieden legte der stolze Herzog wider den Grafen gerichtliche Klage ein, weil man seine Heimath mit Spionen umstellt und einen Diener auf Befehl des Grafen Haushofmeisters thätlich misshandelt habe. Die Behörde sprach den letztern sofort eine entsprechende Strafe aus, verurtheilte gleichzeitig den Herzog zur Zahlung der 4000 vom Grafen gegebenen Goldthaler und liess sich als Unterpfand sämmtliche, nicht bedeutende Juwelen und Kostbarkeiten einhändigen. (Jänner nach dem repertoire de M. Daguot bei Hisely II, 468.) —

Nun kam auch der Freiburger Wirth mit einer anschaulichen Rechnung; ihm folgte der Prior des Klosters Marsens, klagte, der hohe herzogliche Herr habe mit seinen jungen Begleitern die Pforten gesprengt, im Refectorium an einem starken, Gefahr drohenden



den Feuer Stunden lang gesecht, Heiligenbilder verbrannt, Betten durchstöbert unter dem Vorwande, sie möchten Beischläferinnen bergen, Mönche mit dem Degen in der Faust verfolgt, kurz, allen möglichen Unfug und Frevel verübt (s. Berchthold, Histoire du canton de Fribourg. II. 251). Da wuchsen die Verlegenheiten des Herzogs von Liegnitz; er musste nach allerlei, zum Theil seltsamen Abenteuern über Solothurn und Schaffhausen nach Wirtemberg flüchten, dessen Fürst (Herzog Christoph?) einen Theil der ungestümsten Gläubiger sofort befriedigte. —

Diesem episodischen Sturm war etwas früher ein ähnlicher (1548—1550) vorangegangen, ohne dass Graf Michel von ihm zu lernen wusste. Beaufort, der schöne, ritterliche und abenteuerliche Graf von Rolle nämlich, entführte mit Wissen und Willen die junge Marie de la Palu auf das Schloss seines Greyerzer Freundes und liess sich da heimlich mit ihr trauen. Darob nicht ohne Grund erbittert, kam die Mutter, Madame de Varax, Bern verbürgerrechtet, mit einer Klage wider den Räuber und seinen Hehler. Ein langer, weitläufiger Eheprocess entspann sich; Bern und Freiburg, die Tagesatzung und Frankreich, selbst Kaiser Karl V. nahmen Theil an der *cause célèbre*, welche reichlichen Stoff zu vornehmem Klatsch gab und endlich dahin ausging, dass die Ehe ungetrennt blieb, viel Geld an die Gerichte und Advokaten kam, dem gefälligen, zwischen zwei Stühlen sitzenden Michel von neuem bedeutende Summen kostete und noch grössere Verdriesslichkeiten erweckte. Mr. de Beaufort aber sagte: „*beatus possidens*“! und verharrte im ungestörten Besitz des ihm freiwillig übergebenen Guts. (S. Hiseiy II, 396—400, wo alles genau nach den Akten auseinander gelegt wird).

Man sieht, wie viele lehrreiche Züge zur Sittengeschichte der vornehmen katholischen und evangelischen Welt der Verfasser in seine Jahrbücher einzureihen wusste. Der arme Graf aber legte die Unart, sich um Fremdes und namentlich Romantisches zu bekümmern, nicht ab. Das wurde sein Untergang, welcher denn auch bekanntlich nach fruchtlosen Vorzeichen und Warnungen schnell genug einbrach und den Ruhm von mehr denn sechs Jahrhunderten mittelst etlicher Federstriche, Additions- und Subtractions-exempel eben so rasch als gründlich zerstörte. Denn die Staatsräson und das Schuldgesetz haben von jeher, wenn sie ihr Opfer für reif hielten, keine Billigkeit und Mässigung gehandhabt, nur nach dem Buchstaben des Rechts und der Klugheit gehandelt, unbekümmert um das, was bisweilen rohere Zeiten Grossmuth und Milde nannten; alles hängt dabei mehr oder weniger vom Erfolg, dieser vom Widerstand ab. Letzterer aber konnte nach den Prämissen um so weniger eintreten, je vereinsamer auf lange unterhöhltem Boden der letzte Abkömmling eines alten Fürsten- und Heldenhauses da stand. Denn: „greif zu!“ war und blieb eine Hauptregel der katholischen und protestantischen Politik; kein Theil



konnte darin dem andern irgend einen Vorwurf machen; für die Bildung des Staatsrechts, hier Freiburgs und Berns, nach endlichem Verständniss zwischen beiden Cantonen die Privatrechte des verbürgerten Grafen auf- und untergehen.

Als, um die Catastrophe kurz zu bezeichnen, Michel die drohende Gefahr vor den Pforten erblickte, beschloss er, des losen Lebens müde, eine reiche Heirath als Heilmittel anzuwenden. Seine Wahl fiel auf eine eben so edle als wohl begüterte Magdalena von Miolens, Savoyischer Abkunft, verwittwete Maronin d'Alègre in Burgund; sie opferte dem bedrängten Gatten zu sagen, Gut und Blut, Vermögen und Credit, Gemächlichkeit und Ruhe; sie blieb ihm treu bis an den Tod. Aber das alles war eben so fruchtlos als die kurz vorher beschlossene und vollführte Prägung goldener und silberner Münzen mit dem Wappenvogel des hochzeitlichen Grafen und der entsprechenden Umschrift „*vol. (at) nubila virtus*“, d. h. Tugend durchbricht das Gewölk, welche dieselbe, anspielend auf die ausgespreizten Flügel des Reichthums (II, 472). Umsonst; es waren die Schicksalsvögel des Glücks; man verbot die Münzen; sie konnten, überdies spärlich ausgegeben, den tief gesunkenen Haushalt nicht mehr heben; der Credit brach ein, künstlich und mühsam hingehalten durch verlängerte Leihen, Anleihen im kleinsten Styl, selbst bei Dienern und Beamten. Auch der mehr als Einfall denn Plan erscheinende Vorschlag, die Grafschaft an sämmtliche, fortan gefreite Unterthanen für die Uebernahme der Schulden zu verkaufen, scheiterte an seiner Abenteuerlichkeit. Michel nämlich, erzählt die Chronik von Le Locle, versammelte am 2. Mai 1552 die Gemeinden auf der kleinen Ebene Chavonne vor dem westlichen Stadtthor und sprach im Wesentlichen nach etwa also: „meine persönlichen Güter werden den Blutsverwandten anheimfallen, meine Schlösser, Herrschaftsrechte aber, wie sie ein Graf und Fürst von Greyers besitzt, sollen Euch gehören. Ihr werdet ein freies, selbstherrliches Volk sein, nach Euren Gesetzen und Gewohnheiten regieren und eine Verfassung haben, wie die von Schwyz, Uri, Unterwalden. Die Stadt Greyers wird nach wie vor Hauptort der Grafschaft bleiben, der Sitz der Regierung. Ich selber behalte mir nur auf Lebenslang den Genuss meiner Rechte und Prärogativen vor. Als Gegenleistung habt Ihr meine Schulden zu bezahlen im Betrag von ungefähr 80,000 Goldthalern und auf die angemessenste Weise unter Euch zu vertheilen“.

Der Vorschlag wurde angenommen, aber trotz eines kleinen Vollzugsanfangs — man legte fünf Sols auf jede Kuh — nicht durchgeführt, weil er den inzwischen mit Bern und Freiburg getroffenen Vereinbarungen widersprach. (S. Berchtold II, 229. Hisely II, 424 ff., welcher jedoch aus nicht hinlänglichen Gründen das merkwürdige Factum für fabelhaft hält). — Ueberdies blieb eine Hauptstütze ungeachtet ihrer Berechtigung aus. König Heinrich II von

Frankreich wollte dem schwer bedrängten Fürsten und Schützling, welcher gleichzeitig seinen höchsten Orden trug, aus Politik und Geiz die bedeutenden Soldrückstände und Auslagen für den französischen Dienst (etwa 1,687,500 Franken heutiger Währung, Hisely p. 430) nicht bezahlen, bot eine wahrhafte Kleinigkeit an und beschleunigte dadurch wesentlich die Krisis. Plötzlich kam letztere; „der Baum, dachten Freiburg und Bern, muss gefällt werden; schon ist die Axt an seine Wurzeln gelegt“. (Répertoire de M. Dagnet bei Hisely p. 475).

Also wurde bei stürmischem, allgemeinem Andrängen der verschiedenartigsten Gläubiger mit Einwilligung des Grafen nach mehreren fruchtlosen Fristen und Unterhandlungen ein tagsätzliches Schiedsgericht von fünf Gliedern ernannt, darnach von diesem der Geldstag (Bankerot) verkündigt, Graf Michel für erloschen und verfallen erklärt, seine Grafschaft mit Gütern und Rechten den Gläubigern zugesprochen und von letzteren nach gehöriger Befriedigung den lange schon im Hintergrunde stehenden Cantonen Freiburg und Bern überlassen. Jenes, welches zuerst Hand auf die Herrschaft Corbières gelegt und dadurch den Theilungsplan eingeleitet hatte, bekam für 64,000 Kronen die an seine Waadtländischen Eroberungen gränzende, bedeutende Landschaft unter der Bocken, dieses, das reformirte Bern, erhielt für 21,000 Kronen die geringere Landschaft über der Bocken, namentlich Oron und Saanen. Letzteres machte Schwierigkeiten, wurde aber bald beruhigt. Ueberall sollten, was jedoch nicht immer thatsächlich blieb, die alten Rechte und Freiheiten keine Minderung erleiden; manches glich auch die von den Bernern sogleich als praktische Handhabe der Politik gebrauchte Reformation aus. —

Die Verwahrung der beherzten Gräfin Magdalena — der Gemahl hielt sich aus Schaamgefühl ferne — wider den schiedsrichterlichen, in Freiburg am 6. Nov. 1554 verkündeten Spruch blieb natürlich wirkungslos; man bedauerte die edle Frau, konnte aber den Sachbestand und Lauf der Geschichte nicht ändern. „Tu l'as voulu Dandin“ hies es da; auch bestätigte bald der Bund (Jänner 1555) das schiedsrichterliche Urtheil und schnitt dadurch jedwede Einrede und Mittelung ab. —

Der Verfasser hat mit der grössten Sorgfalt und actenmässig den Gang des Schuldprocesses beschrieben, auch die letzten Schicksale des Grafen Michel, welcher noch Jahre lang abenteuerliche Restaurationsplane erdachte, bis an seinen Tod verfolgt. Derselbe, oft irrigerweise nach Brüssel verlegt, begegnete im März 1556 auf dem Schlosse Talemey bei Pontallié an der Saone, wo ein Blutsverwandter, Franz von Vergy, Statthalter Burgunds, dem armen Vetter eine Schirm- und Sterbestätte eingeräumt hatte. Die edle Gattin des letzten Greysers war schon Jahre lang vorher gestorben; sie hatte alles gethan, um einen leichtsinnigen, aber gutmüthigen Mann anfangs zu retten, darnach im Unglück zu unterstützen.

Das Gesagte wird hinreichen, um den wissenschaftlichen Gehalt der von H. Hisely gewissermassen neu entdeckten und gegründeten Geschichte jenes merkwürdigen Bauern-, Hirten-Bürgerlehenstaats inmitten der Alpen anzudeuten und die Aufmerksamkeit der Leser, besonders in rechts- und kulturgeschichtlicher Beziehung, dahin zu lenken.

Uebrigens verdient noch hervorgehoben zu werden, dass der wunderbare Gang der Dinge die „Lehenmonarchie“ der Kreise der Schweizerischen Republiken gerade in einer Zeit schwand, in welcher etliche Jahre später (1555) der letzte deutsche „Bauernfreistaat“, Dithmarschen, nach einer heldenmüthigen Kampfe\*) — die Hälfte der 6000 Bewaffneten — den überlegenen Streitkräften (20,000 Mann) des Friedrich II. von Dänemark und der Holsteinischen Fürsten als abhängiges Gemeindewesen für immer weichen musste. Hatte die gleiche Habgier und Abrundungskast an der Aar und Saane die List und kaktblütige Geldspeculation (Pestalozzi's Jungspiess) als Werkzeuge gedient, so treten an der Niederrhein dasselbe Ziel militärische Gewalt (der Soldatenspeer) und Empirienhass als werthtätige Mittel hervor. Dort wie hier man noch einen Grundsatz der neuern Zeit „Gleichartigkeit der Staatsorganismen für unabweisbar und scheute sich doch nicht vor dem Bruch des beschworenen Rechts, welches im verschrienen Mittelalter für höchst mannigfaltige Formen des städtischen Corporationswesens bei lockerer Einigung ziemlich breiten freien Spielraum gewährte. Dieser musste mit der neuern, seit Fall Constantinopels beginnenden Zeit gemach sich verengern — nach langem blutigen Streit die föderal-corporative Staatskraft in der central-einheitlichen bald monarchischen, republikanischer Gattung, mehr und mehr bis in die Gegenwart hin aufgehen. Die echte Staatskunst beruhet dagegen auf der Ausgleichung beider Tendenzen und selbst Principien; denn „scharf, sagt das Sprichwort, macht kantig“. —

---

*Die Schweizerregimenter in Frankreich 1789 — 1792. Von H. Morell. IV. 171. 8. St. Gallen bei Scheitlin und Kappeler. 1858.*

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Schicksale der zwölf Schweizerregimenter zu erforschen und zu beschreiben, welche die Eidgenossen

---

\*) „Nicht vlegen (fliehen), sondern staehn,  
Dat iss in Gott gedaen“

lautete die Umschrift des Staatssiegels. S. Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen, her ausgegeben von Dahlmann. II, 31.

gesellschaft katholischen und reformirten Bekenntnisses vor und während der ersten grossen Experimentalrevolution in Frankreich hielt. Denn eine monographische Untersuchung dieser Art kann nicht nur dem „Siebenstiegebuche“ jenes wichtigen, von dem lesenden Publikum mit Heissunger verfolgten und überschätzten Ereignisses etliche dankenswerthe Beiträge liefern, sondern auch vor allem der Einsicht in den Schweizerischen Entwicklungsgang der damaligen und spätern Zeit neue Anhaltspunkte liefern. Erfreulich ist der Eindruck allerdings nicht; denn theils spielen die tapfern und treuen Alpensöhne, mit Ausnahme des 10. August 1792, in dem revolutionären Lande des allerschristlichsten Königs und Volks nur eine leidende, mithin untergeordnete Rolle, theils bringen sie entlassen und heimgekehrt allerlei zersetzende Stoffe mit sich hinüber und erschweren dadurch, ohne es zu wollen, die rationelle oder verständige Wiedergeburt ihres bald schwer bedrängten Vaterlandes.

Der Verfasser hat sich diesem zwar lehrreichen, aber vielfach politischen Thema, „Geschichte der Schweizerregimenter kurz vor und während der Revolution“, mit Eifer und Geschicklichkeit unterzogen, aus Briefen und Berichten, namentlich den durch Herrn Staatschreiber und Staatsarchivar Moriz von Stürler in Bern, wieder aufgefundenen Acten des Bernischen Geh. Raths, manchen werthvollen Stoff geschöpft und diesen in Verbindung mit anderweitiger Quellen- und Detailkenntniss der Revolutionszeit in einer klaren, anschaulichen Darstellung niederzulegen gewusst. Selbst auswärtige, d. h. nicht der Schweiz angehörige Leser werden sich besonders dadurch angezogen finden, dass die einfachen, naiven Mittheilungen des einen oder andern Betheiligten mehrmals in die Rahmen der Erzählung eingereiht und als Schatten- oder Lichtpunkte derselben gebraucht wurden, ein Verfahren, welches nicht ohne Glück auch auf die diplomatischen Unterhandlungen übertragen wird. Es muss hier genügen, von beiden Fällen nur ein Beispiel zu geben. Der Eindruck, welchen bei der bekannten Soldateneuere in Nancy (Sommer 1790) die von dem Französischen Regiment du Roi den Offizieren abgepressten Prämienfelder (150,000 L.) machten, wird von treu gebliebenen Angehörigen des auch bald rebellirenden Schweizerbanners 'Chateauneux also geschildert: „Nun waren alle Wirthshäuser und Weinschenken zu Nancy und in den umliegenden Dörfern voll de ces Messieurs du Régiment du Roi; jeder Lohnkutscher konnte etliche Louisd'or des Tags verdienen, in den Kaffeehäusern war nur wenig mehr Platz vor Andere. Nur von Nationalordensbänder (Tricolor) lösten manche Krämer die wichtigsten Summen. Die vorher so schamatzig gewesenen Marktmädchen strotzten nun in ihren schönen neuen Kleidern mit diesen Herren durch die Stadt, sie krümmten ihr Mäulchen vor andern Soldaten, von denen sie doch vor wenigen Tagen noch gerne eine pièce de 6 sols verdienen wollten. Kaufleute und Krämer riefen ihnen zu: „Meine Herren vom Königsregiment und meine Jungfern, erweisen

Sie mir doch die Ehre und kommen herein! Bettelente und sindel, auf die es Kommisbrod aus den Fenstern der Kasse hagelte, weil man es nun nicht mehr zu verkaufen würdigte, nun die ganze Ordinären der Soldaten verzehrten, denen man nun niederträchtig gewordenen pièces de 6 liards und Kupfermünzen aus den Kutschen zuwarf, riefen durch alle Strassen: vivent les sieurs du Regiment du Roi!“ (S. 16).

Dieser sauberen, auch bald von den Meisten des Regiments Chateaufieux mitgemachten Wirthschaft folgte nun, wie wir weiss, durch den Markis Bouillé die etwas zu blutige Strafe auf Fersen. Für sie hatten besonders zwei Schweizerregimenter, Castella und Vigier ihr Blut eingesetzt; der edle Franzose Désille, Major im Königsregiment, war fruchtlos, Bürgerkampf zu hindern. Mund der Kanone gefallen. Nun erging am 1. Sept. das kräftige Urtheil über die Meuterer von Chateaufieux, also Schweizer; der Genfer Soret starb auf dem Rade, 23 Genossen wurden gehenkt, 41 auf die Galeeren geschickt, die Uebrigen mit Gefängnis und andern Bussen belegt. Zu dem allem wünschte der Rath von Uri auf folgende Art Glück: „Wenn wir den so schändlichen Zustand des Regiments Chateaufieux mit unbeschreiblicher Aergerniss erfahren und gerechten Zornes verwunschen und verdammt haben, so war uns dem entgegen aber auch über allen Ausdruck lieblich zu vernehmen, wie streitmächtig und tapfer die würdigen Regimenter von Castella und von Vigier und unter ersteren Unser furchtlos heldenmüthigster Landshauptmann Anton Maria Schmid mit seiner Geschlechtskompagnie die so böswichterische Anführer in der Schlacht bei Nancy in vollem Sturm geworfen und darnieder gedonnert haben.“ (S. 28) Bravo!

Uebrigens ist die, wie schon obige Auszüge lehren, verdienstvolle Schrift so eingetheilt, dass die Regimenter Chateaufieux von Ernst und die Garden zuerst geschildert, darnach die Schweizerregimenter in ihrem Auflösungsact zusammengefasst und zuletzt die daraus entstandenen diplomatischen Verwicklungen zum einstweilen friedlichen Ausgang beschrieben werden. Leider übersieht man es bei dem vielfach anregenden und lehrreichen Inhalt des Büchleins, wie S. 26 der erste August statt des 1. Septembers für das Nancyurtheil angesetzt, S. 51 für die Revolution vom 5. November 1789 nach der neuen Moniteurausgabe (Brüssel) S. 184, Band II statt 145 citirt und S. 152 der spätere Helvetische Minister Albrecht Rengger in einem 1792 umlaufenden Volkswitz:

„Struensee und Brandt,  
Rengger und Elephant  
Sind aller Welt bekannt“.

mit dem gleichnamigen, berühmten bischöflich-Baselschen Hofrath Rengger in Porrentruy (Pruntrut) verwechselt wird (S. 152). Dagegen berührt es unangenehm, wenn in dem unblutigen Prolog

senhandel (1857) die opferbereite Stimmung des Grossen Bernischen Rathes mit einem ähnlichen Aufschwung der Revolutionszeit lobrednerisch zusammengestellt wird. Denn die beiden Lagen haben so gut als nichts gemeinsam; 1798, eingeleitet durch 1792, stritt die Schweiz um Ehre und Dasein, während der neueste Act sich doch auf rein friedlichem, von Preussen schwerlich für militärische Conflictte ernsthaft gewählten Felde bewegte. — „Man muss niemals den Teufel an die Wand malen; sonst kommt er!“ lautet ein alter Volksspruch.

Schliesslich wäre zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte bei seiner gründlichen, möglichst actenmässigen Darstellung, welche ihrer Natur nach auf eine unbedingte Apologie der wackern Krieger hinausläuft, auch hier und da die gegnerische oder Französische Seite, mindestens referirend berücksichtigt. So warf man bisweilen vielleicht nicht ohne Grund den Officieren des in Aix schmählich entwaffneten und fortgewiesenen Regiments von Ernst einen zu stark ausgesprochenen Royalismus vor und wollte selbst von verdächtigen Correspondenzen mit den Prinzen etwas gehört haben. „Zu Lyon, heisst es im jetzt seltenen Gespräch der Todten (Erstes Heft, S. 4) gab der Commandant den heimkehrenden Schweizerischen Offizieren einen Schmaus, öffnete am Ende des Gelags eine Pastete, reichte die darin befindlichen Schriften den bestürzten Gästen mit den Worten: „Nehmen Sie hin, meine Herren, es sind die Copieen; sie enthalten die Ursache ihrer Ausweisung; an den Originalen wären wir bald erstickt“. — Si non è vero, è ben trovato und spiegelt den beiderseitigen Parteigeist ab.

---

*Dr. Ludwig Snell's Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der regenerirten Schweiz, bearbeitet nach den von dem Verstorbenen hinterlassenen Papieren und Schriften von einem jüngern Freunde desselben. VI. 336. 8. Zürich bei Mayer und Zeller 1858.*

Diese durch Gehalt wie Form gleich ausgezeichnete, wenn auch nach ihrer eigenen Versicherung auf keine Vollständigkeit Anspruch machende Biographie kommt zur rechten Zeit. Die Völker nämlich dies- und jenseit des Rheins und des Gebirgs ruhen von ihren letzten, sturmvollen Anstrengungen einstweilen aus, betrachten ihre nicht immer glücklichen und dauerhaften Werke bald mit Behagen, bald mit verdriesslichen Unmuth und werfen sich daher, unbefriedigt durch die materiellen Interessen, gerne in die stille und doch lehrreiche Bahn des historischen Rückblicks. Wie es daher ein glücklicher Gedanke war, des Fränkischen Ritters Ulrich von Hutten Gedächtniss durch den geschickten Griffel des Doctors David Strauss auf würdige Weise und in entschiedener Theilnahme zu erneuern: so ist es nicht weniger zweckmässig und löb-

lich, das Leben eines unlängst heimgegangenen, für ähnliche Zwecke und Ziele arbeitenden Kämpfers aus dem Bürgerstande der damaligen und fühlenden Mitwelt vorzuführen. Denn darüber macht sich keine Täuschung, dass hier etwa unvergleichbare Grösse, Persönlichkeiten und Zeitverhältnisse in Frage stehen! Das neunzehnte Jahrhundert stämmte sich wider kirchlichen Geistesdruck, politischen Despotismus eben so bestimmt und zwar reformatorenrevolutionär als ein Theil des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Nur geschah es in beiden feindlichen Feldlagern mit verhältnissmässig grösserem Aufwande an Kraft, Ausdauer, Talent, Schonungslosigkeit rücksichtlich der Mittel und Wege. — Ueberdies muss man bedenken, dass noch nicht aller Tage Abend da ist, oft gescheiterte, durch Ueberdrang und eigene Schuld lebendig grabene Ideen, wie mitternächtliche Geister hier und da auf und plötzlich zum Entsetzen der Sorglosen Bein und Gebärde nehmen. Möchten sich da nur nicht die „im Völkergewinnne Scepter führenden Machthaber“ durch die scheinbar leicht gewonnene Bändigung wild erregter Massen täuschen lassen und vermessen, dass weder ein vernünftiges Toleranzprincip in Glaubenssachen, noch eine Consolidirung staatlicher und volksthümlicher Interessen thue! —

Jedem aufmerksamen Leser des vorstehenden Buches, wenn man nur die möglichste Verbreitung wünschen muss, wird sich der angedeutete Gedanke leicht aufdrängen und fruchtbar erweisen. Durch katholische und protestantische Jesuiten, durch Soldaten- und Finanzkünste läutet man den demokratischen Poltergeist nicht zur Ruhe; man muss ihm vernünftige Concessionen eben so leicht machen als brutal abschlagen, ein Geschäft, welches nicht leicht tiefe Staatsweisheit und seltene Mässigung fordert. — Ein wirksames Heilmittel dazu gewährt nun der Lebensabris des Dr. Ludwig Snell aus Idstein im Nassauischen (1785—1854). Derselbe „Jugend-, Lehre- und Wanderjahre bis 1830“ entwickelt der erste Abschnitt, mehrmals auf anziehende Briefe und mündliche Mittheilungen gestützt und so geschickt ausgeführt, dass man ein lebendiges Bild jenes patriarchalischen Familien-, Universitäts- und ersten Lebens bekommt, auch dann recht wohl begreift, wie der Preussische Reactionsstock (1820) den damaligen Director des aufstrebenden Gymnasiums in Wetzlar hart traf und nach mannigfaltigen Leiden und Lebensschicksalen veranlasste, nicht sowohl als politischer Flüchtling denn als an seinem Rechte schwer verletzter, sich (1841) durch eine Pension befriedigter „Querulant“ in der Schweiz sein bleibendes Quartier aufzuschlagen. Die „Zeit der reichsten politischen Thätigkeit daselbst (1830—1842)“ wird in dem zweiten Hauptstück behandelt und zwar so, dass der Biograph den demokratisch-repräsentativen Banner seines Helden offen und ohne Bemäntelung anerkennend folgt, sich um den doch auch berechtigten und motivirten Widerstand der aristokratisch-kantonalen Partei



ig bekümmert und diese lediglich als „Reaction“ auffasst und liest. Daran mag er insoferne wohl gethan haben, als es sich nicht sowol um eine weitläufige, möglichst unbefangene Geschichte als um den Lebenslauf eines entschiedenen Parteiführers und Principienmannes (Principiers in der Helvetik) handelt. Auch werden nichts desto weniger selbst für den Kundigen sehr lehrreiche Züge, z. B. über die Rigi- und Alpenreisen nach Briefen und mündlichen Nachrichten, eingereiht. Wer aber den Stand der Dinge in Bern genau weiss, wird dem Wesentlichen nach dennoch über den Gang der Parteikämpfe recht gut unterrichtet und in demselben findet eine Bemerkung, welche hier besonders auf nichtschweizerische Leser dieser interessanten Denkwürdigkeiten zielt. Dahin gehören andern die Unterredung, welche der damalige Professor Staatswissenschaften an der Bernischen Hochschule, von den sog. Vorthern oder Dorfmagnaten vielfach bedrängt, mit dem sonst hochgesinnten, verdienstvollen Schultheissen Neuhaus hatte (1835). „Sie, fiel dieser dem Klagenden in die Rede, den Artikel im republikaner „die Parteien in Bern“ geschrieben?“ Darauf bin ich verbunden zu antworten in einem Staate, wo Pressfreiheit herrscht, „entgegnete L. Snell, warum widerlegt man jene Artikel mit Principien?“ — „Was Principien“, fuhr Neuhaus fort, „regiert nicht nach Principien, sondern nach Konventionen.“ (S. 113). — Etliche Zeit später nahm denn der jetzt missgünstig gewordene, von Zürich nach Bern gerufene Mann, den gleichbedrohenden Bruder Wilhelm zu retten, seine Entlassung, für den Fehlgriff auf den Fersen dadurch bestraft, dass er nach dem Tode eines zweiten, etwas mürrischen, sonst aber wackern Schultheissen trotz des Züricherischen Bürgerrechts aus dem Bernkanton ausgewiesen wurde. —

Der letzte Abschnitt, betitelt: der Lebensabend von 1842—1854 ist gleichfalls sehr anziehende, mit Wärme und Geschicklichkeit gelesene Nachrichten über einen jedenfalls hoch begabten, charaktervollen, wenn auch nicht — wie das Menschen begegnet — makellosen Bürger, Menschen und Schriftsteller. Wenn demselben Preussen 1852 auf Denunziation hin seine wohlverdiente, rechtserworbene Pension von 400 Reichsthalern zuckte, so war das doch grossmüthig noch weise behandelt. Denn um das von ihm nach dem Polenüberfall (1833) bewahrte Fürstenthum Neuenburg zu erwerben, wie die verschiedenartigsten Stimmen aussagen, der L. Snell im Besondern eben so wenig, als um das Frankfurter Parlament; von Nassau aus für das erstere vorgeschlagen, lehnte er es ab, „weil es ihm nicht beliebe, in Deutschland Hofräthe zu helfen“ (S. 194). Dies war denn freilich eine sonderbare, auf Missverständniss ruhende Ansicht, da man ja bekanntlich durch den Reichstagsbeschluss sämmtliche, später wieder mit Begier zurückbegehrte Ehrenbetitelungen für Professoren und andere Staatsbeamte abgeschafft hatte. — Der Betheiligte musste also hier wie

bisweilen auch sonst eine Art Divination der Zukunft mitten im demokratisch-nationalen Schwindeljahr empfunden haben.

Dreizehn, theils schon gedruckte, theils handschriftliche Gegen, oder kleinere Aufsätze des Verstorbenen erhöhen den Werth des biographischen, wie gesagt, für die Zeitgeschichte, namentlich der Schweiz, wichtigen und lehrreichen Denkmals. — Der Verf. soll übrigens ein Züricher, jedenfalls kein Teutscher zu sein.

**Kortüm.**

*Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Von Bernhard Cotta. Vermehrte Auflage. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Tafeln. Erster Theil, geologische Beschreibung von Deutschland. 441 S. in 8. Leipzig, Fr. A. Brockhaus.*

Es gereicht uns zum Vorwurf, die Beachtung der Leser und Jahrbücher nicht früher diesem Werke zugewendet zu haben; kurzer Frist wurde eine neue Auflage nothwendig und so ist über seinen Werth entschieden, der Beweis geführt, dass der Verfasser Absicht keineswegs verfehlt habe.

Cotta sah sich bewogen, in der zweiten Ausgabe die „geologische Schilderung Deutschlands“ und die „Lehre vom Bodenfluss auf's Menschen-Leben“ etwas schärfer zu trennen; wie so früher geschehen. Der erste Theil, welchen wir jetzt besprechen kann im Allgemeinen als zweckmässiger Begleiter auf Reisen durch Deutschland dienen. Die vom bewährten Fachmann mit ebenem Sachkenntniss als rühmlichem Fleiss ausgearbeiteten — in geographischer Folge aufgestellten und darum bequem übersichtlichen — Literatur-Verzeichnisse erleichtern die Erforschung einzelner Gegenden. Dass der Verf., wie man gewünscht, seinem Buche nicht eine geologische Uebersichts-Karte beigegeben, verdient keinen Tadel; zu sehen davon, dass der Preis dadurch bedeutend erhöht worden wäre, so hätte der jedenfalls nothwendig beschränkte Maassstab Zweck nur in sehr geringem Grade erreichen lassen. Es ist daher zu billigen, dass auf die, Jedem leicht zugänglichen geologischen Special-Karten einzelner Gebiete — welche im Literatur-Verzeichnisse zu finden — verwiesen wurde.

Was die Abschnitte betrifft, in die das Buch zerfällt, und die Unter-Abtheilungen — wir dürfen solche als bekannt voraussetzen — so sind die in der zweiten Ausgabe vorgenommenen Aenderungen im Ganzen wenig bedeutend, jedoch stellte der Verf. die Glieder der Formationen für jede Gegend nach dem Resultate neuester Untersuchungen dar.

**v. Leonhard**

\*) Diese Anzeige ward von dem Verfasser nur wenige Tage vor seinem am 4. Juni erfolgten Hinscheiden niedergeschrieben.

(Die Redact. d. H. Jahrb.)

# HRBÜCHER DER LITERATUR.

*criptiones terrae coelae vasorum intra Alpes Tisam Tamesin  
superas conlegit Guilelmus Froehner. Gottingae sumptus  
fecit Dieterich. a. MDCCCLVIII. XXX u. 86.*

Die allmähliche Sammlung der zahlreichen Töpfernamen auf römischen Thongefässen kann gewiss nur als ein um so verdienstliches Unternehmen bezeichnet werden, je zerstreuter, umfangreicher und gelegener in den meisten Fällen die betreffende Quellenliteratur welche den Stoff zu einer Arbeit vermittelt, die, ihrer Natur nach mühsam und unerquicklich, in ihrem Endresultate nur eine bloße Aufzählung von Namen bietet, deren Lesung zudem oft sehr, abweichend und schwankend, wenn nicht unmöglich ist, nicht einmal ein kritisch feststehendes sprachliches Material zu gewinnen werden kann. Der lohnende Erfolg, welcher meist ein wiederholtes und fortgesetztes Studium schwer entzifferter inschriftlicher Denkmäler anderer Art durch ein erkleckliches Mat zu krönen pflegt, fehlt hier fast ganz und der Verfasser hat nicht blos p. X und XVI für die in den Museen zu Leyden Wiesbaden aufbewahrten Töpferstempel die Nothwendigkeit einer sorgfältigen und sorgsam Prüfung aussprechen, sondern wird während der Arbeit mehr und mehr gefühlt haben, dass weit mehr die grössere Mehrzahl dieser Stempel nur nach fortgesetztem Fleiss und aufmerksamer, steter Vergleichung, jener unerlässlichen Bedingung guter Erfolge auf dem ganzen Gebiete der Epigraphik einer richtigen Lesung zugeführt werden kann. Die Verwirrung einzelner Buchstaben und Züge, die mannigfachen Abweichungen und Ligaturen der Schrift werden von den örtlich oft so getrennten Forschern meist so abweichend gelesen und gedeutet, dass eine Menge von Namens-Varietäten vorliegen, welche sich auf eine weit geringere Anzahl zurückbringen lassen. Alles das hat Hr. F. wohl gefühlt, und S. V in einer Weise ausgesprochen, dass man sieht, wie nahe daran er war, die ganze mühsame und undankbare Arbeit aufzugeben und wie wenig selbst das Geringste im Verhältniss zu dem steht, was noch zu thun ist. Resignirt er sich zuletzt bescheidenlich dahin „at tamen quaeque est, ad vestrum aliquem tamen fructum hae plagulae prodabunt“, so würde dadurch das unbestreitbare Verdienst dieses Sammelversuches nur noch mehr anzuerkennen sein, wenn nicht Hr. F. weiterhin durch mehrfache ganz unbegründete und voreilige Urtheile und Aussprüche, die man nur seinem jugendlichen Sinne gut halten muss, den guten Eindruck verwischte, den jene Tugend

allezeit zu machen pflegt, welche als die erste Zierde des Längsakers gilt.

An eine recht zweckmässige Uebersicht und Besprechung p. VI sqq. derjenigen älteren und neueren Inschriftwerke und Sammlungen nämlich, welche Hr. F. mit besonderer Rücksicht auf Topostempel durchsah, von Huttich's Collectanea, Beatus Rhenanus, Sprenath, J. Chifflet, Petavius, Fort. Licet, Smets, Willehm, bis Caylus, Pater Fuchs, Hansselmann, Schoefflin herab, dann die neuere Zeit Grivaud de la Vincelle, Fiedler, Janssen, Sch. Dieffenbach, Roth, Mone, Overbeck, Emele, Mommsen u. a. m. gereiht werden, schliesst sich weiter p. XI--XX ein Verzeichnis in gleicher Weise von dem Verfasser ausgebeuteten antiken Quellenliteratur des von ihm umspannten geographischen Gebietes, sowie eine kurze Angabe der von ihm durchforschten öffentlichen und Privatsammlungen zu Frankfurt a. M., Neuwied, Karlsruhe, Freiburg im Breisgau u. a. Unangenehm berührt dieser Durchmusterung Hr. F. manchen ältern und jüngern Epigraphensammlern gegenüber seinen kritischen Standpunkt an der Höhe des epigraphischen Wissens nehmen zu sehen, wie es so oft in ungerechtfertigter Weise geschieht. Die ersten Sammler und Beschreiber von Resten aus dem römischen Alterthum waren in den Rhein- und Donauländern zu einer Zeit, wo es auf dem Gebiete der (blos formalen) classischen Philologie fast noch ganz Feld des Anbaus für diese praktische Alterthumskunde gab, meistens Geistliche, Lehrer, Juristen, überhaupt Personen, die ihrem Lebensberufe theils aus Liebe zum Alterthum, theils aus Haberei oft nur dilettantisch ansammelten und beschrieben. Ein unvergängliches, unantastbares Verdienst besteht also darin, Vieles dem völligen Untergange entzogen und zusammengestellt zu haben, was uns jetzt oft die trefflichsten Anhaltspunkte weiter der Forschungen abgibt: die wissenschaftliche Kritik kann höchstens schonend und milde die Art und Weise zu ermitteln, wie weit sich jene ältern Alterthumsforscher einer kritischen Akribie beflissen haben und nach dem wissenschaftlichen Stande ihrer Zeit und ihrer Bildung beflissen konnten: mit Schärfe ist es erlaubt gegen sie vorzugehen, wo, wie Mommsen auf dem Schweizerischen Inschriften zu thun Veranlassung hatte, absichtliche und planmässige Interpolation, Fälschung und Verballhornung epigraphischen Materials verschuldet ist. Die wissenschaftliche historische Ausdeutung der Denkmäler selbst dagegen muss bei weitem meisten Fällen geradezu, als natürlicherweise dem damaligen Standpunkt ganz unangemessen, bei Seite liegen gelassen werden; selbst in den Fällen, dass solche Sammler, wie z. B. B. 76 bei dem Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit eine gelehrte Autorität anrufen, welche meistens auch nicht viel mehr wusste, ist demnach ganz gleichgültig, ob Hansselmann oder Emele oder sonst ein anderer (p. VIII) mehr „eratote quam docto“ sein mag.

abgefaßt hat oder mehr oder weniger wissenschaftliche Kenntnisse (woher sollte er sie damals haben?) aufzeigt: die Sammlung und Bewahrung vieler wichtigen, jetzt wohl ohne sie spurlos verschwundenen Denkmäler des Alterthums ist und bleibt selbst dann ihr unbestreitbares Verdienst, wenn sie auch manchmal in die Hände von Betrügern und Spassvögeln gefallen sind, wie Domdekan von Jaumann, dessen unerquicklichen Streit mit Mommsen, nachdem die Sache längst entschieden ist und besser der Vergessenheit übergeben würde, Hr. F. p. X in einer Weise von Neuem aufwühlt und herbeizieht, dass man billigerweise fragen kann, wie kommt dieses hierher und was hat es mit den Töpferstempeln zu thun: das p. XIV Bemerkte reicht dazu vollkommen hin, man vergesse doch überhaupt nicht, dass selbst die ersten Kenner römischer Alterthümer am Rhein und anderwärts, sowie ganze Vereine und Museen sich mehr als einmal haben täuschen lassen, wie uns aus zuverlässigster Erfahrung bekannt ist. Erklärlich ist demnach wenigstens, wie Hr. F. aus Unkenntnis antiquarischer Zustände und ihrer Träger die falschesten Urtheile aussprechen konnte. Bei seiner Aeusserung über J. Emele p. IX—X scheint er keine Ahnung von der Bedeutung dieses Mannes für Rhein Hessens Alterthümer zu haben: von Hause aus Jurist, war Emele eine lange Reihe von Jahren der erste Sammler römischer Alterthümer, zeichnete sich durch seine praktische Kenntnisse derselben aus, scheute weder Zeit und Mühe, noch Geld zur Aufsuchung neuer Monumente, deckte viele tausend römische Gräber auf und stand zuletzt bis zu seinem Tode am 26. Dec. 1847 dem in den 40er Jahren zu Mainz neugegründeten Alterthumsverein als erster Director vor, nachdem er leider vorher, da damals in Mainz Nichts für einheimische Alterthümer geschah, seine reiche Sammlung, namentlich von Thongefässen, dem Museum zu Wiesbaden verkauft hatte: seine Sammlung existirt längst nicht mehr und selbst die in den Insc. Nass. 84. p. 550—551 erwähnten Thongefässe entstammen ohne Zweifel meist seiner Sammlung, wie Hr. F. selbst p. 25 sq. zu Nr. 620—21 vermuthet hat. Emele's Verdienste um die römischen Alterthümer am Rhein sind daher schon in den 50er Jahren selbst auswärtig anerkannt worden, wie man aus seinem Necrologe näher ersehen kann, den Prof. K. Klein in der Sitzung des Alterthumsvereins zu Mainz am 6. Januar 1848 vortragen hat (vgl. Mainz. Wochenbl. 1848. S. 61). Andererseits dagegen muss man sich mit Recht wundern, woher Hr. F. weiss, dass der Mainzer Domvikar Huttich, der auf die Töpferstempel gar nicht achtete, die von ihm edirten römischen Inschriften „sedulo“ (p. VI) copirt habe, da von den 44 von ihm abgeschriebenen Steinen nur noch 3 in den Originalen übrig sind? Vielmehr zeigt die Vergleichung der beiden Ausgaben (1520 u. 1525) seiner *Collectanea* das gerade Gegentheil des „sedulo“, wie C. Klein in den *Nassau. Annal.* IV. S. 311 zur Genüge nachgewiesen hat. —

Zu derselben vermissten Maasshaltigkeit im Urtheile hätte Hr. F. auch im Hinblick auf den Umfang der von ihm angestrichenen antiquarischen Literatur veranlasst sehen sollen, welche immerhin von einer schönen Kenntniss auf diesem Gebiete, dennoch aber weit hinter dem zurückbleibt, was Hr. F. ohne so Schwierigkeit hätte zugänglich sein können. In besonderer tracht kommen heutigen Tags auf dem Gebiete der Alterthümer die antiquarischen Sammelwerke Englands und Frankreichs, die freilich sehr oft, doch nicht immer, unerreicht sein pflegen. Gering erscheint schon gleich bei Hr. F. die von 4—5 antiquarischen Schriften aus und über England, unter gerade die grösseren Capitalwerke und Sammlungen, mit Ausnahme der „Archäologia“ fehlen. Schon gleich neben Act. (p. XI) hätte Thomas Wright, the Celt, the Roman and the a history of the early inhabitants of Britain, London 1852, neuere Uebersicht der Keltischen, Römischen und Sächsischen Alterthümer Englands mit benutzt werden können, dem ebenfalls Ende Verzeichnisse der Töpferstempel beigegeben sind: es befindet sich dieses Buch auf der Grossherz. Bibliothek in Darmstadt selbst auch die ebenso wichtigen reichen Quellenwerke zur römischen Inschriftenkunde, Camdens Britannia, namentlich in der Ausgabe von Gough (London 1806), das wichtige Gentleman's Magazine und ein grosser Theil der Philosophical Transactions, der reichen Schatz zu den römischen Alterthümern Englands, letztere sind theilweise auch auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen und vollständig auf der zu Heidelberg; ebendort findet sich auch Stuarts Caledonia Romana London 1846. Die Ausnutzung dieser Sammelwerke war zu Hr. F.'s Zweck ebenso unerlässlich, als des bekannten „the Roman Wall, von John Collingwood, welches Werk in 2 Ausgaben 1851 u. 1853 vorliegt: erster findet sich zu Mainz in dem Besitze zweier dortigen Alterthumsforscher, letztere in der Vereinsbibliothek zu Wiesbaden; beide von uns schon vor Jahren mehrmals durchgearbeitet worden. das ist lauter Lug und Trug: vorbenannte Werke existiren nicht an den bezeichneten Orten — nach Hr. F.'s Weltanschauung er hat sie nicht gesehen (wenigstens führt er sie nicht an), existiren sie nicht: wenn ein anderer sie gesehen haben will, lügt er! So räsonnirt nämlich Hr. F. nach p. XVIII seq., indem bei Erwähnung von C. Roach Smith's Collectanea antiqua, von welchen er nur vol. II. pars 4, 5, 6 benützt hat, beigelegt: „quod valde doleo, nusquam deprehendere poteram; et qui apud nos ad Rheni ripas ea se vidiisse profitentur, in tum mendacio delitescunt“. Wahrlich, man traut kaum seinen Augen, wenn man diese Worte liest, die mit einer Dreistigkeit geworfen sind, die an Unverschämtheit gränzt. Wir haben schon oben gesehen, welche bedeutende Werke und Sammlungen, die durchforschen waren, Hr. F. vor den Füßen lagen und von ihm

wie es scheint, nicht entdeckt worden sind. Da ihm im vorliegenden Falle unsere Versicherung, mehrere Bände der bewussten „Collectanea“, von C. R. Smiths eigener Hand überschrieben, monatelang aus den Vereinsbibliotheken von Mainz und Wiesbaden zur Benutzung gehabt zu haben, als eitel Lug und Trug erscheinen wird, so verweisen wir ihn auf die „Periodischen Blätter“ der mitelrheinischen Alterthumsvereine, woselbst er Jahrgang 1853. Nr. 3. S. 13: C. R. Smiths C. a. vol. III. pars I; 1854. Nr. 1. S. 13: C. a. vol. III. p. 2; 1854. Nr. 3. S. 88: C. a. vol. III. p. 3; 1855. Nr. 5. S. 145 und 1855. Nr. 4. S. 125: C. a. vol. III. p. 4; ferner 1855. Nr. 6. S. 195 und Nr. 7. S. 235: C. a. vol. IV. p. 1; 1856. Nr. 8. S. 266: C. a. vol. IV. p. 2, also im Ganzen zwei weitere Bände in 6 Theilen als zur Bibliothek der Vereine eingegangen verzeichnet finden wird: aber Hr. F. scheint die „P. Bl.“ gar nicht zu kennen. Dazu kommen, wieder von des Verfassers eigener Hand überschrieben, zwei uns eben vorliegende, in den Period. Bl. noch nicht angezeigte Theile, nämlich vol. V. p. 1 u. 2. London 1857—58: also vollständig drei Bände in acht Theilen. Ausserdem befinden sich zu Mainz noch ein Catalogue of a collection of ancient and mediaeval rings and personal ornaments formed for Lady Landesborough 1853 und C. R. Smith's Catalogue of the Museum of London Antiquities London 1854. P. B. 1854. Nr. 3. S. 88. Auch C. R. Smith's Notes on the Roman Wall, (P. B. 1853. Nr. 1. S. 28) ein Auszug, wenn wir nicht irren, aus vol. II der C. a., befindet sich zu Wiesbaden. Einige Proben aus einigen dieser Quellen mögen Hrn. F. zeigen, dass dort noch mancherlei für seine Zwecke auszubeuten war. Ein Thongefäss aus Deerson bei Preston in der „Archaeologia“ XXXVI (1855) p. 181 (welchen Band Hr. F. nicht eingesehen hat) bietet den bei ihm fehlenden Töpfernamen **SIINVNA** (vgl. **CRACVNA** p. 831—32 u. **CRIVNA** p. 872) zu S. 73 Nr. 920—21 kann aus K. S. C. a. III. p. 4. p. 252: **TAVRVSFILMA** nachgetragen werden. Collingwood Bruce the Roman Wall ed. II. p. 439 bringt folgende Töpfernamen aus Chester le Street: **GENAVS FECI**; **CAPELLIV. E**; **MVXTVLLI. M**; durch welche letztere (die beiden erstern fehlen bei Hrn. F.) deutliche Lesung N. 1660 p. 62 bei Hrn. F. seine richtige Deutung erbellt, zumal derselbe Namen auch unter mehreren Töpfernamen aus Cirencester im Archaeological Journal 1855. Nr. 47. September p. 286 in gesicherter Form erscheint: **AVENTINI**. (p. 10. Nr. 221 bis 222) **AESIMM** (= p. 2. Nr. 28), **BORILLIOF** (Nr. 427), **CINIV** (Nr. 716), **CVCA . . . . IM**, (Curali mann p. 85. Nr. 881—82), **CINIUGENI** (Cintugenus = Cintugnatus p. 29. Nr. 719), **GEMINIF** (Nr. 630—33), **MACR** (Nr. 1408), **MARCI** (Nr. 1456), **MVXTVLLI**, **NICEPHOR** (Nr. 1692—93), **F—OF**, **MVRRAOF** (Nr. 1646—53), **NAISI** (vgl. p. 62. Nr. 1665), **PATRICI** (Nr. 326), **PECVLIARF** (Nr. 354), **PRISCVS** (Nr. 478), **PVTRIM** (Nr. 504?), **QVINTI** (Nr. 725—38), **SAMOCIMI**, **TITVRONISO**, **VIMPVS**



(vgl. Nr. 1704); wozu wir gleich die in der the illustrated London News v. 10. Febr. 1855 p. 125 mitgetheilten Töpfernamen Bath: SVOBNEDOF (Nr. 2042), PECVLAR, MARTI (Nr. 2043), QVINTI. M fügen (vgl. Z. s. A. 1857. S. 27). Ganz ausgefallen bei Hrn. F. ist auch die Firma BORIEDIOF aus Ribchester, welche getheilt in (dem in der Heidelberger Univers.-Bibliothek) befindlichen the Journal of the British Archaeological Association 1850. Nr. XXIII. p. 442. — Unter der französischen Quellenliste vermissen wir ausser dem ziemlich starken Nachtrage zur Note die souterraine von Cochet, welchen Hr. F. nicht anführt, welcher sicherlich grade aus dem von ihm bearbeiteten Gebiete manche Nachlese enthalten wird, vor Allem das treffliche Werk Alph. de Boissieu: „Inscriptions antiques de Lyon“, welches gleichfalls zu Heidelberg findet, wir werden unten auf dasselbe verweisen Veranlassung haben. Auch des Baron G. von Bunsen Prachtwerk „Recueil d'Antiquités Suisses“. Berne et Paris 1843. fol., welches mehrere Schweizer Inschriften enthält, die bei Hrn. F. fehlen, finden wir bei Hrn. F. nicht verzeichnet, obgleich einige Töpferstempel bietet: es findet sich in den Vereinsbibliothek zu Mainz und Wiesbaden und sicherlich auch zu Heidelberg und Darmstadt.

In gleicher Weise enthalten auch die „Séances générales de la Société française pour la conservation des monuments historiques. Compte-rendu Paris 1854. p. 494. Anzahl Töpferstempel von Lampen, Schüsseln und Gefässen, welche von uns in der Z. f. A. 1857. S. 36 mitgetheilt worden sind. Darunter auch ausser dem von Hrn. F. p. 17. Nr. 418 angezweifelte SEX POMPEI den ebendort p. 16. Nr. 389 erhaltenen PHOETASPI oder PHOETASN, welchen Hefner „Römische Denkmäler Salzburgs“ (Wien 1849. I. Band der Denkschriften der K. K. Akademie) S. 51 nach den „Linzer Blättern“ als HOF (Birgelsteiner Sammlung in Salzburg) liest. Ausser diesen meinen Verweisungen lassen sich natürlich auch eine Menge Bemerkungen zu den einzelnen Töpferfirmen und ihren Varietäten machen, von denen wir für jetzt nur wenige beifügen wollen. In dem Hr. F. p. XXI—XXIII eine recht nützliche Zusammenstellung der Art und Weise gegeben, wie die Töpferfirmen entweder den einfachen Nominativ oder Genitiv des Namens oder durch mehrfach abbrevirten Zusätze von FECIT, FORMA, FABRI, MANV oder MANIBVS, OFFICINA und einige andere wohl sicher zu interpretirende ausgedrückt werden, auch p. XXV—XXVI durch die angeblichen Spuren einer grammatica rusticana in den Töpferstempeln zu einer Zusammenstellung ähnlicher Sprachwendungen aus spätlateinischen Urkunden sich veranlasst gefunden, handelt er auf 82 Seiten die von ihm angesammelten 2222 Töpferfirmen in alphabetischer Ordnung so, dass die Varietäten einer jeden mit grösserer Schrift gedruckt, in einem abgegrenzten Raume der

sch und übersichtlich zusammengeordnet sind darunter zuerst der Fund- und Aufbewahrungsort, die nöthige Nachweisung der Quellen und endlich kleinere Bemerkungen beigegeben sind, ganz nach Art von Mommsen's Inscriptt. Helvett., welche er sich ganz offenbar zum Muster genommen hat: dabei nimmt Hr. F. bei der alphabetischen Anordnung bei B auch P, bei C auch G, Q, bei D auch T mit dazu, was wir der Natur der Sache nach nur billigen können, da insbesondere C und G, D und T häufig in denselben Namen verwechselt werden. — Nr. 50 ist nicht ANISA(TVS)F für AINSAF zu verbessern, sondern wie wir selbst in Darmstadt uns überzeugt haben, ATIVSAF und mit Nr. 212 zusammennehmen. Denn auch das kleine Museum zu Hanau enthält denselben Stempel aus Hedderheim in folgender Gestalt ATIVSAF (F unter ATIVSA stehend), es ist derselbe Name, der auch unter dem bronzenen Martonenbilde in den Bonn. Jahrb. XIII. tab. I. fig. 1 gelesen wird. Die falsche Lesung von Nr. 75 ist auch von uns schon in Z. f. A. 1857. S. 49 verbessert und daselbst auch Nr. 106 und 1083 erwähnt worden. Die Firma AMABILIS Nr. 78 findet sich auch in der Privatsammlung des Grossherzogs zu Darmstadt. Nach Nr. 144 wäre die in Z. f. A. 1857. S. 44 von uns mitgetheilte Aufschrift eines Thongefässes aus Rheinsabern mit . . A RARISIVIS einzuschalten. Zu Nr. 184 kann eine Lampe mit ATILLVS im Mainzer Museum gefügt werden. S. Period. Bl. 1854. Nr. 1. S. 10 und in gleicher Weise zu Nr. 201 ein Stempel des Hamburger Museums von der Saalburg mit ATILANVSF. Nr. 381 ist ganz gleich der Firma PIIRVINGVSF (hinter welchem 5 längere und 2 kürzere gerade Reihen folgen) auf dem berühmten Völseler Mosaikboden in dem Museum zu Darmstadt. Zu Nr. 428 ist ohne Zweifel ein Stempel mit BO...IVS in der oben erwähnten Grossherzogl. Sammlung zu stellen, wie ein anderer ebendort mit PRIMANVSFE zu Nr. 452, Nr. 509 CABRVS u. Nr. 880 GVBRVS sind offenbar (letzteres mit gestürztem A) identisch und als GABRVS mit G zu lesen, da nicht nur GABRVS auch als Name einer Gottheit, sondern auch die Städtenamen Gabresentum, Gabremagus und Gebreta vorkommen. Nr. 546 findet sich auch in der vorerwähnten Sammlung zu Darmstadt in breiten Zügen wiedergegeben, kann aber kaum anders als CAPIFFS gelesen werden, indem der 6. Buchstabe keinen Querstrich unten hat, also ein F, kein E ist. Nr. 558—59 u. 564 dürften wohl ebenfalls identisch sein und dieselbe Firma bezeichnen. Zu Nr. 615 OFCELADI gehört wohl ein Töpferstempel gefunden zu Kesselthal bei Hanau mit C....ID, wie zu Nr. 616—19 CELVS ein anderer von der Saalburg im Hamburger Museum mit C....IVS. Demselben Kesselthal gehört auch ein weiterer im Hanauer Museum an mit CELSINVSI, der sich zu Nr. 623 stellen lässt. Identisch erscheinen hinwieder Nr. 634 mit 638, die nur in einem Striche, wie öfter verlesen erscheinen. Weitere Erwerbungen des Mainzer Museums aus den Jahren 1853 u. 1857 begreifen auch

zwei Lampen mit COMMVNIS und COMVNI, welche in dem „*Periodischen Blättern*“ 1853. Nr. 1. S. 25 und 1857. Nr. 12. S. 107 mitgetheilt werden und zu Nr. 785 und 790 zu stellen sind, vgl. gleicher Weise zu Nr. 886 ein gleichlautender Stempel von Saalburg zu Homburg und das FORTIS einer Lampe zu Mainz Nr. 1116, vgl. *Period. Bl.* 1854. Nr. 1. S. 42. Nr. 1218 entspricht IOVINII an das IOVINCI auf einem Cirkel *Insc. Nass. c.* 107 ist vielleicht darnach zu verbessern. In neuer Form MAIORIS scheint auch Nr. 1429—30 auf einem Mainzer Thongefässe, vgl. *Period. Bl.* 1853. N. 2. S. 16 und in gleicher Weise v. 1482 und 1501 auf einem Kesselthaler Gefässe im Hanauer Museum MARTFE, während Nr. 1499 durch einen ganz gleichen Stempel von der Saalburg mit MARTINVSF bestätigt wird, und Nr. 1498 als MEDDICFE aus Kesselthal zu Hanau vorhanden ist; mit besonderer Ausprägung des gestrichenen D, über welches Z. f. A. 1853. S. 454 verglichen werden mag. Auch Nr. 1993 und 2026 vergleichen sich als SILVANVS und STROBILI auf 2 Lampen zu Völsbad *Period. Bl.* 1857. Nr. 3. S. 45 u. 1858. Nr. 5. S. 107. Nr. 2089 und 2090 stellen sich VERECV und VERECVNDVS auf Thongefässen der Grossherzogl. Sammlung zu Darmstadt, wo auch noch drei weitere Stempel mit VEIVII, VIATORF (F steht unter VIATOR) und VICTORINVSF bewahrt, welche zu Nr. 2085 (oder 2086 oder 2116) 2117 und 2126 gestellt werden mögen. Von ganz besonderem Interesse ist auch eine inzwischen in die Sammlung des Hrn. Dr. Römer-Büchner gekommene Lampe von Heddernheim mit dem Griechischen Töpfernamen *ΑΠΙΕΤΩΝ*. Schliesslich erübrigt uns noch über die von Hrn. F. in Frankfurt a. M. zu seinen Zwecken gemachte Ausbeute eine Bemerkung beizufügen. Ausser einigen Thongefässen im Privatbesitze befinden sich auch in Frankfurt mit Töpferstempeln unseres Wissens in Frankfurt a. M. nur in drei grössern Sammlungen, 1) der des bekannten Frankfurter Geschichtsforschers Dr. Römer-Büchner, dessen Güte und Freundschaft dem Unterzeichneten allein es ermöglichte, eine genaue Durchforschung des reichen und werthvollen epigraphischen Materiales vorzunehmen, welches sich in seiner Sammlung findet. Vgl. *Archiv f. Fr. Gesch. u. Kunst* VI. S. 1—30; 2) auf der Stadtbibliothek; 3) auf der Gymnasialbibliothek, als Anfang einer von Hrn. Direktor C. zur Pflege auch dieser mehr praktischen Seite der Alterthumskunde und Belebung des Sinnes für dieselbe unter den Studirenden bestreuten Sammlung; 4) endlich in dem Museum des erst in der neuesten Zeit gegründeten neuen historischen Vereines, dessen Details noch näherer Besprechung und Veröffentlichung vorbehalten sind. Die Fundstücke von Nr. 1 u. 3 entstammen dem reichen Trümmerfelde des NOVVS VICVS zwischen den Dörfern Heddernheim und Praunheim; woher die von Nr. 2 stammen, hat man an der Frankfurter Bibliothek uns wenigstens nicht angeben können. Hr. F. war hierin glücklicher, indem er zu Nr. 885 und 516 die

Gegend zwischen Ober- und Niederrad angeben kann und dennoch ohne Zweifel zu Nr. 1174 vermuthen zu dürfen glaubt. Nach unserer Kenntniss des Ortes haben wir gegen diese angebliche, ohnehin etwas vage Angabe der Fundstätte mehr als einen bescheidenen Zweifel, denn nicht einmal für den Boden Frankfurts, geschweige für das linke Mainufer, Frankfurt gegenüber, lassen sich völlig gesicherte Nachweise römischer Funde, vielweniger römischer Niederlassungen (vgl. Römer-Büchner, Beiträge zur Gesch. v. F. S. 13.) erbringen und bronzene Töpferstempel und ein Paar Lampen oder Gefässe durch Verkehr mit den Alamannen dorthin verbracht anzunehmen, ist bei der Natur der Gegenstände auch eine eigene Sache: ganz anders verhält es sich bei Münzfunden. Die römischen Alterthümer auf dem Boden Frankfurts lassen sich mehr oder weniger alle mit grösserer oder geringerer Sicherheit als meist von Heddernheim her eingebracht erweisen oder wahrscheinlich machen. Zu welcher Zeit Hr. F. diese Stempel (Töpferstempel) der Frankfurter Bibliothek eingesehen, ist nirgends angegeben: schon 1854 haben wir dieselben vollständiger in dem „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst“ VI. S. 27—30 und 280—31 mit denen der übrigen Sammlungen zusammengestellt und besprochen, wie Hr. F. aus den Noten zu Inscrptt. Nass. c. 88sq. und aus den von ihm selbst zu Nr. 1542. 2063. 2166 citirten Z. f. A. 1854. S. 506 ersehen konnte. Die Benutzung dieser Quelle hätte Hrn. F. vor einigen Irrthümern bewahrt, zu welchen er theilweise durch die Inscr. Nass. veranlasst wurde, und die Bemerkungen zu den einzelnen Firmen würden ihm eine und die andere Verweisung an die Hand gegeben haben, die man bei ihm vermisst. — Nr. 697 haben wir zwar auch dort S. 230 als SEVERIANVSF = Nr. 1967 gedeutet, müssen aber jetzt dennoch bei der Seite 28 gegebenen Lesung CELERIANVSF bleiben, da das angebliche V nichts als ein L mit etwas aufgebogenem Querstriche ist: C als Vertreter von S zu nehmen, wie Hr. F. p. XXX meint, ist gewiss zu verwerfen und Hr. F. hat auch aus Töpferstempeln kein anderes Beispiel dieses spätern orthographischen Verderbnisses mittelalterlicher Urkunden aufzuweisen vermocht. — S. 29 ist ferner bemerkt, dass die bei Hrn. F. unter Nr. 479, 1019, 1125, 1222, 1784, 1019 aufgeführten Stempel mit BRITVS, TRITVS, IRITVS, FRITVSF, RITVSF als identisch, ebenso nur auf falscher Lesung beruhen, wie MAGIRVS und VAGIRVS, welche Hr. F. Nr. 1418 und 2053 als verschiedene Formen trennt. Ebendort ist S. 28 für AVIANVSF bereits auch MAIANVSF vermuthet worden, wie Hr. F. zu Nr. 1424 diesen Stempel liest: derselbe Stempel scheint auch in der Grossherzogl. Sammlung zu Darmstadt durch die schwer lesbaren Züge MIAAVG angedeutet zu sein. Genauer als es in den Inscriptt. Nass. c. 88 geschieht, wo MACCONOF steht, ist von uns S. 28 (Nr. 9) MACCONOF angegeben, was sich zu Nr. 1403 u. 1404 bei Hrn. F. stellt. Alle diese obengenannten Töpferstempel aus Heddernheim

gehören der Römer-Büchner'schen Sammlung an und sind in Inscriptt. Nass. c. 88 von Prof. Klein, welcher diesen Teil der Zusammenstellung allein besorgte, als solche bezeichnet. Derselbe hat irrthümlich aber auch die drei Firmen unbekannter Fundorte PETRVLLVSFX, VIRTHVSF und IASSVS, welche auf der Frankfurter Stadtbibliothek befinden, unter die Römer-Büchnerischen gestellt und dadurch eine Verwirrung verursacht, welcher ihm Hr. F. wenigstens für die beiden ersten gestrichet ist, die er als an beiden Orten aus verschiedenen Fundstücken stehend angibt, was unrichtig ist. Durch die Ansicht des a. a. O. S. 280—31 würde diese Verwirrung nicht allein vermieden worden sein, sondern Hr. F. auch eine weitere in den Inscriptt. Nass. nicht erwähnte Firma gewonnen haben. Ausser dem in der vorigen Lesung wiedergegebenen Stempel PETRVLLVSFX (S. 280) wird S. 280 eine auf der Frankfurter Stadtbibliothek befindliche Lampe mit FORTISF (F unter FORTIS stehend) erwähnt, welche sich bei Hrn. F. Nr. 1119 Nichts angemerkt findet: ebenso bei ihm zu Nr. 2166 die Erwähnung der (fälschlich, wie wir gesehen haben, nur aus den Inscriptt. Nass. c. 88 beigebrachten) Firma eines Gefässes mit VIRTHVSF auf derselben Bibliothek. Bei Hr. F. auch eine weitere bei ihm fehlende Varietät VIRT aus Lyon bei Boissieu S. 442, 140 angeführt gefunden hätte, auch zu IASSVS eine wohl identische mit ISSVS ebendort S. 439. Auch für den unter Nr. 515 eingeschriebenen bronzenen Töpferstempel, welcher gleichfalls im „Archiv S. 280 und Z. f. A. 1857 S. 509“ schon veröffentlicht und besprochen ist, würde Hr. F. Boissieu S. 443—445 geführt worden sein, welcher eine zahlreiche Menge ganz ähnlicher bronzener Stempel abbildlich zusammenstellt, die wohl eine besondere Stelle in Hrn. F.'s Sammlung vernehmen hätten, da sie nicht eigentlich in die Reihe der Inscriptt. t. e. gestellt werden können, deren Sammlung Hrn. F.'s nächster Zweck war. Eine Sammlung aller dieser Gefässfirmen wird freilich erst dann erst recht dem Bedürfnisse genügen, wenn auch die Firmen der Glasgefässe dabei mitbegriffen werden, zumal dieselben mit denen der Töpfernamen ganz identisch lauten, wie man aus Z. f. A. 1857. S. 31 mitgetheilten Varietäten der officina Fabiana in der Normandie und der Opimiana zu Limoges im Vergleich mit Nr. 1126—1140 und Nr. 1738 bei Hrn. F. erhellen kann. Auch den andern beiden a. a. O. erwähnten Firmen von Glasgefässen DACCIVSF und AMARANVSF glauben wir auf Thongefässen begegnet zu sein, ohne es jedoch für jetzt näher nachweisen zu können. Ganz ausgeschieden muss dagegen bei Hrn. F. schon beim ersten Anblicke schon auffallend lange angebliche Töpferstempel Nr. 5 werden:

MANIBVS  
L·ABVCCIPOTHIVERNAE  
ABVCCIAE ARICVLAE

da dieses offenbar nichts anderes als dasjenige Stück einer Aschenurne (cinerarium) ist, auf welchem die Namen der Verstorbenen eingegraben sind, deren Asche in der Urne beigesetzt war. Bekannt sind die beiden Cinerarien aus der Hüpschischen Sammlung im Museum zu Darmstadt (Steiner 1174 und 1722):

OSSA  
VERECVNDINIAE  
FILIAE SVAVISS  
IMAE HAVE VALE

D M  
FVLVIAE ET  
GALBAE TIT  
VS POSVIT

es ist demnach bei dem angeblichen Töpferstempel Nr. 5 vor MANIBVS ein DIS weggebrochen, welche beide Worte oft allein auf solchen Urnen stehen, wie C. R. Smith Coll. ant. V. p. II. p. 117 zum Ueberflusse mit Beispielen belegt. Während nämlich eine grosse Amphora aus Wickham-Creux in Kent mit der Aufschrift VICTORINVS zwei inschriftlose Urnen enthielt, führt C. R. Smith 4 Amphoren mit D. M., eine 5te mit DIS MANIB aus Grivaud de la Vielle's Arts et Métiers des Anciens und das Fragment einer Urne mit DIIS MA..... aus Mamers (Sarthe) in Frankreich (Bull. Monum. VIII. p. 93) als Belegstellen zu der bisher unedirten Inschrift eines Cinerariums in dem berühmten Museum des bekannten Banquiers Joseph Mayer in Liverpool an, welche also lautet:

D. M.  
LAELIAE  
RVFINAE  
VIXIT·A·XIII  
M·III·D·VI

Wie bei dem einen Darmstädter Cinerarium eine männliche und eine weibliche Person, FVLVIA und GALBA, so sind auch bei dem angeblichen Töpferstempel Nr. 5 der verna L. Abuectus Pothus und die Iberta Abuccia Aricula im Tode vereinigt: beide haben in bekannter Weise den Namen ihres Herrn L. ABVCCIVS angenommen. Der Namen des verna kann übrigens auch in POTHINVS ergänzt werden, wie auf einer uns freundlichst mitgetheilten Inschrift einer bleiernen Wasseröhre zu Arles sich ein Fabrikant C CANTHIVS POHTINVS FAC nennt, dessen cognomen offenbar in POTHINVS zu verbessern ist.

Frankfurt a. M.

J. Becker.

*Die Revolution in China, in ihrer Entstehung, ihrer politischen und religiösen Bedeutung und ihrem bisherigen Verlauf, nebst Darstellung des auf politischer Grundlage beruhenden Religionssystems der Insurgenten. Nach Meadows the Chinese and their Rebellions bearbeitet von J. Neumark. Berlin 1857. Verlag von Heinr. Schindler.*

Diese Darstellung ist bisher die umständlichste und, wie es scheint, genaueste. Die Revolution beabsichtigt den Sturz der

Mantschu-Dynastie und deren Ersetzung durch eine andere; das spricht die Abstellung der unter ihr herrschend gewordenen Gebräuche und Ausartungen. Das Merkwürdigste ist aber die, wenigstens scheinbar dem Christenthum zugeneigte Stellung, auf welche sie ihren Erfolg begründen zu wollen sich das Ansehen gibt. Der Ausbruch erfolgte in dem Zeitpunkt, wo die Macht der chinesischen Regierung durch den wegen des Handels mit Opium veranlaßten Krieg mit England sehr geschwächt und gedemüthigt worden war. England scheint jedoch auf die Revolution keinen Einfluss auszuüben und beobachtet auch jetzt in Hinsicht derselben eine sorgfältige Neutralität, weil sein Augenmerk lediglich auf die Erweiterung und den Vortheil seines Handels gerichtet ist. Eine ähnliche Haltung haben auch bisher die andern europäischen Mächte eingenommen, und die christlichen Missionäre erachten es wohl der Klugheit angemessen, sich vorerst jeder nähern Verbindung mit den Häuptern der Revolution zu enthalten, wenigstens so lange nicht das endliche Verhältniss derselben zum Christenthum mit Klarheit in das Licht getreten ist. Bisher schwebt hierüber noch ein vieldeutiger Dunkel, wodurch es zweifelhaft bleibt, ob von den Urhebern und Leitern der Revolution eine Förderung des Christenthums zu erwarten oder nur der Schein davon zum Werkzeug für ihre politischen Zwecke ausersehen sei. Nur ihren Abscheu vor allem Götzenthum haben sie frühzeitig und beharrlich durch die That kundgegeben. Dagegen ist es auffallend, dass die Häupter sich eigenthümlicher göttlicher Offenbarungen rühmen und darauf den Anspruch auf Falschheit und Glauben an die Wahrheit ihrer Aussprüche gründen (Absch. 5.) Nach der Ansicht des Hrn. Neumark wäre indessen ein vortheilhafter Endausgang der Revolution wahrscheinlich, wenn ihre völlige Unterdrückung, obgleich die Wage noch lange Zeit im Schwanken sich befinden dürfte. Dabei wird viel davon abhängen, auf welcher Seite die Einigkeit und Ausdauer überwiegend werden. Dermalen beruht das Ansehen und die Kraft der Mantschuregierung vorzüglich auf der gegliederten aber verhassten mandarinen-Bureaukratie, welche der erste Abschnitt von Neumarks Buch ausführlich beschreibt, während die Insurgentenpartei ihre Macht nur in einer tiefen und gehaltreichen Begeisterung aufbauen und finden kann. — In mehreren Abschnitten schildert Hr. Neumark den Anfang und Fortgang des Kriegs zwischen den Insurgenten und den kaiserlichen Heeren. Die Siege der erstern nahmen einen so raschen Gang, dass sie sich schon in ein paar Jahren eine feste und schwer angreifbare Herrschaft zu Land und Wasser erwarben, zumal seit Eroberung der Hauptstadt Nanking. Hr. Neumark erblickt indessen wohl mit Recht die grösste Gefahr für das endliche Obsiegen der Revolution darin, wenn ihre Häupter in ihren Ansprüchen auf göttliche Eingebungen und Theilnahme an der untheilbaren göttlichen Vollmacht des Erlösers Christus beharren würden (S. 228). Das beharrliche Festhalten einer solchen



setzung, mit welcher das Grundwesen des Christenthums unverändert ist, stünde mit dem Vorgeben, dieses fördern zu wollen, im tiefsten Widerspruche.

Constanz.

G. H. v. Wessenberg.

*Trésor des livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique, contenant plus de cent mille articles de livres rares, curieux et recherchés, d'ouvrages de luxe etc. avec les signes connus pour distinguer les éditions originales des contrefaçons qui en ont été faites, des notes sur la rareté et le mérite des livres cités et les prix que ces livres ont atteints dans les ventes les plus fameuses et qu'ils conservent encore dans les magasins des bouquinistes les plus renommés de l'Europe par Jean George Théodore Graesse, conseiller aulique, bibliothécaire etc. Première livraison. Dresde. Rudolf Kuntze, Libraire-éditeur. 1858. 96 S. in gr. 4.*

Wir begrüßen mit dieser ersten Lieferung den Anfang eines Unternehmens, dem man im Interesse der Wissenschaft, zumal der bibliographischen einen gedeihlichen Fortgang und eine baldigeendung wohl wünschen kann. Das schwierige Unternehmen ist zufalls in die Hände eines Mannes gelegt, welcher dazu gewisse befähigt und berufen gelten kann: seine umfassende Kenntniss ausgedehnten Gebietes, seine unermüdliche Ausdauer in Bewältigung aller der Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen gegenstehen, wie sich beides bewährt hat in grösseren literarischen Werken, von denen seiner Zeit auch diese Blätter dem Publikum Kunde gebracht haben, bieten allerdings eine hinreichende Gewähr für den Erfolg, und berechtigen zu den besten Erwartungen.

Das frühere ähnliche Unternehmen von Ebert, wie es vorliegt, ist zunächst auf Brunet's Manuel, lässt gleich dem letzten, wie wir man mehr als dreizehn Jahren erschien, manche billige und lebte Wunsche unbefriedigt, abgesehen selbst von andern Mängeln, die wir Demjenigen, der dieses Manuel oftmals gebraucht hat, noch besonders namhaft zu machen brauchen. Ein solcher Mangel tritt insbesondere bei der deutschen Literatur hervor, die nur der französischen, welche allerdings die Glanzseite des Ganzen bildet, oft in einer kaum erklärlichen Weise zurückgesetzt oder minder beachtet erscheint. Hier also war eine wesentliche Lücke auszufüllen; dasselbe mag auch von der englischen Literatur und von der orientalischen gelten, um noch diese Seite zu berühren; man auch hier möchte Manches bei Brunet vermisst werden, was nicht fehlen durfte, wie denn überhaupt eine gewisse Ungleichheit nicht bemerkbar wird, welche dem Gebrauche des Werkes wesent-

lichen Eintrag gethan hat, und eine Abhilfe verlangt, wie sie in einem, nach festem Plane angelegten und durchgeführten, ständigkeit wie Genauigkeit gleichmässig berücksichtigenden Werk der Art gegeben werden kann. Als ein solches aber stellt sich hier angezeigte Werk dar, das wir darum nicht anstehen, der gemeinen Theilnahme zu empfehlen.

Die Literatur der verschiedenen Völker Europa's, so wie orientalische und alt-classische Literatur soll in diesem Werk gleiche Berücksichtigung finden; jedes seltene, oder in irgend, Beziehung bemerkenswerthe Buch soll Aufnahme finden und der Vollständigkeit auch die Genauigkeit aller Angaben, insbesondere die genaue Angabe des Kaufpreises als eine Hauptaufgabe Bearbeiters betrachtet werden: das Ganze würde ungefähr fünfzig Bogen befassen und im Laufe von drei bis vier Jahren vollendet sein.

Die vorliegende erste Lieferung in zwölf Bogen reicht bis *Amarasinha*, und kann in Bezug auf die Ausführung alles als maassgebend betrachtet werden. Das grössere Quartformat, doppelten Columnen auf jeder Seite, wie es gewählt worden erscheint ganz passend: Papier und Druck lassen nichts zu wünschen übrig und zeigen, dass auch der Verleger nichts verschont hat, um dem Werke eine würdige und passende Ausstattung zu geben.

Sollen wir nun noch Einiges anführen, was die Ausführung Einzelnen betrifft, so erinnern wir nur beisehalber an einige Artikel, die durch die grosse Genauigkeit und Sorgfalt aller Einzelangaben eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, wie z. B. der Artikel *Acta* und insbesondere der dahin einschlägige *Acta Senatorum*, oder der Artikel *Academia* mit seinen zahlreichen Anweisungen; selbst der Artikel *Algérie*, unter welchem die stlichen Publikationen der *Expédition scientifique de l'Algérie* genau aufgezählt finden, ist hier zu nennen, da derartige Artikel wünschenswerth, so nothwendig sie auch sind, selten in stlichen Werken vorkommen. Dass die Literatur der verschiedenen Nationen der Erde, wie der verschiedenen Zeitalter gleichmässig bedacht ist, wollen wir ebenfalls noch an einigen Beispielen zeigen. Grosse Sorgfalt ist der ältern classischen Literatur gewendet; davon geben Zeugnisse die den einzelnen Schriftstellern gewidmeten Artikel, wie z. B. der den *Aesopus* betreffende so ausgestattete Artikel, desgleichen *Aeschylus*, dessen Reichthum es gerade ist, der uns zu einigen Bemerkungen veranlasst. Wenn wir würden hier allerdings einige der Ausgaben, wie selbst die Uebersetzungen weggelassen haben, so z. B. die ältere Ausgabe von Schütz, die zu Halle 1782—1797 erschien und jetzt wohl kaum mehr als „*estimée pour la commentaire*“ bezeichnet werden kann. Dasselbe würden wir bei der Ausgabe von Bothe gethan haben über welche übrigens mit den Worten: „*la hardiesse des conjectures du savant qui l' a publiée va jusqu'à la témérité*“ ein nicht

unverdientes Urtheil gefällt wird. Eben so wenig wunsten wir es mit dem Plane und der Anlage des ganzen Werkes zu verzeihen, wenn unter den Ausgaben der einzelnen Stücke des Aeschylus neben den verschiedenen Ausgaben von Blomfield, K. O. Müller, Burges, Schömann, Schwencke, Klausen u. A. sogar „Quaestionn. Aeschyll. Spec. III und IV, auctore C. G. Haupt“ angeführt werden, denn dann wäre mit gleichem Rechte, ja mit grösserem, noch Manches Andere der Art hier zu erwähnen gewesen. Bei der Angabe der deutschen Uebersetzungen vermissen wir aber diejenige, die nach unserer Meinung nicht hätten fehlen dürfen, weil sie den Anstoss gegeben hat zu einer bessern und genauern Behandlung der Uebersetzung Aeschyleischer Dramen, wir meinen die des Agamemnon von Wilh. Humboldt, die erstmals im Jahr 1816 erschien und in einem erneuerten, netten Abdruck im Jahre 1857 (s. diese Jahrbücher, Jhgg. 1857. S. 873 f.). Wenn dagegen die deutsche Uebersetzung von H. Voss, zum Theil vollendet von J. H. Voss (Heidelberg 1827) angeführt wird, mit dem Prädicat: „la meilleure traduction qui existe, préférable même à celle de J. G. Droysen“, so möchte kaum der Schlusssatz einige Geltung ansprechen; Niemand aber, der die Uebersetzungen des Aeschylus von Minckwitz und von Donner kennt, wird jetzt die ohne den griechischen Text oft kaum verständliche Uebersetzung von Voss für die beste halten. Einiges Andere der Art übergehen wir, wo allerdings der specielle Fachmann Gelegenheit zu ähnlichen Bemerkungen finden kann: wir erinnern lieber noch an einige, mit grosser Genauigkeit und Vollständigkeit abgefasste Artikel auf dem Gebiete der mittelalterlichen oder neuern Literatur: Albertus Magnus, Aeneas Sylvius, Alexander Magnus, Amadis de Gaule; auch Leo Allatius verdient eine solche Erwähnung: es könnte sich manche seltene Notiz aus dem Gebiete der orientalischen Literatur, die hier eine gleiche Berücksichtigung gefunden hat, erwähnt werden: das Gesagte mag zur Empfehlung des verdienstlichen Unternehmens genügen, dem wir eine allgemeine Theilnahme eben so wünschen, wie dem gelehrten Herausgeber Kraft und Ausdauer, welche bei einem so schwierigen und umfangreichen Unternehmen gewiss nöthig ist.

Chr. Bähr.

---

*Les ouvriers des deux mondes, études publiées par la Société internationale des études des pratiques d'économie sociale. Paris. 1858 chez Guillaumin. 8. 464 S.*

In den Ländern, wo öffentliches Leben stattfindet, bemerkt man, dass die Stellung des arbeitenden Theiles der Bevölkerung zu den andern Theilen derselben, immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit anzieht. Während auf der einen Seite dem angeborenen Glauben gefolgt wird, dass Prügel-Strafe hinreicht, jenen Theil der Bevölkerung zu befriedigen, haben wohlmeinende Schriftsteller, aber ohne alle Lebenserfahrung, die unausführbarsten Pläne vorbereitet, und damit viel Unheil angerichtet, dem auch andere durch fromme

Wohltätigkeits-Anstalten nicht zu stemmen vermochten; um so mehr, da dabei mitunter Heuchelei oder andere Beweggründe einschlichen oder gemacht wurden.

Bei Gelegenheit der grossen Weltausstellung im Jahr 1855 zu Paris wurde der Gedanke angeregt, auf dem Wege der Erfahrung diesem für das Staat so wichtigen Gegenstand näher zu treten, wozu sich eine Gesellschaft von gelehrten Männern verband, welche im Frühjahr 1856 eine diessfallsige Geschäfts-Ordnung entwarf, welche der Regierung vorgelegt wurde, die sich mit dem Wohle der arbeitenden Klasse beschäftigte. Das Vorgeschlagene wurde genehmigt, und am 1. August 1856 bekannt gemacht. Am 27. Nov. hielt die Gesellschaft ihre erste Versammlung. Der ausgesprochene Zweck derselben ist, überall thatsächlich zu ermitteln, in welchem körperlichen und sittlichen Zustande sich der Theil der Bevölkerung befindet, der sich mit Handarbeit beschäftigt, und in welchem Verhältnisse derselbe sowohl unter sich als zu den andern Theilen der Gesellschaft sich befindet. Zu diesem Zweck sammelt dieser in Paris bestehende Verein die diessfallsigen Erforschungen, deren Richtigkeit und beschliesst die Bekanntmachung der vorzüglichsten derselben. Dergleichen Abhandlungen machen den Inhalt des vorliegenden Werkes aus. Ausser diesen Bekanntmachungen beschäftigt sich die Gesellschaft aber auch mit der Ausbildung von Beobachtern der betreffenden Gegenstände, um eine gemeinsame Art dieser Beobachtungen möglich zu machen, wodurch deren Vergleichung erreicht wird. Vorläufig ist als Frucht der diessfallsigen Erforschungen die zugleich als Prachtwerk der Buchdruckerkunst damals ausgestellte berühmte Arbeit des Ritter Le Comte, „Les ouvriers Européens“ zum Grunde gelegt worden, welche in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 28. Januar 1856 den Preis gewonnen hat. Das vorliegende Werk „die Arbeiter beider Welten“ ist der erste Band der von dieser Gesellschaft herauszugebenden Denkschriften, für welche nicht nur die Arbeiten der Mitglieder selbst bestimmt sind, sondern auch aller andern, welche sich um die Preise bewerben werden, welche diese Gesellschaft austheilt, die auf die Gegenstände aufmerksam machen, welche einer besondern Aufmerksamkeit bedürfen. Die Kosten, welche die Zwecke dieser Gesellschaft erfordern, werden von den Mitgliedern der Gesellschaft aufgebracht, welche zu diesem Zwecke in zwei Klassen getheilt werden, nämlich ruhende und arbeitende. Die erstern, die Ehrenmitglieder zahlen 25 Thaler und die andern nur 5 Thaler, wofür sie aber auch alle Bekanntheitsleistungen der Gesellschaft zu sehr ermässigten Preisen erhalten. Es fehlt dieser Gesellschaft nicht an Mitgliedern, welche 25 Thlr. gerne zahlen, die jedoch von denjenigen erspart werden, welche nach alter Art die Prämien hinreichend halten. Die Regierung befördert mit allen Kräften diese Gesellschaft, welche alle Jahre eine Hauptversammlung hält und die Verwaltungsämter aus ihrer Mitte wählt, ohne dass die Regierung sich darein mischt. An der Spitze steht der Präsident mit drei Räthen, ein Schatzmeister und ein Secretair, welche vom November bis Juli des Jahres jeden Monat eine Sitzung halten, und von denen jährlich vier neue Mitglieder gewählt werden. Die Beamten stehen unter einem Ausschuss von 15 Mitgliedern, welcher ein grösserer Rath von 50 Mitgliedern zur Seite steht, der in 5 Abtheilungen arbeitet. Den Umfang derselben kann man aus dem vorliegenden Werke sehen, von denen wir nur einen Aufsatz über die Zimmerleute in Paris erwähnen, einen über die kleinen Gutspächter in Toscana, über die Kupferarbeiter bei London u. s. w.

Neigebauer

# HERBÜCHER DER LITERATUR.

## Literaturberichte aus Italien.

(Schluss.)

Ein nur in 100 Exemplaren gedrucktes Prachtwerk ist zu Venedig über die Abstammung des Hauses Bonaparte unter folgendem Titel erschienen:

*Storia della dinastia dei Bonaparte, per Federico Stefani, con introduzione di Luciano Beretta. Venezia 1857. Tip. Cecchini. in fol.*

Herr Beretta, Dr. und Professor der Rechte, und Herausgeber einer Zeitschrift für praktische Rechtswissenschaft, sagt: dass stets, wenn die Wellen der Bewegungen am gefährlichsten schäumen, sich ein Leuchthurm erhebt, der Rettung bringt. Dies war zu Ende der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Napoleon I. und in diesem Napoleon III. Dass der erste seine Herrschaft überschritt, lag sehr viel an der Schuld der Andern; Manche behaupten die Abstammung der Bonaparte von den Comnenen hergeleitet, weil Andre der Mitglieder dieser Familie den Beinamen *καλομαχος* führten, welcher im Italienischen Bonaparte heisst; andre von dem vermeintlichen Bruder Ludwig XIV., bekannt als die eiserne Maske, da die Mutter dieses Königs sich anderweit, aber nicht unbekannt, verheirathet war. Allein schon im Jahr 1100 lebten die Vorfahren der Familie Bonaparte in der Trevisanischen Mark. Als im Jahr 1825 der vormalige König von Holland, Louis Bonaparte, Vater des jetzigen Kaisers, in Treviso war, legte ihm der gelehrte Herr Beretta die daselbst befindlichen Urkunden über seine Vorfahren vor, von denen Herr Beretta als wissenschaftliche Fürst in seinen genealogischen Anmerkungen Erwähnung macht, welche er seiner Uebersetzung der Plünderung Roms (*Sacco di Roma*) von Jacob Bonaparte, einem seiner Vorfahren, ins Französische beilegte. Jetzt aber hat Herr Stefani, einer der reichen Venetianer, die nicht nur der Wissenschaft, sondern für dieselbe leben, unter den aus dem aufgehängten Kloster S. Giorgio Maggiore gekommenen Urkunden eine vom 10. März 1798 gefunden, nach welcher sich die Spur dieser Familie bis dahin verfolgen lässt. Schon Ludwig XVIII. pflegte Napoleon gewöhnlich Monsieur de Bonaparte zu nennen, weil sein Vorgänger auf dem Throne wenigstens ein Edelmann sein musste. Da diese Trevisanische Familie Bonaparte zugleich mit den Familien von Collalto, Carrara, Scaligeri und Este verwandt war, ergiebt sich zugleich, dass das englische Königshaus mit dem französischen Kaiserthume gleiche Abstammung hat; denn die Este und Welfen, die es so lange Zeit dem Papste hielten, sind desselben Stammes. Herr Doctor Beretta hat in seinem Werke zuerst die Geschichte der Trevisanischen Mark vorausgeschickt,

Schon bald nach dem Kaiser Augustus finden sich Ziegelsteine mit der Inschrift der Legionen ex numero Trevisanae. Unter der Herrschaft der Goten war Treviso bereits eine bedeutende Stadt, und Cassiodor, Minister Theoderichs, des größten Fürsten unter den Fremden, welche in Italien herrschten, erwähnt den hier blühenden Verkehr. Belisar und Narses eroberten die Stadt für den Kaiser von Byzanz, dessen christlicher Staat aber wenig kräftig war, dass die Longobarden bald hier ihre Herrschaft ansetzen konnten. Der seit dem fünften Jahrhundert in Treviso eingesetzte Markgraf war seinem christlichen Kaiser so wenig treu, dass er dem Könige Alboin den Schlüssel der Stadt bis an die Piave entgegen brachte, wofür auch er als Patriarch von Aquileja in ihren Würden bleiben konnten. Aber eben so befreundeten sie sich mit den nach 200 Jahren einbrechenden Franken. Der Grosse besiegte den rebellischen Herzog Ratgarid von Friaul und die Markgrafen, allein unter seinen Nachfolgern gab einer derselben, Ratgarid von Friaul, wieder Veranlassung zur Unzufriedenheit und so wurden 800 Verwaltungsbeamte für die Grafschaften Treviso, Padua, Vicenza und Verona bestellt. Allein diese Grafen waren, besonders seit Berengar sich zum König von Italien hatte machen können, eben keine besondere Stütze der Kaiser und noch weniger Schutz für die Bewohner. Die Geistlichkeit war aber mächtig geworden, dass sie eigentlich alle Verwaltung an sich griffen. Die Barbaren des Nordens hatten in ihrer Frömmigkeit denselben so viele Güter geschenkt, dass sie nach Art der deutschen Lehnsherren das Land eben so als Unterthanen behandelten, dass diese Unterthänigkeit oft härter als die heidnische Sklaverei, welche übrigens zuerst die Handelsstadt Treviso abschaffte. Auf diese Weise wurden die Verwaltungsbeamten selbst der Kaiser die Grafen von Treviso, Vasallen der Bischöfe, wie dies auch anderswo der Fall war. Dieses Fendalwesen vermochte aber nicht die Einfälle der Ungarn abzuwehren, welche seit 899 die Trevisanische Mark verwüsteten. Da mussten die Städte an ihre eigene Vertheidigung denken, die Bürger standen es, sich selbst zu schützen, erbauten gemeinsame starke Mauerwerke, so kamen sie bald dahin, sich als Gemeinden selbst zu verwalten, und erhielten von den Kaisern manche Vorrechte, welche in ihnen ein Gegengewicht gegen die Macht der Bischöfe und des Geburts-Adels fanden. Dieser grosse Schritt der Civilisation kam zu Ende des 11. Jahrhunderts in dieser Gegend zu Stande. Schon 1110 zogen die Trevisaner mit ihrem Gonfaloniere an der Spitze den Paduanern gegen die Venetianer zu Hilfe in ihrem Streite um die Salinen von Chioggia. Als Kaiser Friedrich der Rothbart 1153 den Thron bestieg, war in ganz Ober-Italien bereits beinahe jede Stadt von dem Joch des Lehnwesens befreit. Der Verfasser sagt, dass dieser Kaiser keinen Feind griff von einem Bürger hatte, der heute seinem Gewerbe nachging und sich tapfer zu schlagen vermochte, da er seine Jugend in Deutschlands Kriegen verlebt hatte, in einem Lande, wo es nur Herren und Knechte gab. Daher hielt er es mit den Feudal-Herrn, auf die er nie rechnen konnte, er war den Städten feindlich gesinnt, welche bis zum Falle des römisch-deutschen Kaiserreichs demselben stets treu geblieben waren, während sich Italien durch das Verfahren der Hierarchie in die Hand fallen, welche

deutsche Frömmigkeit gezogenen hatte. Die tapferen Trevisaner blieben mit bei Canuso den 10. August 1169, und am 14. März bei Barchinone, wobei sich die Sophia Camina Gräfin von Cöflesch aus Treviso durch Heldenmuth gegen die Deutschen auszeichnete. Doch nachdem Maffand am 1. März 1169 gefallen war und der Kaiser befohlen hatte, diese Stadt unter ihren Häuptern zu begraben, musste sich auch Treviso unterwerfen. Doch ist bekannt, wie Kaiser grösse Kaiser durch die Tapferkeit der italienischen Bürger im Jahr 1177 gezwungen wurde, sich mit dem Papste zu versöhnen, und Romuald erzählt in seiner Chronik, dass bei der Erniedrigung des Kaisers vor dem Papste die deutschen Barbare so weit gingen, dass sie ein Te Deum anstimmten (Chron. Tom. VII. Rer. Ital. script.). Unterdeß hatte die oben erwähnte Heldin Sophia ihre Schlösser Soravalle und Zambello den Bischöfen von Belluno und Concorda vermacht, denn ihr Wittwer, Guacillo von Camino, wollte sie für sich behalten, und so wurde Treviso mit in diesen Streit gezogen, wobei von diesem Burgherrn gefordert wurde: Bürger von Treviso zu werden. Auf diese Weise wurde Treviso in die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen verwickelt, welche letzteren in dem Erzbischof de Romano ihr Haupt hatten, bis auch er 1221 Mönch wurde. In Folge dieser Unruhen unter dem grossen Hebenstaufen Friedrich II. wanderten viele Trevisanische Familien aus, unter andern die Ordelloffi nach Tort, wo sie ein Fürstenthum gründeten, das bis 1503 sich erhielt; unter den zurückgebliebenen bedeutenden Familien zählten sich aber die Baghenelli und die Bonaparte. Ein Mitglied dieser Familie Buonsembiante Bonaparte nahm Theil an dem damals (1276) gegen und für Carl von Anjou geschlossenen Bündnissen. Wir können dem gelehrten Verfasser nicht näher in der Geschichte der Stadt Treviso folgen, die 1355 von Ludwig König von Ungarn in seinem Kriege gegen Venedig hart mitgenommen wurde, nachdem der Freistadt Treviso in die Hände des Herrn von Verona, Gino della Scala, des unter dem Namen Cangrande bekannten Scaliger, gefallen war, wobei die Bonaparte, Camino u. a. ihre Vorrechte behalten hatten. Dagegen wollen wir noch über die Familie Bonaparte erwähnen, dass der Verf. den Stammbaum derselben mit Johann Bonaparte im Jahr 1140 anfangt, von welchem in einer Urkunde von 1178 die Rede ist, in welcher derselbe als Zeuge bei einem Streite angeführt ist, den Uberto Vicedemo, Podesta von Treviso, schlichtete. In einer andern ebenfalls von dem Verfasser mitgetheilten Urkunde, welche auch in Muratori Antiqua Italica Medii Aevi. Diss. 47 abgedruckt ist, erscheint derselbe Bonaparte als einer der Consule von Treviso, vor denen der Dominus Wecell und Gabriel de Comino, von der oben erwähnten Familie, schwören: sich als Bürger und Bewohner von Treviso anzusehen, so dass sie in Friedenszeiten et per werrem (sic) 3 Monate in der Stadt leben wollen, dass sie sich der Gerichtsbarkeit der Stadt unterwerfen, und dass sie auch alle ihre festen Schlösser den Bewohnern im Kriege und Frieden öffnen wollen, um ihren Feinden im Kriege zu widerstehen. Derselbe Bonaparte ist auch als Joannes de Bonaparte de Trevisio Consul et Rector in der Urkunde aufgeführt, nach welcher am 30. April 1183 die Bevollmächtigten des Kaisers, Giselmus Astensis Episcopus et Marchio Mauritius Gualerus zu Pflanz den Vertrag zu Constanz mit dem Lombardischen Städtebunde beschwören (S. Annali Bolognesi dal C. Salvioff. Vol. II.



P. II. p. 118). Dieser Johann Bonaparte hatte 4 Söhne, Bonsembiante, Nordiglio, Ugato, Bonisperio und Giovanni-Lombarde. Der erste derselben, zusammen mit dem Grafen Rombaldi, dem Eccelino de Romano, Wecelle de Contarini, Bartolomeo de Furlano gegenwärtig, als die Herren von Prato und Padua dem Podesta oder Bürgermeister von Treviso den Bürgereid leisteten, leisteten sie sich und für ihre Erben als Bürger erklärten und schworen, in der Stadt zu wohnen wie oben gesagt, zu wohnen; dass sie sich und ihre Mannen, Frauen, Knechte, der Gerichtsbarkeit der Stadt unterwerfen, und dass sie mit ihren Knechte in allem sich unterwerfen wollen. Man sieht, dass in jener Zeit die Sklaverei noch fort dauerte, denn stets ist von Servi die Rede. Der Sohn dieses Bonsembiante hiess Eccelino, der andere Ensigelte, war Condottiere von den zweihundert Reitern der Stadt war. Die Familie des letzten Sohnes des Johann Bonaparte, Johann Lombardo, zog in dem Jahre 1264 der Guelfen und Ghibellinen nach Toscana, und 1264 lebte Wilhelm, der Sohn des Jamfaldo, Graf von Cadolingi, zu Sarzana. Die Linie des Nordiglio starb im 15. Jahrhundert zu Treviso aus, die des Bonisperio ebenfalls; so dass die nach Corsica gezogenen Bonaparte von dem obengenannten Lombardo abstammen. Der Verfasser hat 310 Urkunden als Belege der Geschichte abdrucken lassen, die sich meist in Treviso befinden. Unter andern eine Urkunde, nach welcher sich Dominus Franciscus de la Porte bei der Gesandtschaft befand, die den Dogen Marino Faliero begrüßte.

Die medicinische Zeitschrift in Venedig erscheint als Fortsetzung des *Memoriale delle medicina contemporanea* als

*Giornale Veneto di Scienze Mediche. Tomo IX. Serie II. Venezia. Tip. di Pave. 1857. 8.*

In dem vorliegenden letzten Hefte giebt Dr. Namias Nachricht über die weibliche Klinik in dem Stadt-Hospital zu Venedig, über die Cholera in dieser Stadt im Jahr 1855 etc. Dr. Ziliotto über die Krankheiten der Abtheilung für Männer in dem genannten Hospital und dergleichen von andern, über Chirurgie Assoa, Ranzi u. a. m., über Augenkrankheiten Facio, über Geburt Fabbri u. a. m., über Physiologie Paccianti, andere über Chemie und Pharmacie; auch findet man hier Beurtheilungen medicinischer Schriften.

Die medicinische Zeitschrift zu Bologna hat bereits ihr 29. Jahr im folgendem Titel erreicht:

*Buletino delle scienze mediche. Bologna 1857. Tip. della Volpe. 8.*

Diese Monatschrift wird von der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Bologna herausgegeben und von den Herren Brugnoli, Fabbri, Gambi, Michelini, Pistocchi, Rizzoli, Sgarzi, Toruffi, Torri und Verardini redigirt.

In Mailand erscheint eine Zeitschrift für Apotheker unter dem Titel:

*Annali di Chimica applicata alla medicina, compilati dall Dottore G. Pelli. Milano 1857. 8. presso Annali universali,*

von welcher alle Monate ein Heft herauskommt.

Ebendasselbst hat schon seit 4 Jahren eine Monatschrift für Pädagogen bestanden:

*dei Ginnasiali e delle scuole tecniche e reali, compilate dal Dr. Borsa e dal Prof. Picci. Milano 1857. presso Ubicini. in 8.*

Das letzte Heft enthält Abhandlungen über das Leben und die Schriften Franz Cherubini, über die ars poetica, über die Mythologie der Griechen, die Vögel der Lombardei, geologische Studien im Thale Brambrant, theilungen neuer Werke, vermischte Nachrichten und die amtlichen Verfügungen.

Eine Zeitschrift für praktische Technik in monatlichen Heften erscheint in Turin:

*Tecnico, per le applicazioni delle scienze fisiche agli usi sociali. Torino 1857. nelle Direzione del Tecnico. in 8.*

Herausgegeben von dem Ingenieur Conti für Mechanik und Schiffsbau, von Prof. Clementi für Physik und Naturwissenschaft und von dem Ritter von Terrachini für Chemie. In dem letzten Hefte bemerkt man besonders eine Abhandlung von Terrachini über die Benutzung des Hydrogens zur Erleuchtung und Heizung.

Seit 3 Jahren besteht in Mailand eine alle 14 Tage herauskommende wissenschaftliche Zeitschrift:

*Avanzos, giornale di scienze, lettere, arti, economia e industria, da Ignazio Cantu. Milano 1857. 8. presso Canadelli.*

Das vorliegende 22. Heft enthält einen Bericht über die geistigen Leistungen des vergangenen Monats, ferner Beurtheilungen von neu erschienenen Werken, ferner Nachricht über die in Mailand zu unternehmenden öffentlichen Bauten, und über die Preisvertheilung der Armenstiftung der Gebrüder v. Bonfilii und Trever; ferner eine philosophische Abhandlung über das Wesen des menschlichen Geistes von dem Priester Poucher in Stresa, ferner Correspondenz-Nachrichten über wissenschaftliche und Kunst-Gegenstände aus Italien. Den Anfang bildet ein bibliographisches Bulletin oder Buchhändler-Anzeige neu erschienenen Werke.

Das Lombardische wissenschaftliche Institut hat bisher eine Zeitschrift unter folgendem Titel herausgegeben:

*Giornale del Istituto Lombardo di scienze, lettere e arti, e bibliotecca Italiana. Fascicolo 54. Milano 1857. Tip. Bernardoni 4.*

und ab jetzt künftig Memorie ed Atti del Istituto herausgeben. Das vorliegende Heft dieses Giornale enthält eine Abhandlung über die Theorie der Oberfläche von Mainardi, eine andere über doppelte Curven von Brioschi, ferner über einen Verbesserungs-Canal zwischen Mailand und dem Lago Maggiore. Zum Schlusse folgen Nekrologe, unter andern von Labus, Ugoni, de' Filippi u. a. m.

Die Ackerbaugesellschaft zu Florenz fährt fort ihre Vierteljahrsschrift herauszugeben. Das letzte Heft der

*Atti della Accademia economico-agraria dei Georgofili di Firenze. Nuova serie. Vol. IV. Firenze 1857. presso Viussenz. 8.*

enthält ausser dem Berichte des Präsidenten dieser Academie, Markgraf Riddi, über die Arbeiten derselben im vergangenen Jahre, einen Bericht über die Correspondenz desselben Jahres von dem Secretair Dr. Salvagnoli, ein Nekrolog des Professor F. Nesti von dem Ritter Foruzzi, über das Trinkwasser zu Florenz von Prof. Foggi, über die Stadt und den Hafen zu Livorno von dem Ritter Zobi, und den Bericht der zum Congresse in Brüssel abgesandten Commission über die Zoll-Reformen.

Ausserdem erscheint in zwanglosen Heften eine andere Zeitschrift in Mitwirkung dieser Academie, nämlich:

*Giornale agrario Toscano. N. 120. terza dispensa dell' anno 1857. Firenze. Perussini. 8.*

Hier findet sich ein Bericht über die Ausstellung für Erzeugnisse des Ackerbaues von dem Markgrafen Riddi, ein Versuch zur Cultivirung der Zuckerrüben mit mehreren Zeichnungen von Instrumenten des Ackerbaues, die Merino-Schafe in Toscana und andere Abhandlungen. Ausserdem sind Beurtheilungen neuer Werke über Ackerbau. Den Anhang bilden die Statuten und Berichte der Academie der Georgofili.

Wir haben vorstehend grösstentheils literarische Erscheinungen genannt; wir erwähnen Städte erwähnt; wir müssen aber auch zu den kleinen herabsteigen. In Rovigo erschien sehr splendid gedruckt die Lebensgeschichte eines dort gebürtigen Israeliten, des Kaimakan-Bay:

*Biografia di sua Eccellenza il Dottore Elia Rossi di Ferrara, ora in Egitto Kaimakan Bay, dell' dottore Mass Leone Finzi. Rovigo 1856. 8. Tip. Minelli.*

Dies Werk ist dem Helim-Pascha, General-Gouverneur von Senaar gewidmet, welcher zu der Beförderung dieses Arztes viel beigetragen hatte.

Ein kleiner Nekrolog eines Malers, eines Israeliten, ist ebenfalls in Rovigo gedruckt worden:

*Alla funere e alla onorata memoria del insigne Pittore Giuseppe Coen, Ferrara. Rovigo 1857. Tip. Minelli. 8.*

mit dem Bildnisse dieses Künstlers. Als der berühmte Kupferstecher Lessing ein Paar Jahren in Florenz starb, stand in der dortigen Zeitung ein Artikel, worin es hiess: seit Jahren wohnte er als Hausfreund in dem Hause des Markgrafen Torregiani, seinem Sarge folgten die vornehmsten Beamten von Florenz. So etwas wird man diesseits der Alpen selten finden.

Ganz vorzüglich typographisch prachtvoll ausgestattet ist folgender Nekrolog:  
*Parole sul feretro del Gerolamo Modena da Rovigo, preside della camera di commercio e della comunione Israelitica, dal Rabbino Abramo Maister. 1856. Rovigo. Tip. Minelli. in 4.*

mit dem Bildnisse des Präsidenten der Handelskammer, welche Stelle ebenfalls in manchen deutschen Städten ein Israelit nicht erhalten würde.

Die von dem jetzigen Papste wiederhergestellte gelehrte Gesellschaft der Luchse giebt bereits seit Jahren ihre Sitzungsberichte heraus. Das letzte Heft der

***Atti dell' accademia pontificia di scienze Lincei anno X. sessione del 7. Giugno 1857. Roma Tip. della bella arti. 1857. 4.***

enthält eine Abhandlung des Jesuiten A. Secchi, des berühmten Astronomen zu Rom über die letzte Constellation der Venus mit der Sonne am 9. Mai d. J., sodann die Analyse der Aqua Albula bei Tivoli von dem Doctor Viale, ferner vom Prof. Sanguinetti über die Flora um Rom, und von dem Prof. Velpicelli über die Bestandtheile des Wassers. Ausserdem folgen Berichte über die von der Academie gegebenen wissenschaftlichen Aufträge, Mechanik, Technologie u. s. w. Endlich Correspondenz-Nachrichten.

Seit der Professor Piria bei der Universität zu Turin angestellt ist, erscheint daselbst und in Pisa eine Monatschrift für Chemie, Physik und verwandte Wissenschaften unter dem Titel:

***Il nuovo Cimento, Giornale di Fisica, di Chimia e scienze affini, dei Prof. C. Matteucci e R. Piria. 8. Torino e Pisa. 1857. Tip. Paravia.***

Das letzte Heft enthält eine neue Theorie über optische Instrumente, von Mascetti, eine andere über die Herstellung des Jod, von Doveri und Stefanelli, und über den Beweis einer Mond-Atmosphäre von A. Nebila. Zum Schluss folgen Uebersetzungen und Auszüge aus andern Werken.

Eine Apotheker- und chemische Zeitung erscheint alle Woche in Venedig unter dem Titel:

***Gazzetta di farmacia e di chimica. Venezia 1857. in 4.***

redigirt von Giuseppe della Torre.

Ein literarisches Wochenblatt erscheint seit 3 Jahren in Florenz als

***Lo Spettatore, Rassegna letteraria, artistica, scientifica e industriale. Firenze 57. 4***

Die vorliegende Nummer 49, redigirt von den Herren C. Bianchi, C. Donati und A. Genarelli, enthält unter der Ueberschrift: philosophisch-moralische Wissenschaften, einen Aufsatz über Tommaso Campanella, einen anderen von dem Banmciater D. Balducci über die italienische Central-Eisenbahn, welche aber noch lange auf sich warten lässt, während das constitutionelle Piemont, wie Belgien, mit Eisenbahnen durchschnitten ist. Von Mancini zu Arezzo ist ein Aufsatz über den Wiederabdruck der Florentinischen Geschichte von Leonardo Arretino; von Achille Genarelli über die von V. Salvagnoli herausgegebene Schrift über das dem V. Alfieri in der Kirche S. Croce zu Florenz errichtete Monument. Den Schluss macht eine Novelle von C. Donati.

Auch Rom hat seine wissenschaftliche Wochenchrift, von T. Serpellini vor 5 Jahren gestiftet:

***Corrispondenza scientifica in Roma, per l'avanzamento delle scienze. Roma 1857, in 4. Tip. della Camera Apostolica.***

Da diese Zeitschrift für den Fortschritt in der Druckerei der hochwürdigsten Apostolischen Kammer erscheint, kann der Kirchenstaat unmöglich zurückbleiben. Die vorliegende Nr. 14 u. 15 enthält den Anfang einer latein-

sehen Abhandlung: *de variis pulsuum modificationibus, tanquam diagnostici et praesagii morborum signum* von F. Derossi, Prof. der theoretisch-practischen Heilkunde an der Römischen Universität.

Eben jetzt ist die Fortsetzung des ausgezeichnetsten Geschichts-Werkes über Venedig erschienen:

*Storia documentata di Venezia di S. Romanin. Tomo V. Venezia 1857. per Naratovich. 8.*

Der gründliche Geschichtsforscher Romanin zu Venedig hatte den vierten Band dieses auf 10 Bände berechneten Werkes im Jahre 1853 herausgegeben. Man überzeugte sich bald, dass diese eine ganz andere Arbeit war, als die vorherigen. Darin über die Geschichte der Republik Venedig, der Königin des Adriatischen Meeres; denn sie ist nicht nur auf Urkunden durchgängig gegründet, sondern es werden hier auch eine Menge bisher ungedruckter Urkunden mitgetheilt. Die Masse der von dem gewissenhaften Verfasser benutzten Quellen kann man aus der reichen Literatur entnehmen, die sich in den Anmerkungen auf jeder Seite verzeichnet befinden. Der Verfasser widerlegt die Meinung der Germanen, welche die alten Veneti für Wenden oder Slaven halten, sondern weist, dass in früheren Zeiten alle aus fremden Ländern eingewanderte Völker Veneti (*venuti dal fuori*) *Έπεροι*, genannt wurden. Die Venetianer erstreckten sich hier bis an die Adde, wo sie mit den Celten zusammenkamen, und südlich besaßen die Etrurier den alten Hafen Adria; die Griechen nannten diese Gegend die Venetischen Inseln, die Römer: die Gallische Sümpfe. Am meisten hatten die hiesigen Bewohner von den Galliern zu leiden, je mehr die Etrurier sich beschränkt sahen. Doch auch von Seiten des Meeres sah sich diese Gegend von einer Lacedämonischen Landung unter Cleomenes bedroht; allein die Bewohner fuhren fort, sich gegen die Fremden zu wehren, und dem Meere und den Flüssen Boden durch Dämme abzugewinnen. Die Geschichte sagt nicht, dass die Römer über die Veneter siegten, der Verf. schliesst daher, dass sie sich freiwillig gegen die Gallier unter Römischen Schutz begeben, denen sie treulich gegen Hannibal beistanden. Endlich erhielt Venedig das Römische Bürgerrecht, aber schon 170 nach unserer Zeitrechnung fingen die Einfälle der Germanischen Barbaren unter Mark Aurel an. Der Verf. zeigt, wie in der damaligen Verwirrung der Prätorianer-Herrschaft in den neuen Ideen des Christenthums Zuflucht gefunden hatten, und Constantin den Geist der Zeit erkannte, und diese damals sehr zahlreiche Partei für sich gewann. Doch sobald die christliche Religion die herrschende wurde, nahm sie die Fehler ihrer Zeit an, und so konnte Attila schon im Jahre 452 verwüsten, welches Gelegenheit zur Gründung der Stadt Venedig gab. Es stand diese Stadt bald zwischen den beiden Kaiserreichen, zwischen dem abend- und morgenländischen in eigenthümlichem Verhältnisse, das erst noch das jüngste Römische Reich vor, das letzte gewährte grösseren Schutz, bis endlich Venedig sich selbst einen Herzog, Duca, Doge, wählte, 967, und zwar den Paolo Lucio oder Paolucci Anafesto, Bürger von Heraclea, der die Kleidung der Eparchen, der Longobardischen Herzoge und selbst der Byzantinischen Kaiser, mit Strümpfen und der Phrygischen Mütze annahm, (*capo ducale*) unter welcher eine weisse Haube getragen wurde, womit er zum

der Würde stets bedeckten Hauptes erschien, und da damals Alles ein  
 Gepräge hatte, gab er noch an Festtagen dem Volke den Segen.  
 dieser Verbindung damals noch Venedig mit den griechischen Kaisern  
 kann man aus der ältesten von dem Verfasser mitgetheilten Urkunde  
 sehen, wonach Kaiser Leo der Armenier, obwohl er selbst die Bil-  
 dungs- und Verfalls-Verdammung, den freieren Venetianern, besonders dem Kloster  
 heiligen Zacharias, viele Reliquien schenkte, ein Stück vom heiligen  
 ein Gewand der Mutter Gottes u. s. w. Mit grosser Sorgfalt prüft der  
 überall die Aechtheit der benutzten oder mitgetheilten Urkunden, z. B.  
 Kaiser Lothar von 840, auch erwähnt er der Vortheile, die Venedig  
 der Verträge von Verdun zog, der 843 Deutschland von der Universal-  
 Karls des Grossen trennte. Jene für die Geschichte so dunkle Zeit  
 gelehrten Herrn Verfasser Gelegenheit gegeben, über die früher be-  
 Aechtheit der gedachten Urkunde von Lothar einen Vortrag in der  
 der Wissenschaften zu Wien zu halten, welcher in dem November-  
 Jahrgangs 1853 der Sitzungsberichte der Phil. hist. Hefte dieser Aca-  
 abgedruckt ist.

besonders beachtenswerth dürften in den erschienenen ersten fünf Bänden  
 Gegenstände sein. Im ersten Band: die Beschreibung der Entführung  
 die ersten venetianischen Zustände, die Verhältnisse des Han-  
 der Beamten und verschiedene andere Urkunden bis 1100. Im zweiten  
 der Antheil der Venezianer an den Kreuzzügen und an der Lega lom-  
 die Ankunft des Papstes Alexander III. und Friedrich's in Venedig wird  
 beleuchtet. Eine Kunstaussstellung im Dogen-Pallast im Jahr  
 Pracht der venezianischen Feierlichkeiten, Venezianische Zustände im  
 Jahrhundert, die Rechtsverwaltung, das Strafverfahren, öffentliche Debat-  
 bei, Gefängnisspflege, *Capta fuit pars quod addatur in Capital. Consi-*  
*qui de cetero eligentur et illi qui nunc sunt, tenerent; per hoc con-*  
*quod de cetero duo consilarii qui habebunt mensem, debeant a prin-*  
*ensis ipsius infra octo dies inquirere et cercare omnes et singulas*  
*que sunt et erunt detentae, et postea infra dies octo debeant dare*  
*duci et consiliariis 4 Novemb. 1287; Alle Magistrate sollten beim*  
 von ihrem Amte, welches 1 Jahr bis 16 Monate dauerte, einen Be-  
 über die geführte Verwaltung, und die einzuführenden Verbesserungen  
 ; Handel und darauf Bezug habende Gesetze, Künste und Gewerbe,  
 Aushebung, Sitten, Gebäude, immer mit Anführung der betreff. Gesetze.  
 unter den Documenten sind zu beachten: Eine Heiratsgut-Verschreibung  
 1145; ein Testament v. J. 1197; die älteste noch existirende Depesche  
 Constantinopel, v. 1219; Bürgereid 1188; ein Anlehen auf der Flotte zu  
 1196; allgemeines Zwang-Anlehen und Staatsgarantie dafür 1207; Pro-  
 d. h. Verfassungsurkunde vom Dogen Jacopo Tiepolo 1229; Capito-  
 larium 1205; ein Brief des Kaiser Rudolphs an den Dogen Jacopo Con-  
 1277.

Im dritten Bande: Bojamonte Tiepolo's Verschwörung; der Rath der Zehn,  
 den Ursprung, Entwicklung, Gesetze; grosse Vorsicht bei Annahme der  
 keinen Anklagen; verschiedene sehr lobenswerthe Verfügungen beim Straf-  
 fahren; über die sogenannten *Pazzi* und *Piombi*-Gefängnisse. Das ganze

Kapitel liefert ganz neue Ansichten, alle aus urkundlichen Quellen und Capitulationen des Rathes selbst geschöpft; erste Idee einer Kleinkinderwahranstalt; Armenpflege; Polizeiverfügungen; neue Magistraturen; die jungen bei ihren Meistern polizeilich beschützt; ausgezeichnete Ärzte; Gelehrte; Wissenschaften und Philosophie; eine Hausschätzung in V. 1367; Proben des venez. Dialectes; Instruction an einen Gesandten nach dem im XIV. Jahrhundert; unsere Verhältnisse.

Im vierten Band: Erste Eroberungen der Republik im Festlande in Carmagnola aus neuen Quellen; Foscari; türkische Seekriege; welche durch die Entdeckung Amerika's und des Caps auf Venedig gemacht aus Berichten der Gesandten und venezianischen Memoiren; Zustände der Republik im XV. Jahrhundert; ein Advokat für die Armen; Sanitätsverwaltung in den Provinzen; Gebäude; die Bücherpresse; Kultur in Venedig; der Stadt Stralsund Freundschaftsantrag 1420; Ceremonien bei der Wahl und dem Tode der Dogen; Einkünfte und Auslagen der Republik im J. 1469.

Im fünften Band: 1490—1530: Feldzug Carl's VIII. nach Italien, ganz beleuchtet aus den Urkunden des mailändischen Archivs; die Ligue de Venetien mit ganz neuen Ansichten; Gesandtenberichte und andere diplomatische Urkunden; Carl V. und Franz I. aus bisher unbenutzten Quellen; R. St. Belohnung an Doge Foscari für die venezianische Terraferma; Gesetz über Beschränkung des Aufwands; London's Loben aus dem Berichte eines Gesandten; Krönung Karl's V; Itinerarium von Treviso nach Wien im J. 1522; Bericht über die Schweizer; Urkunden über die h. Inquisition in Venedig; Verfahren derselben gegen die Heretiker, verschiedene Depeschen aus Venedig hierüber; ein Lotterie-Plan im J. 1522.

Man muss der Fortsetzung dieses Werkes mit um so größerer Spannung entgegensehen, weil der Verfasser durchaus unparteiisch schreibt und Fehler seiner Vorgänger vermeidet, besonders der einheimischen, wo so manche Thatsachen entstellten. Der Verfasser gehört der in Venedig geachteten israelitischen Gemeinde an, sowie der eben erwähnte vened. Regierung besoldete Secretair Dr. Namias. Von fremden Geschichtschreibern über Venedig hat Laugier die Urkunden gar nicht, Dara aber schlecht in seinem Sinne partheiisch benutzt; am besten ist noch Laugier, weil derselbe weniger bekannt ist. Darum muss man dem Herrn Professor Laugier für diese Arbeit sehr dankbar sein.

Um aus dem Lande der Dichtkunst auch in dieser Beziehung etwas zu erwähnen, müssen wir auf eine in Venedig lebende Dichterin aufmerksam machen, die sich eines bedeutenden Rufes erfreut; sie ist Frau Eugenia Gentilomo, der dasigen ansehnlichen israelitischen Gemeinde angehört. Von ihren Arbeiten ist besonders zu erwähnen:

*Nuove poesie di Eugenia Pavia Gentilomo. Vol. II. Venezia 1857. 8. 8. 1/2. Tip. Naratovich.*

Der erste Band ihrer Gedichte kam 1851 heraus, und schon 1847 auch von ihr Nicole, mit einigen Uebersetzungen geistlicher Dichtungen aus Hebräisch, mit einer Einleitung von dem Ober-Rabbiner Abraham Salomon.



haben besonders auf die Uebersetzung eines Gedichts aufmerksam,  
 in welchem Kimchi zugeschrieben wird, der um das Jahr 1150 lebte.  
 Die meisten Dichtungen enthalten meist Idyllen und poetische Briefe, be-  
 zogen auf den Freund der Dichterin, den in Italien hochgeschätzten Dichter  
 Carrer, welcher vor ein Paar Jahren als Director des Museums Carrer  
 nachdem er lange eine Zeitschrift mit Beifall redigirt hatte. Auch der  
 Verfasser hat diesem Dichter durch eine Biographie ein Denkmal gesetzt.  
 Diese ist diese Dichterin geb. Pavia in zweiter Ehe jetzt mit Herrn Tor-  
 rethet.

Es ist erfreulich zu sehen, wie in Venedig die Republik der Wissenschaft  
 und Religionen und Stände verbindet, wir erwähnen daher  
 deshalb das Werk eines Venezianischen Geistlichen, wenn es auch nicht  
 ganz neu ist, da dieser fleissige Schriftsteller wohl verdient in Deutsch-  
 land bekannt zu werden. Jetzt hat er sein grosses Werk über die  
 Geschichte beendigt unter dem Titel:

*Storia della repubblica di Venezia, dal suo principio fin al suo fine, dal prete Gio-  
 vanni Cappelletti. Vol. XIII. Venezia 1855. Tip. Antonelli. 8.*

Der letzte Band dieses Werkes fängt mit der Ausweisung des Grafen von  
 S. nachherigen Königs Ludwig XVIII. aus Venedig an, und beschreibt  
 das Ende der Republik. S. 125 sagt der Verfasser: in jener Zeit  
 Napoleons, schien die Vorsehung eine hilfreiche Hand zu bieten,  
 das Preussische Cabinet. Es wird hier der Gesandtschaftsbericht von  
 Quirini vom 23. Decbr. 1796 mitgetheilt, nach welchem der Preussische  
 Gesandte in Paris, der Baron v. Sandoz-Rollin, ihm eröffnet habe, dass  
 Frankreich sehr leicht Gelegenheit nehmen könne, gegen die Republik feind-  
 schaftlich zu handeln; freilich könne sie unter den obwaltenden Umständen mit  
 Frankreich in keine Verbindung treten, es bliebe daher nur der König von  
 Preussen (der unlängst vorher den Separat-Frieden zu Basel abgeschlossen  
 hatte) als die einzige Macht übrig, mit der sich die Republik verbinden könne;  
 diese würde eine ganz unpartheiische Verbindung sein, da Preussen keinen  
 Grund davon haben könne, aber die einzige Macht wäre, welche den an-  
 derer Absichten Oesterreichs Zügel anlegen könne. Die Antwort vom  
 1797, von dem Gesandten Quirini war, dass wenn der Preussische  
 Gesandte wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen sollte, er eine aus-  
 drückliche Antwort zu geben habe, sich aber nicht darauf einlassen solle,  
 eine Berichterstattung zu übernehmen. In der That kam am 17. März  
 der Preussische Gesandte ausdrücklich deshalb zu Quirini; dieser aber befolgte  
 die Befehle des höchsten Tribunals der Staats-Inquisitoren. Der Verfasser  
 bemerkt, dass vielleicht der Staat hätte gerettet werden können, wenn diese  
 Angelegenheit vor den Senat gebracht worden wäre. In dem trefflich geordneten  
 Archiv der Frati, dessen Director der Ritter Mutinelli ist, findet sich die Ab-  
 theilung Preussens nicht vertreten, ohnerachtet hier unter andern auch die  
 diplomatische Berichte nach den verschiedenen Ländern geordnet sind. Gegen  
 die Absichten zeigt der Verfasser aber bedeutend Intoleranz, so dass der vierte  
 Theil von ihrem Wucher und ihrer Unverschämtheit spricht; sie waren  
 verfolgt worden, und mussten in einem abgesonderten Ghetto abge-

sperrt wohnen. Dennoch war die Intoleranz nicht in das Leben übergegangen, so dass sie sich sehr prachtvolle Synagogen bauen konnten. Dem H. Pelletti verdanken wir übrigens eine Geschichte der Venetianischen von welcher der erste Band 1849 und der zweite 1851 heraus kam. Schon gab er das grosse Werk über die sämtlichen italienischen dessen erster Band 1844 erschien, worin die Geschichte aller Kirchen den verschiedenen Ländern geordnet gegeben wird. Der letzte der starken Bände in Lexicon-Format erschien im Jahr 1854.

Treffliche Mittheilungen aus dem ungeheuren Schatze des Venetianischen Staats-Archivs, welches in dem ehemaligen Kloster dei Frati 298 Zimmer füllt, hat der Direktor desselben in folgendem Werke gemacht:

*Storia arcana ed aneddótica d'Italia, dai Veneti ambasciatori; da F. Mutinelli. Venezia 1856. presso Maratovich. 1856. in 8. II. Vol.*

Ritter Mutinelli hat nicht nur das grosse Verdienst, dieses reichhaltige Archiv in der besten Ordnung zu halten, sondern er macht auf diese Welt auch allgemeinen Nutzen, den besten Gebrauch davon, indem er hier aus den sandtschafts-Berichten in Ansehung der italienischen Staaten die besten wertheuten Mittheilungen macht. Auch für andere Länder liessen sich ähnliche Werke verfassen, welche für die Geschichte sehr wichtig sein würden. Die Erlaubniss zur Benutzung dieser Bibliothek hängt von dem Statthalter des Königreichs Venedig ab, das ist jetzt der Graf v. Bissing, ein würdiger Repräsentant seiner Regierung, welcher stets die grösste Barmherzigkeit zeigt. Von demselben Verfasser ist auch die sehr geachtete Geschichte des letzten halben Jahrhunderts des Bestehens der Republik Venedig:

*Storia dei ultimi cinquant' anni della repubblica di Venezia, da F. Mutinelli. Venezia 1856.*

Für die dem Verfasser die reichen Quellen seines Archivs offen waren. Schon im Jahr 1851 gab er ein Lexicon über Alles heraus, was Venedig

Auch einer der ersten Beamten dieses Archivs, Herr Toderini, hat vor Kurzem eine Menge Urkunden aus diesem Archiv veröffentlicht, folgendem Werke:

*Cerimoniali e feste in occasione di avvenimenti nelli stati della Repubblica di Duchi, Archiduchi ed imperatori della Casa d'Austria, da Toderini. Venetia 1857. Tip. Martinengo. in 4. S. 280.*

Dies sehr schön ausgestattete Werk wurde bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaiser-Paares in Venedig verfasst. Es enthält in der ersten Abtheilung die wörtlichen Aufzeichnungen über die Anwesenheit der Kaiserin, die Durchreise der Kaiser oder Prinzen des Oesterreichischen Hauses, wie sie in gleichzeitigen Chroniken oder in den in diesem Archive oder sonst vorhandenen Urkunden verzeichnet sind. Der zweite Abschnitt giebt die in Bezug habenden Urkunden vollständig. Der erste dieser Besuche erfolgte im Jahr 1361 von dem 1343 gebornen Sohne des Herzogs Albert von Oesterreich. Der erste Kaiser aus diesem Hause, der Venedig besuchte, war Friedrich III., welcher 1451 auf der Reise nach Rom begriffen war, um eine Kaiser-

von Arragonien zu heirathen; hieüber sind 7 Urkunden angeführt. Die Geschichte solcher Besuche fort, bis zum Untergange der Re- Der letzte dieser Besuche ist der des Kaisers Leopold II. im Jahr Die Zahl der hier mitgetheilten Urkunden beträgt 104, woraus ersicht- , welch ein Gewinn für die Geschichts-Forschung darin enthalten ist. der seltsige Uebersetzer deutscher Werke ins Italienische, Herr Sandrini, ist mit der Uebertragung des berühmten Geschichts-Werkes unseres der Mommsen schon so weit vorgeschritten, dass bereits die vierte Lie- verliegt.

*Romano di Teodoro Mommsen, prima traduzione Italiana, da Giuseppe San-*  
*rini. Torino, Societa di M. Guigoni. 1857. in 8.*

Herr Uebersetzer hat seinen Beruf zum Uebersetzer aus dem Deut- bereits durch eine treffliche Uebertragung von Duller's Geschichte des des Volkes bewährt, und dieses Werk sogar bis auf die neueste Zeit hat; wobei er eine ganz besondere Verehrung für Preussen an den legt hat, welches nach ihm der Inbegriff des Fortschrittes und der Ideen ist, der Staat, von dem Europa seine Emancipation zu erwar- In dem vorliegenden Werke hat es der Herr Uebersetzer nur mit gegangenheit zu thun, und nicht verfehlt, um die Urschrift ganz treu umgeben, Anmerkungen beizufügen, um Gegenstände seinen Landsleuten zu machen, die ihnen weniger bekannt sind, oder um den von ihm den Ausdruck zu rechtfertigen, z. B. dass er Dingstätte mit piazza tribunale übersetzt, rechtfertigt er damit, dass dies den Ort bezeichnet, der Richterstuhl stand. Bei dem von dem Verfasser gebrauchten Aus- es beruht auf einem blossen quid pro quo, welches der Uebersetzer mit: di sa un mere equivoco, kann derselbe die Bemerkung nicht unter- , dass selbst die ernste wissenschaftliche Schreibart der Deutschen vor solchen Fremdwörtern zurückschreckt, als: Particularismus, Locali- Limitation, Quasihistorie, Emporien, Entrepot, prägnant u. s. w. Uebri- scheinen jetzt in Italien mehr Uebersetzungen von deutschen Werken, französischen, und die Achtung vor deutscher Gelehrsamkeit nimmt mehr zu; , wenn auch nicht allgemein die hohe Meinung des Herrn in Beziehung auf die praktische Wirksamkeit getheilt wird, auf die die Hoffnung setzt.

Bei müssen wir eines andern fleissigen Uebersetzers in das Italienische den, des Ritter Maffei, dessen Uebersetzung von Milton's verlorne Pa- eben jetzt erschienen ist:

*Paradiso perduto, poema di Giovanni Milton. Traduzione del Car. Andrea*  
*Maffei. Torino 1857. 8. Unione tipografica editrice. 528 S.*

Diese Pracht-Ausgabe macht der Italienischen Buchdruckerkunst alle Ehre, zu bemerken ist, dass die italienischen Werke viel wohlfeiler sind, als deutschen. Herr Ritter Maffei hat bereits einen sehr bedeutenden Ruf seine Uebersetzungen von Byron und Moore aus dem Englischen, und Goethe und Schiller aus dem Deutschen erworben, so dass auch die vor- nende Uebertragung sehr beifällig aufgenommen werden ist.

In der neuesten Zeit hat sich in Italien die Neigung für das Spiel wieder gehoben. Seit längerer Zeit hatte man nur Stah Oper, und um doch einige Abwechslung zu haben, da hier gewöhnlich selbe Oper, etwa nur mit einer andern abwechselnd gegeben wird, die schlechtesten französischen Gesellschaften volle Häuser. Dies ging so, dass die vornehme Welt selbst die ausgezeichneten Ristori vernachlässigte, die erbärmlichsten französischen Pessen oder Vaudevilles zu sehen. Dem herrlichen Gesang gewöhnte Italiener gewöhnte sich sogar an den nannten Gesang der Couplets, welche erbärmlich nach den bekannten senhauer-Melodien vorgetragen wurden. Erst seit die wahrhaft tragische Ristori, in ganz Europa volle Anerkennung gefunden hat, erst in der Zeit wendet sich der Geschmack wieder dem Trauerspiele zu. Die liche Entschuldigung war, dass es an neuern dramatischen Dichtern fehle und man zu sehr mit der Politik beschäftigt sei; diese aber erlaube, Gegenstände zu behandeln, welche sich des Beifalls erfreuen. Jetzt sind auf einmal zwei neue Trauerspiele erschienen, welche den unbedeutenden Beifalls erfreuen. Das erste ist:

*Paolo, tragedia Christiana di A. Gazoletti. Torino 1857. Tip. della contempor. 8. S. 109.*

Dieses Trauerspiel enthält das Märtyrertum des Apostel Paulus in Rom, mit gewissenhafter Benutzung der römischen Schriftsteller christlichen, so dass Nero und Seneca der Geschichte möglichst treu bildet sind, so weit es in den Plan des Dichters paaste; nur ein Abt der Corinthischen Häuptlinge aus der Zeit des Achäischen Bundes, und Junia, Tochter des Junius Silanus, den die Geschichte kennt, sind Erfindung des Dichters. In den Anmerkungen sind überall die Beweisstellen aus Tacitus, Sueton, Aurelius-Victor, Celsus, Plutarch, Seneca, Orosius, der Ag Geschichte und den Briefen Paulus angeführt. Obgleich der Verfasser Untertodung des Märtyrers mit Seneca dem letztern grosse Verehrung zu zeigen zeigt, so ist das Ganze doch durchaus geschichtlich gehalten und keineswegs für ein kirchliches oder pietistisches Drama anzusehen. Als punkt der Handlung ist das Jahr 65 nach unserer Zeitrechnung angegeben.

Das andere dieser neuen Trauerspiele ist ebenfalls der klassischen entnommen, nemlich dem Sklaven-Kriege, unter dem Titel:

*Spartacus Tragedia, di Giulio Carcano. Milano 1857. Tip. Colombi. gr. 8.*

Der Dichter hat seinem Trauerspiele, dessen Handlung die Jahre 75 unserer Zeitrechnung umfasst, den Abschnitt aus dem Leben des Crassus von Plutarch vorausgeschickt, welches die Schicksale des Spartacus enthält und sich treu daran gehalten, wemach der Held, obwohl als freier Sklave nach Rom verkauft, doch mit einer Thraciense verheiratet, welche die Gabe der Weissagung besass; daher es nicht auffällt, dass den handelnden Personen, Crassus, Mithridates und Quintus auch Alibi-Gattin des Sklaven-Helden und seine Tochter Glauce vorkommen. Der Helt erscheint als Sklave eines römischen Wastlings in Capua, Mithridates

welcher später in die Gefangenschaft des Spartacus fällt, von dessen Befreiung wird und den Helden abtödtlicher Weise verräth. Der mehr Politik als der Romantik lebende Theil der Italiener findet, dass die Liebe, welche der Dichter dem Helden als Vater und Gatte zuwendet, die Stellung als Vorkämpfer gegen die Sklaven-Herrschaft schadet. Die in der angezeigten Verse, in denen das Trauerspiel geschrieben ist, sehr; auch ist der Verf. bereits durch andere schönwissenschaftliche Werke bekannt, von ihm erschien unter andern: *Angiola Maria, scena domestica*. Milano 1836.

Wir können wieder über die Erscheinung einer Uebersetzung eines deutschen Werkes in das Italienische Nachricht geben; dies ist:

*La pratica della agricultura di Giusto Liebig, edizione Italiana di Alessandro Coma. Milano 1857. 8. Tip. Vallardi.*

Chemie findet jetzt in Italien viele Freunde, und daher musste unser berühmter Liebig hier durch eine Uebersetzung bekannter gemacht werden. Der Uebersetzer hat sehr nützliche Anmerkungen für die weniger chemischen Leser beigelegt, z. B. die Reduction der Masse und Gewichte auf das Italienische, z. B. Erläuterung der Bestandtheile des Feld-Spatzes. Als Anhang ist eine Uebersetzung der Schrift des Fürsten Salms-Laubach beigelegt, welche 1856 zu Braunschweig unter dem Titel: *Versuche über die Nahrung der Pflanzen*, herauskam, woraus man auch sehen die Ueberzeugung gewinnen kann, dass es auch in Deutschland einen Herrn giebt, der, wie der Herzog Serradifalco in Palermo und der Comte de Laynes in Paris, als Schriftsteller auftritt, wenn man auch freilich in Deutschland von dem kleinen Adel sagen hört: Es ist recht, dass ein so vornehmer Herr sich mit Schriftstellerei abgibt.

Die statistischen Annalen zu Mailand haben bereits ihren 16. Band erlebt:

*Annuario di statistica, da Giuseppe Sacchi. Milano 1857. 8.*

Das vorliegende letzte Heft des Jahres 1857 enthält ausser einem Originale über die Statistik des Elementar-Unterrichts in Sardinien und der von Scarabelli nur Uebersetzungen aus dem Französischen und Beiträgen von in- und ausländischen Werken über Staatshaushalt, Gesetzgebung, Geschichte, Reisen und Handel.

Beigefügt.

*Freiberg's gesellschaftliche, theatralische und musikalische Institute und Unterhaltungen und deren Entwicklung vom Jahre 1770 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Culturgeschichte Süddeutschlands von J. B. Trenkle. Freiburg im Breisgau. Druck von Franz Xav. Wangler. 1856. X u. 186 S. 8.*

Der Herr Verfasser wollte in der vorliegenden Schrift nicht blos eine Geschichte des Theaters, der gesellschaftlichen und musikalischen Unterhaltungen in Freiburg geben; er wollte nicht blos erzählen, wie sie auf einander

folgten, sondern suchte auch zu erklären, wie sie geworden sind; er hat die Erscheinungen nicht blos als Erscheinungen anzuschauen, sondern ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Culturgeschichte zu schildern, durch diese Auffassung und Durchführung die Bedeutung der gesellschaftlichen Institute und der Unterhaltungen, als deren fester Ausdruck, für die Gesellschaft selbst anschaulich zu machen. Ferner sind durch Herbeiziehung der localen Geschichte die Wirkungen der nichtigen Ereignisse auf dieselben aufzuheilen und hat daher auch einige Seiten der gesellschaftlichen Zustände des Breisgaues, so weit sie diese Institute anrühren, erörtert. Da nun alle diese Erscheinungen in keinem ihrer Gedacht werden können ohne im engsten Zusammenhange mit der politischen Geschichte, so musste auch die politische Geschichte berührt werden, das Kleinere immer aus dem Grösseren begriffen wird. Dass auf diese die entwickelten Verhältnisse nicht nur ihre Wahrheit und ihr Verstand, sondern auch einen besondern Reiz erhalten mussten, ist von selbst klar.

Die Schilderungen beginnt der Herr Verfasser, nach einigen Rückblicken mit dem Jahre 1770, bis wohin die um die Geschichte unseres engeren Vaterlandes verdienten Männer, Leichtlen und H. Schreiber, diesen Stand in mehreren Schriften geführt hatten, und setzt sie mit Anführung fort bis zum Jahre 1815. Was von dieser Zeit an bis zur Gegenwart theilt wird, geschieht in kurzen aber deutlichen Umrissen. Diese Behandlung war um so sachgemässer, als eines Theils diese Jahre für seinen Gegenstand wenig Ausbeute gewähren, und andern Theils dieselben ja nicht so fern liegen und deshalb auch eine kurze, aber möglichst vollständige Aufzählung eingreifenden Thatsachen genügt, um den Lesern die jüngste Vergangenheit insoweit es der Stoff mit sich bringt, vor das geistige Auge zu führen.

Diese kleine Schrift ist um so verdienstlicher, als der Herr Verfasser höchst wenige Vorarbeiten benutzen konnte und trotz mancher Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte (Vorrede S. V), sich die Mühe nicht driessen liess, alle Urkunden aufzubringen, um seinen Stoff eben so sorgfältig zu behandeln, als vollständig zu erschöpfen. Und so fällt der Gründlichkeit der gegebenen Darstellungen, diese Arbeit, welche auch durch äussere Ausstattung vortheilhaft ausgezeichnet, auch eine Lücke bis jetzt noch immer in der Breisganischen Geschichte bezüglich der Zeit, welche sie behandelt, offen war, und kann darum auch mit Recht „eine zur Culturgeschichte Süddeutschlands“ genannt werden.

# HRBÜCHER DER LITERATUR

**ΕΠΙΛΟΓΗ ΛΟΓΟΥΣ ΕΠΙΤΑΦΙΟΥΣ.** *The funeral oration of Hyperides over Leosthenes and his comrades in the Lamian war. The fragments of the Greek text now first edited from a papyrus in the British Museum, with notes and introduction and an engraved facsimile of the whole papyrus; to which are added the fragments of the oration cited by ancient writers.* By Churchil Babington, B. D. F. L. S. fellow of St. John's college, Cambridge; member of the royal society of literature, honorary member of the historico-philological society of Leipsic, member of the numismatic society, editor of the orations of Hyperides for Lycophron, for Euxenippus, and against Demosthenes etc. *Hyperidis oratio funebris cum ceteris viri facundissimi scriptis diu multumque desideratur.* Toup ad Longin. §. 34. *Haec oratio apud veteres clarissima fuit.* Sauppe *Fragm. oratt. Att.* p. 292. Cambridge: Deighton Bell and co. London: Bell and Daldy. MDCCLVIII. fol. XVIII. 31.

Zum drittenmale geht die von F. G. Kiessling ausgesprochene Meinung (Schulprogramm von Halle 1847) in Erfüllung: non providetur spes abiicienda esse, fore ut Hyperidis orationes alio ex situ et tenebris in lucem protrahantur, und zwar darf man behaupten, dass, wie die Reden für Euxenippus und Lykophron\*) ein bedeutenderer Fund waren als die der zahlreichen, aber durchgehende Verbindung zulassenden Ueberbleibsel der Rede gegen Demosthenes\*\*), so dieser *ἐπιτάφιος* abermals wichtiger sei als die *ῥητορικαὶ*\*\*\*), insofern er bei den Alten für eines seiner Meistwerke gehalten wurde, wie denn Longin†) *περὶ ὕψους* (c. 34)

\*) Babington berichtet Introduction, p. XI: „when the orations for Lycophron and for Euxenippus were discovered a few years ago, that we were in a position to form a judgment of the powers of Hyperides from a fragment of that kind, und fügt hinzu although I am scarcely able to agree with his opinion, seeing that our author was according to Quintilian“ *dulcis imprimis acutus, sed causis minoribus magis par*: „yet at any rate the complaint he made no longer with any decency or plausibility. Gewiss waren aber jene Kunstrichter zu einem Urtheil über die genannten Reden nicht gehörig vorbereitet.

\*\*) Vgl. Sauppe *Philologus* III, 510—658 und *Oratores Attici, Pars posterior*, p. 347—452, nebst Böckh's Recension der Ausgabe von Harris in der *Wiener Literaturzeitung*, 1848, p. 625 sqq.

\*\*\*) Wir verweisen darüber auf unsere Bemerkungen in diesen Jahrbüchern 1853, 641 sqq.

†) Man sehe N. Jahrb. für Philologie und Pädagogik LXX, 290 sqq. LI Jahrg. 7. Heft.



folgten, sondern suchte auch zu erk  
 die Erscheinungen nicht bloß als i  
 ihren Zusammenhang mit der allge  
 durch diese Auffassung und Durch  
 gesellschaftlichen Institute und der  
 druck, für die Gesellschaft selbst  
 durch Herbeiziehung der localen G  
 eignisse auf dieselben aufzuhellen  
 gesellschaftlichen Zustände des Brei  
 rühren, erörtert. Da nun alle d  
 gedacht werden können ohne im  
 Geschichte, so musste auch die  
 das Kleinere immer aus dem Grt  
 die entwickelten Verhältnisse n  
 sondern auch einen besondern

Die Schilderungen beginnt  
 mit dem Jahre 1770, bis woh  
 terlandes verdienten Männer, L  
 stand in mehreren Schriften g  
 fort bis zum Jahre 1815. Wa  
 theilt wird, geschieht in kurzer  
 war um so sachgemässer, als  
 wenig Ausbeute gewähren, u  
 gen und deshalb auch eine k  
 eingreifenden Thatsachen ge  
 insoweit es der Stoff mit si

Diese kleine Schrift ist  
 höchst wenige Vorarbeiten  
 ten, die er zu überwinde  
 driessen liess, alle Urkund  
 gründlich zu behandeln, al  
 der Gründlichkeit der ge  
 auch durch äussere Ausst  
 bis jetzt noch immer in d  
 welche sie behandelt, off  
 zur Culturgeschichte Süd



den Ausspruch thut τὸν ἐπιτάφιον ἐπιδεικτικῶς, ὅς οὐκ οὐ  
 τις ἄλλος, διόθεν, also ihn für ein unerreichtes Muster des  
 demonstrativum erklärt. Auch was Diodor (XVIII, 13), Plutarch  
 (V. D. O. 849f.) und Photius (cod. 266) zu seinem Lobe  
 bringen, ist jedenfalls Ausdruck der allgemeinen Anerkennung, wie  
 die Rede bei den Alten fand.

Zwar ist uns dieses von Rev. Stobert Ende 1856 im Aegae-  
 tischen Theben entdeckte κεμήλιον nicht ganz erhalten, der  
 Anfang verstümmelt und der Schluss in dem Papyrus nicht  
 vorhanden; glücklicherweise steht aber dieser fast vollständig  
 man vermuthen darf, bei Stobaens CXXIV, 36, und der Inhalt  
 Prooemiums ist aus dem Gebliebenen noch zu errathen. Von  
 aber, was gerettet ist, d. h. etwa 10 Columnen (von je 40  
 zu 20 Buchstaben) darf man behaupten, dass es das Urtheil  
 gins bestätige und Hypereides die tapfern Mitbürger, welche  
 lamiischen Krieg den Leosthanes an der Spitze für die Freiheit  
 Heimath und ihres gemeinsamen Vaterlandes gekämpft hatten,  
 dig gefeiert habe. Der Hauptgedanke der Rede tritt in den  
 col. 8, 32 hervor: οὐδένες — πώποτε τῶν γεγονότων οὐτε  
 καλλίωνων οὐτε πρὸς ἰσχυροτέρους οὐτε μετ' ἐλαττόνων  
 σάντο τὴν ἀρετὴν ἰσχὺν καὶ τὴν ἀνδρείαν πλήθος, ἀλλ' οὐ  
 πολὺν ἀριθμὸν τῶν σωμάτων εἶναι κρίνοντες, καὶ τὴν μὲν  
 θερίαν εἰς τὸ κοινὸν πᾶσιν κατέθεσαν, τὴν δ' εὐδοξίαν  
 τῶν πράξεων αἰδίου στέφανον τῇ πατρίδι ἀνέδωκαν. Dies  
 nun, wo sie ihre bedeutendsten Siege über die Macedonische  
 hermacht erfochten, waren Theben und Thermopylae; jenseit  
 vor kurzem ein trauriges Denkmal barbarischer Grausamkeit,  
 sie um so mehr zu kühner Schlacht begeisterte: ἐώραν —  
 μὲν πόλιν τῶν Θηβαίων οἰκτρῶς ἠφανισμένην ἐξ ἀνδραπαι-  
 δὲ ἀκρόπολιν ἐξ αὐτῆς φρουρουμένην ὑπὸ τῶν Μακεδόνων  
 σώματα τῶν ἐνοικούντων ἐξηνδραποδισμένα, τὴν δὲ χώραν  
 διανεμομένους, ὥστε πρὸ ὀφθαλμῶν ὀρώμενα αὐτοῖς τὰ  
 ἄποκνον παρῆχε τόλμαν εἰς τὸ κινδυνεύειν προχείρως\*),  
 von nun an für die jährlich zweimal hier versammelten Ge-  
 die geeigneteste Stelle, um sich der neugewonnenen Selbst-  
 des hellenischen Bundes zu erinnern: ἀριστοτάμενοι γὰρ οἱ  
 ἅπαντες οἷς \*\*) τοῦ ἐναντιοῦ εἰς τὴν Πύλαιαν θεωροὶ γεν-  
 τῶν ἔργων τῶν πεπραγμένων αὐτοῖς ἅμα γὰρ εἰς τὸν  
 ἀθροισθήσονται καὶ τῆς τούτων ἀρετῆς μνησθήσονται.  
 hier haben die Schaaren des Leosthanes mehr geleistet, als  
 die Krieger des Leonidas, wie vorher col. 6, 21 sqq. angedeutet.

\*) Babington ist die Nachahmung dieser Stelle bei Hieronius p. 100  
 Dahn. nicht entgangen.

\*\*) Hieronius hat A. Schaefer bei Harpokratien berichtet v. v. Πύλαι:  
 ὅτι οἱ ἐγγίγντο σύνοδος τῶν Ἀμφικτυόνων εἰς Πύλας καὶ, vordem hier  
 ὅτι δὲ τις.

ὡδὲν εἰς Πύλιν καὶ καταλαβεῖν τὰς εἰσόδους, οἳ οὖν καὶ πρό-  
τερον ἐπὶ τοὺς Ἕλληνας οἱ βάρβαροι ἐπορεύθησαν τῆς μὲν ἐπὶ  
τὴν Ἑλλάδα πορείας ἀντίπατρον ἐκώλυσεν, αὐτὸν δὲ καταλαβόν,  
ἐν τοῖς τόποις τούτοις καὶ μάχῃ νικήσας ἐπελώσκει κατακτείνων  
εἰς Λαμίας. Eingebender wird die Vergleichung mit den Helden  
des Troianischen wie des Perserkrieges weiterhin col. 13 und 14  
angestellt, wo der Redner jene den Leosthenes bewillkommenen und  
bewundern lässt, ὃν οὗτος ἀδελφὰς πράξεις ἐνστησάμενος τοσοῦ-  
τον διήνεγκεν, ὥστε οἱ μὲν μετὰ πάσης τῆς Ἑλλάδος μίαν πόλιν  
εἶον, ὁ δὲ μετὰ τῆς ἑαυτοῦ πατρίδος μόνῃς πᾶσαν τὴν τῆς Ἑ-  
ρώπης καὶ τῆς Ἀσίας ἄρχουσαν δύναμιν σταπίνωσε — τῶν δὲ  
μετ' ἐκείνους μὲν γεγενημένων, ἄξια δὲ τῆς ἐκείνων ἀρετῆς δια-  
παραμμένων — οὗτος τοσοῦτον ὑπερέσχευ ἀνδρείᾳ καὶ φρονή-  
σει ὅσον οἱ μὲν ἐπελωτοῦσαν τὴν πᾶν βαρβάρων δύναμιν ἤμυ-  
ναντο, ὁ δὲ μὴδ' ἐπελωθεῖν ἐποίησεν κτλ.

Was aber die Griechen von ihren Bedrückern zu erwarten  
hatten, wird aus schon gemachten Erfahrungen geschlossen und mit  
starken Farben ausgemalt: Frevel, verübt an Göttern und Menschen,  
Aebetung der Macedonischen Grossen, Geringschätzung des helle-  
nischen Kultus, die traurigste Despotie statt der Herrschaft der Ge-  
setze (col. 9). Desto preiswürdiger ist die Anopferung derer, welche  
τὸ ζῆν ἀνῆλθωσαν εἰς τὸ τοὺς ἄλλους καλῶς ζῆν (ed. 10). Ihr  
Tod ist darum glücklich zu nennen: διὰ τὴν τῆς ἀρετῆς ἀπόθειξιν  
εὐτυχεῖς μᾶλλον ἢ διὰ τὴν τοῦ ζῆν ἀπόλειψιν ἀτυχεῖς νομιστέον,  
ὅτινας θνητοῦ σώματος ἀθάνατον δόξαν ἐκτήσαντο, ja es ist im  
Grunde gar kein Tod, sondern der Anfang eines neuen und schö-  
nern Lebens: πῶς οὖν τούτους οὐκ εὐτυχεῖς κρίναι δίκαιον, ἢ πῶς  
ἐκτελειῖναι τὸν βίον, ἀλλ' οὐκ ἐξ ἀρχῆς γεγονέναι καλλίως γέ-  
νησι τῆς πρώτης ὑπαρξίας; (col. 11)

Hiermit haben wir die wesentlichsten Motive des Epitaphien  
mit den eigenen Worten des Redners angeführt, um dem Leser  
einen Begriff von der Schönheit der Gedanken wie der Sprache zu  
geben, und hoffentlich ihm Lust zu einer nähern Bekanntschaft mit  
allem, was davon noch übrig ist zu machen. Er wird sich dabei  
nicht wenig durch die Bemühungen des Hrn. Herausgebers Churchill  
Babington gefördert finden, welcher den genauen Facsimiles des  
Papyrus seinen Text möglichst ergänzt und berichtigt gegenüber  
gestellt, und in den Noten vieles zum Verständniss dienliche bemerkt  
hat. Es fehlen nämlich sehr häufig mehrere Buchstaben oder  
ganze Wörter, wo das richtige zu treffen nicht immer leicht  
war, wie col. 5, 20 ἔνεκα δα, 6, 25 ἀρετῇ, 7, 7, 21 καὶ τῶν,  
8, 7 τὴν μὲν, 10, 42 εὐμένειαν, und auch da, wo nur ein oder  
der andere Buchstabe weggefallen ist, fielen das Lesen ohne solche  
Nachhilfe beschwerlich. Gute Emendationen sind 8, 20 ἐκτελειῖν  
für ἀπελθεῖν, 9, 8 συνελόντι δ' εἰπεῖν, 10, 7 ὑπομεμνημέναι,  
13, 7 τοῖς λοιποῖς für τοῖς λόγοις, besonders aber ist die im Pa-  
pyrus arg verdorbene Stelle 13, 14 ἀφ' οὗ ἐν νόμῳ ὅσον ἀποσ-

θένη — θαυμάζοντας τῶν δειγνομένων — τοὺς στρατείας ἐπιδείξαντας gut berichtet in ἅρ' οὐκ ἂν οἰόμεθα ὁρᾶν A. — δ. τ. διειργασμένων (lieber lesen wir τῶν τε εἰργασμένων) — ἐπὶ Τροίαν στρατεύσαντας.

Anderswo wird man freilich theils zu abweichenden Vorstellungen sich hinneigen, theils das, was von B. nicht als verzeichnet ist, doch dafür halten müssen und nach einer proben Correctur sich umsehen. In col. 2, 28qq. μάλιστα [φοβουμένη μοι συμ[βῆ τὸν] λόγον ἐλάτ[τω γε]νέσθαι τῶν ἔργων γεγενημένων] verträgt sich das γενέσθαι weder mit γεγενημένων noch mit dem Gedanken des Satzes: H. muss besorgen, dass die Rede nicht des Gegenstandes würdig erscheine, also schreiben wohl φαίνεσθαι. Die Ergänzung 2, 7 πλὴν κατ[αλογιζόμενα ἐπ' ἀλη[θείας καὶ τῷ ὄν]τι τὰ ὑπ' ἐμοῦ κ[αταλει]πόμενα εἰς οἱ ἀκούοντες προσθήστε lautet fremdartig und ist sehr überladen, natürlicher Ausdruck für die hier ausgesprochene Erwartung Spengels πλὴν κατ' ἐκεῖνό γε πάλιν θαρσῶ, ὅτι κτέ. Lücke ist col. 3, 19 περὶ μὲν οὖν τῆς πόλεως διεξιέναι ἐκεῖνό γε πρῶτον τῶν πρότερον πᾶσαν τὴν Ἑλλάδα οὔτε ὁ χρόνος ὁρῶν ἱκανὸς κτέ. nach dem Geständniss Babingtons selbst, aber er nach πρότερον einschieben will: πεπραγμένων κατὰ reicht nicht aus, eher wird οἷς σώζουσα διστελεί zu ergänzen sein, vgl. col. 12. Hat Hyperides l. c. περὶ μὲν οὖν τῆς πόλεως gasagi, so ist er schwerlich 4, 4 mit denselben Worten περὶ μὲν οὖν τῆς πόλεως κοινῶν ἔργων τῆς πόλεως ὥσπερ ἐν βραχεὶ εἴρηται ἀλιφω sein eigentliches Thema über, das würde eine gewisse Unbeholfenheit des Stiles verrathen haben, sondern etwa in dieser Weise: ἀλλὰ περὶ τῶν κοινῶν ἔργων τῆς πόλεως, ὥσπερ εἶπον, φράσαι χαλεπόν. Zu φράσαι berechtigt das im Papyrus erhaltene, das hier vernachlässigte σ, über die corrupte Lesart ἀλιφω enthält die Anmerkung des Herausgebers wenig tröstliches, er erinnerte sich nicht an col. 10, 8. Die Apodosis zu obiger Protasis durfte nicht περὶ δὲ A. nur περὶ A. zulassen. Stark verderbt ist wieder 4, 32 τῶν ἄλλους τινδὺς ἀνθρώπους ἐγκωμιάζοντα, wo Prof. A. Schiller Greifswald von Babington befragt τὸν μὲν γὰρ ἄλλους ἀ. εἰς ἀπὸρροήσιν εἰσφέρει (vgl. Addenda p. XVIII), doch leitet τινδὺς (das ν ist überflüssig, nicht sehr deutlich) auf ἄλλου τινὸς ἔθνους, d. h. die Leute eines andern Stammes, die von verschiedenen Seiten her sich eingefunden und allmählig amalgamirt haben. col. 5, 15 kann nicht ohne H. ἐκαστὸν [εὐθύθην] ὅπερ εἰώθασιν [εὐθὺς παιδεύ]ειν gelesen werden, weil man sich nicht sogleich in den Wechsel des Subjektes finden kann, auch ist die weitere Ausführung des Gedankens entgegen: οἱ πάντας εἰδέναι, ὅτι τούτου ἕνεκα δεῖ τοὺς παῖδας παιδεύειν, ἵνα ἄνδρες ἀγαθοὶ γένωνται, dieser verlangt ὅπερ εἰώθασιν ἀνδρῶν ἐπιτηδεύειν. ib. 24 war es sehr gewagt, die Glosse des Pollux 20: ἀνδριζόμενοι Ἰππεύδης in einer Verbindung auszubringen, wo nur das einfache ἄνδρας stehen kann; τοὺς δὲ γεγενημένους ἐπὶ

τῷ πολέμῳ ἀνδρ[ξεσθαι] ὑπερβάλλοντας τῇ ἀρετῇ πρόδηλόν ἐστιν, ὅτι καὶ δες καλῶς ἐπαυδεύθησαν. Das i nach ἀνδρ ist sehr unscheinbar, übrigens müsste, um an eine Beziehung des Lexikographen auf unsere Stelle zu glauben, eben nur das Particip passen. ib. 28 war die Folgerung mit ἀπλούστατον δὴ zu markiren, statt ἀπλ. δὲ. ib. 38 wird Bab. seine Conjectur Λεωσθένης-ὄραον τὴν Ἑλλάδα πᾶσαν τεταπεινωμένην καὶ [τὴν]ε [ὑ]η[μερ]ίαν καταφθαμενῆν, wo im Papyrus καὶ . . . επτη . . . ιαν deutlich vorliegt, gern gegen Classens schlagend richtige Ergänzung καταπτηγυίαν aufgeben. Freilich zeigt er hie und da eine gewisse Unlust, von fremdem Gut Gebrauch zu machen, wie col. 6, 8, wo πόλεως, ἥτις προστῆν[αι ἡ] ἡσεται τῆς ἡγεμονίας offenbar nicht die gehörige Ergänzung ist, sondern Schätlers δυνήσεται, er bemerkt in den Addenda XVIII: „προστῆναι ἡγήσεται i. e. ἡγήσεται δεῖν, as often. Dr. Schäfer suggests δυνήσεται, which is also good“. Ihn störte also nicht die Ansonanz von ἡγήσεται und ἡγεμονίας und ebensowenig bedachte er, dass es hier blos auf die Fähigkeit Griechenland anzuführen und nicht auf den guten Willen dazu ankomme. ib. 9 war statt ἀπέδ[ωκεν] αὐτὸν-τῇ πατρίδι vielmehr ἐπέδωκεν zu ergänzen. col. 7, 4 bietet ὃν Λεωσθένης [αὐτὸς] ἐπραξεν keinen passenden Gegensatz zu dem was μετὰ τὸν τοῦτου θάνατον den Griechen in Folge seiner guten Anstalten gelang, dieser liegt aber in ἐτι ζῶν. Wenn gleich darauf ib. 17 Hyperides sagen soll καὶ μηδεὶς ὑπολάβῃ με τῶν ἄλλων πολιτῶν μηδένα λόγον ποιῆσθαι [ἐν τῷ] Λεωσθένῃ μὲν ἐγκωμιάζειν, wird ihm eine ziemlich harte und abgerissene Syntaxis zugemuthet, der wir mittelst der Aenderung ἀλλὰ Α. μόνον ἐγκωμιάζειν entgehen. Das ist auch ib. 26 der Fall, wo in ὥστε, ὅταν ἐπαινῶ τὴν γεγυνῆσαν νίκην ἅμα τῇ Λεωσθένους ἡγεμονίᾳ καὶ τὴν τῶν ἄλλων ἀρετὴν ἐγκωμιάζειν die Ellipse des Personalpronomens stört; da es aber auch kaum irgendwie anzubringen ist, war ἐγκωμιάζω zu ergänzen. Von dem ν, was B. ohne Klammer hinstellt, ist im Papyrus keine sichere Spur zu erkennen. Auch col. 8, 2 wird jedermann im Original ὑπερ αὐτο[ ] lesen und demgemäss ὑπὲρ αὐτοῦ (sc. τοῦ περιθεῖναι τῇ Ἑλλάδι τὴν ἐλευθερίαν) für das ursprüngliche halten, B. schreibt ὑπὲρ αὐτῆς. col. 9, 1 scheint eine Umstellung τί ἂν καὶ für καὶ τί ἂν vorgenommen werden zu müssen, auch ib. 2 νομίζομεν für νομίζοιμεν erforderlich, wie 31 κρίνομεν für κρίνοιαμεν. ib. 14 meint der Redner, ein unglücklicher Ausgang des Kampfes würde die Folge gehabt haben, dass in allen griechischen Staaten die ὑπερηφανία der Macedonier so um sich griff, ὥστε μήτε γυναικῶν μήτε παρθένων μηδὲ παίδων ὕβρεις ἀνεκλείπτους ἐκάστοις καθεστάναι. Richtig bemerkt dazu B.: an adjective of precisely the opposite sense might have been expected, nicht so annehmbar ist, was er zur Erklärung dieser Verkehrtheit beifügt: but the text seems to have arisen from a confused repetition of negatives. Man wird sich hier nur mit der Annahme eines Ausfalls einiger Worte etwa ἀνιέναι ποτέ, ἀλλὰ nach ὕβρεις helfen

können. ib. 16 hat der Text  $\phi\alpha\upsilon\sigma\phi\acute{o}\nu$  δ' εἰς τῶν ἀναγκαίων καὶ νῦν ε[...], was eher auf εἰς αὐτῶν ἢ ἀναγκ., als auf ἀναγκ. führt; εἶναι nach καὶ νῦν ergänzt B., bedeutsamer καὶ νῦν εἶναι. ib. 17 ist  $\theta\upsilon\sigma\iota\alpha\varsigma$  — ἀνθρώποις γεγενημένας ἐπὶ εἴς τι etwas unmögliches, denn ein geschöhenes Opfer kann man nicht ansehen, es ist daher γεγενημένας zu lesen, oder wenn γε geschrieben ist, γεγενημένας, falls man aus dem ὄψος γε bei Pseudodemosthenes 59, 78 die Worte τὰ θρόγνια καὶ τὰ ἰχθῦα παλαίω τῷ Διονύσῳ hier vergleichen darf. col. 10, 22 bei genauerer Betrachtung die Sentenz  $\phi\acute{\alpha}\sigma\epsilon\iota$  γὰρ πάντων εὐδαίμων ἄνθρωπος τῆς αὐτοῦ (αὐτον hat der Papyrus) ὁ μένους nicht halten lassen. B. übersetzt p. XIII the man who stands his ground in battle brings happiness to all others as well as to himself, glaubt (in der Note) eine Anspielung auf irgend einen Lyriker zu nehmen, schlägt übrigens vor πάντων zu lesen. Doch wird so der Ausdruck ungriechisch bleiben, und weder für ἄνευ τῆς τοῦ in dem Sinne, welchen der Zusammenhang verlangt, noch ὁ μένους, wenn es das heißen soll, was obige Version voraussetzt, in so absoluter Fassung ein Beleg zu finden sein. Endlich ist die Ideenverbindung zwischen dem tapfern Soldaten, der in der Schlacht seinen Posten behauptet, und der Stimme des Gewissens, welche die εὐδαίμωνε beherrscht, eine sehr lose und vage. Diese Schwierigkeiten verschwinden, wenn man eine starke Beschreibung aus ἀρετῆς αὐτονομία annimmt. Der Neigung zu setzen, wie col. 9, 11 δύναμειν, oder ein ν an unrechter Stelle einzuschieben, wie col. 11, 89 μνήμης, begegnen wir auch in diesen Blättern, das ε aber wiederholte der Schreiber mecht aus dem vorhergehenden Genetiv. Jetzt werden unsere Leser niger mit B. an einen Dichter denken als sich des Platonischen ἀρετῇ — ἀδύποτον (Rep. X, 618 e) erinern, was auch bei dem Hypereides vorschweben konnte. Eine besonders schöne Stelle ist col. II, 8. Vorher geht die Betrachtung, wie Väter, Mütter, Schwestern, Kinder durch die Tugend der Gefallenen ehrt und beglückt seien, namentlich die Söhne ἐφόδιον εἰς πόλιν πρὸς τὸν δῆμον εἰσφέρειν τὴν τῶν οὐκ ἀπολωλότων ἀρετῶν οὐ γὰρ θεμιτὸν τοῦτον τοῦ ὀνόματος τυχεῖν τοῦς οὕτως καλῶν τὸν βίον ἐκλιπόντας — ἀλλὰ τῶν τὸ ζῆν εἰς αὐτὴν τάξιν μεταλλαχόντων ἔξουσιν. Nun führt die Rede mit den Lücken so fort, εἰ γὰρ . . . . εἰς ἄλλοι . . . ἄνευ . . . . τοῦ; εἰς τοῦτοις ἀρχηγὸς μεγάλων ἀγαθῶν γέγονεν. Der Buchstabe ε schon οἱ und ὦν scheint vom Schreiber selbst getilgt, auch eine Vertauschung von η mit ν und γ mit τ vorggegangen zu sein, so erhalten wir etwas anderes und hier eher angemessenes als B. herausgelesen hat: εἰ γὰρ εἴ τις ἀμοιβῶν ἂν εἴη τόπος; In den Addenda stößt er sich an dem sehr unschuldigen ἂν: This again is an extremely troublesome passage. Most of my learned



ends\*) (Mr. Hort excepted) pronounce against  $\delta\upsilon$  as inadmissible. He thinks that it may perhaps be allowed, as belonging to  $\epsilon\lambda\eta$ , not to  $\epsilon\acute{\iota}$ , so that  $\delta\upsilon \epsilon\lambda\eta$  will be equivalent to  $\epsilon\acute{\iota}\tau\alpha\iota$  with a hint of incredulity added. Buttmann (Larg. Gr. Gr. p. 379, § 3) does not limit the usage to cases, where a secondary con-  
 ception is expressed or implied, but explains it by the coherence of  
 with the verb. Compare Bernhardt. Wiss. Synt. p. 412. At  
 the time I was inclined to the same opinion, but must now con-  
 myself to waver. It seems however just possible that  $\delta\upsilon \epsilon\lambda\eta$   
 be almost like a future, if there is to be another life for man.  
 Instead of  $\delta\upsilon \epsilon\lambda\eta$  Dr. Schaefer conjectures  $\delta\upsilon \epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$ , which makes  
 sense enough, but is not much like the Ms. Apart from this,  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  τόπος is a strange expression and perhaps inadmissible.  
 Schwierigkeit der Partikel fällt ganz weg, wenn man  $\alpha\lambda\lambda' \epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$   
 $\epsilon\lambda\eta$  τας λόγους\*\*) theils schreibt; theils ergänzt, die vier ersten  
 stehen so ziemlich deutlich schon da, das  $\alpha\lambda\lambda'$  aber setzt  
 wendig eine Negation voraus; diese ergibt sich leicht aus der  
 von Vorstellung, die Hyperides hier geltend macht, dass näm-  
 die Unsterblichkeit nur denen zu Theil werde, welche ein thret  
 irdiges Leben geführt haben, von den andern dürfe man eher als  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  sprechen: also sagte er etwa  $\epsilon\acute{\iota} \gamma\alpha\rho \omicron\upsilon \pi\acute{\alpha}\varsigma$   
 $\mu\epsilon\tau\alpha\lambda\lambda\acute{\alpha}\xi\epsilon\iota$  „τὸ ζῆν εἰς αἰώνιον τάξιν“. Für die  
 Richtigkeit dieser letzten Phrase wollen wir aber nicht stehen, vor  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  scheint einiges ausgefallen zu sein, vielleicht ist auch τὸ  
 zu streichen. Als dieselben Männer, die jetzt zu einem neuen  
 gleichsam wiedergeboren sind, in ihr irdisches Dasein euf-  
 ten, war es ihnen beschieden nur durch Bestehen vieler Gefähr-  
 und langwierige Ausdauer sich zu der Höhe der Tugend empor-  
 arbeiten, von welcher sie nun sogleich ausgehend gefeierte Höl-  
 seyn werden. Um diesen Gedanken complet hier zu finden,  
 wir eine Zeile einfügen, und für  $\alpha\lambda\lambda' \epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  in 26 etwa  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  lesen, dann hiesse es 22sq.: τότε μὲν ἐν πολλῷ χρόνῳ  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  πολλῶν κινδύνων τὴν ἀρετὴν [ἀμαρτο κινδυνῶν, ἣν]  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$ , νῦν δ' ἀπο ταύτης ἔξαιτης γνωρίμους πᾶσι καὶ μνη-  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  δι' ἀνδραγαθίαν γεγονέναι. In B.'s Text steht freilich  
 $\epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  καί, und für  $\alpha\lambda\lambda' \epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  möchte er  $\alpha\lambda\lambda' \epsilon\lambda\delta\omicron\upsilon$  corrigiren; das  
 wird indess in der Addenda verworfen, und ist allerdings sehr  
 un rechten Platz angebracht, dagegen der Infinitiv nach unserer  
 Annahme untadelhaft, ein Zusatz aber, wie der vorgeschlagene durch  
 Gedanken selbst geboten, da τότε sich nicht auf das ganze Le-  
 ben, sondern auf die Geburt der Hingegangenen bezieht. Eine zu  
 Anhänglichkeit an das doch häufig fehlerhafte Manuscript zeigt

\*) Zu diesen gelehrten Freunden zählt Bab. Rev. R. Shillito M. A., Rev.  
 John E. B. Mayor, M. A. Rev. F. T. A. Hort. M. A. Rev. J. B. Lightfoot M. A.  
 H. I. Roby M. A. vgl. Preface, p. VIII.

\*\*) Nach γέγονε muss dann folgen πᾶσι συντούτους καὶ

B., wenn er col. 13, 1 zwei offenbare Fehler in seinem Text bemerkt, nimmt *τις ἂν λόγος ὠφελήσειεν μᾶλλον τὰς τῶν ἀκούσαντων ψυχὰς τοῦ τὴν ἀρετὴν ἐγκωμιάσαντος*, wo beide Futura im Sinne haben, abgesehen davon, dass ein Hypereides keinen solchen Barbarismus wie ἀκούσαντος sich erlauben konnte. B. sagt: *this in future editions had better perhaps be changed into ἀκούσαντων*, but, in an editio princeps more especially it seemed desirable to call attention to so extraordinary a form, occurring in the Papyrus. Dann hätte er aber consequenterweise gar keine Schreibfehler im Papyrus berichtigen dürfen. Der Redner musste hier eben so τῶν ἀκούοντων sagen, wie col. 2, 10 οἱ ἀκούοντες. In col. 13 ist ὧν vor οὗτος entweder zu tilgen oder καὶ τούτων zu lesen. B. würde das oben col. 13,38 begonnene τῶν [δὲ] μετ' ἐκείνων γεγενημένων, ἅξια δὲ τῆς ἐκείνων ἀρετῆς διαπεπραγμένων aufnehmen, nachdem eine Parenthese erklärt hat, welche Leute gemeint sind: λέγω δὲ τοὺς περὶ Μιλτιάδην καὶ Θεμιστοκλῆα καὶ τοὺς ἄλλους, οἳ τὴν Ἑλλάδα ἐλευθερώσαντες ἐντιμὸν μὲν πατρίδα κατέστησαν, ἐνδοξον δὲ τὸν αὐτῶν βίον ἐποίησαν. B. ist dieser Zusammenhang dadurch unkenntlich geworden, dass die Worte τῶν δὲ — διαπεπραγμένων, weil δὲ im Original nicht zu dem vorhergehenden gezogen sind, statt mit καὶ ἐκείνοι μὲν ἡμῶν γυναικὸς ὑβρισθείσης ἤμυναν, ὁ δὲ πασῶν τῶν Ἑλλήνων τὰς ἐπιφερομένας ὑβρεῖς ἐκώλυσεν μετὰ τῶν συνθαπτομένων αὐτῷ ἀνδρῶν die Vergleichung des Leosthenes mit den Treuhändern und Helden abzuschliessen; er fängt dann von Ἐγὼ δὲ τοὺς περὶ Μιλτ. eine neue Periode an, welcher aber der nothwendigste Theil des Satzes, das Verbum fehlt. Auch in Beziehung auf die Vergleichung von Harmodius und Aristogeiton mit den jüngeren Kämpfern für Athens und Griechenlands Freiheit müssen wir von der Auffassung des Englischen Herausgebers abweichen. Er gibt die Gedanken des Hypereides p. XIV so wieder: Even with regard to Miltiades and Themistocles and the rest (who saved Greece from slavery after they had invaded Greece, but he prevented them from ever invading it at all), even with regard to them (says Hypereides) I believe that Harmodius and Aristogeiton, your most glorious patriots, would not consider them so dear to themselves or to you as Leosthenes and his comrades, and that they would not associate with them in Hades so intimately as with these. Weil die Dienste der letzten Befreier grösser sind als der ersten, οἱ μὲν τούτους τῆς πατρίδος τυράννους κατέλυσαν, οὗτοι δὲ τοὺς τῆς Ἑλλάδος ἀπάσης, werden nicht Harmodius und Aristogeiton die Gesellschafter des Leosthenes der des Miltiades und Themistokles vorziehen, sondern diese lieber zu Leosthenes als zu jenen sich halten. B. ist für das corrupte οἶμαι — οὐθενους οὕτως οἰκειότερους ἢ εἶναι νομίζειν ὡς Λεωσθένη καὶ τοὺς ἐκείνῳ συναγωνισαμένους οὐδ' ἐκείνοις ἂν μᾶλλον ἢ τούτοις πλησιάσειαν ἐν Αἴδου nicht gewillig zu schreiben: οἶμαι — οὐδ' ἐκείνους οὕτως αὐτοῖς

ἐναισθητὸς εἶναι κτέ. mit ὑμῖν ist nichts zu machen, die Lebenden können mit jenen grossen Todten keine Gespräche haben, es scheint damit zwischen οἰκιστέρους und εἶναι eine Dittographie hereingerathen zu sein, welche B. durch ein hinzugesetztes ἢ seinen Text zu accommodiren gesucht hat, statt das unmögliche Wort einzuklammern.

Einem etwaigen Zweifel an der Aechtheit der Rede können die Stellen bei Stobaeus LXXIV, 35 und Harpocration v. Πύλαι, die wir schon oben anführten, entgegengehalten werden. Das Argument trägt sie aber in sich selbst; so konnte nur der kühne Unternehmer Athens und seines Feldherrn begeisterte Redner sprechen, es ist der wirkliche tiefempfundene Eindruck grossen Thaten, der sich hier äussert, kein Sophist späterer Jahrhunderte war im Stande mittelst künstlicher Meditation dergleichen zu bringen: hier geht alles von Herzen, man sieht, der Redner ist mit ganzer Seele dabei. Daher sind auch die Beziehungen auf die Geschichte jener Zeit nicht vag und oberflächlich, wie in dem Lysias und Demosthenes untergeschobenen Epitaphien, sondern bestimmt und concret. Wir erfahren von Hypereides, ausser dem, was bisher durch Diodor, Plutarch und Pausanias bekannt war, auch einiges neue, wie die Betheiligung der Euboeer am Kriege gegen Athen, die Besetzung der Kadmea, nachdem Theben erobert war, durch eine Macedonische Garnison; von dem schlimmen Gebahren der Macedonier in Griechenland gibt die Rede ein lebendiges Bild. Babington hat über die Vergötterung des Alexander einen lesenswerthen Excurs beigelegt; (siehe p. 29 on the divinities claimed by Alexander and paid to him by the Athenians and others). In einem andern zählt er die Epitaphien auf, welche in den vorliegenden vorhergegangen sind. Dazu gehören zwei von Perikles aus den Jahren 440 und 431. Da bei Thucydides die Rede nicht vorkommt, welche Aristoteles Rhet. III, 11 citirt: τὴν περὶ τὴν ἀπολομένην ἐν τῷ πολέμῳ οὕτως ἠφανίσθαι ὥσπερ καὶ τὸ ἕαυ ἐκ τοῦ ἐνιαυτοῦ ἐξέλοι, so ist B. geneigt, mit Grote die frühere Rede zuzuweisen. Das wird man schon darum annehmen können, weil 431 der Anlass zu einem solchen Ausbruch fehlte, ohne deshalb zu wäghen, wir besässen bei dem Hildebrand eine Rede des Perikles selbst. Nächster Nachfolger dieses Perikles war Gorgias, welcher um 427 den Athenern dasselbe vortrug, was späterhin Isokrates ihnen einzuschärfen nicht müde wurde, sie möchten lieber Meder und Perser als ihre Landsleute annehmen, weil τὰ μὲν κατὰ τῶν βαρβάρων τρόπαια ὕμνους ἀκούει, τὰ δὲ κατὰ τῶν Ἑλλήνων θρήνους. Nun müsste Lysias annehmen, dem ja bedeutende Männer die bekannte Leichenrede vorgelesen haben, wie Jacobs, C. O. Müller, Stallbaum. Der Verfasser bedarf sich in einiger Ungewissheit zwischen den Autoritäten von Thirlwall und Grote auf der einen, und von Dobree auf der andern Seite. Es ist allerdings zu verwundern, wenn Thirlwall darin, a

noble oration, a worthy rival to that of Thucydides' erkennt Grote es für eine very fine composition erklärt. B. meint aber müsse doch dieselbe Rede sein, die alte Kritiker dem Lysias legen: Harpocration a discriminative grammarian cites it, expressing any doubt whether it is genuine; sie gehöre jedoch dem 4. Jahrhundert vor Chr. an und obwohl Dobree sie „non Lysia, sed quovis oratore indignam nannte (Advers. vol. I, hält er es dennoch für sehr ungewiss, ob dieser Schriftsteller ein quis e scholarum umbra declamator sei'. Aber weder Zeitalter noch dem Lysias, welchen wir ja gut genug aus ächten Werken kennen, darf ein Progymnasma, wie es der Geschmacklosigkeit später Sophistik hervorbringen konnte, beigemessen werden. Aus den ächten *ἐπιτάφιοι λόγοι* des Lysias, welche Diodotarch anführt, mögen immerhin einzelne Partien benutzt so der Schein, dass wir in dieser Gattung etwas von ihm hervorgebracht worden sein. Im Platonischen Menexenus ist von Anfang bis zu Ende herrschende Ironie nicht zu verkennen. Was B. versichert: the ironical and the serious are so blended together throughout the whole of it, that he will be a bold man rather than a wise man, who shall undertake to separate the one from the other, ist insofern richtig, als the serious gar nicht existirt, wenn andern Element gar nicht getrennt werden kann. Von der Zeit, die bei Plato anzunehmen ist, blickt Archias einen *ἐκ. Α.* an, welchem Isokrates einiges für seinen Panegyrikus entlehnt hat. Später theilte sich bekanntlich Theopompus, Theodoros, Naukrates und Isokrates von Apollonia bei der Leichenfeier des Matusolus.

Dass der *ἐκ. λ.*, welcher den Namen des Demosthenes trägt, ihm nicht angehört, davon ist B. überzeugt und beruft sich auf Westermanns Quaest. Dem. II, 49 sqq. Hier ist der Zweifel gewiss sehr gerechtfertigt, wenn gleich Pseudodemosthenes noch viel erträglicher ist als Pseudolysias. Uebrigens erinnert bei dieser Gelegenheit an die Stelle §. 46—51 in Lykurgs Rede gegen Leokrates, als welche einigermaßen für die verlorenen Reden des Demosthenes entschädigen müsse. Lieber möchten wir es vorsehnlich halten, um den Vorzug der Beredsamkeit des Hypereides vor der des Lykurg nachzuweisen, offenbar ist der Stil des Hypereides bei weitem natürlicher, eindringlicher und anziehender. Abgesehen von diesem beifälligen Nachruf werden wir die nun entdeckte Rede um so mehr zu schätzen haben, als sie der einzige wirkliche und ächte *ἐπιτάφιος* ist.

Die Parallele, welche in diesen Blättern (vgl. 1853, 645) zwischen Hypereides und Cicero gezogen wurde, findet auch noch einen Anhaltspunkt für letztere in der Phil. XIV, 30—36. Die Aehnlichkeit einzelner Stellen ist auch B. nicht entgangen, er hat zu dem Behuf einigemale den Cicero, ohne jedoch die im Ganzen bestehende wahrzunehmen. Ueberhaupt geht seine Exegese mit

auf Einzelheiten, und ist in diesem Betracht sehr anmerkenswerth. Namentlich war er eifrig bemüht, die Concordanz aus Thukydides, Plato, Lysias und Demosthenes, ferner aus Isokrates, ja selbst aus Aristides und Himerius beizubringen. Freilich kann man in dieser Hinsicht mitunter zu weit gehen, und da Imitationen finden, wo nur derselbe locus communis von allen bearbeitet wird, vgl. die Note zu col. 13, 22. Dass H. ein Schüler des Isokrates gewesen, macht B. l. c. geltend, war er es wirklich, und zwar der bedeutendste unter allen, wie Philostrat Vit. Soph. I, 17 versichert, so muss man gestehen, dass er den Maximen desselben am wenigsten treu blieb, was z. B. an der starken Vernachlässigung des Hiatus dargethan werden kann. Vgl. 2, 9 τὰ ὑπ' ἐμοῦ καταλειπόμενα, 3, 5 προσλέσθαι ὅμοια, 8, 16 πόλει ἐγένετο, 3, 31 ὀκνήσω εἰπεῖν, 4, 31 εἶναι ὑπολαμβάνω, 5, 12 ἡγοῦμαι εἶναι ἰδίᾳ, 6, 24 βάρβαροι ἐπορεύθησαν, 6, 36 ἡγούμενοι ἐσεμνύνοντο, 7, 37 ἡγούμενοι εἶναι — τῇ Ἑλλάδι, 8, 2 τελευτῆσαι ὑπὲρ, 8, 8 συναβόλετο εἰς, 8, 24 τῷ ἐνταυθοί, 8, 26 οἱ Ἕλληνες, 8, 27 εἰς τοῦ ἐναντιοῦ εἰς, 9, 1 τί ἂν, 9, 7 τρόπῳ ἐξ, 9, 38 ὁσημέραι ἀναγκάτων, 13, 11 λογίσασθαι ἄξιον, 13, 37 αὐτῷ ἀνδραῖν. Wie in diesem einen Punkte, so erinnert auch sonst Hyperides in nichts an seinen Lehrer.

Die früher entdeckten Reden des Hyperides sind jetzt in der Didot'schen Sammlung erschienen, welche unter dem Titel Oratores Attici Lycurgus, Aeschines, Hyperides, Dinarchus; Gorgias, Lesbosactis, Herodis, Alcidasantis declamationes. Fragmenta oratorum Atticorum, Gorgias Leontini, Antiphontis, Lysias, Isocratis, Isaei, Lycurgi, Hyperidis, Dinarchi, Demadis, aliorumque sexaginta graeco cum translatione refecta a Carolo Millero. Accedunt Scholia in orationes Isocratis, Aeschinis, Demosthenis, et index nominum et rerum absolutissimus quem collegit J. Hunziker. Volumen Secundum. Parisiis editore Ambrosio Firmin Didot, MDCCCLVIII vorliegen; um auch den ἐκτάφιος aufzunehmen, hätte dieser früher bekannt werden müssen. In der Rede für Euxenippus hält sich der Herausgeber besonders an Schneidewin, hie und da auch an Cobet und Patakis. Von jenem (Cobet) musste er col. 34 §. 22 ὑπὲρ Εὐξ. οὐ μόνον οὗτοι annehmen, dass αὐτοὶ hat keinen rechten Sinn, so grosse Mühe sich auch Schneidewin gab, es zu vertheidigen (Phil. VIII, 349); dagegen ist col. 27, §. 18 ὅλη πόλει bedeutsamer als Cobets ὅλη τῇ πόλει, und col. 29 §. 17 πορεύσας — τὰ διάφορα mit demselben zu corrigiren unnöthig, da ποιῆσαι τ. δ. wie Schneidewin l. c. 347 erwiesen hat, eine übliche Redeweise war. Von Patakis rührt col. 36 §. 25 das hier aufgenommene κομισάμενοι her, was bereits Schneidewin empfahl, obwohl es gar nicht passt, man muss ποιησάμενοι lesen statt κοσμησάμενοι. Col. 31, 18 ist τρεθαφθαι. ναὶ auch nach den Einreden, die neuerdings Linder Z. f. A. 1857, 519 erhoben hat, nicht aufzugeben und mit τερπόμεναι zu vertauschen; dass

Epimenippus erst gestorben sein muss, ehe er begraben werden ist freilich wahr, aber eben seinen Tod setzt der Redner. Die Vertauschung des Aorists mit dem Perfekt finden wir in dieser Weise bei Aristoteles Pol. II, 4 — ἀνάγκη ἀμφοτέρωθεν εἶναι τὸν ἕνα. Ueberdies hat τεθάρθαι hier die Bedeutung von κείσθαι, welches man doch unbedenklich zulassen darf. Auf. col. 42. §. 34 sq. lässt sich auch Müller ein, der sonst Eigenes gibt\*), er führt die verschiedenen Versuche, welche dieser schwierigsten Stelle gemacht worden sind, an, zuletzt unseren κακῶς ἐμοὶ (vielmehr κακῶς δ' ἐμοὶ) δοκεῖς εἶδέναι. Πολύευκτε, καίτοι οἱ ταῦτα γινώσκοντες πλείστοι und κακῶς ἐμοὶ δοκεῖς εἰδέναι, ὥ Πολύευκτε \* \* καίτοι ταῦτα ἴσασι πάντες, und bemerkt dann: omnia haec eatenus sunt idonea, quod lacunam, quae est post vocem Πολύευκτε satis explent. Hoc certe praestant, quae ego tentavi. Müller nämlich, Hypereides habe geschrieben: κακῶς ἐμοὶ δοκεῖς εἶδέναι, ὥ Πολύευκτε καὶ σὺ καὶ οἱ ταῦτα γινώσκοντες πάντες ὡς Linder ὥσπερ καὶ οἱ ταῦτα ἤδη σοὶ γνόντες. Gegen beide einzuwenden, dass es sich hier nicht um eine gewisse von der perhorrescirte Gesinnung handelt, die Polyeukt mit andern ferner, dass die Verbindung von εἰδέναι und γινώσκοντες in dieser Weise, dass letzteres in einen ganz verschiedenen Sinn zu nehmen ist, darum anstössig ist, weil man nach εἰδέναι geneigt sein wird es in ähnlicher Bedeutung zu verstehen. Deshalb wird der dank, welchen Cobets und unsere Conjectur ausdrücken, behalten, und mit Benutzung des καίτοι ταῦτα γ' ἴσασι πάντες so zu lesen sein: κακῶς δ' ἐμοὶ δοκεῖς εἰδέναι, ὥ Πολύευκτε κτέ. Eine allgemein bekannte Wahrheit ist dem Gegner die Folge einer schlimmen Richtung, die seine Thätigkeit als Sache genommen, sondern weil er in diesem Process zu leiden wurde, entgangen, die nämlich, dass kein Staat, kein Heer, kein Volk grossherziger ist als der athenische Demos. Die folgenden Belege für dieses Lob sollen nicht den Sykophanten und Lysander den achtbaren Polyeukt an die Seite stellen, sondern bloß die μεγαλοψυχία der Athener erweisen, zugleich wohl ein Wink für die Richter sein, im vorliegenden Falle mit Epimenippus ebenso zu verfahren, wie andere mit Euthykrates, Philokrates, Nausikles und Epikrates. Das vorgeschlagene ἔτι darf man nicht zu ernsthaft verstehen. Sonst ist zu erinnern, dass die bisherigen Herausgeber die Lückenhaftigkeit mehrerer Stellen übersehen haben, die neuesten mit eingerechnet. col. 24 §. 9 fehlt τὸν γραμματεῖν vor τὸν νόμον, wenigstens ist dies beigelegt col. 49, §. 49: λέυετε ὑμῖν τὸν γραμματεῖα ὑπαναγνῶναι τὴν τε εἰσαγγελίαν τὸν νόμον τὸν εἰσαγγελτικόν κτε. col. 32, §. 19 muss der Participle

\*) Dergleichen ist col. 36, §. 24 ἀκρόλιθα für ἀκόλουθα, col. 45, §. 45: διαμολογήσαντες τοὺς ἐκκρίτους.

καὶ — παρὰ τῶν δικαστῶν dadurch nachgeholfen werden, man ἔξιν καὶ nach ἀγῶνα einschleibt, sonst bleibt sie ver- und unklar. col. 34, §. 22 ist hinter Ἀθηναῖοι zu interpun- dann ἴσασι γὰρ zu schreiben. col. 44, §. 36 ist um dem von dem einen Euxenippus zu andern Angeklagten, von nur im Allgemeinen gesprochen wird, zu beseitigen, die An- einer starken Lücke nothwendig, die einen Satz des Inhal- (scil. κατηγορίας) οἱ συνοφάνται εἰώθασι κατὰ τῶν φε- λένειν enthielt. Dass sich in einem so alten Manuscript Glosseme finden, möchte man kaum glauben, doch ist dies tlich des Zusatzes ἡ Μολοσσία col. 36 §. 25 anerkannt, t gehört dazu auch τῶν αἰτιῶν τούτων, was dem ὦν zur lichtung beigeschrieben werden konnte. Wenn aber Cobet §. 24 die Worte οὐ προσήκοντα αὐτὴν ἐγκλήματα τῇ ὑκαλοῦσαν einklammerte, weil sie locum impedirent et one- so ist dem leicht dadurch abzuhefen, dass man καὶ ἐγὼ ἐγὼ liest. Der vermeinte Ausfall von εἰ nach ὀργῆς ἄξιος §. 17, wofür Müller ὀργῆς οὐ ἄξιος cacophoniae vitandae verlangt, wird sehr zweifelhaft durch Plat. Theaet. 143, wel- stelle Schneidewin in seiner Ausgabe p. 48 nicht gegen- war.

Die andere Rede, für Lykophron, ist von Müller ebenfalls fast ehends nach Schneidewins Text wiedergegeben. Caesars te konnte vermuthlich noch nicht benützt werden, in ihr sonst der Pariser Herausgeber manches gefunden haben, was icksichtigen war. Ref. verweist auf seine Anzeige in den ür Phil. und Paed. 1858, p. 124. Die Fragmente der Rede Demosthenes hat M. an mehreren Stellen zu ergänzen ge- wo Sauppe aus Mangel an ausreichender Grundlage vorzog, berbleibsel in ihrem trostlosen Zustand zu lassen, z. B. p. 348, A soll es heissen τοὺς σπαντοῦ πολίτας ὑπερεῖδες, οὐδὲν ἄντων ποιήσας, 349, 7 πῶς γὰρ οὐκ αἰεὶ εἶναι δοκᾷ ἔλθαι ἀπὸ σοῦ τὰς ἀποφάσεις περὶ ὧν ἔλαβες χρημάτων καὶ οἱ ἄλλοι. Natürlich ist hier ein unbeschränkter Spiel- in den mannigfaltigsten Supplementen eröffnet, ohne dass da- die Beschaffenheit der Fragmente eine andere würde.

Kayser.

des literarischen Vereins in Bern. Herausgegeben zu Gunsten der Blinden- und Mädchentaubstummen-Anstalt in Bern. Bern, Verlag von Harald Blom, 1858, VIII S. u. 287 S. gr. 8.

Das vorstehende Album ist einem edlen Zwecke, der Unter- stützung zweier gemeinnütziger Anstalten in Bern, gewidmet. Der literarische Verein, welcher es herausgibt, wurde im Jahre 1852



gegründet, und stellt sich die Aufgabe, „ein tieferes Verständniß der Kunst und Poesie als Mittel und Spiegel nationaler Bildung seiner Mitte anzubahnen, und Theilnahme an geistigen Bestrebungen in weitere Kreise zu tragen“. Er tritt wöchentlich zu Vorträgen und Besprechung derselben zusammen, und hat in Bern 30 Mitglieder, im Kanton 14, in den andern Kantonen 27, im Auslande 10 Mitglieder. Er steht mit dem literarischen Vereine in Nürnberg und dem Schillervereine in Leipzig in freundschaftlichem Verkehre, und begeht jährlich, wie der letztere in Deutschland, in der sprach- und stammverwandten Schweiz eine Schülerversammlung. Seit diesem Jahre gibt der Verein eine eigene Monatschrift heraus. Sie hat die Aufschrift: Die Schweiz, Monatschrift des literarischen Vereins in Bern. Sie zählt schweizerische und deutsche Gelehrte zu Mitarbeitern. Sie hat zum Zwecke den Fortschritt der öffentlichen und häuslichen Zustände des Schweizervolkes, eine verjüngte nationale Poesie im lyrischen, epischen und dramatischen Gebiete, sittliche Einwirkung auf das Volk, Besprechung der Kunst, Musik, Poesie, Wissenschaft, des Theaters in der Schweiz, endlich auch Mittheilung poetischer und wissenschaftlicher Arbeiten, welche sich auf das Ausland beziehen. Das bei der Herausgabe des vorliegenden Albums genannte „Redaktionscomité“ besteht aus den Herren Dr. Ludwig Eckardt, D. Gempeler, Dr. Schöttle, Paul Volmar. Das Album enthält 87 selbstständige Arbeiten von verschiedenen, meist der Schweiz angehörigen Autoren; doch finden sich unter denselben auch Aufsätze von auswärtigen Gelehrten J. B. Varnhagen von Ense, Dünst, Wuttke. Darunter sind 28 dichterische Versuche, die übrigen Arbeiten sind prosaisch. Am meisten haben von den Gedichten von Ed. Dorer-Egloff in Baden (Kanton Aargau) den Vorzug erfahren. Wir nennen das Gedicht: „An die Blume“ (S. 24) und „Goethe's Werke“ (S. 110). Gelungen sind Lieder für Musik von Friedrich Oser. Des Vögelers Glaube, Wanderlied und Heimathlied. Auch das Gedicht der Sesinen-Lütschinen (Lauterbrunnenthal) von A. Schumacher gehört zu den gelungenen Dichtungen der Sammlung. Viele epische Arbeiten aber, so sehr uns mehrere davon angesprochen haben, sind von den prosaischen Aufsätzen nur durch den Reim zu unterscheiden. Als Beispiel einer gereimten Erzählung erwähnen wir hier Calvins Ankunft in Genf, vierter Theil aus dem ungedruckten Epos „Johannes Calvin“ von A. Fröhlich. Zum Belege führt Referent die erste Strophe, welche wörtlich so lautet:

Ein Freund eilt her und meldet:  
 „Farell! Calvin ist hier;  
 Zwar still und wie verborgen,  
 Jedoch erkannt von mir“.

„Dafür sei Gott gelobt!“  
 Raft aus Farel; „er hat  
 Gesandt den besten Streiter  
 Zur guten Stunde dieser Stadt“. (S. 103.)

In diesem Tone geht das ganze Gedicht bis zum Schlusse fort. Auch die meisten der alte Schweizernagen behandelnden epischen Gedichte haben nicht mehr Schwung der Phantasie. Wo das Bild fehlt, fehlt auch die Dichtkunst; denn nur die Idee im Bilde ist das Schöne. Freilich ziehen die Sagen behandelnden Gedichte, wenn auch nicht des dichterischen Schwunges, doch des Inhaltes wegen mehr an. Ebenso sind die in verschiedenen deutschen Mundarten mitgetheilten Gedichte mehr des mundartlichen Ausdruckes, der anziehende sprachliche Beiträge liefert, als der dichterischen Leistung wegen, die auch hier nur gering genannt werden kann, anziehend. Wir nennen den Schwizerseppli in Solothurner Mundart von Schild, den Bäsris-Dönel in derselben Mundart von demselben Verfasser, das Gedicht: Der Frühling zum Winter in alemannischer Mundart von J. A. Rueb, den Gang zum Hochgericht, Sage in Bernischer Mundart, von Dubach. In mehreren der vorliegenden Gedichte ist unverkennbar Kraft und Begeisterung, wie in Eckardt's Neujahrsabend im Schweizerhause (S. 1 ff.), wenn gleich das Ganze zu sehr die Tendenz merklich, derentwegen das Gedicht entstanden ist, und das wahre Gedicht immer sich selbst Zweck sein muss, weil es seiner selbst und nicht eines äussern Zweckes wegen vorhanden ist. Dieselbe Kraft und Begeisterung findet sich auch in dem Bundesrathshaus von Reithard. (S. 283—285) und in den Gedichten von H. B. Ciolina-Amrhein in Bern (S. 163—166). Heiter laut ist das Gedicht: Meine Körbe von Lientaut. In ähnlicher Weise verdient auch die Wallfahrt, ein Bild aus dem Berner Oberlande von Reber in Basel (S. 191—196) Anerkennung. Von den prosaischen Arbeiten sind zuerst die Rosenhalde von David Gempeler und Vater und Tochter von Eckardt mit Lob zu erwähnen. Die Rosenhalde (S. 83—103) gibt Bilder aus dem Volksleben Berns zur Zeit „des Uebergangs“. Die Sitten und Gebräuche des Volkes sind mit der anziehenden Geschichte zu einem lebenvollen Gemälde verwebt. Mit vielem Geschicke hat der Verfasser die jedesmaligen Seelenzustände der handelnden Personen, deren Charaktere durchaus richtig gezeichnet sind, mit den äussern, sehr passend ausgewählten Ereignissen in Einklang gebracht. Eine sittlich reine Weltanschauung liegt der Geschichte zu Grunde, ohne dass dieser Volksroman oder besser diese Volksnovelle irgendwie zu einer Tendenzdichtung wird. Die Form ist eine durchaus edle, die Beschreibung lebendig und anschaulich, die Erzählung spannend und am Schlusse befriedigend. Der Novelle Vater und Tochter von Dr. Eckardt (S. 196 bis S. 245) liegt eine wahre Geschichte zu Grunde. In Form und

Inhalt steht sie würdig der Rosenhalde zur Seite. Der Tod ungarischen Dichters Grafen Maylath, welcher sich mit seiner Tochter in der Nähe von München tödtete, gab die Veranlassung zu dieser Novelle, die bei der Preisnovellenausschreibung in Bern unter 106 Mitbewerberinnen die Ehre der Auszeichnung erhielt. Die Entwicklung der Charaktere, die Durchführung der Handlung von Stufe zu Stufe bis zum traurigen Abschlusse fallen ihren Theilen vollendet, kann aber ungeachtet dieses Vorzuges den düstern Eindruck nicht verwischen, welchen die Darstellung des verfehlten Lebens eines edeln Mannes macht, der trotz seines traurigen Schicksals und eines reinen Charakters, den der Autor überall festzuhalten suchte, als der Schöpfer seines eigenen Unglückes erscheint. Auch war eine gewisse Monotonie bei der Einfachheit der Stoffanlage kaum zu vermeiden, da das Leben beider Unglücklichen vom Anfange der Novelle an der Nothwendigkeit, des Dichters Aufgabe also darin bestehen musste, Streben von Freude und Hoffnung in dieser düstern Welt zu verjagen, welche aber nie von einer andern Art sein können, als der Tod, den Untergang der Unglücklichen, auch, wenn wir nichts von ihrer Geschichte wüssten, voraussehen müssen. Sehr zu loben ist die Art, wie die Entwicklung dieses Selbstmordes behandelt ist; er ist nicht vertheidigt, sondern entschuldigt. Wir scheiden mit Mitleid, aber nicht mit beifälliger Zustimmung von den Armen, deren Leben dargestellt wird. Die historische Novelle, „der letzte Dominikaner“ von Dr. Anton Henne, Bibliothekar in St. Gallen (S. 123—132) wird nur nach zwei Bruchstücken beurtheilt. Diese Bruchstücke sind zu unbedeutend, als dass man eine Anlage und Durchführung des Ganzen, über die psychologische Entwicklung der Charaktere und den ästhetischen Werth der Darstellung ein endgültiges Urtheil abgeben könnte. Das Topographische über Bern und seinen Umgebungen geht so sehr ins Einzelne, dass es auch einem gebildeten, mit den kleinen Oertlichkeiten unbedarften Leser unverständlich wird, und dass die Anschaulichkeit der Darstellung darüber verloren geht.

(Schluss folgt.)

# HRBÜCHER DER LITERATUR.

## Album des literarischen Vereins in Bern.

(Schluss.)

Besonders anziehende Abhandlungen sind die über die Anreden der Völker von der Seele von Dr. Heinrich Heike, Professor der Geschichte in Leipzig (S. 141—168), über den geistigen Zustand eines noch nicht unterrichteten Taubstummen von U. K. Schötle in Bern (S. 178). Wichtige Beiträge liefert der Aufsatz zur Charakteristik des bernischen Dialekts von Fried. Zyro, Probst, derzeit. Pfarrer in Kappelen bei Bern (S. 247—252). Er enthält dieser Aufsatz nur Proben einer grössern Schrift des Verfassers, da der Raum des Albums die ganze Mittheilung nicht gestattete. Der Herr Verf. will den Charakter des Volkes durch seine Sprache schildern, und macht zu diesem Zwecke auf die Verkehrsformeln, Bethenerungen und Sprichwörter aufmerksam.

Was die Verkehrsformeln betrifft, führt er die verschiedenen Verkehrsformeln und die Formeln beim Anreden in der Bernischen Mundart an. Unter den Bethenerungen werden Redensarten bei Verwunderungen, bei Verwunderung, beim Schrecken und Verwünschungen angeführt. Am wichtigsten sind die Sprichwörter, weil wir am besten den Geist eines Volkes aus dieser „Weisheit von der Weisheit“ erkennen. Von S. 248—250 werden 115 schweizerische Sprichwörter in Bernischer Mundart angeführt, von denen die meisten in Deutschland nicht gebräuchlich sind, wiewohl auch unter uns deutsche Sprichwörter vorkommen. Wir zählen hieher Sprichwörter: „Berg und Thal chöma nid zsäma, aber d'Lüft“, „Lüft Rüttr, a n'alta Fuesgänger“, „d' Liëbi mues zanggat hah“, „Lüfta Lüfta uisch gütat brediga“ u. s. w. Von den originellen, Denkweise des Volksstammes zeichnenden Sprichwörtern führen wir an: „We' uina tannegi Höslu hett u hagebuêchig Strümpf, su n'r tanze, wiê n'r wil, 's git ihm keni Rümpf“, „d's Brëg'geli s Lächcheli sf gärn i eim Chächcheli“, „Mist geit über List“, „d's lüga so schwär, wia d's Stei träge, 's würd no mänge d' Wahrheit säga“, „was grob isch, isch o starch“, „we Urbunst und Kunst brönti, wie ds Füttr, so wäri d's Holz nid halb so tütr“, „br witsige Hüenar lega n'öppa ninisch i d'Nessla“, „wo d's unter 's Stücki Land het, het d'r Tüftl d'r Flußg drin“, „a verflöcht Mönstsch isch im Himmel nid sicher“, „dräck löscht o Füttr“,

„wo Früjar a gueta n' Aetti gsî isch, da isch jîz a wüesta H (Hund), „d'Füchs bissa n'andere nid“ statt des deutschen Wortes: Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus u. s. w.“ Anregung von dem ehrwürdigen Altmeister Troxler in Aarau (S. 256 ff.) verdient alle Beachtung. Er wünscht im Hinblick auf das Vaterland und die Zeit, dass man die wissenschaftlich gebildeten und künstlerisch wirksamen, die begabtesten und verdienstlichsten Männer unserer Tage nicht aus der Welt scheiden lasse, ihnen geistige Denkmale, welche die dauerndsten und für die Nation die erspriesslichsten sind, im Volksandenken zu errichten (S. 257). Er nennt unter diesen den Musiker Nägeli, den Pädagogen Pestalozzi, Niederer, den Vater Girard, den Altmeister und Volksfreund Kasthofer, die Staatsmänner Reinhold Hertenstein und Druey, und hält für solche biographische Zwecke die von dem literarischen Vereine in Bern für das Jahr 1858 angekündigte Monatschrift: Die Schweiz geeignet.

S. 263—273 wird eine biographische Skizze von Heinrich Kurz in Aarau gegeben. Sie bezieht sich auf einen merkwürdigen Aargauer, Janus Cäcilius Frey.

Im letzten Drittel oder Viertel des 16. Jahrhunderts zu Basel, erst in Kanton Aargau geboren, vollendete er seine Studien in Paris, und wurde daselbst Professor der Philosophie am Collegium Montaignu. Er führte den Gebrauch der griechischen Sprache bei öffentlichen Disputationen an diesem Collegium. Ausser seiner schriftstellerischen und Lehrwirksamkeit im Gebiet der philosophischen und philologischen Wissenschaften widmete sich dem Studium der Arzneiwissenschaft, und wurde 1618 Professor der Medicin. Seit 1622 hielt er in Paris auch Vorlesungen über diese Wissenschaft. Er nennt sich auf dem Titel eines von damals herausgegebenen Werkes Leibarzt der Königin Mutter (Maria von Medicis). Er starb an der Pest 1631 in Paris. Im Jahre 1645 erschien eine Sammlung seiner Schriften. Diese Sammlung wurde von seinem Freunde, dem Rechtsanwalt Joh. Bodin veranstaltet. Eine zweite von Antoine Merand veranstaltete erschien 1646. Zu den merkwürdigsten Schriften gehört die philosophia Druidarum. Als die älteste Philosophie, die der Druiden bezeichnet, da, wie Frey meint, selbst die Druiden ihre Philosophie von den Galliern erhielten. Gewiss ist die Behauptung ebenso falsch, als lächerlich; aber es ist immer noch merkwürdig, die Gründe für ein solches Hirngespinnst von einem bedeutenderen und berühmteren Schriftsteller der damaligen Zeit zu lesen. Er geht darin sogar so weit, zu behaupten, dass die Druiden der christlichen Zeit und die sogenannten Alraunen der Magie der Druiden gewesen seien. Man sieht aus dieser Schrift, dass man auch damals durch unerweisbare Hypothesen Aufsehen zu machen suchte, und wie man mit solchen Dingen die Stufen

anstatt ihnen das erforschte und erwiesene Wahre mitzutheilen, da eben diese Schrift über die Philosophie der Druiden nach Diktaten von Frey's Zuhörern herausgegeben wurde. Eben so kennt man auch aus den dichterischen Arbeiten Frey's, wie die Dichtkunst damals zu einer gelehrten Versmacherskunst underei machte. Frey schrieb ein Lobgedicht auf Maria von Meis, dessen Worte sämtlich mit M anfangen mussten, und anderes damals sehr bewundertes, in welchem weder ein R noch S vorkommen durfte (S. 270). Er versuchte sich auch in der genannten macaronischen Dichtkunst. Diese lieferte nemlich Verse, welche in einem Gemische der lateinischen Sprache mit neuern geschrieben waren. Bei Frey ist die neuere Sprache, wie in seinen macaronischen Gedichten mit der lateinischen vermischt ist, die französische. Es ist diese Sprache für Gedichte im jocosen Style sehr geeignet, und der Verfasser zeigt sich in dieser Dichtungsart gewandt, launig und witzig. Aeusserst selten findet man Frey's macaronisches Gedicht: *Recitus veritabilis super terribili historia paisanorum de Ruellio*. Es ist von S. 274—277 wörtlich abgedruckt. Der Inhalt des Gedichtes ist einfach, aber die dichterische Behandlung des Stoffes von drastischer Komik. Die Bewohner von Ruelles, einem Städtchen in der Nähe von Paris (*Paisanorum de Ruellio*), meist Weinbauern, hatten das Recht, ihren Wein ausserhalb der Mauer von der Trotte weg zu verkaufen. Die Pariser Weinhändler beschwerten sich, und das Parlament verbot den Einwohnern von Ruelles den Verkauf des Weines von der Trotte. Es entstand eine Gährung. Man will in Ruelles nicht gehorchen. Das Parlament schickt Vollstreckungstruppen. Diese erscheinen in Ruelles. Es entsteht ein Kampf zwischen beiden Parteien. Die Truppen werden geschlagen, und nur die einbrechende Nacht schützt sie vor gänzlicher Vernichtung. Der Stoff ist also eine Art von volkthümlichem Froschmäusekriege, und bietet Gelegenheit zu mannichfachen Scenen. Noch erwähnen wir als besonderer Beachtenswerth die Schrift über den Kurort Interlachen von Appenzeller (S. 25—28), über Göthe's Wilhelm Tell von Kutzer (S. 9—22), über den Kindleinfresser auf dem Marktplatz in Bern von Klotz (S. 140—141), die Nachrichten über Jeremias Gotthelf (S. 181—182).

Besonders erfreulich und ehrend für den literarischen Verein in Bern war der Beitrag des berühmten Varnhagen von Ense aus Berlin, welcher unter der Aufschrift: *Kritische Stimmen* (S. 111—117) mitgetheilt wird. Von allgemeinem Interesse ist, dass dieser ausgezeichnete Kritiker über Herder, Göthe, Schiller, Wieland, Jean Paul, Klopstock u. s. w. S. 115—117 urtheilt.

Für die von dem literarischen Vereine in Aussicht gestellte Zeitschrift: die Schweiz würde Referent den Herausgebern eine

Beschränkung des Stoffes auf ein kleineres Gebiet der Besprechung und die Herausgabe mehr von prosaischen, als von dichterischen Darstellungen empfehlen, da in unserer Zeit, in welcher das prosaische Element das ideale so sehr überwiegt, dichterisch ausgezeichnete Leistungen nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland zu den grössten Seltenheiten gehören. Nur das ausgezeichnete kann in der Kunst vor dem Forum der Kritik bestehen; das Mittelmässige wird zu dem Schlechten gezählt.

v. Beichlin-Melderg.

*Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande* XXIII, zwölfter Jahrgang 1. mit 7 lithogr. Tafeln, 1856. S. 1—78. — XXIV, zwölfter Jahrgang 2. S. 78. 1857. — XXV, dreizehnter Jahrgang 1. S. 223. mit 6 lithogr. Taf. 1857, Bonn 8.

In der I. Abtheilung Chorographie und Geschichte des X. Bandes bespricht Prof. Deycks in Münster zuerst „die Römischen Spuren im Osten des Rheins“ S. 1—31, eine kurze aber sehr Uebersicht der Völkerstämme, Orte und Thaten, die am rechten Rheinufer erwähnt werden, woraus wir einiges hervorheben. Varusschlacht verlegt er, wie es bisher geschehen, nicht in die Gegend von Detmold, sondern in die Moorgegenden von Beckum, was er schon neulich trotz des geharnischten Widerspruchs von G. bewiesen hat; wir sind überzeugt, dass diese Ansicht durch die Entdeckung bestätigt wird, indem namentlich Tacitus dahinweist. Wo der Verfasser Germanicus' Feldzüge bespricht, will er bei Tac. ann. I. 56 *compositoque castelli super vestigia paterni praesidio* in dem Tauno statt *castello* — *praesidii*, womit wir schon wegen der Fälschung der Worte nicht einstimmen. Das römische Kastell, das bei Wiesbaden ausgegraben wurde, nennt er *castellum Mattiacorum*, indem er unter der *civitas Mattiacorum* Wiesbaden richtig versteht; das Museum daselbst wird ausführlich beschrieben; doch darf nicht jede Legion, die auf irgend einem Steine erwähnt wird, an diesen Ort verlegen; so war die Legio VII z. B. niemals am Rheine, und der Stein in Wiesbaden zeigt nur, dass ein *centurio* jener Legion die Bilder daselbst mit Erfolg gebraucht hat. Das Schwert des Tiberius musste der dortige Verein dem Eigenthümer wieder zurückstellen, befindet sich also jetzt nicht mehr in dem Museum desselben: auf dieses weist der Verf. wiederholt hin, was wir wünschen, er hätte es ausführlicher gethan, da bisher nur die Inschriften desselben genau veröffentlicht sind. Dann hätte er auch gewisse Spuren des Christenthums gefunden, als in dem Römerbad 1829, wo ein mit geschmolzenem Blei gefüllter Kopf sofort einen gewaltsam getödteten Christen erklärt wird. Ein Kreuz



einem Steine der XIII. Legion in Mainz ist mir eben so wenig ein Beweis des Christenthums, als ein Grabstein ebendasselbst, wo zwei Tauben abgebildet sind; dagegen das Monogramm auf einem Ringe in Wiesbaden verdrängt jeden Zweifel; der Grabstein mit dem Monogramm gehört aber der nachrömischen Zeit an. Sich hierauf nach Baden wendend gedenkt der Verf. zuerst jenes Steines in der Antiquitätenhalle von Baden-Baden, worauf dieser Ort *res publica Aquensis* genannt wird, während er auf einem Meilensteine\*) *civitas Aquensis* heisse; wenn wir nicht irren, wird sonst kein Ort am Rheine oder an der Donau *res publica* genannt. Wenn wir weiter lesen: „Es finden sich Steine von der III. V. VIII. XIII. auch XVI. Legion und von der XXIII. u. XXVI. Cohorte“: so ist dies wiederum theils unrichtig, theils ungenau: von den 3 Legionen, welche die Zahl III führen, lag keine am Rheine; vielleicht ist es nur ein Druckfehler statt VIII; die nämliche VIII nehme ich auch statt der V an, die, wenn ich mich recht erinnere, auf keinem Steine in dem Antiquarium, sondern auf Ziegeln im J. 1807 gelesen wurde, welche nicht mehr vorhanden sind. Bei den Cohorten vermissen wir die nähere Bestimmung *voluntariorum C. R.* wie auch bei den andern drei Legionen die Beinamen fehlen. Die Inschrift Rapp. 7 ist richtig erklärt, nur bemerken wir, dass dieselbe Erklärung schon bei Leichtlen, Rappenecker, Zell und Steiner II edit. steht, welche ein anderes Bruchstück damit in Verbindung brachten, was dem Verf. entgangen ist. Bei Badenweiler gedenkt der Verf. eines silbernen Plättchens mit einer griechischen Inschrift, worin für *Laciolus* ein Schutzgeist angerufen wird: wir wünschen, die ganze Inschrift wäre mitgetheilt, da sie weder bei Rappenecker noch bei Steiner steht. Ueberhaupt wäre es wünschenswerth, wenn die badischen Inschriften, zuletzt von Rappenecker 1845—46 gesammelt in erneuter Form etwa von diesem oder von Zell editirt würden: dabei dürfte aber auch das Mannheimer Museum, wiewohl die meisten Steine aus Mainz sind, nicht übergangen werden. Unter anderm wirft der Verf. schliesslich noch einen kurzen Blick auf Salzburg und Tyrol, was den Wunsch erregt, er möge die Römerspuren im Osten des Rheines noch weiter verfolgen; denn den kleinsten Theil hat er bis jetzt nur berührt.

Die Dörfer Qualburg und Ryndern bei Cleve, zwei römische Ansiedlungen, von Dr. Schneider in Emmerich, zeigen jetzt noch sowohl durch ihre Lage als durch die häufig aufgefundenen Alterthümer und die Inschriften, welche der Verf. einwebt, ihre frühere Bedeutung; sie mögen wohl „grössere Ansiedlungen“ zeitweise wenigstens „mit einer Militärbesatzung“ gewesen sein; jenes hiess *Quadriburgum* (Am. Marcell.), dieses *Arenacium* (Tacit. tab. Peutling.); ersterer Name kommt auch auf einer Inschrift vor (Steiner I, 921,

\*) Ausser der erwähnten Inschrift kommt nirgends sonst ein römischer Name der Stadt vor; vgl. diese Jahrb. 1853. p. 936. (Ch. Bähr.)

in der edit. II scheint sie zu fehlen); die Inschrift war zu Quaden gefunden, also ist der Fundort nicht unbekannt, wie Steiner meinte. Auch aus Ryndern kennt man nur eine Inschrift Stein II, dagegen dürften dort Legionsziegel noch aufgefunden werden, denn solche mit VEX. EX. GERM und mit L. I. M in neuer Zeit entdeckt wurden. — Prof. Fiedler in Wesel gibt eine Berichtigung zum XXI. Jahrbuche, woraus hervorgeht, dass der Name von Birten Bierzuna nicht erst im J. 939, sondern schon 880 vorkommt; damals war es von Friesen bewohnt, und lag in der Niederung am Rhein, auf der Höhe erst seit 1764. Auf älteren Formen folgt der Verf., dass Birten weder von Veteranen von den Matribus Brittis herzuleiten sei: er führt ihn auf birren zurück.

Prof. Ulrichs in Würzburg gibt in einer Archäologischen Aehrenlese vorerst eine Berichtigung seiner früheren Erklärung der Abbildungen auf Grabsteinen — Lersch Centralmus. II. 40. Jahrb. IX. Taf. VI — indem daselbst Jünglinge mit der phrygischen Mütze u. s. w. nicht für Germanen, sondern für den phrygischen Gott Attis zu deuten seien, worüber später Haack in der Stuttgarter Philologen-Versammlung nach seiner früheren Darstellung der Rottenburger Steine Näheres mittheilte, vgl. die Verhandlungen der XVI. Philolog.-Versamml. S. 176 ff. — Weiter gibt derselbe Pighius' Manuscripten, die auf der Berliner Bibliothek sind, eine Inschrift aus Xanten, die bisher unbekannt war, wiewohl schon Canegieter ihres Inhalts gedenkt; sie heisst:

IMP. CAES. M. AVT  
ET. IMP. CAES. L. AV  
SCHOLAM. C. TR. VL. IGNI  
CVRAVERVNT. EX. SH. N.  
IN. EODEM. INCENDIO.  
PONI. IVSSERANT. DE. GVLV.

Noch mehrere rheinische Inschriften scheinen daselbst verstreut zu liegen; möge die Mittheilung fortgesetzt werden.

Dr. Eick in Commern veröffentlicht und erklärt mehrere entdeckte Matronensteine so von den Matronis Cuchinehis, die scheinlich genannt nach Cagun jetzt Geich oder Cuchenheim bei Enskirchen; Matronis Vesuniabensis, schon früher bekannt und das Dorf Veitsheim vom Prof. Freudenberg, vom Verf. dem E. Vetweis zugeschrieben; Matronis — — henehis unbestimmt, da eine ähnliche Endung bisher vorkommt; — — ranehis, wahrscheinlich Veteranehis; Matronis — aminehis? — diese in Zülpich gefunden (Matronis) Textumehis, bei Floisdorf gefunden, mit schon vorbekanntem Namen. Da mehrere dieser Steine Abbildungen beifügt der Verf. gelehrte Bemerkungen bei; jedoch bleibt manches noch räthselhaft, doch hoffen wir, dass, da ausser Freudenberg, dessen gelehrte Untersuchungen über die Mütter wir mehrfach rüh-

konnten, jetzt auch Eick denselben sich zuwendet, bald jegliches Dunkel aufgehellt sein wird. — Ein Meilenstein an der Kölner Veste gefunden vom J. 204 schliesst sich an die Matronensteine an.

Wie schwer es ist, verwitterte Inschriften genau zu lesen, zeigt sich wiederholt an dem berühmten cippus von Aselburgium, den fast innerhalb desselben Jahres Janssen, Rehn und jetzt Fiedler besprechen, in den Hauptworten alle drei nicht einig: Fiedlers Mittheilung scheint die genaueste, doch erkannte er in V. 3 das S nicht, welches ausser Hüpsch die Neueren alle haben: in der Erklärung folgt er der älteren Ansicht, doch wird Janssen das Richtige getroffen haben, wie wir neulich in diesen Jahrbüchern S. 119 angaben.

Die folgenden zwei Aufsätze von Gerhard in Berlin und Braun in Bonn besprechen die weit bekannten Alterthümer aus Rheinzabern namentlich die Altäreben mit der immer noch räthselhaften Inschrift SILVANO | TETTO | (od. TETEO) SERVVS | FI. TACIT | EXVOTO F. Mich erfreut es, dass das Bedenken über diese fast fabrikmässig angebrachte Inschrift, welches ich in denselben Bonn. Jahrbüchern vor 7 Jahren (XVII S. 196) aussprach, jetzt bei den berühmten Alterthumsforschern und Kunst Kennern Anerkennung gefunden hat, und so wollen wir hoffen, dass diese in Rheinzabern verfertigten und weitverschickten Töpferwaaren wohl nicht aus den Museen in Paris, München, Luxemburg u. s. w. entfernt, doch eben wie die Becker'schen Münzen als unächt erkannt werden. Vergebens hat sie Mone neulich Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins VIII S. 429 in Schatz genommen.

Eine Inschrift in Regensburg vom J. 1588, auf welcher der Name des Verstorbenen, eines Diakons, mit kabbalistischen Zeichen geschrieben ist, veranlasst Prof. Braun, über die kabbalistischen Zeichen eine zwar kurze aber klare und einleuchtende Darstellung zu geben, wornach in dem Zeichen jenes Grabsteines, die wir hier nicht wiedergeben können, der Name Puer Joan. Kelderer — ein Verwandter des damaligen Bischofs — enthalten ist; der Name scheint so räthselhaft geschrieben, weil nach einem Missbrauch in der Kirche ein Kind von sechs Tagen bereits zum Diakon ernannt war.

Archivar Alb. Jahn in Bern, dem wir vor 8 Jahren eine schöne Beschreibung des Kantons Bern verdanken, liefert hiezu eine „Aehrenlese“, indem er die Funde meist römischer Münzen an 35 Orten nur im Kanton Bern zusammenstellt; manche davon sind von hohem Interesse, indem z. B. mehrere „aus der ersten Zeit nach der römischen Occupation“ sind, weshalb Mommsen die nordetrusk. Alphabete S. 238f. dieselben näher besprechen hat; andere Münzen sind keltische, massiliotische, macedonische u. s. w.

Dr. Brunn in Bonn (jetzt in Rom) zeigt dann 1, dass eine Gemme in Wien mit der Aufschrift *ΗΡΟΦΙΛΑΟΣ ΔΙΟΚΟΤΡΙΑ*,

welche Köhler wie so viele andere angezweifelt hat, echt sei, ist dieselbe als im Kloster Echternach befindlich bereits von Wilm vor fast 200 Jahren beschrieben wurde; 2) dass das kleine Bild, welches Lersch in den Bonn. Jahrb. III. S. 102 irrig für antik erklärte, nach Darstellung und Stil der neueren Zeit angehöre.

Der kostbare Goldschmuck in Heerapfel (Hierapolis?) bei Strabon gefunden, und im Besitze des Hrn. Oberberggrath Böcking in Berlin findet — auf 3 Tafeln abgebildet — eine kurze aber sehr ausführliche Beschreibung durch Prof. Gerhard in Berlin, welche wir hier mittheilen, dem kenntnissreichen Verfasser möchte es gefallen haben, ausführlicher über einzelne Theile des Schmuckes zu handeln.

In dem mittelalterlichen Ausdruck „Kapp und Kugel“ verliert, welcher soviel bedeutet als Alles verlieren, bezeichnet, wie Braun genau nachweist, Kappe das grössere fast den ganzen Körper deckende Kleidungsstück, Kugel oder Kogel den runden Helm, letzteres Wort leitet der Verf. von cucullus ab.

Dies die Aufsätze, deren gelehrter und reichhaltiger Inhalt ein schönes Zeugniß von der Thätigkeit des Vereines gibt. Des Weiteren schliessen sich Recensionen von 7 Schriften: fünf davon durch H. Freudenberg in Bonn verfasst über Rein's Bürgel (im Ganzen übereinstimmend mit unserer Anzeige in diesen Jahrb. 1856. S. 753 ff.), neuere Schriften über Trier von Schneemann und Stern und über Katzfey's Geschichte der Stadt Münster-eifel; dann eine durch Prof. Simrock über Schmitz' Sitten und Gebräuche des Eifler Volkes und über Hartrich's deutsche Thiersage.

Aus den zahlreichen Miscellen wollen wir besonders auf genaue Notizen über neuere Funde, auf die Andeutungen in neueren Schriften — wie Namur's lat. Abhandlung über die Münzfläschchen — wo aus der Zersetzung des Inhalts eines solchen in Luxemburg mit Unrecht der Name als richtig angenommen wird auf L. Renier, R. Smith, Jaumann's neuere Schriften u. s. w. hinwährend von Prof. Freudenberg, aufmerksam machen. Jauch theilt folgende Inschrift mit:

VO . SAC  
A[M]MI . [SE]  
CVND [IN]  
[M] LEG . XXXV[V]  
[V] . S . L . [M]  
[N] . FRANC

gefunden in Hooldoorn in den Niederlanden; hier scheint der Geseus gemeint zu sein, der auch in Rheinzabern vorkommt.

Das XXIV. Heft hilft einem längst gefühlten Bedürfnisse ab, indem es ein Sach- und Namenregister über sämtliche 23 früheren Hefte des Vereines veröffentlicht; Dr. Eick in Commern hat sich dadurch ein wesentliches Verdienst erworben; sein Register ist sehr ausführlich und umfangreich, und bei dem mannichfachen Inhalt der

Vereinshefte ist es zu entschuldigen, wenn Einiges übersehen ist; auch werden Manche wünschen, dem Verf. hätte es beliebt statt eines allgemeinen Registers mehrere specielle über Namen und Sachen und Inschriften u. s. w. zu veranstalten; wir erfreuen uns des Gegebenen mit vielem Danke.

Das XXV. Heft enthält wieder eine reiche Zahl schöner Aufsätze; wir heben daraus hervor: der erste „die römische Militärstrasse von Xanten nach der Maas“ von Dr. Schneider in Emmerich zeigt, dass das alte Mediolanum des Itin. Anton. bei Geldern und Sablonnes ebendas. bei Venloo zu suchen sei. Derselbe Gelehrte beweist weiter die Richtigkeit der im obenerwähnten Aufsatz gemachten Annahme, dass nämlich das alte Arenacum das jetzige Ryndern sei, nicht aber Millingen, wie Leemans, oder Holdern oder Qualburg, wie Andere annahmen.

Die nächstfolgenden Aufsätze enthalten theils neuentdeckte Inschriften, theils die Erklärung älterer; unter jenen heben wir aus die bei Eschweiler gefundene:

DEAE  
SVNV.XSALI  
VLPIVS.HVNI  
CIVS.V.S.L.M.

Die Göttin Sunuxalis oder Sunucsalla, wie auf einem frühern Steine stand, war die Schutzgottheit der Sunuci, die dort herum wohnten. — Wie verschieden oft eine Inschrift gedeutet werden könne, besonders wenn sie eingeritzt ist, umgekehrte oder auch griechische Buchstaben hat, zeigt ein Bleitafelchen zu Vechten bei Utrecht gefunden, dessen Inschrift Janssen mit Prinoia Masneent(us) Rem(us); Longperier mit Smertuccus Amatonis F.; Braune endlich mit Atonis Rosmertae V.S.L.L.M. deutet; jede hat mehreres für sich, die Entscheidung wollen wir dem Editor princeps überlassen. Dagegen scheint uns zu gewagt, wenn in einem längst verlorenen Steine von Marmagen (Steiner I. 792) statt der Edit. princeps:

TREVERO

.....

B.M.VLP.AG  
PA.L.F.II COS  
A.COL.AGRIPP  
M.P.XXXIX

Dr. Eick lesen will:

SEVERI ...

.....

PIO.FEL.AVG.  
P.M.T.P.II COS  
A.COL etc.

indem in der zweiten und dritten Zeile fast jeder Buchstabe  
 anderer wird; die Aenderung ist scharfsinnig und jeder wird  
 Verf. zugestehen, dass der Stein nicht in die älteste, sondern  
 eine spätere Zeit gehört etwa unter Severus; doch scheint, wie  
 auch dessen Name in der ersten Zeile verborgen liegt, das Uebel  
 unheilbar. — Auch die Matronen-Steine erhalten neuen Zuwachs  
 so die Veteranehae durch 8 arae in Wollersheim bei Zülpich;  
 sind die matronae Abiamarae, jetzt Acharmer Mühle bei Flörsch  
 — vielleicht heissen sie Abiamarcae, so dass C kein Vornamen  
 wäre. — Aus einem in der Bonn. Bibliothek befindlichen Manuscript  
 aus Jülich vom J. 1572 werden 7 Inschriften bekannt gemacht,  
 welche damals in Jülich an verschiedenen Orten vorhanden  
 waren: drei davon sind, wie Bücheler in Bonn, der sie mittheilt,  
 richtig angibt, schon anderwärts bekannt; die eine, von Grut. 756  
 alcubi apud Ubios bezeichnet, verlegt Hüpsch I, S. 23 nach dem  
 was der Verf. nicht bemerkt hat, wahrscheinlich auf jenen bestimmten  
 Ausdruck bei Grut, so dass die Inschrift bei Steiner II, 1135  
 bei 1203 einzutragen ist. Die zwei andern sind noch vorhanden  
 in Köln Lersch C. M. I. 23 und in Mannheim Graeff. I. 11.  
 Wenn der Herausgeber bemerkt: „welche Ueberlieferung —  
 verschiedener Abtheilung der Zeilen — den Vorzug verdient,  
 darüber wird man, glaube ich, nicht lange zu streiten brauchen,  
 indem er somit bei der verlorenen Inschrift dem Mss. vor Grut.  
 den Vorzug gibt: so hätte er aus der noch in Köln erhaltenen  
 Inschrift sehen können, dass der Verf. des Mss. nach damaliger  
 Wohnheit die Zeilenabtheilung gar nicht festhielt. Die übrigen  
 Inschriften fand der Verf. anderwärts nicht auf; uns sind  
 drei bekannt: die eine, welche das Manusc. also gibt:

D. M  
 C. VCSPERIANO  
 VITALI  
 MACRINIA. AV  
 VACA. F. C.

hat grossentheils schon Hüpsch I, 44 aus der Sammlung  
 Blankenheim nach Schannat, und darnach Steiner II, 1568; wo  
 aber diese V. 1 u. 3 ganz auslassen, geben sie richtig V. 2  
 V. 5 haben sie GA nicht CA. Mit unbedeutenden Veränderungen  
 hat das Mss.:

M. ANTONIO VICTORI  
 FRON. AMINIA. VXSOR MOR.  
 SIBI ET MARITO DE SVO POSVIT.

Diese steht bei Gruter 756 mit der Ortsbezeichnung Jülich  
 und doch ist sie den rheinischen Inschriftensammlern entgangen  
 wie denn überhaupt Gruter für uns lange noch nicht genug aus-

beutet ist — er gibt einige Varianten so FRONTIN, und am Ende MONV wie der Herausgeber richtig conjecturirt. Die dritte Inschrift

T.IVL.PRISCO  
T.IVL.SVRVS  
PATER

steht wörtlich bei Gruter 690. 2 alcubi ad Rhenum. Nur eine also von den 7 Jülicher Inschriften kannte ich bisher nicht, sie heisst:

C.FLAVIO  
CAPITONIS  
F. CONSTANT.

vielleicht ist sie doch schon einmal edirt; jedenfalls verdanken die rheinischen Inschriften dem Jülichen Manuscript manche Belehrung. Auch sonst werden noch neuentdeckte Inschriften mitgetheilt: zwei aus Köln — cippi, der eine eines Veteran. der leg. I. M.; auf dem andern ist Q (d. h. Q mit einem Querstrich) nur Verzierung —; einige aus Asien so eine griechische aus Tokat u. s. w.

Zwei Aufsätze von Prof. Freuden berg verdienen eine nähere Betrachtung: Bei dem Bau eines Rheinwerftes in Bonn im J. 1855 u. folg. wurde nicht nur ein altes Pfahlwerk entdeckt und theilweise ausgehoben — das wohl nicht in die Römerzeit fällt, auf keinem Fall zu Cäsar's Brücke gerechnet werden darf — sondern auch im Kiese viele Gegenstände ausgegraben, welche grösstentheils in die alte Zeit fallen: so 50 erzene Münzen von Augustus bis Marc Aurel, auch eine von Constantin; bronzene Gegenstände in grosser Zahl und Mannichfaltigkeit, darunter mehrere chirurgische Instrumente, Gefässe und Fragmente von solchen, auf ihnen die Namen FORTIS. I und SOLLVS. F u. NA . . . . F wie an einer Amphora die Zahl X; (eine Statuette aus Blei modern), auf einer Platte eine Darstellung, die sich auf phrygischen Götterdienst zu beziehen scheint (wir hätten hiervon eine Abbildung gewünscht — vielleicht ist auch diese Composition modern), endlich ein römisches Schwert, das Hauptfundstück, welches dem Verf. Gelegenheit gibt, nicht im Allgemeinen nur über das römische Schwert zu handeln, sondern auch die anderwärts aufgefundenen ähnlichen Schwerter in grosser Zahl aufzuführen und zu beschreiben. Zuerst erwähnt er das berühmte Tiberinsschwert von hier; wenn er hierbei S. 114 meint „ein Halbdunkel sei noch immer über das Auffinden desselben verbreitet“: so konnte dieselbe Anmerkung, welche er von unserer Abhandlung deshalb citirt, wohl dies Halbdunkel verscheuchen, indem es daselbst heisst: „Mit dieser unserer urkundlichen Angabe vom wahren Fundorte des Schwertes zerfallen alle übrigen Gerüchte, die hier darüber im Umlaufe waren“. Der Verf. wurde zu dem obigen Zweifel veranlasst, weil er in der untern Figur auf dem Schwerte (Vindelicia) „an modernen Darstellungen altdentscher besonders fränkischer Krie-



gergestalten“ erinnert wird, indem er auf dem Denkmal über Sieg, wofür das Schwert mit Recht gehalten wird, vielmehr flehende oder trauernde Stellung“ als eine tanzende erwarteten schon Ritter Bonn. Jahrb. XVII S. 43 dieser letztern Ansicht gewesen ist: so wurde in dem Nachtrag zu jener Erklärung bild. Mainz. Alterth. III. S. 22. 1851) — welcher dem Verf. unbekannt zu sein scheint — das Nöthige hierüber gesagt, wir also die Leser verweisen mögen. Der Verf. gedenkt der röm. Schwerter, die in Bingen, Bonn, Coblenz, Leiden, Wiesbaden, Sinsheim, Xanten, Wiesbaden sind oder aufgefunden wurden; wir in Mainz können auch einige aufweisen.

Derselbe Gelehrte bespricht in einem nicht minder interessanten Aufsätze den berühmten Goldfund, der 1663 zu Enns bei Zülpich gemacht worden ist; hierüber wird nun aus nicht 20 alten Nachrichten oder den Traditionen der Familie berichtet (wir bemerken, dass ausser Hennes und Broix auch Nöggen den rheinischen Provinzialblättern davon gesprochen hat); es scheint es keine älteren etwa gleichzeitigen Schriften oder Nachrichten zu geben: daher ist man nicht einmal über den Inhalt ganz Klaren; jedenfalls lag das Geripp in ganz goldener Rüstung, einem Panzer von 28 Pfund: dabei ein goldener Schwertgriff, ein goldenes Wehrgehänge, 28 goldene Kettenringe; ob auch eine goldene Krone mit 8 Edelsteinen besetzte Krone, ist ungewiss. Der Finder, den Sarg mit diesen Kostbarkeiten in seinem Hofe fand, wurde sofort mit seiner Frau verhaftet, die Fundstücke, die er abzuliefern gezwungen wurde, kamen grossentheils nach Mannheim, München, Wien, wo sie sich übrigens nicht mehr finden. Nur zwei Stücke behielt der Finder, und vererbte sie, so dass H. Krewel auf Zievel sie jetzt besitzt: sie sind ein Band aus feinem Golddraht mit mehreren Kettchen und einem Plättchen an dem einen Ende, worauf die Worte VTERE FELIX, und ein Goldreif von 2½ Zoll Durchmesser. Solcher Reife waren im Sarge 28, sie dienten, wie der Verf. ausführlich nachweist, als Beweise des Reichthums, ohne bestimmten Gebrauch, wie unsere Goldbarren zu künftigen Bedarf aufbewahrt, daher solche verarbeitete Ringe als Lohn Busse u. s. w. vorkommen. Das Band hält der Verf. für römisch, indem in Pompeji ein ähnliches gefunden wurde: wir finden keinen andern weitem Grund in der Form der Buchstaben, namentlich der F und E: es wird für ein Schwertband, den Schmuck eines Kettchens u. s. w. gehalten; war es nicht vielmehr ein Armeschnur? Weiter zeigt der Verf. richtig, dass der Schmuck nicht dem in der Schlacht bei Zülpich gefallenen Alemannenfürsten gehört habe, sondern einem fränkischen Fürsten, vielleicht dem ripuarischen Herzog, welcher in dem Kampf zwischen Sigbert und den Alemannen gefallen ist und auf der Wahlstatt begraben wurde. Wir fügen eine Notiz über den Fund bei, die wir Hrn. Prof. Hennes, demselben

der zuerst ausführlich ihn beschrieb, verdanken; darnach hat Prof. Wallraff dem Pastor Lux zu Lessenich gesagt: „dass er die Rüstung zu München in der Schatzkammer gesehen habe und sie zu 80,000 Thaler anschlage“. Sie wird zur Zeit der Napoleonischen Kriege verwerthet worden sein! Wir können unsern Zweifel am ganzen Fund nicht unterdrücken: 170 Jahre findet sich ein solcher Goldschmuck wie es heisst an vielen Orten, und nirgends 170 Jahre lang eine Notiz hierüber! Die zwei Fundstücke sind ächt, aber schwerlich die Erzählung darüber.

Noch findet sich in diesem Jahrbuche eine Geschichte der Legionen in Germania inferior von dem Unterzeichneten nebst Beifügung sämtlicher Denkmäler, die daselbst von ihnen erhalten sind; die Geschichte reicht vorerst nur bis 70 p. Ch. und behandelt die Legg. XVII, XVIII, XIX, I Germanica, V Macedonica, XX Valleria victrix, XXI rapax, XX primigenia und XVI.

Nur ein Aufsatz behandelt die nachrömische Zeit: der eisen- oder leinwandne Stempel des Thronsiegels eines der (4) älteren Capetingischen Ludwige (in Köln aufbewahrt) von Dir. Rein in Crefeld. Dahin gehört auch die Anzeige von Gelpke's Kirchengeschichte der Schweiz, woraus wir nur hervorheben, dass auf der Enge-Halbinsel bei Bern Fragmente von terra cotta gefunden wurden, worauf eingeritzte Kreuze als Zeichen des Christenthums gelten sollen, wie ähnlich Wilhelmi in diesen Jahrb. 1856 S. 911; wir sind noch nicht davon überzeugt. — Ueber die Hausurnen von Lisch (Schweiz 1856) handelt Prof. Braun, indem er die sogenannten Hausurnen nicht wie jener in die allerälteste Zeit, sondern in eine solche setzt, wo die Töpferkunst schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. — Zuletzt bespricht Prof. Freudenberg Simrock's Guten Gerhard und dankbare Todten.

Die Miscellen sind sehr reichhaltig: wir heben daraus hervor eine längere Betrachtung von Prof. v. Hefner in München über das Angsbürger Stadtwappen, worin er mit Prof. Braun dasselbe nicht bis auf den Pinienapfel der römischen Zeit zurückführt. Die Ausgrabungen, welche erwähnt werden, sind ausser dem Mosaikfußboden in Westerhofen bei Ingolstadt, nicht sehr bedeutend: wenigstens sind am Rheine durch dieselben keine neue Inschriften zu Tage gekommen; dagegen ist das Fragment einer ara der Rosmerta aus England, aus Ofen drei angegeben, von welchen wir folgende wiederholen:

DEO  
ARIMA  
NIO . LIBEOL  
LA . LEO  
FRATRIBVS  
VOTO . DIC

Unter Arimanius wird Ahriman verstanden, vergleiche 1923; in vierter Zeile vermuthet ich PRO statt LEO; in einem andern dem Mithras geweihten Steine ist V. 2 SC statt XG lesen u. s. w.

Wir schliessen hier an (Braun) der Wüstenroder Leopard, ein römisches Cohortenzeichen, Festprogramm zu Winckelmanns Geburtstage am 9. Dec. 1857, herausgegeben vom Vorstande des Vereins von Alterthumsfreunden in den Rheinlanden. Bonn 1857 mit einer lithog. Tafel, IV 35 S. 4.

Ein schöner Gegenstand und schön durchgeführt; der Verfasser spricht in seiner bekannten gelehrten Weise, ehe er an das Thema kommt, in einer ganz passenden Einleitung von der Größe Roms und der eigentlichen Ursache desselben: nicht die Götterfurcht, wie z. B. Cicero meinte, nicht das Glück, wie z. B. Augustus dachte, hat vor Allem verursacht, dass die ursprünglich kleinen Städte Roms schnell nicht nur die umliegenden stärkeren Städte unterwarf, sondern auch bald die ganze Welt unterwarf, wobei freilich mit Justin. I. 1 einzusetzen: *proxima quaeque victoria incrementum sequentis erat*; sondern die militärische Einrichtung, es vor Allem, welche den Römern die Herrschaft über alle Völker verschaffte; und nun beschreibt der Verf. in einzelnen Zügen die Vorzüglichkeiten derselben, wie der römische Soldat körperlich leistungsfähig — nicht gerade gross, wie es bei unsern Paradesoldaten gewünscht wird, die keinen Krieg kennen, oft auch nicht kämpfen wollen oder können — wie er sittlich sein musste — woran wir oft unsere ein Beispiel nehmen mögen; zu den strengen Strafen wegen Ausschweifung oder Verführung wollen wir Vopisc. Anecd. beifügen, wonach dieser Kaiser einen Soldaten, der seine Wirtin verführte, durch niedergebeugte Bäume zerreißen liess. An der römischen Kriegeszucht, die den ganzen Soldaten in Anspruch nahm, reihen sich zweckmässig an die Uebungen (*exercitus*, wohl intensiveres *exercitium*), die Waffen, die zum Körper wie seine Glieder gehören u. s. w., kurz: „mit grosser Weisheit, mit feiner Berechnung nicht bloss der physischen, sondern auch der moralischen Kräfte des Menschen war es den Römern gelungen, den Legionen einen Geist der Einheit einzuhacken“, der überall siegend durchdrang; unter die ersten Bedingungen, durch ein äusserliches Zeichen die Truppen in ihrer Thätigkeit auf ein Ziel hinzulenken, rechnet der Verf. mit Recht das Feldzeichen, die Fahne. Und nun sein eigentlichen Gegenstande näher tretend, werden zuerst die Fahnen und Zeichen im Allgemeinen besprochen, woraus wir nur hervorheben, dass der Verf. das sehr unbekannte Wort *tufa* (Veget. III. 1 mit dem deutschen Worte Zopf in Verbindung setzt, indem es bei Arrian. tact. 33 bekannt ist, dass die Römer aus dem Iberischen oder Keltischen (= Deutschen? wie ich schon philolog. VI S. 16)

1850 erklärte) manche militärische Einrichtungen und Benennungen annahmen; so stammen von den Scythen die draconarii der Römer, deren Drache theils von Metall, theils von buntem Zeuge (bei den Indern von Seide und jetzt noch Wappen des chinesischen Reiches), innerlich mannichfach verziert, im Innern hohl war, so dass, wenn der Wind hinein blies, die Bilder wie wirkliche Drachen (Schlangen) zuckten. So wie aber die Nachrichten über die Legions- und Cohortenzeichen sehr dürftig sind, so haben auch Abbildungen und Auffindungen, die bis zu uns gekommen sind, noch lange nicht die hinreichende Zahl von signa für die Cohorten aufstellen lassen; Habel in Schlierstein hat zuerst in neuerer Zeit die Cohortenzeichen einer umfassenden Untersuchung unterworfen und (Annal. des Nass. Alterth.-V. III 3 S. 89 ff. 1837) 11 Cohortenzeichen der Legio XXII aufgestellt, von denen manche freilich zweifelhaft erscheinen dürften; auch sind genau genommen für eine Legio nur 10 Cohortenzeichen nöthig; doch hatten auch die Centurien und Manipeln ihre besondern Zeichen, wiewohl weder dies bis jetzt genau ermittelt ist, noch ob dieselben Zeichen regelmässig bei den andern Legionen bestanden haben. Ausser jenen oben erwähnten Zeichen sind noch im Allgemeinen etwa 12 weitere bekannt, meistens bronzene Thiergestalten, welche in neuerer Zeit aufgefunden und für Cohortenzeichen angesehen wurden; von diesen haben bisher nur die weniger eine ausführliche Beschreibung erhalten, so der Capricorn. der XXII. Legion gefunden 1833 nicht fern von Wiesbaden, im dortigen Museum aufbewahrt und beschrieben von Habel a. a. O., so der Seegeiß, gefunden 1850 im badischen Dorfe Otterschwang, im Karlsruher Museum aufbewahrt und beschrieben von Zell (Carlsruhe 1855 in den Schriften des badischen Alterthumsvereins vgl. diese Jahrbh. 1855. S. 183); letztere allein mit einer nicht ganz klaren Inschrift. Hierauf reiht sich würdig der Leopard, der im Sommer 1857 zu Wüstenrode bei Eschweiler gefunden und vom geehrten Verfasser zum Gegenstande vorliegender gelehrten Abhandlung gewählt wurde. Die Höhe dieses Signums beträgt 3 Zoll, die Höhe des sitzenden Thieres  $2\frac{1}{2}$  Zoll, die Länge der Basis 4 Zoll 3 Linien; die Länge des Leoparden vom Munde bis zum Ende des rundgebogenen Schweifes 3 Zoll 3 Linien, das Gewicht beträgt 30 Loth. Kopf und Hals sind gediegen, der hintere Theil des Bauches ist hohl; das Ganze ist von Bronze, und entschieden ächt, römisch. Ein ähnlicher Leopard ward bereits vor 100 Jahren von Caylus aus Rom bekannt gemacht und gleichfalls für ein Cohortenzeichen erkannt; diese Bestimmung hat zwar Habel a. a. O. S. 146 in Abrede gestellt „wegen der eigenthümlichen Form und Breite ihrer Unterlage, welche eher zu einer andern Verzierung gedient haben möchte“; allein schon die Trajanssäule so wie einige Münzen weisen ähnliche Zeichen vor, und der Wüstenroder Leopard hat im Innern noch einen Theil des eisernen Stabes, wodurch dessen Ver-

wendung ausser allem Zweifel steht. Welcher Cohorte oder welcher andern Abtheilung der Truppen dieses Zeichen angehört, wohl nie mit Gewissheit ermittelt werden. Der Verf. stellt ja eine scharfsinnige Vermuthung auf. Der Leopard in Syrien, Afrika zu Hause, wurde wegen seiner überaus grossen Schnelligkeit und Stärke gefürchtet, weil er gleich der Katze auf seine Beute losspringt. Da nun die Mauri, ein bekanntes afrikanisches Volk, wegen gleicher Eigenschaften im Kriege gerühmt und gefürchtet waren, so könnte wohl, meint der Verf., der Leopard dieser Cohorte das Zeichen sein, eine schöne Vermuthung, freilich nur Vermuthung, schwerlich je zu beweisen. Dass Mauri auch im Kriege in Germania gebraucht wurden, erhellt zwar aus Herodian VI, 7; ist noch kein sicheres Denkmal derselben aufgefunden worden, wohl der Verf. sich auf unsere Erklärung eines Hedernheimer Fundamentes (Nassau. Annal. IV. S. 383 ff.) beruft oder vielmehr annimmt, dass unsere Deutung durch den Leoparden als signum der Maurischen Cohorte (oder ala, was doch verschieden ist) weniger Schwierigkeiten finde: näher liegt dem Verf. ein Stempel, gefunden in Xanten blos mit MAVR (Lersch C. Mus. III. 207), woraus der Ring établist. Rom. du Rhin etc. II. S. 9 eine cohorte maurorum macht; vgl. auch des Verfassers Geschichte der Thebäischen Legion S. 30; doch ist eine cohors Maur. in Germania immer noch nur eine Vermuthung; dagegen findet sich eine solche in Maryport in England mit der etwas eigenthümlichen Bezeichnung TRIB COHORS EX PROVINCIA MAVR CAESA (vgl. Bruce the Roman Wall S. 1851. p. 399). Doch wir wollen mit dem Verf. diese Frage nicht weiter verfolgen, und schliessen mit dem Wunsche, dass eine solche schöne Gelegenheit demselben zum nächsten Winkelmannsprogramm gegeben werden möge. Noch erwähnen wir, dass ein im Text angeführtes Bild auf der beigegebenen Tafel nicht dargestellt ist.

Klein.

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

*F. Förster, Dr. der Rechte, königl. Kreisrichter (jetzt Appellationsgerichtsrath in Greifswald), Klage und Einrede nach preussischem Recht. Ihre Natur im Allgemeinen und die Bedingungen ihres Gebrauchs mit Rücksicht auf die einzelnen Rechtsverhältnisse. Breslau, 1857. Im Verlage bei Josef Max & Comp.*

Der Inhalt dieser Schrift bietet weit allgemeinere Beziehungen zu den grossen Fundamentalrechten dar, auf welchen der gesamte Rechtszustand in Deutschland beruht, als man nach dem Titel an sich erwarten sollte.

Bekanntlich findet sich im römischen Recht ein ungemein ausgebildetes Klagensystem, indem die Klagen darin nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten, nach Form, Gegenstand, Wirkung, richterlicher Behandlung u. s. w. höchst mannigfaltig classificirt sind. Vieles davon ist bei uns als längst antiquirt anzusehen; ja schon das neueste römische Recht machte sich in der Behandlung der Klagen mehr und mehr von dem früher auf diesem Gebiete herrschenden Formalismus los. Trotz dem aber behielt man die früheren Namen der einzelnen Klagen bei; auch galten noch zu Justinians Zeiten die hergebrachten Klagformeln keineswegs für ganz bei Seite gesetzt, nur dass man einen freieren Gebrauch davon zu machen suchte. Heffter, Civilprocessrecht 2. Ausg. §. 120. Als die durchgreifendste Haupteintheilung der Klagen erscheint im neuesten römischen Recht die in actiones in rem und a. in personam, zu denen sich als eine dritte Gattung stellt die der actiones, quae iuxta causam obtinere videntur, tam in rem quam in personam. §. 1. 20. Inst. de action. 4, 6. Da nun eine Klage selbst nichts Anderes ist als eine besondere Form, in welcher ein Recht, wenn es verletzt oder streitig geworden, ausgeübt wird, so spiegelt sich in jener Eintheilung der Klagen zugleich die eigenthümliche Gliederung der Rechte ab, welche mit Rücksicht auf ihren Gegenstand und die Befugniss zu ihrer Geltendmachung im System unterschieden werden.

In unserm einheimischen deutschen Rechte ist eine ausgebildete Klagentheorie gar nicht anzutreffen, und insonderheit fehlt es auch an benannten Klagen in dem Sinne, wie sich dieselben im römischen Rechte finden. Vgl. Zoepfl, D. Rgesch. 3. Aufl. Th. 2. §. 102. Der Gegenstand der Klagen konnte natürlich auch hier ein sehr verschiedener sein, und insofern werden namentlich Klagen um Ungericht, um Gut und Schuld unterschieden. Der Richtsteig des Landrechts classificirt bürgerliche, peinliche und gemischte Klagen, Homeyer, Richtsteig Landrechts S. 439 f. Auch dem deutschen

Rechte fehlt es übrigens nicht ganz an einem gewissen Klagenmalismus, und es hängen sehr wichtige Wirkungen davon ab, ob Klagen um Ungericht oder Verbrechen mit oder ohne Gerücht, Klagen um bewegliches Gut mit oder ohne Anevang angebracht werden. Aber es gibt keinen Unterschied an dinglichen und persönlichen Klagen im römischen Sinne, weil es an einem entscheidenden Unterschiede der dinglichen und persönlichen Rechte und eine solche Auffassung, wie sie dem Buche von Delbrück die dingliche Klage des deutschen Rechts, zu Grunde liegt, ist vorn herein als ein Missgriff zu bezeichnen. Offenbar ist der Gesichtspunkt bei der Klage des deutschen Rechts, ganz dem gemeinen Geiste desselben gemäss, überall ein persönlicher, selbst die mit einer Person thatsächlich verbundene Sache selbst als ein Theil an jener erscheint; und eine Klage ist begründet, wenn ein widerrechtlicher Eingriff in die freie Persönlichkeit eines Anklägers erfolgt, während da, wo jener persönliche Gesichtspunkt zurücktritt, auch keine Klage Statt findet. Daraus erklärt es sich, dass das Eigenthum in allen den Fällen, wo die Regel: Hand muss wahren, gilt, durchaus keine solche Klage hervorbringt, welche im Sinne des römischen Rechts als eine dingliche anzusehen sein würde, weil sich selbst der Eigenthümer in diesen Fällen nur mit einer einfachen Forderung an diejenige Person halten kann, welche selbst die Sache ohne Eigenthumsübertragung freiwillig hingelassen hatte. Umgekehrt aber gilt die Regel: An fahrender Habe, welche man sich nie, welche bekanntlich den Fall voraussetzt, dass eine Sache Demjenigen, in dessen Gewere sie sich befindet, wider seinen Willen entfremdet worden ist, keineswegs etwa zu Gunsten des wirklichen Eigenthümers, sondern selbst die Klage im Sinne des römischen Rechts bloss obligatorischen Verbindungen zwischen einer Person und einer fremden Sache, wie beim Comodat oder Depositum, reichen vollkommen hin, um dem Comodatarius oder Depositarius eine Klage mit Anevang gegen jeden zu geben, bei dem er die ihm wider seinen Willen entfremdete Sache antrifft. Anevang aber ist nicht der Name einer besonderen Klage, und lässt sich namentlich nicht als eine Vindicationsklage bezeichnen, sondern bedeutet nur den symbolischen Act, womit der Kläger ausdrückt, dass die jetzt von ihm angefasste Sache wider seinen Willen aus seiner Gewere gebracht worden sei. Hieraus ergibt sich also, dass man in der deutschen Klagentheorie von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen muss, als von einem Unterschiede zwischen dinglichen und persönlichen Rechten im römischen Sinne des Wortes.

Mit der Reception des römischen Rechts kam dann auch die darin herrschende feinere Gliederung der Rechte und des Klagensystem desselben, so weit es noch der neuesten justinianischen Gesetzgebung angehört, nach Deutschland herüber; und ein belagter Romanismus hat nicht unterlassen, dieses letztere auch seinem eignen, dem nationalen Rechtsbewusstsein oft sehr widersprechend



Recht noch weiter auszustaffiren. Freilich hatten hier schon italienischen Juristen des Mittelalters einen ähnlichen Weg eingeschlagen; aus der slavischen Abgötterei, welche man mit dem alten Rechte trieb, erwuchs gerade auf diesem Gebiete bei den veränderten Lebensverhältnissen nur allzuleicht ein todter Formalismus, welcher nach den Worten des gegen das Rechtsstudium zu jenen Zeiten erbitterten Petrarca die Folge hatte, dass zuletzt gar Verstand mehr übrig bleiben konnte.

Es gehört zu den grossen Verdiensten der preussischen Gesetzgebung des vorigen Jahrhunderts, — und diese Seite derselben ist bisher verhältnissmässig noch bei weitem zu wenig zur allgemeinen Anerkennung gelangt zu sein, — in vielen, sehr vielen von dem deutschen, vaterländischen Rechtsbewusstsein einen neuen Ausdruck gegeben zu haben. Hätte sich die Wissenschaft des einheimischen Rechts damals bereits auf dem heutigen Standpunkte befunden, so würde dies ohne Zweifel in einem noch ausgedehnterem Grade der Fall gewesen sein. Denn nicht kann man bei principiellen und durchgreifenden Abweichungen vom römischen Rechte nur den Gedanken hegen, dass die Redaction mehr von einem instinctmässigen Gefühle des für unsere Zeiten Passenden und Zweckmässigen, als von einer klaren Einsicht in den vorhandenen Gegensatz zwischen dem fremden und dem einheimischen Rechte geleitet worden sind.

Als ein solcher nach unserer Ansicht allerdings auf einem tieferen Grunde beruhender Satz ist nun auch die Regel in §. 20. d. Th. I. Allg. Gerichtsord. anzusehen, wornach allen denjenigen, die bei einer Klage mitzuwirken haben, namentlich den Richtern gegeben wird: „Sie müssen sich aber auch dabei an die aus dem römischen Rechte hergeleiteten und von den Lehrern desselben gebildeten sogenannten genera und formulas actio-um nicht ängstlich binden; folglich auch keine angegebene That- sache bloss um deswillen verwerfen oder unerörtert lassen, weil dieselbe auf diese oder jene Gattung von Klagen nicht zu passen scheint.“ Unverkennbar stützt sich diese Regel recht eigentlich auf das Rechtsbewusstsein, in derselben Weise, wie dies schon aus dem päpstlichen Decretale Alexanders III. a. 1160 cap. 6. X. de iudic. 2, 1. „Provideatis attentius, ne ita subtiliter, sicut a- ctio fieri solet, cujusmodi actio intentetur, inquiratis, sed simpli- ter et pure factum ipsum et rei veritatem . . . investigare curetis“, ausgesprochen werden muss. Die blosser Form soll nicht zur Würde des Rechts an sich erhoben werden, sondern sie soll immer nur als Mittel zum Zwecke gelten. Dass aber bei jener Bestimmung der Gerichtsordnung die Tendenz nicht dahin ging, alle concrete Individualität der Klagen aufzuheben, dafür sprechen schon die an- geführten Worte: man solle sich nicht ängstlich binden; ja wenn man dabei eine Absicht dieser Art wirklich hegt, so würde dies mit der materiellen Gesetzgebung des Landrechts gradezu in

Widerspruch getreten sein; denn in dieser, Th. I Tit. 2. §. 1 werden specifisch verschiedene Rechte neben einander anerkannt und da die Klage doch nur eine besondere Form der Ausübung eines Rechts ist, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, dass es specifisch verschiedene Klagen geben müsse.

Also auch im preussischen Rechte ist die concrete Individualität der Klagen keineswegs aufgehoben. Das ist der allgemeine Standpunkt, auf dem das obige Werk steht; die Aufgabe aber dahin, jene Individualität in ihrem wahren Wesen richtig zu erkennen, ihre Bedeutung und Wirksamkeit gehörig herauszufinden darzustellen, und dabei auch den Anforderungen eines sich selbst und ungebunden gestaltenden Rechtslebens ein vollständiges Gezeugs zu thun. Diese für die Wissenschaft wie für die Praxis eine interessante Aufgabe soll nach dem materiellen Recht der Klagen und Einreden, also mit Ausscheidung des Processrechts, in den oben genannten Werke im Allgemeinen sowohl als unter Berücksichtigung aller einzelnen dem Privatrecht angehörnden Klagen gelöst werden; und wohl lässt sich sagen, dass diese Lösung in einer vortrefflichen Weise, zugleich auf dem Wege einer höchst klaren und lichtvollen Darstellung geschehen ist. Bei der Massenhaftigkeit der compilatorischen Schriften, an denen namentlich die preussische juristische Litteratur so überreich ist, und denen wir ihr Verwerthung für den unmittelbaren Gebrauch keineswegs absprechen wollen, ist es an sich schon erfreulich, hier einer Arbeit zu begegnen, welche durchaus auf wissenschaftlichem Grunde ruht; und wenn sich der Verfasser in dem Vorwort dahin äussert, die Wissenschaft des preussischen Rechts befinde sich jetzt in dem Stadium, wo sie für eine feste und lebendige Nahrung aus der Wissenschaft des gemeinen Rechts empfange, und Niemand mehr verkenne, dass ihr eine solche Nahrung noth thue, so wird ihm selbst das rühmliche Zeugniß nicht abgesprochen werden können, dass er von dieser Nahrung sehr Vieles sich aufgenommen habe. Mit grosser Sorgfalt ist überall auf einschlagende gemeinrechtliche Literatur und auf die Fortbildung der einzelnen Lehren, theils durch Schriften über preussisches Recht, theils durch die lebendige Praxis, namentlich die Präjudicien des höchsten Gerichtshofes Rücksicht genommen worden.

Das ganze Werk zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. In dem ersteren werden in 6 Capiteln S. 220 folgende Gegenstände behandelt: Begriff, Arten und Bestandtheile der Klage — Kläger und Beklagter — Gegenstand der Klage — Gebrauch des Klagerechts — Vertheidigung des Beklagten — Verbrauch und Verlust des Klagerechts. — Im zweiten Theile dann bis zum Ende S. 456 die einzelnen Klagen nach Hauptklassen, wie dieselben im allgemeinen Theile unterschieden worden sind, gruppirt und dargestellt.

Es liegt in der Natur des Gegenstandes, dass besonders der erste Theil zu Beziehungen auf das gemeine Recht und interessante

Bezeichnungen mit demselben sehr viele Anlässe darbietet, welche auch regelmässig nicht unbeachtet geblieben sind. Nicht weder hier besprochenen Punkte sind allerdings auch im gemeinen Rechte als höchst controvers zu bezeichnen; aber selbst wo dem Verfasser nicht beistimmen möchte, wird man ihm einräumen müssen, dass er seine Ansicht mit Scharfsinn und grosser Kraft über den Stoff vertheidigt hat.

Wir halten es in mancher Beziehung für einen glücklichen Umstand, wenn der Verf. bei der an die Spitze gestellten Eintheilung der Klagen in dingliche und persönliche statt dieser Bezeichnungen die Ausdrücke Rechtszustandsklagen und Rechtsgeldklagen erwählt; denn es liegt sonst nur allzu nahe, bei sogenannten dinglichen Klagen bloss an Klagen aus eigentlichen dinglichen Rechten zu denken, während die dinglichen Klagen, die es in rem des römischen Rechts, doch weit mehr als diese umfassen. Im preussischen Rechte fehlt es ganz an einer bestimmten Terminologie, mit welcher der Unterschied der römischen actiones in rem und actiones in personam ausgedrückt würde; weil in diesem Mangel doch der nächste Grund dafür liegt, dass sich die Darstellung des Verfassers bei der Haupteintheilung der Klagen lediglich auf dem Boden des römischen Rechts bewegt, macht er in §. 6 ausführlicher nachzuweisen, dass sich dieselbe auch nach preussischem Rechte vollkommen rechtfertigen lasse. Den drei Klagen des römischen Rechts aber, also den drei Theilungsklagen, welche eben so die Feststellung dinglicher als persönlicher Rechte bezwecken, wird in §. 5 eine besondere Betrachtung widmet, als deren Resultat sich ergibt, dass dieselben nicht als dritte Gattung der beiden andern zu coordiniren seien, weil die Eigenthümlichkeit sie nicht von jeder der beiden Gattungen trenne, sie vielmehr mit beiden verbinde. Hiernach müsse untersucht werden, welches Element in ihnen das hauptsächlichste sei, woran sie an die eine oder die andere Classe anschliessen zu können. In der Folge könne es dann nicht zweifelhaft sein, dass die auf Theilung des Erbschafts und des Eigenthums gerichteten Klagen den Rechtszustandsklagen, die Grenzregulirungsklage den Rechtsgeldklagen zurechnet werden müsse.

Von den letzteren werden in dem Werke überhaupt 4 Gruppen unterschieden; 1. Kl. aus dem Personenzustandsrecht, — 2. Kl. aus dem Familienzustandsrecht, welche die Kl. aus dem Ehe-, Elternrecht und dem weitem Familienverbande in sich begreifen, — 3. Kl. aus dem Vermögenszustande, wohin die Kl. aus dem Besitz, dem Eigenthum und dinglichen Rechten, und aus dem Delict gehören — und 4. Schadenersatzklagen. Die vierte Gruppe lässt es also auch mit den Delictsklagen zu thun. Mit dieser Aufstellung und der Stellung dieser letzteren in die Klasse der Rechtszustandsklagen können wir uns jedoch nicht einverstanden erklären. Die ganze Frage scheint uns in einer gewissen Verbindung mit

einem im preussischen Landrecht mehrfach vorkommenden Unterschiede der Rechte zu stehen, mit dem in wohlerworbene Rechte der natürlichen Freiheit. Unter den letzteren werden diejenigen verstanden, welche dem Menschen von Natur zukommen, sie werden auch wohl allgemeine Rechte genannt. In einem andern Sinne aber sind es diejenigen, welche jemandem als Staatsbürger und vermöge der im Staate geltenden Gesetze zustehen, und findet sich auch die Bezeichnung: Rechte der natürlichen oder allgemeinen bürgerlichen Freiheit. Einleit. z. A. L. R. §. 82. Th. I. Tit. 1. §. 10. 12. Tit. 9. §. 505. Unter den wohlerworbenen Rechten sind dagegen diejenigen zu verstehen, welche jemandem nicht bloß vermöge seiner Staatsbürgerqualität, sondern vermöge einem besondern Rechtsgrunde zukommen, und sie heißen im Landrecht auch wohl einzelne oder besondere Rechte. Einleit. z. A. L. R. §. 21. 74. 75. Th. I. Tit. 8. §. 82. Wenn nun in §. 3 in der Schrift das Charakteristische der sogenannten Rechtszustandsklagen darin gefunden wird, dass bei ihnen allen der Zweck darauf gerichtet sei, dass ein Rechtszustand des Klägers anerkannt werde, nicht erst ihm verschafft werden solle, und dass hieraus der Anspruch dessen, was der Gegner leisten oder unterlassen solle, ableite: so möchten wir glauben, dass diese Begriffsbestimmung etwas enger umgrenzt werden müsse. Nach unserer Ansicht können als Rechtszustandsklagen nur diejenigen angesehen werden, welche den Zweck haben, dass ein sich nicht schon von selbst ergebender, ein nicht schon in den Rechten der natürlichen oder allgemeinen bürgerlichen Freiheit, sondern ein besonderer, auf bestimmten thatsächlichen Voraussetzungen beruhender Rechtszustand des Klägers anerkannt werden soll. Dann scheiden aber hier die Delictsklagen aus; denn sie gehören lediglich zu den Schutzklagen gegen das Unrecht überhaupt; sie setzen dem Beklagten gegenüber gar keinen individuellen Rechtszustand und Rechtsgrund auf Seite des Klägers voraus, sondern ihr allgemeiner Grund liegt bloß darin, dass alle Rechte der natürlichen oder allgemeinen bürgerlichen Freiheit im Staate geschützt werden sollen. In der That ist ja auch ihr Zweck gar nicht darauf gerichtet, dass ein bestimmter Rechtszustand des Klägers anerkannt, sondern dass wegen einer erfolgten widerrechtlichen Nichtanerkennung und Verletzung desselben sich dem Beklagten gegenüber von selbst vererbende Rechte des Klägers ein Schadenersatz geleistet werden soll. Wenn wir also auch die Namen Rechtszustandsklagen und Rechtsgeschäftsklagen im Uebrigen für sehr passend gewählt erachten, um den allgemeinen Grund des Rechtsanspruchs von vorn herein deutlich hervortreten zu lassen, so würden wir es doch angemessener finden, die Delictsklagen den beiden andern als eine eigene Gattung zu coordiniren, und sie nicht unter die Rechtszustandsklagen zu subsumiren. Denn sie entsprechen ganz eigentlich den Rechten der natürlichen oder allgemeinen bürgerlichen Freiheit, während sich

Rechtszustandsklagen und die Rechtsgeschäftsklagen immer in einer concreten Rechtssphäre bewegen.

Ein viel bestrittener Punkt, welcher in verschiedene Lehren des vorliegenden Werkes eingreift, ist bekanntlich auch die Frage, wie weit denn im preussischen Landrechte der Begriff des Besitzes auf Rechte ausgedehnt sei, und ob nach demselben insonderheit auch ein Besitz an obligatorischen Rechten angenommen werden müsse? Der Verfasser erklärt sich in §. 8 ganz entschieden gegen diese Ansicht, welche namentlich von Bornemann, Schepers und Löher vertheidigt worden ist. Wir unsererseits sind dagegen eben so bestimmt überzeugt, dass auf jene Frage nur eine bejahende Antwort gegeben werden dürfe, und glauben, dass man grade hier zwei ganz verschiedene Fragen von einander trennen müsse: kennt das preussische Landrecht auch an obligatorischen Rechten einen Besitz, und lassen sich nicht gegen die Annahme eines solchen sehr viele gewichtige, aus der Natur des Gegenstandes selbst entlehnte Gründe anführen, kann nicht die Idee eines solchen zu den allergefährlichsten Begriffsverwirrungen führen? Diejenigen, welche auf diesen letzten Punkt ein Hauptgewicht legen zu müssen glaubten, sind dann aus Gründen, die der Politik des Privatrechts angehören, sehr leicht auch dahin gekommen, den Besitz an obligatorischen Rechten aus dem Landrechte weg disputiren zu wollen, und es mag ohne Weiteres eingeräumt werden, dass eine Polemik gegen den Begriff eines solchen Besitzes in vielen Beziehungen für durchaus gerechtfertigt gelten müsse. Zunächst aber haben wir es hier mit etwas Gegebenem zu thun, und hier gehen wir so weit zu behaupten, dass ein Besitz der genannten Art durch den allgemeinen Geist, welcher das Vermögensrecht der preussischen Gesetzgebung durchdringt, sogar mit Nothwendigkeit gefordert werde. Um diess aber selbst auf tieferen Grund zurückzuführen, muss man von folgendem Gesichtspunkte ausgehen. Im römischen Rechte werden als unkörperliche Sachen alle Güterrechte, jedoch mit bestimmter Ausnahme des Eigenthums, bezeichnet. §. 2. Inst. de reb. incorp. 2, 2. Das Eigenthum beschränkt sich auf die körperlichen Dinge, und hier werden Eigenthumsrecht an der Sache und die Sache selbst nicht noch weiter geschieden, sondern beide decken sich gewissermassen; das Eigenthum wird sofort durch die Sache selbst ausgedrückt, an welcher dasselbe besteht. Man sagt: ich habe ein Grundstück, und diess bedeutet: ich habe das Eigenthum an einem Grundstück. In unserer modernen Rechtstheorie waltet nach den verschiedensten Seiten hin, nicht bloss hinsichtlich der Personenwelt, sondern auch in Beziehung auf die Objecte des Vermögensrechts, eine in hohem Grade nivellirende Tendenz vor. Alle Unterschiede, alle Besonderheiten sollen wegfallen; man denke an den Kampf gegen die Fideicommissgüter; Gerade und Heergeräthe sind fast verschwunden; die Lehen und die zahlreichen Formen des bäuerlichen Besitzes gressentheils aufgehoben; der Grund und Boden wird durch

die an unser Hypothekenwesen, unser Pfandbriefsinstitut geknüpft, Ausmäzrung desselben juristisch mehr und mehr in bewegliches Gut verwandelt. Eben jene nivellirende Tendenz ist nun auch in der neueren oder weniger in die neuern grossen Gesetzgebungen eingedrungen, hat auch in der preussischen einen Ausdruck gefunden, und in der That ist auch hier ein völliges Verschwimmen der Begriffe eingetreten. Denn erstens werden körperliche Sachen und Rechte streng von einander gesondert (A. L. R. Th. I. Tit. 2. §. 1. Vgl. Oesterr. bürgerl. Gesetzb. §. 285); zweitens aber werden sich dingliche und obligatorische Rechte an fremden Sachen so qualitativ getrennt wie im römischen Rechte gegenüber, so dass der Unterschied ist als ein quantitativer aufzufassen; das obligatorische Recht an einer fremden Sache erscheint gewissermassen als die tiefere, unvollkommenere Stufe desselben Rechts, und durch hinzutretenden Besitz oder hypothekarische Eintragung den Charakter eines dinglichen Rechts annehmen. Der Grund dieser Auffassung liegt unverkennbar schon im älteren germanischen Rechte und ist auf die Gewere zurückzuführen, indem alle rechtlichen Verbindungen von Personen einerseits, Sachen und Rechten andererseits in diesem Begriffe zusammenliefen. In den Schöffurtheilen besonders des 15. Jahrhunderts finden sich Anwendungen desselben auf die verschiedensten Rechte, wie z. B. bei Gelegenheit eines Streites, den der Rath von Naumburg an der Saale mit dem dasigen Bischof Dietrich (vermuthlich Dietrich IV. 1481 — 1492) wegen gewisser die Stadtverwaltung betreffenden Rechte hatte, die Schöffen von Magdeburg zurückschrieben, dass alles dasjenige, nämlich alle diejenigen Rechte, welche der Rath gestützt auf Privilegien, Statuten und alte Gewohnheit in rechtem Brauch und Besitz der Gewer vierzig Jahre lang unverrückt besessen, ihm in Zukunft gegen die Ansprüche des Bischofs verbleiben sollten. Vgl. Dr. Heinrich Mühler, deutsche Rechtshandschriften des Stadtarchivs zu Naumburg a. d. S. p. 91. — Als eine Folge dieser Auffassung aber ist es zu betrachten, dass der Begriff des Eigenthums im preuss. Landrechte viel weiter gestellt ist, als im römischen Rechte, also nicht blos auf körperliche Sachen beschränkt, sondern auch auf Rechte ausgedehnt ist; denn Eigenthümer ist derjenige, welcher befugt ist, über die Substanz einer Sache eines Rechtes, mit Ausschliessung Anderer, aus eigener Macht durch sich selbst oder einen Dritten zu verfügen. Freilich ergibt sich hieraus die Inconsequenz, dass man nun auch von dem Eigenthum an dem Eigenthumsrechte einer Sache, getrennt von der Sache selbst, sprechen könnte. Aber wir lassen hier die nachtheiligen Folgen eines solchen Ineinanderfliessens der Begriffe ganz unberuhen; es muss hier eben so dahin gestellt bleiben, ob man sich bei der Abfassung des Produkts der aus jenem erweiterten Begriffe des Eigenthums entspringenden Consequenzen deutlich bewusst gewesen: für uns sind hier zunächst nur die wirklich vor-



hundertsten Bestimmungen des Gesetzbuches von Wichtigkeit. Dass nun dasselbe ein wahres Eigenthum an obligatorischen Rechten kennt, das geht doch wohl aus nichts so deutlich hervor, als aus der Lehre von der Cession, wo es Th. I. Tit. II. §. 376 heisst: „Die Abtretung der Rechte setzt einen Vertrag voraus, wodurch Jemand sich verpflichtet, einem Andern das Eigenthum seines Rechts, gegen eine bestimmte Vergeltung, zu überlassen“. Auch in diese Materie ist jenes schon oben hervorgehobene Verschwimmen der Begriffe wieder im vollsten Maasse eingedrungen; Sachen und Rechte laufen auch hier wieder durch einander, denn wenn der §. 382 a. a. O. verfügt: „Alle Rechte, welche nicht an die Person des Inhabers gebunden sind, können Andere abgetreten werden“, so müsste es hiernach dem Eigenthümer eines Hauses gestattet sein, statt das Haus zu verkaufen, das Eigenthumsrecht daran einem Andern zu cediren. Aber abgesehen hiervon weiss doch Jeder, dass bei den durch Cession übertragbaren Rechten vorzugsweise an obligatorische Rechte zu denken ist, und bei ihnen wird also ganz bestimmt von einem wahren Eigenthum daran gesprochen. Gibt es aber ein solches, so muss es auch einen Besitz daran geben, denn der Besitz ist, wie Bornemann mit Recht sagt, eben die Ausübung des Eigenthums, und läuft mit dem letzteren als dessen factische Seite stets parallel. Vgl. Oesterr. bürgerl. Gesetzb. §. 311. Indem wir also in Betreff der hier behandelten sehr interessanten Frage dem Verf. nicht beitreten können, müssen wir auch bestreiten, dass die Eintheilung der Rechte in affirmative, negative und Untersuchungsrechte (A. L. R. Th. I. Tit. 7. §. 80 f.) hinsichtlich der Frage, in welchen Rechten ein Besitz überhaupt noch als möglich gedacht werden solle, für erschöpfend zu halten sei. Diese drei Species werden nur besonders hervorgehoben; vorher in §. 78 wird ganz allgemein bestimmt: „der Besitz anderer Rechte, die von dem Besitze einer körperlichen Sache nicht abhängen, kann nur durch die Ausübung derselben erlangt werden“, und eben dahin gehören die einfachen obligatorischen Rechte. Im Allgemeinen aber mag hier noch die Bemerkung beigefügt werden, dass das preussische Landrecht gerade dem Germanisten einen reichen, unerschöpflichen Stoff der Betrachtung gewährt, weil die Mängel wie die Vorzüge desselben unendlich oft auf versteckte Wurzelfasern des einheimischen deutschen Rechts zurückzuführen sind.

Die Darstellung der einzelnen Klagen im besondern Theil gewährt eine vortreffliche und sehr belehrende Uebersicht über das gesammte Rechtssystem. Der Verfasser hat hier die Grenze zwischen einer juristischen Dogmatik und einem System des formalen Civilprocesses mit grossem Geschick eingehalten, und ist sich der Eigenthümlichkeit seiner Aufgabe stets klar bewusst geblieben. Es kann aber gar kein geeigneteres Mittel geben, um die Kluft zwischen dem toten Buchstaben des Gesetzbuches und der wirklichen Anwendung desselben im Leben auszufüllen, als eine solche Be-



leuchtung der einzelnen Klagen mit sorgfältiger Hervorhebung Bedingungen, an welche der Gebrauch derselben geknüpft ist. Raum verbietet uns hier noch genauer auf Einzelheiten einzugehen, aber mit gutem Grunde darf das obige Werk nicht bloß den juristischen Juristen bestens empfohlen werden: auch die Juristen der Länder des gemeinen Rechts werden darin sehr viele Punkte geistvoll erörtert finden, auf deren Beantwortung sie durch den Beruf wiederholt hingewiesen sind.

Breslau im Mai 1858.

Dr. E. Th. Gaupp

*Das Erdbeben vom 15. Januar 1858 besonders rücksichtlich Verbreitung in Ungarn. Von Dr. G. A. Kornhuber. Druck einer Mittheilung in der Versammlung des Vereins Naturkunde zu Presburg am 12. April 1858. 32 S. 8.*

Das denkwürdige Natur-Ereigniss, welches am Abend 15. Januar 1858 besonders im Nordwesten von Ungarn sich gab, und in mehr oder weniger mächtigen Schwingungen über namhaften Theil des angrenzenden Mährens, des österreichischen preussischen Schlesiens, so wie Galiziens sich verbreitete, hatte so mehr allgemeine Aufmerksamkeit erweckt, als Boden-Beben in den genannten Gegenden nicht häufig sind und die Heftigkeit derselben diesmal eine sehr beträchtliche, in ihren Wirkungen fallende war. Bereits am 25. Januar hielt der Verf. im Presburger naturhistorischen Verein einen Vortrag über Erscheinungs-Weise wahrscheinliche Ursache der Erdbeben im Allgemeinen, und hatte kurze Skizze des oben erwähnten Ereignisses gegeben, so wie ihm nach den damals zu Gebot stehenden Daten möglich gewesen als den Mittelpunkt der Erschütterung Stillein bezeichnet und Grenzen derselben in Ungarn, zum Theil auch in den übrigen Ländern namhaft gemacht. Auf Kornhubers Veranlassung veranlaßte die k. k. Statthalterei-Abtheilung in Presburg von den unterstehenden Behörden, mit Rücksicht auf bestimmte Fragen Nachrichten einzusenden, deren Mittheilung zu wissenschaftlicher Benutzung vergönnt wurde. Ehe der Verf. den einzelnen Beobachtungen zuwendet, gedenkt er älterer Ereignisse derselben Art in der diesmal betroffenen Gegend, welche auf verschiedenartigem Wege zu seiner Kenntniss gelangten. Wir gestatten uns einige Andeutungen: die Sache ist in mehr als einer Hinsicht von Interesse, unter den Angaben wohl manche entnommen aus Quellen, wo Hoff bei seiner klassischen „Geschichte der natürlichen Verformungen der Erd-Oberfläche“ nicht zu Gebot standen.

Das grosse Erdbeben am 25. Januar 1348, das durch ganz Süd-Deutschland sich verbreitete, hatte auch Ungarn erschüttert. Am 24. Mai 1448 abermals eine Katastrophe in Ungarn, die

Insbesondere heftig gewesen und auch in Wien verspürt wurde, namentlich aber das ungarische Bergland, Polen, Schlesien, Mähren und Böhmen traf. Viele Menschen kamen dabei um's Leben. Das Erdbeben vom 15. September 1590, welches man in Wien auffallend wahrnahm, hatte auch an anderen Orten Oesterreichs, in Böhmen, Schlesien und Ungarn sich gezeigt und wiederholte sich am 1. September. Im Jahre 1600 den 21. und 22. September heftige Beben im Rajetzer Bache und im ganzen Rajsan-Thale Sillein. An diesem Orte fand den 16. November 1613 ein Erdbeben statt, das eine weitere Verbreitung hatte, Presburg erlitt erhebliche Beschädigungen. Zur Zeit der Erschütterungen von 1615 in Böhmen, Oesterreich und Ungarn, zeigte sich ein Feuer-Meteor. In Schlesien wurden 1715 Erd-Schwankungen ziemlich intensiver verspürt, die wahrscheinlich in den Karpathen ihren Ursprung haben. Im Jahre 1783 bebte der Boden in Ungarn wiederholt, namentlich in dem an der Donau gelegenen Orten. Am 3. December 1807 ein Erdbeben, das sich in ähnlicher Weise fortpflanzte, wie das von 1858, und in Schlesien, Polen, Galizien, Ungarn war es sehr heftig. Zum Schlusse wird der Ereignisse in den Jahren 1813, 1815, 1853, 1856 und 1857 gedacht.

Hält man diese Angaben zusammen, so scheint, trotz ihrer Unstimmtheit und ihres Mangelhaften, ziemlich deutlich hervorzugehen, dass die Gegend von Sillein wiederholt der Mittelpunkt von Erdbeben gewesen.

Das Gebiet, über welches die Wellen der diesjährigen Bebung sich fortpflanzten, liegt zwischen  $33^{\circ} 20'$  und  $37^{\circ} 40'$  östlicher Länge und zwischen dem  $48.$  und  $51^{\circ}$  nördlicher Breite, und umschließt ungefähr einen Flächenraum von mehr als zweihundert Quadratmeilen.

Was die geognostische Zusammensetzung der Gegend betrifft, so wird sie als Heerd der Erschütterung zu betrachten, so wird der Kern aus Granit gebildet, dem Granit-, Glimmer-, Hornfels- und Talkschiefer aufgelagert sind. Ueber denselben, wo sie fehlen unmittelbar auf Granit, erscheinen Quarz-Sandsteine, vielleicht zur Grauwacke gehörig, sodann folgen Kalke, endlich in grosser Ausdehnung und Mächtigkeit Dolomite anschliessend. Die sanfteren Gebirgs-Abhänge bestehen aus Karpathen-Steinen, welche meist in die eocäne Periode gehören dürften.

Der Verfasser geht nun zu den Einzelheiten des Erdbebens vom 15. Januar 1858 über. Hinsichtlich des Auftretens vom ersten Impulse und der Richtung der Stösse herrscht in den eingelaufenen Berichten keine vollkommene Uebereinstimmung. In Schemnitz beobachtete man eine Richtung, die merkwürdiger Weise senkrecht steht auf dem Streichen der dortigen Erzgänge. Die Zahl der Beben in der Silleiner Gegend beläuft sich, nur jene berücksichtigend, welche constatirt sind, auf zehn, in Bitschitz wird solche zu dreissig angegeben u. s. w. Die Dauer der einzelnen Impulse soll

im Allgemeinen zwischen zwei und sechs Secunden betragen hat. Dem Ausbruch des Erdbebens ging, nach übereinstimmender Aussage der Gebirgs-Anwohner mehrerer Gegenden, ein donnerliches Getöse war, die ersten Stösse selbst waren von heftigen tonationen, die späteren von einem unterirdischen Rollen begleitet. Auch Licht-Phänomene wurden in der Zeit, während welcher Erschütterungen stattfanden, beobachtet. So u. a. in Sillein. Feuermeteor, das in Gestalt einer Kugel plötzlich gegen SW. oberem klaren Theil des Himmels erschien, sich rasch bewegte, hinter am Horizont hinziehenden Wolkenschichten verschwand. Nachrichten über die Erscheinungen an Quellen, Flüssen, Thermen u. s. w. sind höchst mangelhaft; bei den Eindrücken, welche das Ereigniss auf die Menschen machte, ist hier nicht zu verweilen und ebensowenig bei den Angaben über die mechanischen Wirkungen des Erdbodens. Zur genauern Kenntniss der Verbreitung dient die Angabe der Orte, von denen bestimmte Beobachtungen eingingen. In der Trentschiner Gespanschaft war, wie bereits erwähnt, im Silleiner Bezirke die Erschütterung am stärksten, auch zu Visnyove. Bischofs und Sillein. Ueber die Verbreitung der Boden-Erschütterung ausserhalb Ungarn standen keine anderen Angaben als die in öffentlichen Blättern enthaltenen Notizen zu Gebote und beim Vergleiche der einzelnen Berichte aus Mähren und Galizien fallen manche Unvollkommenheiten der Beobachtung und Widersprüche auf, besonders in den Angaben über die Richtung der Fortpflanzung.

Fasst man das ganze Phänomen nochmals ins Auge, so ergibt sich, dass das besprochene Ereigniss seiner weiten Ausbreitung wegen zu den allgemeinen Erdbeben gezählt werden müsse, dass die Bewegung vom ersten senkrechten Impuls aus in wellenförmiger, schwankender Weise fortschritt und die Welle vom Orte der Entstehung die grösste Erstreckung in der Richtung von SO. nach NW. nahm, sonst aber die Schwankung sich radical über den ganzen Erschütterungs-Kreis fortpflanzte, daher das Erdbeben in der Form nach zu den centralen zu rechnen sei.

Die Abhängigkeit von den geotektonischen Verhältnissen zeigt sich bei dieser Katastrophe deutlich. Schon was die Ausdehnung des Erschütterungs-Kreises betrifft, so sieht man ihn längs der verschobenen Bergketten (Felsengrund) sich ausbuchten, während er selbst durch das lockere Molasse-Gebiet namhafte Einbuchtungen erfährt. Wie bei früheren Erdbeben so fanden auch diesmal Scherungen und Verschiebungen am stärksten längs der Grenzschicht-Systemen statt. Nicht unbeachtungswerth scheint ferner, dass die Linie in weitester Erstreckung, die grosse Axe des ungefähr elliptischen Erschütterungs-Gebietes, von SO. nach NW. zieht, dieselbe Richtung, welche die vulkanischen Eruptiv-Gebiete Mittel-Europa's: die Trachyte Siebenbürgens, des Virholet, die Basaltdurchbrüche Schlesiens, des Böhmisches Mittelgebirges u.

Lausitz, des oberen Weser-Gebietes und der Rheinlande ver-  
 et, längs welcher also die Erschütterungen besser, als in jeder  
 in Richtung fortgeleitet wurden.

Zum Schlusse folgen einige Andeutungen über die Entstehungs-  
 der geschilderten Erscheinungen und der Grund-Ursache  
 Erdbeben. Wie zu erwarten, bekennt sich der Verf. in letz-  
 Hinsicht zur Meinung, welche in unsern Tagen unter Geologen  
 herrschende ist.

Leonhard.

---

*Theokrits Idyllen. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt*  
 von Ad. Theod. Hermann Fritzsche. Leipzig. Druck  
 und Verlag von G. B. Teubner. 1857. VI und 268 S. in gr. 8.

Diese Bearbeitung der Idyllen des Theocritus kann mit dem  
 in Rechte auf ungetheilte Anerkennung Anspruch machen; sie  
 ent dieselbe in jeder Hinsicht, eben so sehr von Seiten der  
 lichkeit und Gedicgenheit, die sich auf jeder Seite zu erken-  
 gibt und einen Bearbeiter zeigt, den lange Studien und viel-  
 ge Beschäftigung mit dem Dichter in den Stand gesetzt haben,  
 es Stoffes völlig Herr und Meister zu sein, wie von Seiten  
 Zweckmässigkeit für diejenigen Kreise, für welche diese Aus-  
 bestimmt ist. Tüchtige Primaner, die schon gehörig vorge-  
 et sind, junge strebsame Philologen, werden aus dieser Ausgabe  
 mein Vieles lernen können, und selbst solche, die in späteren  
 unsjahren zu dem aus der Jugend ihnen bekannt und lieb ge-  
 denen Dichter zurückkehren wollen, werden vorzugsweise nach  
 r Ausgabe zu greifen haben, weil sie in Alles das eingeführt  
 en, was zum Verständniss des Dichters im Ganzen wie im  
 en nothwendig ist, unter sorgsamer Benutzung alles Dessen,  
 die Forschungen der neuesten Zeit dafür beigebracht haben.  
 Hauptmittelpunkt des Ganzen und die Hauptsache bildet, nach  
 Absicht des Herausgebers, die Erklärung: womit jedoch nicht  
 gt sein soll, dass die Kritik, d. h. ein kritisch festgestellter,  
 icht beglaubigter Text minder beachtet worden wäre. Im  
 entheil der mit Allem dem, was die neuesten Bearbeitungen  
 Textes dieser Gedichte von Ameis, Ahrens, Meincke, gebracht  
 en, so wohl vertraute Verfasser hat davon den erspriesslichen  
 rauch gemacht, aber in eigene weitläufige kritische Erörte-  
 ren über das von ihm Aufgenommene oder Verworfenene sich  
 et eingelassen, weil dies dem Zweck seiner Bearbeitung aller-  
 ge ferne lag. Und diess kann man nur billigen, zumal da wir  
 en können, auch darüber seiner Zeit an einem andern Orte

die erwünschte Erörterung zu finden, die für diese Ausgabe für diejenigen Leser, für welche dieselbe bestimmt ist, gewiss der passend erscheinen musste. Wenden wir darum uns nun zu Dem, was der Herausgeber mit Recht als die Hauptsache gesehen wissen will, zur Erklärung. In diese werden wir durch eine umfassende Einleitung, in welcher Alles das, auf das Leben des Dichters, seine Dichtungen und deren Charakter Bezug hat, die befriedigendste Erörterung gefunden hat. Der Verfasser hatte schon im Jahre 1844 in einer Abhandlung *De poetis bucolicis*, der auch diese Jahrbücher (Jahrgang 1845 S. 21) rühmlichst gedacht haben, einen gründlichen Beitrag dazu gegeben; in dieser Einleitung erscheint das Ganze in grösserer Vollständigkeit und mit Berücksichtigung neuerer Forschungen behandelt. Von allen den Forschungen, die seit dem über Theocrit's Schriften u. dgl. angestellt worden, wie von gelegentlich gemachten Bemerkungen anderer Gelehrten, ist Nichts dem Verfasser entgangen oder von ihm unberücksichtigt gelassen worden; was vorliegt, erscheint als Ergebniss einer sorgfältigen Prüfung, kann darum als wahr und richtig angenommen werden. Die Einleitung handelt namentlich von dem, was über das Leben des Dichters bekannt wird. Darauf folgt eine vorzügliche Charakteristik der Dichtungen selbst nach ihrem mimischen und bukolischen Charakter; „Theokrit's bukolische Gedichte können wir hiernach als Mimen bezeichnen, die entweder als Monologe (Id. 3. Id. 11) oder als Dialoge (Id. 1. 4. u. s. w.) in sich abgeschlossene Scenen des ländlichen Lebens in poetischer Form darstellen, damit der Leser sich an ihnen ergötze. Theocrit will nicht das Leben der Hirten oder das Landleben überhaupt beschreiben, wie etwa Kleist im *Frühling* oder Thomson in den *Seasons*, was zuletzt langweilig wird, sondern er will uns an der Hand der Poesie das Thun und Treiben der Hirten oder Schritter (Id. 10) zeigen, wie es ist, weil es in sich selbst einen Reiz hat“ (S. 9). Es ist also die Wahrheit und Treue, mit der uns in diesen Gedichten Bilder des ländlichen Lebens ohne alle fremdartige Beimischung, ohne sonstige Absichten und Tendenzen, aber auch ohne alle Sentimentalität oder Schwärmerei, wie sie das Zeichen von bereits verschobenen mehr gekünstelten als natürlichen Zuständen sind, vorgeführt werden. Der Verfasser besteht mit allem Recht auf dieser Behauptung; er verwirft darum eben so sehr die Annahme von mystischen Zwecken, die man in einigen dieser Gedichte hat gefunden wollen, wie die Annahme der Allegorie, die den auf die Wirklichkeit basirten und nur diese darstellenden Dichtungen völlig fremd ist; man muss in der That wenig in das Wesen und den Geist der theokritischen Dichtung eingedrungen sein, wenn man zu solchen Annahmen sich verleiten lässt, die jede gesunde Anlage verwerfen muss. Grade dieses völlige Fernhalten aller Allegorien

so wie aller der Auspielungen auf Gegenstände, die der Wirklichkeit des ländlichen Lebens fern stehen, ja zum Theil ganz widerstreben, macht das Charakteristische dieser Dichtung aus, wodurch sie sich von den Nachbildungen der römischen Zeit eben so sehr in ihrem Vortheil unterscheiden, wie von allen den Versuchen der neueren Zeit, der Italiener, wie der Deutschen und Engländer. Der Verfasser bespricht dann näher die Mittel und Wege, auf denen Theokrit dieses Ziel zu erreichen bemüht war; er geht damit über in das Einzelne der Gedichte ein und gibt einen eben so anspruchlosen als wohl zu beachtenden Beitrag zur richtigen Erkenntnis und Würdigung dieser Idyllen; dass dabei auch die äussere, metrische Form näher besprochen und in ihrer ganzen Entwicklung dargelegt wird, bedarf wohl kaum einer besonderen Bemerkung. Damit in einiger Verbindung stehend, haben wir auch die Sprache des Dichters in ihrer besonderen dialektischen Gestaltung zu betrachten. Hören wir, wie der Verfasser über diesen selbstbesprochenen und vielbestrittenen Punkt sich ausspricht (S. 16): „Während bei Sophron der wirkliche Valgardialekt Siciliens angewendet wird, hat Theokrit sich eines grammatisch correcten, wir können sagen, gelehrten Dorismus bedient und denselben durch Vermischung epischer Formen veredelt. Halten wir uns fest an die Überlieferung der besten Handschriften, so ist es uns unmöglich, die Ausdrücke der einheimischen und bukolischen Gedichte über einen Kamm zu scheeren. Wir müssen vielmehr annehmen, dass der Dichter eine freiere Wahl des Ausdruckes an den einzelnen Stellen beabsichtigt und gefühlt habe, was hier passend, was dort unpassend sei“. Der Verfasser hat es nicht verächtelt, zu diesen Sätzen auch die Belege aus der Anwendung einzelner Formen zu geben; er schliesst mit der Bemerkung, dass in den recipirten homerischen Phrasen auch der homerische Dialekt bleibe, eben so, dass das Gesagte bloss von den mimischen und bukolischen, nicht aber von den epischen Gedichten Theokrits gelte: über diese epischen Gedichte, wie über diejenigen, die einen lyrischen Charakter an sich tragen, hat der Verfasser eine eigene Untersuchung eingeleitet (S. 20 ff.), welche über das Wesen derselben, und ihre Verschiedenheit von den mimischen und bukolischen Dichtungen sich verbreitet; endlich wird auch der Epigramme gedacht, so wie der Art und Weise der Entstehung dieser ganzen Sammlung theokritischer Gedichte: sehr vollständige literarische Nachweisungen machen den Schluss.

Unter dem durchweg correcten Texte findet sich in doppelten Columnen die Erklärung, die wie schon oben bemerkt worden, die Hauptsache bildet. Dieselbe gibt den Gedankengang und Inhalt eines jeden Liedes genau an, erklärt die Structur und den Bau der Perioden, da wo solche Schwierigkeiten bietet, und geht dann zu der Erklärung der einzelnen Worte über, unter Anführung ent-

sprechender Parallelstellen oder passender Nachweisungen, in grammatischen Dingen auf Krüger's Grammatik. Aber auf die eigentliche Verständniss abzielenden Erklärungen hat sich der Verfasser nicht beschränkt: mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit werden alle sachlichen Punkte behandelt, Alles Antiquarische, in den Bereich alter Sitte oder alter Kunst und Religion gründlich erörtert, selbst mit Hinzuziehung der Kunstwerke, denen Manches Treffende zum Verständniss des Einzelnen gebracht wird. Selbst botanische und astronomische Gegenstände werden in eben so befriedigender Weise erörtert.

Es ist uns bei dem engen Raum dieser Blätter und der Bestimmung dieser Anzeige nicht vergönnt, näher in die Betrachtung des Einzelnen einzugehen, und den Beweis des Gesagten zu liefern: wer diese Ausgabe gebraucht, und im Einzelnen die Erklärung des Verfassers gefolgt ist, wird sich davon bald überzeugen und erkennen, dass wir in der Empfehlung dieser Ausgabe nicht zu Viel gesagt haben. Sie hat einen durchaus gelehrten Charakter und diejenige Reife, die ein aus Jahre langen gründlichen Studien hervorgegangenes Werk bald erkennen lässt. Dem feinem Takte wird das Nöthige, aber auch nur dieses beobachtet, und so in der Erklärung selbst ein Maass beobachtet, das bei der Verschiedenheit der über das Zuviel oder Zuwenig obwaltenden Ansichten in einer Weise eingehalten ist, wie sich ein solches selten erhalten findet. Auch daraus kann Mancher lernen. Und so kann denn dem jüngern Geschlechte strebsamer Philologen diese Ausgabe ernstlich empfohlen sein; sie kann nur wohlthätig auf sie wirken zur Pflege gründlicher Studien und diese fördern. — Die äussere Ausstattung in Druck und Papier wird gewiss befriedigen. Als gute Zugaben erscheinen am Schlusse: Clavis Theocriti, ein Bezug auf die dem Theocrit eigenthümlichen dialektischen Formen, ein Index Graecus und ein Index Grammaticus.

Chr. Bähr



# HRBÜCHER DER LITERATUR.

*Lebte Schatten. Bildnisse und Autographen von Klopstock, Wieland, Herder, Lessing, Schiller, Göthe. In einem befreundeten Cyclus und mit erläuterndem Texte herausgegeben von Friedrich Götz. Mannheim. Verlagsbuchhandlung von Friedrich Götz. 1858. 4.*

*Herode, Karolina v., gesammelte Dichtungen. Zum erstenmale vollständig herausgegeben durch Friedrich Götz. Nebst einem Brustbilde der Dichterin und ihrem Grabsteine. Mannheim. 1857. 4.*

*Götz, Friedrich, Poesie-Blätter. Mannheim. 1857. 8.*

Wenn das Andenken eines Volkes, wie an seine grossen Männerhaupt, so insbesondere an Diejenigen, die durch unsterbliche Werke der Kunst und Poesie auf seine Bildung und Veredlung einen unberechenbar-mächtigen Einfluss geübt hat, eine seiner heiligsten Pflichten gegen sie, wie gegen sich selbst ist; — wenn es wahr ist, dass ein Volk, ohne solches Andenken zu ehren, auch sich selbst nicht ehren kann; — wenn die Dankbarkeit gegen diejenigen, durch die es — gleichwohl in äusseren oder inneren Gütern — zu grösserem Wohlstande sich erhoben sieht; wenn die Erinnerung an Alles, was — soviel ob im politischen und praktischen, im wissenschaftlichen Kunst-Leben, — aus seiner Mitte Grosses hervorgegangen ist, der mächtigsten Hebel seines Nationalbewusstseins und die Kraft auch für Gegenwart und Zukunft wird: so verdient das erste der obangeführten Werke gewiss unseren aufrichtigen Dank. Denn es führt uns eine Reihe von Bildnissen der grossen Männer vor, aus deren Werken über Deutschland hin die Dunkelheit, obwohl bis zu ihrer Zeit schon längst von manchem Herzen durchdrungen und allmählig von einem heller erglühenden Frührothe verdrängt, durch die Lichtstrahlen eines neuen Tages aufflammten; von Männern, deren Werke mit der belebenden Kraft der Dichtung, die durch die wärmenden Strahlen einer fast vergessenen Vaterlandsliebe ausgossen, wodurch sie tausende von Ideen, die im Halbdunkeln geschlummert hatten, von Neuem wach riefen, und die unglückliche Deutschland zu dem neuen Bewusstsein seiner selbst zurückführten, mit welchem es nunmehr beginnen konnte, das, wenn auch noch so fern in unseren Tagen wohl noch ferne, Ziel eines neuen Strebens zu suchen und zu erkennen.

In der, nicht ohne Mühe zusammengebrachten Sammlung dieser Bildnisse hat Herr Buchhändler Götz seine Musestunden dazu verwendet, unseren grossen Dichtern einen Beitrag zu dem Tribute

zu zollen, auf den sie ein unerlöschliches Recht sich erworben; ein Recht, dem Jeder seine vollste Huldigung gern darbringt, der den Werth der Kunst und ihrer Werke zu begreifen mag. — Denn die Kunst, und so insbesondere die Poesie, wahrlich nicht bloß, — wofür sie leider von Vielen gehalten wird, die darum das Ebengesagte freilich nicht fassen können, ein Mittel für den Flachen, um etwa durch Anreizung einer losen Neugier wenigstens gegen gänzliches Einschlafen zu wahren und die Zeit abzutödten; sondern der erste Keim, in welchem das geistige Leben der Völker schon von Anfang an dem Boden, aus der Materie heraus, und dann ebenso, in jeder Periode ihrer Geschichte, immer wieder aufs Neue zu neuen Keimen weiter fort sich entfaltet. Das Lied ist überall, sobald die ersten materiellen Lebensbedürfnisse eines Volkes dem Leben abgewonnen sind und dieser für edlere Keime urbar geworden, oder sobald das Volk aus seinem rohesten Urzustande heraus, das erste Merkmal seines höheren geistigen Lebens: Mythologie, Dichtung sind älter als Geschichte, Religion, Recht etc., und, da sie von Mund zu Mund weiter getragen werden, so sind sie die ersten, denen das erste positive, in ihnen auf die Nachkommen sich übererbende Bewusstsein eines Volkes von sich selbst und der Gemeinschaftlichkeit seiner Abstammung etc. hervorgeht; während die gemeinsame Sprache dieses Bewusstsein nur in abstract-positiver Weise, nur im Gegensatze zu Andersredenden, zu erzeugen vermag. Wer könnte bezweifeln, dass Griechenland in seinem Homer wirklich das Centrum seines nationalen Bewusstseins, oder das erste Moment, worin zuerst und für alle Zeiten das Bewusstsein der Einheit, das Selbstbewusstsein der Nation, sich ausgesprochen hat, nicht bloß im Alterthume besaß, sondern in der That noch besitzt. Ebendas aber, was die Kunst vom Anfange an das ganze Leben eines Volkes ist, eine Regung und Anregung des geistigen Lebens und Strebens, das ist und wird sie auch für jede besondere Periode dieses Lebens auf's Neue, ein Keim, welchem eine neue Lebenskraft, ein neues Kulturleben sich entfalten beginnt. Wie überall, so zeigt sich auch hier eine Wechselwirkung; die treibende Kraft bringt den Keim an den Boden, damit sie in diesem, unter dem Einflusse von Licht und Wärme, sich selbst desto kräftiger concentrirt und aus sich hervorbringe. Wie aber an der Pflanze jeder Aushaußsatz zu einem neuen Zweige nichts Anderes ist, als ein neuer Keim, aus dem der Zweig als neue Pflanze mit Blättern und Blüthen hervorgehen soll; so auch hier bei der Geschichte der Völker, in jeder Periode wie die Zweige an den Pflanzen in immer neuen Aushaußsätzen oder Keimen ansetzen. Wo in der Kunst kein neuer Keim ansetzt, da kommt, da gibt es ebensowenig, wie ohne neues Auge es nicht einen neuen Zweig für den Baum, auch eine neue Periode für das geistige Leben eines Volkes, und der Stamm seines Lebensbaums.

keine Triebkraft mehr besitzt, stirbt ab. Erfreuen wir uns daher, im wissenschaftlichen Leben, noch seiner Blätter und der aus werdenden Blüthen, so dürfen wir auch wohl einerseits, in practischen Anwendung des Wissens, auf seine Früchte hoffen nicht verzagen, selbst wenn diese langsam reifen; sowie anderseits die Keime, aus denen das Leben seinen Ursprung gehabt und den Rückblick auf sie nicht vernachlässigen. Denn dieser Blick, die Rückerinnerung eines Volkes an diejenigen Männer, nur zu oft nicht ohne Selbstaufopferung, seiner Bildung und Bildung die ganze schöpferische Thätigkeit des eigenen Lebens geweiht haben, ist, wie der Lebensathem für den Körper, wesentlichste Bedingniss seines geistigen Fortlebens, wodurch Aufschlag seines Herzens immer aufs Neue sich erfrischt und ganze Lebensthätigkeit zu neuen Kraftäusserungen, zum Treiben der Keime und Zweige, sich concentrirt.

Aber — könnte man sagen — wozu Bildnisse? Haben uns die Dichter nicht schon in ihren Werken die schönsten und unvergänglichsten Denkmale von sich hinterlassen? — Allerdings! — wie jedes Werk nicht mehr ausschliesslich der Subjectivität des Schöpfers, sondern der äusseren Wirklichkeit überhaupt anhängt, und für Alle da ist, so gehören auch die Werke eines grossen Dichters nicht mehr ausschliesslich einem Volke für sich, sondern dem ganzen Menschengeschlechte und der Weltgeschichte an. Haben ihren Einfluss auf alle Völker und Zeiten, denen sie bezeugt werden, aus; und nur die Person des Dichters ist es, durch die sie als Nationalwerke ausschliesslich und für immer der Nation anhängig bleiben. Selbst auf die nationale Sprache kommt hierbei wenig an. Wenn der griechische Text des Homer oder der Text des Shakespeare verloren ginge und von jenem nur die Uebersetzung, von diesem nur die Schlegel'sche Uebersetzung übrig bliebe, so würden dennoch Griechenland und England ausschliesslich nationale Rechte an die Werke dieser Dichter behalten, denn an ihnen der Letzteren ist es, woran das nationale Bewusstsein sich festhält. (Leibnitz hat Vieles lateinisch und französisch geschrieben; aber gehören seine Werke darum nicht mehr Frankreich an?) — Ebendeshalb aber begnügt sich das nationale Bewusstsein auch nicht mit der abstracten Erinnerung an einen Schöpfer solcher Werke, von welchem weder Name noch Bildniss bekannt ist, sondern es fordert eine concrete Vorstellung der Person selbst, und diese ist es, die in möglichster Vollkommenheit im getroffenen Bilde oder der Statue sich ihm darbietet. In diesen Darstellungen nach Concreten liegt ebenso sehr der Grund aller mythologischen Anthropomorphose, die, solange die Gottesidee nur abstract verhewelt, sich nöthig machte; wie der aller Standbilder etc. grosser Männer in der Geschichte. Aber auch nur die Kunst selbst ist es, die alles Grosse, wozu sie die ersten Triebe gegeben hat, in ihren eigenen Werken, in Standbildern und Gemälden, auf so

concrete Art wieder verewigen kann; sie erzeugt und verewigt es in neuen Erzeugnissen. Darum geht Klio mit Kalliope und ihren übrigen Schwestern im schwesterlichen Vereine, damit sie gegenseitig verherrlichen.

Auch das vorliegende Werk, das nach seinem sinnig gewählten Titel in einen Orkus geliebter Schatten, zu denjenigen Männern zurückführen soll, die schon in ihren eigenen Werken den weltlichen Lorbeer zur Krone sich geflochten haben, ist ein Kunstwerk an sich selbst. Ueberall in diesen Bildern finden wir Züge, die wie befreundete uns ansprechen; aber das, was uns das Bild in bloßer Ahnung nur unbestimmt uns vorschwebte, steht ihm als sichtbare Wirklichkeit vor uns, und ebenso, wie wir den bekannten Freund in jedem Worte, das er uns sagt, besser verstehen, als den Fremden, so wird auch das deutliche Bild des Dichters zum besseren Verständnisse seiner Werke unvermeidlich zurückführen. Denn derselbe Geist, der aus jenem hervorleuchtet, spricht auch in diesen sich aus, und so fasst also die vorliegende Sammlung das ganze reiche Leben einer grossen Vorzeit, die ihre Werke uns hinterlassen hat, recht eigentlich zu einer unmittelbaren Gesamtanschauung zusammen, wodurch sie zum Kunstwerke wird, wenn nämlich das Wesen eines Kunstwerkes darin besteht, das das Abstract-Unbestimmte zur Einheit einer bestimmten Idee (hier zur Idee jener Vorzeit) zusammenfasst, und diese zur unmittelbar-sinnlichen Anschauung bringt.

In einer Einleitung (S. 7—36) gibt der Verf. zuerst eine Reihe von literarhistorischen und biographischen Erläuterungen der nachfolgenden Bildnissen selbst, und seine Bemerkung in der Vorrede, dass diese Erläuterungen „die Resultate eifriger Forschung und strenger Sichtung“ sind, rechtfertigt sich vollkommen bei Durchsicht. Von hier betreten wir die Bilderhalle, wo bei jedem Bildnisse angegeben ist, in wessen Besitze das Original sich befindet, da dies nicht ohne Einfluss auf deren Beurtheilung sein kann. Wir finden hier 1) Klopstock und seine erste Gattin Marianne, geb. Moller. 2) Wieland und Sophie von La-Rochelle, geb. Gutermann, seine erste Liebe. 3) Herder und Joh. Götze. 4) Lessing und Wolfgang Heribert Freytag von Dalberg, Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters. 5) Schiller in der Jugendzeit ums J. 1784 und Christ. F. Schwan, seinen Freund und ersten Verleger. 6) Goethe und August Iffland. 7) Ferd. Kobell, Landschaftsmaler und Director der Mannheimer churfürstl. Gemäldegallerie, und Fr. Müller, genannt Maler Müller als Jüngling, in Costüm eines romantischen Schäferspiele zu Zweibrücken in der Zeit des K. K. K. zog Christians IV. 8) Schubart und Friedr. Müller im Greisenalter. 9) Peter v. Verschaffelt, Director der Mannheimer Zeichenacademie, und Gottlieb Christian Götz, Schillers Verleger, Freund und Reisegefährte im April 1785. 10) eine Pflanzung

er aus der Zweibrücken-Birkenfeldschen Pfalzgrafschaft und dem Decennium des 17. (18.?) Jahrhunderts. 11) Margaretha Schwan, nach einer handschriftlichen Randbemerkung ihres Vaters zu einem Briefe Schillers an diesen v. 24. April 1785. (s. Autographensammlung Bl. 6—9), Schillers erste Liebe, Laura\*). Karoline Ziegler, Schauspielerin zu Mannheim, erste Darstellerin der Leonore in Fiesco und Luise in Kabale und Liebe. Karoline von Günderode. 14) Sophie Müller, Schauspielerin zu Mannheim. 15) Die Verfasserin von „Cäcilia, Betrachtungen über Kunst und Musik“.

Sehr interessant sind auch die, hierauf in 43 Blättern folgenden Nummern von Briefen und kleineren Gedichten in Autographen. Wenn es auch schwer halten dürfte, aus Jemandes Handschrift, Manche behaupten, zu erkennen, ob er braune oder blaue Augen habe, so ist es doch richtig, dass in der Handschrift oft etwas Charakteristisches des Schreibers selbst sich kund gibt. So findet man allerdings, wenn man die Handschrift Klopstocks mit der Schillers und Wielands vergleicht, ein Unterschied, der mit dem Charakter ihrer Werke eine gewisse Aehnlichkeit zeigt; bei Klopstock eine entschiedene Gemessenheit und Bedachtsamkeit selbst im Schreiben, bei Schiller ein Drang nach Vorwärts, der in flüchtigeren Zügen ausspricht, bei Wieland das Fließende aber nicht ohne stete Rücksicht auf das Gefällige, wie seine Werke es zeigen. Allein wenn man von dieser bloß formalen Seite der Autographensammlung, die Beurtheilung immerhin nur wenig objectiven Anhalt finden könnte, bietet diese auch von materieller Seite in ihrem Inhalte eine literarhistorisch und biographisch interessante Notizen. Doch müssen hierbei den Leser auf das Werk selbst verweisen.

Die Dichtungen der unglücklichen Günderode gesammelt zu sein, war ein längst gefühltes Bedürfniss; die vorliegende Sammlung füllt eine wesentliche Lücke in der Literatur unserer romantischen Dichtung aus. Denn diese Dichtungen finden in unserer Literatur nichts wahrhaft Gleiches oder auch nur Aehnliches; ein Schmerz, der aus ihnen athmet, hat etwas ganz Charakteristisches. Es ist nicht der unklare Weltschmerz, der selbst nicht weiß, wonach er eigentlich sich sehnt oder nach blossen Ideen tappt, weil ihm selbst alle Ideen fehlen, und mit sich selbst zerbricht in einen leeren Nebel aufgehen würde, wenn er nicht wenigstens in das Gewand eines Wortschwalles sich hüllte, um in die-

\*) Der Brief an Chr. Fr. Schwan ist ein Anhaltungsschreiben Schillers in die Hand von dessen Tochter, worin er bekennt, seine Neigung zu ihr dem Herzog von Weimar eingestanden und bei diesem Billigung gefunden zu haben. Schwan schreibt an den Rand: „Laura in Schillers Resignation niemand anders als meine älteste Tochter. Ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schillern, er möchte sich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben.“

sem nur noch als Gespenst zu figuriren, das Frauen und Kinder schreckt. Sondern der Schmerz der Günderode hat etwas Hamisches; es ist die Trauer um den verlorenen Geliebten, aber Trauer um diesen, wie er der Dichterin zum Ideale geworden, die in jenem Schmerze sich ausspricht, auf den all ihr Sinn Eins zurückfliesst. Es ist das bestimmte Ideal, das, bei dem festesten Spiele einer Phantasie, welche mit ihren Bildern den Leser stets zu fesseln weiss, doch wie ein Grundton in der Musik das Ganze hindurchweht. Darum ist hier ein Mitfühlen dem Leser möglich, und hierzu wird er durch die Reinheit, fast möchte ich sagen Verklärtheit der Gedanken und Sprache, die jenem Schmerz Ausdruck und Worte verleihen, unwiderstehlich hingezogen, wie ein rastlos und ziellos schweifender Schmerz, eine krankhafte Stimmung, die in einem Werke sich ausspricht, auch bei dem Leser nur Missbehagen und, wie ein Wahnsinniger, nur Schrecken erzeugen kann. Die Günderode ist weit entfernt von dem wüthenden und in der That bloß selbststüchtigen Schmerze, der alle Regeln des Herzens erstarren macht, und als Negation der Liebe Weltverachtung erzeugen kann. Nein sie liebt, liebt immer noch, doch sucht sie ihr Ideal jetzt nur noch im Jenseits. Aber freilich haben solche Dichtungen, wie diese, auch immer eine überwiegend subjective Seite, von welcher sie erfasst sein wollen. Es ist die Dichterin, der wir uns nahen, in deren Gefühle wir uns einklinken müssen, wenn wir ihre Werke fühlen wollen; aber je reiner, je unabsichtlicher diese Gefühle, wie hier, sich aussprechen, desto leichter und freiwilliger wird jeder Leser sich ihr nahen. Je mehr eine Absicht, unser Mitgefühl zu erwecken, sich verräth, desto weniger wird sie erreicht werden, und nirgends ist eine Tendenz weniger am Platz, als da, wo es um den Ausdruck des Schmerzes sich handelt, besonders wenn dieser Schmerz es versuchen will, in objectiver Weise, alles Schöne und Gute negirend, sich wie eine Alp uns auf die Brust zu setzen. Wir können, als ein tiefer Grund des Urtheil und Zeugniß für den edeln Charakter unserer Dichterin nicht unerwähnt lassen, dass der, um desswillen sie sich dem Leben gab, noch kürzlich, in einem seiner letzten Lebensjahre, bei Gelegenheit, wo von schmerzlichen Erinnerungen die Rede war, wie wir aus guter Quelle wissen, sagte „die schmerzlichsten Erinnerungen sei wohl die, zu wissen, man sei Veranlassung zum Tode eines durchaus edeln Wesens geworden“. —

Wir heben nur einige wenige Stellen aus den vorliegenden Gedichten aus:

Der Liebe Reich hab' ich gesehen  
In deiner Dichtung Abendroth;  
Wie Moses auf des Berges Höhen  
Als ihm der Herr zu schau'n gebot.

Er sah das Ziel der Erdenwaller  
Und mochte fürder nichts mehr seh'n.

Wohin, wohin soll ich noch wallen,  
Da ich das Heilige geseh'n. (S. 3.)

An Clärchens Lied in Egmont erinnert das kleine Gedicht S. 6:

O reiche Armuth! Gebend, seliges Empfangen!  
In Zagheit Muth! in Freiheit doch gefangen.  
In Stummheit Sprache,  
Schüchtern bei Tage,  
Siegend mit zaghaftem Bangen.

Lebendiger Tod, im Einen sel'ges Leben,  
Schwelgend in Noth, im Widerstand ergeben,  
Geniessend schmachten,  
Nie satt betrachten,  
Leben ein Traum und doppelt Leben.

Schmerzlicher spricht sich dies „Hangen und Bangen“ der  
in dem Folgenden aus:

Kann Lieb' so unlieb sein,  
Von mir so fern, was mein? —  
Kann Lust so schmerzlich sein,  
Untreu so herzlich sein? —  
O Wonn, o Pein!

In dem Tode sucht sie nicht Vernichtung und Vergessen, son-  
dern, wenn auch der Pfad dahin mühselig, das Mittel bitter ist,  
Heilung und Heilung in der allversöhnenden Liebe; das Jenseits ist  
sein Eden:

Die Heilung ist bitter,  
Der Weg ist wohl weit;  
Doch greif' ich zum Stabe  
Und ende mein Leid. (S. 9.)

Und:

Drum birg dich, Aug', dem Glanze ird'scher Sonnen!  
Hüll' dich in Nacht, sie stillet dein Verlangen  
Und heilt den Schmerz, wie Lethe's kühle Fluthen.

Wir verweisen wegen des obgedachten Urtheils über den Cha-  
rakter der Dichterin, noch auf das kleine Dramölet „Immorta-  
le“ (S. 23), obwohl ihr Talent weniger zu dramatischen Dich-  
ten sich neigte.

Endlich unter dem Titel Poesie-Blätter gibt uns Hr. Götz  
eine kleine Sammlung eigener Gedichte, die meistens, als sogenannte  
Gegenheitsgedichte, in einer näheren Beziehung zu seinen Freun-  
den stehen, weshalb sie auch hier „Für Freunde“ gewidmet er-  
scheinen. Sie zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste (S. 1  
bis 55) unter der Ueberschrift „Maien, Lauben und Urnen“,  
wie schon diese Worte andeuten, vermischte Erinnerungen und Be-  
achtungen umfasst. Das zweite, überschrieben „Von der Berg-  
kranke“, mit dem Zusatze „Natur und Heiligthum“, enthält  
(v. S. 57—82) eine Reihe von mehr zusammenhängenden Natur-



betrachtungen, in denen ein warmes Gefühl für Religion sich ausspricht. Doch finden sich einige Gedichte hier eingestreut, die besser in das erste Buch zu verlegen gewesen wären; nämlich S. 68 „der W-Schlüssel“ und 69 „des Hazardspiels Bankhalter“: jezt eine kurze Betrachtung über Worte, die mit W beginnen; das Gedicht ist gedichtet beim Zuschauen am Roulettische, im Gefühle des Widerwillens gegen dies geistlose Treiben, das der Verf. in einer Bemerkung mit der Geistlosigkeit des Materialismus vergleicht, hierin den Grund angibt, weshalb er dem Gedichte diesen Platz angewiesen hat. Aber auch im ersten Buche gibt sich überall ein ernster religiöser Sinn, und dieser ohne alle Ostentation zu erkennen, wie er wahrhaft aus der Tiefe eines klaren Gottesbewusstseins hervorgeht. Sehr sinnig ist unter Anderem (S. 5) das Gedicht „Sonnenuhr“, mit dem Motto: *horas non numero, nisi serenas*.

Ein Blick der Sonne fängt mein Leben an;  
Sein enger Kreis bezeichnet ihren Bogen,  
Sein kleiner Schatten ihre hehre Bahn —  
Die Wolke naht, mein Leben ist entfliegen.  
Wohl dunkel, nimmer unterthan der Nacht,  
Dem Lichte dennoch ewig treu verbunden,  
Erkenn' ich nur die Welt in ihrer Pracht,  
Und zähle nur des Tages heitre Stunden.

Dann Strophe vier:

Und ob der Wolken wildgethürme Schaar  
Das letzte Blau ereilt, ob aufgerüttelt  
Der Nächte Geist, ein schwarzer Riesenaar,  
Von seinen Flügeln Regenschauer schüttelt —  
Sie hemmen nur mein Amt und ändern nicht  
Die stete Treu', ihm irrungslos beschieden:  
Erwachend mit dem ersten Sonnenlicht  
Zeigt meine stille Uhr den Himmelsfrieden. —

Was dieses Gleichniss, Seele, dir enthüllt,  
O fühl' und wag' es göttlich zu ergründen;  
Du, Schatten aus der unsichtbaren Welt,  
Du kannst den rechten Weg auf Erden finden;  
Sein Vaterauge strahlt, das dich erschuf,  
Als Sonnenuhr ist Liebe dir gegeben:  
Was sie verkündet, himmlischen Beruf,  
Nach diesem sollst du unablässig streben.

Nimm auf das Bild, so Liebe dir entwirft;  
Verhüllt es sich, erstirb in frommen Glauben;  
Nicht kann dein Leben, von der Nacht verschlürft,  
Sie seiner hohen Lichtbestimmung rauben!  
Mit süßem Ahnen fasse jenes Glück  
Der Himmelsferne, dieser ewig klaren,  
Und zähle freudig jeden Gottesblick,  
Dir offenbart im Schönen, Guten, Wahren!

Einen kleinen Provincialismus in der dritten Strophe, nämlich „gewunken“, für „gewinkt“, übersehen wir gern als poetische Lizenz. Aber sollte es, da die Seele mit dem Schattenzeiger da-

manuhr verglichen ist, in der vorletzten Strophe nicht dem entsprechenden heissen:

Sein Vaterauge strahlt, das dich erschuf;  
Als deine Sonn' ist Liebe dir gegeben.

die Liebe selbst ist ja eben das göttliche, dem Vaterauge strahlende Licht; sie, die nach der bedeutungsvollen Lehre des Steniums unsere Führerin auf allen unseren Pfaden sein soll. Ebenso dürfte es in der letzten Strophe vielleicht richtiger sein:

Nicht kann dein Leben, von der Nacht verschlürft,  
Sich seiner hohen Lichtbestimmung rauben.

die Meinung des Dichters ist, nach der vierten Strophe, hier klar die: der Beruf des menschlichen Geistes, wie auch immerhin Tag und Nacht darüber hinziehen mögen, der Beruf, dem er nicht zu entziehen vermag, bleibt doch immer nur der, Lichtstrahle der göttlichen Liebe zu leben.

Wir fügen noch ein kleines Gedicht (S. 52) bei, „Mädchenart“ geschrieben, als Probe der leichteren, fast scherzenden Dichtungen, deren einige in der Sammlung sich finden.

Mädchen lieben Heimlichkeiten,  
Denn die Lieb' ist Heimlichkeit.  
Was zu sagen sie bestreiten,  
Sind sie doch zu thun bereit.

Was sie plaudern und sich rühmen,  
Selten zeigt's den wahren Sinn;  
Zwischen Leugnen und Verblümen  
Schlüpft das seidne Fädchen hin.

Ihr Bethuern, ihr Vermessen —  
Räthselstrauss von Ja und Nein!  
Mit dem seligen Vergessen  
Tritt die stille Lösung ein.

Mädchenrede gleicht der Lerchen  
Trillerlied am Frühlingsfest,  
Die geheim doch baun und bergen  
Tief im Korn das traute Nest.

Diese wenigen Proben mögen verbürgen, dass Herr Götz auch die Mittheilung dieser Sammlung einen wohlverdienten Dank beanspruchen vollkommen berechtigt ist, obwohl er sie bescheidenlich mehr als bloße Beigabe den übrigen Werken angereicht hat.

**Sachse.**

---

*Trich von Hutten. Von David Friedrich Strauss. Leipzig, bei Brockhaus, 1858. 2 Theile.*

Dieses mit dem bekannten Fleiss und Talent seines berühmten Verfassers geschriebene Werk ist so schnell ins Publikum gedrungen,

dass die öffentliche Aufmerksamkeit nicht erst darauf hingelenkt werden braucht. Schreiber dieses, der zwar keine der in fast allen Blättern erschienenen Anzeigen oder Beurtheilungen desselben lesen, erlaubt sich daher nur ein paar Bemerkungen daran knüpfen.

Diejenigen, welche dieses neueste Buch von Strauss, auch des Mannes und der Zeit willen, die es behandelt, mit der Erwartung in die Hand nehmen würden, darin eine leidenschaftlich oppositionelle Richtung nur verherrlicht oder anders als im Lichte schichtlicher Wahrheit dargestellt zu sehen, würden sich irren. Man es, so weit das überhaupt geht, mit früheren Schriften Strauss (von denen wir diejenige über Fritschlin noch nicht gelesen haben) vergleichen, so würde es nicht sowohl dem Leben Jesu und der Christlichen Glaubenslehre des Hrn. Verfassers, als vielmehr seinen ungeachtet ihres Titels gemässigten Streitschriften von 1837 anzureihen sein.

Wer ein entgegengesetztes Vorurtheil zu demselben mitbringen darf sich darin nicht durch folgende Stelle in der Vorrede bestärken lassen: „Uebrigens wünsche ich diesem Buche durchaus nicht zufriedene und günstige, sondern auch recht viele unzufriedene Leser. Was wäre das auch für ein Buch über Ulrich Hutten, mit dem alle Welt zufrieden wäre? Möchte doch meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde. Möchten sie die Spiegel zertrümmern wollen, aus denen das Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt. Das eben ist das Schöne an Hutten, dass er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte. Eines solchen Mannes Bild kommt in der Zeit der Concordate, um von ihrem Zeichen nur eines zu nennen, wie gerufen. Des päpstlichen Feind war Hutten bis zum letzten Athemzuge; er wusste, und wir es uns sagen, warum er es war. Freilich, wie er seinen Zeitgenossen den Türken in Rom zeigte, so würde er heute Rom in uns als Einem protestantischen Consistorium finden.... seine Pfeile unsterblich und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinstern und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schärfe gewonnen wird, da ist Huttens Geschoss dabei gewesen“.

Huttens Leben aus diesem Gesichtspunkte für unsere Zeit gearbeitet zu sehen, möchte recht vielen Lesern angenehm gewesen sein, aber wir müssen sogleich bemerken, dass der Verf. in den angeführten Worten, die desshalb auch besser weggeblieben wären, eine Bearbeitung der Art nicht als den Zweck seiner Schrift bezeichnen können ankündigen wollen, indem die letztere, wie wir durch das Loben, einer solchen Ankündigung widersprechen würde. Hutten gestern gelebt, oder wären die Wirkungen der Reformation zu deren Vorläufern er gehörte, bereits erloschen, so könnte ein Werk über ihn in jenem tendentiösen Sinne vielleicht am Platze gewesen sein. Wäre aber heute ein Hutten denkbar, so würde die

Zeitgeist, dem sich schon so manche unserer Zeitgenossen dazu angetragen haben, wohl auch einen solchen hervorgebracht haben, und „wenn er heute lebte“, so würde er die Radicalen gewiss eben so sehr, wenn nicht mehr „ärgern“, als die Ultramontanen; denn hat nicht die wahre Freiheit, welche doch auch Hutten meinte und wollte, „in deutschen Landen“ seit 1830, auf religiösem wie auf politischem Gebiete, die beide nicht von einander zu trennen sind, von ihren Freunden reichlich so viel Gefahr zu bestehen und Schaden zu erleiden gehabt, wie von ihren Feinden?

Beruhet aber das Werk des Hrn. Verf. auch auf zu gründlichen Studien und auf zu sorgfältiger Mittheilung des Thatsächlichen, als dass es in eine einseitige Parteischrift hätte ausschlagen können, so hindert dies doch nicht, dass er hier und da seine „modernen“ Tendenzen einheimische, hier und da seinem bekannten „philosophischen“ und mit Uebertreibung antitheologischen Standpunkte das Wort einräume; das letztere z. B. Thl. 1, S. 22, wo er sagt: „Nicht lange, nachdem auf diese Weise Hutten aus dem Kloster zu Fulda in die Welt entflohen war, flüchtete sich zu Erfurt Luther aus der Welt in das Kloster. Wie bezeichnet dieser Gegensatz Natur und Bestimmung beider Männer. Der Eine will sich unter Menschen umtreiben, der Andere mit Gott ins Reine kommen. Zwar erkennt dieser später den falschen Weg und verlässt das Kloster, ohne jedoch seiner Denk- und Handlungsweise das dort erhaltene Gepräge wieder abthun zu können. Bei aller Breite und Grossartigkeit seines spätern Wirkens blieb Luther eine streng in sich zusammengefasste, aber auch eine geistliche, dadurch gebundene und verdüsterte Persönlichkeit, während Hutten eine weltliche, ritterliche, freie, selbst im Unglück heitere, aber freilich auch ungestüme und in ihrem Thun sich vielfach übernehmende Natur ist“.

Abgesehen von dem nach unserer Ansicht Unglücklichen dieses nach der Schule schmeckenden Vergleiches zwischen Luther und Hutten, darf es bei jenem gewiss nicht als ein falscher Weg bezeichnet werden, dass er auf den grossen Beruf, den er erfüllen sollte, sich in der Einsamkeit, wo er diese auch fand, vorbereitete. In dieser Vorbereitung musste sich der ihm angeborne tiefe und starke religiöse Sinn entwickeln und entfalten, ohne welchen der Reformator nicht denkbar und möglich gewesen wäre. Sagt Strauss, „Luther habe jedoch seiner Denk- und Handlungsweise das im Kloster erhaltene Gepräge nicht wieder abthun können, d. h. er habe den in stiller Sammlung davon getragenen Gewinn, den Schatz seines ganzen Lebens nicht wieder von sich werfen wollen, so ist dieser Tadel eben so verfehlt, wie der daran geknüpfte weitere Vorwurf, dass Luther eine geistliche und dadurch gebundene und verdüsterte Persönlichkeit geblieben sei. Unter einer geistlichen Persönlichkeit ist bekanntlich in dem Sprachgebrauch des Hrn. Verf. eine religiöse Menschennatur zu verstehen, der es nicht gelingt, ihre Religion und die Religion überhaupt in „moderne“

Philosophie umzusetzen und aufzulösen; so wie wir kürzlich in der neueren Literaturgeschichte es als einen Mangel an Luther befanden, dass er noch nicht bis zu dem Standpunkte Kant's hervordringen können. Das aber hätte Luther als solcher heute wenig gekonnt wie zu seiner Zeit, und wenn sich niemand weder für unsre, noch für Luthers Zeit einen Kant als Reformator und Religionsstifter denken kann, so müssen Religion und Philosophie doch wohl in demselben Grade und für alle Zeiten der Hauptnach so unterschieden von einander sein, wie es die Geister der genannten beiden grossen Männer sind.

Aus demselben unphilosophischen, wenn auch antitheologischen Vorurtheile wie das oben Gerügte, leiten wir auch die Bemerkung des Hrn. Verf., Thl. 2, S. 300 ab, dass „Luther engherziger, beschränkter als Erasmus war“. Er motivirt das zwar auf eine Weise und im Sinne seines Systems, wir möchten aber unter den Umständen die Behauptung vorziehen, dass Luther auch so hochherziger war denn Erasmus, als er grösser war. Soll aber beider „Beschränktheit“ oder Beschränkung die Rede sein, so unterscheiden sie sich so, dass Luther in seinem Schuh, wie man sagen pflegt, fester stand als Erasmus in dem seinigen.

Ungeachtet dieser Ausstellungen, die sich leicht vermeiden liessen, glauben wir im Widerspruch mit dem Hrn. Verfasser, dass seine gründliche geschichtliche Forschung und Darstellung ihm die unzufriedenen Leser schaffen werde, die er sich wünscht, und dass sie auch bei denen, von welchen er sagt, Hutten würde wenn er heute lebte, ärgern, im Allgemeinen gewiss den Aerger der Theilnahme an dem Helden, seinen Eigenschaften und Schicksal sehr mildern müsse. Diese Theilnahme wird durch die nach Straus'scher Vorrede durch Böcking in Bonn zu erwartende Ausgabe der Hutten'schen Werke sehr gefördert werden. Wer die letztern in der Ausgabe von Ernst Münch gelesen, kann den Tadel, welchen Strauss wenn auch über einen Verstorbenen, ausspricht, nicht ungegründet finden.

Aug. Boden

*Die Entwicklung des Schulwesens in seiner culturhistorischen Bedeutung, dargestellt in Bezug auf die Schulverhältnisse der freien Stadt Frankfurt von der ältesten bis zur neuesten Zeit.*  
Dr. Jacob Helfenstein, Lehrer an der Selectenschule Frankfurt a. M. Erste Abtheilung: Das Mittelalter und die Reformationszeit. Frankfurt a. M. 1858. J. D. Sauerländer Verlag. 140 S. 8.

Die Geschichte des Schulwesens hat bereits die ihr gebührende Stelle in der Culturgeschichte der Völker erlangt. In den verschiedensten Perioden und auf die mannichfachste Weise hat man sich diesem Zweige historischer Forschung die Aufmerksamkeit und Thätigkeit zugewendet, theils in localen Untersuchungen über sämtliche oder einzelne oder nur eine Schule einer Stadt, theils in der

legung der geschichtlichen Entwicklung des Schulwesens, der Pädagogik überhaupt. Ersterer Art bestehen eine Menge von Schriften; grössere Werke, welche sich die Darstellung des Gesamt-Schulwesens zur Aufgabe stellen, mehren sich von Jahr zu Jahr, als immer mehr die Bedeutung desselben klar und bekannt wird. Häufiger in der Neuzeit werden, wie die geschichtlichen Monographien überhaupt, die Forschungen und Mittheilungen über das Wirken pädagogisch berühmter Persönlichkeiten, und auch die Arbeiten verdienen alle Aufmerksamkeit und Theilnahme. — Die Aufgabe, welche sich der Verf. vorliegenden Werkes gestellt hat, ist die, den Entwicklungsgang zunächst des Schulwesens der Stadt Frankfurt zu verfolgen und vorzuführen. Dieses aber ist ihm den Faden abgeben, der durch die verschiedenen Entwicklungsperioden überhaupt hinführt. Wie er so im Einzelnen das Bild des Allgemeinen zu geben versucht, so auch soll das Ganze wiederholt werden, Lücken in dem Gange, dem Faden des Einzelnen auszufüllen, Züge, die ihm zur getreuen Darstellung desselben mangeln, zu ergänzen, damit dieses aus dem Allgemeinen um so klarer werde. Dadurch werden in den einzelnen Perioden die Blicke auch auf die Schulverhältnisse anderer Orte und Städte gewendet, die darüber bereits vorhandenen Forschungen benutzt, und es wird der Maassstab der Gesamtbildung einer Periode angelegt, um den Einzelfall richtig zu würdigen und zu beurtheilen. — Was die Quellen zu dieser Arbeit betrifft, so hat der Verf. dieselben grösstentheils aus dem Frankfurter Stadtarchiv geschöpft, ausserdem solide Quellensammlungen und authentische Schriftsteller zu benutzen gesucht. Der vorliegende erste Theil dieser Arbeit umfasst die Zeit des Mittelalters und der Neuzeit, der zweite Theil wird die Neuzeit betrachten. Die am Schluss angebrachte Chronik der Schulen soll zunächst eine Uebersicht des Entwicklungsganges, überhaupt aber gleichsam das Skelett geben für die Schul-Chroniken, die nirgends einer Anstalt fehlen; denn nur dadurch erhält dieselbe das Bewusstsein ihrer Entwicklung, ihrer geschichtlichen Existenz. Im zweiten Theil soll die Chronik für eine Chronik sämtlicher Schulen Frankfurts folgen, soweit die Quellen es thunlich machen. —

Es ist schon wiederholt ausgesprochen, dass Geschichten einzelner Lehranstalten, abgesehen von dem für sie selbst vorhandenen speciellen Interesse, für die Geschichte der Pädagogik und sofern sie ein Theil von ihr ist, der Cultur überhaupt Werth haben. Damit hat sich der Verf. dieser Schrift durch die Darstellung vorwiegend der inneren Entwicklung des Schulwesens den Anspruch auf Dank erworben, um so mehr, als diese Arbeit von genauer Bekanntschaft mit der Geschichte des Schulwesens in Deutschland, von sorgfältiger und umsichtiger Benutzung der Quellen und einer gewissen Geschicklichkeit in klarer und ansprechender Darstellung abhängt. Der Verf. selbst findet den Dank für seine mühevollen Arbeit in der schönen Aussicht, dem Schlusse seiner Betrachtung über die

Entwicklung des Frankfurter Schulwesens die Krone aufzusetzen können mit dem Emporblühen desselben in der neuesten Zeit. Das schönste Endresultat für seine Betrachtungen sind ihm die Bestrebungen, welche die Behörden Frankfurts (die Schrift ist dem auch einem hohen Senat der freien Stadt Frankfurt gewidmet) her gemacht haben, in denen sie fortwährend thätig sind, das Schulwesen dieses Staates der Vollkommenheit näher zu bringen. Inhalt dieser ersten des Mittelalter und die Reformationszeit umfassenden Abtheilung zerfällt in 10 Abschnitte, denen die betreffenden Urkunden als Anhang folgen. I. Abschnitt. Die Kloster- und Stiftsschulen überhaupt. Das Wirken Karl's d. G.; des Abbanus Maurus; Einrichtung der Klosterschulen. Die Stiftsschulen in ihrer Einrichtung. II. Abschnitt. Die Stifter und Stiftsschulen zu Frankfurt. Gründung der Stifter, deren Verfassung. Gründer der Stiftsschulen, Verfassung. Die armen Schüler. Schulfeste. Scholaster. Der Rector. Die Locaten. Verhältniss der Stifter zur Mainzer Universität. III. Abschnitt. Veränderte Verhältnisse seit dem 14. Jahrhundert und Einfluss auf die Schulen. Die Scholastik. Die Humanisten. Poeten und Poetenschulen. Schulfeste. IV. Abschnitt. Die Reformation in Frankfurt. Uebergehende Bewegungen. Wirken Nesen's für die Reformation. Die reformatorische Predigten. Hartmuth von Cronberg. Entscheidender Schritt des Magistrats. V. Abschnitt. Einfluss der Reformation auf das Schulwesen überhaupt. Poetenschulen. Zustand der Disciplin. Bacchanten und Schützen. Sittlicher Zustand auf den Universitäten. Wirken Luther's und Melanchthon's für die Schulen. VI. Abschnitt. Nächster Einfluss der Reformation auf das Frankfurter Schulwesen. Nesen's Junkerschule. Die Junkerschule wird zur lat. Bürgerschule. Die deutschen Schulen. Der Fall der Stiftsschulen. VII. Abschnitt. Entwicklung der Schulen und Verhältnisse seit der Reformation. Die lat. Schule. Lehrgelhalte. Scholarchat. Schulfeste. Die pauperes. Ordnung der Schulen und Lese- und Schreibschulen. VIII. Abschnitt. Die Schulen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Trotzendorf. Sturm. Mieyll's Lehrplan vom Jahr 1579. Lectionsplan vom Jahr 1583. Weitere Schulordnungen. Lehrerbesoldungen. Schulfeste. Die pauperes. Pädagogi. Schulverwaltung. Deutsche und französische Schulen. Lese- und Schreibschulen. Schule der Rosenberger Nonnen. IX. Abschnitt. Bewegungen im Schulleben überhaupt seit dem 17. Jahrhundert. Katholische Bewegungen (Jesuiten und deren Schulen). Bewegungen bei den Protestanten. Wolfgang Radich. Rückblick. X. Abschnitt. Chronik der Schulen. Die Stiftsschulen. Scholaster der Stiftsschulen. Die lateinische Schule. Rectoren bei denselben. Schreib-, Lese- und Rechenschulen. Deutsche und franz. Schulhalter.

Die innere Entwicklung des Schulwesens im Allgemeinen, den verschiedenen Perioden wird am Schlusse der Betrachtung in folgenden Worten kurz zusammengefasst:



„Zuerst tritt uns die Schule als Anstalt der Kirche, gänzlich in deren Diensten stehend, entgegen. Der Kirche verdanken wir die ersten Anfänge, die erste Pflege aller Wissenschaft und Bildung in unserem Vaterland. Es war natürlich zunächst Aufgabe und Zweck derselben, den Samen des Christenthums zu säen und anzubauen, die segensbringende Lehre des Evangeliums zu verbreiten. Demgemäss hatten die ältesten Kloster- und Stiftschulen vorerst den Zweck, Geistliche, Lehrer des Evangeliums zu bilden: Religionslehre und Religionsübungen machten daher auch den Mittelpunkt des Lehr- und Erziehungsplanes aus. Wenn nun auch Laien in jenen Schulen unterrichtet wurden, so geschah das ganz wieder in demselben Geiste. Christliche Religions- und Sittenlehre galt als der Ausgangs-, Ziel- und Mittelpunkt aller Wissenschaft. Dieses Verhältniss blieb im Bestehen, bis mit der Zeit neue Bedürfnisse Neues erheischten. War in den ersten Jahrhunderten unserer deutsch-christlichen Zeit Bildung und Wissenschaft überhaupt nur Sache der Kirche und der Geistlichkeit, so musste diese es mit ansehen, wie seit dem 13. Jahrhundert allmählig auch Laien anfangen, das gleiche Feld zu bebauen, sie musste sehen, wie selbst auch der Staat anfang, sich für Bildung zu interessiren, seitdem mit dem 14. Jahrhundert das Städtewesen anfang sich zu heben und emporzublühen, seitdem neue Bedürfnisse, neue Erwerbswege und damit eine allgemeinere Bildung nöthig machten. Der Staat interessirte sich: mehr aber liess man ihm auch nicht zu Theil werden, und mit scharfem Blick wachte die Geistlichkeit auf ihr vermeintliches Recht, allein und ausschliesslich Schule und Lehrer zu halten, und so erfolgten die öfteren und hitzigen Kämpfe zwischen den Stadt-Magistraten und dem Clerus. Die Zeit ging in ihrer Entwicklung rasch und unaufhaltsam weiter, was die Geistlichkeit lang und heftig als ihr zustehendes Recht verfochten hat, Schulen und Wissenschaften zu cultiviren, fing sie endlich an zu vernachlässigen, kämpfte mit den Buchstaben und verlor den Inhalt, verbot den Magistraten, Schulen anzulegen und zu halten, und that doch nichts, um den vermehrten Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Da kam endlich jene Richtung aus den blühenden Städten Italiens her, jene neue Richtung in Wissenschaft und Bildung, welche sich zu der bisherigen der Geistlichkeit in direkte Opposition stellte; es kamen die Kämpfe der Humanisten mit der Scholastik, es folgte die Auflehnung des Individuums gegen die Auctorität, der Vernunft gegen die Offenbarung, des Bürgerthums gegen das Kirchenthum, und mit der Reformation kam eine neue Epoche für Schul- und Erziehungswesen: alte Schulen gingen unter, neue entstanden, die Stiftschulen verfielen, Bürgerschulen wurden errichtet. Wie die Reformation aber überhaupt nicht die Bahn consequent fortgeschritten ist, die sie betreten hatte, so auch geschah es im Schulwesen: man gab neue Namen und Bezeichnungen, die Sache blieb aber dieselbe, nach wie vor stand auch während der Reformationszeit selbst die Schule im Dienste der Kirche. Von Seiten der Gelehrten zwar, als den

Stadtmagistraten, wurden nach und nach Anstrengungen gemacht, die Schule aus diesen Verhältnissen zu reissen und ihr eine selbständigere Stellung neben der Kirche zu verschaffen; daran aber man lange vergebens sich abgemüht. Fruchtbringender waren Bestrebungen, die man machte, der inneren Organisation der Schule auf- und fortzuhelfen, und es ist eine wohlthuende Erscheinung, vielen begeisterten, gelehrten und tüchtigen Männern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu begegnen, die rastlos daran arbeiteten, durch verbesserte Lehrbücher, durch eine naturgemässere Methode und durch tüchtige Lehrkräfte das Erziehungswesen zu fördern und zu beleben. Und es rührt sich mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts vielwärts, die starre Einseitigkeit der alten Methode zu brechen und Besseres an deren Stelle zu setzen; aber ein solches Vorhaben braucht Zeit sich zu entwickeln. Man klagte fortwährend über Mängel im Schulwesen, man erneuerte die schon oft gemachten Vorschläge, man pries die Vorzüge der jesuitischen Schuleinrichtungen, allein es geschah sehr wenig, man blieb lieber beim Alten. Immer war die Sächsische Schulordnung, mit der Sturmischen verbunden, an den meisten Orten dem Schulplan zu Grunde gelegt, mit der griechischen und hebräischen Sprache und der aristotelischen Philosophie vermehrt. Doch es waren auch harte Zeiten über Deutschland gekommen und vor dem Geklirre der Kriegerwaffen floh Bildung und Wissenschaft; Lehrer und Schüler wurden zerstreut, zogen in Elend umher oder dem Waffentanze nach, Schulanstalten standen still und zerfielen, oder Glückes genug, wenn Lehrer und Schüler im Winter von den Fahnen und dem Getümmel des Krieges heimkehrten, um wieder in den stillen Asylen der Wissenschaft zu lehren und zu lernen. Diese Gewitterstürme des 30jährigen Krieges gingen rasch dahin, dessen vorüber, nicht zwar ohne grosse Verheerung und Zerrüttung auf materiellem, wie geistigem Gebiete zu hinterlassen, aber die gesunde Kraft des deutschen Volkes! es erhob sich wie ein Baum aus der Asche, die Wunden wurden allmählig geheilt, die zerstörten Tempel der Schulen hergestellt, das rohe Kriegsgetümmel wurde nach und nach vergessen, Sitte und Anstand trat wieder an die Stelle der Zügellosigkeit, und Wissenschaft und Bildung wurde aufs Neue in Ehren genommen, und eine schöne Morgenröthe leuchtete nach der düstern, dervollen Nacht des Krieges: denn eine neue Aera brach herauf für Schule und Erziehung in den Sätzen und Systemen jener grossen Philosophen, die uns die rechte Art des Lehrens und Lernens zeigt und die alte Methode und Unterrichtsweise für immer zertrümmert haben: voran Baco von Verulam“.

Einen Ueberblick für die Entwicklung der Frankfurtischen Lehranstalten insbesondere sollen die folgenden Abschnitte gewähren.

Für den zweiten Theil dieser Schulgeschichte hat der Verf., wie er im Vorwort sagt, bereits viel Material gesammelt, und so hoffen wir und wünschen wir mit ihm, dass recht bald an die Ausarbeitung desselben geschritten werde.

Dr. Ostermann.

# HAARBÜCHER DER LITERATUR.

## Literaturberichte aus Italien.

(Fortsetzung von Nr. 35.)

Italien war die Wiege der Seefahrt; zu Amalfi wurde der Compass erfunden und Columbus entdeckte Amerika. Noch jetzt steht Genua in lebhaftem Verkehr mit jenem Welttheile, besonders mit Brasilien. Die Literatur beschäftigt daher auch mit den die Italienische Seekunde betreffenden Gegenständen nicht selten. In dieser Beziehung müssen wir eines vor Kurzem erschienenen Werkes erwähnen, das die Vorsorge für die Gesundheit der Seefahrer betrifft:

*Trattato di igiene e medicina italiana del Cav. Dott. G. B. Massone. Genova 1857.*

Dieses Handbuch ist für die Schiffskapitaine bestimmt, welche in Ermangelung eines Schiffsarztes in fernen Meeren darauf angewiesen sind, für sich und ihre Matrosen selbst zu sorgen. Der Verfasser hat schon Vorarbeiten anderer Aerzte unter seinen Landsleuten aus früheren Jahrhunderten vorgefunden; aber seine auf neuere Erfahrungen und den Fortschritt der Wissenschaft gegründeten Verhaltensregeln und Heilvorschriften erfreuen sich auch des Beifalls der Sachverständigen. Auch von dem gelehrten Doctor Trompeo zu Turin haben wir nächstens ein ähnliches Werk zu erwarten.

Sicilien, von woher man selbst in Italien selten ein Buch zu sehen bekommt, hat, seit seine so hoch geschätzte Dichterin Turrisi Colonna in den Jahren von 1848 starb, wieder eine neue Dichterin an der Giannina Milli gewonnen, die sich zugleich durch Improvisiren auszeichnet. Eine Sammlung der auf diese Weise entstandenen Gedichte ist folgende:

*Contemporanee di Giannina Milli. Siena. 1857. Tip. Surdo Muti.*

Überhaupt fehlt es in diesem Jahre nicht an begabten und begeisterten Dichterinnen, von denen wir besonders die Rosina Muzio-Salvo und die Rosina Amari, die Tochter des berühmten Geschichtschreibers der Sicilianischen Revolution nennen können. Von der ersteren erschien auch ein geachteter Roman

*La Bella, racconto di Rosina Muzio-Salvo. Palermo. 1857. Tip. Clamis.*

Derselbe gehört in die Klasse der Familien-Gemälde, und ist um so bemerkenswerther, da die meisten Erscheinungen dieser Art in Italien selten der Öffentlichkeit entnommen sind; hier aber hat die Verfasserin die Schicksale der Helden in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens dargestellt, so dass man zugleich ein treues Sittengemälde findet.

Von Sicilianischen Dichtern erwähnen wir noch

*Saggi poetici di Giuseppe Coco. Avi-Reale. 1857. Tip. Bongio.*

welcher sich mit erhabenen Gegenständen des Lebens beschäftigt, während

*Peregrinazioni dell'anima per Francesco Putti-Chacon, duca di Sorretino. Padova 1857. Tip. Lav.*

sich mehr mit den Empfindungen des inneren Menschen beschäftigt.

Ein grosses allgemeines Italienisches Wörterbuch ist jetzt in Mailand erschienen:

*Grande Vocabulario universale della lingua Italiana. Milano. 1857. VIII in 4. Tip. Civelli. Mit gespaltenen Columnen.*

Dieses italienische Universal-Lexicon ist nach dem von Tramateo in Mailand bearbeitet und noch bedeutend vermehrt. Da dies Werk über 80 Thlr. kostet, so sieht man, dass die Italiener auf ihre Sprache etwas wenden.

Auch ein grosses topographisches Lexicon für Italien ist in Mailand erschienen:

*Dizionario corografico-universale dell'Italia, compilato da parecchi dotti. Milano 1857. Tip. Civelli, in gr. 8. in 2 Columnen.*

Dieses in vier Abtheilungen zerfallende Werk (Ober-, Mittel-, Unter-Italien, und die Inseln) ist bereits bis auf einige Inseln ausgegeben. Die Umbrien in 18 Heften ist von Griffini, das Venetianische in 17 Heften von Fanti, Toscana von Repetti, Modena von Sabbatius, Parma von Buttafum, Kirchenstaat von Stefani, die Insel Sicilien von Mastriani und de Luca bearbeitet. Piemont mit dem Genuesischen umfasst allein 24 Hefen, 49 Franken kosten. In demselben Verlage ward auch vor ein paar Jahren das kostbare Werk von J. Stuart und N. Revett über Athen durch den Verlegermeister G. Alusetti mit italienischem Text herausgegeben, unter dem Titel „Le antichità d'Atene“ mit 190 Kupfertafeln und dem Text in 3 grossen Bänden, welche 142 Lire kosten. Ausserdem auch die trefflich gestochenen Abbildungen der Preis-Aufgaben der Kunst-Academie zu Mailand mit Kupfertafeln in gross Folio, von denen jede, wenn das Werk im Ganzen gekauft wird, 1 Franken kostet. Dass auf Käufer gerechnet wird, obwohl eine Ausgabe von mehr als 50 Thlr. beträgt, geht daraus hervor, dass die Fortsetzung angekündigt wird, indem die fertigen 3 Bände nur die prächtigen Arbeiten von 1805 bis 1840 enthalten. Der Titel dieses Prachtwerkes ist: *I grandi concorsi premiati dell'Accademia di belle arti in Milano.*

Aus derselben Buchhandlung ist eine Karte von Europa in 10 Blättern hervorgegangen, und wird nächstens ein grosser Atlas mit Illustrationen für Schulen erscheinen.

Aus Padua haben wir von dem Advocaten Moroni eine Schrift über das Strafrecht zu erwähnen:

*Del Diritto e del processo penale e del loro insegnamento. Memoria del Dr. Giuseppe Moroni. Venezia 1857. Tip. Cecchini.*

Mit Recht bemerkt der Verfasser, dass die meisten Verbrechen der unteren Klasse der Gesellschaft anheimfallen; nicht weil die Wohlhabenden

sind, sondern weil sie mehr Mittel haben, ohne Benachtheiligung anderer zu bestehen, auch weil sie selbst dabei bethelligt sind, dass die öffentliche Ordnung nicht gestört werde, und endlich weil sie im Falle der Bestrafung mehr zu verlieren haben. Ferner bemerkt der Verfasser, dass es früher weniger auf die Moralität ankam, nach der die Verbrechen bestimmt wurden, sondern auf die Erhaltung der religiösen Meinungen, der Feudal-Rechte, ja es reichte der blosse Verdacht dazu hin, den Begriff des Verbrechens festzustellen. Dies bringt den Verfasser auf die seit jener Zeit in der Strafrecht-Gesetzgebung gemachten Fortschritte; dabei aber auch auf die Rüge der noch jetzt in manchen Gesetzgebungen bestehenden Härten. Er führt das neue Strafrecht des Herzogthums Modena an, wornach jede Theilnahme an geheimen Gesellschaften mit 20 Jahren bis lebenslänglichem Zuchthaus bestraft wird. Dabei erinnert der Verfasser an unsern berühmten Savigny, welcher sagt, dass man die Geschichte der Gesetzgebung nicht vergessen dürfe, sonst gleiche man dem, der einen Fluss überschritten hat und die Brücke abbricht, welche ihn mit dem jenseitigen Lande in Verbindung hält, aus dem er gekommen.

Von demselben Verfasser müssen wir noch einer andern Schrift erwähnen, obwohl sie nicht mehr ganz neu ist:

*Della Transcrizione dei registri ipotecarii, per agevolare gli istituti di credito fondiario, del Dottore Giuseppe Moroni. Venezia 1855. Tip. Cecchini.*

Der Verfasser behandelt die für den Realcredit unerlässlich nothwendige Maassregel, nämlich die öffentliche Uebertragung des Grundeigenthums. Bekanntlich reicht nach dem römischen Recht ein blosser Vertrag zwischen dem Käufer und dem Verkäufer eines Grundstückes hin. Doch führt der Verfasser die Novelle 127 an, nach welcher eine Schenkung, die eine gewisse Summe überstieg, dem Schatzkamte angezeigt werden musste, wofern sie über diese Summe hinaus gültig sein sollte. Diese Bestimmung erfüllt aber natürlich nicht den Zweck, um den Realcredit sicher zu stellen. Erst die Republik Venedig bestellte einen Beamten — *Essaminator* — welcher die Verträge unterzeichnen musste, um ihnen, wie das französische *Enregistrement*, ein bestimmtes Datum zu geben. Zu diesem Behuf wurden im Jahr 1266 förmliche Bücher eingeführt. Dies betraf aber alle Verträge ohne Unterschied. Erst 1774 wurde im Herzogthum Mantua eine Art Hypothekenbuch eingeführt, worin das Eigenthum und die Verpfändung von Grundstücken eingetragen wurde. Die in Frankreich 1581 unter Heinrich III. eingeführte Controlle der Verträge war eine mehr finanzielle Maassregel, sowie deren Ausdehnung durch Ludwig XIV. 1673. Die Uebertragung des Eigenthums war aber gültig, ohne eine solche Eintragung in ein öffentliches Buch. Dagegen wird in den Ländern, wo das Feudalwesen eine förmliche Uebertragung erforderte, diese Förmlichkeit zur Gültigkeit nothwendig, welche in Frankreich durch ein Gesetz vom 19. September 1790 für die Provinzen abgeschafft wurde, wo sie bestanden hatte. Das Gesetz vom 11. Brumaire VII bestimmte aber, dass die Verträge über Eigenthums-Veränderungen von Grundstücken in öffentliche Bücher eingetragen werden sollten, wenn sie gegen einen Dritten Wirksamkeit haben sollten. Dies wäre die Grundlage eines wahren Hypotheken-Systems gewe-

sen; aber das Napoleonische Gesetzbuch änderte dies ab, dergestalt, dass blosser Einwilligung beider Theile zur Uebertragung des Eigenthums hinreichte, wornach alle Oeffentlichkeit aufhörte. Der Verfasser spricht sich für die Nothwendigkeit der öffentlichen Eigenthums-Uebertragung aus; aber er hebt eine Verjährung von 30 Jahren zu, wodurch er wieder jede Sicherheit hebt. Vielleicht würde er anderer Meinung geworden sein, wenn er die Palermo herausgekommene Schrift gekannt hätte: *Cenno critico su il progetto di riforma del sistema ipotecario Francese, proposta dal Cavaliere Neigelman Prof. Sciascia*. Diese Schrift wurde zu Turin 1854 wieder abgedruckt von einer Vorrede des berühmten Professor Mancini, der sich für dieselbe ausspricht.

*Indice analitico e cronologico di alcuni documenti della città di Cherasco dal secolo X al XVI.* di G. Adriani. Torino 1857. 8. 468 S.

So anspruchslos sich dieses Buch ankündigt, so höchst bedeutend ist es selbst für die Geschichte der dunkeln Zeit des Mittelalters. Der gelehrte Verfasser, der fleissige Mitarbeiter an der Herausgabe der *Patriae historiae monumenta Regni Sardiniae*, der Ritter Adriani hat nicht bloss ein Verzeichniss auf die Geschichte Cherasco's, im Piemontesischen, Bezug habenden Urkunden gegeben, sondern vollständige Register. Wir fangen mit einer Schenkung des Kaisers Ludwig III. an, nach welcher er der Kirche zu Asti das Land zwischen der Stura und dem Tanaro schenkt, die Gegend, wo später die Stadt Cherasco gegründet wurde. Die Grafschaft, worin diese Schenkung lag, hiess damals *Comitatus Brodosensis*; diess geschah im Jahr 901. Im Jahr 984 kaufte der Markgraf Manfred I. einen Theil dieser Gegend mit dem Schenker Carailio. Durch eine Bulle von 1014 nimmt der Papst Benedict VIII. das Kloster Breme in seinen besondern Schutz, welchem der Graf Oddo zur Erlösung seiner Seele einen Theil dieser Gegend geschenkt hatte, welcher zwischen dem Tanaro bis zur Costa Ungaresca ging. Dies bestätigt 1016 Conrad I. Salier. Erst 1198 wurde die Stadt Cherasco gestiftet. Man kann hieraus entnehmen, welchen Schatz für die Geschichte dieses mühsame Werk enthält. Höchst merkwürdig ist die Geschichte der Entstehung dieser Stadt in der Schwierigkeiten, welche die benachbarten Burgherren entgegensetzten, neben den Ansprüchen, welche die Stadt Asti und deren Bischof Eifersucht zu Zeiten unterstützten. Endlich bestätigte Manfred de' Savoia als kaiserlicher Vicar a Papia, die Rechte dieser neuen Stadt im Jahr 1243, zu deren Anlegung zur Ehre Gottes und des Kaisers Friedrich der Erste, der benachbarten Stadt Asti Leuten aus dem Volke des Klosters Breme die Genehmigung gegeben hatte. Der Zweck wurde angegeben: damit sie geschützt würden vor den täglichen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten des Adels der Umgegend, der Feinde des Kaisers. Man sieht hieraus, wie wenig unser grosser Hohenstaufe sich während seines Kampfes mit der Hierarchie auf die Ritter-Treue seiner Lehens- und Vasallen Herren verlassen konnte. Die Städte unterstützten diess, so weit sie nicht dem Einflusse der Hierarchie aus Frömmigkeit nachgaben. Besonders war es die Stadt Alba, welche den Burgherren von Monzano zwang, dieselbe zu verlassen und in die neue Stadt mit seiner Familie zu ziehen, Häuser zu bauen und

thelfigen zu helfen, worüber 4 Wochen nach der vorbemerkten Urkunde  
 besonderer Vertrag aufgenommen wurde. Doch der Markgraf Lanza war  
 dem Kaiser keine besondere Stütze, denn schon im Jahr 1246 schloss er  
 Burgherr von Loreto mit der Stadt Asti, welche das Aufkommen der neuen  
 zu verhindern wollte, einen Vertrag, nach welchem er sich verbindlich  
 machte, dass sie wieder gänzlich zerstört würde, da unterdess Bertold von  
 Monteburg Reichsvicar zu Pavia geworden war. Friedrich II. belagerte da-  
 her Parma und unterstützte die ihm treue Stadt Asti gegen die Stadt Alba,  
 welche Cherasco fördern wollte, und bestätigte die Bestimmung, dass die  
 Ansiedler von Cherasco wieder in ihre frühere Heimath zurückkehren  
 sollten. Die diesfallsige Urkunde vom Juli 1247 schliesst mit den Worten:  
*in castris in obsidione Parmae per manus magistri de Vineis, imperialis  
 protonotarii et regis Siciliae Locotenentis.* Doch versöhnten sich die  
 Städte Asti und Alba durch den Friedensschluss von 1250, so dass Cherasco  
 übrig blieb, nachdem unterdess die Bürger von Alba das feste Schloss Mar-  
 miera zerstört hatten, dessen Besitzer sein oben erwähntes Ritterwort nicht  
 gehalten hatte. In der damaligen Zeit der Verwirrung, in welcher das  
 Reich-Deutsche Reich sich befand, verband sich die neue Stadt Cherasco  
 mit Alba, und dem Markgrafen von Saluzzo, Clavesana und Caretto ge-  
 gen die Stadt Mondovi. Die Bürgertreue dieser Städte war damals dergestalt  
 dem deutschen Kaiser und Reiche verlassen, dass Cherasco am 24. Au-  
 gust 1259 eine Vollmacht ausstellte für Abgeordnete, welche über die Unter-  
 handlung von Carl von Anjou, Grafen von Provence unterhandeln sollten, wel-  
 cher Vertrag am 10. Dec. 1259 ratificirt wurde. Dies verwickelte Cherasco,  
 von den Provençalern besetzt worden war, in fortwährende Fehden mit  
 dem Markgrafen von Saluzzo und Montferrat, bis endlich am 8. Mai 1312 wie-  
 der von der kaiserlichen Macht die Rede ist, indem Kaiser Heinrich VII., statt  
 diesen Städte in unmittelbarer Oberherrschaft zu behalten, sie dem Mark-  
 grafen von Saluzzo zu Lehn übergab; doch auch dieser konnte diese Stadt nicht  
 halten, der Fürst Philipp von Achaja fiel verwüstend ein, so dass 1368  
 Cherasco mit der Stadt Cuneo ein Bündniss zur Selbstvertheidigung schlossen  
 konnte. Endlich war Cherasco, von Kaiser und Reich verlassen, genöthigt,  
 am Juni 1347 sich dem Grafen von Savoiern zu unterwerfen. Dies Schick-  
 sal, welches so viele Städte Italiens hatten, kann allerdings nicht dazu bei-  
 tragen, von deutscher Treue und Kraft günstige Erinnerungen zurückgelassen  
 zu haben. Der Verfasser gibt auf diese Weise die Zeitfolge nach den Ho-  
 chzeiten der Stadt Cherasco mit genauer Angabe, wo sich die 390 von ihm an-  
 geführten Urkunden abgedruckt oder urschriftlich befinden, mit kritischer Be-  
 zeichnung derselben bis zum Jahre 1631. Dies ist der Friedensschluss, wel-  
 cher zwischen dem Herzoge von Savoiern und dem Könige von Frankreich im  
 Folge des Regensburger Friedens unter Mitwirkung des Papstes Urban VIII.  
 geschlossen wurde. Zum Schlusse gibt der in hohem Grade gründliche  
 Verfasser Nachricht über die Statuten der Stadt Cherasco, deren Urschrift auf  
 einem Document aus dem 14. Jahrhunderte stammt; sie sind zu Turin 1542 bei Ja-  
 cobo Rustis in 4. gedruckt worden. Unter den von ihm angeführten Schrift-  
 stücken über diese Stadt befinden sich auch mehrere Handschriften von  
 Victor Adriani selbst, deren Erscheinung im Druck um so mehr gewünscht



werden muss, da sich darunter auch eine Sammlung von den in der Umgegend von Cherasco gefundenen Römischen Inschriften befindet.

*Atti del J. R. Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti. Vol. I. 1858. Bernardi. in 4.*

Unter diesem Titel erscheinen jetzt die früheren Memoiren dieser Academie, welche den Namen des Lombardischen Instituts führt, das aus dem lienischen National-Institut zu Bologna hervorgegangen ist. Das erste dieser Verhandlungen, deren in jedem Jahre 10 erscheinen sollen, enthält erst die Namen der Mitglieder, deren jetziger Präsident der sehr geschätzte Oberarzt des Mailänder grossen Hospitals ist, Doctor Verga, Secretair der bekannte Geschichtschreiber Cantu. Hierauf folgt der Bericht über Sitzungen im verflossenen Jahre. Am meisten hat hiernach die Heilkunde beschäftigt, über Astronomie war besonders ein Vortrag des Victor Carlini den Cometen von 1264 und 1556 zu beachten. Ueber Beccaria hielt obengedachte Secretair einen Vortrag. Von Abhandlungen ist in diesem Jahre nur eine über das plötzliche Anschwellen des Po im Jahre 1857. Ausserdem ist als Anhang der Bericht über die letzte Preisvertheilung mit angehängt worden. Es werden nämlich alle Jahre von diesem Institute Preis-Aufgaben ausgeschrieben, theils aus dem Gebiete der Wissenschaft, theils der Kunst und der Gewerbe. Die Preise bestehen in mehreren goldenen, silbernen oder bronzenen Denkmünzen. In dem vorliegenden Berichte sind die Beurtheilungen der Preis-Arbeiten enthalten und nehmen bei ihrer Mannichfaltigkeit die allgemeine Theilnahme in Anspruch. Auf diese Weise ist das Institut nicht lediglich wissenschaftliche Gesellschaft, bei dem sich das grosse Publikum betheiligt, sondern Alle sind dabei betheiligt. Ein für die Chemie, so wie für die Landwirthschaft wichtiger Gegenstand war die letzte wissenschaftliche Preisaufgabe; sie wurde von den Herrn Nava und Selmi gelöst; sie betraf das Gerinnen der Milch, wofür sie die goldene Medaille erhielten; ausserdem wurde die Abhandlung derselben und der Bericht der Commission des Institutes darüber — bestehend aus den Chemikern Chiozza, Ferrario und Pollini — auf Kosten des Instituts gedruckt unter dem Titel: Sul Caglio Vitellino, die Säure, welche sich in dem Kälber-Magen befindet, und die Milch in Butter verwandelt. Ein Mechaniker erhielt den Preis für die Erfindung einer Orgel, welche die gespielten Töne als Noten niederschreibt. Ueberhaupt steht das lombardische gelehrte Institut in ganz anderen Verhältnissen, als die gewöhnlichen Academien. Nach dem Abgange eines Mitgliedes dieses Instituts wird sein Nachfolger zwar von den andern gewählt, aber von der Regierung bestätigt und erhält er eine Entschädigung für die vorkommenden amtlichen Arbeiten und Gutachten von zwar nur einigen hundert Thalern, dafür aber den Rang eines Obristen und eine Hofuniform, da sie durch diese Ernennung zugleich die Hoffähigkeit erlangen. Dabei ist auch zu bemerken, dass der Secretair des in gleichem Verhältniss stehenden Instituts in Venedig, Doctor Nani, ein mosaischen Glaubens ist, und die gleichen Vorrechte geniesst, was ebenfalls in manchen auf grosse Bildung stolzen Ländern nicht der Fall sein dürfte.

Der vorhin erwähnte Secretair des Instituts zu Mailand, Ritter Cantu hat sein grosses Werk beendet:

*Storia degli Italiani per Cesare Cantu. Vol. VI. 1857. Torino. presso l'unione Tipogr. 8. S. 912.*

Besonders ist es der hier vorliegende letzte Band, welcher alle Aufmerksamkeit verdient, da der Verf. es gewagt hat, diese Geschichte der Italiener bis auf die letzte Bewegung fortzusetzen. Man lese, wie dieser berühmte Geschichtschreiber von dem Papste Pius IX. mit aller Unbefangenheit spricht, welcher sagte, dass wir Italiener, wie der Verfasser sagt, einen Strahl von Hoffnung sahen, unsere heilige Freiheit wiederzusehen. Die Einrichtung einer Landesvertretung, der Consulta im Kirchenstaate vom 14. April 1847, die die Hoffnung auf die Unabhängigkeit Italiens, da man bisher das Land für den Feind aller freisinnigen Einrichtungen und nothwendigen Aenderungen von Oesterreich und des Absolutismus gehalten hatte. Der Verf. hat das grosse Talent, Alles sagen zu können, da er die Thatsachen objectiv nicht als seine Ansicht aufstellt. Vielleicht hätte er Manches nicht sagen dürfen, wenn er zugleich seine Meinung ausgesprochen hätte. Von den Ereignissen in Sicilien bemerkt der Verfasser mit Recht, dass dort das vollständige Lehenwesen herrscht, das noch jetzt nach der Zeit der Normen und von Friedrich II. aussieht; daher anfangs der nicht unmerkliche Spalt mit dem übrigen Italien. Dennoch muss man bei aller von dem Verf. gebrauchten Vorsicht, mit welcher er sich über die letzten Schicksale Italiens ausspricht, gestehen, dass er der Wahrheit getreu mehr gesagt hat, als man hätte erwarten können. Freilich ist dies bedeutende Werk in Venedig in konstitutionellen Sardinien gedruckt, und war Anfangs in der Lombardei verboten. Jedenfalls aber macht es der Oesterreichischen Regierung alle Mühe, dass sie das Verbot zurückgenommen hat, und man jetzt dieses Werk in der neuesten Zeit hier überall verbreitet findet, so dass bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden ist.

Gleichsam zur Vervollständigung dieser Geschichte der Italiener hat der genannte Herr Verfasser ein neues Werk über die italienische Literatur angeschlossen:

*Letteratura Italiana, esempi e giudizi esposti da Cesare Cantu. Torino. 1857. Unione Tipogr. 8.*

Dieses Werk ist mit der letzten 9. Lieferung bereits bis S. 576 fortgeschritten. Es beginnt damit an, zu beweisen, dass die jetzige italienische Sprache aus der Sprache des Volkes hervorgegangen, die das Uebergewicht über die lateinische Volkssprache erhielt, als die germanischen Barbaren alle Wissenschaft vernichteten, die Kirche mehr Einfluss erhielt, welche, um verstanden zu werden, sich zu der Volkssprache herablassen musste. Als den ersten Dichter nennt der Verf. den Ciallo von Alcamo, dann unsern Hohenstaufen Friedrich II. und seinen Sohn Manfred. Besonders wichtig ist die Darstellung der Zeit der neuen Wiederherstellung der Wissenschaft in Italien, die weniger bisher bearbeitet worden, als die erste, welche mit Dante anfing. Der Verfasser

zeigt, wie der Friede von Aachen im Jahr 1748 endlich Italien wieder Ruhe verschaffte, die es unter der fortwährenden Ueberschwemmung der deutschen, französischen und spanische Heere nicht finden konnte, um sich an den Arbeiten des Friedens zu überlassen. Die Kirche, in der die Religion geliebt und untergegangen war, hatte sehr viel Schuld an diesen Störungen gehabt. Seit jener Zeit aber hatte Italien auch das Glück, statt der früheren, mit sehr gewissenlosen Herrscher, einige Fürsten zu besitzen, welche die Interessen des Friedens an ihrem Wiederaufblühen nicht verbinderten, Peter Leopold von Toscana, Victor Amadeus II. von Sardinien, Benedict XIV. und Clemens XIII. Nun traten Piazzzi und Oriani als Astronomen u. a. m. auf, Spallanzani, Montaderi u. a. m. als Naturforscher, selbst in der Politik konnte man sich frei bewegen, Palmieri aus dem Neapolitanischen schrieb über das öffentliche Wohl, Pagano über den Verfall und den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft. Beccaria aus Mailand schrieb sein berühmtes Werk, und G. G. G. Geri, ein Neapolitaner, über die Wissenschaft der Gesetzgebung. Aus dieser Zeit der neuen Wiederherstellung der Literatur führt der Verfasser einige Schriftproben an von A. Varano aus dem Fürstenhause der Camerino, G. Fantoni, Cesarotti, Costi, Parini, bis er auf die Schule von Pisa kommt, aus welcher Ugo Foscolo und Zante, der 1827 starb, als der höchsten stehende angeführt wird; damit schliesst das letzte vorliegende Buch. Der Fortsetzung wird mit grösster Erwartung entgegengesehen; denn der gelehrte Verfasser versteht es, seine Zeit in Ehren zu halten, da man nicht höheres als sie vertreten kann.

Leider hatte in der neusten Zeit die französische, besonders die dramatische Literatur in Italien die Ueberhand gewonnen; doch scheint jetzt wieder ein glücklicher Wendepunkt eingetreten zu sein. Selbst das Lustspiel wieder einen würdigen Vertreter gefunden:

*Teatro comico di Tomaso Gherardi del Testa. Firenze 1857. presso Bemporada II. Vol. 8.*

Von diesen Lustspielen gefällt besonders ein Familien-Gemälde, il *quadro di Georgia*.

Ein Sicilianer hat unter dem unscheinbaren Titel:

*Consigli a mia figlia, del barone Ferd. Malvoica. Palermo 1857. Tip. Lao. 8. 510 S.*

eine Sammlung von Aufsätzen mannichfachen, besonders aber geistlichen Inhalts herausgegeben, die eine ausgebreitete Gelehrsamkeit zeigen.

Ueberhaupt gibt Sicilien jetzt wieder vielfache Lebenszeichen in literarischer Beziehung, und dürfte vorzüglich folgendes Werk für die Kunstgeschichte dieser Insel nicht unbedeutend sein:

*Arte e Storia. Ricordi della Sicilia per Domenico Ventimiglia. Palermo 1856. Tip. Lao. 8.*

Hier werden die bedeutendsten Werke der Sicilianischen Kunst und deren Geschichte geistreich beschrieben, auch die darüber vorhandenen Legenden und mythologischen Sagen angeführt.

Endlich können wir die Fortsetzung eines höchst bedeutenden Werkes aus dem Fache der Rechtswissenschaft anzeigen, das aber auch weiteren Kreisen angehört, da die Geschichte des Rechts zugleich eine Geschichte des Fortschritts der Menschheit ist. Dies Werk ist

*Storia della legislazione Italiana, di Federico Sclopis. Vol. III. Torino. 1857. Tip. del unione Tipogr. 8. S. 516.*

Der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Graf Sclopis, welcher der erste constitutionelle Justiz-Minister des Königreichs Sardinien im Jahr 1848 ward, hatte im Jahr 1840 den ersten Band seiner gründlichen Geschichte der Gesetzgebung in Italien herausgegeben; der zweite Theil folgte erst im Jahr 1844. Jetzt liegt uns der dritte Band dieses bedeutenden Werkes vor, welches mit der Zeit der Mediceer anfängt. Leider fing damals aber auch der Einfluss der Fremdherrschaft auf die Gesetzgebung in Italien an. Auf die Franzosen folgten die Spanier, welche das Lehenwesen gewissermassen aufs neue einführten; dennoch wusste man sich von den Gräueln der Spanischen Inquisition möglichst frei zu halten. Ueber den Einfluss dieser traurigen Zeit beruft sich der gelehrte Verfasser auf das Werk des berühmten Historikers César Cantu, *L'abbate Parini e la Lombardia*, wo der Zustand dieses Landes im vergangenen Jahrhundert geschildert wird. Als von grossem Einflusse auf die Gesetzgebung Italiens stellt der Verfasser das Concil zu Trient dar, und führt die Organisation der Gerichtsbehörden von der Rota Romana an bis zu den andern Staaten Italiens fort, bis zu den Verbesserungen, welche endlich im 18. Jahrhundert durch die zunehmende Bildung herbeigeführt wurden. Dies erfolgte besonders durch Victor Amadeus II. von Sardinien, nachdem er siegreich aus dem Kampfe mit Frankreich hervorgegangen war, worin ihn England treulich unterstützt hatte, worüber der in der Geschichte seines Landes sehr erfahrene Verfasser ein besonderes Werk vor ein Paar Jahren veröffentlicht hat, worin die diplomatischen Verhältnisse zwischen dem Hause Savoyen und England auf eine höchst anziehende Weise dargestellt sind. Diese Zeit war besonders deshalb für den Fortschritt der socialen Verhältnisse in Italien so wichtig, weil nach dem Beispiele des Savoischen Hauses auch in den andern italienischen Staaten die alten Missbräuche des Lehenwesens abgeschafft wurden, die als Usurpationen angesehen wurden, während in andern Ländern sich solche Anmassungen als durch Verjährung erworben, als eine ewige Krankheit fortschleppten. Es ist höchst beachtenswerth, dem Verfasser in der Darstellung der in den verschiedenen italienischen Staaten gemachten Fortschritten in der Gesetzgebung zu folgen. Wir beschränken uns nur darauf aufmerksam zu machen, wie derselbe neben der Aufzählung der in der Gesetzgebung gemachten Fortschritte auch die darüber gleichzeitig erscheinende Literatur mit kritischer Schärfe vorführt, den Macchiavelli, Belli, Gentile, Alciato, Campanella, Gravina, Vico bis zu Beccaria. Auf diese Weise führt der gelehrte Verfasser die Geschichte der Gesetzgebung und zugleich der Rechtswissenschaft fort bis zu dem Anfange der französischen Revolution, mit dem Versprechen, dass ein künftiger Band den gegenwärtigen Zustand darstellen soll, wie er sich seit diesen grossen Europäischen Ereignissen in Italien gestaltet hat. Wir machen zum Schlusse darauf aufmerksam, dass

der gründliche Verfasser dieses Werkes zugleich Präsident der Commune ist, welche die Monumenta historiae patriae Regni Sardiniae herausgibt, wovon in diesen Tagen der zweite Band der Genuesischen Staats-Urkunden „liber jurium“ genannt, unter der Redaktion des sehr geachteten Historikers Ritter Ricotti herausgekommen ist.

Mit welchem Eifer in Italien die hier vorhandenen Archive durchforscht werden, kann man aus folgendem Werke des unermüdlischen Geschichtschreibers Cäsar Cantu entnehmen:

*Scorsa di un Lombardo negli Archivi di Venezia. Milano e Verona. Tip. velli. 1856. 8. S. 220.*

Hier findet man zunächst Nachrichten über die Venetianischen Archive und die Sorgfalt, welche diese Republik von jeher für die Aufbewahrung ihrer Urkunden gehabt hat. Schon im Jahre 1518 ordnete Pietro Bembo die Staatsverträge nach den verschiedenen Staaten Europas, Asiens und Afrikas, nachdem schon seit 1291 die Geheimnisse des Senats in den Communi gesammelt waren, welche noch in dem Archiv de Frari zu Venedig in 37 Bänden aufbewahrt sind. Der Hauptzweck des gelehrten Verfassers war, in den Venezianischen Archiven Material für die Geschichte Mailands aufzusuchen. Dabei theilt er aber auch ausserdem sehr merkwürdige Thatsachen mit. In andern sieht man in dem jetzt so beliebten Mittelalter die Begriffsverwirrung über den Glauben Anderer auch in Venedig bis dahin gediehen, dass im Jahre 1249 der Doge Marino Morosini schwören musste, dass er alle die, welche von den Bischöfen als Ketzer würden angezeigt werden, richten und verurtheilen lassen würde. Der Verfasser macht dabei die Bemerkung, dass dies mit den Verordnungen übereinstimmt, die Kaiser Friedrich II. gegen die Ketzer erliess, obwohl er für sehr freisinnig gehalten wird. Dagegen führt Cantu als Beweis Venetianischer Toleranz an, dass Gaspare Contarini als Gesandter in Lissabon 3 Venetianische Schiffs-Capitaine, welche hebräische Bibeln gekauft, vertheidigte, bemerkend, dass man in Italien auch ketzerische Bücher zulasse, da es unrecht sei, nicht zu wissen, was die Gegner der Kirche haupten. Ueberhaupt müssen die Venezianer eben nicht sehr eifrig im Kirchenbann gewesen sein, was sie auch dadurch bewiesen, dass sie sich vor dem Kirchenbann nicht fürchteten. Auch ermahnte, wie der Verfasser erzählt, Pius V. den Venezianischen Gesandten, dass die Republik die Inquisition ihrer damaligen Ausdehnung bei sich einführen möge. Dieser, Paolo Tiepolo, antwortete: man hätte in Venedig wirksamere Mittel als Feuer und Flamm, man lasse die, welche es verdienen, in aller Stille umbringen; wogegen das öffentliche Aufsehen die Märtyrer vermehre, so dass in Frankreich Viele ohne Wirkung hingeopfert worden wären. Ohnerachtet der Verfasser sich grösstentheils mit den Thatsachen beschäftigt, welche Mailand betreffen und unter anderm auch das Verzeichniss der Gesandten und Residenten mittheilt, welche Venedig seit 1350 bis 1796 (der letzte war G. V. Foscari) in Mailand hatte, so finden sich doch auch noch anderweitige sehr schätzenswerthe Nachrichten, z. B. über die Waldenser im Jahr 1703; über den Einzug von Karl dem Kühnen in Piemont, wo er Jolanda, die Mutter des Herzog Filiberto gefangen nahm; über die Verfolgung der Protestanten im Veltlin, welche Graf

Heften mit der Benennung „der heiligen Niedermetzlung“ (*sacro*  
*cello*) für hoch verdienstlich anerkannt wurden.

Aus Rom können wir eine geachtete wissenschaftliche Zeitschrift empfeh-  
len:

*Atti di scienze matematiche e fisiche compilati da Barnaba Turtolini. Roma.*  
1857. 8.

Die besonders Naturwissenschaft und höhere Mathematik behandelt. Das  
vorliegende Monatsheft enthält einen Aufsatz über die Elypse von Ca-  
si, eine andere über Integralrechnung von Genocchi; so wie Nachricht  
von Leonardo Pisano, einen Mathematiker des 13. Jahrhunderts, aber aus  
anderer Zeitschrift, der *Revista contemporanea* in Turin entlehnt.

Eine mehr encyclopädische wissenschaftliche, alle 14 Tage herauskom-  
mende Zeitschrift ist die Mailändische

*Il giornale di scienze, lettere, arti, economia e industria pubblicata da Ig-*  
*razio Cantu. Milano 1857. Tip. Canadelli. 8.*

Das letzte vorliegende Heft enthält einen Aufsatz über die Gesellschaften  
der Wohlthätigkeit (*mutuo-soccorso*), ein anderer die philosophischen Ansich-  
ten des heiligen Thomas von Aquino, von Puecher, einem Anhänger von  
Vico. Ein Aufsatz von dem bekannten Bibliographen Morino d'Ayala gibt  
Nacht über die Italiener, die sich als Ingenieure in Frankreich ausgezeich-  
net haben. Dies ist derselbe Bibliothecar des Herzogs von Genua, welchem  
mehrere sehr geschätzte Werke über die Kriegs-Wissenschaft und die  
vor erschienene Literatur verdanken. Ausserdem finden sich hier Necro-  
logie und Beurtheilungen neuer Werke.

Der Director der Sternwarte in Mailand hat einen Vorläufer für den in  
dem Jahre erscheinenden Cometen herausgegeben:

*Documenti relativi all' annuncio del ritorno del prossimo anno 1858, della co-*  
*metta apparsa 1556, da Francesco Carlini. Milano 1857. Stamperia*  
*Reale.*

Dieser gelehrte Astronom hat die Bahn dieses Cometen vom Jahr 1264  
(s. auch von 975) und von 1556 nachgewiesen und vom 31. Jan. 1858  
bis zum 28. October berechnet, worüber er zugleich die betreffenden Ta-  
beln mittheilt.

Der in Mailand sehr verehrte Cardinal und Heilige Carl Borromeo, aus  
einer der hiesigen noch vorhandenen vornehmsten Familien, hat wieder zu  
seinen neuen grösseren Werke Veranlassung gegeben:

*Documenti circa la Vita e la geste di Carlo Borromeo, per cura del sacerdote*  
*Aristide Sala, Milano 1857. Tip. Tasca. gr. 8. S. 624. Der zweite*  
*Band hat 547 Seiten. Mit vielen Kupfern und Facsimiles.*

Der Verfasser, Canonicus an der Ambrosius-Kirche, ist Archivar des Mai-  
ländischen Domkapitels, daher war er wohl im Stande, diesen reichen Schatz  
an Urkunden zu veröffentlichen, welche hier aus der letzten Hälfte des

16. Jahrhunderts gegeben werden, die auch für die allgemeine Geschichte Werth sind. Jener Erzbischof von Mailand und Cardinal, ein wahrhaft frommer Mann, ist von dem päpstlichen Stuhle zum Heiligen erhoben worden, dass ihm in Mailand die Kirche zum heiligen Carlo gewidmet ist.

*Istoria della letteratura Siciliana per A. Narbone. Palermo 1856. Tip. Co. 8. Vol. VI.*

Dieses grosse Werk ist noch nicht vollendet, und verspricht noch lange Zukunft; denn der sechste Band ist erst bei der Literatur aus der Herrschaft der Araber; mithin fehlt noch viel, ehe der sehr grösse Verfasser bis auf die Jetzt-Zeit kommen wird. Obwohl Jesuit, so ist der Verfasser dennoch so unparteiisch, dass er, wenn auch vom frommen Gesichtspunkte ausgehend, die grosse Gelehrsamkeit der Barbaren des Mittelalters nicht verschweigt, zu der Zeit, wo die nordischen Barbaren durch ihr Wesen im Abendlande alle Wissenschaft unterdrückt hatten; besonders wichtig scheint der Abschnitt über die arabischen Geschichtschreiber Siciliens jener Zeit, obgleich nach dem Verfasser damals die Dichtkunst die Sarazenen in Siciliens am meisten beschäftigte. Die dramatische und epische Dichtung war aber weniger beliebt, dagegen zeichnete sich schon im Jahr 221 Hegira der Statthalter Siciliens, Ahmed ben Abi al Aglab als lyrischer Dichter aus, dessen Handschrift noch im Escorial in Kufischen Lettern sich befindet. Auch von Abul Arab Mosab besitzt man noch einen Divan. Besonders lässt der Verfasser diesem Volke darin Gerechtigkeit widerfahren, dass es in Griechenland, wo damals noch die Wissenschaften sich erhalten hatten, Kenntnisse zu erhalten strebte; er findet es daher billig, dass der Chalif Almanzor der Kaiser Augustus der Muselmänner genannt wird. Selbst über die Institutionen des Römischen Rechts schrieben Abulcassam und Alschudel Commentare, so wie über die Pandekten Ahmud ben Edris. Ueber die Dienste der Sarazenischen Aerzte verbreitet sich der Pater Alesio Narbone natürlich ebenfalls, da damals diese und die Israeliten die ausgezeichneten Mediziner besaßen.

Aus dem Lande der alten Hetrurier ist ein Werk des Grafen Contestabile eines bekannten Alterthumsforschers, mit grossem Beifalle aufgenommen worden.

*Di Giovan Battista Vermiglioli dei monumenti di Perugia Etrusca e Romana della letteratura e bibliografia Perugina, nuove pubblicazioni per cura Conte G. C. Contestabile. Perugia 1856. III Vol. in 4.*

Dies gelehrte Werk mit einem Atlas in Folio, Abbildungen enthaltend, für das Studium der Antiquitäten besonders auch der Hetrurischen Spätzeit sehr wichtig und ist dasselbe bereits in dem

*Archivio storico Italiano, Firenze 1857. Tom. V. presso Vieusseux. Disp. 2.*

gebührend gewürdigt worden, indem der gelehrte Ariodante Fabretti darin eine umfassende Abhandlung veröffentlicht hat. Im demselben Hefte findet sich auch ein Aufsatz von unserm gelehrten A. Reumont (Minister-Resident



Lenz) über die berühmte Vittoria Colonna, und unter anderm auch eine edliche Beurtheilung des grossen Werkes: Vita di Ferrero Ponziglione padre Adriani, von F. Ugolini, welcher sagt: dass Adriani nicht zu denjenigen gehört, welche sich mästen und schlafen, noch auch zu denen, welche den Himmel gern mit Gewalt auf die Erde ziehen möchten, um ihnen irdischen Schätze zu sammeln und zu herrschen, sondern zu den rühmlichen Tugenden, die so selten sind.

*Monumenta patriae. Liber Jurium reipublicae Genuensis. Tom. II. Augustae Taurinorum e regio typographeo. 1858. gr. fol. p. 1625.*

Die Gesellschaft zur Herausgabe der Geschichts-Quellen des Königreichs Sardinien unter dem Vorsitze des gelehrten Grafen Sclopis, Vice-Präsident des Senates des Königreichs Sardinien, hat in dem vorliegenden Band die Bekanntmachung des Rechtsbuches des ehemaligen Freistaats Genua bis zum Jahr 1422 fortgeführt. Der Herausgeber dieses Rechtsbuches ist der rühmlichst bekannte Professor der Geschichte an der Universität Turin, der Ritter Ricotti, dem wir viele bedeutende geschichtliche Werke verdanken, zuletzt eine Abhandlung über die von dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen verfassten Werke; denn die Fürsten dieses Hauses haben stets durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet. Das vorliegende Buch des Freistaats Genua enthält einen Schatz von Urkunden, welche die Geschichte nicht blos Italiens, sondern auch von Deutschland von grossem Werthe sind. Man findet hier die Beweise, dass die Städte, selbst bis zum Kaiser Karl IV. ihre Unterordnung unter Kaiser und Reich aufgegeben hatten, dass sie aber die benachbarten Feudal-Herren und Grafen, die ungetreuen Beamten des Kaisers, zwangen Bürger zu werden. So verstanden die Kaiser nur durch ihre sogenannten Getreuen zu herrschen, obwohl sie die traurige Erfahrung gemacht hatten, dass diese dem Papste gehorchten, als ihrem Lehn-Herrn. Professor Ricotti hat sich durch die Herausgabe dieser Urkunden ein grosses Verdienst erworben, um so mehr, als er ein sehr vollständiges Sach- und Namens-Register beigelegt hat.

Neigebaur.

---

*Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik. Von Dr. August Koberstein, Professor in Pforte. Leipzig 1858. Verlag von Joh. Ambr. Barth. 271 S. 8.*

Die Aufsätze, welche dieses Büchlein befasst, sind, wie der Verf. im Vorwort bemerkt, zum allergrössten Theil aus Vorträgen hervorgegangen, die er selbst seit dem Jahr 1837 in dem literarischen Verein zu Naumburg a. d. S. gehalten hat. Die ersten drei, einzeln schon früher gedruckt, hat dann mit dem siebenten H. Hoffmann in verschiedene Hefte des „Weimarischen Jahrbuchs für deutsche Sprache, Literatur und Kunst“ aufgenommen. In öffentlichen Anzeigen und Beurtheilungen dieser Zeitschrift ist ihrer mehrfach sehr lobend gedacht, nach Exemplaren der ursprünglich blos zum Verschenken

bestimmten Einzeldrucke schon zuvor öfter von verschiedenen Orten herlangt worden. Beides hat den Verf. bewogen, seine Bedenken gegen den selbständigen Wiederabdruck jener vier Aufsätze fallen zu lassen und auch noch vier andere der Oeffentlichkeit zu übergeben, von denen er hofft, sie von einem allgemeineren Interesse sein dürften. Die mitgetheilten Aufsätze sind nach der Ueberschrift: 1. Ueber das gemüthliche Naturgefühl Deutschen und dessen Behandlung im Liebesliede, mit besonderer Beziehung auf Göthe. 2. Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung vom Fortleben abgeschiedener Seelen in der Pflanzenwelt. 3. Zu und über Göthe's Gedicht, Hans Sachsens poetische Sendung. 4. Ueber das neudeutsche Gelegenheitsgedicht, mit besonderer Beziehung auf Göthe's Elegie „Einsyne“. 5. Inwiefern darf Göthe's Iphigenie als ein sowohl dem Geiste als der ganzen innern Behandlung als der äussern Form nach durchaus dem Kunstwerk angesehen werden? 6. Shakspeare's allmähliges Bekanntwerden in Deutschland und Urtheile über ihn bis zum Jahr 1773. 7. Ueber das Verhältniss Thüringens und Hessens zur deutschen Literatur, und über die Ueberbleibsel der ältesten uns bekannten vaterländischen Poesie, die mit diesen Gegenden in einem sehr nahen Bezuge stehen. 8. Andeutungen über den besonders erfolgreichen Antheil Preussens an der Neugestaltung der deutschen Literatur seit dem Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Leistungen des Herrn Verfassers auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte und Aesthetik sind so bedeutend, dass wir von vornherein auch in diesen vermischten Aufsätzen eine vortreffliche Gabe zu finden konnten. Wir sind in unserer Erwartung nicht getäuscht worden, und wir danken es daher dem ausgezeichneten Kenner deutscher Poesie herzlich Dank, dass er diese nach Inhalt und Form höchst anziehenden Vorträge der Oeffentlichkeit übergeben hat. Je weniger zunächst der gegenwärtige Zustand der deutschen Literaturgeschichte, wie F. Paldamus in den N. Jahrb. für Phil. und Pädag. bei Gelegenheit der Beurtheilung „der Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ von Cholevius und bei der Anzeige des Hennebergerschen Jahrbuches in Uebereinstimmung mit dem Herausgeber desselben erklärt hat, eine wissenschaftliche Behandlung des Gesamtgebietes nach den grossen Arbeiten von Gervinus, Koberstein und Wackernagel erfordert, um so mehr ist eine möglichst gründliche und vielseitige Einzelform eine Vertiefung in das Einzelne als der zunächst einzuschlagende Weg zu bezeichnen. Es bedarf hier der Thätigkeit des Einzelnen im Einzelnen, dass das Ganze einstweilen ruhen und nur mittelbar durch die Einzelerkenntnisse wachsen muss, bis dann einmal das von Vielen nach allen Seiten hin zerfallenen seinen Theilen durchgeschüttelte, gesichtete Ganze durch die Hand des Genius eine neue Gestaltung findet. Haben wir in vorliegendem Aufsatz auch keine literaturgeschichtlichen Monographien, die jetzt am dringendsten erfordert werden, als Vorläufer für einen demnächstigen neuen Aufbau des Gesamtgebietes, so zeigt doch der Inhalt dieser uns mitgetheilten Vorträge, dass auch diese zur Förderung des vorher angegebenen Zweckes wesentlich beitragen. Auf das Einzelne der Erörterungen einzugehen, liegt nicht in der Absicht des Referenten, da einestheils eine ausführlichere Mittheilung dieser Zeitschrift für derartige Anzeigen gesteckten Raum überschreiten würde.

würde, anderntheils aber ein epitomatorisches Verfahren dieser werthvollen Schrift in den Augen derer, die sich nicht durch eigene Anschauung von der Vortrefflichkeit dieser Aufsätze überzeugen, eher schaden als nützen könnte. Mögen den geistigen Genuss, den sich Referent durch eine aufmerksame Lectüre dieses Buchs bereitet hat, auch noch viele Andere sich zu verschaffen bemüht sein. —

Dr. Ostermann.

*Xenophontis De Socrate Commentarii. Recognovit et explanavit Raphael Kühner, pl. Dr. Lycei Hannoverani Rector. Gothae et Erfordiae MDCCCLVIII Sumptibus Hennings, XVI und 584 S. in gr. 8.*

Auch mit dem Titel:

*Xenophontis Opera, recensita et commentariis instructa. Vol. II. continens de Socrate commentarios ed. Raphael Kühner; und: Bibliotheca Graeca etc. curantibus Friderico Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. Scripti. Orat. Pedestris Vol. VIII.*

Wir begrüßen mit Freuden eine erneuerte Ausgabe dieser erstmals im Jahre 1841 erschienenen Bearbeitung der Xenophontischen Memorabilien, da sie eine Erneuerung in der That verdient und in dieser Erneuerung der gründlichen Pflege griechischer Studien nur förderlich sein kann; wir wünschen insbesondere diese neue Ausgabe in den Händen recht vieler jungen Leute zu sehen, die von dem Gebrauch dieser Ausgabe nicht bloß eine gute Nachhilfe und Unterstützung bei der Lectüre zu erwarten haben, sondern in ihr eine gründliche Anleitung zu eigenen Studien finden werden, da sie mit allen den Feinheiten der attischen Rede, und allen den Nuancen des Sprachgebrauchs auf eine Weise bekannt und vertraut werden, die für alle weiter gehenden und daran sich anschliessenden Studien von dem grössten Belang ist. Was die Anlage und Einrichtung dieser Ausgabe betrifft, so entfernt sie sich nicht von derjenigen Einrichtung, welche allen einzelnen Ausgaben der Sammlung zu Grunde liegt und sich überall auch da bewährt hat, wo man die Gründlichkeit des Studiums noch nicht der Bequemlichkeit der Lernenden zum Opfer gebracht hat. Wir glauben diese Einrichtung als satteam bekannt voraussetzen zu dürfen, und haben es daher nur mit der Art und Weise der Ausführung zu thun, die allerdings in dieser Ausgabe, zumal in dieser ihrer erneuerten Gestalt, dahin gediehen ist, dass wir dieser Bearbeitung der Memorabilien eine vorzügliche Stelle in der ganzen Sammlung zuzuerkennen haben, indem sie, durchaus festhaltend an dem Plan, der dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegt, allen den Anforderungen, die an die Bearbeitung im Einzelnen zu stellen sind, sorgfältig Rechnung getragen hat. Wenn wir von der Einleitung absehen, die über alle die allgemeinen Punkte sich verbreitet, welche bei der Lectüre dieser Schrift, hinsichtlich ihres Inhalts in Betracht kommen, und durch die richtige Auffassung und Darstellung des Ganzen uns passend in das Einzelne selbst, d. h. in die Lectüre einführen, so ist es vor Allem die Erklärung, auf die wir hinzuweisen haben. Was die kritische Feststellung

des Textes betrifft, so gibt sich auch in dieser erneuerten Ausgabe die grösste Sorgfalt zu erkennen sowie die Vorsicht, mit welcher in der Aufnahme der Lesarten verfahren ist, welche der bekannten, mit dem Zeichen F gewöhnlich versehenen Handschrift entstammen. In den erklärenden Anmerkungen ist uns sowohl das Sachliche wie das Grammatische und das, was zum eigentlichen Verständniss oder zur richtigen Auffassung des Textes dient, gleichmässig berücksichtigt, ohne dass die Erklärung irgend wie in Trivialitäten sich einklinkt oder über Dinge sich verbreitet, die der Lernende aus dem Wörterbuche oder aus seiner Grammatik kennen zu lernen hat, wenn er damit noch nicht gehörig sich bekannt gemacht hat. Abgesehen von so Vielem, was dem Griechischen oder vielmehr Attischen Sprachgebrauch der besten Zeit angehört, sind alle die Besonderheiten des Xenophontischen Sprachgebrauches in so befriedigenden und gründlichen Weise, auch unter Heranziehung vieler anderen Beispiele und Belegen besprochen, dass wir Jedem, der in die Lektüre der Xenophontischen Schriften eingeht und ein gründliches Studium derselben selbst, als Vorbereitung zu dem Studium der Platonischen Schriften, anrät, will, vorzugsweise auf diese Ausgabe, als auf einen Führer verweisen werden, dem man mit dem sichersten Erfolg sich anvertrauen kann. Dies ist unsere Ansicht, die wir um so mehr hier auszusprechen uns gedrungen fühlen, als der hochverehrte Verfasser, der um die Förderung der classischen Bildung sich so grosse Verdienste erworben hat, auch in dieser Bearbeitung einen Weg eingeschlagen hat, den wir auch Andern, die in Achtung sich versuchen wollen, zur Beherzigung empfehlen möchten. Denn die Art und Weise, in der man jetzt mit Anmerkungen ad modum Minellii die in der Schule bestimmten Texte vielfach ausstattet, will uns nicht zusagen; ein gründlicher Unterricht, der die Selbstthätigkeit des Schülers wecken soll, lässt sich nimmermehr fördern. — In der äussern Ausstattung wird diese neue Ausgabe, nach Druck und Papier gleichfalls befriedigen. Gute Register, ein Index Latinus und Graecus, fehlen nicht.

Zugleich mit dieser grösseren Bearbeitung ist auch eine kleinere erschienen, welche denselben griechischen Text mit kurzen darunter befindlichen Anmerkungen enthält, die in deutscher Sprache abgefasst, kurze Erläuterungen oder Nachweisungen enthalten über die schwierigeren grammatischen oder sprachlichen Punkte, so wie passende Einleitungen und Inhaltstabelle zu jedem einzelnen Abschnitt, wie sie für den Schüler geeignet sind. — Führt diese Bearbeitung, die in einer eben so ansprechenden äussern Ausstattung gehalten ist, den Titel:

Xenophon's Denkbücher über Sokrates, erklärt von Dr. Raphael Kühner. Gotha. Hennings'sche Buchhandlung 1858. X. u. 214 S. gr. 8.

# HRBÜCHER DER LITERATUR.

*constitutiones Domini Alberti, d. i. der Landfriede v. J. 1235 mit der Glosse des Nicolaus Wurm, herausgegeben von Dr. Hugo Boehlau. Weimar, bei Herman Böhlau. 1858. 16 Bogen, XLIV u. 89 Seiten in Quarto.*

Es ist bekannt, dass der mainzer Landfrieden K. Friedrich's II. v. 1235 zu den wichtigsten Rechtsdenkmäler des XIII. Jahrhunderts gehört, nicht nur, weil er die früheren Landfriedensgesetze an Wichtigkeit weit übertrifft, sondern auch darum, weil er in der That eine weit grössere Beachtung als seine Vorläufer fand, und seine Bestimmungen theils wörtlich, theils dem Sinne nach in die wichtigsten Rechtsbücher des XIII. Jahrhunderts, den Sachsenspiegel und den Schwabenspiegel übergingen; hauptsächlich aber wegen der Wichtigkeit darum, weil sein Inhalt für die späteren Landfrieden aus dem XIII. Jahrhundert normativ verblieb, so dass der Landfrieden des K. Rudolph's I. (mit alleiniger Ausnahme des regensburger Landfriedens v. 1281) und die Landfrieden des K. Albert (Albrecht) I. v. 1292 u. 1298 (gewöhnlich als Landfrieden von 1303 bezeichnet) im Wesentlichen nur Reproductionen des mainzer Landfriedens Friedrich's II. v. 1235, wenn gleich mit mehrfachen eigenthümlichen Veränderungen sind. Das Interesse, welches sich an den mainzer Landfrieden v. 1235 knüpft, der so wie der Herausgeber treffend bemerkt, gewissermassen den Charakter eines *Edictum perpetuum* an sich trägt, steigert sich aber insbesondere dadurch, dass er der erste allgemeine deutsche Landfrieden ist, von welchem ausser dem lateinischen Texte auch deutsche Texte aus dem XIII. Jahrhundert vorhanden sind. In dieser Hinsicht stehen ihm nur die bayerischen Landfrieden zur Seite, der älteste bekannter lateinischer Text v. Jahre 1244 schon im Jahre 1255 in einer deutschen Bearbeitung erschien, aus welcher sowohl der regensburger Landfrieden K. Rudolph's I. v. 1281 hervorgegangen ist, über welchen wir in diesen Jahrb. in Nr. 31 u. 32 d. J. ausführlich gehandelt haben. Es konnte daher dem Ref. ausserst erwünscht sein, durch die vorliegende Ausgabe des mainzer Landfriedens v. 1235 und seiner Nachbildungen bis auf die Zeit des K. Albert I. (1298) Gelegenheit zu erhalten, auch diesen Landfrieden, welcher ein so wichtiges Seitenstück zu den bayerischen Landfrieden bildet, zu besprechen. Vor allem muss die Ref. anerkennen, dass Hr. Dr. Böhlau eine sehr verdienstvolle Arbeit geliefert hat, und dass namentlich der mühevollen Fleiss und die ausserordentliche Sorgfalt, welche derselbe hierauf verwendet hat, die grösste Anerkennung verdienen. Wenn wir daher diese

Ausgabe mit einigen Bemerkungen begleiten, so geschieht dies besonders in der Absicht, die Beachtung zu betheiligen, auf welche dieselbe so begründeten Anspruch hat. Weniger befriedigt als dem Inhalte, musste sich aber Ref. von der Form der Darstellung finden, welche an einiger Schwerfälligkeit leidet, die zu vermehren dem Hrn. Herausgeber wohl nicht schwierig gewesen sein dürfte. So beginnt namentlich die der Ausgabe vorangestellte Einleitung in §. 1 und 2 sogleich mit einer sich über mehr als 8 Seiten ziehenden, an sich sehr schätzbaren Aufzählung der benützten Handschriften und Drucke, ohne dass noch mit einem Worte gesagt selbst nicht einmal im Vorworte (das nur eine freundliche Dedicationsepistel ist) angedeutet worden wäre, von welchem Gegenstande die Schrift handeln soll, so dass der Titel die einzige Andeutung ist, welche dem Leser hierüber geboten wird. Erst §. IX der Einleitung wird dem Leser gleichsam beiläufig gesagt, dass der Landfriede K. Friedrich's II. a. 1235 unter dem Namen K. Albert's vielfach in deutschen Rechtsbücher-Handschriften des XIV. und XV. Jahrhunderts vorkomme; dass die Gestalt, welcher er hier erscheint, einen anderen Charakter trage, als sonst bekannten deutschen Urkunden desselben und seiner spätmittelalterlichen Wiederholungen resp. Erweiterungen; dass ferner ein wichtiger Gesetz Gegenstand rechtswissenschaftlicher Arbeiten in der Zeit der Rechtsbücher und ihrer Glossatoren gewesen und endlich erfährt man, dass diese Seite der Geschichte des Gesetzes hier Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung werden soll. Wenn sich ein Schriftsteller nicht von Haus aus beschränken will, von der verhältnissmässig stets sehr geringen Zahl der Männer vom Fache gelesen zu werden, sondern ihm, wie dem Interesse der Wissenschaft und ihrer Verbreitung selbst zu wünschen ist, daran gelegen sein muss, die Wissbegierde in einem grösseren Kreise wenigstens anzuregen, so sollte doch die alte treffliche Horazische Regel des raschen Einführens des Lesers „*in medias res*“ nicht ausser Acht gelassen werden. In den häufigen Gebrauch von Abkürzungen der Wörter im Texte, wohl bei Eigennamen von Personen als auch bei sachlichen Bezeichnungen, können wir nicht gut heissen. Ein solches Verlangen mag in Zeitschriften hingehen, wo (übel genug) die Rücksicht auf Raumersparnisse unabweislich geboten ist; an ihrem Platze sind die Abkürzungen nur in Noten zum Texte, welche nur ein literarisches Interesse zu befriedigen haben. In dieser Beziehung dürfen wir in Deutschland wohl von den Franzosen lernen; die Wissenschaft aber wird sicher nicht dabei zu Schaden kommen, wenn das Tüchtige auch in einer gefälligen Form gegeben wird.

Der Hr. Herausgeber hat in §. 1 nicht weniger als 32 Handschriften aufgeführt, welche von ihm benutzt werden konnten. Bei diesem Reichthum an handschriftlichem Materiale und der sehr anerkennenden fleissigen Benützung ist es um so mehr

zuern, dass dem H. Herausgeber die Existenz einer durch ihre  
Eigenthümlichkeiten ganz besonders ausgezeichneten Handschrift ent-  
gangen ist, nämlich der Text, welcher als Landfrieden des „Keyser  
Albrechts“ sich in dem Cod. Palat. Mscpt. nr. 461 findet, wovon  
er unter meiner Anleitung von einem meiner früheren Zuhörer,  
dem Freiherrn W. v. Thüngen veranstalteten, aber sowohl von  
Böhlau, als auch von v. Daniels bei seiner Ausgabe des säch-  
sischen Weichbilds nach dem Berliner Codex v. 1369, Berlin 1858,  
gänzlich ignorirten Ausgabe des Sächsischen Weichbildrechtes  
in dem gedachten Codex Palat. Mscpt., Heidelberg 1837,  
Abtheilung, p. 6, eine ausführliche Beschreibung gegeben worden  
ist, worauf ich hiermit verweise. Die Eigenthümlichkeit des Textes,  
den dieser zwar erst dem XV. Jahrhundert angehörige aber  
erkennbar nach sehr eigenthümlichen alten Handschriften copirte  
Text enthält, erscheinen nach Vergleichung dessen, was die Böh-  
mische Ausgabe geleistet hat und nach ihrem Material leisten  
kann, so bedeutend, dass ich glaube, dem Hrn. Herausgeber und  
vorhaupt denjenigen, für welche die Geschichte des mainzer Land-  
friedens von 1235 ein besonderes Interesse hat, einen nicht unwill-  
kommenen Beitrag zu liefern, wenn ich hiernach einen vollständigen  
Abdruck dieses Textes folgen lasse, und dadurch die Möglichkeit  
zu weiteren Vergleichung gewähre. Das Charakteristische an  
dem Texte ist: 1) dass der Landfriede, abweichend von allen  
sonst bekannten Texten im Rubrum einem Kaiser Otto beige-  
schrieben wird, worunter wohl nur Otto II. (der Rothe) aus dem säch-  
sischen Hause verstanden sein kann, da auf diesen auch sonst, wie  
der Herausgeber selbst p. XIV richtig bemerkt hat, das sächsische  
Weichbild, welches im Cod. Palat. Mscpt. gerade diesem Landfrieden  
beigegeben ist, zurückgeführt werden wollte. Dass hierbei an keine  
eigentliche Autorschaft Otto's zu denken ist, sondern nur ein wei-  
teres Beispiel für die bekannte mittelalterliche, auch von Böhlau  
p. XIV richtig bemerkte Sitte vorliegt, alte Rechtsaufzeichnungen  
in Verbindung mit einer berühmten kaiserlichen Persönlichkeit in Verbindung  
zu bringen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. 2) Noch eigen-  
thümlicher ist aber, dass in dem Texte 461 unseres Heidelberger  
Codex, welcher übrigens theils mit grosser Nachlässigkeit, theils mit  
offener Vermengung der ober- und niederdeutschen Mundart durch  
erkennbare Willkühr des Copisten geschrieben ist, doch das  
niederdeutsche Sprachelement noch als die unverkennbare, wenn  
auch durch die Willkühr des Copisten vielfach verdorbene Grund-  
sprache durchblickt und namentlich die sächsische Rechtsprache, so  
wie sie der Sachsenspiegel und insbesondere in der Homeyer'schen  
Ausgabe, sowie die von Daniels herausgegebene Berliner Hand-  
schrift des sächsischen Weichbilds v. 1369, ja selbst noch einiger-  
maßen die Blume des Sachsenspiegels nach den Proben bei Böhlau  
noch scharf hervortritt, während in sämtlichen von H. Böhlau  
benutzten Texten durchaus die Rechtsprache des süddeutschen



Rechtsbuches, des sog. Schwabenspiegels, herrscht: so z. B. in der Cod. Palat. Mscpt. Nr. 461 jederzeit „scheppenbare“, die Texte bei Böhlau insgesamt „sempere, sententia, scheinpere“ u. dergl. auführen, worauf ich auch neuerdings in der 3. Aufl. meiner deutschen Rechtsgeschichte Thl. II p. 100 aufmerksam gemacht habe. So erscheint auch in den Anhängen der „merkmänn, mercemänn“ an der Stelle des „speckmänn“ u. s. w. 3) Bemerkenswerth ist auch, dass der Cod. Palat. Mscpt. Nr. 461 wohl in Schlesien entstanden ist, da er am Anfange das Bergrecht von Iglau, sodann ein sehr eigenthümliches magdeburger Weichbild, dann den eben besprochenen Landfrieden, hierauf einen sehr eigenthümlich abgekürzten Schwabenspiegel, zum Schlusse das iglauer Stadtrecht gibt. 4) Im übrigen bemerkt sich durch den Cod. Palat. Mscpt. neuerdings, dass alle deutschen Texte oder Nachbildungen des mainzer Landfriedens K. Friedrich's II. a. 1235 auf einer und derselben, von dem heidelberger Originalen wesentlich abweichenden Grundform beruhen, einige geringfügige Auslassungen in unserem Codex, so wie die Unordnung in einigen Stellen seines Textes, welche wir bemerken hervorheben werden, fallen offenbar lediglich dem Abschreiber zur Schuld. Uebrigens zeigt unser Codex noch keine Eintheilung in Constitutionen. 5) Am Schlusse stehen mehrere sonst nicht in Verbindung mit diesem Landfrieden vorkommende Anhänge aus Rechtsbüchern des sächsischen Rechtskreises, namentlich aus dem Sachsenspiegel und dem sächsischen Weichbild, beziehungsweise direct aus einer Quelle dieses letzteren, nemlich aus der Rechtsweisung, welche von den magdeburger Schöffen der Stadt Görlitz im J. 1304 mitgetheilt wurde (bei Gaupp, das alte magdeburger hall. Recht, Breslau 1826 p. 269 fig.), womit sich also der Codex unseres Codex selbst mit Bestimmtheit als zu dem sächsischen Rechtskreise gehörig ausweist. 6) Im Ganzen steht der Text des heidelberger Codex jenen Texten am nächsten, welche der Abdruck bei Böhlau col. 2 repräsentirt, und als Formen der Recensio a. 1235 bezeichnet. Gerade die Satzungen, welche entschieden durch K. Albert I. a. 1298 (1303) in den Landfrieden von 1235 eingereiht wurden (vgl. Pertz, Legg. II. p. 482. 483), fehlen dem heidelberger Codex. — Was sodann die Drucke unbelangend hat der Herausgeber im §. 2 deren 41 angeführt. Wir bemerken hierzu, insbesondere zu Nr. 7, wo die Ausgabe des sächsischen Weichbildes, der Constitutio Alberti etc. vom J. 1557 angegeben ist, aber mit dem Druckerzeichen der Wolrab'schen Druckerei (Dresden?), nämlich der schwimmenden Fortuna, aufgeführt ist, dass uns eine dieser Beschreibung entsprechende Druckausgabe aber vom Jahre MDXLVII vorliegt: nur mit dem Unterschiede, dass die schwimmende Fortuna auf dem Haupttitel des Weichbildes steht, ein Schmutztitel vor dem Remissorium aber fehlt; dann aber haben wir auch eine Ausgabe des Weichbildes, sich

sehen Lehnrechtes und der Constitutio Alberti v. J. 1557 vor uns, welche nach ausdrücklicher Angabe auf dem nach fol. CXXI folgenden nicht foliirten Blatte (dem Schmutztitel des Remissorium) aus der Druckerei von Nicolaus Wolrabem „aus Vorlage der achtbaren und hochgelarten Herren Pauli und Francisci Kretschmann Gebrüdere und Kanslern zu Budissin und Mersburg“ hervorgegangen ist, und die schwimmende Fortuna in anderer Zeichnung als die Ausgabe v. 1547 darstellt. Ausserdem liegt uns noch ein von Böhlau nicht erwähnter Abdruck der Constitutio Alberti in der Zobel'schen Ausgabe des sächsischen Lehnrechts und Weichbildes, Leipzig 1537 Bl. XVIII—CX vor, welcher mit den Ausgaben v. 1547 u. 1557 übereinstimmt, und deren Vorläufer gewesen zu sein scheint: endlich haben wir auch noch einen ähnlichen Abdruck in der Ausgabe des sächsischen Lehnrechts und Weichbildes durch Chr. Zobel, Leipzig 1589 bei Hans Steinmanns Erben, fol. CLXIX—CXCH vor uns. Bei dem unter Nr. 11 aufgeführten Senkenberg'schen Drucke in der N. S. d. R.-A. Bd. I. p. 19 fig. tadelt Hr. B. die Angabe in den Monum. Germ. Legg. II. p. 312, dass dieser Text „*columnis dextris*“ abgedruckt sei, und setzt dafür col. 1. Dieser Tadel ist unbegründet und die unternommene Correctur überflüssig, weil gerade das, was Hr. B. „col. 1“ nennt, nach feststehendem diplomatischen Sprachgebrauch „*columna dextra*“ heisst. — In §. 3 behandelt Hr. B. die bekannte Streitfrage, ob der lateinische oder deutsche Text des mainzer Landfriedens K. Fridrich's II. a. 1235 als der ursprüngliche zu betrachten sei, und entscheidet sich dahin, dass der lateinische Text, wie ihn die Monum. Germ. Legg. II. p. 318 geben, als der ursprüngliche, der deutschen Text aber als Uebersetzung zu betrachten sei. Diese Ansicht hält auch Ref. für die richtige, und stimmt der Herausgeber insbesondere darin bei, dass aus der Beschaffenheit des deutschen Textes an sich schon dessen Charakter als Uebersetzung unverkennbar hervorgeht. Schwieriger ist die Entscheidung der hieran sich anschliessenden Frage, ob schon mit der Publication des lateinischen Textes auch eine gleichzeitige Publication eines deutschen Textes verbunden war, oder ob der deutsche Text als Privatarbeit zu betrachten sei, für welche letztere Annahme die grosse Verschiedenheit in den Handschriften, welche den deutschen Text geben, zu sprechen scheint. Hr. B. hat die Gründe für die eine wie die andere Meinung gewürdigt, und sich zuletzt für die Eichhorn'sche Ansicht entschieden, wonach die bekannte Notiz des Gottfried von Cöln über den mainzer Reichstag v. 1235: „*vetera jura stabiliuntur, nova statuuntur et teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur*“ von einer solchen officiellen Publication eines deutschen Textes verstanden wird. Auch in diesem Punkte stimmt Ref. dem Hrn. Herausgeber bei; der entscheidende Grund liegt aber nach unserer Ansicht darin, dass, wie schon Eichhorn bemerkt hat, sämtliche deutsche Texte und Nachbildungen des mainzer

Landfriedens v. 1235 bis z. J. 1298 (1308) genau ein und dieselbe Anordnung haben und zwar eine ganz andere, die Anordnung des lateinischen Textes, und dass, wie wir hier weiter beifügen, der deutsche Text im Ganzen als eine Abkürzung des lateinischen Textes erscheint, welche durch absichtliche Auslassung ganzer Artikel erstrebt wurde. Wären die Uebersetzungen nur Privatarbeiten, so wäre gar nicht erklärlich, wie sie denn eine so ganz besondere, von dem bekannten lateinischen Original abweichende Anordnung des Textes und so gleichmässige Änderungen zeigen könnten; es wäre doch höchst wunderbar, wenn dem grossen Ansehen, welches der mainzer Landfriede von sich genoss, nicht eine oder die andere Uebersetzung sich dem lateinischen Original genau in Reihenfolge und Vollständigkeit des Inhalts anschliessen haben sollte. Nur die Annahme einer gleichmässigen officiellen Uebersetzung vermag diese Erscheinung zu erklären, man müsste denn an ein zweites abgekürztes und in anderer Ordnung concipirtes lateinisches Original denken, was auch keine Unmöglichkeit und auch nichts ohne Beispiel wäre, wie namentlich eine solche zweifache (eine vollständige und eine abgekürzte) Publikation der Beschlüsse einer Reichsversammlung schon unter Karl II. convent. Carisiac. a. 877 findet (vgl. Pöhlmann Legg. II. p. 541. lin. 21: „*dixit (Karolus), quia de ipsis capitulis quaedam excerpta habebat, quae in illorum omnium nomine recitari volebat*“ etc.). Zur Zeit ist jedoch kein solcher zweiter lateinischer Text des mainzer Landfriedens v. 1235 bekannt, somit wäre es nur eine nutzlose Vermehrung der Hypothesen, wenn man auf die blosse Möglichkeit eines solchen Textes Gewicht legen wollte: im Gegentheile scheint gerade das grosse Ansehen und die weite Verbreitung des mainzer Landfriedens v. 1235 selbst daraus zu erklären, dass er sofort officiell in einer deutschen Uebersetzung verkündet wurde, und somit dem gemeinen Verstände zugänglicher war, als die früheren nur lateinisch abgefassten Landfrieden. Den Beispielen, welche der Hr. Herausgeber p. X dafür beigebracht hat, dass schon frühzeitig die deutsche Sprache neben der lateinischen officiell gebraucht wurde, ist noch beizufügen die „*adnunciatio Karoli II. apud confluentes*“ a. 860, Pöhlmann Legg. I. p. 472. l. 40: „*Haec eadem dominus Karolus Romanice lingua adnunciavit, et ex maxima parte lingua Theothisca capitulavit*“ und *ibid.* p. 173 lin. 6: „*Et dominus Hlotharius Theothisca in supra adnunciatis capitulis se consentire dixit, se observaturum illa promisit*“. Hier zeigt sich besonders in der *Adnunciatio Karoli II.* der Gebrauch der deutschen Sprache in Uebersetzung und zugleich auch die Sitte, hierbei eine Abkürzung eintreten zu lassen. Wir halten die bereits angegebenen Gründe für vollkommen genügend, die Annahme einer officiellen Abfassung eines deutschen Textes des mainzer Landfriedens v. 1235 zu rechtfertigen, und legen daher wenig Gewicht auf die weiteren

Ausführungen des Hrn. Herausgebers p. XIII, woselbst er in der bekannten Bestimmung des regensburger Landfriedens K. Rudolph's I. a. 1281. c. 42 (Pertz, Legg. II, p. 429), dass jeder Richter im Gerichte stets den Friedbrief „in teutsch geschriben“ bei sich haben soll, einen Grund finden will, an die Verbreitung deutscher Uebersetzungen aller Landfrieden zu glauben. Der Herr Herausgeber meint insbesondere: „Der regensburger Landfrieden wird kaum etwas neues einführen, sondern nur eine alte Gewohnheit gesetzlich fixiren: bestand aber eine solche Gewohnheit, so wird man den Richtern schwerlich überlassen haben, woher sie die Uebersetzung nehmen wollten, vielmehr wird von jeher für amtliche Uebersetzungen gesorgt gewesen sein“! Hätte Hr. Böhlau das Verhältniss des regensburger Landfriedens K. Rudolph's I. c. 1281 zu den bei den älteren bayerischen Landfrieden von 1244 und 1255 gekannt, und hätte er sonach gewusst, dass dieser regensburger Landfrieden Rudolph's I. a. 1281 durchaus nicht für ganz Deutschland, sondern ausschliesslich für Bayern bestimmt war, worüber wir kürzlich die bestimmtesten Beweise beigebracht haben (vgl. die Heidelberger Jahrbücher, d. J. Nr. 31. 32) so würde er diesen Satz wohl schwerlich geschrieben haben. Die Genealogie der angeführten Bestimmung in dem regensburger Landfr. v. 1181 (bei Pertz, c. 42; in *Mon. Wittelsb.* c. 50) steht nunmehr ganz fest. Die uralte Bestimmung der *Lex Bajuvariorum*, tit. II. c. XV. §. 2, dass der Richter dieses Rechtsbuch („*librum legis*“) immer bei sich im Gerichte haben soll, ist im lateinisch concipirten bayerischen Landfrieden v. 1244. c. 31. (*Monum. Wittelsbacens.* Bd. I. p. 83) übergegangen in die Vorschrift: „*nullus iudex iudicio sine prescripta forma presideat*“ d. h. er soll nicht sitzen ohne diesen (lateinischen) Landfriedenstext, der somit an die Stelle der veralteten *Lex Bajuvariorum* trat. Erst als dieser bayerische Landfrieden im J. 1255 neu überarbeitet und in deutscher Sprache abgefasst wurde, konnte und musste er den Befehl enthalten, dass (von nun an) der Richter den Friedbrief in deutsch“ geschrieben bei sich im Gericht haben solle, und diese Stelle (Ldfrd. 1255. c. 32) ist sodann in den unter Rudolph's I. Vorsitz abgefassten und nur für Bayern bestimmten regensburger Landfrieden v. 1281, *Monum. Wittelsbac.* c. 50, bei Pertz, c. 42 übergegangen (vgl. *Heidelb. Jahrb.* d. J. Nr. 32, p. 501). Der Schluss, den Hr. Böhlau aus dem von ihm in seiner lokalen Bedeutung und im Zusammenhange mit den älteren bayerischen Landfrieden gar nicht verstandenen regensburger Landfrieden von 1281 und der bekannten Stelle des Chron. Ursperg. ad a. 1187 machen will, dass, weil die Deutschen keine anderen Gesetze als die Landfrieden gehabt hätten, darum auch nothwendig Uebersetzungen und zwar amtliche, hätten vorhanden sein müssen, ist doch wohl zu kühn, und seine Behauptung p. XIV, dass amtliche deutsche Uebersetzung „bei Landfriedensgesetzen hergebracht war“, ist durch nichts erwiesen. Wäre

eine solche Argumentation zulässig, so müsste man auch das notwendige Dasein gleichzeitiger amtlicher deutscher Uebersetzungen sämtlicher *Leges Barbarorum* und der fränkischen Capitula behaupten, wogegen doch alle geschichtlichen Zeugnisse streiten. Das Wahrscheinlichste ist, dass die Abfassung einer amtlichen deutschen Version des mainzer Ldfrds v. 1235, die eine Epoche machende Erscheinung war, alsbald in Bayern den Wunsch erregte, auch dortige provinzielle Landfriedensgesetz in deutscher Sprache zu haben. Dieser Wunsch gelangte auf dem bayerischen Landtage v. 1255 zur Erfüllung, und hiermit stehet die neue Vorschrift, dass der Richter den Friedebrief fortan „in deutsch geschrieben“ bei sich haben solle, im unmittelbarsten und natürlichen Zusammenhange. Als Epoche machend darf man aber die amtliche deutsche Uebersetzung des mainzer Landfriedens darum bezeichnen als den ersten, gleichsam durch den gelungenen und mit Beifall aufgenommenen Versuch, in deutscher Sprache ein Friedensgesetz zu machen, die Reichsgesetzgebung hieran anschliessend, seit Rudolf von Habsburg die allgemeinen Landfriedensgesetze in deutscher Sprache verkündigte, und dabei immer diese amtliche deutsche Uebersetzung des mainzer Landfriedens als Grundlage beibehielt, bis endlich im XIV. Jahrhunderte veränderte Zustände im Reiche allmählig einen anderen Inhalt der Landfrieden nöthig machten. — Bezüglich Proben auffallender Uebersetzungen des lateinischen Urtextes, welche Hr. B. p. XI. XII. gibt, wollen wir nur im Vorbeigehen bemerken, dass es gar nicht so auffällig ist, als der Hr. Herausgeber glaubt, wenn „*ordinationes et sententias*“ durch „gebot und rath“ wiedergegeben werden, da auch im mittelalterlichen Latein „*consilium*“ sehr oft für *sententia* steht; auch sind die *sententiae*, welche „von des Reiches Hof“ vor dem Kaiser gefällt wurden, sich nur eine Art von Rath (Rathschlag), der erst durch die kaiserliche Bestätigung vollzugsreifer Rechtsspruch wurde (vgl. meine deut. Rechtsgesch. Thl. II. p. 896); auch wurde überhaupt „*communis sententia*“ eben so häufig durch die Formel: „mit gemeinem Rath der fursten“ u. s. w., als durch die Formel „mit gemeinem Urtheil“ wiedergegeben, wie sich durch viele Beispiele belegen lässt. (vgl. z. B. Sächs. Weichb. nach dem Berl. Cod. edit. v. 1815, art I. §. 14). — Ueber die Handschriften des deutschen Textes spricht sich Hr. Böhlau p. XIV folgendermassen aus: „Authentische Exemplare dieser amtlichen Uebersetzung oder getreue Abschriften eines solchen kennen wir nicht, wohl aber mehr oder minder abweichende und verarbeitende Nachbildungen, von denen die Handschriften M. B. (der münchener und baseler Codices), abgedruckt bei Pertz, Legg. II. p. 571 fig.) dem verlorenen Original am nächsten zu stehen scheinen“. Dieser Ansicht stimmen wir im Allgemeinen zu, jedoch legen wir dem münchener Codex noch grössere Bedeutung bei, als von Hrn. Böhlau geschehen ist. Hr. Böhlau hält (p. XVII) nämlich den münchener Text für

einen solchen, an welchem sich bereits eine ändernde Hand bemerklich macht, da er den Landfrieden in indirecter Rede enthalte, worin derselbe den Beweis findet, dass es nicht bloß Abschreiber waren, welche sich des Friedensgesetzes annahmen. Nach unserer Ansicht stehet aber nichts entgegen, was der Annahme widerspräche, dass gerade der Text des münchener Codex die erste amtliche deutsche Uebersetzung repräsentire. Was nämlich Hr. Böhlau die „indirecte Rede“ nennt, reducirt sich darauf, dass der münchener Text, anstatt einen Kaiser in imperatorischem Tone als Gesetzgeber sprechen zu lassen, in einem gleichsam erzählenden und belehrenden Tone beginnt: „Ditz ist der fride und ez gesetz, daz der Keiser hat getan, mit der fürsten rat, uber alle diutschiu rich“, und dass die einzelnen Satzungen, anstatt wie in den sämtlichen übrigen deutschen Texten, durch die Formel: „wir gebieten und setzen“ u. dgl., mit den Worten eingeleitet werden: „der Keiser hat gesetzt und geboten“ u. s. w. Erwägt man nun, was Hr. Böhlau selbst p. XI recht gut ausgeführt hat, und von uns mit weiteren Belegen unterstützt worden ist, dass die lateinische Sprache bis zum mainzer Landfrieden die officielle Sprache insbesondere bezüglich der Reichsgesetzgebung war, und dass, nach Ausweis der oben angeführten Belege, die Absicht der deutschen Uebersetzungen bis dahin nur auf ein „*exponere*“ und „*ex maxima parte recapitulare*“ d. h. auf ein Verdeutlichen des wesentlichen Inhalts der Reichsbeschlüsse u. s. w. ging, so passt dazu gerade die erzählende und belehrende Sprachweise: „der Keiser hat gesetzt und geboten“, ganz vortrefflich, und wurde durch die Wahl dieser Formel zugleich dem möglichen Irrthume des Lesers vorgebeugt, als habe er den wahren legalen Urtext vor sich: der Leser war vielmehr hiermit deutlich auf das lateinische Original verwiesen und hingeleitet, welches durch die Uebersetzung weder verdrängt noch in den Hintergrund gestellt werden wollte. Erst als die Reichsgesetzgebung, durch den gelungenen und mit Beifall aufgenommenen Versuch, in deutscher Sprache zu reden, ermuthigt, die amtliche deutsche Version des mainzer Landfriedens v. 1285 auf späteren Reichstagen als „Friedensgesetz“ zu publiciren sich entschloss, war es nöthig, die belehrende und erzählende Sprachform, welche der münchener Codex repräsentirt, zu verlassen, und an ihre Stelle die imperatorische Formel: „wir gebieten“ u. dgl. treten zu lassen. Diese imperatorische Formel findet sich aber in keinem Reichsgesetze und überhaupt in keiner Handschrift von festem Datum vor 1281; auch noch nicht in dem bayerischen Landfrieden v. 1255, d. h. sie erscheint zu erst in den Landfrieden Rudolph's I. von diesem Jahre und zunächst in den hieraus in den Schwabenspiegel übergegangenen Gesetzen. War aber diese imperatorische Formel einmal officiell gebraucht, so erklärt sich, dass sie von keinem Schreiber mehr hinweggelassen wurde, und dies scheint der natürliche Erklärungs-



grund der auffälligen Erscheinung, dass unter den zahlreich erhaltenen Handschriften der münchener Codex einzig und auszeichnet durch den Mangel der imperatorischen Formel da die Welt entfernt, mit Hrn. Böhlau in diesem Mangel einen Beweisgrund für die überarbeitende Hand eines gelehrten Privatmannes sehen, erkennen wir hierin gerade den Charakter einer ersten amtlichen Version, wie sie unter den damaligen Umständen aufkommen konnte und durfte. Dass spätere Handschriften, wie z. B. die Senkenberg'schen Abdruck zu Grunde liegende, obschon sie die imperatorische Formel: „wir gebieten“ u. dgl. gebrauchen, doch das Friedensgesetz dem Kaiser Friedrich II. selbst beilegen, gegen unsere Ansicht sicher nicht eingewendet werden wollen, das erste Reichsgesetz, welches diesen Landfrieden mit der imperatorischen Formel publicirt, nämlich der nürnberg Landfried K. Rudolph's I., bei Pertz, Legg. II. p. 432, selbst ganz richtig diesen Text als von K. Friedrich II. herrührend, bezeichnet und nur eine Erneuerung des Gesetzes dieses Kaisers sein, daher auch spätere Schreiber nicht unbedingt irren, wenn sie die Bezeichnung beibehielten. — In dem §. 4 bespricht der Hr. Herausgeber die rechtsgeschichtliche Wichtigkeit dieses Gesetzes. Es wird recht gut nachgewiesen, dass dieselbe auch im XIV. Jahrhundert recht wohl erkannt war und namentlich die Glossen des Sachsenspiegels darauf öfter Bezug nimmt. Dies ist auch der Grund weshalb sich dieser Landfriede in dem Codex Palat. Mscpt. Nr. 1 hinter dem Weichbild und dem daran angeschlossenen Auszuge des Sachsenspiegel eingereiht findet und weshalb auch derselbe in den meisten Druckausgaben nach dem Weichbilde und Sächs. Lehnrechte mit der Rubrik steht: „Constitutio Kaiser Albrechts, von hin und wider in den Glossen des Sachsenspiegels und Lehnrechts Erwähnung geschieht“. Mit Recht hebt der Herausgeber die eifrige Benützung dieses Landfriedens in der Blume des Sachsenspiegels von Nicolaus Wurm hervor, und bezeichnet als die von diesem benützte, etwa von demselben herrührende Form die einzige, welche er in col. 2 als Grundtext gegeben hat. Der Herausgeber weist insbesondere darauf hin, dass ausser der Bedeutung dieses Landfriedens für das Criminalrecht, derselbe auch das Enterbungsrecht grosse Bedeutung hat. Uebrigens können wir Hrn. B. nicht ganz beistimmen, wenn derselbe p. XV sagt, dass Const. I. des deutschen Textes einen Enterbungsfall in das deutsche Recht (neu) eingeführt habe. Es ist hiermit die Bestimmung gemeint, wonach einem Sohne, der von seinem Vater richterlich überwiesen wird, die Treue an ihm gebrochen, sich mit seinen Feinden verbunden, ihn von seinen Gütern vertrieben und beraubt u. s. w. zu haben, all sein Erbrecht an Vater und Mutter durch richterliches Urtheil für immer abgesprochen werden soll. Diese Bestimmung, welche, wie der Herausgeber richtig bemerkt, in der oppositionellen Stellung des K. Heinrich gegen seinen Vater, auf-



K. Friedrich II., ihre besondere Veranlassung fand, ist an sich betrachtet, nicht sowohl ein Enterbungsgrund, als vielmehr ein Unwürdigkeitsgrund, aus welchem, so wie er thatsächlich festgestellt ist, der Ausschluss des Sohnes von der Erbschaft *ipso jure* folgt, ohne dass es weiter einer besonderen Enterbung bedurfte. Es hat aber diese Bestimmung bereits ihr Vorbild in der *Lex Bajuvariorum* Tit. II. c. X., worin dem Sohne des Herzogs, der sich gegen seinen Vater empört, gedroht wird: „*sciat se ille filius contra legem fecisse et de hereditate patris sui esse dejectum, et nil amplius ad eum pertinere de facultatibus patris sui*“. Neu ist also in dem Landfrieden von 1235 nur, dass eine solche Handlung auch mit dem Verluste der mütterlichen Erbschaft bedroht wird. Der Grundgedanke, dass der Erbe, der ein Verbrechen an dem Erblasser begeht, durch die That selbst sein Erbrecht an demselben verwirkt hat, ist übrigens in zahlreichen Rechtsquellen sowohl der merovingischen und karolingischen Zeit, als auch der Spiegel, ausgesprochen. Weniger bestimmt ist dies in den älteren Quellen der Fall hinsichtlich der Forderung, dass der Vater den Sohn dieses Verbrechens vor dem Richter förmlich überwiesen haben müsse: doch ist die Erwähnung dieses Umstandes in dem Landfrieden v. 1235 schwerlich eine Neuerung, sondern verstand sich nach den älteren Rechtsquellen von selbst, dass dieser Beweis der Thatsache erbracht sein müsse, wenn der Sohn von des Vaters Erbe fallen soll. Richtig ist, dass die mit den römischen Rechten bekannten Praktiker seit dem XIV. Jahrhundert, wie Nicolaus Wurm, in dieses Gesetz die Lehre von der römischen Enterbung und namentlich die Aufzählung der Enterbungsgründe nach der Nov. 115 angeschlossen, was, wie der Herausgeber p. XVI recht gut bemerkt hat, übrigens auch schon der Schwabenspiegel im XIII. Jahrhundert gethan hat. Dogmengeschichtlich interessant ist der von dem Hrn. Herausgeber in Beilage IV. aus der Blume des Sachsenspiegels beigebrachte Nachweis, dass die Praxis im XIV. Jahrhundert den Sohn nur dann von der Erbfolge ausschloss, wenn der Vater selbst noch bei seinem Leben den Sohn des Verbrechens angeschuldigt und eine Verurtheilung wegen desselben erlangt hatte. — In §. 5 handelt der Hr. Herausgeber von der Bearbeitung des Landfriedens von 1235 durch die Praktiker des XIII. und XIV. Jahrhunderts, und bezeichnet daselbst (p. XVII) die daraus hervorgegangene Form als ein aus dem Landfrieden entstandenes „Rechtsbuch“. Diese Bezeichnung halten wir jedoch nicht für gerechtfertigt. Erstlich kann hier von einer „privaten Auffassung“ des wesentlichen Textes nicht die Rede sein; wir haben es mit einem wahren Gesetze zu thun, dessen Grundcharakter als Gesetz auch allen Bearbeitern immer klar und wohl bewusst blieb, so dass sie es stets als solches, als eine *Constitutio*, bezeichnen. Die Veränderungen an dem ursprünglichen Texte beschränken sich im wesentlichen auf mehr oder minder weitläufige Paraphrasen, entstanden

aus dem Bestreben, den Sinn des Gesetzes zu erläutern. Dies hat seinen Grund nicht bloß darin allein, dass der Urtext lateinisch war und die Uebersetzer im Mittelalter überhaupt, wie schon der angelsächsische K. Alfred (Saec. IX.) in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Pastoralis Gregor's d. Gr. sagt, bei der Schwierigkeit des Ausdrucks, nicht sowohl wortgetreu als sinngetreu überezusetzen zu müssen glaubten\*), sondern die meisten Abschreiber oder Bearbeiter hatten offenbar nur deutsche, mehr oder minder verderbte Texte vor sich, und copirten sie häufig ohne Möglichkeit oder ohne sich die Mühe zu nehmen, sie mit dem lateinischen Original zu vergleichen, daher sie den fühlbaren Mängeln ihrer Vorlagen durch Paraphrasen nachzuhelfen suchten. Hiermit hängt zusammen, dass die Abschreiber, die Sinnlosigkeit der ihnen vorliegenden Texte sehend, mitunter geradezu die unverständlichen Stellen wegließen oder durch andere nach ihrem oft selbst wieder missverständlichen Ermessen ersetzten, so dass der Text unseres Landfriedens eine Veränderung erlitt, welche nicht als eine Fortbildung, sondern geradezu als eine Verbildung und Verschlechterung desselben bezeichnen ist. Noch mehr wurde die Verwirrung vermehrt durch die Veranstalter der Druckausgaben, welche glaubten, des Verstandnisses wegen den alten deutschen Text in neueres Deutsch umzusetzen zu müssen, wie dies z. B. in der Zobel'schen Ausg. v. 1589 von dem älteren Lehenrechtstexte geradezu gesagt wird. Auch die Vermehrung des Textes durch eine einzelne kleine Einschiegung, wie z. B. die von verhöhlten Wucher, oder durch einzelne kleine Anhänge aus dem magdeburgischen Recht oder Sachsenspiegel, oder die endlich von einem Praktiker gemachte ziemlich willkürliche Eintheilung des Landfriedens in XIV Constitutiones oder Satzungen, berechtigt nicht, das Gesetz als zu einem Rechtsbuch umgebildet zu erklären, auch ist nicht diese angebliche Umbildung der Grund der weitesten Verbreitung dieses Landfriedens, sondern diese war schon die Folge seines Charakters als Reichsgesetz selbst, und als solches nur zu geben ihn sowohl die Handschriften als die Druckausgaben. So wenig daher Grund zu einer Umstempelung des Gesetzes in ein Rechtsbuch vorhanden ist, so wenig könnte die Rechtswissenschaft dabei gewinnen, wenn man diese Bezeichnung auch annehmen wollte. Die Geschichte des Landfriedens v. 1235 bleibt dieselbe: nämlich, Entstehung eines deutschen Textes als officieller Uebersetzung, allmähliges Verderbniß desselben, unberufenes Bestreben der Verbesserung und Erläuterung des verderbten deutschen Textes, Einreihung desselben in Handschriften der Rechtsbücher als stückweise Einschiegung in deren Text, bald formell unter-

---

\*) Vergl. die Vorrede Alfred's: „... Tha on gan ic... tha boc was dan on englisc... hwilum word be worde, hwilum angit of angit“ (Englisch: „Then began I this book to winde into english, sometimes word by word, sometimes understanding for understanding“).

den von demselben, als selbstständiges Stück in Rechtsbüchersammlungen; später Glossirung des Landfriedenstextes, und endlich Abdrücke desselben ohne die Glosse in den Ausgaben des sächsischen Weichbildes. Hinsichtlich dieser eben erwähnten Glosse der sog. Constitution K. Albert's hat der Hr. Herausgeber sehr beachtenswerthe Gründe beigebracht, welche die Vermuthung Homeyer's (Richtstg. 356) unterstützen, dass N. Wurm der Verfasser derselben sei, wonach es auch sehr wahrscheinlich wird, dass durch diesen überhaupt die Form des Landfriedenstextes (im Abdrucke col. 2), welche der Glosse zu Grunde liegt, festgestellt worden ist. Die Darstellung der wissenschaftlichen Thätigkeit des N. Wurm (pag. XVIII fig.) verdient alles Lob. Es ist überhaupt keine geringe Mühe, und gehört viele Aufopferungsfähigkeit und Liebe zur Sache dazu, sich durch die geist- und geschmacklosen Arbeiten des XIV. Jahrhunderts hindurch zu arbeiten, um die im Verhältniss zur aufzuwendenden Arbeit häufig geringen Resultate für die Wissenschaft des deutschen Rechtes, vereinzelte Goldkörner unter Bergen von Spreu, herauszusuchen und wenn irgendwo, so drohet hier dem Forscher, der nach Schätzen gräbt, die Gefahr, dass er nur „Regenwürmer“ findet. Es ist doch wohl nicht ermuthigend, wenn Merkel in seiner Geschichte des Lombardenrechtes, Berlin 1840, nach mühevollen Studien sein Urtheil über dasselbe (p. 42) in die Worte zusammenfassen musste: „Es gibt kaum etwas kläglicheres, als was die Lombardisten des 13. und 14. Jahrhunderts an neuen Lehren hervorgebracht haben“, und wenn sich auch hier Herr Böhlau (p. 40) zu dem Geständnisse genöthigt findet: „der Nutzen wird im Verhältniss zur Arbeit sehr geringer sein, aber die Arbeit darf nicht ungethan bleiben“. In letzterer Beziehung stimmen wir dem Hrn. Herausgeber vollständig zu, denn hiervon hängt es ab, ob und wie die geschichtliche Kenntniss der Reception des römischen Rechtes gefördert werden wird. Zu wünschen ist jedoch, dass diese Arbeit so angegriffen wird, dass sie nicht als ein freiwillig auferlegtes literarisches Martyrium ein ernstliches Bedauern über den grossen Aufwand von Zeit und Kraft für die Erzielung geringer Resultate erregen muss. Dies ist aber nur dadurch zu verhüten, dass mehr geleistet wird, als die blosse Zutageförderung einer Reihe von juristischen Curiositäten und eine Sammlung von Ignoranz und Missverständnissen des römischen Rechtes. Es muss daher die Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet werden, was sich aus der Literatur des XIV. u. XV. Jahrhunderts rückwärts für die Erkenntniss des älteren noch reinen deutschen Rechtes gewinnen lässt, und dies ist sicher nicht wenig, wie dies auch die von dem Herausgeber mitgetheilten Proben aus N. Wurm's Schriften deutlich erkennen lassen. Sodann muss sich die Herausgabe von Quellen die Aufgabe setzen, möglichst die ältesten und besten Texte oder doch diejenigen Handschriften, welche nach den ältesten und besten Texten gefertigt sind und die ursprüng-

liche Form am reinsten erkennen lassen, zur Publikation zu bringen die übrigen weniger guten oder geradezu verdorbenen und schlechterten Handschriften sind aber nur aushülfweise zu benutzen so ferne aus ihnen im Einzelnen Ergebnisse für die Herstellung des ächten Textes gewonnen werden könne. Ausserdem wird man eine Geschichte der Fortbildung, sondern nur eine Geschichte der Verunstaltungen zu Tage fördern, die an sich wohl ein gewisses Interesse haben kann, und es noch lange nicht an der Zeit ist, da noch bezüglich der Herstellung der ächten Texte so vieles zu thun ist. Wir wissen sehr wohl, dass auch Herr G. L. v. Maurer, bei seiner Ausgabe des Land- und Lehnrechtsbuches des Ruprecht von Freisingen (1840) den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hat, halten dies keineswegs für ein nachahmungswürdiges Verfahren, und haben auch sofort in diesen Jahrbüchern (1840. Nr. 9) hiergegen ausgesprochen. Soll ein lebhaftes Interesse des grösseren juristischen Publikums für die rechtsgeschichtlichen Forschungen in hiesiger Maasse, als es bisher gelungen ist, angeregt werden, so darf sich auch nicht einmal darauf beschränken, auf der Grundlage der besten, ächtesten und ältesten Texte nur Ausgaben der Quellen mit einem kritisch gesichteten Variantenapparat zu geben, sondern muss den Text selbst in seiner Reinheit möglichst kritisch herausheben und denselben in Form von Abhandlungen erläutern: d. h. muss dem grösseren juristischen Publikum wissenschaftliche Arbeiten über die Quellen und Resultate in geniessbarer und ansprechender Form bieten, nicht aber dem Leser zumuthen, aus dem Variantenapparat sich erst selbst den richtigen Text zu construiren und Resultate von wissenschaftlichem Werthe zu ziehen, wozu bei gegenwärtigen Zustande der Rechtswissenschaft und der vorwiegend praktischen Beschäftigung des Juristenstandes den weitaus meisten Juristen eben so die Befähigung als die Zeit abgeht. Gerade dieser letzteren Beziehung ist bisher verhältnissmässig nur sehr wenig und nur vereinzelt geschehen. Bei Herausgabe von Quellen des XIII. u. XIV. Jahrhunderts insbesondere dürfen auch die Nachweisungen auf die Quellen der merovingischen und karolingischen Zeit nicht fehlen, indem nur durch eine solche Nachweisung ein lebendiges Bild von dem inneren Zusammenhange der Rechtsquellen der ältesten und mittleren Zeiten gewonnen werden kann. Es wird sich immer mehr herausstellen, wie sehr das deutsche Rechtsleben bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts an seinen ältesten Grundlagen festgehalten hat, und ein und derselbe Geist durch von dem V. bis zum XV. Jahrhundert durchwehte. Die Förderung dieser Einsicht ist wohl einer angestregten Thätigkeit würdig und das Resultat ein voraussichtlich lohnendes. Solche Nachweisungen hätten daher auch bei der vorliegenden Ausgabe des mainzer Landfriedens v. 1235 oder der sog. *Constitutio Domini Alberti* bei den einzelnen Bestimmungen derselben nicht unterlassen werden sollen.

Stellt man sich übrigens auf den Standpunkt, welchen der Hr. Herausgeber bei seiner Ausgabe gewählt hat, so verdient diese grosses Lob. Sehr zweckmässig sind ausser zahlreichen Varianten auch Auszüge aus der Glosse des N. Wurm zu der *Constitutio Alberti* beigegeben; hier hat der Hr. Herausgeber unseres Erachtens ganz das richtige Maass eingehalten. In Bezug auf die von dem Herausgeber zu const. XV. p. 45. Zeile 3 v. u. gegebene Verweisung auf einen bei Haltans abgedruckten Anleitbrief des k. Hofrichters v. 1800 bemerke ich, dass auch ein solcher (sonst ungedruckter) Anleitbrief v. 1409 in meiner deut. R.-Gesch. Bd. II. p. 905. Note 12 abgedruckt ist, und verweise hinsichtlich des Vorkommens der Anleite im XVI. Jahrhundert auf meine Schrift: das alte Bamberger Recht, Heidelb. 1839, p. 95. — Der Ausgabe sind sechs Anhänge beigegeben. I. eine Synopsis der benutzten Texte; II. ein Auszug aus Wurm's Sachsenspiegelglosse zu Const. I. 28; III. die Glosse Weichbild's art. 47—49, in der Handschrift bei Homeyer RB. Nr. 251; IV. die Erblastheilung nach der Blume des Sachsenspiegels; V. eine Probe aus Wurm's Stadtrechtsbuch; und VI. eine Abhandlung über die Entwicklung des Strafrechts bis zum Landfrieden von 1235, auf deren Besprechung wir hier der gebotenen Beschränkung im Raume, wenn auch ungern, verzichten müssen, wohl aber an einem anderen Orte darauf zurückzukommen gedenken. — Was den nachfolgenden Abdruck des Landfriedens aus dem Cod. Pal. mscpt. Nr. 461 anbelangt, so haben wir dabei keine andere Absicht, als einen Nachtrag zur Ergänzung des von dem Hrn. Herausgeber benützten Materials zu liefern. Um die Vergleichung mit dem von Hrn. B. in col. 2 gegebenen Abdrucke zu erleichtern, haben wir auf die sonst buchstäblich genommene Abschrift die Constitutionen-Eintheilung und Paragraphirung übertragen, wie sie in der Ausgabe des Hrn. B. vorliegt; die einigermassen wesentlichen Abweichungen haben wir im Druck auszuzeichnen lassen. Ausserdem haben wir die Interpunction unseres Codex berichtigt, die offenbaren kleinen Auslassungen ergänzt und einige Worterklärungen beigegefügt, in beiden Beziehungen aber die Einschaltungen durch Cursiv-Schrift unterschieden.

(Der Landfrieden v. 1235 nach dem Cod. Palat.  
Mscpt. Nr. 461)

Hy varen sich an die keyserlichen recht dy auf-  
gesetzt sint von Keyser Otten vnnd durch seyne  
lantherrn.

Const. I. Wyr setzen vnnd gebitten von vnser keyserlichenn  
gewallt vnd der fursten Rate vnnd ander des Reyches getrawen  
mannen. (§) Welch sun seynem vater vonn seynem Baote (d. h.

*bau, Gebäude)* ader von seym gutte vorstoret ader yn Borne (d. h. *burnet, brennt*) oder raubet ader zu seinem vater schafft sucht, mit eydenn ader mit schwerenn, das seynes vatreu ere get ader auff vordampnusse. vberzeuget yn seyn vater auff denn heyligenn [*vor*] seym Richter mit scheppinbaren mannen, den mag man mit rechte vorteil erbes vnnnd eygenens vnnnd varndes gutes, gleich als (*lies: alles*) gutes, das an ym von vater vnnnd muter erbenn solde, willschenn (*l.: ewiglichenn*) also, das ym Noch der vater noch der Richter nymmermer gehellffenn muge, das er keynn Recht nymmer gewynne zu demselben gute.

§. 1. (Was eyn sun an seines). Welch sun an vaders leybe redt ader yn freuelich an greiffet mit wunden mit gefenckniss, vnnnd wirt er des vor seym richter nicht [*l.: seuet*] als hy vorgehort ist, der selbe sun [*sol*] seynn erblos [*erlos*] vnnnd rechtloss ewiglichenn, also das er nymmer kommen moge zu seinem rechte.

§. 2. Alle dy der vater nympt zu geczeuge vmb dy sache hy vor geredt sint, dy sullen des nicht obrig [= *nicht*] werden durch magschafft nach (*noch*) durch keyner hande geuerder man, der (*des*) nicht tuen will, den sall der richter zwingenn, das er auff den heiligenn schwerenn, das er dorvmb waiss.

§. 3. vnnnd hat der vater dinst-mann oder eygenn leute, der rate oder von yr hulffe der sun wider denn vater der beget, dy hy vorgesagt sint, bezeugt [*sie der vater*] (*selb*) dritte auff den hilgenn vor dem Richter, der selb sall erbloss [*l.: erlos*] vnnnd rechtloss ewiglichenn seynn, also das nymmer kommen wider zu yrem rechten.

§. 4. Der vater mag abir auff dy leute [*keins beredin, er habe den son erst beret allirhand sache, noch auch die leute*], der rate ader hulffe der sun wider den vater dire dinge keynes bydye hye vor gesagt sint; vberzeugt [*sie*] des der vater mit scheppenbaren leuten, der richter sall dy selbenn leute rechte thuen; vnnnd sy sullen nymmer dor auss gelassenn werden. Bys das sy dem vater zwifach geldenn seynenn schadenn, des vonn yrem Rate entpfangenn hat, vnnnd von yrer hulffe, vnnnd Richter seyn recht gelt.

(Schluss folgt.)

# HRBÜCHER DER LITERATUR.

Boehlau: Nove constitutiones Domini Alberti.

(Schluss.)

5. Hat der selbige [*man*] keynn [*d. h. ein*] lehenn von vater, das sal dem vater ledig seynn. Das sall der vater nimmer widerleyhenn. ader let er yms vber das, zu hant er dem Richter zwir als vill gebenn, als das lehenn ist, tribenn mit andrem seym gute. Vnnd alle diesse ding, hy gesagt synt, mag eyenn itzlich offfinbar vnnd schep- er freyer man, er sey furst ader sust eyn hoffeman, vater helfenn bezeugenn auff den sun; ein dinstman (es) och gezeugenn mit andern dienstleutenn eym man; ein dinstmanne, eyenn (*ein*) dingman hyllft woll genossenn. Dy niden dy mogenn den herenn [*höheren*] nicht kenn mit rechte. (§.) Ist, dass\*) der vater von ehaffter des rechtenn nicht geforderenn mag, so sal es seiner eyner tuen vnnd soll des selbenn mage gewern auff denn kenn, das den vater erhaffte (*ehafte*) not yrret, Vnnd sall er [*not*] benumenn [*d. h. benennen*]. Wenn er das tuet, so kann ym Rechten (*richten*) an des vatern statt, vmme alle sache, als ab der vater doselb gegenwertig were.

Const. II. Wir setzen vnnd gebittenn, was sachenn (*schaden*) an keyner sachen geschicht, das er das icht (*d. h. nicht*) richte, er enclage [*es*] seym Richter vnnd volge seyner clage an ende: ys (*es*) eyn (*en*) sey denn also, das er sich zu not werenn seynes leybes oder seynes genossenn.

1. Wer sich anders richtt an clage, was schaden er seynem sachenn tut, [*den*] sall er zumalt (*swivalt*) geldenn, vnd was kenn ym vor [*d. h. vorher*] vonn seinem widersachenn gen was, der sall verloreenn seynn.

§ 2. Wer abir seyne clage volfurt, als hy vorgesagt ist, wirt ym den nicht gericht, vnnd muss er durch not seynenn kenn widersetzenn (*l.: widersagen*), das sall er thun Bey tage, vonn dem tage Bis an den\*\*) dritten tag sall er ym key- schaden thun, wider noch an leybe, Nach (*noch*) an gute; hat er drey gantze tage frei do [*l.: fride*]; der selbe, dem

\*) In der Handschrift steht, offenbarer Schreibfehler: „dass das“.

\*\*) Auch hier steht zweimal: „den den“.



do wider saget wirt, der sall auch wider (*weder*) an leibe (*noch*) an gute dem, der ynn dor wider satzt (*l.: sagt*) hat, den virdenn tag nicht schaden tuen.

§. 3. An dem dysse gesetzte gebrochen wirt, der soll seynenn Richter kommen, vnnnd selber clagenn auff seyn w sachen; dem sall der Richter das eygenn vorbitenn; er er sich vor dem Richter nicht entschuldigenn auff den heyl selbsibenn scheppenbarin mannaenn, so ist er erlos rechtloss ymmermer, also dass er nymmermer komme zu rechte.

Const. III. (An welchen der hantfrede gebrochen An welchem der hantfrede gebrochen (*wirt*), Bezuset er den heillgenn vor seym richter Mit dem, der den hantfrede macht hat, vnnnd mit zwen scheppenbarin mannenn, recht behalten haben, Das der frede an ym gebrochen sey richter sall yn zu der achte thun, der den fridenn gebrochen vnnnd sall ynn nymmer auss der achte lassenn an des clagen leh, er verliuset dy hant dorumb. (§.) Hat er aber denn frede mit eym totschlage gebrochen, so soll er nymmer der achte kommenn, wenn mit dem Tode, vnnnd sall auch vnnnd Rechtloss bleybenn vmmer (*immer*) vnnnd ewiglich. [*d. h. und*] will aber der, [*der*] den hantfrede empfangen yeme, an deme der frede gebrochen ist, vnnnd will ym hymant gesten, das er an ym gebrochen ist: zo (*so*) soll der richter gebittenn Bey des keyser huldenn, das er ym der heit geste, ader auff den heyligenn das schwer, das er dor nicht weiss; let er aber das durch mageschaft ader durch ders libe, zo (*so*) ist er dem keyser vnnnd dem Richter hant schuldig\*).

Const. IV. (Eyn itzlich man sal recht richten). Setzenn vnnnd gebittenn von vnser keyserlichenn gewalt vnn vnsern huldenn, Das alle vnser furstenn. vnnnd alle des re huldenn (*d. h. Getreue*), habenn das von vnns [*l.: die von uns haben*], das sy recht richten, vnnnd das sy das selb bitenn allen denn, dy von yn gerichte habenn. wo sy des nicht wollen das [*l.: über den wollen*] wir sicherlich richtenn, als vnnnd was vnns getheilt wirt, das wollen wir nicht lassen. vnn bitten vnsern fursten, das sy mit der Busse zwingen [*den*], das gerichte von ynn hat, das sy der Busse nicht erlassen.

§. 1. vnnnd gebittenn, dass keyner dem richter [*l.: richter ymande*] in die achte tu. win (*l.: wenn*) offenbar,

\*) Diese Bestimmung, welche im lat. Texte des münzer Landfriedens 1235 fehlt, hat ihr Vorbild in dem deutsch abgefassten bayerischen Landfrieden v. 1255 c. 1; Monum. Wittelsbac. Bd. I. p. 141; und steht zuerst in teinisch abgefassten bayerischen Landfrieden v. 1244. c. 1; *ibid.* p. 78; meine Anzeige in den Heidelb. Jahrb. von diesem Jahr Nr. 32. p. 47.

nymande dor auss lasse, er enneme zum aller ersten dy  
 heit, das den clageren geburth vnd gebessert werde, nach  
 landes gewonheit; und tuet des der richter nicht, das sall der  
 richter (l.: *richten*).

§. 2 u. 3. (Was dem Richter wettet). Wir gebitten  
 (l.: *auch*) sunderlichenn bey vnsern huldenn, was itzlichen  
 wettet werde von dem, der auss der achte kommet\*), das  
 yme\*\*) [yn] alle yr. hab gar nem, vnnnd is nicht lasse, durch  
 das man dester ungerner yn die achte kome. wir en wollen  
 selber vnsern rechten nicht entlosen. Dor vmb gebite wir is  
 willichenn allen dy recht pflegenn, das sy [es] dester  
 halten.

§. 3. lassen [sie] dy busse oder das gewette, wir wallens  
 sollen es] unbarmhertzighenn nemen, das sy nymmer mer  
 endorff.

Art. V. (Von burgern). Wir gebitten vnd setzen, das  
 die pfalburger] auf allen burgenn allenthalben nicht  
 ; wir\*\*\*) wollen yn vnsern steten [ir nicht halten]: wir  
 auch, das sy nymant halde nach (noch) vmb  
 nach (noch) mit-gabe (d. h. Miethe, Lohn). (§. 1 u. 2)

Art. VI. (Niemand den andern).†) Wir setzen vnd  
 das nymant den andern durch das lant belete (d. h. ge-  
 umb gut ader durch mite (d. h. Lohn); herren (l.: *der herren*)  
 denne das gleite von dem Reyche, odir wer is [es] durch got  
 tun, an allerhande vorachte (d. h. *vorchte*, Furcht) mit  
 laube (d. h. *Erlaubnis*).

Art. VII. Wir setzen unnd gebitten bei unser gewalt††),  
 man (den) verholenn wucherer der-vare, her seyn (l.: *er*  
 un merkten ader in dorferenn; vnnnd wirt er des überwunden,  
 ist, mit zweln scheppenbaryn mannenn, das er von

\*) Es ist dies dieselbe Zahlung, welche in Karol. M. cap. Saxon. a. 797  
 (Hertz, Legg. I. 76) bei der „wargida“, d. h. dem Friede-wirken  
 aus der Acht genommenen Aechter erwähnt wird. Vgl. meine deut.  
 3. Aufl. Bd. II. p. 941.

\*\*) Nach diesem Worte tritt in unserer Handschrift auf fol. 68a einige  
 führung durch Ungenauigkeit und Gedankenlosigkeit des Abschreibers ein:  
 nachfolgenden Worte bis zum Schlusse des §. 2 u. des §. 3 erscheinen  
 erst sinnlos versetzt auf fol. 68b Zeile 13.

\*\*\*) In unserer Handschrift steht geschrieben: „wir enlassenn  
 denn“.

†) Auch diese Constitution ist im Cod. Pal. durch Ungenauigkeit versetzt:  
 68b lin. 30; u. fol. 69. — Vergl. auch das Verbot des unbefugten Ge-  
 in den bayerischen Landfrieden a. 1244. c. 44; 1255. c. 39; 1281. c. 21;  
 Widdelsbac. Bd. I. p. 84. 147. 343.

††) Auch der Anfang dieser Satzung, bis zu den Worten: „scheppen-  
 mannenn“ ist in dem Cod. Pal. verschrieben, und steht irrig fol. 69,  
 der Rubrik: „von falschen muntzern“.

sein gute von ymande habe merunge genomen, so sal man seyn gut [vorteilen; und hat er ein elich weip, die sol] das d behaldenn auff den heiligen, das die selbe missetat wider iren len [sey geschehen]. tuet sy des nicht, so sall yr beyder teyl des herrn gewalt [seyn] vnnd sy sint gesundert von allen stenheit, is sey danne das [sy] gote bekennen unnd enphan darvmb.

Const. VIII. (Von allen zcoln). Wir setzenn vnd gebitt vmb alle dy zcolle, dy irgenn [gehogit] sint zu ungerechte, das dy ab neme, das sy behelig sint vnnd sy also bleyben recht ist.

§. 1. Wir setzenn vnd gebittenn, das alle dy zcolle, dy (nach) vnsers vaters Tode keyser Heinrichs aufgesetzt seyn vmb wasser oder auff lande, vnd von wem sy gesetzt sint, das sint genommen; is en sey also verre, das der herre beweise muge auf den heilighen vor dem Reiche, das er yn haben sol.

§. 2. Wer mer scolles nympt, den er zu Rechte sall seyn, er nicht gesetzt ist, vnnd wirt er [des] vberwunden\*) vnd Richter als recht ist, den sall man hencken fur eyne stat Rauber.

§. 3. alle dy zcoll nemenn auff eym wasser oder auff lande in unrecht, dy sullenn sich des derwegen\*\*) [lies: den den wegen und den] Bruckenn yr recht Behaltenn mit man vnd mit zymmerenn; vnnd von den sy zcoll nemen, dy soll bereyten vnnd beleiten Nach yr macht, also verre als se gericht get, als das sy nicht verbussen\*\*\*).

§. 4. Wer dyse gebot bricht zu den dreyn ding ader zu dreyn malen, vnnd wirt er des vberwunden dem Keyser als recht ist, so (so) sall dem Riche der zcoll seyn.

§. 5. Wir setzen vnnd gebittenn, das man [die] Rechte strasse fare vnnd nymant den andern zwinge mit gewalt von der re strassenn†).

Const. IX. (Von brucken [lies: burgen] vnd staten). Wir setzenn vnnd gebittenn, wer er sey, wer eyne stat ader Brücke (lies: burge) wolle bauen, Der sall bauen mit seyn

\*) Lies: „überwunden“. — Der Cod. Palat. wiederholt hier irrig „vberwunden“.

\*\*) Der Schluss der Satzung §. 3 u. §. 4 steht verschrieben fol. lin. 23 flg. mit dem Rubrum „von Brucken“.

\*\*\*) Die Lesart des Cod. Palat. „verbussen“ ist offenbar viel besser als das sinnlose „vorlisen“ in den von Böhlau benützten Handschriften. Der Sinn ist: Der Herr, der Zoll nimmt, muss die Reisenden durch Geleitsreiter geleiten lassen, so weit sein Gerichtsbezirk geht, weil er verbussen d. h. ersetzen muss, was der vergeleitete Mann („geleitsmann“ bei Böhlau) verliert.

†) Vergl. L. Sal. Herold. XXXIV: „de via oriare“.

††) Auch diese Constitution ist im Cod. Palat. verschoben, und steht auf fol. 70. lin. 6 flg.

von seiner leute gut. vnnnd nympt er vber des ymandes icht  
geldes (*lies: ungeldes*) auff der strasse, man sall vber yn  
en als vber eynen strassenrauber.

Const. X. (Dy Keyser Heinrichs gesetzt)\*). Wir  
en vnnnd gebiten, das alle dy muntze, dy do sint noch  
vnsers vaders tode, keyser heinrichs, gemacht, von weme  
gemacht sint, das sy alle ab gende seynn. Wer sy dor  
habenn will, der sall das bewerenn vor dem Reiche, als  
et sey, das er sy zu recht habenn sulle.

§. 1. (Von falschen muntzern)\*\*). ... dy falsch mun-  
... das er pfenning preget oder schlet, vnnnd wirt er des vbir-  
enn, man sall vbir yn richtenn als vbir eynen velscher. vnd  
nach nicht [*gelt*] do fur neme. Wir gebittenn, das sy alle alde  
e halden nach yrem rechte vnd vorbitten alle falsch.

§. 2. (Von geboten im reiche). Wir setzenn vnnnd ge-  
von vnser gewalt vesticlichen, das man yn allem vnserm  
in steten vnnnd ynn dorferenn, zu rechter zeit seyn gesetzte  
[*send gesitze*] vnd seyn gebot tue\*\*\*), vnnnd das dem bi-  
nymant widerstee.

Const. XI. (Von gotisheusern). Wir setzen vnd gebiten  
vnserm gewalt, das alle gotis heuser voyte vnnnd richter  
sullen], dy den gotesheusern Befor seynn vnnnd sy beschir-  
als ir gut. also das sy unser hulde domit behalden, vnnnd sy  
gotisheuser gut, das [*in*] yr voyte ist, also halden, das vns  
grosse clage von yn komme; wer des nicht entut, vnd kumpt  
clage vor vns, das wollun wir richten vnd unsir nachkom-  
e, etc.

§. 1. (Nymant sal der kirchenn gut bronnen [*d. h.*  
nen]). Wir gebiten bey vnserenn huldenn, das nymant durch  
es voytes willenn der gotisheuser gut wider burne (*d. h.*  
is), Nach (*noch*) raube, nach (*noch*) pfende. vnnnd wer ys  
vber thut dem voyte zu leyde, vnd wirt er des vberredt  
icht ist, vor dem richter: denn sall man yn dy achte thun  
nymmer dor auss gelassenn, er gelde dan denn schadenn  
falt also [*ture, theuer*], das er geret werd; so sullen der  
unge zwei teil dem gotishause werdenn, das dritte des gotis-  
es voyte†).

\*) Steht im Cod. Pal. fol. 70. lin. 13 flg.

\*\*) Cod. Pal. fol. 69. Der Anfang dieser Stelle ist durch das Herein-  
der Satzung über den „verholen wucher“ (siehe Const. VII.) vom  
reiber ganz verdorben.

\*\*\*) Der Abschreiber hatte hier unverkennbar einen deutschen Text vor  
welcher, wie die Texte bei Böhlau, das „*send sitzen*“ einschärfte. Da  
Abschreiber (im XV. Jahrhundert) diesen Ausdruck nicht mehr verstand,  
te er wohl einen Schreibfehler verbessern zu müssen, und substituirte  
sinnlosen Passus von „*seinem gesetz*“ und „*seinem gebot*“.

†) Vgl. die ähnliche Bestimmung in den regensburger Landfrieden K. Ru-  
ph's I. a. 1281. c. 1. in den Monum. Wittelsbac. Bd. I. p. 339.

§. 2. Wyr verbieten das nymant an des richters wort p[er]  
wer aber des nicht enthut, wirt er des vber wunden, man sall  
yn richtenn als vor eyn rauber.

Const. XII. (Das nymant raub nach). Wir verbieten  
heyschenn by vnserem hulden, das nymant raup oder  
wissentlich kauffen sall. vnd man sall mit allen die  
mit yn unvorworn seyn [d. h. sich nicht mit ihm einlassen].

Const. XIII. (Ab eyn stat eyn echter heldet etc.)

§. 1. ... Heldet eyn stat eynem echter, vnd ist dy stat  
maurt, der lant-richter in das (dies: des) gericht das ist, da  
sy nyder brechenn, vnd vber den, der yn heldet, vber den  
man richten als vber eynen echter, vnd sall seyn hauss zu  
fenn yn (l.: und) ist dy stat vngemauret, so sall sy der  
brunen (d. h. brennen) vnd das sall nymant werenn. —

§. 2. vnd setzt sich aber dy stat der wider vnd dy  
dorynne, so sint sy rechtloss.

§. 3. Vnd mag aber der richter dy stat nicht abirwin  
so sall er das dem keyser kundigenn, vnd sall is mit seyner  
serlichenn gewalt vnd mit seyner hilff tun.

Const. XIV. (Vom hoffe richter in). Wir setzen  
das vnsere hoff habe eynen hoffe Richter, der eynen frey  
der sall an dem selbenn ampte zum allermynsten eyn jar  
benn, ob er sich recht vnd woll daran hat gehaldenn. Der  
auch alle tage zu gerichte seynn, Sunder suntage vnde alle  
ligenstage; vnd sall allen leuten richten dy ym clagen, vnd  
allen leuten, ane vber furstenn vnd vber h[er]c-herren (d.  
hohe herren), wo ys gat an yrm leipp ader an yr ere, vnd  
lehenn; das wolle wir selber richten.

§. 1. Der selbe richter sall nymande vortreibenn (h[er]  
tagen], er en tha ys denne mit vnserem willenn; er sall auch  
mant yn achte thun, nach (noch) darauss nymant lassen, was  
wolle wir selber thun.

§. 2. Der selbig richter sall schweren auff den hilgen, da  
wider (weder) durch libe nach [noch] durch leyde, nach (noch)  
forchte noch durch mit [Miethe, Lohn] andrs richte, dan durch  
als ym geteilt wirt. (§. Der selbe man sal nemen). Der  
sall nemen alle dy wette, dy vns gewettet werdenn, vnd auch  
dy wette, dy vns von den werdenn, dy auss der Achte kommen  
dy sall er gar nemen, Dervmb, das man dester vngern  
dy achte komet.

§. 3. Vnd dyse gewette beschaide wir dem selbenn Richter.

\*) Der erste Satz dieser Constitution, so wie auch der erste Theil  
§. 1 fehlt im Cod. Palat.

\*\*) Siehe oben Note \* bei Const. IV, §. 2; es ergibt sich hieraus die  
tigkeit der Lesart „aus der Achte“ im Gegensatz zu der falschen Lesart  
„zu der Achte“, welche der Grundtext cod. 2 bei Böcklau zeigt.

umb, dass er desto williger richte, vnnnd von Nyemande  
yner hande gut nemme vor das gericht.

§. 4. Dir (*d. h. dieser*) richter, der sall habenn eyne sun-  
lichen schreyber, Der an schreybe alle dy, dy in dy achte  
menn. Her sall auch schreybenn dy auss der achte kommen,  
den tag, wan sy dor auss kommen; vnnnd sall schreybenn dy  
genn, dy dem clager vmb besserunge gesatzet werdenn; vnnnd  
auch schreybenn alle dy besserunge, dy dem clager dor vber  
[*getun*], vnnnd sall dy Burgen vnd yr name nymmer ab-  
genn, Bis das dem clager seyne besserunge wirt.

§. 5. Her sall auch schreybenn dy namen, dy dem lande  
schaden gesatzet werden; vnnnd wen sy sich der schult entre-  
so sall er yr aller namenn ab schreybenn.

§. 6. Der selb sall auch schreybenn alle vrteyll vmb grosse  
e, dy von (*l.: vor*) vns gesammet werden\*), vnnnd das lant,  
y funden werden, Dor vmb, das [*man furbas*] nach dem sel-  
vrteill richte. Der selb schreiber der sall nemen alle dy Briffe,  
alle vormunde habenn [*lies: alle dy vor umme klag sint*]  
sall den dy briffe berichten.

§. 7. (Von des kuniges schreyber). Diser schreyber,  
dy zu gekorn wirt, der sall schwerenn auff den hilgenn, das er  
(*weder*) durch lip (*Liebe*) nach (*noch*) leyd, durch vorchte  
(*noch*) durch vintschafft, nach (*noch*) durch keyne hande  
e nicht thue ader schreybe an seym ampte, wenn das recht  
als er sich allbeste vorsynne mag vnd kan.

§. 8. Der selbe schreyber sall eyne leye seynn, dor vmb, ab  
nders thue, dan er zu recht sall, das ys [*es ihm*] an den leyp ge.

§. 9. Das hab wir gesatzet durch das, wenne is vns putze  
ekt allen den, dy yn unserm rechten sein, ynn (*l.: vnd*) allenn  
einenn leuten, den wir nicht stetichlichen selber mugen gericht-  
vonn vnserm manichvalde vnnusse,

Die Constitutionen XV—XVIII fehlen im Cod. Pal.  
161, dagegen zeigt derselbe folgende

### Anhänge.

§. 1. (fol. 71b.) Von zwen gewundten\*\*). Ab sich  
e vnder eyne ander wunden gleich vnd clagenn gleich, wel-  
er dem andern denn kamp angewinnet, is geet ym an dy hant,  
dy wunde kampf wirdig (*d. h. würdig ist*): Stirbt der eyne, so

\*) Dass ein Urtheil nur vor, aber nicht von dem König „gesammet“  
men kann, ergibt sich aus dem Begriffe eines gesammten Urtheils. Siehe  
neut. R.-G. 3. Aufl. Thl. II. p. 895. 896.

\*\*) §. 1. Siehe Magdeburger Rechtsmittheilung an die Stadt Görlitz,  
1304, art. 29. bei Gaupp p. 281.

dann der kampf gewonnen wirt, is get dem andern an den hals.

§. 2. Ab sich zwene mit enander<sup>\*)</sup>. Ab sich zwene gleich mit enander wunden, der eyne get zum Richter in seyn hauss vnd klagt mit geruffe ym richter vnnnd den Scheppenn vnnnd den dinglenten vnd weist seine wunde vnnnd behelt dy erste clage ab er yr gezeug hat, das er yn den vir bencken geclagt hat mit rechte.

§. 3. Wunden sich zwene.<sup>\*\*</sup>) Wundenn sich zwene zu gleich vnnnder eyenn ander, der eyne mit eym schwerte, der ander mit eym messer, ab dy wunden kampf wirdig sint, vnnnd kommen sy beyde vor gerichte vnnnd clagenn vnnnd wirt ein kampf gelobt, der mit dem schwerte gehauen hat, dem get is an dy hant; der mit dem messer gestochenn hat, dem get es an denn hals, wan eyenn messerstich eyenn deuplich mort ist.

§. 4. Ab ein man gewundet wirt.<sup>\*\*\*</sup>) Ab eyn man gewundet wirt vnnnd seyn sache vbernachtet, man sall dem schuldigen bitten zu dem irsten dinge; ab der man gewundet wirt vnnnd ist dy wunde kampfes nicht wirdig, vnd es kumpt her fur yn der hanthafftigen tat, man sall ym Bescheydenn zu dem irsten dinge. Ist aber dy wunde kampf wirdig, szo sal man ym zu hant eyenn richter setzen, vmb dy hanthaffte that.

§. 5. †) Werden zwene manne gewundet, vnnnd kommen sy beyde vor gerichte vnd clagenn der eyne auff den andern, der dy erste vorlage gezeugen mag, der gewinnet dem andern den kampf an, ob dy wunden beyde kampf wirdig sint, vnnnd er yn gegrundet hat als recht ist. Wirt aber ein kampf gefristet vrtzehenn tage vnd mutet einer eynen kampf auff den andern, vnnnd mag eyner der gezeugenn, das der kampf ein merkman sey, ††) er weigert yn kampfes mit rechte.

§. 6. Von Brucken zcoll. †††) Wer brucken zcoll vorwet der sall yn vurfach geldenn. wer marckzoll wegrt (*d. h. weigert*), der sall dreissig schillinge gebenn. vir fussegenger gebenn einen pfennig.

<sup>\*)</sup> §. 2. Siehe Magdeb. R. a. 1304, art. 30, bei Gaupp, p. 281; Weichbild, Zobel, art. 82; v. Daniels 57.

<sup>\*\*</sup>) §. 3. Siehe Weichbild, Zobel, art. 83.

<sup>\*\*\*</sup>) §. 4. Siehe Magdeb. Rechtsweis. a. 1304. c. 31, bei Gaupp, p. 281; Breslauer Urk. 1261. §. 13, bei Gaupp, p. 233.

†) §. 5. Siehe Magdeburg. Rechtsweis. a. 1304. c. 31, bei Gaupp, p. 281. Sachs. Weichbild, Zobel, art. 80; v. Thüngen, art. 52; v. Daniels, art. 56. §. 1.

††) Magdeb. R.-W. a. 1304. c. 31. und Weichbild, v. Daniels, c. 56. §. 1 „merceman“; die übrigen Ausgaben des Weichbilds, v. Thüngen, art. 52; Zobel, art. 80 u. s. w. lesen alle „spilman“. — Scherz, glossar. v. merceman, erklärt ihn ganz falsch als *mercenarius*; die richtige Bedeutung ergibt sich aus der Form „merkman“, welche der Cod. Palat. zeigt: d. h. nota (infamiae) signatus.

†††) §. 6. Siehe Sachsensp. II. 27. §. 1.



alg; ein Reitender man gibt einen halbenn pfennig; eyn geladen wagen gibt vir hin vnnnd her wider zu varen. Das gibt man zu wasser zoll<sup>\*)</sup>; zu brockenn (z. bruckenn) zcol das halbe teill.

§. 7. Von pfaffen.<sup>\*\*)</sup> Pffaffen vnnnd ritter vnnnd yr gesinde sollen wesenn zcollung frey. Iglich man sall auch wesen zcolls frey, Er reyte ader gehe ader fare, wo er schiffes ader bruckin nicht darff; vnnnd mit recht sey er frey gleite, wo er seynes leybes ader gutes gewalden will. wer aber ym gleyte gibt, der sall den schadenn ynn seynem gleite oder sall ynn geldenn. Eynn ledig wagen gibt halbenn zcoll kegen (d. h. gegen) dem geladenn.

§. 8. Von Origenes weissagung.<sup>\*\*\*)</sup> Origenes weisagte hy vor, das sechs werlt solden seynn, yde werlt auffgenomen bey tausent jarenn, vnd yn der sibende solle zu geen. Nu ist vnns kunt von der heiligenn scheppunge, das dy erste werlt began von adam, an Noe die ander, an abraham dy dritte, an Moysen dy fride, an david dy funffte, an gotis geburt dy sechste. In der sybenndenn sin wir nu, ane gewisse zcall.

§. 9. Der do gewinnet ein scain.<sup>†)</sup> Der do gewinnet eyn scain, der sall dy orten<sup>††)</sup> kerenn an seynen hoff; offen prinet gang vnnnd schmids-essen sollenn drey fusse sten vonn dem scaune.

§. 10. Genge sal man machen.<sup>†††)</sup> Genge sal man machen vnd bewirken vntz an dy erdenn, dy keygen (gegen) eins mannes hoffe stehen.

§. 11. Man sal dem armen vnd dem reichen. Wir schwerenn vnserm hergot dornoch dem keyser armen vnnnd reichenn, eynn Recht zu thun vnnnd eyn vnrecht zu meyden als vnns got helffe vnnnd alle heiligenn. Man mag eyne iuden ubir zceugen mit zwein cristen vnnnd zwen judenn oder mehr.

§. 12. Von den juden auss. Was dy judenn aussbitenn, vber ein schock ader mer, dor von gepurt dem Richter eyn groschenn vnnnd dem schreyber vir heller, von zewentzig gre (gran) VI heller, von eym halben virdinge vir heller; vnnnd was vnder dem lot ist, das paut (pant, bant?) er nicht auff; von eyt pfennigenn dem Richter einen groschen, dem schreiber zwen haller.

§. 13. Von der iuden eyde. Ich schwer bey der ee dy got moisi gab auff dem berge sinay, bin ich gerecht, so kum mir zu hilffe der Segenn vnnnd auch die ee, dy do got gab auff dem berge Sinay; bin ich vngerecht, so kome auff mich der fluch, den got gab uff dem berge synay.

**Zoepfl.**

<sup>\*)</sup> „Wasserzoll“ bedeutet soviel als Fährgehd für das Uebersetzen auf einer sog. Fähr oder Fahrbrücke, lat.: *portorium*.

<sup>\*\*) §. 7. Siehe Sachsensp. II. 27. §. 2. 3.</sup>

<sup>\*\*\*) §. 8. Ebendas. I. 3.</sup>

<sup>†) §. 9. Ebendas. II. 51. §. 1. 2.</sup>

<sup>††) „Orten“, d. h. die spitzigen Enden des Geflechtes.</sup>

<sup>†††) §. 10. Ebendas. II. 51. §. 3.</sup>

*Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Erste Abtheilung. Erläuterungen zu Göthe's Werken von Düntzer. Viertes Heft, Wilhelm Meisters Wanderjahre. 119 S. Fünftes Heft, die Wahlverwandtschaften. 135 S. Jena, Karl Hochhausens Verlag, 1857.*

Der durch eine Reihe grösserer und kleinerer literargeschichtlicher und kritischer Arbeiten über Göthe's Dichtungen bekannte Dr. Düntzer, dessen Commentar über Göthe's Faust wir in diesen Blättern besprochen haben, gibt uns im vierten Hefte der vorliegenden Sammlung Erläuterungen zu Göthe's Wilhelm Meister's Wanderjahren und im fünften zu dessen Wahlverwandtschaften. Beide Hefte sind mit dem gewohnten Sammlerfleisse und der bekannten Begeisterung des Verfassers für seinen Dichter, so wie mit genauer und vielseitiger Kenntniss des Gegenstandes geschrieben; doch leiden sie beide an einer mehr an der Aeusserlichkeit klebenden Behandlung, welche sehr oft da ins Breite geht, wo dieses durchaus nicht nothwendig ist, und entweder nicht hergehörige ausserwesentliche Dinge zur Sprache bringt, oder durch eine zu sehr auf Kleinigkeiten gebende Besprechung des Gegenstandes ermüdend und schleppend wird.

Von den zwei hier zur Sprache gebrachten Göthe'schen Dichtungen verdienen entschieden die Wahlverwandtschaften vor Meister's Wanderjahren den Vorzug. Die letztern sind im hohen Greisenalter geschrieben; Göthe verfasste sie im 70. Jahre seines Lebens. Die ersteren sind im noch kräftigen Mannesalter entstanden. In den Wanderjahren rückt Meister's Leben nur wenig vor, es dient eigentlich nur als ein Faden, an den man eine Reihe von kleinern oder grössern, theils guten, theils wirklich misslungenen Erzählungen anknüpft, und, wenn auch die Tendenz dieses Romans, den Meister's Lehrjahre, eine der grössten Dichtungen Göthe's, so weit hinter sich lassen, wirklich eine philosophische ist, und der Roman selbst sehr viele Lebenswahrheiten und Lebensregeln enthält, und diese oft in anziehendem Gewande anschaulich macht, so fehlt doch die in den Wahlverwandtschaften und Meister's Lehrjahren so reiche Erfindungsgabe des Dichters. Gedächtnissfehler grober Art, welche Dr. Düntzer mit grosser Sorgfalt gesammelt hat, zeigen, dass der Dichter im Greisenalter nicht einmal mehr die handelnden Personen von Meister's Lehrjahren treu und deutlich vorschwebten. Dass natürlich in diesem in der Anlage und Durchführung verfehlten Romane schöne, sinnige Erzählungen vorkommen, Vieles trefflich gesagt ist, und wir mehr oder minder immer wieder an unsern grossen Göthe erinnert werden, kann den Wanderjahren in der Reihe der Göthe'schen Werke keine Stellung des ersten Ranges verschaffen, und Referent wundert sich daher schon von vornherein, warum man den Wanderjahren in den Erläute-

rungen der deutschen Klassiker denselben Raum, wie einem in der Anlage und Ausführung so genialen und meisterhaften Romane, wie die Wahlverwandtschaften, vergönnt. Es handelt sich mehr darum, die wirklich grossen Leistungen eines Dichters, als die mangelhaften Dichtungen in ausführlicher Besprechung kennen zu lernen. Gerade hier ist also die breite Besprechung am wenigsten am Platze, und doch ergreift sich Hr. Dr. Düntzer in einer solchen in dem vierten Hefte der dritten Abtheilung, welche Wilhelm Meister's Wanderjahre behandelt. Es wäre gewiss hinreichend gewesen, in dem sich auf Meisters Lehrjahre beziehenden Hefte die Fortsetzung der Wanderjahre in Kürze zu besprechen. Der Hr. Verf. gibt die „Geschichte der Entstehung“ dieses Romanes so, dass er alle Orte und jeden einzelnen Monatstag bezeichnet, wo an diesem Romane gearbeitet wurde. So fängt er z. B. die ausführliche Darstellung der Entstehung aller einzelnen Geschichten, welche sich an die Fortsetzung von Meister's Leben reihen sollen, S. 3 also an: „Im Jahre 1807, am 17. Mai, den ersten Pfingsttag, um halb 7 Uhr Morgens diktirte er (Goethe) das erste Kapitel (die Flucht nach Aegypten) und die drei folgenden an den nächsten drei Tagen.“ In dieser Breite wird die ganze Geschichte erzählt. Wer erhält dadurch Lust zum Lesen einer Dichtung? Der Gelehrte kennt diese chronologischen Bestimmungen aus den vorhandenen gedruckten, von Dr. Düntzer benutzten Hilfsmitteln. Der Ungelehrte wird die Dichtung eines Volksschriftstellers auch ohne solche, in keinem Falle unterhaltende, sondern nur ermüdende Darstellung verstehen.

S. 14 folgt die „Entwicklung und Würdigung“ des Romanes. Die Entwicklung ist durchaus genau und mit der gewohnten Sachkenntniss des Erklärers gegeben. Der „eigentlich lehrhafte Theil der Wanderjahre“ wird S. 61 ff. besonders behandelt und dem Inhalte nach so bestimmt, als möglich, entwickelt. Doch glaubt Referent, dass dieses auch ohne ein Eingehen auf Plato's 10 Bücher vom Staate und 12 Bücher von den Gesetzen, auf Thomas Moore's 1516 erschienene lateinische Schrift „über die beste Staatsverfassung und die neue Insel-Utopien“, auf Saint Simons Arbeiterkatechismus (1823) und neues Christenthum (1825), auf Heinse's Ardinghello (1787), wie solches der Hr. Verf. S. 62—64 thut, in kurzer, philosophisch im Sinne des Dichters zu begründender Inhaltserklärung unseres Romanes hätte geschehen können.

Mit mehr Theilnahme wenden wir uns dem im fünften Hefte der dritten Abtheilung behandelten Romane: Die Wahlverwandtschaften zu. Auch hier begegnen wir in dem ersten Abschnitte, „Entstehung und Aufnahme“ einer zu sehr am Aeusserlichen und Ausserwesentlichen hängenden Breite. Da, wo der Hr. Verf. Vermuthungen über verborgene Dinge hat, ist er nicht immer glücklich. So soll nach S. 2 „das Missverhält-

niss seiner eigenen Ehe“ Goethe die „Wahlverwandtschaften“ eingegeben haben“ (sic). Da hören wir nun, weil der Dichter einmal diese Vermuthung ausgesprochen hat, eine Menge bekannt und doch nicht her gehöriger, manchmal auch unerweisbar und unbegründbarer Details aus Goethe's Leben, wie S. 2, dass er mit seiner Gattin „erst im Jahre 1806 kirchlich getraut“ worden sei, dass ihn „mehr das sinnliche Wohlgefallen, als eine wahrherzliche Neigung“ zu ihr geführt habe, dass Goethe's „Herz, von allen Seiten zurückgestossen (sic), sich dem einzigen Weib angeschlossen, das ihm mit heiterer Gemüthlichkeit und lieblich sich hingebender Munterkeit entgegengetreten war“. Daran knüpft nun der Hr. Verf. S. 2 und 3 folgende Betrachtung: „Möchte die Welt auch mit Recht in dieser Verbindung eine Verirrung sehen, da Christiane Vulpius in seinem (Goethe's) vom höchsten Drang ergriffenen Herzen keine Befriedigung zu gewähren, ein völlig einheitliches, in einander aufgehendes Leben aus dem Bunde sich zu gestalten vermochte, er selbst empfand in innerer Seele, was er dem liebreizenden Mädchen schuldete, das sich so ganz in Liebe und vertrauensvoller Lust hingeeben hatte, wollte und konnte sich nicht mit kalter Treulosigkeit von der heiligen Erscheinung abwenden, und das Liebespfand, welches dieser Verbindung entspross, gab ihr bald die höchste Weihe, so dass er der Mutter seines Sohnes zur heiligsten, ehelichen Treue verbunden fühlte. Und diese Treue, worin er den unerschütterlichen Grundstein des sittlichen und bürgerlichen Lebens erkannt hat, er der frei gewählten Gattin ungebrochen erhalten, was auch ihre Ehe mehr ein freundliches Nebeneinander, als eine innere Verschlingung aller Lebensverhältnisse, Beziehungen und Strebungen sein konnte“. Erst nach Schiller's Tode regte sich nun, wie weiter angedeutet wird „eine sehnsuchtsvolle Neigung“ zu machen „in voller Jugend und allen Reizen des Geistes und Herzens prangenden weiblichen Wesen“ „Bettina, Minna Herzlieb in Jena werden erwähnt. Es wird sogar von einem „siegreichen Kampfe“ gegen seine (Goethe's) „aufgeregte Sinnlichkeit“ im Jahre 1808 gesprochen. Mit diesen Schilderungen will der Hr. Verf. das Entstehen der Wahlverwandtschaften motiviren. Er will es einer allgemein gehaltenen Aeusserung Riemers ableiten, dass Engelhard, Architekt in Kassel, das Urbild von Goethe's Architekten in den Wahlverwandtschaften, das Urbild der Luciane ein reizendes Fräulein sei, weil dieses Fräulein, wie Luciane einem Tischnachbar vorschneidet, der nur einen Arm hat, das Urbild zu Ottilie in Minna Herzlieb, zu Luciane „des Unbeglückten wegen“ (sic) in Bettina gesucht werden müsse (S. 51). Nun kommen alle Jahreszeiten, Monate und Tage, an denen Goethe mit den Wahlverwandtschaften beschäftigt war. Zugleich wird die Angabe immer durch die betreffenden, wörtlich angeführten Stellen belegt. Wir sind ordentlich froh, wenn der Dichter den ersten

Theil seines Romanes am 24. September 1808 seinem Freunde Knobel schickt. Genau werden die verschiedenen Urtheile über die Wahlverwandtschaften angegeben. Das Urtheil gegen Julian Schmidt (S. 13) ist zu hart. Weil dieser auf die sittliche Gefahr der Wahlverwandtschaften aufmerksam macht, spricht ihm Düntzer geradezu „Ehrlichkeit“ und „Ausdauer“ ab, spricht von Entstellung des Dichters in „rohester Weise“. „Wie konnte, fügt er S. 13 bei, vor diesem unberufenen Höllenrichter eine so fein angelegte Dichtung bestehen, die zu misshandeln ein gar zu wohlfeiles Vergnügen war! Von wirklichem Verständniss (sic) kann bei ihm keine Rede sein!“ Sicher hat der Hr. Verf. recht, wenn er alle und jede unsittliche Tendenz als dem Romane ferne mit Entschiedenheit zurückweist. Daraus folgt aber noch lange nicht, dass der Dichter etwa die von Dr. Düntzer angedeutete sittliche Tendenz „der Heilighaltung der Ehe“ in den Wahlverwandtschaften zum Zwecke habe. Ein Roman, den man nicht unsittlich nennen kann, ist deshalb noch lange kein sittlicher. Hat etwa Wieland in seinen Dichtungen eine unsittliche Absicht? Wer wollte daran zweifeln, dass einzelne seiner Dichtungen, von in bestimmten Lagen und Zuständen befindlichen Menschen gelesen, sittliche Gefahr bringen können? Goethe's Dichtung ist nie mit Absicht didaktisch. Naturgemäss und in schöner Form das, was uns bald sittlich, bald unsittlich erscheint, die Menschennatur in ihrer Freiheit und in ihrem Kampfe mit den äusseren, auf einer gewissen Nothwendigkeit ruhenden Lebensverhältnissen darzustellen, so wie er es sich in seiner in das innerste Wesen der Natur überall mit Meisterschaft blickenden Art denkt, ist ihm überall Zweck der Dichtung. Die Dichtung ist sich selbst Zweck, und hängt bei Goethe, wie bei jedem grossen Dichter, nirgends von äussern Zwecken ab.

Der zweite Abschnitt (S. 14 ff.) ist „Grundanschauung, Ausführung und Entwicklung“ überschrieben.

Der Hr. Verf. verfällt dadurch, dass er die Wahlverwandtschaften gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit in Schutz nimmt, in seinem Urtheile über sie in das andere Extrem. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, dass die von Mittler in seiner nüchternen Predigerweise ausgesprochene „Heiligkeit und Untrennbarkeit der Ehe“ die Grundanschauung des Romans sei, fügt er bei, dass es Ottilie sei, welche die „Unauflölichkeit der Ehe mit der ganzen Innigkeit ihrer Natur empfinde und die unverletzliche Heiligkeit derselben durch das Sühnopfer ihres unwillkürlich der Schuld anheim gefallenen Lebens herrlich bewahrheitet und verklärt“. Kann man den Schluss von Ottiliens Leben, den Selbstmord durch freiwillige Entziehung der Nahrung eine „herrliche Bewahrheitung“ und Verklärung der unverletzlichen „Heiligkeit der Ehe“ mit dem Hrn. Verf. nennen? Wird nicht die Heiligkeit der Ehe nach den bekannten Vorgängen zwischen ihr und Eduard unaufhörlich und so lange verletzt, als sie bei den Gatten bleibt, deren Lebensglück

durch sie gestört worden ist, als sie sich nicht freiwillig von dem trennt, deren Glück sie arglos gemordet hat? Wird wohl eine Sünde, ein geistiger Ehebruch durch eine andere Sünde, den Selbstmord, gebüsst? Ist ein Leben, das man sich freiwillig nimmt, nachdem man seine Sünde erkannt hat, für diese Sünde ein Sühnopfer? Kann die Sünde ein Sühnopfer sein? Ottilie ist, wenn sie den freiwilligen Hungertod stirbt, gerade eben so schwach, als wenn sie sich der von ihr als unstatthaft erkannten Liebe zu Eduard hingibt. Wir glauben daher beanstanden zu müssen, dass uns der Dichter in Ottilien eine „wahrhaft schöne Seele, die sich in der äussern Schönheit herrlich abspiegelt“, zeigen will. Das ist ein Fehler, dass man bei der Dichtung nach Sittlichkeit oder Unsittlichkeit fragt. Alles, was kommt, muss so kommen, weil es aus den Charakteren liegt, die der Dichter zeichnet. Es wäre auch gekommen, wenn die Menschen anders gewesen wären. Es ist ein Fehler, bleibt ein Fehler, sittliche oder unsittliche Dichtungszwecke in Wahlverwandtschaften hineinlegen zu wollen.

Auch in diesem Abschnitte ergeht sich der Hr. Verf. in Aeusserlichkeiten und Kleinigkeiten, welche als nicht hergehörig bezeichnet werden müssen, und ganz geeignet sind, die Auffassung des Geistes der Dichtung zu stören. So wird, weil die Geliebte Eduard Ottilie heisst, S. 16 die Geschichte der heiligen Ottilie erzählt. Wenn von Ottiliens grossen, schwarzen Augen die Rede ist, S. 17 beigefügt, dass „Goethe schwarze Augen besonders liebte“. Bei der Erwähnung der Schönheit ihrer Hände bemerkt er, dass „Goethe durch Lavater wusste, wie bedeutend die Gestalt der Hand zur Beurtheilung des Charakters sei“ (sic). Ottilie hat Kopfweg auf der linken Seite, und ihre linke Wange röthet sich, weil „ja auch das Herz, dieser Quell ihres ganzen Seins und Wesens, an der linken Seite schlägt“ (S. 18 und 19).

Der Umstand, dass Ottilie mit Charlotte an der für die Architekten bestimmten Weste stickt, und dass bei dieser Arbeit eine Bemerkung gemacht wird, eine solche Gabe sei die angenehmste, die ein liebender und verehrender Mann erhalten könne, da er sich schmeicheln dürfe, das Herz werde bei einer so erhaltenen Arbeit nicht ohne Antheil gewesen sein, veranlasst den Herrn Verf. zu erinnern, dass Goethe einmal an Frau von Stein schrieb: „Meine Weste trage ich bei jeder Feierlichkeit, ich möchte ein ganz Gewand haben, das Sie gewoben und gewirkt hätten, um mich damit wickeln zu können“ (S. 22.) Da Eduard die Zugluft nicht leiden kann, meint Düntzer, Goethe habe ihm seine eigene Empfindlichkeit gegen Zugluft geliehen (sic). S. 26: Weil Eduard Ottiliens Hand fasst und sie an seine Augen drückt, meint der Herr Verf., dass auch „Werther Lottens Hände an seine Augen wider seine Stirne drücke,“ und dass „Stirne und Augen bei lebhaftem Gefühle besonders in Gluth gerathen und in dieser Beie-



lung als Sitz innerer Aufregung gelten“ (S. 27 u. 28). Wenn Eduard sich einmal gegen Mittler äussert, er habe den unschätzbaren Vorthail, sich denken zu können, wo sich Ottilie befinde, wo sie gehe, wo sie stehe, wo sie ausruhe, da die ganze Oertlichkeit ihrer Umgebung und ihr gewohntes Thun ihm bekannt sei, wird S. 57 angeführt, dass ja auch „Göthe selbst in seinen Briefen häufig seine Freude ausspreche, dass er den Ort kenne, wo dieser oder jener Freund sich befinde und er auf diese Weise sich den Abwesenden um so lebhafter vorstellen könne, oder dass Göthe den Wunsch äussere, eine genaue Schilderung der Oertlichkeit oder Gegend zu erhalten, wo der Freund weilt“. Da, wo Luciane in den Wahlverwandtschaften als Artemisia auftritt, wird nicht nur die Geschichte der letztern gegeben, sondern das Mausoleum genau beschrieben (S. 88). Weil von der Saalnixe die Rede ist, wird bemerkt, dass Hensler's Donauweibchen von Vulpius als Saalnixe für das Weimarer Theater bearbeitet wurde (S. 88). Wenn Ottilie in der Darstellung der Anbetung der Hirten zu Weihnachten als Mutter Gottes erscheinen muss, beschreibt der Hr. Verf. Coreggio's heilige Nacht in der Dresdener Galerie, und führt „die im katholischen Deutschland gebräuchlichen Krippechen“ an (S. 111). Bei dem „redseligen Gärtner“ findet er es im Ernste auffallend, dass „der Dichter hier nicht gleich das Alter desselben hervorhebe, wodurch sich die Redseligkeit desselben bestens erklären würde“ (S. 114).

Bis S. 103 werden die einzelnen Charaktere des Romans geschildert. Von da wird „die Anordnung und Ausführung des Ganzen“ behandelt. S. 15—45 wird uns der Charakter der Heldin (Ottilie), S. 45—61 der Charakter Eduards, S. 61—75 der Charakter Charlottens, S. 75—82 der Charakter des Hauptmanns, S. 82—85 die Charaktere des Grafen und der Baronesse, S. 85—90 der Charakter Lucianens, S. 90—91 der kleinen Nanny, S. 92—98 des Gehülfen aus der Pension, S. 98—99 des Architekten, S. 96—98 des Lords und seines Begleiters, S. 98—103 des Mittler geschildert. Es sind also nahe an 100 Seiten des Heftes zur Entwicklung der Charaktere des Romans und etwa 30 bis 40 Seiten zur Darstellung der Anordnung und Ausführung des Ganzen verwendet. Gewiss ist dies schon von vornherein ein Missverhältniss, das auf die Durchführung des Planes nur störend einwirken kann. Es entstand nemlich durch diese von der Ausführung des Ganzen getrennte, in das Einzelste gehende Entwicklung der Charaktere eine Nothwendigkeit von allzuvielen Wiederholungen. Da der Herr Verf. den Charakter in seiner Ganzheit und Wahrheit nur durch die Entwicklung seiner Berührung mit dem in den Romanen dargestellten Leben der andern dazu gehörenden Personen darstellen konnte, sah er sich veranlasst, die ganze Geschichte des Romans bei der Darstellung jedes einzelnen Hauptcharakters und alle einzelnen Umstände immer



zu wiederholen. So findet diese Wiederholung natürlich am ausführlichsten in der Darstellung der vier Hauptcharaktere statt, welche in geistig-sinnlicher Wahlverwandtschaft stehen und wechselseitig durch das Band der Ehe von einer Einigung des Wahlverwandten abgehalten sind, des wahlverwandten Paares Ottilie und Eduard, der Charlotte und des Hauptmanns.

Nachdem der Hr. Verf. die ganze Geschichte des Romans Begründung des Charakters Ottiliens von S. 15—45 erzählt, wiederholt er ganz dieselbe Geschichte bei der Darstellung des Charakters Eduards (S. 45—61), Charlottens (S. 61—75) und des Hauptmanns (S. 75—82). Ausser der Darstellung der Geschichte des Romans bei der Charakteristik Ottiliens verwendet er einen grossen Theil des für diese bestimmten Raumes auf die Darstellung ihres Aeussern, ihrer Künste, ihrer Wissenschaft (S. 82 bis 22).

Der Hr. Verf. meint zum Schlusse S. 134, dass sich in Wahlverwandtschaften „die traurige Unzulänglichkeit menschlichen Glückes in einem grausigen Schicksal spiegle, da wir zwei einander ganz geschaffene Liebespaare durch die Macht der Verhältnisse grausam auseinander gerissen, ihre Herzen von der Schärpe des Unglücks gebrochen sehen müssen, das den Unschuldigen dem Schuldigen schonungsvoll (schonungslos?) in seine Wirbel abzieht“. Sollte man nicht glauben, Göthe wolle hier nach der Ansicht des Hrn. Verf. die Macht der Verhältnisse, den Einfluss desselben auf den Menschen, was nicht in seiner Macht steht, was von Aussen auf uns wirkt, die Nothwendigkeit des „den Unschuldigen mit dem Schuldigen in seine Wirbel ziehenden grausamen Schicksals“ zeichnen? Und doch ist es gewiss ganz anders bei dem Dichter, dem das Geheimniss der reinen und wahren Menschenschauung im Wesen der sittlichen Freiheit, wie dem grossen Shakespeare, im Bewusstsein aufgegangen ist. Denn auch Göthe in seiner Dichtung zeigen: Wären die Menschen andere, ihr Schicksal wäre ein anderes. Das Schicksal ist das Werk des Menschen, nicht einer von Aussen her an ihn kommenden und ihn in seiner Unschuld zertrümmernden Macht.

(Schluss folgt.)

# HRBÜCHER DER LITERATUR.

Düntzer: Erläuterungen zu Göthe's Werken.

(Schluss.)

Ist nicht der erste Grund von allem Unglück in unserem Roman, welchen der Dichter eben so dichterisch schön, als psychologisch entwickelt, die von Eduard und Charlotte ohne wahre Verwandtschaft der Seelen, ohne herzinnige Neigung geschlossene Ehe? Ist der zweite, dass, nachdem sie Wesen in ihren häuslichen Kreis gezogen haben, wie Ottilie und den Hauptmann, die mit ihr die wahre Seelenverwandtschaft besitzen und mit denen sie im Gemüthe und Geiste eines ethischen Princips eine glücklichere und dauerhaftere innige Ehe würden geschlossen haben, sie der in ihrem Leben aufkeimenden Neigung nicht widerstehen, sondern sie immer mehr sich entwickeln lassen, dass, nachdem sie die in diesem Leben der Neigung liegende Gefahr erkannt haben, sie wieder die wahren Mittel zur sittlichen Genesung ergreifen? Ist es eben so verkehrt von dem andern mit Eduard und Ottilie verwandten Paare, Charlotten und dem Hauptmanne, auch sie die Neigung in ihrem Herzen immer mehr aufkeimen lassen, und lange Zeit nichts oder nur Verkehrtes thun, um ihrer Ehe zu werden? Ist dies wohl eine wahre Sühne, ein Opfer der Verklärung, in der Nähe des geliebten Gegenstandes, des Liebes zum Verbrechen, zum geistigen Ehebruche wird, immer trotz der erkannten Gefahr zu verweilen, und im Liebesiecheleben ihm hinzukränkeln und sich zuletzt freiwillig den Tod geben? Die Menschen benützen die in ihnen liegende sittliche Kraft nicht, und gehen, wenn sie sie nicht benützen, sondern sich nur durch äussere Eindrücke, nie durch die Freiheit des Willens bestimmen lassen, unter; sie, gehen auch dann unter, wenn von Natur treffliche sittliche und geistige Anlagen besitzen — die Wahrheit wollen die Wahlverwandtschaften veranlassen. Das Höchste im Menschen ist der freie Wille, nicht das Schicksal. Weil sich unser Doppelpaar so gehen liess, wie es im Roman gehen lässt, ist es so geworden. Hätte es sich nicht so gehen lassen, wäre es anders geworden. Es musste nicht so werden, wie es wurde, es hat sich selbst so gemacht, durch die Schwachheit, durch den Mangel an Spontaneität. Nicht den „Unschuldigen“ mit dem „Schuldigen“ hat das Schicksal „schonungslos seinen Strudel gezogen“; sondern jedes der zwei Paare trägt

Schuld an seinem Unglück, Ottilie, wie Eduard, Charlotte wie der Hauptmann, die letzteren weniger, weil sie die Selbstbeherrschung mehr besitzen und darum auch weniger schuldig, wohl nicht ganz frei von Schuld sind, die ersteren mehr, weil sie sich mehr gehen liessen, in der That auch mehr Schuld tragen, und darum auch das ihnen werdende grössere Unglück verdienen. Wie Goethe sich gegen Zelter und Zauper dahin ausspricht, der Text des Ganzen das sechste Gebot, genauer das Wort Heilands sei: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen“. Matth. V, 28, spricht gerade diese Hindeutung dafür, dass es sich hier nicht um das Schicksal, welches den Unschuldigen zermalmt, sondern um die Freiheit des Menschen handle, deren Missbrauch zum Unglück führt. Der Hr. Verf. schliesst mit den Worten (S. 135): „Was uns auch das schaurige Unglück ergreift, verehrungsvoll stehen wir vor den geheimnissvollen Wegen des waltenden Schicksals, das in diesem tragischen Untergang der Sittlichkeit mahnend feiert“ (sic). fallend ist, dass hier bei dem Unglücke das Epitheton „schaurig“ gebraucht wird, da es doch gerade in dem unmittelbar vorhergehenden Satze bei dem Schicksale verwendet worden ist. So möchte man auch nicht behaupten, dass der Ausdruck „verehrungsvoll“ unsere Theilnahme an dem traurigen Schlusse dieses Romans Platze ist, selbst, wenn wir uns dem von dem unglücklichen Pärchen verschuldeten Unglücke gegenüber befinden, das hier „waltendes Schicksal“ bezeichnet wird. Gewiss wäre der Ausdruck „mitleidsvoll“ für den Seelenzustand des beschauenden Lesers bezeichnender. Wir möchten auch eben so wenig den Schluss „tragischen Untergang der Sittlichkeit“ nennen, da nicht die Sittlichkeit, sondern vielmehr, tiefer erfasst, die Unsittlichkeit unterliegt. In ursprünglicher Anlage sittliche Naturen gehen unter, oder verlieren den Grad von innerm Glücke nicht, welcher der Sittlichkeit gebührt, weil sie mehr oder minder anfangs ohne klares Bewusstsein und später selbst nach richtig erkanntem Verhältnisse der ihre Stellung gegeneinander zur Unsittlichkeit Gewordenen die letztere über sich Herr werden lassen, und keine oder nur vergebliche Mittel ergreifen, solch eine gefährliche Herrschaft zu beseitigen.

v. Reichlin-Meldegg

---

*deutsche Eisenbahnrecht mit besonderer Berücksichtigung des Action- und Expropriationsrechts von J. H. Beschorner, k. sächs. Finanzprocurator und Rechtsanwalt in Dresden. Erlangen 1858.*

Wer in der Lage war, insbesondere in Sprachkollegien, deren Glieder die Gesetze verschiedener Länder anzuwenden haben, in Streitigkeiten der Eisenbahnen mit Privatpersonen oder mit Staaten, oder einer Gemeinde, Gutachten oder Entscheidungen geben, fühlt recht klar, wie schlimm unser Rechtszustand in Deutschland ist, in so ferne über die wichtigsten Rechtsfragen, die in den Rechtsfällen zu entscheiden sind, es völlig an wissenschaftlichen Erörterungen fehlt, so dass in vielen Arbeiten der Anwälte die nöthige Klarheit mangelt und die Urtheile und Entscheidungen nicht selten beweisen, dass die Richter nicht von richtigen Grundsätzen geleitet werden. Vergleicht man den Grund, aus welchem oft die beklagten Eisenbahndirektionen den in der Klage geltend gemachten Anspruch anzuerkennen sich weigern, so bemerkt man, dass die Privateisenbahndirektoren gerne nur auf die vom Staate gesetzte Statuten sich berufen und die Ansicht aufstellen, dass die Bestimmungen, die nicht in jenen Statuten ausgesprochen sind, die Direktion angehen, weil das Statut die Lex contractus sei. Jeder, der in ein Rechtsverhältniss mit der Eisenbahndirektion tritt, muss dieses Statut als Normgebend anerkennen müssen, während diejenigen, welche Ansprüche erheben, wohl mit Recht darauf sich berufen, dass jedes Statut aus dem im Lande geltenden gemeinen Rechte auszulegen und durch dasselbe zu ergänzen sei. Vergleicht man aber die Entscheidungen der Gerichte einzelner ausserdeutschen Staaten in Eisenbahnstreitigkeiten, so zeigt sich eine noch grössere Verschiedenheit der Auffassung. Während in Nordamerika, zum Theil auch in England eine entschiedene Begünstigung der Eisenbahnverwaltungen, wenigstens in manchen amerikanischen Staaten, bemerkt ist, weil man davon ausgeht, weil das öffentliche Interesse des Landes des allgemeinen Verkehrs es verlangt, dass die öffentlichen Einrichtungen nicht durch zu viele Klagen und Urtheile, die sie zur Entschädigung der durch Eisenbahn Beschädigten verpflichten, in ihrer Thätigkeit gehindert werden, und dass im Zweifel, selbst wenn die Eisenbahn- (oder Dampfschiffs-) Verwaltung Andere beschädigt, Entschädigungsansprüche gegen sie keine Begünstigung verdienen, weil sonst leicht die Verwaltung zu ängstlich gemacht oder das freie Concurrenz gehindert werden könnte, werden die Gerichte (zum Theile auch die französischen) Gerichte mehr durch einen streng juristischen Gesichtspunkt geleitet, und zur Entscheidung über die Eisenbahnverwaltungen bestimmt, wenn die Beschädigten ein Recht auf ihrer Seite haben, ohne dass die Gerichte sich durch andere Rücksichten, wie sie in Amerika oft gehört werden, irre lassen lassen. Es kann übrigens nicht in Abrede gestellt werden,

dass selbst in Deutschland, wo die juristische Auffassung die Regel bildet, dennoch eine Verschiedenheit sich zeigt, jenachdem man juristischen Grundsätze wegen des sogenannten öffentlichen Interesses, welches Begünstigung der Eisenbahnen verlange, modificirt, oder den Verwaltungsbehörden einen grösseren Einfluss einräumt, oder strenger an der rein juristischen Auffassung festhält und die Befugnisse der Gerichte erweitert. Unter solchen Umständen muss eine wissenschaftlich praktische Erörterung des Eisenbahnrechts mit besonderer Sorgfalt begrüsst werden, damit den Gerichten durch Aufstellung sorgfältig geprüfter Grundsätze, in denen den Verwaltungs- und den öffentlichen Interessen die gebührende Rechnung getragen wird, ein zuverlässiger Führer gegeben werden. Vorzüglich muss die Aufstellung eines deutschen Eisenbahnrechts höchst wünschenswerth sein, nicht nur weil überhaupt die Einheit des Rechts bei einer Civilisation als eines der herrlichsten Bindungsmittel dient, die Civilisation fördert, und gerade in Deutschland bei dem Mangel einer allgemeingebietenden Einheit nach Aussen denjenigen Einrichtungen, welche die innere Einheit fördern, einen Werth gibt, insbesondere weil die Natur der Eisenbahnen als Verkehrsmittel, welche nicht innerhalb einer Landesgränze wirken, sondern viele Länder durch ihre gute Wirksamkeit der Einrichtung nur dadurch bedingt ist, dass der Reisende oder derjenige, welcher Waaren absendet, nicht zu bedenken muss, dass da, wo er oder seine Waare die Gränze z. B. von A nach B überschreitet, im Lande B. sein Rechtsverhältniss einem andern Eisenbahnrecht und im Lande C wieder einem andern unterworfen wird. Wir begrüssen daher mit Freuden das Werk, dessen Inhalt wir oben anführten und das ein deutsches Eisenbahnrecht aufzustellen beabsichtigt. Wir sind berechtigt, von dem Verfasser, einem viel beschäftigten, insbesondere durch seine Stellung in wichtigen Prozessen für den Staat thätigen Rechtsanwalte, der in der Praxis wie in manchen kleinen wissenschaftlichen Arbeiten einen wissenschaftlichen Geist mit praktischem Sinn, und den Besitz umfassender Kenntnisse mit Scharfsinn verbindet, nur Gutes zu erwarten. Wir besitzen für Preussen ein sehr verdienstliches Werk von Bessel und Kühlwetter (der Zweite ist selbst Direktor der Kölner Eisenbahn) Preussisches Eisenbahnrecht, II Bände, worin die Lehre in allen ihren Einzelheiten, aber nur in Beziehung auf Preussische Gesetzgebung entwickelt ist. Hr. Beschorner verhehlt nicht die Schwierigkeiten der Unternehmung, weil in den deutschen Staaten die Gesetze, und Eisenbahnstatuten ebenso auseinander liegen, als die Rechtsübung verschieden ist, um so mehr als die Landesgesetzgebung auf die Auslegung der Statuten einen grossen Einfluss hat und die Richter häufig nicht genügend die Rechtsverhältnisse auffassen, da die Wissenschaft bisher nichts für eine gründliche Erörterung der Lehre geleistet hat und unwillkürlich oft Verwaltungsansichten und die Besorgniss, das öffentliche Interesse durch eine grosse Strenge gegen die Eisenbahndirektionen zu gefährden, auf

Richter wirken. Soll ein deutsches Eisenbahnrecht dargestellt werden, so können nur folgende Rücksichten in Betracht kommen, wobei wir das öffentliche Recht in Bezug auf Eisenbahnen von dem Privatrechte genau getrennt wünschen. In dem Ersten wird es weit schwieriger sein, ein gemeines Recht aufzustellen, weil die Verhältnisse des öffentlichen Rechts in jedem Staate eigenthümlich gestaltet und vielfach sehr verschieden sind. Im privatrechtlichen Theile können als Quellen nur diejenigen entscheiden, durch deren Benutzung auch ein gemeines deutsches Privatrecht begründet werden kann, daher I. die Natur der Sache und allgemeine Rechtsgrundsätze, daher die Bestimmungen des römischen Rechts modificirt und ergänzt durch das deutsche Recht. Hier wird es wichtig die verschiedenen Rechtsverhältnisse, in welchen Eisenbahnverwaltungen zu anderen Personen kommen können, hervorzuheben, daher 1) bei Gesellschaften a) zu ihren Mitgliedern, b) zu den Direktoren, c) zu dritten Personen; 2) Rechtsverhältnisse der Unternehmung im Verhältnisse zu den Gemeinden, durch welche der Bahndamm gezogen ist; 3) Verhältniss in Bezug auf Eigenthum und Pachtverträge, 4) Verhältniss zu den Eigenthümern der anliegenden Grundstücke; 5) Verhältniss zu dritten Personen, a) welche Waaren zum Transport übergeben oder b) welche als Reisende sich der Eisenbahn bedienen, c) zu dritten Personen, welche durch den Betrieb der Eisenbahnen beschädigt wurden. In allen diesen Fällen kommt es darauf an, die richtige Analogie zu finden, z. B. in wie ferne die Grundsätze von der Spedition angewandt werden können, wenn der Eisenbahnverwaltung Güter zum Transport übergeben werden. II. Eine zweite Quelle liefern die Particularrechte, und zwar a) die allgemeinen und besonderen Gesetze des Landes, in welchen die Eisenbahn vom Staat gebaut oder concessionirt ist, b) die Statuten oder Concessionen, welche der Staat den genehmigten Eisenbahnen ertheilt hat. Bei der Anwendung dieser Normen ist grosse Vorsicht nöthig; so wenig im deutschen Privatrechte durch die Nachweisung, dass ein gewisser Rechtssatz in 4 oder 6 Partikularrechten vorkömmt, der Satz zu einer gemeinrechtlichen erhoben werden kann, ebenso wenig ist das in Bezug auf das Eisenbahnrecht möglich; dennoch findet man in den Werken darüber, auch in dem vorliegenden zu oft, dass die Verfasser für einen Rechtssatz, den sie aufstellen, nur die Aussprüche einiger Landesrechte anführen können; es ist auch noch eine grosse Vorsicht bei Anführung von Partikularrechten in so ferne nöthig, als leicht ein Verfasser unvollständige oder unrichtige Angaben über das, was in einem Lande gesetzlich gilt, mittheilen kann, weil es für den Ausländer oft schwierig wird, Gesetze eines fremden Landes zu kennen; so hat auch Hr. Beschorner über Englands Gesetzgebung unvollständige Nachrichten gegeben, in Bezug auf Oesterreichs Gesetzgebung ist in der das Verdienstliche der Schrift von Beschorner anerkennenden Anzeige in der österreich. Vierteljahrsschrift für Rechtswissenschaft 1858. 2. Heft. Auhang 812

nachgewiesen, dass in der Schrift manche Unrichtigkeiten vorkommen. Vorzüglich bedauert man, dass die für Erläuterung des deutschen Eisenbahnrechts wichtigen französischen Gesetze, Concessionen, sowie die englischen und amerikanischen Gesetze und Erfahrungen nicht benutzt wurden. Für Frankreich würde Hr. Beschorner herrliches Material im Memorial de Commerce und für England und Amerika in dem ausgezeichneten Werke von Shelford on the law of railways Vermont 2 vol. 1855 und Redfield a practical treatise on the law of Railways. Boston 1854 gefunden haben. Bei Benutzung der Concessionen und der von der Regierung bestätigten Statuten einzelner Eisenbahnen ist ebenso grosse Vorsicht wie bei den Partikularrechten nöthig, insbesondere muss beachtet werden, dass solche Localnormen oft gar nicht verstanden werden können, wenn man sie nicht aus den Gesetzen des Landes auslegt und ergänzt, und dass häufig die beklagten Verwaltungen der Privateisenbahnen sich darauf (mit Unrecht) berufen, dass weil in ihrer Concession oder Statut über einen gewissen Punkt keine Bestimmung vorkommt, die Ergänzung aus den allgemeinen Gesetzen nicht geschehen dürfe. Auch lehren neue Prozessverhandlungen, dass es selten die Direktionen der Staatseisenbahnen behaupten, dass die in den Gesetzen für Privateisenbahnen vorkommenden Bestimmungen nicht auf Staatseisenbahnen auszudehnen seien. III. Eine Quelle bildet noch die Rechtsübung, in so ferne die in den Rechtsprüchen über wichtige Eisenbahnprozesse aufgestellten Grundsätze als leitende Rechtsansichten betrachtet werden können. So sehr Rezensent überzeugt ist, dass die Rechtsübung besondere Beachtung verdient, muss er doch zum vorsichtigen Gebrauch auffordern, weil wegen der Neuheit der Sache, wegen des Mangels wissenschaftlicher Vorarbeiten die Richter in Eisenbahnsachen oft bedenkliche Urtheile fällen, vorzüglich weil mancher Rechtspruch sich nur aus dem Gesetze des Landes erklärt, welcher in dem Falle anzuwenden war. Hr. Beschorner hat das reiche Material in nachfolgender Weise geordnet; er handelt in Abtheilung I. von den Concessionsbedingungen der Erbauung von Privateisenbahnen. II. Ueber Entstehung der Privateisenbahngesellschaften durch Actienvereine. III. Ueber Zwangsabtretung des Grundeigenthums zum Zwecke der Anlage von Eisenbahnen. IV. Strafgesetzliche Bestimmungen in Bezug auf Eisenbahnen. V. Polizeigericht der Eisenbahnen und Telegraphen. VI. Ueber Betrieb der Eisenbahnen, Transportbedingungen und die rechtliche Verhältnisse der Eisenbahnanstalten zu denen, welche sie derselben bedienen. VII. Das Eisenbahnwesen in seiner Beziehung zur Besteuerung, Zollwesen, Post und Militärverwaltung. VIII. Telegraphenwesen.

In dieser Anordnung kommen noch manche Lücken über Punkt vor, welche nicht hätten unerörtert bleiben sollen. Man vermisst hier die Entwicklung des Rechtsverhältnisses von Staatseisenbahnen. Es entsteht die Frage, was bedeutet das sogenannte Eisen-



bahnregal? unter welchen Bedingungen kann der Staat eine solche Bahn anlegen? welche Verpflichtungen übernimmt der Staat bei Anlegung den Privatpersonen gegenüber? welches dingliche Rechtsverhältniss tritt in Ansehung des Bahnkörpers ein? nach welchen Grundsätzen muss das Rechtsverhältniss beurtheilt werden, wenn der Staat auf seiner Eisenbahn Reisende und Waaren befördert, insbesondere im letztern Falle, wenn dem Staat Waaren zur Weiterbeförderung übergeben werden, kann der Staat nach den Grundsätzen von dem Fuhrmann oder Spediteur beurtheilt werden? welches Verhältniss tritt ein, wenn dem Staate Baden Waaren zur Weiterbeförderung nach Augsburg anvertraut werden und Waaren am letztern Orte beschädigt ankommen? Kann Baden dem Kläger erwidern, dass der Schaden auf der Bahn von Würtemberg oder Baiern entstanden ist, haftet der Staat Baden nach den Grundsätzen, nach welchen ein Spediteur für die Zwischenspediteure haftet? Ueber alle diese Punkte gibt das Werk keine Aufklärung. Die Lehre von den Actiengesellschaften ist sehr ausführlich p. 19—91 erörtert; man bedauert nur, dass der Verf. die Hauptarbeit über diese Lehre von Jolly in der Zeitschrift für deutsches Recht, XI. S. 317 ff. nicht beachtet hat. Manche seiner Behauptungen würden modificirt worden sein. Die meisten Streitfragen sind zwar richtig entschieden, und das Verhältniss der Prioritätsobligationen zu den Actien S. 63 gut entwickelt; allein manche Lücken sind gelassen, z. B. über das Verhältniss, wie weit die Mehrheit der Actionäre die Minderheit durch Beschlüsse binden kann, insbesondere da, wo eigentlich eines res singulorum vorliegt, z. B. wenn im Falle schlechter Geschäfte den Actionären zugemuthet wird, noch Zuschüsse zu den Actienanteilen zu machen. — Auch die hier so wichtige Lehre von der Zwangsabtretung ist S. 93 gut entwickelt. Wir vermissen nur die nothwendige Erörterung der juristischen Natur der Expropriation, die, wie es scheint, viele Juristen und Gesetzgeber sich nicht klar machten. Es bedarf hier eines genauen Eingehens in das Wesen des dominium eminens. In neuester Zeit ist diese Lehre in Amerika zum Gegenstande tiefgehender Untersuchungen, bei welchen die Bedeutung im staatsrechtlichen Sinne von der im privatrechtlichen geschieden werden muss, gemacht. Unsere Juristen würden in den Arbeiten in der amerikan. Zeitschrift: the monthly law Reporter Boston 1856. p. 241 u. 1858 p. 481 eine Masse von wichtigen Erörterungen über Punkte finden, die in den französischen und deutschen Arbeiten kaum berührt sind. — In dem Kapitel der Entschädigung wäre in dem vorliegenden Buche Manches nachzutragen. Der Verf. hat zwar auf verdienstliche Weise viele neue Landesgesetze über Expropriation mitgetheilt, aber oft zuviel das, was in diesen neuern Gesetzen (vielfach weniger streng juristisch bearbeitet) vorgeschrieben ist, als gemeinrechtliche Regel aufgestellt. Eine Lücke in dem vorliegenden Werke bezieht sich auf das Rechtsverhältniss der Eisenbahnunternehmungen bei dem Bau der Bahn

und der Anlegung der hiezu für nöthig erachteten Werke, in Ansehung der Besitzer anliegender Grundstücke oder auch entfernt liegende Eigenthümer, die aber durch das neue Werk leidet. Neuerlich vorgekommene Rechtsstreitigkeiten beweisen, dass darüber die Werke unserer Schriftsteller fast nichts enthalten (eine Ausnahme macht die neue beachtungswerthe Schrift von Koch: *Deutsches Eisenbahnen*. Marburg 1858. Erste Abtheilung, worüber Resensio, wenn das Werk beendigt ist, eine Anzeige liefern wird). Koch hat auf Seite 134—150 darüber sehr gute Erörterungen geliefert. Vorzüglich kommt die Frage in Betrachtung bei Anlegung von Tunneln. Unsere Ingenieure nehmen häufig die Sache leicht, ohne zu erwägen, dass es sehr schwierig ist, voraus zu bestimmen (die Gestalt, durch welche der Tunnel getrieben werden muss, hat hier einen wesentlichen Einfluss), dass durch die zur Anlegung des Tunnel nöthigen Arbeiten Erschütterungen eintreten, welche die oben oder zur Seite liegenden Gebäude sehr bedrohen können, theils dass die Tunnelarbeiten in Gebirgen auf den Lauf der Quellen einen solchen Einfluss haben, dass dadurch, weil der bisherige Lauf des Wassers verändert wird, benachbarte Gemeinden wesentlich leiden, indem sie des nöthigen Wassers beraubt werden. Die Erfahrungen in der Schweiz bei Anlegung des Hauensteintunnel sind darüber sehr lehrreich. Eine andere Wirkung haben die Eisenbahnarbeiten besonders an Flüssen, Bächen, wenn Brücken, Dämme angelegt werden, durch welche der Wasserlauf geändert wird, so dass Ueberschwemmungen entstehen können. In manchen neuen Landesgesetzen hat man die Klagerechte, welche das röm. Recht, und das bisherige deutsche Recht den durch das neue Werk Bedrohten gibt, entweder ganz ausgeschlossen oder sehr beschränkt, insbesondere die Entscheidung an die Verwaltungsbehörden gewiesen. Man beruft sich (auch selbst in Entscheidungsgründen gerichtlicher Urtheile) darauf, dass nachdem die oberste Verwaltungsbehörde, welcher der ganze Plan der Arbeiten vorlag, durch die Concession die Anlage billigte, die Eisenbahnunternehmer kein Unrecht thun, und die Gerichte eine Klage anzunehmen nicht zuständig seien, da sie über eine Anordnung der Verwaltung sonst entscheiden würden. In andern Urtheilen oder Ausführungen beruft man sich auf das öffentliche Interesse, welches fordert, dass Eisenbahnbauten nicht durch Civilklagen gestört werden; andere Juristen finden im römischen Rechte schon die Vorschrift, dass gegen ein *opus publicum* (wobei die Eisenbahn sei) keine Besitzklagen angestellt werden können. Wir hätten sehr gewünscht, dass Hr. Beschorner diese Gründe (die wir in der Allgemeinheit für unrichtig halten) scharf geprüft hätte. Die Anführung strafgesetzlicher Bestimmungen (S. 189) ist ebenso wie S. 202 die Zusammenstellung der auf Polizei sich beziehenden Vorschriften dankenswerth, aber an Stoff zur Kritik mancher harten Vorschriften hätte es nicht gefehlt. Eine der wichtigsten Abtheilungen ist die S. 235 über den Betrieb der Eisenbahnen und

ihre rechtlichen Verhältnisse. Werthvoll ist die Mittheilung vieler Rechtsprüche der Gerichte einzelner Staaten, namentlich auch über Haftungspflicht. Man bedauert hier nur, dass der Verf. nicht die aus diesen Rechtsprüchen fließenden Regeln aufgestellt und manche dieser Urtheile geprüft, überhaupt aber die einzelnen Beziehungen und möglichen Rechtsverhältnisse systematisch geordnet bei jedem mit Aufstellung der leitenden Grundsätze und Prüfung der einschlägigen Analogieen entwickelt hat. Der Verf. würde dafür ein treffliches Vorbild in einem guten, in alle Einzelheiten eingehenden Aufsatze in dem amerikan. Law Reporter 1857 p. 301. 361 gefunden haben. Der leitende Satz in Amerika ist: die Eisenbahncorporation ist Dienerin des Publikums, und wenn sie auch für ihre eigenen Interessen thätig ist, so sind doch diese Interessen nur durch gewissenhafte Erfüllung der Verpflichtungen, für welche sie gegründet ist, gesichert und befördert. In dem angeführten law Reporter würden auch sehr viele wegen der Gründe oft wichtigen amerikan. Urtheile über Haftungspflicht zu finden sein.

Unsere bisherigen Bemerkungen sollen dazu dienen, auf manche Lücke im Buche aufmerksam zu machen, den Verf. zu veranlassen, bei einer neuen Auflage schärfer auf juristische Grundsätze, die den Richter leiten müssen, Alles zurückzuführen; unsere Bemerkungen aber können dem vorliegenden Werke keinen Eintrag thun, das wir vielmehr wegen der Fülle des Materials, wegen der vielen mitgetheilten Gesetze und Urtheile, und wegen der klaren Behandlung wichtiger Fragen als ein sehr dankenswerthes betrachten.

Mittermaler.

*Bibliothek der angelsächsischen Poesie in kritisch bearbeiteten Texten und mit vollständigem Glossar herausgegeben von C. W. Grein. Göttingen 1857. 1. Bd. zugleich mit Berücksichtigung von Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt von demselben. Göttingen 1857. 1. Bd.*

## I. Artikel.

Das Unternehmen des Hrn. Grein empfiehlt sich ohne Frage durch den sichtbaren Nutzen seines Planes von selbst am besten, vorausgesetzt nämlich, dass die Ausführung auch in der That dem Plane entspricht. Das Studium der angelsächsischen Literatur ist bei uns in Deutschland durch verschiedenartige Hindernisse bisher noch ungebührlich erschwert gewesen, und wenn auch anerkannt werden muss, dass sich, wie rühmliche Beispiele beweisen, alle diese Hindernisse überwinden lassen, so hat es doch wegen derselben immer noch nicht die Verbreitung gewonnen, die ihm nach seiner verhältnissmässigen Stellung im Gesammtkreise der germanistischen

Studien zukommt. Es ist schon allein der sehr prosaische, aber sehr ernsthafte Kostenpunkt, der seiner Verbreitung in Deutschland Eintrag thut. Die bisherigen Ausgaben der angelsächsischen Literaturdenkmäler sammt dem dazu nöthigen lexicalischen, literarhistorischen und anderem Apparat sind bis auf wenige in England erschienen und so weit sie der neueren Zeit angehören, mit allem Luxus der englischen Typographie ausgestattet. Das Publikum dafür ist auch in England sehr beschränkt und die Preise sind deshalb noch über das gewöhnliche englische Mass hinaufgeschraubt. Eine gewisse abgeschmackte Vornehmthueri und Sucht nach Exclusivität hat auch hierbei ihre Hand im Spiele und in Verbindung mit den unerschwinglichen Preisen ist es dadurch möglich geworden, dass manche angelsächsische Documente dem gewöhnlichen Geschlechte der wissenschaftlichen Männer fast noch unzugänglich bleiben, als die Handschriften, soweit sie sich in England befinden, was gleichfalls fast für alle oder doch mit Ausnahme des Codex Vercellensis für die nur einigermaßen wichtigen gilt. Wie es damit beschaffen ist, weiss jeder, der einmal in den Fall gekommen ist, sich darum zu bemühen. Mit rühmlicher Ausnahme der Bibliothek des britischen Museums scheint man sie anderwärts in England nicht deshalb zu besitzen, um sie vor ihren Feinden, d. h. allen denen, die kraft ihrer Studien Gebrauch von ihnen zu machen wünschen und zu einem solchen Gebrauche in jeder Hinsicht befähigt wären, möglichst sorgfältig zu verstecken. —

Wer freilich nicht zu dem erwähnten gewöhnlichen Volke, sondern zu den Auserwählten gehört, dem mag es auch in Deutschland verstattet sein, von den Schätzen zu kosten, welche jenen für immer vorenthalten bleiben sollen. Das lehrt nicht ohne einen gewissen Humor die Geschichte der Publication und Vertheilung des Codex Vercellensis, den noch dazu ein Deutscher, Blume in Bonn wieder entdeckt hat. Die Racond-Commission hat sich zwar herbeigelassen, die 6 angels. Gedichte dieser Handschrift abzudrucken, aber der Abdruck ist nie in den Buchhandel gekommen, sondern nur an einzelne Personen vertheilt worden, die, wie nach der bekannten Zusammensetzung der Racond-Commission und nach den Grundsätzen geschlossen werden darf, welche bei der Vertheilung solcher literarischen Pretiosen in England unveränderlich massgebend sind, wohl grösstentheils nie einen Blick in diesen kostbaren Band geworfen haben. Selbst ein Jacob Grimm konnte das Buch nur leihweise von Lappenberg in Hamburg in seine Hand bekommen, als er daraus die beiden Gedichte Andreas und Elene herausgab. Auch Hr. Grein hat wieder nur auf demselben Wege zur Benützung dieses unentbehrlichen Hilfsmittels zu gelangen vermocht. Und wenn es auch in den Händen Lappenberg's gewiss vortreflich aufgehoben ist, so kann man es doch mit Fug eine Art von Hohn auf die Druckerpresse nennen, wenn man aus entfernten Theilen von Deutschland sich bis nach Hamburg um ein Buch bemühen

mass, für welches sich wenigstens in jeder deutschen Universitätsstadt ein nicht ganz geringes Publikum fände.

Allerdings würde sich diess Publikum nicht bloss mit wohlfeileren Ausgaben der angels. Denkmäler begnügen, sondern es würde auch solche verlangen, die mehr unsern einmal herkömmlichen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen, als es der grösste Theil der in England erschienenen thut. Wer kennt und schätzt nicht die Verdienste eines Kemble und Thompen; doch ist nicht zu läugnen, dass selbst von der ihnen einmal geläufigen Art der Textbehandlung und Exegese manches unserem deutschen wissenschaftlichen Bewusstsein Fremdartiges nicht zu trennen ist. Jene systematische und aus festen Prinzipien hervorgehende Kritik der handschriftlichen Ueberlieferung, an welche wir in Deutschland nicht blos im Bereiche der antiken Philologie, sondern in allen philologischen Disciplinen so sehr gewöhnt sind, ist den englischen Arbeiten, selbst den sonst gediegensten und gelehrtesten fremd. Die Kritik richtet sich bei ihnen immer nur auf den einzelnen Fall, soweit der Instinct oder der gesunde Menschenverstand als oberster Regulator der gelehrten Kenntnisse zu beurtheilen und zu interpretiren vermag. Bei der Erklärung einer schwierigen Stelle oder eines schwierigen Wortes sind wir daran gewöhnt, das einzelne aus seiner Isolirung heraus in einen allgemeineren und grösseren Zusammenhang zu bringen und es dadurch vor dem Denken zu rechtfertigen, dessen Natur es ist, überall nach einer innern Zusammenfügung des äusserlich getrennten zu streben. Es genügt uns nicht zu bemerken, dass ein Wort an einer beliebigen Stelle diese oder jene Bedeutung habe, wie sie gerade der Zusammenhang der Stelle verständiger Weise zu indirciren scheint. Wir verzichten lieber auf den Glauben, eine solche Stelle gänzlich zu verstehen, begnügen uns lieber mit der negativen Erkenntniss eines noch ungelösten Problems, als dass wir dem empirisch glatten Verständnisse zu Liebe die Anforderungen des höheren wissenschaftlichen Bewusstseins opfert — dazu kommt noch, dass von allen Gelehrten, die sich in England mit angels. Studien bis jetzt beschäftigt haben, eigentlich nur der einzige Kemble ganz in die jetzt in Deutschland allgemein gültige, von J. Grimm begründete Technik der germanistischen Studien eingegangen war. Gewiss würde es eine grosse Bornirtheit verrathen, wenn man allein von ihrer Annahme oder Nichtannahme den Werth einer wissenschaftlichen Leistung auf diesem Gebiete abhängig machen wollte, aber eben so gewiss ist es, dass jeder, der einmal in diese Technik eingeschult ist, sich schwer da zurecht findet, wo er sie auf dem ihr eigentlich zugehörigen Gebiete vermisst.

Es gilt diess namentlich für alle, die erst kürzlich an diese Studien herangetreten sind. Sie bedürfen um so mehr des Haltes einer festen Methode, je weniger sie noch selbst im Stande sind, den Stoff frei zu überblicken. Um nur eines Falles zu gedenken, wie störend wirkt es für Anfänger, dass die englischen Ausgaben

angels. Texte sich in der Quantitätsbezeichnung gar nicht an das Schema binden, an das man sich in Deutschland gewöhnt hat. Geübtere wird sich freilich dadurch nicht stören lassen, aber wenn es darauf ankommt, der Ursachen zu gedenken, welche die Verbreitung der angels. Studien in Deutschland erschweren, wird man besonders auf Dinge Rücksicht nehmen müssen, welche den Anfang zurückschrecken.

Was in Deutschland zur Herausgabe angels. Texte bis jetzt bis auf diese umfassende Sammlung des Hrn. Grein geleistet worden ist, war einerseits an Umfang zu beschränkt, als dass es das allgemeine Verhältniss unseres Publikums zu diesen Studien umgestalten können und litt andererseits doch auch zum Theil denselben Mängeln, die den Gebrauch der in England auf diesem veröffentlichten Arbeiten erschweren. Es beschränkt sich ausser unbrauchbaren angels. Blumenlese von H. Leo und einigen kleinen Gelegenheitsschriften, die in wenig Hände gekommen sind, auf die Ausgabe von Scôpes vîdrîd durch Ettmüller 1839, Andreas Elene von J. Grimm 1840, die verschiedenen Stücke, welche Ettmüller entweder vollständig oder theilweise in seine angels. Grammatik (scôpas and bôceras etc. 1851) aufgenommen hat, Bousterwek's Caedmon (seit 1849). Andreas und Elene, zu ihrem Umfang mittelgrosse Werke, sind unter den Händen ihres Herausgebers zu noch unübertroffenen Mustern der echten wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Sprachfelde geworden. Ettmüller's Textausgabe kann eine umfassende Benützung der übrigen angels. Literatur gestanden werden, ohne dass übersehen werden dürfte, wie sehr Herstellungs- und Erklärungsversuche an Willkürlichkeiten aller Art leiden. Zum Theil sind dieselben blos von dem Bestreben veranlasst, das vorhandene oder nahe liegende einfache der Lesart des Sinnes durch etwas fern hergeholtes, gelehrtes oder eigentliches zu ersetzen. Auch können die Bruchstücke grösserer Literaturwerke, aus denen sein Lesebuch besteht, diese selbst begründet weder für Lehrer noch für Lernende überflüssig machen. — Bousterwek's Ausgabe des Caedmon hat bis jetzt wenigstens das Verdienst, die umfangreichste Arbeit zu sein, welche von deutschen Kräften diesem Felde zugewendet worden ist. Sie hat bekanntlich sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren. Durchweg ungenügend lautet die Kritik eines der gründlichsten Kenner angels. Sprache und Literatur nicht blos in Deutschland sondern überhaupt, Dietrichs in Marburg, der in einem der vorliegenden Bibliothek des Hrn. Grein beigedruckten Gutachten von Bousterwek's Text behauptet, dass er von Fehlern aller Art wimmele und gar nicht zu brauchen sei. In seinen Beiträgen zur Textberichtigung Caedmons in der Ztsch. f. d. Alt. 10, 310 hat Dietrich schon früher eine Menge von Mängeln der B.'schen Ausgabe aufgezeigt, ohne jedoch die Verdienste derselben gänzlich in Abrede zu stellen. Hr. Grein schliesst sich, wenn gleich in etwas milderem Ausdrücke, dem neuesten Ur-



theile seines Lehrers Dietrich an. Wir bemerken unsererseits einstweilen nur, dass uns ein wiederholter Gebrauch des Bouterwek'schen Caedmon bei academischen Vorträgen, die dazu bestimmt waren, Studierende zu einer gründlichen und selbständigen Erlernung des angelsächsischen anzuleiten, ihre relative Brauchbarkeit genügend dargethan hat. Allerdings hat die Ausgabe ihre grossen Mängel. Dazu gehört zuerst ihre unnöthige Weitschweifigkeit. So schätzbar die kirchengeschichtlichen Einleitungen und Abhandlungen der 2. Abtheilung an sich sind, so gehören sie doch nicht hieher und stehen überhaupt wohl nur hier, um irgendwo untergebracht zu sein, nachdem sie einmal ausgearbeitet waren. Das Buch ist dadurch unförmlich angeschwollen und unnöthig vertheuert, obgleich der Preis an sich nicht zu hoch angesetzt ist. Gerade diese Kostspieligkeit, die den englischen Ausgaben nun einmal anklebt, muss bei deutschen Drucken nothwendig vermieden werden. — Ferner liegt es auf der Hand, dass der Herausgeber, als er an seine Arbeit ging, noch nicht so vollständig mit dem Gesamtapparat der germanistischen Studien ausgerüstet war, als man es bei uns billig fordern darf. Dass er sich die möglichste Mühe gegeben, und dass er dem entsprechend rasch manche Lücken ausgefüllt hat, muss dagegen rühmend anerkannt werden. Nur ergibt sich daraus für den Gebrauch seines Buches der Uebelstand, dass man an den verschiedensten Stellen im Texte, in dem Wörterbuche, in der Uebersetzung, in den Noten, in den Nachträgen und Berichtigungen herumsuchen muss, bis man zu der letzten und massgebenden Entscheidung des Herausgebers und Erklärers über die Textgestaltung und den Sinn einer beliebigen Stelle gelangt. —

Es hat nun zwar auf zweitem Wege verlautet, dass ein auf nahe verwandtem Gebiete wohlbewährter deutscher Philologe gesonnen sei, eine Anzahl angels. Texte zum Gebrauche für academische Vorträge, überhaupt zum Handgebrauche in wohlfeilen Ausgaben herzustellen. Bis jetzt jedoch ist in keiner Weise eine Bestätigung dieses Gerüchtes erfolgt und Hr. Grein hat sich jedenfalls das Verdienst erworben, sich nicht durch das Zaudern eines Concurrenten in seiner umfassenden Arbeit aufhalten zu lassen.

Hr. Grein ist gesonnen, in einem zweiten Bande nicht blos noch eine Anzahl poetischer Texte — ohne Zweifel alle, die sich aus dem Schutte der angels. Literatur bisher wieder haben herausziehen lassen — zu geben, sondern auch ein ausführliches Glossar für die angels. Poesie zu liefern. Diess alles in den Umfang von 2 oder 3 Bänden zusammengedrängt und wenn auch sauber, so doch ohne allen Prunk ausgestattet, wird zu einem so mässigen Preise zu haben sein, dass fortan die Klage über die Unerschwinglichkeit der angels. Werke, wenigstens für die wichtigsten derselben, als beseitigt anzusehen ist.

Neben den Textesausgaben lässt Hr. Grein gleichzeitig auch noch eine vollständige Uebersetzung einzelner, besonders wichtiger



Stücke als ein besonderes Werk, aber in gleicher Ausstattung gehalten. Die „Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt von C. Grein“ sind der praktischste Commentar zu den Texten und werden in Verbindung mit dem angekündigten Lexicon, wenn dies den Erwartungen entspricht, die man von dem Verfasser hegen darf, reichen, um eine ganze Reihe theurerer und theilweise wenig nützlicher Bücher zu ersetzen.

Dass Hr. Grein sich mit Noten zu einzelnen Stellen möglichst kurz hält, und statt dessen eine fortlaufende Uebersetzung geben kann nur gebilligt werden. Es ist das ein Verfahren, das man kürzer und zugleich als gründlicher bezeichnen darf, denn das Einzelnoten, auch wenn sie noch so gelehrt ausgestattet sind, lassen bekanntlich häufig da im Stiche, wo ihrer der Leser meiste bedürfte und machen sich da übermässig breit, wo ihrer entbehren könnte. Die englischen Herausgeber angelsächsischer Texte sind hier gewöhnlich mit gutem Beispiele vorangegangen und ihre Uebersetzungen zeugen meist von ernsthaftem Fleisse und gesonnenem Streben, dem Leser zu Hülfe zu kommen. Aber Hr. Grein will mit seiner Uebersetzung nicht blos das wörtliche Verständniss der Texte erschliessen, wie es die Absicht der englischen Herausgeber allein ist, sondern zugleich auch durch treue Nachbildung der ursprünglichen Kunstform ein ästhetisches Interesse in weiteren Kreisen für die angelsächsische Poesie erwecken.

Da es uns hier hauptsächlich darauf ankommt, die streng wissenschaftliche Bedeutung der Arbeiten des Hrn. Grein einer eingehenderen Prüfung zu unterwerfen, so wollen wir nur in aller Kürze einen Blick auf seine Uebersetzungen von der Seite her werfen, von der er selbst sie hauptsächlich betrachtet wissen will. Indem er die Voraussetzung eines blossen Hilfsmittels für das Verständniss des Textes, wovon andere Uebersetzungen ausgehen, zu beschränkt für seine Intentionen zurückweist, fordert er die ästhetische Kritik neben und vor der philologischen ausdrücklich zur Prüfung in die Schranken. Dietrich hat bereits in dem schon erwähnten beigedruckten Gutachten sich sehr lobend über sie, so wie über die von demselben Hrn. Grein 1854 gelieferte metrische Uebersetzung des so nahe verwandten altsächsischen Heliand ausgesprochen. Der Uebersetzer kann seine Mühe für wohl belohnt halten, wenn Dietrich's Worte: „Hrn. Grein's Uebersetzungen gebären da sie auf einer eben so gründlichen Durchdringung des Originals beruhen, als sie auch strengen Forderungen in der Wiedergabe ihrer poetischen Form genügen, zu den gediegensten Uebersetzungen, die wir von älteren Schriftwerken besitzen“, eben so wohl begründet, wie wohl gemeint sind. Indessen können wir nicht umhin, auszusprechen, dass wir diesem Urtheil nicht beizustimmen vermögen. Gewiss sind die Schwierigkeiten sehr gross, die ein moderner Uebersetzer bei der Beibehaltung der Kunstformen der alliterirenden Poesie zu überwinden hat. Das ganze Prinzip der Alliteration ist

aus dem Bewusstsein verschwunden und kann nur in sehr beschränktem Umfange wieder zum Leben erweckt werden. Um diesen Umfang zu bestimmen, bedarf es eines feinen Sprach- und Formgefühls, wie es selbst bei sonst sehr tüchtigen Kennern der älteren Sprache und Literatur nicht allzu gewöhnlich angetroffen wird und wie es auf keinen Fall durch blosse gelehrte Studien der poetischen Formen erworben werden kann. Ohne dass wir uns hier auf eine vollständige Begründung der Theorie der noch heute in deutscher poetischer Form, folglich auch bei Uebertragungen in dieselbe allein möglichen Anwendbarkeit der Alliteration einzulassen gedächten, bemerken wir nur, dass z. B. selbst die Bildung vollkommen gleicher vocalischer Anlaute keine Wirkung mehr auf das heutige Ohr auszuüben vermag, wenn mehr als eine einzige Senkung dazwischen liegt. Diese darf noch dazu nur durch ein möglichst leichtes Wort ausgefüllt sein. So würde „A'rm und A'lt“ zwei noch jetzt brauchbare Stäbe ergeben, während „A'rm, Kr'ank, A'lt“ nicht mit Erfolg gebraucht werden könnte. Ganz unzulässig ist die blosse Wiedereinführung des einstmals geltenden Grundsatzes, wonach die verschiedenen Vocale untereinander alliterirten. Das von Hrn. Grein selbst als Muster aufgestellte Beispiel:

„Da anmuthigste der Frauen über alle Erdengründe“

wo a in anmuthig und E in Erdengründe mit einander alliteriren sollen, weil sie vor reichlich tausend Jahren mit einander alliterirten, beweist allein schon, dass der Uebersetzer sich hier nur einem todten Schema anbequemt hat, ohne Gefühl für das, was das heutige Sprachleben erfordert. Um zu erkennen, was innerhalb des umschriebenen Kreises am füglichsten mit lebendiger Kraft verwendet werden kann, müsste man die noch in sprichwörtlichen Redensarten aller Art bekanntlich in reicher Fülle vorhandenen alliterirenden Formeln sorgfältig und sinnig d. h. unbeirrt durch gelehrte Reminiscenzen untersuchen. Daraus würde sich ergeben, dass zwar alle Consonanten jetzt noch zu diesem Gebrauche befähigt sind, dass aber unter ihnen die Hauch- und Zischlaute und in zweiter Reihe die Kehllaute sich vorzüglich dazu eignen. Am wirksamsten jedoch erweist sich die Anwendung des verdoppelten Gleichlautes: St, Sp, Sch; Kr, Kl etc., woran ja unsere deutsche Sprache reich genug ist. Hier müsste man sich im Vergleich mit der Theorie des Alterthums ganz selbständig halten: unsere ältere Poesie beachtete auch in diesen Buchstabenverbindungen eigentlich nur den ersten; das Zusammentreffen der übrigen galt als etwas zufälliges, obgleich nicht zu verkennen ist, dass es mitunter absichtlich zur Verstärkung des Eindruckes gesucht und benützt wurde. Wenn aber Hr. Grein S und Sch oder gar Schw mit einander bindet, wie z. B.

„dass Sarah deine Schwester wäre“

so zerstört er damit jeden Eindruck des Gleichklangs. Höchstens kann das Auge des Lesers den gleichen Anfangsbuchstaben in Sarah

und Schwester herausfinden, aber für das blosse Auge des Lesers sollen doch diese Kunstformen nicht nachgeschaffen werden. Das gleiche geschieht, wenn man der Kunstübung des Alterthums ungehend unbetonte Vorsatzsilben als gleichgültig betrachtet und die Kraft der alliterirenden Laute auf die Anfangsbuchstaben der bekannten Hauptbestandtheile solcher Composita beschränkt, z. B.

„Dir eine Wohnung überwiesen in diesem Wehrvolke hier“

oder:

„Da kam gefahren der Fürst voll Allmacht“

wo im ersten Verse höchstens 2 Stäbe in W für uns gebunden klingen, im zweiten die Alliteration fehlt, weil nur das Auge der gelehrte Kenner der alten Poesie versteht, dass f in gefahren mit F in Fürst gebunden sein soll. Höchstens mögen Verse wie

„ihre Gebieter konnten mit Geborenen beschenken“

noch angehen, aber nur, weil wir im Gegensatz zu der älteren Weise nicht den blossen Gleichklang des b in den Anlauten der Hauptwörter der Composita, sondern den vollen Gleichklang der Silbe Ge empfinden und durch diesen uns auch das Gefühl der Gleichheit des folgenden b erschlossen wird.

Wenn Hr. Grein in richtiger Erkenntniss eines andern Gesetzes der alliterirenden Poesie sich bemüht, die Reimstäbe der Worte zu verlegen, die durch ihre rhythmische wie syntaktische Stellung eine hervorragende Bedeutung haben, so sehen wir von unserem Standpunkte aus in einem solchen Verfahren, falls es richtig durchgeführt ist, weniger eine Concession an die bloss äusserlich überlieferte Kunstform der Vergangenheit, als vielmehr ein notwendiges Hülfsmittel, um dem Gefühle der Gegenwart eine ihm nicht mehr homogene Kunstform einigermaßen begreiflich zu machen. Allein auch hierin scheint der Uebersetzer häufig von dem richtigen Tacte geleitet worden zu sein, der sich allerdings nicht durch guten Willen oder die blosse theoretische Erkenntniss in die Forderungen der Kunstform ersetzen lässt. Verse wie:

„sagten Lob mit Lust dem Lebensfürsten“

in denen das richtig erkannte Gesetz auch richtig angewandt wird, finden sich nicht zu häufig in dem ganzen umfänglichen Bestand, dagegen desto mehr solche, in denen die Wirkung der Alliteration dadurch, dass das damit beginnende Wort weder die Basis des Rhythmus noch des Sinnes in der nöthigen Stärke trägt, paralysirt wird, ganz abgesehen von den anderen schon besprochenen störenden Einflüssen, die sich durch eine bloss äusserliche Uebertragung der Gesetze der alten Kunstform auf die heutige Sprache und das heutige Kunstbewusstsein von selbst geltend machen müssen.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

Grein: Bibliothek der angelsächsischen Poesie.

---

(Schluss.)

Doch möchten wir am Ende von diesen störenden Dingen noch eher absehen, falls wir uns nur mit den rhythmischen und metrischen Elementen des Versbaues in dieser Uebersetzung besser befreunden könnten. Aber auch hier müssen wir den entschiedensten Protest gegen den Uebersetzer und gegen alle die erheben, welche seine Prinzipien billigen und wohl gar für nachahmungswerth in ähnlichen Fällen erklären. Gerade heraus gesagt, scheint der Uebersetzer von der eigenthümlichen Natur des angelsächs. Versbaues ebenso falsche Vorstellungen zu haben, wie von den nothwendigen Grundlagen der heutigen Verskunst. Oder wer erkennt in den ersten besten Versen der Uebersetzung — wir wollen gleich den Anfang der Genesis Edmonds nehmen —

„Und ist es Pflicht gar sehr, dass wir den Fürst der Himmel  
Der Weltvölker Glorienkönig mit Worten preisen“

Verse nach unserem heutigen Begriff von Versbau? Auch hier ist wieder die Reminiscenz an die todtten Gesetze der Vergangenheit Schuld daran, dass der Uebersetzer kein Gefühl hat für die Bedürfnisse der Gegenwart, der er doch in einer verständlichen Kunstform nahe treten will. Wollte er nur eine den Text erläuternde Uebersetzung geben — und wie viel nützlicher wäre es gewesen, er hätte nur das gewollt — so würden wir kein Wort über diese Dinge zu verlieren haben, selbst wenn er sich das Vergnügen gemacht hätte, seine Uebersetzung in wo möglich noch unzulänglicheren Versen zu geben, als diese sind. Da er aber als ein Kenner nicht ohne gewisse Prätension auftritt, hier und schon früher in seiner Uebersetzung des Heliand, und da ihm sonst gewichtige Autoritäten diesen Anspruch bestätigen, so schien es uns nöthig, auf die Prüfung seiner ästhetischen Verdienste einzugehen. Wie sie auch ausgefallen sein mag, sie soll der Anerkennung seines Fleisses und seiner Umsicht als kritischer Herausgeber der Texte, seines eindringenden Verständnisses als erklärender Uebersetzer keinen Eintrag thun. Es handelt sich um weiter nichts, als dass Hr. Grein keine Verse in einfach deutscher Sprache zu bauen versteht, und auch dass er, wie aus der Anwendung solcher Prinzipien der älteren Verskunst hervorgeht, von dem Wesen des angelsächsischen Verses keine genügende Vorstellung hat. Hätte er diese, so würde er nicht behaupten, dass in metrischen und rhythmischen Uniformen, wie wir

einige oben herausgehoben haben und wie sie jede Seite des Buchs zu Dutzenden enthält, die Verskunst der angelsächsischen Originale möglichst getreu nachgeahmt sei. Ein weiteres Beweismittel für unsere Behauptung haben wir bisher nicht. Hr. Grein hat strengstens an seine Aufgabe der Textesausgabe nach den vorhandenen handschriftlichen Mitteln gehalten und diese sind fast ohne Ausnahme so beschaffen, dass man damit höchstens nur zu einer annähernden Wiederherstellung des häufig ganz unkenntlich gewordenen Sinnes zu gelangen vermag. Wollte man die angelsächsische Text auch von Seite ihrer Kunstform wieder herstellen, so müsste man dabei mit einer Kühnheit zu Werke gehen, die ganz gegen die begründeten Prinzipien unserer deutschen Philologie verstößt. Wir verlassen wir dieses Gebiet und gehen zunächst zu einer detaillirten Inhaltsangabe des ersten Bandes der Textausgabe verglichen mit dem ersten Bande der Uebersetzung weiter.

Caedmon ist in beiden Bänden an die Spitze gestellt. Er scheint hier aufgelöst in seine Hauptbestandtheile, Genesis, Exodus, Daniel und „Christ und Satan“ wie die gewöhnlich als zweites Caedmons bezeichnete, wesentlich auf neutestamentlicher Grundlage ruhende kleinere Hauptabtheilung des ganzen Caedmon hier gewirkt wird. Die Abgrenzungen aller dieser drei, respective vier Bestandtheile sind so deutlich gegeben, dass darüber keine Zweifel und Controversen entstehen können, wenn man sie nicht bei den Herausgebern herbeiziehen will. Etwas anderes ist es mit den kleineren Abschnitten, in welche der Herausgeber zur Bequemlichkeit des Lesers die grösseren Abtheilungen zerfällt hat. Jeder und also auch der Leser wird das Recht haben, nach seinen besondern Vorstellungen von der Natur solcher kleineren epischen Gliederungen und nach dem besonderen Eindruck, den eine Dichtung stylistisch genommen auf ihn macht, hierüber seine besondern Ansichten zu haben. Es kommt selbstverständlich hierbei nichts für die Textkritik und Textconstitution heraus. Da Hr. Grein nur die allernöthwendigsten literarhistorischen Notizen, eigentlich nur eine Zusammenstellung literarischen Apparates der verschiedenen von ihm herausgegebenen Stücke beigelegt hat, ohne sich irgend wie in das literarhistorische Detail einzulassen, so wird es gerathen sein, seinem Beispiele zu folgen und auf eine genauere Auseinandersetzung über die groben und vielen Schwierigkeiten, welche Caedmon literarhistorisch betrachtet enthält, zu verzichten. Es lässt sich nicht einmal ersuchen, dass der Herausgeber über die zunächst liegende Frage, ob jene alttestamentlichen Gedichte einem und demselben Verfasser angehören oder nicht, denkt — dass sie auf keinen Fall gleichen Ursprungs mit dem sog. zweiten Buche sein können, setzen wir als von ihm selbstverständlich angenommen voraus. Bouterweck so wenig wie die englischen Herausgeber und Literarhistoriker sind hier zu einem letzten Abschluss gelangt, wie uns scheint, hauptsächlich, weil sie den einzig hier indicirten Weg der inneren Vergleichung und der Her-

lung anderer analogen Fälle nicht methodisch genug betreten zu sein. Es möge hier nur bemerkt werden, dass sich dadurch, besonders wenn man das bisher ganz vernachlässigte genauer vergleichende Studium des Versbaues hinzunimmt, ergeben dürfte, dass Genesis und Exodus entweder von einem und demselben Verfasser oder doch aus einer und derselben Schule oder poetischer Tradition stammen, während Daniel durchaus selbständig dasteht und älter und weit viel correcter im Versbau — als die beiden andern Stücke sein scheint.

Darauf folgt Azarias, hier nach dem Exeter Buch gedruckt, überhaupt von nun an mit seinem reichen Inhalt den grössten Theil dieses ersten Bandes der Grein'schen Textausgabe füllt, ohne ausbeutet zu sein. Diess Gedicht steht in seinem Stile dem Caedmon'schen Daniel ausserordentlich nahe, ja es ist zum Theil mit grossen Stücken desselben identisch. Wahrscheinlich ist es eigenthümliche Verhältnisse so zu erklären, dass eine spätere Bearbeitung des Daniel aus diesem selbständigen aber durch den Inhalt nächst verwandten Werke grössere Stellen in den Text geradezu einschob. Der umgekehrte Fall, eine Herübernahme von Interpolationen aus dem Daniel in den Azarias, ist weniger wahrscheinlich, weil die beiden gemeinsamen Stücke aus dem Daniel ausgespart werden können, ohne dass es dem Gedichte an Reichtum Eintrag thut, während Azarias durch ein solches Verfahren sehr verbrükkelt werden würde. Uebrigens bieten die zusammengehörenden Theile beider Gedichte einen der wenigen Fälle, in denen ein angelsächsisches Dichterwerk durch mehr als eine einzige Handschrift überliefert ist. Je seltener diess Statt findet — in allen diesem Bande gedruckten grösseren und kleineren Werken mit Ausnahme der in die prosaische Sachsenchronik eingestreuten kürzeren historischen Volkslieder nur noch einmal, in den Reden der Könige an den Leichnam, die im Exeter Buch und im Cod. Vercell. stehen — um so mehr verdient es die allergrösste Beachtung. Denn es ist begreiflich, dass sich eigentlich nur unter dieser so seltenen Voraussetzung eine Art von Grundlage für eine kritische Behandlung und Wiederherstellung des Textes gewinnen lässt. Die doppelte handschriftliche Ueberlieferung ist in den beiden erwähnten Texten noch dazu unabhängig von einander, aber doch auch wieder so wenig durch willkürliche Zusätze einer eigentlich überlieferten Hand von einander getrennt, dass man sie zu dem angegebenen Behufe so gut zu benützen vermag, wie nur irgend welche andere Handschriften. Freilich gewähren zwei, auch wenn sie verhältnissmässig noch so gut beschaffen sind, immerhin nur im Allgemeinen eine zureichende Basis der Texteswiederherstellung und in unserem Fall ist es nicht erlaubt, von der Güte der Handschriften zu sprechen. Denn es steht fest, dass nach dem sonst für diese Gattung gebräuchlichen Maasse gemessen keine einzige der Handschriften angelsächsischer Poesien auf das Prädicat gut Anspruch

machen kann. Selbst wenn wir ihnen die Bezeichnung „mittelmässig“ zum Theil zukommen lassen, verfahren wir noch eigentlich viel zu mild. Wie dem aber auch sein mag, abgerechnet jene wenigen oben erwähnten Fälle muss sich das Geschäft eines Herausgebers angelsächsischer Poesien eigentlich nur auf einen diplomatisch getreuen Abdruck der Handschrift beschränken. Alle die Verbesserungen, die er, wenn auch mit einleuchtender Wahrscheinlichkeit, bringt, entbehren doch ihrer äusseren Beglaubigung und bleiben immer nur subjective Conjecturen.

Nach Azarias folgt das viel gerühmte Fragment der Judith, was in England und Deutschland, seitdem es Thorpe in seiner *Analectis Anglosax.* wieder hat abdrucken lassen, zu den bedeutendsten poetischen Erzeugnissen der angels. Literatur gerechnet werden pflegt. Allerdings dürfte es kaum irgend ein anderes angels. Gedicht geistlichen oder biblischen Inhaltes geben, auf welches der Stil der weltlichen Epopöe in so völliger Ungebrochenheit und Ausführlichkeit übertragen worden ist. Insofern ist es ohne Zweifel drucksvoll genug, wenn man sich mit dem Eindruck begnügt, ein vollständig ausgebildeter Kunststil auch da noch hervortritt, wo er ohne rechtes inneres Leben angewandt ist, und eigentlich als blosser Virtuosität der Technik oder gar als Manier auftritt. Ist diese Judith immer nur bedeutend wegen der Belehrung, die man aus ihr über den epischen Stil der angels. Poesie entnehmen kann, erschienen. Eine selbständige Wärme und durchdringende Beseelung des Stoffes, wie sie die erste Voraussetzung eines wirklichen Dichterwerkes sein muss, hat sich wenigstens unserem Gefühl hier nie bemerkbar machen wollen. Und doch bedarf es keiner weiten Wage, um in der angels. Poesie, auch da wo sie eine fremdartige Vorstellungs- und Ausdrucksweise auf geistliche oder christliche Stoffe überträgt, Produkte zu finden, die von Seele und Gemüth einer echten dichterischen Kraft durchdrungen sind. Gleich das in der Ausgabe des Hrn. Grein zunächst folgende Stück „Caedmon und Satan“ wie schon bemerkt, gewöhnlich als das zweite Beispiel Caedmons bezeichnet, ist ein glänzendes Beispiel dafür.

Darauf folgt dann „Cynevulfs Christ“, wie hier nach Dietrichs Vorgange eine Reihe einzelner Stücke des Exeter Buches genannt wird. Dietrichs Beweisführung in Haupt's Zeitschrift für d. Alterthum 9, 193 f. hat sich bekanntlich nicht blos bei Hrn. Grein, sondern auch bei den bedeutendsten deutschen Autoritäten eines entschiedenen Beifalls zu erfreuen gehabt. Nichts desto weniger scheint uns doch in vieler Hinsicht ein bescheidener Zweifel an der Richtigkeit der Beweisführung im Ganzen und in vielen Einzelheiten nicht unberechtigt. Es mag dies geschehen selbst auf die Gefahr hin, von dem Begründer der Cynevulf-Hypothese unter diejenigen gerechnet zu werden, gegen deren Zweifelsucht er sich Seite 219 der angeführten Abhandlung mit mehr als nöthigem Nachdrucke verwahrt. Ein gewisser gedankenmässiger Zusammenhang ist den



verschiedenen Bestandtheilen nicht abzulugnen, welche D. als Glieder eines einzigen Kunstwerkes ansieht. Die Idee der „dreifachen Zukunft Christi“, wie man sie mit Fug bezeichnen darf, in seiner Geburt, Himmelfahrt und als Weltrichter gibt einen inneren Faden, an welchen sich alles einzelne reibt. Aber nirgends möchte eine direkte Beziehung eines Bestandtheils innerhalb einer dieser drei grösseren Massen auf irgend eine Stelle innerhalb einer andern nachzuweisen sein. Sie bedingen und begründen einander im allgemeinsten Sinne, ohne dass irgend etwas später Folgendes nur dadurch verständlich würde, dass es sich aus einem früheren erklärte, oder dass etwas früheres einstweilen seinen vollen Inhalt noch zurückhält, um ihn erst an seiner Stelle später zu erschliessen. Jede der drei grossen Massen — nach der Ausgabe des Hrn. Grein wohl die erste von 1—440, die zweite bis 778, die dritte von da bis zum Schlusse des Ganzen — steht somit in völliger Selbständigkeit da und bedarf zu ihrem Verständniss nichts weiter als ihrer selbst. Auch zeigt sich dies, wie uns scheint, schon deutlich genug in den Eingängen und Schlüssen dieser verschiedenen Abtheilungen. Wie wunderlich ist es doch, um nur eines zu erwähnen, dass im Beginn von Nr. 2 plötzlich *mon se maera* angeredet wird, von dem weder früher noch später ein Wort verlautet. Man wird kaum einwenden können, dass dieser Gönner oder Freund des Dichters in dem notorisch verlorenen Anfang des ersten Theiles seinen Platz gefunden haben werde. War das erste Lied desselben, wie aus seinen Bruchstücken hervorgeht, von gleichem Tone und gleicher Stimmung wie die anderen, so kann in ihm eine solche Apostrophe nicht Platz gefunden haben, durch welche die beschauliche Versenkung des Gemüthes völlig zerstört worden wäre, die die Seele der anderen Gedichte dieses ersten Theiles ist. —

Wohl aber kann zugestanden werden, dass die beiden letzten Abtheilungen jede für sich ein zusammengehöriges und in sich wohlgestütztes Ganze darstellen. Nur wird man die Abtrennung der einzelnen kleineren Lieder oder Capitel, aus denen sie bestehen, nicht in der Weise vornehmen dürfen, wie sie die Exeter Handschrift gibt. Es fehlt auch hier nicht, so wenig wie in Caedmon oder anderen epischen Gedichten, an grösseren Einschnitten oder Ruhepunkten, aber diese sind von den Abschreibern sehr häufig willkürlich angesetzt worden, wie man am deutlichsten aus dem Cynevulf erschen kann. Für die Zwecke der Ausgabe und der Uebersetzung dürfte es vielleicht rathsamer gewesen sein, die Bezeichnung dieser Abschnitte ganz zu unterlassen oder sie wenigstens durch einfachere Mittel kenntlich zu machen, etwa nur durch Einrückung der Zeile. Jedenfalls aber mussten sie an Stellen gesetzt werden, wo sie dem Sinne besser entsprachen. Hr. Grein trägt kein Bedenken, den handschriftlichen Traditionen und der Ansicht aller früherer Beurtheiler dieser Gedichte bis auf Dietrich entgegen die Einheit des Verfassers und der Composition zu behaupten. Um

so wenigstens war es nöthig, sich im einzelnen an die augenscheinlich nur von der Willkür oder von zufälligen Veranlassungen der Abschreiber bestimmten Abtheilungen zu binden.

Am störendsten tritt dies jedoch in dem ersten Theile des angeblichen Epos „Christ“ hervor, der sich überhaupt noch weniger als die anderen in die Hypothese Dietrich's fügen will. Zwar lassen sich auch hier nach Dietrich's Ausführung alles aufs beste kunstvollste aneinander fügen. Aber wie sich Vers 10 zu V. 164 zu 165, 213 zu 214 verhalten soll, vermögen wir trotz allem nicht einzusehen. Diese ganze erste Abtheilung des Cynevulfs „Christ“ besteht nach unserer Ansicht, wie nach der der frühern Herausgeber und Literatoren aus einer Reihe selbständiger Hymnen, deren Mittelpunkt die Thatsache der Geburt Christi bildet. Diese Hymnen nicht blos einen lyrischen Charakter haben, sondern auch einen gewissen epischen Einschlag fortwährend durchschlagen lassen, versteht sich nach der Art der geistlichen Poesie dieser Zeit und der angelsächsischen kirchlich-volksmässigen insbesondere selbst. Im Gegensatz zu den beiden übrigen Theilen des „Christ“ tritt jedoch das lyrische Element als die eigentliche Grundstimmung des Dichters überall da unbeschränkt hervor, wo nach den Bedingungen des zu behandelnden Gegenstandes ein Dichter zwischen lyrischer und epischer Auffassung hätte wählen können. In beiden letzten Theilen findet das umgekehrte Statt. Es scheint nun weiter, als habe man unter eine Reihe nächst verwandter Hymnen oder wie man sonst diese Kunstgattung bezeichnen mag auch andere gebracht, die sich durch Inhalt und Stil an sie anschliessen, wenn sie auch ursprünglich in keiner Zugehörigkeit zu jenen Grundbestandtheilen gewesen waren. Als solche Zuthaten bezeichnen wir V. 71—103; V. 164—213; 377—415. Davon mögen die beiden ersten selbst nur wieder Bruchstücke eines grössern Liedes zu Ehren der heiligen Jungfrau, vielleicht einer Lebensgeschichte derselben sein, in welcher das epische Moment sich als bestimmter Kraft neben und vor dem lyrischen geltend machte.

Aeusserer Beweise für die Autorschaft Cynevulfs können bekanntlich nicht beigebracht werden. Nur für die letzte Partie der dritten Abtheilung ist sein Name beglaubigt. Sprach- und Kunstgebrauch allein sind in jedem Falle nicht ganz ausreichend, um den Mangel äusserer Zeugnisse zu ersetzen. Als Dichter der *Jafn* und der *Elene* ist uns Cynevulf allerdings eine deutlich charakteristische Gestalt und dass eine grosse Verwandtschaft in Sprache, Stil und Denkweise zwischen diesen seinen beglaubigten Werken und dem *Christ* existiren, wird Niemand läugnen. Allein neben der Verwandtschaft findet sich auch manches selbständige, wie D. selbst zugibt und man könnte mit der blossen Rücksichtnahme auf diese Momente sich begnügen, wenn man nicht im Voraus überzeugt ist, zu keinem wahrscheinlichen, geschweige denn sicheren Resultate gelangen, wie es uns zu glauben zugemuthet wird. Mit eben demselben Rechte,

das uns ein grosses Epos „Christ“ als Cynevulfs Werk oktroyirt, also zwei Behauptungen auf einmal, von denen jede einzelne, wenn sie erweisbar wäre, die tiefste und fruchtbarste Perspective eröffnen würde, kann man dazu gelangen, eine fast endlose Reihe anderer Erzeugnisse der angelsächsischen Poesie auch dem Namen des Cynevulf zu vindiciren oder sie in einen gewissen inneren Zusammenhang zu setzen, der nicht loser ist, als der des „Christ“. Dietrich selbst zeigt, wie verlockend eine solche Methode sein kann. Denn nicht genug, dass Elene und Juliane, der ganze „Christ“, nicht blos sein mit dem Namen des Dichters näher bezeichneter Schluss Cynevulf angehören sollen, gilt er ihm auch als Dichter des Andreas, des Guthlac, des Phönir, des Reimgedichtes, des Gedichtes, welches von Thorpe on the resurrection and the harrowing of hell genannt wird, von Hrn. Grein, der es herausgegeben und übersetzt hat, einfach Höllenfahrt Christi. Wir vermögen mit aller Anstrengung nicht einzusehen, warum nicht auch eine ganze Zahl anderer episch-lyrischer oder didaktischer Bruchstücke. Denn solche sind es zumeist und nicht vollständige Gedichte, welche die Exeter Handschrift enthält, z. B. alle die, welche Hr. Grein im ersten B. der „Bibliothek“ p. 191—237 abgedruckt hat. Auffassung, Stil und Sprache ist eine so gemeinsame, dass sie zwischen den anderen, für Cynevulf in Anspruch genommenen unmöglich eine engere Gemeinschaft begründen kann. Freilich würde man auf diesem Wege fortgehend endlich dahin kommen, den grössten Theil der noch erhaltenen angels. Literaturdenkmale geistlichen Inhaltes einem einzigen Dichter zuzuschreiben. Und wie vieles verlorene müsste man dem noch hinzufügen. Denn nach aller Wahrscheinlichkeit würde für eine so grosse Anzahl poetischer Arbeiten dasselbe numerische Verhältniss zwischen Verlorenem und Erhaltenem gelten, wie für den Gesamtbereich der angels. Literatur überhaupt. —

Bei der Uebersicht der folgenden Stücke können wir uns kürzer fassen. Am den „Christ“ reiht sich, wie schon bemerkt, die Höllenfahrt Christi; daran: dōmes day; Reden der Seelen; manna crāftas; manna vyrda; manna mōd; Wunder der Schöpfung; Phönir; Panther; Walfisch; Rebhuhn; Wanderer; Seefahrer; Klage der Frau; Botschaft des Gemahls; Ruine; Deôr's Klage; Vfd sīdh; sämtlich, bis auf die Reden der Seelen aus der Exet. Hds. allein gedruckt; dann Beóvulf; Ueberfall in Finnsburg; Byrhtnōdh und eine Anzahl histor. Volkslieder aus der Sachsenchronik. Uebersetzt sind davon Phönir, Panther und Beóvulf, letzterer allerdings viel lesbarer als bei Ettmiller. — Nach dieser zurechtlegenden Uebersicht möge es vergönnt sein, genauer auf die kritische Behandlung und Erklärung besonders wichtiger Einzelheiten aus dem reichen und so schwierigen Inhalte dieses Bandes einzugehen, namentlich an Stellen, wo uns das seltene Glück zu Theil geworden ist, einen angels. Text in mehr als einer Hds. überliefert erhalten zu haben. H. Rückert.

*Glockenkunde von Heinrich Otte mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Leipzig. T. O. Weigel. 1858. IV, 101 S. in gr. 8.*

Der in dem Fache der kirchlichen Kunst-Archäologie rühmlich bekannte Herr Verfasser war von dem verewigten Gruber beauftragt worden, für die von ihm herausgegebene Hallische Encyclopädie den Artikel „Glocke“ zu schreiben, erfuhr aber nach dem Tode desselben, dass der fragliche Aufsatz anderwärts vergeben und indem Gruber von dem ihm hiefür gegebenen Auftrag nichts Schickliches hinterlassen habe. So entschloss er sich denn, was uns freuen kann, zu gegenwärtiger Herausgabe seiner Schrift, der er den passenden Titel „Glockenkunde“ beilegte. Der erste Abschnitt handelt vom Ursprunge und von der Einführung der Glocken. Hr. Otte pflichtet der Annahme bei, dass Italien das Vaterland der Glocken sei, dass sie zuerst in der Stadt Nola in Campanien seien angefertigt worden, und dass davon der Name campana für die grösseren, und nola für die kleineren hergenommen sei, da andern Falls das Zusammentreffen in den beiden Namen campana und nola das Spiel eines höchst seltenen Zufalls gewesen sein müsste, bemerkt jedoch, dass campana sc. trutina auch Schnellwage heisst, deren Namen Isidorus Hispalensis von einer Gegend Italiens ableitet, wo sie zuerst im Gebrauch war, und dass auch die Etymologie des Wortes nola nicht ganz zweifellos sei, indem, wenn die Lesart nola bei Avienus (Fabulae 7, 8) nicht schwankend wäre, durch die dort kurz gebrauchte erste Sylbe die Ableitung von der Stadt *Nōλα* vollständig widerlegt wäre. Nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts finden wir bereits in der irischen Kirche nicht nur, sondern unter Columban († 598) selbst in einem Kloster auf der entlegenen schottischen Insel Hy (St. John) die Kirchenglocken gebräuchlich, und seit dem siebenten Jahrhundert kommen immer zahlreichere Spuren von ihnen im ganzen Abendlande vor. Gleichzeitig gilt auch in England der Klang der Glocken für etwas Bekanntes, und von hier aus scheint der Gebrauch derselben zuerst nach Deutschland verpflanzt worden zu sein; mindestens findet sich erwähnt, dass der englische Abt Gerbert, ein Schüler Beda's, dem Bischof Lullus eine Glocke überreicht habe. Hier findet sich zuerst das Wort cloca als lateinisch, während es als deutsches nicht vor dem neunten Jahrhundert vorkommt. Die Zeit um die Mitte des neunten Jahrhunderts kann als die Epoche bezeichnet werden, für welche der kirchliche Gebrauch der Glocken als ein ritus oecumenicus anzusehen ist. Obwohl man in der morgenländischen Kirche im Allgemeinen an dem Semantiden dem Zeichengeber auf einem Brette, festhielt, so ging doch doch der Gebrauch der Glocken auch in sie über. Am Schlusse dieses Abschnitts wäre ein schicklicherer Ort gewesen für die Mittheilung über das erste Vorkommen des Glockennamens in den Originalen.

Wörterbüchern des Sanskrit und über den chinesischen Mythos der  
bedeutung der Glocken, als erst S. 36. Der zweite Abschnitt  
bet die Weihe und die Taufe der Glocken. Im drit-  
ten Abschnitte ist die Rede vom Gebrauche der  
Glocken, und es knüpft Hr. Otte der leichteren Uebersichtlich-  
wegen seine Bemerkungen hierüber an die bezeichnenden Na-  
men derselben, Predigtglocke, Festglocke, Ehrenglocke u. s. w.  
Von Notizen über die Türkenglocke können wir folgende beifü-  
gen. 9. Sept. 1566 fing man in Tübingen auf fürstlichen Befehl an  
Tage diese Glocke zu läuten (Crusius, annal. suev. 3, 727);  
es wurde in Württemberg wegen des Vordringens der Türken  
die Glocke in allen Orten Mittags 12 Uhr zu läuten angeordnet.  
Es wurde die betreffende Verordnung erneuert, aber das Läuten  
den Abend verlegt (Aeltere Rescriptenbücher). Zu der Nach-  
richt, dass die Todtenglocke in England noch jetzt üblich ist, um  
Nachbarschaft einen eingetretenen Todesfall anzukündigen, setzen  
wir hinzu: Die grosse Glocke der St. Paulskirche zu Lon-  
don wird nur beim Tode von Mitgliedern der königlichen Familie  
geläutet, und hat einen so mächtigen Schall, dass die in der Nähe  
der Kirche Wohnenden bei dem Parlament baten, man möchte das  
Läuten unterlassen, weil es die Fundamente der Häuser erschüttere,  
deshalb sie nur auf der Seite angeschlagen wird (Rheinwald, all-  
gemeines Repertorium für die theologische Literatur und kirchliche  
Statistik. 2. Band. S. 282). Die Absicht, Collisionen zu vermeiden,  
hat Hr. Otte die Veranlassung gewesen zu sein, dass die  
Pfarrgemeinden im Mittelalter sich eigene Glocken beschafften. Wenn  
er behauptet, nur diejenigen Orden, deren Tendenz überhaupt  
in Prunke abhold war, wie Cisterzienser und Bettelmönche, haben  
es fortgesetzt nur weniger und keiner Glocken bedient, die nur  
von Einer Person geläutet werden konnten, so trifft dies wenigstens  
auf den vormaligen Cisterzienserabteien Babenhausen und Maulbronn  
nicht zu, indem jede derselben drei ansehnliche Glocken hatte (Klun-  
ger, artistische Beschreibung der vormaligen Cisterzienser Abtei  
Babenhausen S. 15 und der vormaligen Cisterzienser Abtei Maul-  
bronn S. 29 ff.). Ferner gibt er Nachricht über die Glocken bei  
den nicht christlichen Völkern, namentlich über die Riesenglocken  
der Chinesen. Zur Vervollständigung seiner Notizen über die Glocken-  
kunde führen wir Folgendes an: Auf dem Thurme der Marienkirche  
in Antwerpen ist ein herrliches Glockenspiel, dessen schon bei  
Müller, topogr. Germ. infer. S. 35 Erwähnung geschieht. Für das  
frühere aber gilt das auf dem tour des halles zu Brügge mit  
seiner Glocken. Gut gewählt ist das französische Wort carillon, hart  
aber das flämische und holländische klokengeklepe (Glockengeklap-  
per) für Glockenspiel. Weiter erzählt Hr. Otte, wie seit der Er-  
findung der Kanonen die Glocken häufig in die Stückgiesserei wan-  
deln mussten und namentlich die Franzosen zur Revolutionszeit in  
ihrem eigenen Lande mit förmlichem Fanatismus dagegen wütheten.

Als Pendant hierzu können wir die Nachricht aus Schells Geschichte von Steinheim a. M. S. 129 mittheilen, dass deren Vorfahren im Jahr 1698 nicht weniger als 800 Glocken aus Württemberg führten. Besondere Feinde der Glocken sind auch die Türken jeher gewesen, wofür der Herr Verfasser im ersten Abschnitte 5 und 6 Beispiele anführte. Den Gegenstand des vierten Abschnitts bildet die Verfertigung der Glocken. Das Glockengut bestand, wie das moderne, aus einer Legirung Kupfer und Zinn, und die Erzählung des St. Galler Mönchs von einem Glockengiesser, welcher von K. Karl dem Grossen, um eine Glocke von vorzüglichem Tone giessen zu können, ausser viel Kupfer mindestens 100 Pfd. Silber, welches er nachher unter anderm erbte, scheint die Quelle der unzähligen Sagen von silbernen oder mit Silber legirten Kirchenglocken zu sein, obwohl letzteres in der That geschehen sein mag. Zu dieser Mittheilung des Hrn. Verfassers bemerken wir Folgendes: In Stuttgart befindet sich auch ein sogenanntes Silberglöckchen auf dem grossen Thurm der Stiftskirche, an welches sich mehrere Sagen knüpfen, allein dasselbe ist nach genauer Untersuchung von gewöhnlichem Glockenmetall und wurde am Anfang des 16. Jahrhunderts, dagegen war nach Zeiller, *Geographia Franconiae* S. 24 unter den 8 schönen Glocken, welche am 28. April 1610 bei dem Brande des Klosters Mönchsee bei Bamberg zerschmolzen, eine ganz silberne, und nach dem *Theatrum europaeum* 20,411 wurden zu Segedin in Ungarn 1715 aus Anlaß der Befestigungsarbeiten drei grosse Glocken ausgegraben, welche mehr von Silber als von gewöhnlichem Metall waren. Ja, in der allernuesten Zeit wurden zum Guss der grössten Glocke in der Isaakskirche zu St. Petersburg alte sibirische Gold- und silberne Kupfermünzen und noch 20 Pfd. Gold und 200 Pfd. Silber zugesetzt (Würtemb. Staatsanzeiger 1858. Nr. 149). Im dreizehnten Jahrhundert, so berichtet Hr. Otte weiter, ging mit dem Aufblühen der Städte und Innungen in Deutschland das früher in den Klöstern betriebene Geschäft des Glockengliessens an diese Innungen über, und es bildeten sich nun bestimmte Glockengiessersfamilien, welche meist auf der Wanderung begriffen waren, um die Kosten des gemeinsamen Transports zu ersparen, und die sorglich geheim gehaltene Kunst fast ausschliesslich in ihrem Kreise fortpflanzten. Unter dem Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts in Württemberg thätigen Glockengiessern nennen wir als den am häufigsten in den Glockeninschriften vorkommenden Bernhard Lachmann (Lachmann von Heilbronn, Vater des Dr. Johann Lachmann, Reformators der Stadt. Hr. Otte verbreitet sich in diesem Abschnitte auch über die akustischen Eigenschaften der Glocken, worüber wir uns wenig ein Urtheil erlauben, als über das im fünften Abschnitte vom Aufhängen, Läuten, Behandeln und Repariren derselben Bemerkte. Besonders interessant ist der sechste und siebente Abschnitt, von welchen sich jener mit der

Inschriften und Zierrathen, dieser mit einer Statistik der Glocken beschäftigt. Die älteste von Hrn. Otto aufgeführte Glocke ist eine zu St. Zeno in Verona vom Jahr 1149. Bis zum Jahr 1370 sind die Buchstaben der Glockeninschriften gothische Majuskeln, von da an bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts eckige Minuskeln, und von da an aus den modernen, grösstentheils lateinischen Alphabeten entnommen. Ihrem Inhalte nach zerfallen diese Inschriften in folgende Klassen: 1) Gebetsformeln, Bibelsprüche, Namen einzelner Heiligen und magische Zeichen; 2) solche, welche sich auf die Bestimmung der Glocken beziehen, und werin letztere redend eingeführt werden, meist in Versen; 3) geschichtliche Notizen. Die Bemerkung, dass sich die mittelalterlichen Inschriften durch Bündigkeit, Kraft und Wohlklang auszeichnen, können wir auch durch unsere Wahrnehmungen bestätigen. Besondere Beachtung verdient, was Hr. Otto S. 85 über die Verzierung der Glocken und ihre Bedeutung für mittelalterliche Sphragistik sagt. In der Uebersicht der grössten Glocken nimmt die zu Moskau, Namens Tsar Kolokol (Kaiser der Glocken) mit einem Gewicht von 3962 Ctr. die erste Stelle ein, vorausgesetzt, dass überall gleiches Maass und Gewicht zu Grund gelegt ist. Der letzte Abschnitt bezieht sich auf Glockensagen und Glockenaberglauben. Für die umfassenden Studien, welche der Hr. Verfasser behufs dieser Schrift gemacht hat, gibt die von ihm an den betreffenden Stellen angeführte reichhaltige Literatur Zeugniss, wie sie sich denn überhaupt seinen bisherigen archäologischen Elaboraten würdig anreihet, und wir finden an ihr noch besonders den Vorzug, dass sie gewiss den Impuls zu weiteren Forschungen in diesem bisher im Ganzen weniger beachteten Theile der Archäologie gilt.

Karl Klunzinger.

---

*Witschel (Dr. B. Lehrer der Mathematik am Krause'schen Institut in Dresden): Grundlinien der neuern Geometrie, mit besonderer Berücksichtigung der metrischen Verhältnisse an Systemen von Punkten in einer Geraden und einer Ebene. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1858.*

Die vorliegende Arbeit ist eine mit Fleiss und Sachkenntniss gemachte Compilation der Elemente der neuern Geometrie nach Möbius: Barycentr. Calcul und Chasles: Traité de Géométrie Supérieure, indem sich der Verf. hinsichtlich des Reellen vorzugsweise an das letzte klassische Werk hält, und nur Einzelnes aus dem ersten einschiebt, wie z. B. die symbolische Bezeichnung (ABCD) des anharmonischen Verhältnisses



$\frac{AC}{AD} : \frac{BC}{BD}$ , verschiedene Winkel- und Flächenrelationen etc. und in Bezug auf das Imaginäre die Arbeiten von Möbius den Berichten der königl. sächs. Gesellsch. d. Wissensch zu Leipzig benutzt. — Es wird deshalb nicht nöthig sein, hier sehr umständlich auf den Inhalt des Buches, welches, wie der Verf. in den Vorworte selbst bemerkt: für den ersten Unterricht in neuern Geometrie bestimmt ist, und nebenbei die Lehrer der Geometrie veranlassen soll: einige Partien oder Sätze der neuern Geometrie in den gewöhnlichen Unterrichtscursus mit aufzunehmen einzugehen, und wir beschränken uns auf verschiedene allgemeine Bemerkungen, namentlich mit Bezug auf die ausgesprochene Tendenz des Werkes. —

Im ersten Kapitel (Einleitung) holt der Verf. wohl etwas zu weit aus für den ersten Unterricht, abgesehen davon: seine Darstellung dem ersten Anfänger zuweilen ein wenig fälscht — wie bei den Winkelrelationen für 4 in der Kreisperipherie liegende Punkte A, B, C, D — und zuweilen auch ungründet — wie bei der Bestimmung des positiven, oder negativen Werthes einer Dreiecksfläche — erscheinen wir.

Im zweiten, dritten und vierten Kapitel handelt der Verf. successive von den Doppelverhältnissen (anharmonischen Verh.), dem harmonischen Verhältniss und von Involutionen — indem er sich in allem Wesentlichen an Chasles hält. — Was der Verf. der Chasles'schen Darstellung beimischt — namentlich die schon angeführte symbolische Bezeichnung und andere ähnliche symbolische Bezeichnungen hätte füglich wegbleiben können, weil dem ersten Anfänger, welchen das Buch doch bestimmt ist, dadurch eine klare Einsicht nur erschwert wird — und es überhaupt unnöthig so einfache Ausdrücke, wie die des harmonischen und anharmonischen Verhältnisses und der Involution noch symbolisch darzustellen — neben dem wirklichen Ausdrucke die symbolischen mitzuschleppen — von dem einen zu dem andern durch umständliche Betrachtungen und Erörterungen übergehen — ja sogar die eine Seite einer Gleichung symbolisch und die andere wirklich darzustellen! — Eine sehr grosse Abhängigkeit an Möbius hat den Verf. wohl zur Anwendung dieser Symbolik — sowie zu der Behauptung veranlasst: dass der Möbius'sche Ausdruck: Doppelverhältniss und harmonisches Verhältniss vor dem Chasles'schen: anharmonisches und harmonisches Verhältniss den Vorzug verdiene — während sich die Sache offenbar umgekehrt verhält — d. h. die letzte Ausdrucksweise die beste ist — weil das harmonische Verhältniss auch ein Doppelverhältniss ist — und alle Doppelverhältnisse entweder harmonische, oder nichtharmonische sind! —

Im fünften Kapitel handelt der Verf. sehr ausführlich über die geometrische Deutung und Construction imaginärer Werthe und Formen, complexe Doppelverhältnisse und Involutionen. — An sich, d. h. aus rein wissenschaftlichem Gesichtspunkte betrachtet, verdient diese fast 70 Seiten anfüllende Darstellung einer immer noch nicht allgemein eingebürgerten und richtig erkannten, hochwichtigen Lehre alle Anerkennung — aber aus einem pädagogischen Gesichtspunkte betrachtet, d. h. in einem für den ersten Unterricht bestimmten Lehrbuche, ist sie ganz am unrechten Orte — und es wäre viel zweckmässiger gewesen, wenn der Verf. in den frühern, namentlich im 3. und 4. Kapitel, an den betreffenden Stellen, wo bis dahin reell gewesene Punkte und Linien imaginär werden können, in ganz „einfachen Bemerkungen“ die geometrische Bedeutung imaginärer oder complexer analytischer Ausdrücke und deren Construction, d. h. die Lage dieser Punkte und Linien angegeben hätte. — Damit ist die Möbius'sche Transformation oder Uebertragung logimetrischer Relationen in planimetrische mittelst des Imaginären nicht zu verwechseln — diese ist eine Anwendung der Gauss'schen Principien, welche, wenn wir sie auch gerade nicht zu den in neuester Zeit vielfach vorgekommenen abusiven geometrischen Anwendungen der Gauss'schen Theorie zählen — für den ersten Unterricht doch viel zu weitschichtig und indirekt ist. — Die wenigen dadurch mühsam errungenen Resultate — abgesehen von ihrem geringern Interesse — können durch andere Methoden — z. B. durch die der „reciproken Radienvectoren“ (transformation par rayons vecteurs réciproques) viel einfacher und direkter erhalten werden. — Nach dieser Methode heissen bekanntlich zwei Punkte  $m$  und  $m'$  in Bezug auf einen Anfangspunkt  $o$  reciprok nach der positiven oder negativen Potenz  $P$ , wenn sie auf derselben durch  $o$  gehenden Geraden so liegen, dass  $om \cdot om' = P$  ist. — Wenn also  $m, m'; n, n'$  zwei Paare reciproker Punkte sind, so hat man:

$$om \cdot om' = on \cdot on' = P, \quad \frac{om}{on} = \frac{on'}{om'},$$

und wegen der ähnlichen Dreiecke  $omn, on'm'$ :

$$\frac{mn}{m'n'} = \frac{om}{on'}, \quad mn = \frac{m'n'}{om' \cdot on} \cdot P, \quad m'n' = \frac{mn}{om \cdot on} \cdot P.$$

Die correspondirenden Winkel zweier reciproker Figuren sind offenbar einander gleich. — Mittelst der vorhergehenden Relationen kann man nun leicht von der einen zweier reciproker Figuren zu der andern übergehen. Sind z. B.  $a, b, c$  drei in dieser Folge auf einer Geraden liegende Punkte, so ist:

$$ac = ab + bc, \quad (\alpha)$$

und wenn man in Bezug auf einen beliebigen, ausserhalb dieser

Graden liegenden Punkt  $o$  die reciproke Figur bildet; so erhält man ein Kreisviereck  $oa'b'o'$ , und statt  $(\alpha)$  die Relation:

$$\frac{a'c'}{oa' \cdot oc'} = \frac{a'b'}{oa' \cdot ob'} + \frac{b'o'}{ob' \cdot oc'},$$

oder:

$$ac' \cdot ob' = oa' \cdot b'o' + oc' \cdot a'b',$$

d. h. den bekannten ptolemäischen Satz; u. s. w.

Das sechste und letzte Kapitel enthält auf c. 72 Seiten nach Chasles und Möbius bearbeitete, sehr ausführliche allgemeine Theorie der Collineation (Homographie) ihrer Specialfälle; aber ohne alle Anwendungen, wozu der Anfänger, für den das Buch doch bestimmt ist — erst eingeübt lernen, wozu alle diese allgemeinen Lehren dienen! — Ref. möchte hier die Bemerkung wiederholen: dass von zehn Anfängern keiner dem Verf. in seinen allgemeinen Erörterungen Interesse und Nutzen folgen wird. Selbst wenn man Transformationen auf specielle Beispiele anwendet, kommen die danach gemachten Schlüsse dem ersten Anfänger — gegen die gewöhnlichen geometrischen Beweis- und Aufbaumethoden — immer noch sehr panisch und unsicher vor — zu sehen davon, dass dadurch die einzelnen Sätze in keinen genügenden Zusammenhang gebracht werden — weshalb Chasles dieser gründliche Kenner der verschiedenen geometrischen Methoden, in seinem klassischen Werke: *Géométrie Supérieure* soviel als möglich einfache direkte oder indirekte Beweise zu geben gesucht hat. — Für den ersten Unterricht eignet das in Rede stehende Lehrbuch der neuern Geometrie demnach nicht sonderlich gut, wogegen es Geübten sehr wohl zum Studium empfohlen werden kann — besonders wenn denselben Arbeiten von Chasles und Möbius nicht zur Hand sind. — Engländer haben in der Abfassung brauchbarer mathematischer Lehrbücher, besonders in der neuesten Zeit, den richtigen „pädagogischen Takt“ gezeigt — sie geben den allgemeinen Theorien immer nur das Nothwendigste und Wichtigste — und wenden dasselbe auf zahlreiche illustrative Beispiele an — stets eingedenk der Aussprüche ihrer grossen Männer Newton: „*Exempla plura prosunt quam praecepta*“ und Baco: „*Examples give a quicker impression than arguments*“.

Hr. Prof. Bretschneider in Gotha lobt in einer Anpreisung (denn Kritik oder Recension kann solches Geredete nicht genannt werden) in der „kritischen Zeitschrift für Chemie, Physik und Mathematik“ Heft III, S. 258ff. besonders die Selbständigkeit(?) der Bearbeitung und das Urtheil (dass nämlich in der neuern Geometrie auch der Calcul angewandt werden müsse) unseres Verf. und hebt mit besonderer Genugthuung(!) hervor: dass derselbe unsern grossen deutschen Geometern, besonders Möbius, gerecht geworden sei(!) und ihre

zu vielen Fällen bahnbrechenden Leistungen als solchen die  
 re gegeben habe. Jemehr es bei einer Klasse deutscher Mathe-  
 miker Mode geworden sei, nur das für gut zu halten, was die  
 Franzosen leisten oder anpreisen, um desto erfreulicher sei es,  
 wenn sich Hr. Witzschel von solcher sklavischen Nachbe-  
 rei frei halte (wenn sich Hr. Witzschel noch mehr an den  
 Franzosen Charles hätte halten wollen, so hätte er die Géom.  
 élér. nur übersetzen können) und zeige, dass ein grosses  
 in dem, was wir uns neuerdings als französische Erfindung  
 an müssen serviren lassen, vor länger als 25 Jahren schon in  
 Schriften unserer deutschen Mathematiker wenigstens eben  
 gut (?) zu finden war (nirgends hat dies Hr. Witzschel  
 hingewiesen). — Hinsichtlich der äussern Behandlung (?)  
 des Stoffes habe sich Hr. Witzschel offenbar Charles Géo-  
 métrie Supérieure zum Muster genommen (!). Auch der In-  
 halt des in Rede stehenden Buches hat Hr. Bretschneider  
 nicht befriedigt, als die Form der Darstellung — und  
 findet es höchst zweckmässig, dass sich Hr. Witzschel  
 in wahrhaftem pädagogischem Takte (?) auf die allgem.  
 Lehren der neuern Geometrie beschränkt und keine An-  
 wendungen auf Kreis- und Kegelschnitte gegeben habe!  
 Die Nachweisung der vollständigen Dualität der Sätze zwis-  
 chen Strecken und Winkeln in Kap. 1 wird besonders ge-  
 lobt — und bemerkt: dass Charles dieselbe auch beiläufig  
 versucht; aber nicht consequent durchgeführt  
 sei! — Kap. 2 und 3 des vorliegenden Werkes schliessen sich  
 anders an Möbius barycentrischen Calcul an, dessen  
 (symbolische) Bezeichnung mit bestem Grunde beibehalten sei!  
 Die der Hauptsache nach vollständige (?) Behandlung des  
 imaginären in Kap. 5 sei dem Verf. eigenthümlich (?) und  
 unstreitig die Krone (!) der ganzen Schrift, welche die jeden-  
 falls etwas schwächlichen (!) verwandten Betrachtungen in  
 der Geometrie hinter sich lasse! — Zuletzt führt Hr. Br. noch  
 seine eigenen grossen Entdeckungen an! —

Hierauf erwidern wir Hrn. Bretschneider in aller Kürze:  
 Wie kann wohl bei einer auch nicht zu verachtenden Compi-  
 lion von Selbständigkeit der Bearbeitung und des Urtheiles  
 in Rede sein? — Hat nicht schon Charles gesagt: „Les trans-  
 formations sont le propre de l'Algèbre; on conçoit donc combien  
 les procédés analogues en Géométrie doivent apporter de facilité et  
 de puissance. — L'Analyse et la Géométrie, au point de vue phi-  
 losophique, sont deux branches d'une science unique, qui a pour  
 objet la recherche des vérités naturelles; elles sont destinées à s'é-  
 claircir mutuellement, à se prêter un secours réciproque: toutes deux  
 ont des instruments aujourd'hui indispensables.“ —

Hr. Bretschneider scheint auch, wie Hr. Witzschel, ein  
 wenig von übermässiger Nationaleifersucht inficirt zu

sein. — Es gibt nichts Abgeschmakteres, als diese Art von Patriotismus und Nationaleifersucht im Freistaate der Wissenschaften. Die grosse Erfindung (!), um welche es sich hier handelt, besteht nämlich darin: dass Möbius den Strecken (Längen) und Winkeln in der neuern Geometrie (baryc. Calcul) zuerst Vorzeichen (+, —) gegeben hat, was in der analytischen Geometrie und Trigonometrie schon seit Jahrhunderten geschehen ist — und obgleich Chasles in seiner Géom. Supér. selbst sagt: „Cependant dans l'ouvrage de M. Möbius, intitulé Calcul baricentrique, le premier, je crois, où ait donné des signes à ces deux relations, elles ont, ainsi que le rapport harmonique des quatre points, leurs véritables signes“ — so hat Hr. Witzschel doch in einer Recension der deutschen Ausgabe von Chasles Géom. Supér. in der Zeitschr. für Mathem. und Physik, Jahrg. 2. Heft 1 ein grosses Geschreibchen, um Hr. Möbius die erste Anwendung der Zeichen +, — in der neuern Geometrie zu vindiciren, wovon das obige Geplösch des Hrn. Bretschneider ein Wiederhall ist. —

Es ist ferner eine offenbare Unwahrheit: dass die neuere Geometrie in dem baryc. Calcul „wenigstens ebenso“ wie in der Géom. Supér. zu finden sei. — Möbius selbst hat dies nicht behauptet — und die Witzschel'sche Arbeit beweist es ebenfalls. — Denn Hr. Witzschel hat, was das Reelle betrifft, nicht blos in Kap. 4, sondern auch in Kap. 3 u. 5 nach von Chasles, als von Möbius entlehnt — und zwar sowohl nach Form als Inhalt! — Damit soll den ausgezeichneten Leistungen von Möbius, der kein gedankenloser Formelmacher, sondern ein gründlicher mathematischer Denker ist — nicht zu Mindesten zu nahe getreten werden; denn Chasles hat jedenfalls bei Abfassung seiner Géom. Supér. den baryc. Calcul benutzt — konnte also bei seinem längst bewährten Talent für rein geometrische Untersuchungen weiter gehen — und Möbius seinerseits durch Bearbeitung des Imaginären in den Berichten der k. s. Gesellsch. d. Wissensch. zu Leipzig wieder über Chasles Darstellung in dieser Hinsicht hinausgegangen, da er die Gauss'sche Theorie des Imaginären kannte. —

Was Hr. Bretschneider hinsichtlich der Dualität sagt, ist ebenfalls unrichtig — denn Chasles will von der Dualität gar keinen Gebrauch machen — und sagt ausdrücklich: Il n'est donc possible de conclure, en vertu de cette dualité constatée, une moitié, à peu près, de nos propositions, de l'autre moitié, sans nouveaux frais de démonstration. — Toute fois nous n'avons pas procédé de cette manière“ — und erörtert dann die sehr wichtigen Gründe, welche ihn bestimmt haben, soviel als irgend thunlich einfache direkte oder indirekte Beweise zu geben. —

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

Witzschel: Grundlinien der neuern Geometrie.

(Schluss.)

Was ferner Hr. Bretschneider hinsichtlich des Imaginären sagt, bedarf ebenfalls der Berichtigung; denn Hr. Witzschel sagt über die Lage und Construction imaginärer Doppelstrahlen kein Wort — mithin ist seine Behandlung nicht der Hauptsache nach vollständig! — Man muss die Möbius'sche Anwendung des Imaginären zur Uebertragung von Punkten in einer Geraden in Punkte einer Ebene, wo die Punkte und Strecken als reell angesehen werden, wohl von der geometrischen Bedeutung des Imaginären selbst unterscheiden! — Wenn Hr. Bretschneider die Abhandlung im 5. Kapitel des Witzel'schen Werkes, wozu alle Elemente schon vorlagen — eine mathematische „Krone“ nennt; so möchte ich doch wissen, mit was für einem Namen man die Abhandlungen von Gauss, Jacobi etc. bezeichnen will! —

Dass endlich Hr. Bretschneider, was die Theorie des Imaginären anlangt, selbst noch an grosser Schwäche leidet — ist aus seinen Schriften deutlich genug zu ersehen. —

Soviel wenigstens der objectiven wissenschaftlichen Wahrheit zu Ehren! —

Die typographische Ausstattung des in Rede stehenden, für geübtere Leser empfehlenswerthen Werkes ist sehr schön. —

Dr. Schmuse.

---

*Grundriss der allgemeinen Geschichte für obere Gymnasialklassen. Von Rudolf Dietsch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von G. B. Teubner. 1858. Erster Theil. IV u. 128 S. Zweiter Theil. 154 S. Dritter Theil. 176 S. in gr. 8.*

Die Verbreitung, welche dieser Grundriss in seiner ersten Auflage gefunden hat, ist auch dieser erneuerten Auflage zu wünschen, welche, in Beibehaltung des Standpunktes, von dem aus dieser Grundriss bearbeitet ward, so wie der Anlage und Anordnung des Ganzen, doch namhafter Berichtigungen und Verbesserungen im Einzelnen sich erfreut, ohne dass der Umfang des Ganzen erweitert und das Buch selbst dadurch seiner nächsten Bestimmung, dem Gebrauche der Schule, entfremdet worden wäre. Wir haben den Standpunkt des Verfassers, die Umsicht in der Behandlung des Stoffes und die übrigen rühmlichen Eigenschaften, durch welche dieser Grundriss sich empfiehlt, in der Anzeige der ersten Auflage in diesen Jahrb. 1855. S. 231 ff. hervor-  
 Ll. Jahrg. 9. Heft.

gehoben und können auch jetzt uns darauf berufen, da die ganze Ausführung von der Art ist, dass sie nur zur Empfehlung dem Buche dienen kann, dass der Verfasser durchweg auf dem christlichen Standpunkt steht, wird die Verbreitung und Einführung auf Schulen gewiss nur förderlich sein können. In der äussern Einrichtung entfernt sich die neue Ausgabe nicht von früheren.

---

*La Souveraineté du Monténégro et le droit des gens moderne de l'Europe, Jean Vaclèk. Leipzig bei J. A. Brockhaus, 1858. 8. S. 160.*

Diese Staats-Schrift hat die Ehre gehabt, von dem *Moniteur* auf rühmliche Weise benutzt zu werden, auch enthält sie manche bisher unbekannte Thatsachen, da dem Hrn. Verfasser, einem jungen Gelehrten aus Prag, bei seinem Aufenthalte in Cetigne das Montenegrinische Staatsarchiv zugänglich gewesen ist, das freilich bei diesem nur 150,000 Einwohner zählenden Ländchen in einem Kasten besteht, worin die betreffenden Urkunden aufbewahrt sind. Besonders dankbar müssen wir dem Hrn. Verfasser sein für die guten Nachrichten, welche er über das Verhältniss der Montenegriner zu Russland gibt, welche mit dem Jahre 1711 unter Peter dem Grossen anfangen; Kaiser Paul zahlte jährlich eine Unterstützung von 1000 Dukaten. Kaiser Alexander hatte einige Jahre dies nicht fortgesetzt, Kaiser Nicolaus aber zahlte Rückstände und bewilligte dem Vladica, dem Bischof-Regenten, im Jahre 1825 eine Jahres-Unterstützung von 9000 Dukaten; dafür zogen auch im Jahre 1825 viele Tapfere aus den schwarzen Bergen den Russen zu Hülfe gegen die Tscherkessen, und im Jahr 1846 verwandte sich der russische Gesandte in Constantinopel kräftig für die Montenegriner in ihrem Streite mit den Albanesen; und im Jahr 1852 war es Oesterreich, welches sie von dem Drucke des Omer-Pascha befreite. Besonders merkwürdig sind die Verhältnisse zu Napoleon, worüber der Verfasser die besten Quellen benutzt. Obgleich diese Schrift, den Grossmächten Europas gewidmet, sich hauptsächlich mit den staatsrechtlichen Verhältnissen dieses Landes beschäftigt, so finden wir doch darin dankenswerthe Zusammenstellungen über die frühere Geschichte dieses Landes. Nach dem Einfalle der Slavini in das Byzantinische Reich, welche Salona zerstörten, und nach und nach das Serbische Reich stiftete, kam König Unos schon 1180 in Verbindung mit Europa, indem er eine französische Prinzessin heirathete, woraus der Stamm der Nemanjiden hervorging, auf welchen Duschau folgte, der 1386 sich Kaiser von Servien nannte, dessen Reich vom schwarzen Meere die Donau aufwärts bis zur Drau reichte, aber 1389 durch Amurat sein Ende erreichte. Von den seitdem entstandenen mehreren ephemeren slavischen Reichen erhielt sich das der Zenta unter Balshas, von denen Stephan Crnojewitsch 1428 in Montenegro herrschte, dessen Tochter Scanderbegs heirathete; einer seiner Nachkommen übergab die Regierung des Landes an den Metropolit von Montenegro, worauf der Staat ein Wahlreich wurde, bis der 1697 gewählte Metropolit oder Vladika mit Peter dem Grossen in Verbindung trat, und die Herrscherwürde in seine Familie wieder erblich machte; dies war Daniel Petrovitsch Njegosh. Der letzte geistliche Fürst aus dieser Familie war der ausgezeichnete Vladika Peter II., welcher, eigentlich als der einzige Gelehrte seines Landes, Dichter



und Verfasser des Trauerspiels Stjepan Male 1851 starb. Er hatte seinen Neffen Daniel Petrovitch Niegosch zu seinen Nachfolger ernannt, welcher sich zum weltlichen Fürsten erklärte und die reiche Tochter eines Handels Herrn in Triest heirathete, nachdem er zu dem Kaiser Nicolaus sich begeben hatte, um anerkannt zu werden. Dieser letztere bereitete damals schon den Krieg gegen die Türkei vor, Daniel fing daher den Kampf — aber zu früh — an; dieser Krieg selbst aber endete mit dem Verluste aller von Peter dem Grossen am schwarzen Meere gemachten Anstrengungen. Bei den Friedensverhandlungen zu Paris wurden zwar Anträge gemacht, dass der Staat von Montenegro von der Pforte für unabhängig erklärt werden sollte; allein in dem Protocoll vom 26. März erklärte Ali-Pascha, dass dies Land einen Bestandtheil der Pforte ausmache, welche Erklärung zu widerlegen der Zweck dieser Schrift ist. Am 31. Mai 1856 hatte Fürst Danilo den Grossmächten eine Protestation gegen diese Erklärung der Pforte übersandt, worauf bisher noch kein Erfolg zu berichten war. Aber Montenegro fordert nicht blos seine Unabhängigkeitserklärung, sondern auch eine Gebietsvergrösserung aus demselben Grunde, wornach die verbündeten Mächte Russland genöthigt hatten, den fünften Theil von Bessarabien an die Pforte abzutreten (S. 146). Fürst Daniel, der viel in Wien gewesen war, ging zu Anfang des Jahres 1857 nach Paris, während ihm die frühere Russische Subvention vorenthalten wurde. Nach der Veröffentlichung dieser beachtenswerthen Schrift hat die Kaiserl. Russische Regierung wieder fortgefahren, diese Unterstützungs-Gelder an Montenegro zu zahlen. Wir wollen den Conjectural-Politikern überlassen, zu ermitteln, was daraus folgt.

---

*Epilogue de la Geographie de moyen age, étudié par Joachim Lelewel. Bruxelles 1857. chez Pilliet. 8. S. 308 mit 8 Karten.*

Nachdem der gelehrte Lelewel sein grösseres Werk über die Erdbeschreibung im Mittelalter beendet hatte, liess er noch einen sehr wichtigen Band von einzelnen Abhandlungen folgen, welche ebenfalls darauf Bezug haben. Zunächst finden wir hier gründliche Nachrichten über die Cosmographie des Aethicus, welche der gelehrte Professor Wuttke nach einer Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek herausgegeben hat, wobei der Verfasser die Verdienste unseres Wuttke gehörig gewürdigt hat. Sodann folgt eine kritische Beurtheilung der arabischen Karte von Alateni aus dem 8. Jahrhundert, und die Zusammenstellung der diessfallsigen Nachrichten mit dem Stande der Erdkunde zur Zeit des Ptolemäus, ferner eine Darstellung der Bestrebungen im Abendlande seit Carl dem Grossen, die alten Karten fortzusetzen, welche aber nicht wie bei den Arabern auf astronomische Beobachtungen gegründet waren, sondern meist in ganz unförmlichen Kreisen bestanden, in denen Asien die Hälfte einnahm, die andere Hälfte durch das Mittelmeer zwischen Europa und Africa getheilt wurde, wie mehrere von Wuttke mitgetheilte Zeichnungen aus Handschriften zu Florenz und Görlitz darthun. Der Verfasser eignet das Verdienst den Normannen zu, dass ihr Unternehmungs-Geist bei ihren Seefahrten die Seekarten, Portulani, geschaffte, welche aber mit den Ansichten von Ptolemäus nicht in Verbindung standen. Eine besonders wichtige Abhandlung ist die Darstellung über die Karten, welche seit diesen unvollkom-

menen Versuchen bis zur Entdeckung der neuen Welt gemacht worden, besonders seit den Landreisen von Marco Polo. Nachdem von der Karte des Engländer Hygden zu Anfang des 14. Jahrhunderts und des französischen Filostre zu Ende desselben Nachricht gegeben worden, kommt der Verfasser auf die wichtige Karte von 1447, welche von dem Geh. Rath Neugebauer in Florenz auf der Pallast-Bibliothek durchgezeichnet und von dem mehrerwähnten Professor Wuttke an Lelewel mitgetheilt worden. Dieser findet die Karte von besonderer Wichtigkeit, da sie die Portulani mit den Erforschungen des Ptolemäus in Verbindung bringt. Diese Karte hält Lelewel für die wichtigste, bis nach der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, als Behaim seinen Erdglobus machte, den Lelewel umständlich beschreibt, nach welchem drei Portugiesische Schiffe 1482 dahin absegelten und 19 Monaten zurück kehrten. Hierauf gibt der Verfasser Nachricht von 1473 zu Thorn geborenen Astronomen Kopernik, dessen Observatorium, damals polnischen Bisthum Ermland, dessen Canonicus er war, von den Deutschen Rittern 1520 zerstört wurde. Er that viel um die geographische Lage von Krakau und andern polnischen Orten astronomisch festzustellen. Nach der Lebenswürdigkeit macht der gelehrte Veteran Lelewel sich lustig über das Bestreben, dem Kopernikus seine polnische Nationalität streitig zu machen, indem er sagt: Friedrich II. hatte sich schon 1773 der Stadt Thorn bemächtigen wollen, um ihm daselbst ein Denkmal als einem deutschen Gelehrten, zu errichten. Kopernik war 1512 von dem Concil zum Lateran beauftragt, einen Entwurf zu einem verbesserten Kalender zu machen, nach dem Michel von Breslau 1449 einen solchen verfasst hatte; endlich wurde nach dem 1522 erfolgten Tode Leos X. durch Gregor XIII. der nach ihm bearbeitete Kalender eingeführt, für dessen Annahme jetzt auch in Russland gewirkt wird, wo man um 13 Tagen in der Zeit zurück ist. Den Schluss machen Bemerkungen über die Kartographie seit der Reformation.

**Neugebauer.**

*Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. Der Schule und dem Hause von*  
*Dr. Ludwig Eckardt, Dozenten der Aesthetik, Kunst- und Literaturgeschichte an der Hochschule in Bern, Ehrenmitglied des Schillervereins in Leipzig und des literarischen Vereins zu Nürnberg. Jena, C. H. B. Schmidt's Verlag, 1857. 140 S. 8.*

Die vorstehende Schrift hat zehn Ueberschriften und zwar 1) Zweck und Standpunkt (S. 1—14); 2) allgemeine Andeutungen über das Lesen dichterischer Meisterwerke (S. 14—27); 3) Fragen beim Lesen einer lyrischen Dichtung (S. 27—39); 4) Fragen beim Lesen einer didaktisch-lyrischen Dichtung (S. 39—48); 5) Fragen beim Lesen einer beschreibenden Dichtung (S. 48—59); 6) Fragen beim Lesen einer epischen Dichtung (S. 59—71); 7) Fragen beim Lesen einer didaktisch-epischen Dichtung (S. 71—78); 8) Fragen beim Lesen einer dramatischen Dichtung (S. 78—131); 9) drei allgemeine für jede Dichtungsart.

geltende Fragen (S. 131—135); 10) Schlusswort (S. 135—136). Angehängt ist ein alphabetisches Register der Dichter und Dichtungen, über welche sich in dieser Schrift Andeutungen finden (S. 136—140).

Der um die Aesthetik sehr verdiente Herr Verf. weist zuerst auf die Kluft hin, die sich zwischen der gelehrten Literatur und dem befindet, was vom Volke gelesen wird. Die Resultate der Wissenschaft sollen in verständlicher Weise dem Volke mitgetheilt werden. Der Gelehrte soll es nicht verschmähen, zum Volke zu sprechen, und für das Volk zu schreiben. Er nennt „unsere Zeit gross“, aber die Menschen, die sie träge, „klein“. Wir möchten dies nicht behaupten; denn der Inbegriff der Menschen, die zu einer Zeit leben, macht eben das aus, was man die Zeit zu nennen pflegt. Sind die Menschen einer Zeit klein, kann unmöglich die Zeit, in der sie leben, gross genannt werden. Sehr richtig aber wird als die Quelle aller wahren äussern Freiheit die innere bezeichnet und verlangt, dass allen „volltönend verkündeten Reformen“ die Reform des eigenen Charakters im Volke vorangehe. Zu den Gründen, welche ihn die Menschen der Gegenwart klein erblicken lassen, rechnet der Hr. Verf. „den faulen Frieden“, der „seit den Kriegen mit Napoleon alpartig auf dem Busen Europa's lag“. Die Menschheit hatte wahrlich seit 1618 Krieg genug in Europa gehabt, und namentlich hat uns die letzte Hälfte des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts so viel Krieg gebracht, dass, wenn ein Volk durch den Krieg gross werden soll, es den Deutschen und andern Völkern an Gelegenheit dazu nicht gefehlt hätte. Und doch findet ja der Hr. Verf. die Menschen, die aus diesen Kriegen hervorgehen, klein. Ueberall soll der Krieg zu sicherem und glücklichem, veredelnden Frieden führen. Es wird nicht des Krieges, sondern des Friedens wegen gekriegt. Darum steht der Friede höher als der Krieg. Die sittlich verdorrene Natur des Menschen wird durch den Krieg nicht besser; sie verschlechtert sich im Gegentheil immer mehr, je länger der Krieg dauert. Dadurch, dass sittlich Verkommene Krieg führen, tritt keine Verbesserung der Verhältnisse ein. Als einen andern Grund der Abnahme der Grösse der Menschen bezeichnet der Hr. Verf. S. 3 „die unterhöhlende philosophische Richtung der jüngst vergangenen Zeit“. Wo die Verwirrung auftritt, sagt er, ich meine die grundsätzliche, zerstört sie, ohne schaffen zu können. Eine verneinende Zeit ist arm an Thaten und daher auch an Charakteren. Die Verneinung muss verneint oder mit andern Worten eine neue Bejahung, eine tiefere Lösung des Gottesrathsels gefunden werden; und wir sind auf dem Wege nach Damascus, freilich nicht in dem Sinne, wie etwa „das raube Haus“ oder „das deutsche Volksblatt“ wännen. Die moderne Philosophie war ein künstliches Geschöpf, ein Homunculus des Verstandes, der in seinem Dunkel, wie Wagner, von dem „Ewigweiblichen“, das uns „hinzuzieht“, nichts wusste und die Vermählung mit dem Gemüthe verschmähte“. Wohl sind diese Bemerkungen wahr, wenn man unter „moderner Philosophie“ eine grosse absolut negative Richtung derselben versteht, welche mit der reinen Negation aller und jeder Religion, und, wie Max Stirner, selbst mit der Negation der Vernunftsmoral schloss. Allein das kritische Element ist auch ein Vorzug unserer Zeit, und man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Dies ist

freilich auch die Meinung des Hrn. Verf., aber es hätte logisch schärfer bestimmt und angedeutet werden sollen.

Vortrefflich ist, was der Hr. Verf. über das Studium der deutschen Literaturgeschichte „an den höheren Töchter-, Bürger- und selbst lateinischen Schulen“ sagt. Er will sie, so, wie sie jetzt getrieben wird, aus diesen Schulen entfernt und der Hochschule zurückgegeben wissen. Ein Gleiches kann man wohl auch vom Studium der Philosophie an Lyceen sagen. Die nachtheilige Folge eines Betreibens der deutschen Literaturgeschichte an solchen Anstalten werden die Ungründlichkeit, die Unselbständigkeit des Denkens, das bedenkliche Spiel mit dem Scheine, absprechende Eitelkeit, Zerstörung der der Jugend geziemenden Demuth und Bescheidenheit, Blasiertheit, unglückliche Vielleserei angeführt. Er will, dass man an Mittelschulen die deutsche Literaturgeschichte so betreibe, wie er die Weltgeschichte betreiben zu sehen wünscht. Die Jugend soll durch die Geschichte mit grossen Thaten und grossen Thaten vertraut gemacht werden; darum beschränke sich hier die Weltgeschichte auf Biographien berühmter Männer und Besprechung der Hauptereignisse. In ähnlicher Weise sollen anstatt der sogenannten deutschen Literaturgeschichte das Leben und die Hauptwerke der grössten Dichter dargestellt werden. Sehr wahr ist, was der Hr. Verf. S. 7 sagt: „Man will die reifende Jugend intensiv nach der Tiefe bilden und durch einen immer fühlbar bleibenden Mangel an extensiver Bildung, an Ausdehnung des Wissens bescheiden erhalten“. Die Behandlung der Literatur an Mittelschulen müsste sich also 1) auf die Lebensbilder grosser Dichter, 2) auf die Erzählung des Inhaltes berühmter Dichtungen, 3) auf eine Anleitung, gewisse Meisterwerke in einer, den Geist und das Herz veredelnden Weise zu lesen beschränken.

Diese Anweisung gibt uns der Hr. Verf. in vorliegender Schrift. Sie soll „zum Selbstdenken über künstlerische Werke“ (S. 11) anregen. Das Lesen von Meister und Meisterwerken soll „eine an den Grössen der Grössen heranfrankende Selbsterzählung“ (S. 12) werden. Die Vielleserei soll abgerufen, und an die Stelle derselben eine „Rückkehr zum Lesen weniger Meisterwerke zu Homer und Sophokles, zum Nibelungenliede und der Gudrun, zu Schiller und Göthe und zuvörderst zu Shakespeare“ treten.

Der Hr. Verf. beginnt S. 14 mit „allgemeinen Andeutungen über das Lesen vorzüglich dichterischer Werke“. Sehr lesenswerth sind die von S. 14 mitgetheilten Regeln beim Lesen von Meisterwerken, um dieses möglichst nutzbringend für den Leser zu machen.

Von S. 27 an werden nun Fragen aufgeworfen, welche der Leser beim Lesen jeder Dichtung an sich stellen, und die er nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich beantworten soll, um sich den Inhalt, das Wesen, den Ursprung und die Verhältnisse des Werkes zu andern möglichst klar zu veranschaulichen und sich alle wohlthätigen Folgen eines solchen Lesens möglichst anzueignen.

Diese Fragen beziehen sich auf das Lesen einer lyrischen (S. 27–38), einer didaktisch-lyrischen (S. 39–48), einer beschreibenden (S. 48–50), einer epischen (S. 50–72), einer didaktisch-epischen

S. 72—78), einer dramatischen (S. 88—131) Dichtung. Den Schluss bilden sodann „drei allgemeine, für jede Dichtungsart geltende Fragen (S. 131 bis 135).

Die Fragen behandeln alle möglichen Gesichtspunkte, unter denen eine Dichtung zum Zwecke geistiger und sittlicher Veredlung gelesen werden kann. So wird z. B. beim Lesen eines lyrischen Gedichtes gefragt: „Kennst du den Dichter bereits, sein Leben, seinen Charakter, seine Richtung? Hast du schon Etwas von diesem Dichter gelesen und was? In welcher Erinnerung steht es bei dir? Was hast du in deinem Interesse über dasselbe gesagt?“ (Der Hr. Verf. verlangt endlich zum Zwecke der Selbstveredlung durch Lesen die Anlage eines Tagebuches.) „Ist Lyrik sein eigentlicher Beruf, oder worin liegt seine Hauptstärke? Aus welcher Stimmung ging das Gedicht hervor? Spricht der Dichter eine eigene oder fremde Empfindung aus? Ist die Empfindung gesund oder krank, wahr oder gemacht, sittlich oder unsittlich, männlich oder weiblich, echtweiblich oder männlich? Inwiefern wird des Dichters eigene Empfindung hier doch zu einer allgemeinen? Was ist der Grundgedanke oder die Idee des Gedichtes? Findet sie im Titel oder in der Aufschrift einen entsprechenden Ausdruck? Ist die Idee im Gedichte zu ihrem richtigen und klaren Ausdrucke gelangt? Zerfällt das Gedicht in mehrere Theile? Herrscht eine gewisse auch äusserlich sich darstellende Symmetrie unter den Urtheilen? Stehen die Theile mit der Idee des Ganzen im entsprechenden Einklange? u. s. w. Zu diesen elf Fragen werden noch 21 weitere Fragen hinzugefügt. Die Fragen sind sehr zweckmässig und erschöpfen den Gegenstand; doch sind für den Schüler dieser Fragen offenbar zu viele, sie sollten auf einige, das Wesen der Dichtung und des Dichters, des Ganzen und der Theile, sowie der Dichtungsart beschränkt werden. Dagegen ist die Behandlung der einzelnen Fragen für den Lehrer, namentlich beim Vorfertigen von Aufsätzen über Dichtungen durch Schüler besonders wichtig und lehrreich. Der Lehrer kann den Schüler die Dichtung einmal nach diesen, ein andermal nach andern Fragen in verschiedenen Gesichtspunkten darstellen lassen. Dazu kommt, dass hier natürlich Fragen erhoben werden, die sich nicht nur auf die lyrische, sondern auf jede Dichtungsart beschränken, und einen durchaus nur allgemeinen Charakter haben, wie z. B. die Fragen: Kennst du den Dichter bereits? sein Leben, seinen Charakter, seine Richtung? Hast du schon Etwas von diesem Dichter gelesen? In welcher Erinnerung steht es dir? Was hast du in deinem Tagebuche über dasselbe gesagt? u. s. w. Deswegen sollten die allgemeinen sich auf jede Dichtungsart beziehenden Fragen scharf von den einzelnen Dichtungsarten betreffenden unterschieden werden und die allgemeinen Fragen den besondern vorangehen. Dass diese Fragen nicht von Unstudirten beantwortet werden können, wenn diese auch wirklich eine gewisse allgemeine Schulbildung haben, geht daraus hervor, dass sie sich nicht nur auf die genaueste Specialität der Dichtungsart, sondern auch des Versmaasses, und selbst auf eine Kritik des letztern, auf die einzelnen Figuren und Tropen, auf eine kritische Untersuchung derselben, auf den Werth der Dichtung, auf die schönsten Stellen, die Benutzung zur Deklamation, auf die besonders zu betonenden Worte, auf die Kenntniss fremder Urtheile über die Dichtung, auf

Ergänzung und Entgegnung des Gedichtes u. s. w. beziehen. Sehr gewinnreich sind die praktischen Nachweisungen der Beantwortung der aufgeworfenen Fragen und aus klassischen Dichtern gegebenen Beispielen. In solcher Weise finden wir unter den die lyrische Dichtung betreffenden Fragen Ideale von Schiller, des Knaben Berglied von Uhland, an den Mond von Goethe, Schillers Abschied vom Leser, Goethe's Prometheus, Schillers Erwartung, Lied an die Freude, der Frühlingsglaube von Uhland u. s. w. behandelt. Besonders anziehend ist der in Frageform ganz durchgeführte Versuch einer Lebensphilosophie in zwölf Sprüchen Goethe's (S. 41—45). Nicht minder lehrreich ist der von dem Verf. gegebene Versuch der Darstellung des Inhalts von Schillers Glocke (S. 46—48).

Natürlich sieht sich der Hr. Verf., weil er die allgemeinen und besonderen Fragen nicht genau trennt, zu Wiederholungen gewisser Fragen bei den verschiedenen lyrischen Dichtungsarten veranlasst. Nicht minder vorzüglich in Auswahl und Durchführung sind auch die von demselben angegebenen Beispiele von Beantwortungen der Fragen aus dem Gebiete der epischen und dramatischen Poesie. Wir führen hier beispielsweise aus den Beantwortungen der die epische Poesie betreffenden Fragen Goethe's Hermann und Dorothea (S. 51 ff.), Nauplios aus Homers Odyssee (S. 59—63), Schillers Mädchen aus der Feuerschlucht (S. 72 ff.), aus den Beantwortungen der sich auf die dramatische Dichtung beziehenden Fragen Goethe's Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apokalypse (S. 80 f.), Schillers Räuber (S. 83—88), in Shakespeare's Hamlet den Charakter des Fortinbras (S. 91—93), Goethe's Tasso (S. 99 ff.), Schillers Spiegelberg in den Räufern (S. 101 ff.), desselben Prior in Don Carlos (S. 105 ff.) und den Grundgedanken dieser Dichtung (S. 111 ff.) an. Eine unnötige Zersplitterung in den Dichtungsarten entsteht dadurch, dass zwischen lyrischer und didaktisch-lyrischer, zwischen epischer und didaktisch-epischer Dichtung unterschieden wird. Man könnte wohl zuletzt nach einem solchen Maasse bei jeder Dichtungsart immer eine Auffassung mit didaktischem und ohne didaktisches Element unterscheiden. Es wären, wenn man besondere Fragen über das didaktische Element aufwerfen will, dieselben nicht zu einer Unterabtheilung im lyrischen und epischen zu gestalten, sondern in einem besonderen Abschnitte die der didaktischen Poesie angehörigen Gesichtspunkte zu unterscheiden. Der Hr. Verf. selbst sagt, dass (S. 39) die „Lyrik, Epik und Dramatik dem Zwecke des didaktischen Dichters diene“, daher hätte er entweder das Didaktische als besondere Abart der lyrischen und epischen Dichtung hinweggelassen, oder als eine solche auch bei der dramatischen Dichtung wieder geben müssen. Eben weil die didaktische Poesie nicht als eine besondere Dichtungsform, wie der Hr. Verf. sagt, aufgestellt werden kann, weil ihr Unterscheidendes im Inhalte nicht in der Form liegt, hätte die didaktisch-epische Dichtung nicht von der epischen, die didaktisch-lyrische nicht von der lyrischen unterschieden werden müssen; oder der Unterschied müsste auch bei der dramatischen folgen. Am zweckmässigsten wäre es entschieden gewesen, diejenigen Fragen, die allem und jedem Didaktischen in jeder Dichtungsart gemeinschaftlich sind, besonders zu stellen. Den Schluss bilden die allgemeinen, für jede Dichtungsart geltende Fragen“ (S. 131—134). Diese sind

1) Ist die Dichtung national? 2) Könnte die Dichtung verwandte Künste, den Bildner, Maler, Tondichter zu Schöpfungen anregen? 3) Steht die Dichtung in einem ideellen Zusammenhange mit andern Werken des Verfassers? Diese Fragen sind natürlich lange nicht alle, welche einen allgemeinen Charakter haben. Besser wäre es offenbar gewesen, die allgemeinen Fragen alle zusammenzustellen. Zu diesen wären dann auch die hier aufgeworfenen gekommen, die hier wie ein nicht an seiner logischen Stelle stehender Nachtrag erscheinen. Ferner ist es entschieden zweckmässiger, das Allgemeine dem Besonderen und Einzelnen vorausgeben zu lassen und darum hätten die zusammengefassten, alle Dichtungsarten betreffenden Fragen logisch richtiger den sich auf das Einzelne beziehenden Fragepunkten vorausgesetzt werden sollen.

Sehr lehrreich ist der als Probe gegebene Versuch, sämtliche Dichtungen Shakespeare's nach einem gewissen Ideengange zu gruppieren (S. 131—132). Zum Schlusse empfiehlt der Hr. Verf. ein ernstes Lesen, Briefwechsel mit Andern über das Gelesene, öftere Gespräche über den gelesenen Gegenstand, mit Schwächern und Ueberlegenen, da man von beiden lernt, gemeinsame Lesabende zur Bildung des Vortrags und zu einem durch Gemeinsamkeit verstärkten Genuß vom Schönen, zu regem Ideenaustausch und wachsender Menschenkenntnis. Die Schule soll nur gebildete Leser, „nicht Kritiker vom Fache, nicht Dichter erziehen“. Darin richtet er die gewiss begründete Bitte an seine Berufsgenossen, „nie die Abfassung von Versen zu einer Schulaufgabe zu machen“. Klassische Leser müssen wir erziehen, wenn klassische Dichter verstanden werden sollen. Möge diese Schulmännern und allen selbst denken wollenden Freunden klassischer Dichtung gewiss sehr lehrreiche Schrift recht viele Leser finden!

v. Reichen-Meldegg.

*Lehrbuch der höhern Mathematik von Dr. J. Ph. Herr, Professor u. s. w. am k. k. polyt. Inst. in Wien. Erster Band, die algebraische Analysis und die analytische Geometrie in der Ebene enthaltend. Mit drei Figurentafeln. Wien, Verlag von L. W. Seidel. 1857. (XVI und 383 S. in 8.)*

Das Werk, wovon hier der erste Band angezeigt wird, soll, als „Lehrbuch der höhern Mathematik“ in zwei Bänden die algebraische Analysis, die analytische Geometrie der Ebene und des Raumes, so wie Differential- und Integralrechnung enthalten. Hievon sind, wie der Titel des ersten Bandes besagt, die ersten zwei Abschnitte (algebraische Analysis und analytische Geometrie in der Ebene) im vorliegenden Bande enthalten und wir wollen im Folgenden auf den Inhalt desselben etwas näher eingehen.

In einer „Einleitung“ werden die Begriffe Funktion, veränderliche Grösse u. s. w. erklärt und dabei die verschiedenen Arten der Funktionen und deren Bezeichnungsweise ausführlich betrachtet. Ob hierin nicht etwas zu viel gethan ist, möchte leicht gefragt werden können, da Referent es für zweckmässiger erachtet, wenn man ja doch von all den vielerlei Namen Ge-



brauch machen will, dieselben gelegentlich zu erwähnen, statt von vorn her mit rationalen und irrationalen, algebraischen und transzendenten, entwickelten und unentwickelten, periodischen, symmetrischen u. s. w. Funktionen dem Studirenden den Kopf zu verwirren, was um so weniger Noth thut, da alle diese Namen ganz füglich wegbleiben können, ohne dass man viel dabei verliert. Eben so will es Referent bedünken, dass die geometrische Darstellung einer Funktion, wie sie S. 11 erwähnt wird, nicht verständlich für Jemanden, der höhere Mathematik aus dem vorliegenden Werke studiert, er müsste denn sein Studium mit dem Ende des Buches beginnen.

Im ersten Abschnitt handelt der Verfasser von den unendlich gross und unendlich klein werdenden Grössen, so wie von den Gränzwertben der Funktionen. Wenn hier gleich zu Anfang der Satz vorkommt, dass in der Summe  $w + a$ , wenn  $w$  eine unendlich gross werdende Grösse, dagegen  $a$  eine konstante endliche ist, letztere gegen erstere verschwindet; so ist der Satz freilich wahr, wenn man ihn recht auslegt, er kann aber unter ungeschickten Händen sehr leicht zu Irrthümern führen, so dass es wohl gerathener wäre, denselben, sowie ähnliche Sätze, entweder als „Sätze“ gar nicht aufzuführen oder doch erst da, wo sie thatsächlich gebraucht werden, was — bei dem vorliegenden Buche kaum der Fall ist. Mit den „unendlich grossen“ Grössen ist schon so viel Unfug getrieben worden, dass man vorsichtig genug damit umgehen kann.

Die Sätze über Gränzwertbe sind die bekannten; die Darstellung derselben schliesst sich eben so der herkömmlichen an. Der Begriff einer Funktion wurde mittelst der angegebenen Sätze etwas schärfer gefasst; bekanntlich werden diese Sätze auch als Fundamente für die heutige Darstellung der Differentialrechnung benützt.

Das zweite Kapitel geht nun auf den Hauptgegenstand näher ein, der heutzutage in das Gebiet der algebraischen Analysis gerechnet wird — die unendlichen Reihen. Es wird erklärt, was eine Reihe sei, so wie, dass eine jede Reihe im Allgemeinen als unendliche anzusehen sei, da, wenn das Bildungsgesetz derselben gegeben wird, theoretisch kein Grund vorhanden ist, die Reihe mit einem bestimmten Gliede abzuschliessen. Dieses Bildungsgesetz kann nun in indepotenter, oder in rekurrirender Form gegeben sein, und es unterscheiden sich hiernach die Reihen in unmittelbar gegebene und in rekurrente. — Handelt es sich nun aber von Reihensummirung, so ist dabei zunächst eine endliche Reihe, also von bestimmter Gliederzahl im Auge zu behalten, und erst durch eine passende Erweiterung des Begriffs Summe kann man zur Summirung unendlicher Reihen übergehen. Dabei entsteht dann vor Allem die Frage, ob eine solche Summe für eine vorgelegte unendliche Reihe auch bestehe, d. h. ob die unendliche Reihe konvergent sei. Die Darstellung der Regeln, nach denen man diese Frage entscheiden kann, musste also hier ihren Platz finden, und es ist nicht ohne Interesse, auch besonders der Gaussischen Untersuchung über die Konvergenz derjenigen Reihen gedacht, für welche der Quotient zweier auf einander folgenden Glieder ein rationaler Bruch ist, dessen Zähler und Nenner von demselben Grade d. h. der Form  $an^m + an^{m-1} + \dots + h$  sind. Wir vermissen hierbei

noch einen Satz, der freilich in der benützten Schlömilchschen Analysis vorkommt, jedoch in desselben Verfassers „Compendium der höhern Analysis“ §. 38 enthalten ist, dass nämlich die unendliche Reihe  $u_1, u_2, \dots$

convergent sei, wenn  $\lim n \left( \frac{u_n}{u_{n+1}} - 1 \right) > 1$  ist. Dieser Satz würde die kritische Untersuchung, soweit sie in dem vorliegenden ersten Bande Platz ist, überflüssig gemacht haben, ja das Resultat derselben ergibt sich

sehr einfach daraus. Denn ist  $\frac{u_n}{u_{n+1}} = \frac{n^m + a_1 n^{m-1} + \dots + a_m}{n^m + A_1 n^{m-1} + \dots + A_m}$ ,

so ist  $n \left( \frac{u_n}{u_{n+1}} - 1 \right) = \frac{(a_1 - A_1) n^m + \dots + (a_m - A_m) n}{n^m + A_1 n^{m-1} + \dots + A_m}$ , und mit

zunehmendem  $n$  wird diese Grösse zu  $a_1 - A_1$ , so dass die Reihe convergirt, wenn  $a_1 - A_1 > 1$  ist. — An diese Untersuchungen knüpft der

Verfasser Einiges über die Methode der unbestimmten Koeffizienten, die rekurrierenden Reihen und die Umkehrung der Reihen, ohne jedoch diese Punkte

hier nur einigermaßen zu erschöpfen. In Bezug auf den ersten Punkt, der hauptsächlich ein viel behandeltes Thema betrifft, zeigt das Buch, dass eine

Reihe, innerhalb derselben Grenzen für die unabhängig Veränderliche, nicht von verschiedenen, nach Potenzen dieser unabhängig Veränderlichen

entwickelten Reihen gleich sein kann, und kommt dadurch auf den Schluss,

dass man die so viel bestrittene und doch so viel angewandte Methode wohl

verwerfen kann, wenn man zum Voraus versichert ist, dass eine

Reihe von der eben angegebenen Form zu erscheinen hat. Aller-

dings spricht sich der Verfasser nicht in diesem entschiedenen Sinne aus, und

bleibt dadurch immer etwas Schwankendes in seiner Darstellung; doch geht

aus der Folgerung nothwendig aus seiner Darstellung hervor. In allen an-

deren Fällen ist die Methode der unbestimmten Koeffizienten

erfolglos.

Das dritte Kapitel behandelt die imaginären Grössen und die algebrai-

schen Funktionen mit imaginären Veränderlichen. Die hier vorkommenden

Beispiele sind die herkömmlichen und die Anwendungen auf Reihen wenig

reich.

Wenn das vierte Kapitel die Ueberschrift trägt: „Entwicklung der Funk-

tionen in Reihen“, so hält Referent dieselbe, bezüglich den Gedankengang,

den doch wohl damit bezeichnet sein soll, für verfehlt. Nicht eine Ent-

wicklung der Funktionen in Reihen ist hier gegeben und kann hier gar

nicht gegeben werden, sondern einfach eine Summirung unendlicher konver-

genter Reihen, und bloss in diesem Sinne ist die Aufgabe zu fassen, da jede

andere Darstellung oder Benennung vom Ziele abführt. Von solchen Reihen-

summirungen wird zunächst die der binomischen Reihe durchgeführt, woran

sich der sogenannte polynomische Satz knüpft, eine Art historischer

Curiosität, da er an und für sich in der heutigen Analysis von gar geringem

Werthe ist. Aus der Binomialreihe wird die Exponentialreihe abgeleitet, wo-

bei jedoch Referent den gebührenden Grad der sonst von dem Verfasser ver-

sprechenden mathematischen Strenge vermisst. Denn wenn auch aus der Ent-

wicklung von  $(1+y)^n$  für  $1+y=a^x$ ,  $n=\frac{x}{a}$  allerdings folgt:

$$a^x = 1 + \frac{a^\alpha - 1}{a} x + \left( \frac{a^\alpha - 1}{a} \right)^2 \frac{x(x - \alpha)}{1 \cdot 2} + \dots,$$

so folgt hieraus nicht kurzweg, wenn man  $\alpha$  in 0 übergehen lässt und

$$\frac{a^\alpha - 1}{a} = k \text{ setzt: } a_x = 1 + k \frac{x}{1} + \frac{k^2}{2} \frac{x^2}{1 \cdot 2} + \dots, \text{ da bei spätem } G$$

den auch  $\alpha$  mit grossen Zahlen multiplicirt ist. Jedenfalls wäre es besser gewesen, wenn der Verfasser sich die Exponentialreihe, gerade wie die Binomialreihe, besonders vorgelegt und in ähnlicher Weise summirt hätte. Die Reihe für den natürlichen Logarithmus erscheint als eine Art Nebenprodukt bei der Untersuchung der binomischen Reihe und der Verfasser hat dies Wesentlichen auch hier so gehalten; die Reihen für  $\sin x$ ,  $\cos x$ , u. s. w. sind aus den Formeln für  $\sin mx$ ,  $\cos mx$ , abgeleitet und es ist dabei wieder derselbe Anstand zu erheben, wie so eben für die Exponentialreihe. Die cyclometrischen Reihen bilden den Schluss dieses Abschnitts, der sonach alle der Analysis gebräuchlichen Reihen behandelt.

Das fünfte Kapitel handelt von der Einführung der imaginären Veränderlichen in die transzendenten Funktionen. Hierher gehört zunächst die Darstellung von  $e^{ix}$  mittelst der Exponentialreihe, woraus gefolgert wird, dass  $e^{ix} = \cos x + i \sin x$  sein müsse. Hieran knüpfen sich dann die Untersuchungen über die Werthe der übrigen transzendenten Funktionen für imaginäre Veränderliche, so wie Anwendungen auf Reihensummirungen.

Hiemit schliesst für den Moment die algebraische Analysis und beginnt die Theorie der algebraischen Gleichungen. Mit dem Cauchy'schen Satze vom Bestehen von reellen oder imaginären Wurzeln beginnend, werden die bekannten Sätze dieser Theorie, in so fern sie allgemeiner Natur sind, aufgeführt, u. A. auch von den symmetrischen Funktionen der Wurzeln und deren Berechnung gehandelt; sodann die Gleichungen dritten und vierten Grades mit der gebührenden Ausführlichkeit aufgelöst, ebenso die reciproken binomischen und trinomischen Gleichungen betrachtet und dann zur Auflösung numerischer Gleichungen übergegangen. Nachdem hier gezeigt ist, wie man die äussersten Gränzen der Wurzeln bestimmen kann, wird der Sturmsche Satz aufgeführt, wobei jedoch zum Schlusse vergessen wurde, zu zeigen, dass der Satz auch noch gelte, wenn  $f(x) = 0$  gleiche Wurzeln habe. Wenn auf S. 189 die Vorschrift gegeben ist, dass man mittelst des bereits gezeigten Verfahrens die gleichen Wurzeln in so weit entfernen könne, als man es will, so ist Gleichung  $\psi(x) = 0$  zu bilden im Stande sei, welche dieselben Wurzeln wie  $f(x) = 0$  erhalte, jede nur einfach, und man also  $\psi(x) = 0$  nach dem Sturmschen Satze untersuchen könne; so ist dies freilich nicht falsch, ist aber höchst unbequem, da wie z. B. Referent in seinen „Grundzügen der algebraischen Analysis“ S. 156 ff. (keineswegs zum ersten Male) gezeigt, der Sturmsche Satz auch für  $f(x) = 0$  noch gilt. Behufs der angenäherten Berechnung des Zahlwerths einer Wurzel wird zuerst die Newton'sche Methode angegeben, wobei freilich die Fouriersche Darstellung derselben nicht berücksichtigt wird, und die Behauptung auf S. 196 hinsichtlich des Grades der Näherung auf sehr schwachen Füßen steht. Die Horner'sche Methode, die

sodann gedacht, und deren Referent sich ebenfalls zu bedienen pflegt, ist ganz nichts Anderes, als die Newtonsche, nur in bequemere Form für Rechnung gebracht. Wir vermissen bei der Darstellung jeweils die so wichtige Kontrolle der Richtigkeit der Rechnung. Endlich gedenkt unser Buch von der Regula falsi. — Den Fall, da mehrere Wurzeln beinahe gleich sind, und der nach der Newtonschen (Horner'schen) Methode sich nur schwierig behandeln lässt, hat Referent in der oben angeführten Schrift S. 187 schon behandelt, so dass die in unserm Buche mehr nur angegebenen Beweise dort bewiesen sind. Den Schluss bilden Angaben über Eliminationsmethoden, worüber in den Schriften über Determinanten, die unlängst in diesen Blättern besprochen wurden, Ausführlicheres gesagt ist.

Zurückkehrend zur Analysis behandelt das siebente Kapitel die Differenzensummenreihen und die Interpolation. In Bezug auf die erstern werden die arithmetischen Reihen summiert, und sodann die Interpolation in der einfachsten Form erklärt. Den Schluss dieses gar zu mageren Kapitels bildet die Lagrange'sche Interpolationsformel.

Das achte Kapitel endlich behandelt die Konvergenz unendlicher Faktorenreihen; die Darstellung von  $\sin x$  und  $\cos x$  durch unendliche Produkte und die Verwandlung der Reihen in Kettenbrüche, und schliesst damit den ersten Theil dieses Bandes ab.

Der zweite Theil (S. 261—383) enthält, wie zu Eingang schon angegeben, die analytische Geometrie der Ebene. Bei den gleich zu Anfang gegebenen Formeln vermissen wir die nöthige Allgemeinheit, ein Fehler, der sich leider in gar zu vielen Büchern findet, und wohl daher rührt, dass ein Verfasser dem andern die Formeln und Herleitungen abschreibt. Die Darstellung der geraden Linie und des Kreises ist die übliche, die heutzutage in einer Unzahl von Werken dem geneigten Leser geboten wird. — Hierauf folgt die allgemeine Untersuchung der Gleichung zweiten Grades und der in derselben enthaltenen besonderen Kurven, worauf dann die Eigenschaften dieser Kurven besonders betrachtet werden. Den Schluss macht die Betrachtung von paarweiser Kurven, nämlich der Fusspunktekurven, der logarithmischen Spirale, der Zykloiden und Spiralen in einer freilich sehr kurzen Darstellung.

Referent hat sich in diesen Blättern schon vielfach über die ihm als die schlechteste erscheinende Darstellung (wozu die hier gewählte nicht gehört) ausgesprochen, so dass er für jetzt davon ganz absehen will. Er muss nur bemerken, dass ihm die Darstellung der analytischen Geometrie der Ebene nicht Fort, worüber er sich im Jahrgang 1856 dieser Blätter ausgesprochen, sehr unvollständiger erscheint, als die hier gegebene, so dass der zweite Theil des Buches ganz füglich in den Händen des Verfassers hätte bleiben können. Ich soll damit nicht gesagt sein, dass Referent das ganze Buch für ein nutzloses hält; im Gegentheil zollt er der meist scharfen Begründung und sorgfältigen Darstellung des Verfassers gerne seine vollste Anerkennung, und wenn auch manche Partien etwas zu kurz ausgefallen sind, gegenüber anzuwenden, denen eine Abkürzung nicht besonders geschadet hätte, so mag dies in der Plane des Verfassers gelegen haben, und sein Buch wird in der Hand des fleissigen und eifrigen Jüngers der Wissenschaft gewiss Nutzen stiften.

Eine Frage aber möchte Referent zum Schlusse hier noch berühren: nämlich heute die „algebraische Analysis“ mit ihren vielen Reihen (und machen doch die Hauptsache dabei aus) für den Unterricht notwendig. Der Unterzeichnete hat zwar früher selbst eine kleine Schrift in dieser Beziehung geschrieben; allein er ist zu der Ueberzeugung gelangt, dass die Zeit, die man im Unterrichte auf die algebraische Analysis verwenden kann, denn doch bedeutend besser angewendet werden kann, wenn man zur Differentialrechnung übergeht, die ohnehin in dem Taylorschen und Mac-Laurinschen Satze die allgemeine Vorschrift für alle möglichen Reihen der algebraischen Analysis enthält. Und am Ende: zu welchem Ziele führen diese Reihenentwicklungen? Sie sind ganz schöne, interessante analytische Kunststücke; aber wo finden denn diese komplizirten Formen Anwendung? Und werden wir Lehrer der reinen Mathematik von den ganz und halb wissenschaftlichen Praktikern nicht gedrängt, uns — ohne der Wissenschaft nahe treten zu wollen — auf das Brauchbare einzuschränken? — Referent ist sicher nicht gemeint, einer unwissenschaftlichen Oberflächlichkeit oder praktischen d. h. handwerksmässigen Abriechung das Wort zu reden: aber muss darauf Rücksicht genommen werden, dass man im Unterrichte den Schülern nicht in's Endlose verlaufen lassen darf, und am Allerwenigsten die Zeit mit Dingen vertreibt, die mit derselben Anstrengung im zehnten Theile des Aufwandes erreicht werden können. Das geschieht aber doch wohl, wenn man zuerst all die langen Entwicklungen, die auch in dem vorliegenden Werke vorkommen, durchmacht, und erst dann zur Differentialrechnung übergeht, bei der man dann bald merkt, dass all die schönen, zuweilen auch nicht so leichten Untersuchungen unnöthig gewesen sind.

---

*Mathematische Aufgaben aus der Physik nebst Auflösungen. Zum Gebrauche an höhern Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet von Emil Kahl, Leutnant der Artillerie und Lehrer der Physik und Chemie an der k. Kriegsschule in Dresden. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig: Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1857 (I. Theil: Aufgaben X + 165 S., II. Theil: Auflösungen, 137 S. in 8.).*

Die vorliegende Aufgabensammlung erstreckt sich über alle Theile der Physik, in denen eine mathematische Behandlung Platz greifen kann, und somit den Lehrern der Physik, so wie allen denen, welche sich in der Anwendung der erworbenen Kenntnisse, bezüglich in deren Befestigung betheiligen wollen, sicher sehr erwünscht. Dieselbe ist in sechs Abtheilungen getheilt, über deren Inhalt wir dem Leser übersichtliche Auskunft geben wollen.

Die erste Abtheilung behandelt die mechanische Naturlehre. Sie enthält Aufgaben über Zusammensetzung von Kräften, welche in gleicher oder entgegengesetzter Richtung wirken; sodann über solche, deren Richtungen einen rechten oder einen beliebigen Winkel mit einander machen und die

sie immer an demselben Angriffspunkte wirken, wobei die Zerlegung nach Koordinatenachsen besonders berücksichtigt wird. Aehnliche Aufgaben werden dann für zwei parallele Kräfte gegeben, oder für mehr als zwei, welche Aufgaben unmittelbar zu denen über die Bestimmung des Schwerpunkts führen, der für ebene Figuren sowohl, als für körperliche Inhalte ermittelt wird; Aufgaben über Kräftepaare und endlich über Zusammensetzung und Zerlegung von Kräften, die an verschiedenen Punkten eines Körpers ansetzen und nicht parallel sind, schliessen sich hier an. Ueber Gleichgewicht unterstützter Körper (Stabilität), die einfachen Maschinen, den Flaschenzug, die Waage, die schiefe Ebene, den Keil, die Schraube, je mit oder ohne Berücksichtigung der Reibung, werden eine Reihe Aufgaben vorgelegt; sodann absolute und relative Festigkeit; über gleichförmige, und gleichförmig beschleunigte Bewegung; die Wurfbewegung im leeren Raume; den Fall der Körper auf der schiefen Ebene, wobei auch Aufgaben über den Fall der Körper bei der Atwoodschen Fallmaschine vorkommen; die Bewegung mit Berücksichtigung der Reibung; Bestimmung des Trägheitsmoments; rotirende Bewegung um eine Axe, wobei auf die Fliehkraft besondere Rücksicht genommen wurde; Bewegung des Pendels; gerader Stoss unelastischer Kugeln; Aufgaben über die mechanische Arbeit; Druck flüssiger Körper auf den Boden und die Seitenwände der einschliessenden Gefässe; Bestimmung des spezifischen Gewichts und der Tiefe des Eintauchens schwimmender Körper; Ausdehnung der Flüssigkeiten; sodann über Luftdruck und Barometer, die Luftpumpe, das Schwimmen in der Luft, und endlich den Druck der Luft in einer unendlich hohen cylindrischen Röhre.

An diese erste Abtheilung, der die Hälfte des Buches gewidmet ist, schliessen sich in der zweiten Abtheilung die Aufgaben über Akustik an, welche zunächst die Fortpflanzung des Schalles in der Luft betreffen. Mehrere Varietäten kommt hierbei die bekannte Aufgabe vor, mittelst eines fallenden Steinens die Tiefe eines Brunnens zu ermitteln. Die Aufgaben über tönende Körper in der Luft enthalten u. a. auch Aufgaben über Reflexion des Schalles, so wie die über die Schwingungen völlig biegsamer und unelastischer Saiten namentlich mehrfache Beispiele für die Anwendung der allgemeinsten Methode der schwingenden Saiten aufweisen. Hierauf folgen Aufgaben über die Schwingungen der Luft in cylindrischen Röhren, so wie über die Combinationstöne und Stösse, welche diesen Abschnitt beschliessen.

Die dritte Abtheilung ist der Optik gewidmet und enthält zuerst Aufgaben über die geradlinige Bewegung des Lichtes, dessen Geschwindigkeit und Intensität, sowie über Spiegelung an ebenen und krummen Flächen (Kugeln); ferner über Lichtbrechung in Prismen, so wie in Linsen; über Abbildung von Gegenständen mittelst letzterer; die Farbenzerstreuung in Prismen bei der Brechung an sphärischen Flächen (Regenbogen); die Achromasie in Prismen, nebst einem kurzen Anhange, Interferenzen betreffend. — Der schwierigeren Theil der mathematischen Optik, nämlich Polarisation, Doppelbrechung u. s. w. ist also, wie man sieht, nicht berücksichtigt.

Die vierte Abtheilung enthält Aufgaben über die Wärme. Zuerst kommen Aufgaben vor über Verwandlung der Thermometergrade in einander; so-

dann über die Ausdehnung fester und tropfbar flüssiger Körper durch Wärme, so wie die Ausdehnung und den Druck der Gase beim Erwärmen derselben; Aufgaben, welche die Kenntniss der spezifischen Wärme der Körper fordern, schliessen diese, ebenfalls nur die Elemente der Wärmelehre umfassende Abtheilung.

Die fünfte Abtheilung ist dem Magnetismus gewidmet. Nachdem die Gauss'sche Bestimmung des absoluten Maasses des freien Magnetismus erläutert und einige Sätze, die hieher gehören, abgeleitet worden, folgen Aufgaben über die Bestimmung der magnetischen Wirkungen bei gegebener Vertheilung des Magnetismus, die Schwingungen von Magnetstäben, und endlich die Bestimmung der Horizontalintensität des Erdmagnetismus mittelst Schwingungs- und Ablenkungs-Beobachtungen.

Die sechste und letzte Abtheilung behandelt die Elektrizität. Reibungselektrizität eröffnet die Reihe; hierauf folgen Aufgaben über Leitungswiderstand elektrischer Ströme, die Stromstärke in konstanten galvanischen Ketten, die Wärme-, chemischen und magnetischen Wirkungen des Stroms, so wie endlich über die gegenseitigen Einwirkungen von Stromen, durch welche konstante Ströme geführt werden.

Wie aus dieser Uebersicht hervorgeht, bietet also die vorliegende Aufgabensammlung, ohne gar zu weit in das Gebiet der höhern mathematischen Physik einzugreifen, ein reichhaltiges Material zu Uebungen in der Mechanik und Physik dar, zu Uebungen, die nicht bloß für den Anfänger, sondern auch für schon weiter vorgeschrittene Studirende von grossem Nutzen sein werden, indem derartige Uebungen nicht nur die allgemeinen Sätze durch ihre Anwendung auf den konkreten Fall klarer machen, sondern auch den Fortschritt der Physik und der nähern Erforschung der Naturgesetze befähigen, die tiefern und höhern Theile der Wissenschaften zu seinem Eigenthume zu machen.

Der zweite Theil des Buches schliesst sich, indem er die Auflösungen der schwierigern Aufgaben ausführlich, bei minder schwierigen aber nur die Resultate enthält, genau dem ersten an, und ermöglicht die Benützung des zweiten Theils auch ohne Beihilfe besonderer Werke.

Referent kann nach dem Vorstehenden das auch äusserlich vortreflich ausgestattete Buch nur bestens empfehlen, überzeugt, dass seine Benützung wahren Nutzen stiften wird.

Dr. J. Dienger.



# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*De la religion du nord de la France avant le christianisme par Louis de Baeker. Lille 1854. XV u. 353 S. 8.*

Schon im Jahre 1835 hatte der zu Douay tagende „Congrès scientifique de France“ in seiner dritten Sitzung den Wunsch ausgesprochen „Inviter toutes les sociétés archéologiques et les archéologues en particulier à s'occuper de la mythologie gauloise locale, afin de pouvoir arriver à la confection d'une mythologie générale des Gaules“, sich aber, wie es scheint, gar keines oder wenigstens eines so geringen Erfolges seiner Aufforderung zu erfreuen, dass er die aufgestellte Frage mehr zu localisiren begann und zunächst in der im August 1858 zu Arras abgehaltenen Versammlung die Aufgabe dahin beschränkte, zu erforschen: „jusqu'à quel point le polythéisme romain avait pénétré dans la Gaule — Belgique; — jusqu'à quelle époque continua la lutte entre le polythéisme et le christianisme?“ (vgl. prolég. p. XII) eine Gliederung der Hauptfrage, welche um so gerechtfertigter ist, je eigenthümlicher grade die kulturhistorischen und ethnographischen Verhältnisse der vormaligen Gallia Belgica im Vergleich zu den andern Theilen des alten Galliens sind. Offenbar bezieht sich nämlich der erste Theil der obigen Frage auf das Verhältniss des siegreich eindringenden Römerglaubens zu der einheimischen keltischen Religion, während der zweite mehr den Kampf des infolge der Völkerwanderung durch die eindringenden Germanen auf das keltisch-römische Glaubenssystem gepflanzten nordischen Heidenthums mit dem Christenthume im Auge hat. Nur die letztere Periode umfasst die vorliegende Schrift, ohne auf die frühern irgend Rücksicht zu nehmen, indem sie es p. XII—XIII beklagt, dass neben dem Aufblühen der mythologischen Studien in Holland und Deutschland sich bis jetzt Niemand mit den religiösen Anschauungen der französischen Flamänder vor der Einführung des Christenthums beschäftigt habe, rühmend dagegen (p. XIV—XV) die Unterstützung hervorhebt, welche J. Grimm, Massmann, Simrock, von Schele, Schoenemann, Klemm und Mannhardt den vorliegenden Studien haben zu Theil werden lassen. Es ist aber auch das ganze Buch auf der Basis der Mythenforschung gegründet, zu welcher der leider so frühe heimgegangene J. W. Wolf in seinen „Beiträgen zur deutschen Mythologie“ (vgl. W. Mannhardt zum II. Bde. S. VIII) den Weg gezeigt und eingeschlagen hatte: durch Sammlung nämlich der unzähligen Gebräuche, Sagen, Legenden und abergläubischen Sprüche, die heute noch gang und gäbe sind, die Reste des alten Götterglaubens, des-

sen Grundzüge bereits (insbesondere in J. Grimms „deutscher Mythologie“) niedergelegt sind, auch jetzt noch nachzuweisen und ihren Zusammenhang mit den untergegangenen mythologischen Anschauungen zu ergründen. Daher werden durch das ganze II. Buch (p. 99—304) nach einander alle Spuren des Glaubens an Gottheit (chap. I.), an Götter, Göttinnen und Geister (chap. II—IV), an heftige Vögel (chap. V), Riesen und Zwerge (chap. VI), an Tempel, Priester, Opfer, Begräbniss, Feste und Zeiteintheilung (chap. VII—X), endlich sprichwörtliche und abergläubische Redensarten und Aussprüche, Feen und Hexensagen (chap. XI—XII), so schliesslich des alten Gerichtswesens (chap. XIII) zu ermitteln, deren Uebereinstimmung mit der altnordischen Mythologie zu ergründen gesucht, woran sich chap. XIV die Erwähnung der Art und Weise schliesst, wie die heidnischen Glaubensanschauungen durch das Christenthum bekämpft wurden. — Wenn der Verfasser dabei die altnordische in der Edda niedergelegte Mythologie als Grundlage der Vergleichung annimmt, so geht er, wie schon bemerkt, einerseits über die erste keltische Periode des von ihm umspannten geographischen Gebietes weg, anderntheils aber von einem einseitigen Standpunkte der Betrachtung des Glaubens der in Folge der Völkerwanderung dort angesiedelten Nationen aus. Die Belgen zwar, ein unzweifelhaft keltischer Stamm, hatten theils durch ihre geographische Entlegenheit, theils durch ihre angeborene Wildheit und die Nachbarschaft der noch kriegerischer und räublustigeren Germanen, wie schon Caesar b. g. I, 1 bemerkt, ohne Zweifel länger gegen das Eindringen der alles Nationale auflösenden römischen Cultur gewiss auf dem Gebiete des Glaubens (grade so wie später unter den Germanen selbst die Sachsen nach verzweiflungsvollem Kampfe gewahrt, ohne jedoch der nivellirenden Römermacht und Civilisation dauernd und für immer Widerstand leisten zu können. Eine bemerkenswerthe That bleibt es aber immerhin, dass wir gerade im nördlichen Frankreich viel weniger durch römische Denkmäler bezeugten einheimischen keltischen Gottheiten begegnen, als z. B. im südlichen, woraus man gewiss mit gutem Fug auf eine verhältnissmässig geringere Annahmestimmung einheimischer und römischer Glaubensanschauungen schliessen lässt. Doch mag der alte einheimische Glaube zur Zeit der Einfalls und der Besitznahme dieses Gebietes durch Franken, Sachsen, Normannen und andere germanische Stämme schon nicht mehr erloschen oder wenigstens so weit zurückgedrängt gewesen sein, dass nur etwa die auch in dem Glauben der eindringenden Stämme vorhandenen Anschauungen neu belebt wurden. Es bedarf jedoch keiner langen Ab- und Herleitung dieser eindringenden germanischen Völker von den nordischen Scandinaviern (was auch für alle gar nicht zu erweisen möglich wäre), um damit die angebliche Uebereinstimmung der flandrischen religiösen Anschauungen mit der altnordischen Mythologie zu erklären und zu rechtfertigen. Vielmehr

müssen zu jeder Zeit und überall die den andern europäischen Völkern, insbesondere den Kelten, Germanen und Slaven gemeinsamen mythologischen Momente fest im Auge behalten und darnach die zahllosen Einzelercheinungen bemessen werden, welche als letzte Reste und Ausläufer dieser gemeinsamen mythologischen Grundzüge zwar in unendlicher Mannigfaltigkeit, aber doch mit einem identischen Grundkern in Sage, Legende, Gebrauch und Aberglauben aller Orten auf jenem grossen Gebiete sich wiederfinden. Der Verfasser hätte sich daher die in Liv. I. p. 3—95 vorausgeschickte Darlegung der in der Edda niedergelegten altnerdischen Mythologie füglich ersparen können: Hinweisungen auf dieselbe und nicht minder auf die durch J. Grimm und Andere erschlossene und weiter ausgedeutete eigentlich germanische Mythologie hätten zur vergleichenden Unterlage der von ihm für Nordfrankreich nachgewiesenen mythologischen Erscheinungen vollkommen ausgereicht. Denn schon gleich in den ersten Abschnitten des Liv. II. über die Namen der Gottheiten und der einzelnen Götter verlässt der Verfasser selbst diesen beschränkten Standpunkt, um wie namentlich bei den Aeser, Asen, Anses, Hansen und den verschiedenen allgemeineren Namen für Gott überhaupt, wie Fró, Drohtin, Recken u. a. m. weiter auszugreifen, so dass es nichts Auffallendes mehr hat, diesen Bezeichnungen mehr oder weniger bestimmt und ausgeprägt auch auf dem bezeichneten Gebiete zu begegnen. Dasselbe ist bei den Göttern (chap. II.) der Fall. Vor allen ist der Cult des Wuotan-Mercurius, über welchen p. 109 sqq. die Hauptstellen der Chronisten ganz passend zusammengestellt sind, zu Weisscappel in Seeland, zu Antwerpen, Stanne, Gent, Furines und Löwen und zugleich der des Thor und der Freya zu Tongern in den bestimmtesten Spuren von Altären und Tempeln beurkundet, auf deren Stellen sich jetzt theilweise Kirchen und Kapellen, namentlich des h. Michael finden. Nicht minder weist ein Berg bei Boulogne, Namens Ognia, sowie Odnea, die spätere Abtei de Saint-Bavon, schon durch ihre Beziehungen auf Odin so unzweifelhaft zurück, wie die zahlreichen p. 112 sq. zusammengestellten Ortsnamen, wie Woensberg, Vaudemont, Wodecq, Vodon und die häufigen Bildungen mit And- oder Ant, wiewohl diese, wie die angeblich mit son, sonne, sunen oder sol zusammengesetzten (p. 113 sq.) nicht ohne Bedenken sind. Viel überzeugender drängen sich dagegen (p. 114) die zahlreichen Bildungen mit As, Asz oder Ans, dem Beinamen Wuotans als höchstes Wesen auf, unter welchen Acy, Achy, Asciacus, Asceium, Ascium überraschend an das bekannte angebliche Asciburgium des Odysseus (d. h. Odins) erinnert. Erklärlich erscheinen demnach die auch in Flandern gefundenen sprichwörtlichen Redensarten bezüglich der Raben Odins und seines Herabsehens auf die Erde durch das kleine Himmelsfenster (p. 115). Vor Allem aber lebt Wuotans Andenken auch dort in der wilden Jagd, dem verlorenen Jäger, den verlorenen jagher fort, den ein Arbeiter auf

Wormhout eines Abends in der Nachbarschaft von Ledringhem gehört zu haben den Verfasser versicherte, und der ausserdem in zahlreichen Ammen- und sonstigen Volksliedern wiederkehrt, an denen p. 117 eines mitgetheilt wird, in welchem Wuotans Pfad statt durch die Luft über mehrere bekannte Localitäten Flandern seinen Weg nimmt. Auch dort lässt ihm (p. 119) der Aberglaube der Bauern aus der Gegend von St. Omer, d'Hazebrouck und Dünkirchen die letzten Garben der Aernthe stehen, wobei jene mit Hutschwenken: Kariôle, Kréôle, Kreöle d. h. vielleicht Herr Herr! Herr! rufen. Auch in St. Nicolaus hat sich Wuotan verwandelt, indem er durch den Schornstein in die Häuser herabfällt und den Kindern Geschenke bringt, die dagegen etwas Hafer für das weisse Ross oder den Esel desselben unten am Schornstein niederlegen. Der Verfasser führt dazu p. 120 ein flandrisches Kinderliedchen an, das wir nebst Erwähnung dieser Sage aus dem bezeichneten Gebiete, bei J. W. Wolf, „Beiträge zur deutschen Mythologie“ II. S. 113 ff. insbesondere S. 115 vermissen. Statt des Rosses erscheint selbst Wuotans Wagen, der „Woenswagen, Zwoenswagen“ in der flandrischen Mythe zur Bezeichnung des grossen Bären, welches Thier im Mittelalter brun oder bruno genannt wurde und geradezu in den Volksliedern an die Stelle Wuotans tritt (p. 121), während andererseits hinwieder in einem Liede des Godefrid de Brulles gradezu Odin und in dem Romane Wilhelms d'Orléans der Aufenthalt desselben Odierne genannt wird. Nicht minder zahlreich sind auch die Spuren der Verehrung des Thunar oder Thor, der nicht blos im Donderbui (Thorszorn) und Donderbaerd (Thorsbart) auch bei den Flamändern fortpuckelt, sondern auch in zahlreichen Städtenamen wie Thurnhont, Toren, Thore, Donderberg, Torrebaix, Torine, vielleicht auch Tournay (Tornacum), Torcy u. a. m., welche p. 131 sq. zusammengestellt sind, ebensoviele unverkennbare Reste seines Namens hinterlassen hat, wie in der Bretagischen Schwure Torreben! und in dem Wald von Torsfolz, in den Gedichten des Martin Frank (p. 132), sowie in den Kinderliedern bei Dünkirchen und Hazebrouk, welche ihn als Schmied mit dem gewaltigen Hammer kennzeichnen. Geringer sind bei den noch übrigen Göttern die Spuren ihrer dereinstigen Verehrung in Flandern: für die nordischen Niördr, Bragi, Vidar, Valfar, Uller, Forseti oder Fosite (p. 137 sq. 140 sq. 143 sq.), die auf Helgoland verehrten, lässt sich Nichts mehr aufweisen, was auf sie bezogen werden könnte. Freya soll einen vom heiligen Martinius zerstörten Tempel zu Tongern gehabt haben und auch bei Dinant zeigt man noch heute eine „Grotte der Freya“. Dagegen scheint Tyr oder Tys, Zio, der germanische Mars auch bei Antwerpen ein Disveld, campus Martis gehabt und Duisburg bei Löwen in gleicher Weise wie das am Rheine den Namen von ihm entlehnt zu haben (p. 139), wie denn auch das flandrische Sprichwort: zoq dapper als Dys mit Recht auf ihn bezogen

werden mag; ob dies auch bei der flandrischen Benennung des Aconits, dyshelm, geschehen kann, ist dagegen zu bezweifeln, als auch der spätere Name desselben, monnikscap oder paterscap, eher auf die Tarn- oder Nebelkappe der Elben (Grimm, Myth. p. 431) hinweist, demnach also in dem dys ein auch im Englischen und Deutschen erhaltener Rest der gallischen Dämonen, der „dusii“ (Grimm, Myth. p. 448) zu sehen sein dürfte. In schwachen Spuren leben auch Paltar und Loki in Flandern fort (p. 142. 144 sq.): letzterer insbesondere in der Bezeichnung lokeshaver für schlechten Haber, wie auch in der Redensart: „den duivel zaret zyn haver“, wofür die Jütländer geradezu: „Loki zaret zyn haver“ sagen. Wenn aber der Verfasser p. 145 auch den Geist des Bösen im Rolandslied, der als Loquifer bezeichnet ist, auf Loki zurückführt, so ist zwar diese Vermuthung, zumal bei dem Wesen des Loki, beim ersten Anblick blendend, bald aber sieht man, dass Loquifer nichts anderes als Lucifer sein soll und ist. In gleicher Weise, wie die Götter, werden im Chap. III (p. 147—173) die Göttinnen der germanischen Mythologie in einzelnen Spuren auf dem flandrischen Gebiete nachzuweisen versucht, und auch hier nimmt wieder die unter den verschiedensten Namen allüberall auftauchende Friga-Holda (vgl. Grimm in den Monatsberichten der Berlin. Acad. 1857. S. 175), oder Berchta, Nerthus, Nehalennia (Isis), wol auch Hella, die erste Stelle ein. Jener merkwürdige von dem Meere bis Cöln leicht zu verfolgende, dann weiter in Schwaben wieder auftauchende Umzug mit einem Schiffe, der bis ins 12. Jahrhundert sich erhielt (vgl. Grimm, Mythol. p. 286. Wolf, Beiträge I. S. 149 ff. Oskar Schade, die Sage von d. h. Ursula S. 79 ff.) lässt sich auch in Flandern noch in Liedern nachweisen, in welchen freilich die heilige Jungfrau an die Stelle jener heidnischen Göttinnen getreten ist, wie man p. 149 bei Vergleich des p. 150 mitgetheilten deutschen Liedes sich überzeugt. Auch der Aberglauben, in den Katzen böse Geister und besonders Hexen zu sehen, wird p. 150 auf die den Wagen der Freya ziehenden Katzen zurückgeführt und an einen Gebrauch zu Ypres erinnert, am Mittwoch der zweiten Fastenwoche (dem Kattewoens- oder katte-dag) Katzen von der Höhe einer Warte herabzustürzen, was offenbar ursprünglich ein stetes Zeugniß für die einstige Absage und Abstellung des Freya-dienstes sein sollte. Auch Ammenlieder und sprüchwörtliche Sentenzen wie:

Woensdag-katten  
 Duivels-katten  
 Roede-baert  
 Duivels-aert.

Mittwoche-katzen  
 Teufels-katzen  
 Rother Bart  
 Teufels Art.

beurkunden noch jetzt auf das Anschaulichste diese Verkehrung des ehemals Heidnisch-Göttlichen in das christlich-Teufelische: denn offenbar übertrug sich der rothe Bart, welcher den Teufel kennzeichnet, von dem flammenden Blitz des Donnergottes; auch in der Bretagne sind schwarze Katzen Gegenstand des Abscheus. Ein Rest des Andenkens an Freya glaubt der Verfasser übrigens p. 155 auch in dem Vrythout, Gehölz der Freya, bei Brüssel, und sicherlich noch unzweifelhafter in den ehemaligen flandrischen Namen Friggras (*capillus veneris*) und Friggjarorken (*friggæ coler*) zu erkennen, welche jetzt dort ganz folgerichtig mariengras und marienspirocken genannt werden. — Noch viel mehr Interesse erregen die an Holda und Hellia erinnernden Anklänge in flandrischen Volksliedern und Spielen, deren Inhalt bald auf das Verschwinden und Wiedererscheinen der Göttin (p. 161—63), bald auf den Glauben abzielt, die Göttin besuche die Erde und hole die kleinen Kinder in einer von ihr bewohnten Quelle, bevor dieselbe ihren Müttern bringe, bald sie throne zu gewissen Zeiten des Jahres mitten auf den Wolken und theile schönes oder schlechtes Wetter zu (p. 168—172). Dabei tritt bald, wie in der deutschen Legende St. Maria, so in der flandrischen St. Catharina (p. 172) an ihre Stelle, bald bleibt sie eine (deutsche) „Mutter Rose“ oder wird in Flandern zu einer „Mutter Anne“, oder Hanne, wie in dem p. 164—166 mitgetheilten Volkslied: mother Hanne tritt also hier in die Reihe jener zahlreichen als „Mütter“ bezeichneten feenhaften Wesen der germanischen Märchenwelt, die als einheitliche Auffassung und Ausläufer jenes triadischen Müttercultus zu betrachten sind, welcher mit zahlreichen Inschriften, Bildwerken und Sagen in die ältesten Zeiten germanischer Mythologie hinaufreicht: bekannt sind darunter auch auf dem Gebiet Frankreichs ähnliche Feenmütter: die Gloriane, Viviane, Melior und die „schöne“ Melusine, unter denen letztere (vgl. Alfred Maury in Rev. archéol. V. 1. 2. p. 363 sqq.) offenbar als „mère Lusigne“ die Stammutter der berühmten Lusignets gewesen sein sollte und Melior mit der englischen Melidok zusammengestellt werden kann: in Yorkshire heisst diese Fee Harvestdame. Auch Abundia, Habonde, sowie die fée Matto d'Eanze, welche gleich Hellia die Gestorbenen wegführt, endlich die fée Alienor d. h. Eleonora von Aquitanien, gehören in dieselbe Reihe, für die wir in der flandrischen mère Hanne einen so bedeutsamen Zuwachs erhalten haben (vgl. W. Müller. Altest. Relig. S. 128 ff.). Fast nicht geringer und nicht weniger zahlreich sind endlich die Spuren, welche auf den einstigen Glauben an die Todesgöttin Hellia in Flandern zurückweisen. Der Verfasser hat wenigstens (p. 152—160) mit grossem Fleisse alle Anhaltspunkte zusammengestellt, die sich in sprichwörtlichen Redensarten und Benennungen für Tod und Unterwelt, in Namen von Oertlichkeiten (Brunnen) und kleinen oder grössern Städten auf flandrischem

Gebiete mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit zu ihr in Beziehung bringen lassen: ob dahin jedoch auch *Haitum* (p. 157) das „*magnum ostium Mosae*“ gerechnet werden kann, muss sehr bezweifelt werden. — Von den eigentlichen grössern Gottheiten wendet sich nun die Untersuchung zu den Dämonen niederen Ranges, den zwischen Göttern und Menschen stehenden „Geistern“, welche als Luft-, Erd-, Wasser- und Feld- und Waldgeister unterschieden und besonders behandelt werden. Deutliche Anklänge finden sich auch hier wieder in den Volks- und Kinderliedern zunächst an die *Valkyrien* (p. 178—181), dann an die *Lichtelfen* und viel bestimmter an die „*Malebêtes* und *Lutins*“, welche als *Drommel* und *Bietebawwen* im flandrischen Volksaberglauben fortleben. Noch erkennbarer treten die Erdgeister, insbesondere die Schwarzen als *Urken*, *Aardmannen*, *Kabouters*, *Drentels*, *Kentels*, *Droffes* und *Nachtmerris* (*incubus*), ganz besonders aber in dem bösen Geiste *Kladde* (p. 185sq.), einem wahren Proteus auf, welcher in den mannigfachsten Gestaltungen und Verwandlungen den Menschen nachstellt und dem man nur durch einen Zickzacklauf enttrinnen zu können wähnt. Unter den Wassergeistern *Duikers*, *Meermannen*, *Nekkers* sind die letztern die bekanntesten, zahlreich in mittelalterlichen Glossen und Vokabularien bezeugt (vgl. p. 187) und in sprichwörtlichen Ausdrücken und Namen von Oertlichkeiten fortlebend: so heisst eine Vorstadt von Mecheln *Nekkerspoel*, ein Bach: *Nekkersbeek*, ein Thurm in Bergues: *Nekkerstore* und eine Strasse in Zegerscappel bei Dünkirchen: *Nekkerstrae*, wie denn überhaupt ausserdem noch zahlreiche Wundergeschichten von diesen Elementargeistern sich im Munde des Volkes dort fortpflanzten. Ebenso belebt wie das Wasser sind dort im Aberglauben der Menge auch noch Feld und Wald. Die *Tuimelars* (Quälgeister), die *Molikken* (Schreckgeister), die *Nachtriddus* (Nachtreiter), die *Haghedissen* (Hexen) die *varende Vrouwen* (fahrende Frauen), über welche schon in den Concilienbeschlüssen (p. 189) besondere Massnahmen niedergelegt sind: „*de mulieribus, quae daemonibus se dicunt nocturnis horis equitare*“ werden jedoch weitaus von den *Weerwolven*, d. h. dem Aberglauben von den Werwölfen übertroffen, welchen die Kirche ebenfalls im Mittelalter auf das entschiedenste bekämpfte und verdamnte (vgl. p. 191—198). Höchst wichtig ist für diesen Theil der altflandrischen Mythologie ein p. 190 mitgetheiltes Fragment aus einem unbekannten flandrischen Dichter, welches alle diese zahlreichen Geister und Gespenster dieses nördlichen Volksaberglaubens namentlich zusammengestellt, welchem schliesslich auch die Riesen und die Zwerge zugewiesen werden, nachdem unter den heiligen Vögeln Hahn und Kuckuk in ihrer mythologischen Bedeutung kurz berührt worden sind. Zahlreiche Städte werden p. 202 namhaft gemacht, die ihre eigenen „*Reuzen*“ haben, wie Antwerpen seinen *Druon Antigoni*.



Löwen seinen Hercules und dessen Weib Megera; Brüssel Omegan und seine Familie; Hasselt seinen Langeman; Mechelen seinen Grossvater der Riesen; Ath seinen Goliath; Lille seinen Phinaert oder Liderich; Donai seinen Gagart u. a. m. Selbst Afflighem und Jette nebst Jetterbeke bei Brüssel glaubt der Verf. p. 202 auf den Affli, und die Jotnar oder Jottes, Abkömmlinge des Ymir zurückführen zu dürfen, indem er noch ein Lied (p. 203 sqq.) auf die Riesen mittheilt, welches besonders in Dünkirchen im Munde des Volkes fortlebt. — Noch fast reicher und mannigfaltiger als der erste Theil, ist der Inhalt des zweiten Hauptabschnittes (p. 207 sqq.) welcher von dem heidnischen Cultus und dessen Spuren auf dem bezeichneten Gebiete handelt. Die Frage von den Tempeln, heiligen Oertlichkeiten und Götterbildern wird zuerst nach Tacitus im Allgemeinen besprochen und darauf im Besondern auf die Zerstörung heidnischer Tempel und ihrer Götzenbilder durch die christlichen Missionäre, namentlich die hh. Eligius, Martinus (zu Tongeren) und Ludgerus hingewiesen auf der im 7. Jahrhundert zu Farn und Groenberg (jetzt Bergues) stattgehabten Ersetzung der heidnischen Bilder durch das Bild des Kreuzes gedacht; auch kleine Bilder und Statuetten aus Casterlé und der Umgegend von Cambrai und Théronanne werden erwähnt: ein grösseres angebliches Bild der Freya, in der Schelde gefunden, jetzt im Museum zu Antwerpen, war schon p. 148 anzuführen Gelegenheit gegeben. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist hierbei der p. 211—215 näher ausgeführte Nachweis über die Verehrung der Quellen (namentlich in den Ardennen, in Bretagne und bei einer grossen Anzahl flandrischer Städte p. 212), der Seen, Bäche, Flüsse, Bäume, Felsen und Berge, welche die Annahme besonderer Gottheiten derselben auch dann mit Sicherheit vermuthen liessen, wenn einestheils die zahlreichen gallo-römischen Inschriften, andernteils die Beschlüsse der Concilien nicht vorlägen, welche dieselben unzweifelhaft bezeugten. Die Sammlung derselben, wie überhaupt alle urkundlichen Quellenzeugnisse darüber, wird erst den vereinzelt localen Erscheinungen und Sagen die rechte Grundlage und das rechte Verständniss geben. Auch das (p. 215—218) über die Priester und namentlich die Priesterinnen Bemerkte wird erst dann seine rechte Beleuchtung erhalten, wenn das Prophetische und Priesterliche, was die keltisch-germanischen Völker überhaupt in dem Weibe fanden und unterwürfig anerkannten, auf die bekannte Verehrung jener mütterlichen Gottheiten, als seinen Ausgangspunkt, wird zurückgeführt sein, deren Name, Würde und Bedeutung, selbst sprachlich, ausser den oben eingeführten einzelnen mütterlichen Feen, einen Zusammenhang erkennen lassen, der insbesondere bei den Fatae mit am deutlichsten und klarsten vorliegt. Das alt-römische monadische Fatum, schon frühe bekanntlich nach der ganzen indoeuropäischen Mythologie durchziehenden trilogischen Gliederung in tria fata zerlegt, erfuhr bei der Uebersetzung auf die

tisch-germanische matronale Trias in gleicher Weise, wie die ursprünglich männlich gedachten Weggötter in BIVIAE, TRIVIAE, FADRVVIAE übergingen, gleichfalls eine Wandelung der Art, die die Fata in Fatae übergingen, aus denen dann die Feen wuchsen: neben den selbst durch locale Beinamen charakterisirten FATA der Inschriften (Orelli-Henzen im Index. s. v. p. 26) finden daher gleicherweise auch die FATAE (Or. 1773. 5799), welches Wort Wilhelm von Auvergne univ. spirit. III, 2. c. 12 (vgl. 217) zur Bezeichnung der prophetischen Priesterinnen gebraucht. Unter den Opfern (p. 219 sqq.) hebt der Verfasser besonders die alten Libationen zu Ehren Thor's und Freya's hervor, welche auch in Flandern unter St. Johannis und St. Gertrudas immer fortleben, über welche letztere insbesondere Wolf, Urtheile II. S. 108 zu vergleichen ist. Nicht weniger interessante belehrende Anhaltspunkte zur Vergleichung bieten schliesslich die Untersuchungen über die Leichenfeierlichkeiten, besonders die unter dem Namen dadasisa in dem weiter unten zu erwähnenden Indiculus superstitionum et paganiarum gerügten Leichenmahl, über die Grabhügel und Begräbnisstätten, die Urnen und Aschenkisten, sowie endlich über jene colossalen unter dem Namen Dolmen bekannten Felssteine, für welche alle die in den nördlichen Theilen des alten Galliens vorkommenden Spuren in den verschiedenen Städten und Gebieten zusammengestellt sind (p. 223—238). Hieran reiht sich die Betrachtung der verschiedenen Feste, insbesondere der durch die bekannte Anecdote des h. Eligius an die Völker des Nordens verpönten Maifeste mit ihren Fackeltänzen, deren Spuren jetzt noch in manchen Gebräuchen und dieselbe begleitenden Liedern vorliegen (p. 238—262), von welchen der Verfasser mehrere mittheilt; auch sind wieder St. Johann, St. Peter und besonders St. Martin an die Stelle der alten heidnischen Götter getreten und zwar letzterer auf einer Weise, dass schon Thomas Cantipratensis de apib. p. 436 im Zweifel mit Bezug auf die am Vorabende des Martinstages stattfindenden Umzüge und Gesänge von einem Cantus turpissimus „beato Martino plenus luxuriosus plausibus per diversas terras Galliae et Teutonicae promulgatus“ spricht. Vielleicht war dieses Martinsfest gerade so an die Stelle des Festes der Herbstäquinoccia getreten, wie das Johannisfest an die Stelle der Frühlings- und Nachtgleiche, dem ehemaligen Ostarafeste, wenigstens wurden diese beiden nebst einem beim Beginne des Winters gefeierten als die drei Hauptfeste der heidnischen Flamänder dargestellt (p. 238). Dieses letztere, das grösste Fest des Jahres, soll das die Sonne gewesen und in einer Nacht gefeiert worden sein, welche deshalb auch die „mütterliche Nacht“ (nuit maternelle p. 239) geheissen habe, weil sie gewissermassen die ganze Natur wieder auf habe leben lassen. Die Familien vereinigten sich also, man tödtete einen Eber und verzehrte ihn gemeinsam. —

Diese Erklärung der angeblichen „mütterlichen Nacht“ ist, wie man beim ersten Anblicke sieht, wenig einleuchtend und überaus ungenügend, und der Verfasser würde das Richtige bei Vergleichung des Beda de temporum ratione XV. vol. VI. p. 178 ed. Giles gefunden haben: „Martius Rhedmonath; Aprilis Eosturmonath. Iacchabant (antiqui Anglorum populi) autem annum ab octavo Calendae Ianuariarum die, ubi nunc natale domini celebramus. Ex ipsa noctem nunc nobis sacrosanctam tum gentili vocabulo Modonoch nicht id est matrum noctem appellabant: ob causam, ut aspicamur, ceremoniarum, quas in ea pervigiles agebant“. Nicht eine „mütterliche Nacht“ sondern eine „Nacht der Mütter“ feierten sie, jener triadischen Mütter, Matres, Matronas, denen schon oben die Rede war und auf die man schon bei jener Stelle des Beda bezogen hat (vgl. Bonner Jahrb. XL 8. 1871). Merkwürdigerweise findet sich auch in den Opferdarstellungen der Matronensteindenkmäler ein Schwein als Opferthier dargestellt. Vielleicht liegt auch in dem Namen „Tripées“, mit welchem die gallischen Bauern dieses jetzt noch bis tief in die Nacht fortgesetzte Winterfest belegen, eine Beziehung auf jene Mütter selbst. — Mit diesen Festen auch die altheidnische Zeitrechnung zusammenhängt, so folgt p. 263—267 eine kurze Auseinandersetzung über die bezügliche Eintheilung der Zeit nach Jahr, Monaten, Wochen und Nächten, denn nach diesen, nicht nach Tagen, rechneten bekanntlich, wie schon Cäsar bemerkt, die gallischen Völker. Der Schluss des ganzen Werkes bilden endlich, ganz nach Art verwandter Mythenforschungen bei uns, volksthümliche Sprichwörter, Gebräuche und Aberglauben (p. 269—275), namentlich solcher, der sich theils auf die einzelnen Wochentage bezieht (p. 276—280), theils an Ueberlieferungen und Sagen über Feen und Hexen knüpft (p. 281—290) und zuletzt eine gedrängte Darstellung der Art und Weise, wie das Christenthum diese heidnischen Glaubensanschauungen bekämpfte (vgl. H. Müller a. a. O. S. 99 ff.). Die Umwandlung heidnischer Cultusstätten und Tempel in christliche, die Unterordnung christlicher Ideen an die Stelle der heidnischen, der Ersatz der alten Götter durch Engel und Heilige vermochten jedoch zunächst noch ebenso wenig den alten heidnischen Glauben völlig zu entwurzeln, wie die eindringlichen Anmahnungen frommer christlicher Glaubensboten und zuletzt die scharfen Verbote der Concilien. Vielmehr eröffnen die im Anhang II und III mitgetheilten beiden wichtigen Urkunden, die Ansprache des heiligen Eligius an die Völker des Nordens aus seinem tractatus de rectitudine catholice conversationis (vgl. Martin Rel. d. Gaules p. 69—70) und der bekannt von dem Concilium zu Liptinae (Lestines in Flandern) im Jahr 743 aufgestellte „Indiculus superstitionum et paganiarum“ (vgl. W. Müller a. a. O. S. 4—5) einen Einblick in die Fortdauer einer Masse von heidnischem Aberglauben, dass man einestheils die häufigen Rückfälle, anderntheils das zähe Festhalten am untergehenden

an Glauben, wenigstens in den untern Schichten des Volkes, bis in eine späte Zeit herab begreifen kann. Ohne Zweifel ist als ein Hüter dieses Kampfes heidnischen und christlichen Glaubens die scheussliche Ausgeburd des Hexenwesens anzusehen, zu dem auch im Anhang IV, Beiträge aus archivalischen Prozessen in Flandern aus dem 16. und 17. Jahrhundert gegeben werden, im Inhalt an Proben entsetzlicher Rechtsverwirrung und unerbittlicher Grausamkeit den Zeugnissen anderwärts bekannter Urtheile ähnlicher Art in Nichts nachsteht. — Auch diesen Theil der Untersuchung hat der Verfasser durch Mittheilung einzelner Beispiele begründet, welche sich auf den Cultus der heidnischen Götter beziehen: in einem Norwegischen (p. 302) ist Jesus an Wodans Stelle getreten. Um wie viel reicher aber würde überhaupt unser Kenntniss des germanischen Heidenthums sein, wenn unsere Literatur nicht den Verlust jener „barbara et antiquissima carmina, veterum regum actus et bella canebantur“ zu beklagen hätte. Der Verfasser hat vergebliche Nachforschungen nach der kostbaren Handschrift dieser Sammlung angestellt, welche sich im XII. Jahrhundert in der Abtei Egmond in Holland befunden haben soll. Ein Mönch dieses Klosters will sie zu jener Zeit gesehen haben, man der Reimchronik des Claes Colin v. 158sq. Glauben schenken will, die sich darüber also ausspricht:

„En ti barden woizen lezen,  
Ti noch overich haben wezen,  
Miner daghen binnen Hegmonde,  
Zolckes heb ie zo bevonden“.

Die Abtei Egmonde verbrannte 1574 und wahrscheinlich ging jene kostbare Handschrift unter. Dieser Notiz über die Liessammlung Karls des Grossen, welche der Verfasser prolég. p. XIV. mittheilt, erinnern wir uns nicht irgendwo begegnet zu sein. Ist wahrscheinlich, sagt J. Grimm Myth. p. IX, dass eine Zeit noch Abschreiber ihre Hand an die von Carl dem Grossen gestiftete Sammlung setzten, deren Untergang für uns unbeschreiblicher Verlust geworden ist, aus der sich eine Fülle von Stoff zur Darstellung des entlegensten Alterthums hätte gewinnen lassen“.

Frankfurt a. M.

J. Becker.

## Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana

1. *Xenophontis Expeditio Cyri. Recensuit et praefatus Ludovicus Dindorfius. Editio quarta emendatior. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCLVIII. XXXII et 258 S. in 8vo.*
2. *Plutarchi Vitae Parallelae. Iterum recognovit Carolus Sintenis. Vol. I. Lipsiae etc. XXIII und 461 S. in 8.*
3. *Athenaei Deipnosophistae e recognitione Augusti Meier. Vol. I. continens Lib. I—VI. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLVIII. 488 S. in 8.*
4. *Erotici Scriptores Graeci. Recognovit Rudolphus Hercher. Tomus prior Parthenium Achillem Tatium Jamblichum Apollonium Diogenem Longum Xenophontem Ephesium continens. Lipsiae etc. LX und 399 S. in 8.*
5. *Nonni Panopolitani Dionysiacorum Libri XLVIII. Recensuit et praefatus est Arminius Koechly. Accedit Index Librorum a F. Spirone confectus. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCLVII. Vol. I. CCX und 354 S. Vol. II. Lipsiae etc. MDCCCLVIII. 509 S. (Auch mit dem besondern Titel: Corpus poetarum epicorum Graecorum consilio et studio Arminii Koechly editum. Vol. XVII. Vol. I. II.).*
6. *C. Suetonii Tranquilli quae supersunt omnia. Recensuit Carolus Ludovicus Roth Brisigavus. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri MDCCCLVII. CIV u. 359 S. in 8.*

Die Fortsetzungen der Bibliotheca Teubneriana (s. diese Jahrbh. 1858. S. 67 ff.), die wir hier zur Kunde unserer Leser bringen, enthalten auch diesmal nicht blos solche Schriftsteller, die in den Kreis der Schule fallen und demnach zu den vielen Lesern gehören, sondern auch solche, die ausserhalb dieses engeren Kreises stehen und für die gelehrte Behandlung des classischen Alterthum's von Werth und Bedeutung sind, eben darum auch in einem verhältnissmässig kleineren Kreis von Lesern besitzen, denen diese Schriftsteller bisher weniger zugänglich waren; dass auch diese Schriftsteller in den Kreis des Unternehmens gezogen sind, verdient daher eine doppelte Anerkennung, zumal als diese Schriftsteller nicht blos in correcten und genauen Textesabdrücken der oft noch vorhandenen Originale vorliegen, sondern auch eine sorgfältige Revision des Textes selbst, nach dem Plane, welcher dem Unternehmen überhaupt zu Grunde liegt, erhalten haben und in dieser Beziehung den gewöhnlichen und theuren, weniger zugänglichen Ausgaben vorangehen. Was die äussere Einrichtung und die schöne Ausstattung in Druck und Papier betrifft, so ist dieselbe den früheren Bänden ohnehin durchaus gleichmässig ausgefallen.

Von den Schriftstellern der Schule erscheinen hier **Xenophon** (*Anabasis*) und **Plutarchus** (die *Vitæ*) in erneuerter Auflage, erstere von demselben Herausgeber nun zum viertenmal dem Publikum vorgeführt in einer Textesrevision, die schon aus diesem Umstande unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muss. Ohne das Einzelne der Kritik einzugehen, was dieser Anzeige fern liegt, und somit die einzelnen Fälle namhaft zu machen, in welchen der Herausgeber seine frühere Ansicht verlassen und eine andere Art in den Text aufgenommen hat, können wir im Allgemeinen merken, dass es zunächst zwei Punkte sind, auf welche die Kritik des Herausgebers bei dieser neuen Revision des Textes ihr Augenmerk gerichtet hat: der eine betrifft die Interpolationen der Schrift, die Zusätze, bald aus mehreren, bald aus wenigen Worten, bald aus ganzen Sätzen und Perioden bestehend, welche in Folge der frühen Verbreitung der Xenophonteischen Schrift durch Abschreiber wie insbesondere durch Gelehrte (Grammatiker) in den Text gebracht worden sind. Der Herausgeber, der diesem Punkte eine nähere Besprechung in der Praefatio gewidmet hat, nähert sich allem den Ansichten Cobets und anderer Holländischer Kritiker, dass die Proben, welche sie in der Mnemosyne niedergelegt haben, sowohl was Xenophon, als was andere Autoren, namentlich Plutarchus betrifft, nach unserer Ueberzeugung viel zu weit gehen, wenn sie alles, was nicht streng nothwendig ist zum Verständniss des Ganzen, also jedes nur einigermaßen entbehrliche Wort als ein überflüssiges Glossem ansehen und hiernach streichen: ein Verfahren, das in gar vielen Fällen die nöthige Umsicht, wie selbst Einzelne in die Redeweise des Schriftstellers vermissen lässt. Diese Ueberzeugung vermissen wir nicht bei dem Herausgeber dieser Schrift, der selbst dieses ganze genus vitiorum als ein „saepe admodum vitiosum“ bezeichnet und darnach auch verfahren ist. Der andere Punkt, dem des Herausgebers Aufmerksamkeit sich insbesondere zuwendet, betrifft die dialektischen, zunächst attischen Formen Xenophons, und deren Herstellung, da wo Abschreiber dieselben vermisst haben, so wie die Berichtigung aller syntaktischen Versehen, welche durch die Abschreiber in den Text gebracht worden sind: über diesen Punkt bringt die Vorrede nicht Weniges zur Sprache, was alle Aufmerksamkeit und Beachtung verdient. Ein Verzeichniss der Nomina (der Eigennamen) ist am Schlusse beigefügt.

Plutarch's Biographien, in diesem ersten Bande bis zu der des Coriolani und der dazu gehörigen Comparatio incl. enthalten, von dem früher gegebenen Texte einzelne Abweichungen, zu denen der Herausgeber theils aus eigener Ueberzeugung, theils durch die Bemühungen Anderer sich veranlasst fand; wo in dem gegebenen Texte eine solche Abweichung vorkommt, ist dieselbe in der vorangestellten Adnotatio critica angeführt, die auch einzelne Bemerkungen von einzelnen Kritikern zur Besserstellung verdorbener und doch zweifelhafter Stellen namhaft macht; auch die Interpunc-

tion versichert der Verfasser berichtigt und hierin Bekker gefolgt zu sein: nur auffallend waren uns allerdings die an einigen Orten z. B. selbst vor Participien, die zu dem vorhergehenden Satze gehören, angebrachten Punkte, wo wir Commata erwartet hatten; in manchen Ausgaben jetzt wahrnehmbare allzu grosse Beschränkung der Interpunctionszeichen hat allerdings hier keinen Platz gefunden, sie wäre auch bei einem Schriftsteller, wie Plutarch, Hinblick auf seinen Periodenbau wahrhaftig nicht an ihrem Platze.

Von grossem Belang für den gelehrten Gebrauch, und dem mit Dank aufzunehmen ist die neue Ausgabe des Athenäus, deren erster Band hier vorliegt; durch sie wird die Benutzung der Gebrauch eines Autors, der zu allen literarhistorischen, antiquarischen und grammatisch-sprachlichen Forschungen unentbehrlich, aber nicht Allen in gleicher Weise zugänglich war, in einer Weise ermöglicht, die jedem Gelehrten den Zutritt verstattet; über die Gestaltung des Textes, und die in demselben zu seiner Besserung vorgenommenen Aenderungen soll ein eigener Band späterhin nöthigen Aufschluss bringen: dass aber in der That der Text Manchem eine bessere Gestaltung erhalten hat, kann eine Vergleichung desselben mit den bisherigen Texten bald lehren. Dem dem ersten Bande begonnene Corpus der erotischen Schriftsteller Griechenlands vereinigt eine Reihe von Schriftstellern, zum Theile zwar schon eher zugänglich waren, hier aber in einer neuen Revision des Textes erscheinen, welche ihren Gebrauch durch ihre Benutzung nicht wenig erleichtert: man ersieht dies aus der vorausgehenden Adnotatio critica, die eine äusserst genaue Zusammenstellung liefert und auch sonst manche beachtenswerthe Bemerkungen, in kritischer, wie selbst in sprachlicher und grammatischer Hinsicht enthält. Was von des Jamblichus *Στασιασμός* und des Antonius Diogenes Schrift über Thule hier sich abgedruckt findet, ist aus der Photius Bibliothek entnommen; bei Jamblichus sind aber auch die bei Suidas an verschiedenen Stellen verfindlichen Fragmente dem Abdruck des aus Photius entnommenen Textes vorangestellt.

Besondere Beachtung wird die neue Ausgabe des Neanthes auszusprechen haben, der vor Allem einer neuen kritischen Bearbeitung bedurfte, die nach der in Frankreich vor wenigen Jahren herausgekommenen Ausgabe nur um so nöthiger erscheinen musste. Sie ist in die Hände eines Mannes gefallen, der schon vor mehr als zwanzig Jahren mit diesem Autor in der Absicht sich beschäftigt hatte, einen gereinigten und lesbaren Text desselben dem gelehrten Welt vorzulegen, der auch inzwischen nie diesen Autor verlassen und noch vor wenigen Jahren einen Gesang des Neanthes kritisch in einer Gelegenheitsschrift (s. diese Jahrb. 1856. S. 796) behandelt hatte, der überhaupt dem ganzen Kreise der spätklassischen Epiker Griechenlands seine besondere Thätigkeit zugewendet hat, wie dies bei nur wenigen unserer Hellenisten der Fall ist. Vertauscht



der Sprache und Denkweise dieser späteren Dichter, die bei Nachbildung der früheren Dichter doch in Sprache und Metrum manches Eigenthümliche bieten und namentlich von der Einfachheit der früheren Sprache des Epos so sehr abweichen, war ein solcher Mäcrtler allerdings am ersten im Stande die zahlreichen Verderbnisse zu beseitigen, welche den Text eines in so manchen Beispielen für uns wichtigen Dichters entstellen und einen lesbaren Text zu liefern, wie er aus den wenigen uns zugänglichen, meist in gleicher Weise verdorbenen jüngeren Handschriften nicht herzustellen war. Darum konnte auch hier davon nicht die Rede sein, den Text der etwa ältesten Handschrift ohne weiteres zur Grundlage zu nehmen und abdrucken zu lassen, um so einen urkundlichen Text zu geben, in dem nur einige und zwar offenbare Fehler der Abschreiber zu berichtigen gewesen wären. Ein solches Verfahren war hier schon bei der Beschaffenheit der handschriftlichen Ueberlieferung unzulässig: es musste vielmehr die Aufgabe des Herausgebers sein, auf der Grundlage der handschriftlichen, auch fehlerhaften Ueberlieferung einen lesbaren, also von seinen Fehlern gereinigten Text zu liefern, wozu allerdings die genaue Bekanntschaft mit dem Schriftsteller selbst erforderlich ist, die nur durch vieljährige Studien gewonnen werden kann: durch allein wird man bei den zahlreichen Verderbnissen der Handschriften auf das Richtige geführt werden und das überhaupt erwarten können, was der Herausgeber, im Sinne und Geiste Gottfried Hermann's, als die heiligste Pflicht eines Herausgebers betrachtet: „ut opus et pristino suo nitori quam integerrime fieri possit, statuatur et omnino quam commodissimum lectu atque jucundissimum reddatur“ (S. VIII). Mit dieser näheren, durch vieljährige Studien gewonnenen Bekanntschaft mit dem Dichter selbst, seiner Art- wie Redeweise, verband sich aber auch dann eine genaue Kenntnis Alles Dessen, was für diesen Autor in früherer, wie in neuester Zeit überhaupt geleistet worden war, öfters auch gesammelt und in einzelnen Abhandlungen, so dass in dieser Hinsicht nicht wohl irgend Etwas dem Herausgeber entgangen sein konnte, was für die Herstellung des Textes mehr oder minder zu nützen war. Seiner eigenen Thätigkeit blieb indess immerhin das Meiste überlassen: dieser verdanken wir einen in so vielen Theilen, und selbst in der Anordnung grösserer Partien, mit Fleiss und Erfolg berichtigten und dem Verständniss nahe gehaltenen Text; Derjenige, der diesen Dichter durchliest oder auf andere Weise durch andere, das Alterthum betreffende Studien geführt wird, kann vorzugsweise auf diese Ausgabe angewiesen, deren Text massgebend angesehen werden muss: wer sich davon im Einzelnen überzeugen will, den verweisen wir auf den umfassenden Commentarius criticus, der auf circa zweihundert Seiten eine gesetzte genaue Rechenschaftsablage des ganzen kritischen, hier beschlagenen Verfahrens enthält, aber darum auch so viele ein-

zelne Beiträge für das Verständniss und die richtige Auffassung vieler Stellen des nicht leichten Dichters bringt, da wo das Verständniss durch die kritische Gestaltung des Textes bedingt ist. So ist z. B. in die längere Stelle, welche den Kampf unter den Schaaren des Bakchos und Poseidon schildert Buch XLIII, 221—3 durch eine Umstellung der in Unordnung gebrachten und durcheinander geworfenen Verse erst Sinn und Verständniss gebracht worden: dasselbe ist Buch XXII mit einer andern Stelle, Buch XXXI, XXXVI, insbesondere Buch XXXIX und XLVIII, und in geringerem Umfang an vielen andern Orten geschehen. Der Beweis findet sich im Commentarius criticus niedergelegt, der überhaupt einen wahren Schatz von kritischen, exegetischen und sprachlichen Bemerkungen enthält, durch welche die Auffassung des Dichters wesentlich gefördert wird. Es liegt dem Zwecke dieser Anzeige fern, die Belege des Einzelnen hier namhaft zu machen und eine weitere Besprechung zu unterziehen, wie wir sie gern vornehmen möchten, wenn der enge Raum dieser Blätter solches verstattete; wir möchten aber wiederholt Alle, die sich für Nonnus und den ganzen Kreis dieser spätern Epiker interessiren, auf diese reiche und gründliche Leistung aufmerksam machen, durch welche der schwieriger und in Vielem bisher unverständlicher Dichter dem Verständniss nahe gebracht wird, und eigentlich erst lesbar geworden ist. Dem correcten Abdruck des Textes in den beiden Bänden ist noch ein genaues und umfassendes Register über alle die in achtundvierzig Gesängen des Nonnus vorkommenden Eigennamen mit den nöthigen Nachweisungen, so dass dasselbe zugleich die Stelle eines Sachregisters vertritt, und dadurch für den gelehrten Gebrauch wichtig wird, es reicht von S. 371—509, füllt also über hundert Seiten bei doppelten Columnen.

Suetonius, der hier in einer neuen Recension des Textes erscheint, welche sich gleichmässig über Alles das erstreckt, was von diesem Schriftsteller sich noch erhalten hat, also auch den Einschluss der verlorenen und nur in wenigen Bruchstücken erhaltenen oder verstümmelt auf uns gekommenen Schriften, gehört nicht zu den auf Schulen gelesenen Autoren: allein seine Bedeutung für die Geschichte und für die gesammte Kenntniss des römischen Alterthums ist wahrhaftig von der Art, dass man sich wundern muss, wenn diesem Schriftsteller in unserer sonst so eifrigen Zeit auch von Seiten der Kritik noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, während doch von dem diesem Wege zu schaffenden sichern Grundlage die ganze Benutzung des Schriftstellers und der für die Alterthumsstudien zu machende Gebrauch abhängt.

(Schluss folgt.)

**HAHRBÜCHER DER LITERATUR.****Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.****(Schluss.)**

Eine solche Grundlage zu schaffen und einen auf die schriftliche Ueberlieferung gleichmässig in Allem zurückzuföhren, aber auch lesbaren Text durch Aufnahme derjenigen Berichtigungen, welche die fehlerhafte Ueberlieferung der ältesten Quelle nöthig macht, zu liefern, davon aber durch eine gerechenschaftsablage den Leser zu überzeugen, das war allerdings die nächste Aufgabe des Herausgebers, der mit der Lösung dieser Aufgabe noch mehreres Andere verbunden hat, was, auch wenn von der so wohl gelösten Hauptaufgabe, die dankbarste Anerkennung verdient, zumal wir dadurch in den Stand gesetzt werden, mit sicherem Blick die vielseitigen Leistungen eines Schriftstellers zu überschauen, dessen Bedeutung schon aus dem Wenigen, was uns vollständig erhalten ist, sattsam hervortritt, dessen Einfluss die spätere Forschung, die ihn vielfach benützte und ausschrieb, nur noch hoch genug angeschlagen werden kann. Der Herausgeber hat diese Bedeutung seines Schriftstellers vollkommen erkannt, und darum auch seine die einzelnen Schriften des Suetonius und die kritische Verhältnisse betreffende Vorrede eingeleitet durch eine Erörterung über die Person des Schriftstellers; die im Ganzen sehr umfangreichen Nachrichten, die darüber theils bei ihm selbst, theils bei Plinius dem Jüngern oder sonstwo vorkommen, sind im Uebrigen hier zu einem schönen Bilde vereinigt, und der Charakter seiner ganzen literarischen Thätigkeit festgestellt, die uns in Suetonius einen reinen Gelehrten, der dem öffentlichen Leben fern steht, erkennen lässt: ein Umstand, der auch bei der Würdigung seines Hauptwerkes, das uns von ihm noch erhalten ist, nicht ausser Acht zu lassen ist. Daraus zu einem namhaften Theile, wie überhaupt aus der ganzen Anlage und Tendenz dieser Biographien ergibt sich die von Manchen vielleicht zu sehr hervorgehobene Regel des Werkes und seine Schattenseiten, über denen wir doch nicht die wesentlichen Vorzüge übersehen dürfen, welche eine reichhaltige, auf guten verlässigen Quellen beruhende Zusammenfassung geschichtlicher, zunächst das Privatleben und die Persönlichkeit der Kaiser betreffenden Nachrichten anzusprechen hat: der Herausgeber hat beides, die Schattenseiten, wie die Vorzüge mit unbefangenen Blicke gewürdigt, ohne in Bezug auf die letzteren so-  
ll. Jahrg. 10. Heft.

weit zu gehen, wie dies Dirksen in seinen Beiträgen zur Ausgung d. s. w. des Suetonius (in den Denkschriften der Berlin-Akademie) gethan hat; denn als eine zusammenhängende Darstellung der Zeitgeschichte wird man dieses biographische Werk, sich von ähnlichen Schriften des classischen Alterthums, wie z. B. von den Plutarchischen Biographien wesentlich unterscheidet, sehr wohl ansehen dürfen; zumal da gerade das, was in dieser Hinsicht das Hauptsächlichste ist, die Darstellung des öffentlichen Lebens, der Gang des Staatslebens im Innern wie nach Aussen, bei Suetonius fast ganz in den Hintergrund tritt. Mit allem Grund und Recht aber der Verfasser auf den Beifall und die Verbreitung hin, welche diese Biographien in den nachfolgenden Zeiten bis zu dem Untergang der römischen Welt erlangt haben, und knüpft daran die richtige Wahrnehmung, die in dem Beginne des Mittelalters, in dem karelisingischen Zeitalter, in dieser Periode der Wiederaufnahme damit auch der Erhaltung der classischen, zunächst römischen Literatur, entgegentritt. Dass wir diesem Zeitalter auch die Erhaltung der Vita des Suetonius, die von dem ersten Geschichtschreiber jener Zeit so fleissig studirt und so eifrig nachgebildet worden sind, verdanken haben, wird Niemand bezweifeln können: gewiss hat der Verfasser Recht, wenn er in die Zeit Karls des Grossen die Handschrift verlegt, welche die Grundlage der noch vorhandenen Codices der Vita bildet, insbesondere der ältesten, vorzugsweise beachtenden Handschrift des neunten Jahrhunderts, welche sich jetzt in Paris findet, aber aus der Abtei des h. Martinus zu Tours stammt, jenem ältesten Sitze der Cultur und Wissenschaft, wohin sich Alcuin zurückzog, als er vom Hofe Karls des Grossen schied, dieser Kloster- und Pflanzschule, aus welcher die berühmtesten Männer jener und der nächstfolgenden Zeit hervorgegangen sind; es ist dies nach einem späteren Besitzer benannte Codex Memmianus nr. 6115: die Bedeutung dieser Handschrift veranlasste den Verfasser, eine nochmalige genaue Collation derselben zu Paris vorzunehmen: denn sie muss allerdings als die älteste und reinste Quelle des Textes gelten, mithin auch für uns als Grundlage des Textes angesehen werden, obwohl die Ansicht, welche die übrigen noch vorhandenen Handschriften der Vita des Suetonius auf diese Quelle zurückführt, nicht richtig ist, wie hier nachgewiesen wird. In die dem Memmianus zunächst stehende Medicäische Handschrift des elften Jahrhunderts weist auf eine andere Quelle hin, selbst Handschriften geringeren Werthes, wie eine andere vom Verfasser verglichene Pariser (nr. 6116), eine andere Medicäische u. s. w. lassen sich kaum auf jenen Memmianus zurückführen, erheben aber eben deshalb von Seiten der Kritik eine gewisse Beachtung neben jener Hauptquelle, deren Lücken, namentlich die große Lücke am Anfang der Vita, sie leider nicht ausfüllen. Denn ausser dem Titel des ganzen Werkes, die an C. Septicius Clarus gerichtete Vorrede oder Dédication, dann weiter der dem Werk

angehende Stammbaum der kaiserlichen Familie, so wie der Anfang vom Leben des Julius Cäsar fehlt, ist als unzweifelhaft jetzt zu betrachten (s. p. Xsqq.). Der Verfasser hat den Handschriften, den älteren Ausgaben eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, um hiernach eine sichere Grundlage für die Gestaltung des Textes zu gewinnen: sein Hauptführer ist allerdings der mehrertheilte Memmianus, dem er auch in orthographischen Dingen insbefondere folgt: wobei jedoch aus dem obenerwähnten Grunde auch die andern Handschriften hier und dort Berücksichtigung gefunden haben: wo eine Abweichung stattgefunden, und eine andere Art, die auf irgend einer Verbesserung neuerer Zeit beruht, aufgenommen werden musste, ist dies in der *Annotatio critica*, welche in der Vorrede (p. XXXVII—L) aufgenommen ist, und auch noch andere Notizen mittheilt, bemerkt. Wir erhalten also, was die *Vita* betrifft, in dieser Ausgabe einen Text, der als ein auf seine urkundliche Grundlage zurückgeführter, und da, wo diese fehlt oder verloren ist, mit Benützung anderer Hülfsmittel, lesbar gewordener Text zu sehen ist, wie wir einen solchen bisher nicht besaßen, wie denn diesem neunzehnten Jahrhundert für die Texteskritik der *Vita* des Suetonius kaum Etwas von Belang von den verschiedenen Herausgebern dieser Biographien geleistet worden war.

Zu einer umfassenden kritischen Untersuchung gibt die kleinere Schrift *De Grammaticis et Rhetoribus* dem Verfasser Veranlassung; sie zeigt, dass wir die zu Leiden befindliche Abschrift, welche im Jahr 1460 Pontanus von der in Deutschland durch Johann von Asculum aufgefundenen (jetzt freilich verschwundenen) Handschrift genommen hat, doch nicht als die einzige Quelle des Textes und als den einzigen Grund der handschriftlichen Ueberlieferung zu betrachten haben, sondern dass die Wolfenbüttler Handschrift, welche völlig unabhängig von dem Leidner Apographum eine gleiche Bedeutung anspricht, und ebenso theilweise auch die Florentiner Ausgabe vom Jahr 1478: weshalb zur völligen Sicherstellung des Textes beide Quellen, von denen genaue Collationen dem Verfasser vorlagen, angezogen und benutzt wurden, um den in dem verlorenen Codex des Enoc (als gemeinsamer Quelle der Handschriften, der Leidner und Wolfenbüttler) enthaltenen Text möglichst wiederzugeben. Einzelne Verbesserungsvorschläge verschiedener Gelehrten sind in die *Annotatio critica* S. LXVIIIsqq. aufgenommen.

Den verlorenen Schriften des Suetonius und den Bruchstücken desselben, ist hier, wir können wohl sagen, erstmals eine genauere Untersuchung (p. LXXIsqq.) und grössere Sorgfalt in der Zusammenstellung (S. 273—320) gewidmet, wobei sich der Verf. zuerst an die Angaben des Suidas, die einer guten Quelle entnommen erscheinen, gehalten hat; seine Vermuthung, wornach von den in Suidas angeführten Schriften Einiges, namentlich eine Schrift über die Spiele und Scherze der Griechen, auch in griechischer

Sprache abgefasst gewesen, erscheint sehr einleuchtend. Unter den verlorenen, meist nur wenig noch bekannten Schriften, ragt insbesondere ein grösseres Werk hervor, das uns auch noch einigermaßen bekannt ist, das Werk *De viris illustribus*, dem oben angeführten noch erhaltenen Stücke *De grammaticis et rhetoribus* ursprünglich ohne Zweifel angehört haben, und welches ähnlicher Weise in besondern Abschnitten auch die Redner, Dichter, die Geschichtschreiber, wahrscheinlich auch die Philosophen und Juristen, überhaupt alle durch literarische Thätigkeit und besondere Leistungen in der Wissenschaft bedeutenden Männer Roms, behandelt hatte, hiernach vielleicht aus sieben oder acht Abtheilungen oder Büchern (so vermuthet der Verfasser S. LXXVII) bestand. Der Verlust dieses umfassenden Werkes für uns gewiss sehr zu beklagen: doch ist hier nachgesehen, wie uns im Ganzen doch noch bedeutende Reste dieses Werkes erhalten sind, welche darum auch unter den Fragmenten eine Stelle erhalten haben. Was nemlich von derartigen Angaben in Irenaeus seiner Bearbeitung der Chronik des Eusebius beigelegt ist, erscheint aus diesem Werke des Suetonius entnommen; derselbe ist die *Vita Terentii* zuzuweisen, welche Aelius Donatus am Anfange seiner Commentare zu Terentius unter dem Namen des Suetonius Tranquillus mittheilt, die *Vita Horatii*, welche Petrus Nannius im Jahre 1548 zuerst aus Handschriften des Hieronymus mittheilte, ebenso die *Vita Lucani*, die in mehreren Handschriften dieses Dichters vorkommt und Anderes der Art; auch dem Donatus beigelegte *Vita* des Virgilius mag Manches enthalten, was aus diesem Werke entnommen ist; die dem Suetonius von Einigen beigelegte *Vita Juvenalis*, wie die *Vita Persii*, sind weggefallen, da beide *Vitae* von Suetonius nicht herrühren können, was eben so auch von der *Vita Plinii Secundi* (des jüngeren Plinius) gilt. So erscheint dieses Werk, dessen Abfassung der Verfasser mit gutem Grunde innerhalb der Jahre 106—113 verlegt, das vielleicht auch in der Stelle des Plinius (*Epist.* V, 10) zu finden ist, hier allerdings nach den daraus erhaltenen Bruchstücken in einem weit grösseren Umfang; wobei auch zu bemerken ist, dass die genannten grösseren Stücke hier mit Benutzung der ältesten Handschriften, in welchen sie noch vorkommen, in ihrem Text eben so berichtigt und auf ihre urkundliche Grundlage zurückgeführt erscheinen, als dies bei den übrigen Schriften des Suetonius in dieser Ausgabe der Fall ist. Auch die aus der Schrift *Pratum* oder *Libri Pratorum*, einer Schrift grammatischen und lexicographischen Inhalts, erhaltenen Bruchstücke erscheinen hier vermehrt durch Aufnahme der bei Isidorus vorkommenden, diesem Werke entnommenen Stellen; die aus demselben Werke ebenfalls angeführten *Differentiae Sermorum*, die sich in einer jetzt zu Montpellier befindlichen Handschrift des neunten Jahrhunderts vorfinden, sind ebenfalls beigelegt: wenn sie auch in ihrer jetzigen

legenden Gestalt schwerlich von Suetonius niedergeschrieben sind, wie dies die Untersuchung des Verfassers (S. XCVI sqq.) zeigt hat, so mögen sie doch in ihrer Grundlage auf eine solche Quelle, wie Suetonius, zurückzuführen sein, da eine spätere, unbedingte Hand Manches Fremdartige beigemischt hat: jedenfalls ist der hier nicht ohne vielfache Verbesserungen des entstellten Textes wiederholte Abdruck an seinem Platze sein, schon zur Vertheidigung der ganzen Ausgabe, die Alles bringen soll, was von literarischen Thätigkeit des Suetonius sich nur einigermaßen retten hat; ein genauer „Index nominum priorum, historicus, geographicus, litterarius“ (S. 323—357 mit doppelten Columnen jeder Seite) erhöht den Werth dieser Ausgabe, bei der wir etwas länger verweilt haben, um unserer Pflicht einer guten Berichterstattung über das in dieser Ausgabe Geleistete genügen zu können.

---

*Frontini de aquis urbis Romae libri II. Recensuit Franciscus Buecheler. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCCLVIII, XIV u. 54 S. in gr. 8.*

Diese neue Ausgabe einer nicht unwichtigen Schrift des Frontinus ist veranstaltet auf der Grundlage derjenigen Handschrift, die als die älteste Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung angesehen werden muss, in so ferne auf sie die übrigen noch vorhandenen Handschriften zurückweisen, deren Werth für die Gestaltung des Textes daher ein untergeordneter zu nennen ist. Von dieser im Monte Cassino befindlichen Handschrift, welche wir mit dem Herausgeber lieber dem dreizehnten Jahrhundert, als dem elften zurechnen, befindet sich eine durchaus genaue Copie, welche von dem verstorbenen gelehrten Epigraphiker Kellermann genommen und auf der Universitätsbibliothek zu Bonn, deren Benutzung dem Herausgeber verstattet ward.

Da sich an der Genauigkeit und Treue der Copie, in welcher die Züge der Buchstaben des Originals nachgebildet erscheinen, nicht zweifeln lässt, so war dem Herausgeber allerdings eine gute Grundlage gegeben, die er auch in zweckmässiger Weise benutzt hat; es zeugt überhaupt diese kritische Arbeit von einer Thätigkeit, die sich nur in einem hier und dort allzu wegwerfenden Urtheile über die Leistungen Anderer, zunächst der Vorgänger in diesem Gebiete, etwas überschätzt hat. Die Abweichungen der Handschrift von dem hier gelieferten Texte sind unter dem Rande bemerkt; auch manche Verbesserungsvorschläge, die in dem Texte keinen Eingang finden konnten, werden hier erwähnt. Die ähnliche Aufschrift des Büchleins „De aquaeductibus“, die nur in der Handschrift von Monte-Cassino „De aquae ductu



urbis Romae“ steht, hat der Herausgeber verlassen und *De aquis urbis Romae* gesetzt, was allerdings passender scheinen mag. Die äussere Ausstattung der Schrift in Druck und Papier ist vorzüglich zu nennen.

---

*Epistola critica de oratione prima in Catilinam frustra a Cicero abjudicata. Scripsit Petrus Erkema. Amstelodami apud J. D. Sybrandi. 1857. 101 S. in gr. 8.*

Wir haben in diesen Jahrbüchern (1857. S. 651 ff.) den ersten Versuches gedacht, welcher die erste Catilinarische Rede Cato's in der uns überlieferten Gestalt als eine Fälschung, mithin ein unächtcs Produkt Ciceronianischer Beredsamkeit darstellen sowie der Gegenschrift, welche dadurch alsbald hervorgerufen wurde, was in dieser etwa übersehen oder unterlassen worden, um Beweis der Aechtheit der vorhandenen Rede in seiner ganzen Ständigkeit zu liefern, und damit alle weitere Verdächtigung abschneiden, das sucht die vorliegende Epistola gewissermassen zutragen, obwohl sie einen durchaus selbständigen Gang nimmt, namentlich bemüht ist, im Einzelnen, in der richtigen Erklärung und Auffassung einzelner Worte und Gedanken wie ganzer Perioden die Nichtigkeit der wider die Rede erhobenen Einwürfe, und die Haltlosigkeit des dabei beobachteten Verfahrens darzuthun: das ist diese Epistola zugleich für die Erklärung der Rede selbst, deren richtige Auffassung als ein Beitrag anzusehen, der alle Achtung verdient. Die Leichtfertigkeit, womit jene Verdächtigung in die Welt geschleudert, das Ungenügende und Fehlerhafte, wozu man sie zu begründen versucht hat, tritt allerdings nun völlig zu Tage und lässt uns hoffen, dass die ganze Frage nun ihr Ziel erreicht haben möge, und man lieber der sorgfältigen und gewissenhaften Behandlung wie Erklärung des Textes der Ciceronischen Schriften sich zuwenden, als in solchen Spielereien (um eines dem Ausdruckes uns zu bedienen) sich ferner gefallen möge. Wir müssen wir bemerken, dass, wenn in jener Verdächtigung auf Bakil als den Begründer derselben hingewiesen war, um damit der Verdächtigung selbst Gewicht und Ansehen zu verleihen, der Verfasser dieser Epistola, ebenfalls ein Schüler Bake's, dies in Abstellung, und in dieser Beziehung von den vorgebrachten Verdächtigungsgründen versichert, er habe in diesen nirgends eine Spur gemeinsamen Lehrers entdecken können: „nusquam fere, quod Bakil tabar, Bakil illius, qualem auditor cognoveram, manum agnosce potui, et persuasum mihi habebam, discipulum aut quae a praetore triennio ante tradita essent, non satis tunc intellexisse aut tempore in eorum oblivionem adductum, quod jam sine cortice posse sibi videretur, quae infida memoria ei non suppeditaret“

„*arbitrio exposuisse*“ (S. 2.). Wir glauben dies um so mehr führen zu müssen, als es allerdings auffallend erscheinen musste, dass so haltlose Verdächtigung und eine so nichtige und gehaltlose Begründung derselben auf den Namen eines Mannes zurückgeführt werden, dessen vielfache Leistungen auf dem Gebiete der Kritik allerdings zu etwas Besserem berechtigen, als zu solchen unreifen Produkten jugendlicher Ausgelassenheit.

---

*Hrotsvithae Gandeshemensis virginis et monialis Germanicae, gente Saxonica ortae, Comoedias sex ad fidem codicis Emmeranensis typis expressas edidit, praefationem poetriae et ejus epistolam ad quosdam sapientes hujus libri fautores praemittit, versiculos quosdam Hrotsvithae, nondum antea editos eodem ex codice iis adjunxit J. Bendixen. Lubecae. Impensis librariae Dittmerianae MDCCCLVII. XIX u. 152 S. in 12.*

Die Gedichte der Hrotsvitha, die in Deutschland wenigstens seit mehr als hundert Jahren keinen neuen Herausgeber gefunden haben, verdienen gewiss bei dem erneuerten Studium, welches die Denkmäler unserer Vorzeit mit grösserer Sorgfalt und kritischer Genauigkeit an das Tageslicht zieht, und damit der geschichtlichen und literarischen Forschung zugänglich macht, eine Beachtung, die nicht derjenige nicht in Abrede stellen kann, der von dem ästhetischen Standpunkt aus diese Versuche mit den Erzeugnissen des griechischen Alterthums zusammenstellt, die in formeller Hinsicht ihnen vorangehen, ja die natürlichen Muster sind, welche der im letzten Jahrhundert und schon früher in unsern Gauen erwachte Geist für eine höhere geistige Bildung, die zunächst an das Christenthum und dessen Lehre sich anknüpft, nachzubilden suchte.

An diese Meisterwerke des Alterthums halten sich auch die aufs neue abgedruckten Dichtungen der Nonne von Gandersheim, die freilich in ganz anderem Sinne, als die Comödien des Terentius diesen Namen tragen, und obwohl sie den legendenartigen Stoff in einer Handlung zu irgend einem ethisch christlichen Zwecke darstellen, keineswegs (wie wir wenigstens glauben) auf die Bühne gebracht, also aufgeführt worden sind, sondern ihrer pädagogischen Tendenz wegen zum Vorlesen bestimmt waren; sie sollen vielmehr als Werke der Frömmigkeit angesehen sein und sollen diese vor Allem fördern, darum durch den Inhalt die Mängel der Form ersetzen, deren sich die, für ihre Zeit nicht ungebildete Dichterin mit den Meistern der alten classischen Poesie Roms vergewisse Dichterin wohl bewusst ist. So verdienen gewiss diese Dichtungen unsere volle Aufmerksamkeit; und wenn der Herausgeber, nachdem er vor einigen Jahren diese Komödien in einer deutschen Uebersetzung einem grösseren Leserkreise eingeführt, es unternimmt,

auch den lateinischen Text derselben in einer bequemen und gefälligen, so wie im Preise billig gestellten Ausgabe zu liefern und für Jedermann erst recht zugänglich zu machen, so wird man dem Unternehmen, dem in dieser Beziehung durch die zu Paris 1844 von Magnin gelieferte Ausgabe kein Abbruch geschehen ist, nur lobenswerth finden können. Dabei hat er sich nicht auf einen blossen Wiederabdruck des von Schurtzfleisch oder von Magnin gegebenen Textes eingelassen, sondern er ist auf die Quelle zurückgekehrt, die bekanntlich in der jetzt zu München, ehemals zu Regensburg in der Abtei St. Emmeran, befindlichen Handschrift aus dem Anfange des elften Jahrhunderts zu suchen ist, welche die Grundlage der ersten gedruckten Ausgabe von Conrad Celtis im Jahre 1501 bildet. Durch eine genaue Vergleichung der Handschrift ist es dem Herausgeber möglich geworden, den Text selbst von manchen Fehlern und falschen Lesarten, die sich bei Magnin finden, zu reinigen, und auf seine ursprüngliche Gestalt zurückzuführen, dadurch aber ihn überhaupt lesbar und zugänglich zu machen, wobei er sorgfältig jede Abweichung der Handschrift von dem gegebenen Texte in den Anmerkungen, die unmittelbar unter dem Text ihre Stelle erhalten haben, angeführt hat. Vermöchte man wünschen, dass es dem Herausgeber gefallen hätte, seiner Ausgabe auch die andern Gedichte der Hrotsvitha, namentlich die versificirten Heiligengeschichten und den Panegyricus auf Otton beizufügen in einer ähnlichen auf die Urschrift zurückgeführten Gestalt. Die beiden aus der Münchner Handschrift, wo sie auf Comödien folgen, am Schlusse (S. 150) hier erstmals abgedruckten Gedichte: Versiculi de laudibus virginitatis und Visiones quaedam apostoli Joannis sind von keiner besondern Bedeutung, immerhin aber schätzbare Zugaben, um die Leistungen der Hrotsvitha auf dem Gebiete der lateinischen Poesie jener Zeit vollständig zu überblicken.

---

*Specimen historico-literarium inaugurale de Nicia, demagogi belli duce, quod — pro gradu doctoratus summisque in philosophia theoretica et literis humanioribus honoribus ac privilegiis publico ac solemni examini submittet Guilielmus Julius, Rheno-Trajectinus. Trajecti ad Rhenum. Typis mandant Gieben et Dumont — MDCCCLVIII. X u. 151 S. in gr.*

Die ähnliche Schrift eines deutschen Gelehrten (Hertzberg) über Alcibiades (s. diese Jahrb. 1853. p. 591 ff.) gab dem Verfasser Veranlassung, den wenn auch nicht in gleichem Grade berühmten gewordenen Zeitgenossen des Alcibiades in einer ähnlichen monographischen Darstellung zu behandeln, die als eine Erstlingsarbeit und Gelegenheitschrift dem Verfasser alle Ehre macht, und durch die ganze Art und Weise der Behandlung gerechte Anerkennung

edient. Einen guten lateinischen Ausdruck und eine gewandte Sprache ist man ohnehin gewohnt, in derartigen Gelegenheitsschriften Hollands zu finden. Vorerst ist das ganze Bild des Nicias, das hier entgegentritt, auf die Zeugnisse der Alten begründet, es kann daher auch auf Wahrheit Anspruch machen und zu einer gerechten und billigen Würdigung des Mannes selbst führen, dessen Leben ein so unglückliches war. Die diesem Gegenstande gewidmeten Forschungen der neueren Zeit, so wie das in den verschiedenen Werken der griechischen Geschichte neuerer Zeit über Nicias Bemerkte, ist dem Verf. nicht unbekannt geblieben; er hat davon einen umsichtigen Gebrauch gemacht und sich von derjenigen Methode fern gehalten, welche da, wo die Zeugnisse der Alten nicht ausreichen, durch sogenannte geistreiche Combination die unvermeidlichen Lücken auszufüllen sucht und uns oft mehr Gestalten der eigenen Phantasie, als wirkliche und treue Bilder vergangener Zeiten vorführt. Der Gang der Darstellung selbst ist folgender.

Der erste Abschnitt, der mit der Abstammung und den Familienverhältnissen des Nicias beginnt, führt sein Leben und Wirken auf die mit dem Tode Kleon's eintretende Periode. Hier finden wir auch eine nähere Betrachtung über den in alter und neuer Zeit verschieden beurtheilten Charakter des Mannes (S. 9 ff.), seine möglichen Eigenschaften, wie seine Schattenseiten (zunächst der *timus angustus atque summissus* S. 15), die ihn selbst ins Unglück gestürzt, und den Glanz seiner Tugenden und seines Ruhmes trübten. Seine Ruhe und Vorsicht steigerte sich oft bis zu Aengstlichkeit und war einer entschlossenen Handlungsweise so wenig förderlich, als sie die Vortheile eines gewonnenen Krieges zu benutzen verstand: beides aber war dem natürlichen Charakter der Athener so wenig entsprechend, dass uns der Gegensatz und die nachtheiligen Urtheile der Athener über die Person eines sonst so achtbaren und unbescholtenen Mannes, dabei eines berühmten Kriegsführers und Staatsmannes, kaum befremden können. Selbst der strenge und feste Glaube an die Religion der Väter seiner Zeit, wo freigeisterische Ansichten ihr Haupt in Athen bereits erhoben hatten, konnte wenig dazu beitragen, diese Ansichten der Athener zu ändern: an Heuchelei und Verstellung war aber bei einem so ehrenwerthen Charakter, wie Nicias, gewiss nicht zu denken, wie dies auch unser Verfasser richtig ausgesprochen hat. In dem zweiten Abschnitt (S. 57 ff.) wird dann die Glanzperiode des Mannes, wenn man anders diesen Ausdruck gebrauchen kann, der Lebensabschluss, das Treiben des Alcibiades und die Berathung über den nach Sicilien zu unternehmenden Kriegszug, der gegen die Ansicht des Nicias durchgesetzt ward, dargestellt; der dritte Abschnitt (S. 107 ff.) führt uns dann diesen Feldzug selbst vor, der mit dem so unglücklichen Ausgang für den Mann nahm, der selbst zu misrathen, und gegen seinen Willen mit an die Spitze des Heeres getreten war. Was den Tod des Nicias betrifft, so zweifelt

der Verfasser nicht an der Richtigkeit der von Thucydides und Philistinus berichteten Hinrichtung, nachdem er mit seinen Truppen oder vielmehr mit dem zusammengeschmolzenen Reste derselben sich dem Gylippus auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, oder vielmehr dazu genöthigt worden war, da jede Aussicht einer Rettung verschwunden war; der Verf. verwirft mit Grund die Angabe des Timäus, wornach auf des Hermokrates Vorschlag Nicias und sein Unglücksgenosse Demosthenes mit dem Selbstmord begnadigt worden sein; aber er nimmt auch zugleich den Thucydides in seinem Urtheil über das unglückliche Ende dieses Mannes (VII, 82) in Schutz gegen den unbilligen Tadel Grote's; und gewiss Niemand, der mit aufmerksamem Blicke das Leben dieses Mannes verfolgt hat, dürfte anstehen, in die Worte des grossen Geschichtschreibers einzustimmen, wenn ihm Nicias als ein Mann erscheint ἥμισυ ἄξιος ὢν τῶν ἐκ' ἐμοῦ Ἑλλήνων ἐς τοῦτο δυστυχίας ἀφαιρέσει διὰ τὴν πᾶσαν ἐς ἀρετὴν νενομισμένην ἐπιτήδευσιν.

---

*Des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt von Ernst von Lasaulx. München bei der Literarisch artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 122 S. in gr. 8.*

Diese Schrift zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste mit dem wir uns hier zunächst zu beschäftigen haben, eine, wie man wohl sagen, begeisterte, von den edelsten Motiven getragene Darstellung des Lebens und Wirkens des edelsten Weisen liefert, den die hellenische Welt aufzuweisen hat; sie ist gestützt in allen Einzelheiten auf die Zeugnisse des Alterthums, welche die selbstevidente Belesenheit und die umfassende Gelehrsamkeit des Verfassers zu einem so anziehenden Bilde zu vereinigen gewusst hat, das wir insbesondere allen Denen empfehlen möchten, welche, ohne sich an die Quellen sich wenden zu können, doch den Mann kennen lernen wollen, der nach Cicero's Ausdruck die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen hat und durch seine Lehre Mittelpunkt oder vielmehr der Ausgangspunkt für alle spätere Philosophie geworden ist, der in seinem ganzen Leben, wie es uns hier mit sichtbarer Vorliebe gezeichnet vorliegt, so würdig dargestellt als einer der edelsten des Hellenischen Volkes. Wer diese Darstellung liest, wird sich unwillkürlich davon ergriffen fühlen, er wird dem edlen Geiste, der das Ganze durchweht, und in einer so beredten Darstellung Ausdruck gefunden hat, gerechte Anerkennung zollen; überall sind die Zeugnisse der Alten, auf welche, wie schon oben bemerkt, die Darstellung sich stützt, beigelegt, so dass Jeder in den Stand gesetzt ist, das Gesagte zu prüfen und von der Richtigkeit desselben sich zu überzeugen. Und dass bei dieser Darstel-

ung, die uns in Sokrates eine ächt hellenische Erscheinung im  
 ersten Sinne des Wortes, ja nach S. 94 den wahrhaftigen und  
 ersten Vorläufer Jesu Christi unter den Hellenen vorführt, insbe-  
 sondere die Erzählung von seiner Anklage und Verurtheilung, sei-  
 nen ganzen Verhalten während des Processes, wie seines Scheidens  
 hervortritt (S. 71 ff.) und in dieser Beziehung ganz besondere Be-  
 deutung anspricht, wird kaum einer besondern Erwähnung bedürfen;  
 die Darstellung seiner Lehre, so weit sie nach den Angaben seiner  
 Schüler bekannt ist und sich überhaupt mit Sicherheit ermitteln  
 lässt, war schon vorher (S. 30 ff.) in klaren Umrissen gegeben, hier  
 die monotheistische Anschauung und die damit zusammenhängende  
 Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele erörtert und  
 die Hauptsätze seiner diesem Glauben entsprechenden Ethik nieder-  
 gelegt worden; ihr schliesst sich (S. 58 ff.) eine Betrachtung an  
 über das Verhältniss dieser Lehre zu dem äusseren, politischen Le-  
 ben seiner Vaterstadt, zumal als hierin der Grund des Zwiespaltes  
 liegt, der ihm selbst das Leben gekostet und seine Verurtheilung  
 herbeigeführt hat. Diese ganze Darstellung mit all den weiteren  
 daran geknüpften Erörterungen hat uns um so mehr angesprochen,  
 als wir nicht das Gleiche von dem andern Theile der Schrift  
 (S. 99 ff.) versichern können. Dieser greift in das Gebiet der Theo-  
 logie und zwar der christlichen ein, insofern er „den geschilderten  
 Sokrates mit dem höchsten aller Heroen, mit Jesus Christus“ zu ver-  
 gleichen unternimmt und zu zeigen versucht: „dass, wenn das Sy-  
 stem der typischen Theologie, d. h. die Lehre, dass es vorbildliche  
 Persönlichkeiten zu der höchsten des Menschensohnes gebe, über-  
 haupt zulässig ist, hier, wenn irgendwo ein ächtes Vorbild Christi  
 klar erkennbar ist“ (S. 100), wobei sich jedoch der Verfasser aus-  
 drücklich gegen die Absicht verwahrt, „den Menschen Sokrates dem  
 Gottmenschen Christus, die göttliche Stimme in dem einen dem  
 göttlichen Logos im andern, den Sohn des Sophroniskos dem Sohne  
 Gottes gleichstellen zu wollen“. Folgen wir aber dem Verfasser in  
 der Einzelne dieser vergleichenden Zusammenstellung, so scheint er  
 keineswegs hier diesen Unterschied in der Weise festgehalten  
 zu haben, wie es diese Versicherung erwarten lässt und auch wohl  
 die Absicht gewesen sein mag. Und wenn hier z. B. der Name  
 Sokrates, insofern er dieselbe Wurzel hat wie *σωτήρ* und einen  
 heilkräftigen bedeutet, mit dem Namen *Ἰησοῦς*, der mit *ἰασις*  
 heilung zusammenhängt, verglichen, wenn die Erscheinung der  
 Magier, die aus dem Morgenlande kommen, um den eben geborenen  
 Kinde anzuwenden, verglichen wird mit der bei Diogenes (II, 45)  
 erwähnten Sage, welche einen Magier aus Syrien nach Athen kom-  
 men und den gewaltsamen Tod des Sokrates voraussagen lässt,  
 oder wenn die Art und Weise, wie beide ihre Jünger beriefen,  
 auffallende Aehnlichkeiten“ zeigen soll, wenn im Leben, wie in  
 der Lehre Beider Manches gefunden wird, was „überraschend äh-  
 nlich“ sei, so wird eine nüchterne Forschung schwerlich auf diese

mehr scheinbaren als wirklichen Aehnlichkeiten einen Werth legen oder darin eine solche Bedeutung finden können, welche uns berechtigen dürfte, in dem hellenischen Sokrates in der Art ein letztes Vorbild oder einen Vorläufer Jesu Christi zu erkennen. Um diesen hellenischen Sokrates stellt der Verfasser selbst über alles Das, was uns im alten Bunde der Juden entgegentritt: ja er nimmt keinen Anstand, am Schlusse seiner ganzen Darstellung S. 12 „offen und zuversichtlich zu behaupten, dass keine unter allen alttestamentlichen Persönlichkeiten ein so vollständiges Vorbild Christi ist als der Grieche Sokrates, und dass eben so unzweifelhaft die Beste der christlichen Lebenslehre dem Hellenismus ungleich übersteht als dem Judaismus“; eine Behauptung, die wir als eine so gewagte, und auch nicht erweisbare ansehen, ohne dass wir damit weiter in dieses Gebiet der theologischen Forschung einzutreten wollen, deren Aufgabe es ist, das richtige Verhältniss des Hellenismus wie des Judaismus zum Christenthum festzustellen, und die mehr scheinbaren als wirklichen Aehnlichkeiten auf ihr gebührendes Maass zurückzuführen.

---

*Sancti Patris Nostri Gregorii Theologi vulgo Nasiansensis oratio apostolica de fuga sua. Textum cum selectis annotationibus ad editionem monachorum ord. St. Benedicti et conventus St. Mauri edidit Joannes Bapt. Alzog, magno Baedeker a consill. eccless. SS. Theologiae doctor ejusdemq. in Univ. Friburg. Professor P. O. Friburgi Brisigavorum. Sumptibus librariae Herderianae. MDCCCLVIII. VI und 66 S. in gr.*

Wir haben schon früher einmal in diesen Blättern (Jhgg. 1855 S. 841) uns dahin ausgesprochen, wie unentbehrlich wir für eine wahrhaft christliche Bildung das Studium der classischen Schriftsteller Griechenlands und Roms ansehen, auf welches uns auch die Zeugnisse der erleuchtetsten Lehrer der christlichen Kirche des Orients wie des Abendlandes hinweisen; aber wir haben es auch für zweckmässig erachtet, solche Jünglinge, welche gehörig vorbereitet durch das Studium der alten Classiker sind, auch auf die Lectüre christlicher Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hinzuweisen, welche auf der einen Seite selbst ganz auf dem Boden der alten classischen Literatur, was die Form und Darstellung, den Ausdruck und die Rede betrifft, stehen, auf der andern Seite aber als vorzügliche Erzeugnisse des frisch erwachenden christlichen Geistes von der älteren classischen, also hellenischen Literatur sich wesentlich unterscheiden. Dass dies bei angehenden Theologen insbesondere erspriesslich sein wird, kann keinem Zweifel unterliegen; wenn daher durch die vorliegende Ausgabe die Lectüre eines der vorzüglichsten Werke aus dem Kreise dieser



christlichen Literatur der ersten Jahrhunderte zu einem solchen Zwecke gefördert und dieses selbst Allen zugänglich gemacht wird, so können wir uns nur über den Entschluss freuen, der eine solche Bearbeitung unternommen hat. Die hier in einem besondern und selbst mehrfach berichtigten Abdruck vorgelegte Schrift des h. Gregor von Nazianz ist aber dazu ganz besonders geeignet; sie ist, wenn man es so nennen will, eine Apologie, eine Vertheidigungsschrift, die er über sein eigenes Verhalten geben zu müssen glaubte, als er sich der Bestimmung zum geistlichen Stande, die der fromme Vater ihm zu geben gedachte, durch die Flucht entzogen hatte, und nun, zurückgekehrt, und in die ihm zugedachte Bestimmung eintretend, die Gründe auseinandersetzt, die ihn zu dieser Flucht, welche so vielfach missdeutet worden war, veranlasst hatten. Diese Gründe aber sind keine andern als das Gefühl der grossen Schwierigkeiten des ihm zugedachten Berufes, die Anforderungen, die derselbe an den stellt, der sich ihm widmet, und der schweren Verantwortung, die er damit selbst übernimmt. Und wenn der Redner in der Darlegung dieser Gründe uns ein schönes Bild eines wahrhaft christlichen Lehrers und Seelsorgers vorlegt, wenn er hervorhebt das, was derselbe als seine wahre Aufgabe zu betrachten hat, und in dieser Sorge für das Heil der Seele ihn mit dem Arzte, der für das leibliche Wohl zu sorgen hat, in schöner Ausführung vergleicht, wenn er dann aber auch die Erfordernisse zu diesem Berufe, namentlich auch die Kenntnisse und die wissenschaftliche Bildung bespricht, welche hier verlangt werden muss, so kann aus dieser schönen und beredten Ausführung auch noch heutigentags ein Jeder, der diesen Beruf ergreift, die Bedeutung und die Wichtigkeit seiner Aufgabe erkennen, sowie die Anforderungen, denen er vor Allem zu genügen hat.

Aus diesen Gründen wird die Wahl dieser Rede für den oben bemerkten Zweck gewiss als passend und geeignet erscheinen, zumal als die Sprache, in welcher der christliche Redner sich bewegt, den besten Mustern der classischen Gräcität nachgebildet ist und ohne deren Kenntniss kaum gehörig verstanden werden kann. Der Abdruck des Textes ist durchweg correct: es schliesst sich derselbe, wie billig, an die Benedictiner Ausgabe (Paris 1778. T. I.) an, doch hat der Herausgeber durch genauere Interpunction, so wie durch die jedem Kapitel vorgesetzten Aufschriften des Inhalts, die Lectüre erleichtert, einzelne Fehler des Textes berichtigt und in den untergesetzten Noten noch andere Verbesserungsvorschläge zu dem Texte mitgetheilt; daran schliessen sich weitere Bemerkungen, welche die Auffassung einzelner schwieriger Ausdrücke bezwecken, oder die Erklärung des Sinnes, oder den Nachweis der im Texte angezogenen Bibelstellen geben, eine eben so dankbare als den Zweck des Ganzen fördernde Zugabe. Wir können hiernach nur wünschen, dass dieser Zweck erreicht, und die Lectüre einer so

anziehenden und wichtigen Schrift die wünschenswerthe Verbreitung finden möge. Der Herausgeber hat seiner Seits Alles geleistet, was dieselbe fördern kann.

Chr. Bähr.

*Annuaire de la Société archéologique de la Province de Constantine*  
1856—1857. Constantine, Bastide. Alger, Bastide. Paris, Le  
leux. 1858. 182 S. 8. mit 12 lithograph. Tafeln.

Von den zwei vorausgegangenen Heften dieser Jahrbücher der archäologischen Gesellschaft zu Constantine ist schon früher Bericht gegeben worden. (Heidelberg. Jahrb. 1857. p. 355 sqq.).

Auch dieses dritte Heft enthält interessante Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde jener Gegend sowohl nach orientalischen als occidentalischen Quellen und Denkmälern. Was die Sterne betrifft, so hat der Verfasser dieser Anzeige, wie früher, auch diesmal Hrn. Prof. Weil ersucht, den Bericht hierüber zu erstatten. Dieser liess dem Unterzeichneten zu diesem Zwecke folgende Bemerkungen zukommen.

„Vorliegendes Heft enthält zwei Aufsätze, welche in das Gebiet der orientalischen Philologie gehören, doch eignen sich beide, wegen ihrer Wichtigkeit, zu keiner ausführlichen Besprechung. Der erste handelt von punischen und lybischen Inschriften, welche in früheren Heften mitgetheilt worden sind und die H. Dr. Judas zu erklären sucht. Da wir aber die Inschriften nicht vor uns haben, so können wir auf diese neue Interpretation nicht näher eingehen, gestehen jedoch, dass sie uns nicht vollkommen befriedigt und dass überhaupt nach unserm Dafürhalten, sowohl die Entzifferung als die Erklärung phöniciischer Inschriften, trotz den Bemühungen ausgezeichnete deutscher und ausländischer Gelehrten, noch in ihrer Kindheit sind.

Der zweite Aufsatz orientalischen Inhalts handelt von arabischen Inschriften der Provinz Constantine und hat Hr. Charbonneau zum Verfasser. Er ist sowohl für die arabische Epigraphik im Allgemeinen als insbesondere für die Localgeschichte von grosser Bedeutung; eine solche Arbeit muss aber von Orientalisten, die sich für die eine oder die andere interessiren, gelesen werden, einen ausführlichen Bericht darüber zu erstatten finden wir nicht zweckmässig und begnügen uns daher damit, dessen Inhalt näher anzugeben.

Es werden im Ganzen sieben und dreissig Inschriften in der Ursprache mit französischer Uebersetzung und äusserst belehrenden historischen und philologischen Erläuterungen in chronologischer Ordnung mitgetheilt. Die neun ersten sind Grabschriften, worunter die einfachste aber doch die historisch wichtigste die des berühmten Feldherrn Okba Ibu Nafi, welcher im Jahre 63 der Hidjah (682—83 n. Chr.) in Tehuda von aufrührerischen Berberen er-

lagen ward, nachdem er als Eroberer einen grossen Theil von Afrika durchzogen, nach einigen Berichten sogar bis an den Ocean gedrungen war und, schon acht und zwanzig Jahre vor Tafa, dem bekannten Eroberer von Spanien, die Stadt Tanger dem Islam unterworfen hatte. Diese altkufische Inschrift, die älteste des arabischen Königreichs Algier, lautet einfach: Dies ist das Grab Abba's Ibn Nafi, dem Gott gnädig sei.

Von den acht folgenden Grabchriften ist die älteste aus dem 7. u. 8. Jahrh. d. H., die übrigen aus dem 7—10ten Jahrhundert d. H., und betreffen theils Gelehrte und Marabuts, theils auch unbekannte Personen. Nr. 10 und 11 sind Inschriften von Capellen im 10. und 11. Jahrh. d. H. von einem gewissen Jahja Ibn Mabdjuba und Ali Altelemsani errichtet. Nr. 12—17 betreffen wieder Grabchriften aus dem 10. und 11. Jahrh. d. H., worunter auch die des Sidi Ibn Said, aus dem Geschlechte des Sidi Abd Almunin, welcher vor der Invasion der Türken die Herrschaft über Constantine innehatte und von einem türkischen Bey vergiftet ward. Nr. 18 gibt eine Inschrift von einem Denkmale, das ein Verwalter des öffentlichen Schatzes (sahib beiti-l-mali ich weiss nicht warum Cherbonneau immer bit statt beiti schreibt) im J. 1114 errichtet. Nr. 19 enthält wieder eine Grabchrift, und Nr. 20 u. 21 Grabchriften der Moschee Sidi-l-Achdar in Constantin, welche von Hasan Bey 1156 d. H. erbaut ward. In der folgenden Nummer Nr. 22 die Grabchrift desselben Hasan Bey mitgetheilt, welcher im J. 1167 d. H. gestorben, und in Nr. 23 die eines in demselben Jahre verstorbenen Imams von Constantin. Nr. 24 wieder eine Inschrift einer Moschee in Constantin, von dem Janitscharen Salih Bey restaurirt. Nr. 25 und 26 Inschriften einer Moschee und einer Schule, von Salih Bey in den Jahren 1175 und 1199 erbaut, Nr. 27 die Grabchrift desselben Bey's, welcher sich im Kriege gegen die Spanier auszeichnete, als sie im J. 1775 in Algier landeten. Die Grabchrift enthält das Datum 1208 d. H. (1793 bis 1794 n. Chr.). Nr. 28 enthält zwei Verse, welche sich auf einem kleinen sammtnen Säckchen befinden, welches einer der Frauen von Hasan Bey's gehörte. Sie lauten:

„Kein Unglück treffe die Hand, die dich berührt!

Das Auge, das dich erblickt, bleibe von jedem Uebel frei!“

Nr. 29 gibt die Grabchrift des Juristen Ahmed Ibn Abd Aldjelil († 1201). Nr. 30 die Inschrift eines von Husein Bey erbauten Gerichtshauses. Nr. 31 die Grabchrift desselben Bey's († 1209) und Nr. 32 die seines Sohnes († 1214). Nr. 33 und 34 enthalten Grabchriften einer Moschee von Tuggurt im J. 1220 von Ibrahim Ibn Ahmed erbaut und einer Kanzel von Tuggurt, von Ibrahim Ibn Abdallah gestiftet. Nr. 35 ist die Grabchrift des Caid Ridhwan († 1220) und Nr. 36 die einer Tochter des Bey Mohamed Numan († 1226). Den Schluss bildet die Inschrift des Palastes des Hadj Ahmed Bey, des letzten Bey von Constantin, welcher nach langem

Widerstande sich im J. 1848 den Franzosen unterwarf und zw. Jahre nachher in Algier sein Leben endete“.

Zu dem übrigen Inhalte des vorliegenden Heftes gehören folgende Aufsätze:

1. Le Tombeau de Praecilius, von Paul-Eug. Bach. p. 25—40. Eine Notiz über das interessante schon im Jahr 1855 bei Constantin entdeckte Grabmal des Praecilius, wovon schon in den früheren Heften des Annuaire die Rede war und dessen interessante Inschrift inzwischen sonst mehrfach auch bei Renier Inscript. Alger. n. 2074 gedruckt erschienen ist. In der vorliegenden Notiz werden Veranlassung und nähere Umstände der Entdeckung angegeben, so wie eine durch vier lithographische Tafeln erläuterte Beschreibung der Grabkammer, des Steinsarges, des Deckels die fragliche Inschrift enthält, nebst den dabei befindlichen Resten eines Mosaikbodens. Die Verse der Grabschrift, welche Renier zuerst bemerkt hat, das Akrostichon L. P. Fortunatus enthalten, sind dem Sinne nach nicht übel; aber in einer ganz unrichtigen Sprache und Metrik gegeben. Letztere ist in der Beziehung von Interesse, weil man auch an diesem Beispiele hier sieht, wie das antike Princip der Quantität in der Zeit des Verfalls der Sprache und Literatur sich verlor und das Princip des Accentus an die Stelle trat. Ausser den Bemerkungen, welche sonst im Einzelnen gemacht werden können, handelt es sich bei dieser Grabrede darum, welchen Stand und Beruf der hier bestattete hundertjährige Praecilius von Cirta hatte und ob er Heide oder Christ war. Hinsichtlich des ersten Punktes hängt die Entscheidung von der Erklärung des V. 3 ab: „Praecilius, Cirtensi lare, argentariam exhibui (st. exhibui) artem. Ist die ars argentaria zu verstehen von dem Geschäfte eines argentarius (Banquiers, Geldwechslers) oder von dem faber argentarius (Silberschmidtes)? Wo ersteres Wort vorkommt und auch auf nicht wenigen Inschriften, wird man wohl in der Regel immer an einen Wechsler zu denken haben, und ein Silberschmidt wird durch die andre, gleichfalls auf Inschriften mehrfach vorkommende Bezeichnung ausgedrückt werden. Dies erfordert eine Deutlichkeit unumgänglich. Nur dann könnte argentarius auf einem Grabstein wie in dem übrigen Sprachgebrauch auch von einem Silberschmidt gesetzt werden, wenn bildliche Embleme dabei befänden, welche über die Bedeutung des Wortes keinen Zweifel liessen. Solche bildliche Illustrationen finden sich bei dem Grabmale des Praecilius nicht, so dass die ars argentaria von beiden Gewerben verstanden werden konnte. Allein nach der Meinung der meisten Ausleger wird man doch die Bezeichnung ars eher schon auf einen Silberarbeiter als ein Wechselgeschäft beziehen.

(Schluss folgt.)

# ANNUARIE DER LITERATUR.

## Annuaire de la société archéologique.

(Schluss.)

Die andere Frage über das religiöse Bekenntniß hat Renier in der *Revue archéologique* (1855) in Anregung gebracht. Wenn Sprache und Metrik auch der Zeit nach Constantinus angehört, deutet doch der Inhalt in keinem Zuge auf christliche Ideen hin. Urtheile selbst aus der Inschrift, welche wir bei ihrer Kürze da sie doch nicht so allgemein bekannt ist, hier glauben wir stellen zu sollen:

Hic ego qui taceo versibus mea(m) vita(m) demonstro,  
 Lucem clara(m) frui et tempora summa,  
 Praecilius, Cirtensi lare, argentariam exhibui artem.  
 Fides in me mira fuit semper et veritas omnis.  
 Omnibus (sic) communis ego: cui non misertus ubique?  
 Risus, luxuria(m) semper frui cum caris amicis,  
 Talem post obitum dominae Valeriae non inveni pudicam  
 Vitam; cum potui gratam, habui cum conjuge sanctam.  
 Natales honeste meos centum celebravi felices.  
 At venit postrema dies, ut spiritus inania membra (sic) reli(n)quat;  
 Titulos quos legis vivus mee (sic) morti paravi,  
 Ut voluit Fortuna; nunquam me deseruit ipsa.  
 Sequimini tales: hic vos ex(s)pecto; venite (sic).

Nach 2) einem kurzen Brief über einige lateinische Inschriften-Fragmente von dem Auresgebirge von Payen; 3) einer Notiz über die alte Kirche von Constantine überliefert von einem Mitgliede der Gesellschaft aus Morcelli's *Africa christiana*, und 4) einem kurzen Brief von Capitaine d'Yan-le über die Art, wie die Römer sich Kabyliens durch Festigungen und Wachtposten an den wichtigsten *bouchés* militärisch versicherten, folgt

5) *Notice archéologique sur le Madrazen* von dem *chef de bataillon du génie Foy*. Auch von dem unter dem Namen bekannten über 50 Fuss hohen architektonischen Monumente (von den Franzosen auch Grab des Syphax genannt) dem Wege von Constantine nach Batna war in frühern Heften des *Annuaire* die Rede. Wenn der vorliegende Aufsatz auch über

die Zeit der Erbauung und den Erbauer des Monumentes eben wenig als seine Vorgänger Nachricht geben kann, so gibt dafür der Verfasser doch eine genaue, durch eine Zeichnung anschaulich machte Beschreibung desselben. Daraus geht hervor, dass der runde, unten mit Säulen versehene, und dann terrassenweise in Form eines abgestumpften Kegels aufsteigende Steinbau ein Grabmal ist.

6) Liste des inscriptions latines recueillies dans la province de Constantine en 1857 von Cherbonneau. Es sind 39 Nummern. Unter mehreren Grabschriften und Fragmenten von untergeordnetem Werthe kommen einige interessante Stücke vor, welche wir hier zum weitem Bekanntwerden mittheilen wollen. Das erste derselben ist eine Inschrift zu Bugia gefunden, worin zwei Kleinneffen Statuen ihres Grossonkels mit obrigkeitlicher Erlaubniss wiederherstellen und versetzen:

Sex. Cornelius L. F. Arn. Dexter Maximus | Eq. R. ex  
patriae honoribus functus et | Sex. Cornelius Sext. F. Arn. De  
Petronianus | statuas equestres propatru sui vetustate conlabas  
foro ad ornandum templum permissu ordinis | transtulerunt  
pecunia restitue | runt dedicaveruntque.

Die unter n. 4. p. 142 mitgetheilte Inschrift:

MEMORIAE GEN  
C . CAECILI C. FIL. QVIR.  
CRESCENTIS

und wovon die erste Zeile von Cherbonneau erklärt wird Memoriae gentis C. Caecili, wird vielmehr zu lesen sein: Memoriae gentis Caecili. Denn wäre hier eine Gentilbegräbnisstätte anzunehmen, so hiesse es doch wohl einfach: Memoriae gentis Caeciliae et Caeciliorum. Die Bezeichnung Genius von dem Abgeschiedenen kommt auf Grabschriften bekanntlich zuweilen vor. So D. M. Antoni Earini et genio eius in meinem Delect. inscr. n. 645. P. Alfeno Hypano Genio et Dis Man. Murat. LXXVI.

Von besonderem Interesse ist die etwas räthselhafte Grabsteine einer Matrone, die das seltene Alter von Einhundert fünfzehn Jahren erreichte (N. 34. p. 151 und p. 178). Die Grabschrift ist zusammen mit der Grabschrift eines Mannes, der das gleichfalls spectable Alter von fünfundneunzig Jahren erreichte, auf einem schönen Grabsteine in Form einer Ara, der zu Constantin gefunden wurde, angebracht und vollkommen erhalten, wie eben von der Hand des Arbeiters gekommen; so drückt sich Hr. Cherbonneau aus. Wir geben die Inschrift nach dem von Cherbonneau (p. 178) gegebenen Abdrucke, welchen er etwas uneigentlich ein Fac-simile nennt, da die Form der Buchstaben nicht nachgeahmt, sondern die gewöhnliche Capital-Druckschrift dazu verwendet ist.

M	D	M
IVHDICTVS	VMBRIA	MA
TVRNINVS	TRONICA	
LXXXXV	MATURITAS HOMINVMFVI	
OTBQ	AMESERVITVSLONGINQVI	
	TIMORISNVMINIHVIVSET	
	RELIGIONISCVIEGOANNIS	
	OCTOGINTASERVIVIETIAM	
	NVDOPEDECASTEETPVDICEET	
	INSTANTERVNIVERSAETERRAE	
	CIVITATESAPPARVIETIDEO	
	ABEASICMERITAPER TVLI	
	VTBENIGNEME	
	TERRARECIPERET	
	Vv A CXV	
	H v S v E O v T v B Q	

Wir lassen nun die grössere der beiden Inschriften der bequemen Uebersicht wegen in kleinerer Schrift und mit Interpunctionen folgen, nebst einigen Bemerkungen:

*D. M. Umbria Matronica, maturitas hominum fui; a me servitus longinqui timoris numini huius et religionis, cui ego annis octoginta servivi, etiam nudo pede, caste et pudice et instanter universae terrae civitates apparui; et ideo ab ea sic merita pertuli, benigne me terra reciperet.*

*Vixit annos CXV. Hic sita est. Ossa tua bene quiescant.*

Da die Inschrift in vollkommen erhaltenem Zustande ist, so lassen sich die auffallenden Solöcismen und Uncorrectheiten der Zeit dem Concipienten derselben zugeschrieben werden. Es ist eine ähnliche Verwirrung und Verwilderung der Beugungssylben hier sichtbar wie in der oben angeführten Inschrift des Praecilius, mit welcher unsere Inschrift hier auch hinsichtlich der Schriftzüge Aehnlichkeit hat, sowie hinsichtlich der Künstelei des Akrostiches (Matronica), welches von der vierten Zeile an auch hier vorkommt. Machen wir nun den Inhalt im Einzelnen. „Maturitas hominum“ wird man mit Cherbonneau von dem hohen Alter der hier aufgeführten Verstorbenen verstehen können, obgleich es eine sonderbare Art sich auszudrücken ist. Für den Sinn der folgenden Zeilen kommt es besonders darauf an, in welcher Bedeutung servitus und servire zu nehmen habe. Diese kann eine doppelte sein: nämlich, einmal in dem eigentlichen Sinne von dem Dienste einer Sklavin (denn auch Götter und Tempel hatten ihre Dienerinnen), oder von der besondern Andacht, der besondern Weihung Ehren eines Gottes. Zu der erstern Bedeutung würde das weit unten folgende Wort apparui, in dem Sinne von aufwarten, nicht passen. Apparere kommt nicht blos im weltlichen, sondern auch im geistlichen Gebiete vor: ausser den apparitores



pontificum auf Inschriften haben wir z. B. einen Apparat *Matris deum* Orell. 1896. Er sagt uns jedoch hier mehr andere Bedeutung von *servitus* und *servire* hier zu. Aus der allgemeinen Verehrung der Götter, verbanden sich bekannt im Alterthum die besonders eifrigen und andächtigen Verehrer einer oder jener Gottheit zu einer Bruderschaft, Sodalität (*societas* s. *collegia sacra*), deren Mitglieder gewöhnlich *Sodales* oder *Socci* oder *Cultores* heissen (worüber ich die nöthigen Nachweisungen an einem andern Orte gegeben habe, Handbuch der Epigraphik II. 237). Nebstdem aber gab es in diesen Sodalitäten oder ausserhalb derselben einzelne Personen, welche sich dem Gelübde oder eine besondere, freiwillig übernommene Lebensordnung einer Gottheit weiheten und zu eigen gaben. Darauf deuten uns erkennbare Anzeichen auf Inschriften hin. Dahin gehört *Erastus Servitor deorum* auf einer neapolitanischen Inschrift Orell. 2363., ferner die *Sacrati* und *Sacratae* einer Gottheit, vielleicht auch die *Religiosi* (*Religiosus* a *Magna* Orell. 2338. und *Religiosus* ohne Beisatz Orell. 6034. 6035). Diese Ausdrücke (*deo sacrata virgo* und *religiosus*) wurden in der altchristlichen Zeit beibehalten, als der Gedacht und Selbstaufopferung ein höheres und reineres Ziel gegeben wurde, sowohl für einzelne Personen als später für die in Mönchs- und Frauenklöster vereinigten. Wenn diese Ansicht über eine Inschrift im Allgemeinen als zulässig erscheint, dann haben wir in der Grabsehrift einer frommen Person, welche von ihrem langen Leben achtzig Jahre lang einer gewissen Gottheit, der sie sich geweiht hatte, diente. Vielleicht war sie zugleich Mitglied einer besonderen Bruderschaft zu Ehren dieser Gottheit: denn das Wort *religiosus*, welches bei Erwähnung dieses Dienstes hier vorkommt (*religiosis, cui ego . . . servivi*) kommt auf Inschriften in solcher Verbindung vor, wo es nicht wohl anders als von einer Sodalitas, einem Collegium sacrum verstanden werden kann. (*Matris deum Magnae Idae Palatinae, eiusdem religionis apparatus* Orell. 1896). Aber alles dieses auch zugegeben, bleiben noch Unklarheiten und Seltsamkeiten genug übrig. Da die Inschrift erhalten und gut zu lesen sein soll, so enthalten wir keine kritischen Aenderungen und bemühen uns einen Sinn herauszugeben, welchen der Zusammenhang des Ganzen und die barbarische Sprache zulassen. Obgleich es nahe liegt, *longinquitim* für einen Schreib- oder Lesefehler zu halten statt: *longinquum temporis*, so lassen wir es für jetzt dennoch gelten. Wir glauben also, dass den Worten: *a me servitus* cet der Sinn zu Grunde liegt: von mir ist ein Dienst langer Furcht (langdauernde Gottesfurcht) geleistet worden, diesem Gotte und seinem religiösen Verehrer eine. Welche Gottheit zu verstehen sei, lässt sich aus der Inschrift für sich allein nicht errathen, muss aber aus dem Ort, wo das Grabmal stand oder aus einem dabei stehenden Götterbild oder

und einem andern Umstande, wie das Demonstrativ *huius* zeigt, von selbst ergeben haben. Mit dem *longinquus timor numinis* man zusammenstellen die Grabschrift einer Aurelia Soteria, welche genannt wird *religionis iudaicae metuens*. Orell. 2523. In der Art des Dienstes und der Lebensordnung der gottgeweihten Person werden einige Züge angegeben in den Worten: *etiam nudo pede, caste et pudice et instanter*. Bei dem *nudo pede* kann man an die *ἀνυποδησία*, an das Baarfussgehen im Allgemeinen denken, welches im Alterthum nicht nur bei ganz armen Leuten, sondern überhaupt bei Personen von einer grundsätzlich einfachen, strengen Lebensweise vorkam, wie in Lacedämon, aber namentlich auch bei Socrates, bei manchen Philosophen. Man kann aber auch insbesondere an jene in harter Strenge lebenden Priester von Dodona denken, jene *Σελλοὶ ἀνυπόποδες* (Homer (Il. XV, 234), welche man sich gleichfalls als baarfussig zu denken haben. Noch näher liegt ein Beispiel einer ganz ähnlichen ascetischen Strenge aus der christlichen Zeit, welches wir in den Confessionen des h. Augustinus angeführt finden. Da wo nämlich der Kirchenvater von seiner Taufe erzählt und dass sein Freund Alypius sich zu gleicher Zeit habe taufen lassen, schreibt er folgendes: *Placuit et Alypio renasci in te mecum, iam tanto humilitate sacramentis tuis congrua et fortissimo domitori corporis, usque ad Italicum solum glaciale nudo pede obterendum insolito ausu* (Augustin. Confess. IX, 6). Also auch Alypius, der Abtödtung des Leibes wegen, ging baarfuss; der *insolitus ausus* dabei lag wahrscheinlich nicht in der Barfüssigkeit überhaupt, sondern dass er sie in dem kühlen Klima von Oberitalien (auf dem *Italicum solum glaciale*) und nicht in dem africanischen Heimatlande sich auferlegte. Aber *universae terrae civitates apparui*, was für einen Sinn sollen diese Worte haben in ihrer ganz ungrammatischen Zusammenstellung? Cherbonneau vermuthet Etwas von einer Pilgerschaft durch die Städte der ganzen Erde. Das wäre denn doch zu hyperbolisch gedrückt, abgesehen dass man sich eine solche Pilgerschaft überhaupt nicht recht erklären könnte. Es wird vielmehr *terrae* in der Bedeutung Land, von dem Land Numidien zu verstehen sein und *civitates* also von den Städten dieses Landes, und zwar gesetzt statt *civitates* oder in *civitatibus*, sei es dass *apparere* in der Bedeutung von erscheinen, sich zeigen, oder von dienen genommen werde. Cherbonneau meint eine solche harte und strenge Lebensweise, wie die hier angedeutete sei im Heidenthum nicht vorkommen und nur dem Christenthum eigen und hält ungeachtet des vorgesetzten D. M. die Inschrift für eine christliche. Allerdings kommt D. M. auch noch auf christlichen Grabsteinen vor; allein die vorausgesetzten Prämissen sind nicht richtig, da es besonders in den Bereichen der dem Cultus gewidmeten oder durch eignen Antrieb kräftig frommen Personen auch im Heidenthum nicht an Zügen

vergeschriebener oder freiwillig übernommener Enthaltbarkeit und Selbstaufopferung fehlt. Haben wir ja doch auch unter den verschiedenen Sodalitäten, welche auf Inschriften erwähnt werden, die Sodalitas pudicitiae servandae. Orell. 2401.

7) Note sur des fouilles faites à Lambèse aux sources d'Aïn Drinn et d'Aïn Boubennana von Moll Capitaine du Génie (p. 15 bis 162). Die beiden genannten Quellen, welche man jetzt noch für die dortige Niederlassung verwendet, dienten schon dazu, die alte römische Stadt Lambesis mit Wasser zu versehen. Bei Gelegenheit von Ausbesserungen und Veränderungen der jetzigen Wasserleitung fand man die altrömischen Brunnenstuben und die ganze alte Leitung in thönernen und bleiernen Röhren. Davon wird eine genaue, für den Techniker gewiss sehr interessante Beschreibung gegeben. Man fand auch hier (wovon in einem frühern Hefte des Annuaire schon ein Beispiel gegeben worden war), die deutlichsten Spuren, dass der Kalk, mit dem die Zusammenfügungen der einzelnen Thonröhren überstrichen waren, mit Leinwandstücken bedeckt und mit Schnur umwickelt war. Es ist dies ein Verfahren, welches man in neuester Zeit zuerst erfunden zu haben glaubte und welches durch der gewöhnliche Kalk die Härte eines hydraulischen Kalks erhalten soll; und nun findet man, dass schon die alten Römer dieses Mittel anwendeten.

8) Quelques inscriptions trouvées à Lambèse dans le comté de 1857 von A. Moll, Capitaine du Génie. Es sind im Ganzen sieben Nummern, Grabsteine und Dedicationsinschriften, einige davon nur Fragmente. Der bedeutendste Fund darunter und eine wirklich interessante Inschrift ist folgende zu einer verloren gegangenen Statue des Gottes Mars gehörige, wohl erhaltene Inschrift:

DEO  
MARTI MILITIAE  
POTENTI STATVAM  
IN HONOREM LEG  
III AVG VALERINAE  
GALLIENAE VALERIANAE  
SATTONIVS IV  
CVNDVS PP. QVI  
PRIMVS LEG. REN  
VATA APVT AQVI  
LAM VITEMPOSV  
IT VOTVM DEDIT  
DEDICANTE  
VETVRIOVETV  
RIANO VC LEG  
AVGGG PR. PR.

Die Legio III Augusta seit der Zeit des Augustus in Nordafrika stationirt bis zum Untergange der römischen Herrschaft und zwar in der Regel zu Lambaesis, hat eine sehr inhaltsreiche Ge-

**Sichte.** Mit demjenigen, was darüber Grotefend in dem Verzeich-  
nisse der römischen Legionen in Pauly's Real-Encyclopädie Bd. IV.  
S. 675 beibringt, sind die Notizen zu verbinden, welche Heßner  
Abhandl. der bayr. Akad. Histor. philol. Cl. 1849. V. S. 202) und  
Renier (Revue archéol. 1851. VIII. p. 493) geben. Der auf  
der Inschrift vorkommende Beinamen der Legion Valerina ist  
vielleicht nicht recht gelesen oder copirt statt: Alexandrina,  
sehen die Legion unter ihren verschiedenen andern Beinamen  
ste (Renier a. a. O.). Die Abkürzung PP. der Inschrift, welche  
der Herausgeber Praeses provinciae liest, ist vielmehr zu  
lesen: Primus Pilus. Zu legione renovata stellt der Her-  
ausgeber die Frage: „Il y a donc eu un licenciement, puis-  
qu'il y a eu une nouvelle formation de la légion?“  
Sicherlich war dies der Fall, worüber schon Renier (a. a. O. p. 494)  
Erklärung ertheilt hat. Die Legio III Aug. hatte nämlich Antheil  
genommen an der Insurrection der Gordiane, wurde in deren Sturz  
verwickelt und aufgelöst, aber durch Gordian III. wieder hergestellt.  
Die Worte der Inschrift: „*apud aquilam ritum posuit*“ enthalten  
die Andeutung eines Gebrauches bei dem römischen Heere, von  
dem ich nicht weiss, ob er sich sonst irgendwo erwähnt findet.  
Man wird sich nämlich ohne Zweifel zu denken haben, dass der  
Kaiser Sattionius seinen Stock aus Rebholz, welchen ein jeder  
Kaiser trug, bei seinem Austritt aus dem Dienste bei dem Adler  
der Legion, deren gemeinsamem Heiligthum, als Weihgeschenk nie-  
derlegte, nach jener allgemeinen Sitte im Alterthume, nach welcher  
aus einem Stande oder Lebensberuf Austretenden die Werkzeuge  
oder Embleme ihres bisherigen Geschäftes in einem Tempel als  
Weihgeschenk niederlegten.

9) Notice sur l'emplacement de plusieurs villes romaines de la  
division de Batna von Payen, Capitaine, Chef du bureau arabe.  
Aus den neu aufgefundenen Meilensteinen und andern Inschriften wird  
dem Verfasser die Lage folgender römischer Orte bestimmt,  
von deren Lage man theils gar nicht theils nur unvollständig kannte,  
nämlich: Lamasba; Tubonis; Zararia; Castellum Cellensium  
(dem Itinerarium Antonini Cellae); Lambiria.

10) Eine Inschrift zu Kasbat, unweit Biscara, vor Kurzem  
aufgefunden. Es ist ein, jedoch in einigen Zeilen verstüm-  
melter, Stein zu Ehren der Victoria Augusta von römischen Sol-  
daten gesetzt, mit Angabe der Consuln des Jahres, Volusianus II.  
und Maximus (258 v. Ch.).

Man kann der archäologischen Gesellschaft zu Constantine nur  
wünschen zu ihrer fortgesetzten Thätigkeit. Besonders er-  
wähnenswerth ist dabei die Wahrnehmung, welches wissenschaftliche Inter-  
esse französische Officiere durch ihre Theilnahme an dieser Thätig-  
keit der Gesellschaft bewähren. Dieses wissenschaftliche Interesse  
französischer Officiere für die Denkmale des Alterthums in Algerien  
zeigt sich aber auch sonst, wie allgemein bekannt ist; und nicht

blos für die Denkmale der vorchristlichen, sondern auch der christlichen Zeit. In letzter Beziehung kann die vor einigen Jahren erschienene schöne Arbeit des Hrn. Prévot, Hauptmann im Géniecorps, eines werthen Anverwandten des Unterzeichneten, über die Basilika des h. Reparatus zu Orleansville als Beispiel angeführt werden.

Die Schriften der archäologischen Gesellschaft zu Constantine sind aber nicht die einzige periodische Publication dieser Art in Algerien. Auf ein noch umfassenderes Gebiet erstreckt sich die *Revue africaine, Journal des travaux de la société historique algérienne* (Alger chez Bastide). Wir werden demnächst in diesen Jahrbüchern über die uns durch eine gütige Mittheilung aus Algier zugeworbenen Hefte dieser interessanten Publication Bericht erstatten.

Zell.

### Italienische Literatur.

Der fleissige Bibliothekar des Staatsrathes für das Königreich Sardinien, Herr Bollati, der rühmlichst bekannte Herausgeber mehrerer Statuten Piemontesischer Städte erwirbt sich fortwährend Verdienste um die Rechtsgeschichte des Mittelalters. Dies hat derselbe aufs neue bewährt durch die Herausgabe folgender Arbeit:

*Memorie e documenti inediti spettanti alla storia del diritto italiano nel medio evo. Torino. Presso Botta. 1857. 8.*

Herr Bollati hat hier zuvörderst die erste Uebersetzung der Geschichte des Longobarden-Rechts von unserem gelehrten Joh. Meib. (Berlin 1850) in italienischer Sprache geliefert. Da der Uebersetzer sich aber an den Verfasser wandte, um dessen seit jener Zeit gemachte neuere Forschungen zu benutzen, übersandte ihm der Verfasser sein mit vielen Anmerkungen versehenes Exemplar, so dass diese Arbeit Bollati's eigentlich mehr für eine zweite Ausgabe des Originals als für eine blosse Uebersetzung angesehen werden kann. Mit welcher Genauigkeit hiebei Herr Bollati verfahren kann man aus seinen beigelegten Anmerkungen, z. B. Seite 1 und 87 entnehmen.

Der wichtigste Theil des vorliegenden Werkes ist aber die Herausgabe der bisher ungedruckten Glosse zu den Institutionen Justinians, welche sich in der Universitätsbibliothek zu Turin befindet. Zuerst hatten drei Tübinger Professoren darauf in folgenden Werken aufmerksam gemacht: *Prodromus corporis juris civilis* von Schrader, Clossio, Tafelio. Berolini. 1823. apud H. Reimerum (S. 145—149). Die betreffende Handschrift der Institutionen auf Pergament, sehr wohl erhalten, in Quarto, ist in dem gedruckten Cataloge mit Nr. 919 (H. II. 5) bezeichnet, und im 12. Jahrh.

ist von einer und derselben Hand geschrieben, und enthält ausser den Institutionen auch einen Tractatus de jure et ejus speciebus von einem Ungenannten. Die Glossen sind theils zwischen die Zeilen, theils an den Rand geschrieben; die erstern enthalten nur bedeutende grammatikalische Bemerkungen; die letzteren aber, welche bis zum 11. Titel des zweiten Buches gehen, scheinen meist gleichzeitig mit dem Texte geschrieben zu sein, einige aber von einer andern Hand, jedoch ebenfalls in dem 12. Jahrhundert. Diese Glossen sind ohne alle Unterschrift und Bezeichnung; nur bei der ersten befindet sich ein deutsches P. (Placentinus), bei einer andern ein Y, welches aber erst später beigelegt zu sein scheint. Die Tübinger Gelehrten und der Herr Herausgeber zweifeln nicht, dass diese Glossen von Irnerius herrühren, ohne dass dessen Namen — wie damals gewöhnlich war — beigelegt worden. Der Herausgeber hat diese Glossen hier genau abdrucken lassen und ist nur ein Paar Mal genöthigt gewesen, ein ? beizufügen. Der Einsender hat Gelegenheit gehabt, diesen Abdruck mit der Urschrift selbst zu vergleichen, und sich von der Gewissenhaftigkeit des Hrn. Bollati zu überzeugen, wobei der erstere bemerken muss, dass die Tübinger Gelehrten irren, wenn sie S. 232 sagen, dass die Glosse zu Tit. de nuptiis §. 2. ne reperiatur uterque conjux in ejusdem potestate, quod melius, quia fratres essent, mit einem Y endet, dieser Buchstabe in der Handschrift mehr einem p. gleicht, als welches auch Herr Bollati in seiner Ausgabe bekannt gemacht hat. Der Herr Verfasser verspricht in der Fortsetzung dieses Werkes eine Uebersicht der Bibliographie über die Gewohnheiten, Statuten und Gesetze der Gemeinden Italiens im Mittelalter zu geben, wodurch er einen sehr dienstvollen Beitrag zu der gelehrten Geschichte des Römischen Rechts von unserem berühmten Savigny liefern wird. Ausserdem derselbe aber mit der Herausgabe der Statuten der für jene Zeit wichtigen Stadt Ivrea beschäftigt, nachdem er bereits die Statuten von Aglié und Pavone zum erstenmale hat abdrucken lassen. Die Vaterlandsliebe der Italiener zeigt sich besonders in den häufig herausgegebenen geschichtlichen Werken über einzelne Städte, ein solches ist folgendes:

*Memorie storiche della città e Marchesato di Ceva del archiprete Giov. Olivero. Ceva 1858. Tip. Teonesto. 8. S. 384.*

Der Verfasser, aus Mondovi gebürtig, hatte seinen vieljährigen Aufenthalt in Ceva benutzt, um genaue Forschungen über die Geschichte dieser Stadt und der gleichnamigen Landschaft anzustellen, die aber gedruckt werden sollten, als ihn der Tod überraschte. Der gelehrte Herr Anton Bosio, Doctor der Theologie, hat sich daher das Verdienst erworben, diese Arbeit mit beachtungswerthen Anmerkungen begleitet, herauszugeben. Die Stadt Ceva hat zwar keine Ueberreste des klassischen Alterthums aufzuweisen, allein der jüngere Plinius in seiner Naturgeschichte XI. cap. 42 (s. 97), nachdem er

sein Laus caseo Romae gespendet hat, erwähnt: Cebanum hic Liguria mittit ovium maxime e lacte, und auch noch jetzt ist der dortige Schafkäse berühmt. Die Stadt Ceva, für sehr alt gehalten, weil über ihren Ursprung durchaus nichts bekannt ist, liegt unter der Quellen des Tanaro, in der Nähe des Zusammenstossens der Apenninen mit den Alpen, und zählt, zu der Provinz Mondovi gehörig, gegen 5000 Einwohner; nach dem Cardinal Baronius war um das Jahr 450 das Evangelium in Liguria von Nazarius und Celsus gepredigt, obwohl die Sage diess schon von dem Apostel Barnabas erzählt. Bekannt wurde diese Stadt erst durch die Errichtung des Markgrafthums Ceva und den Markgrafen Alecam, dessen Geschichte die Mönche Giacom d'Aqui und Philipp von Bergamo, Marc Antonio Sabellico, Biondo und Andere geschrieben haben, ohne mehr als Sagen aufzustellen. Der Vater Alecam soll ein König Wittekind, oder ein Fürst Hildebrand aus Deutschland gewesen sein, die Eltern starben auf der Pilgerfahrt und Alecam wurde von dem Schlossherrn von Azadio erzogen, zeichnete sich als Soldat dergestalt aus, dass er an dem Hofe des Kaisers Otto Mundschenk wurde, aber mit der Tochter desselben, Adelasia, entflohen und als Köhler in der Nähe von Alberga sein Leben in einer Höhle fristete. Der dortige Bischof söhnte das liebende Paar mit dem Kaiser aus, welches 4 Söhne hinterliess, Otto, Bonifacius, Wilhelm und Tebe. Benvenuto S. Giorgio theilt eine Urkunde von Otto mit, wornach Kaiser Otto den Alecam zum Markgrafen in den ebenen Po-Thale ernennt, deren Aechtheit der Verfasser nicht zweifelt. Im 12. Jahrhundert besaßen die Nachkommen dieses Alecam bereits 7 Markgrafschaften, zu denen auch Ceva gehörte, welche 3 goldne Balken im schwarzen Schilde, dem sächsischen Wappen ähnlich, führte, während eine andere Linie, die von Clavesana ein anderes Wappen sich beilegte. Bald war diese Familie in naher Verwandtschaft mit den Doria, Roccabruna, del Carretto und der Hanse Savoien. Alle diese berühmten Namen und das deutsche Lehenwesen hinderte aber nicht, dass die Sarazenen an der Riviera di Ponente landen und bis in die Alpenthäler vordringen konnten, dass die deutsche sogenannte Rittertreue die Kaiser dergestalt verliess, dass Papst Clemens IV. den Bruder des heiligen Ludwig von Frankreich, Carl v. Anjou, nach Italien berufen konnte, welcher diese Markgrafen huldigen mussten, wodurch allerdings verhindert wurde, dass hier nicht so viele kleine Landesherrn bestehen blieben, wie dies anderwärts der Fall war. Seit jener Zeit fiel Ceva bald an die Markgrafen von Savoien, bald an die von Montferrat, bald an die Visconti, die Pallavicini, endlich 1386 an den Herzog von Orleans, Bruder von Carl VI. von Frankreich, bis endlich Herzog Amedeus VIII. von Savoien im Jahre 1415 die Markgrafschaft Ceva mit seinem Staate verband, der von Deutschland und Frankreich seine Unabhängigkeit erlangen konnte. In dieser unruhigen



waren die Statuten von Ceva 1857 entstanden, auch war hier eine Münze angelegt worden. Seit der Vereinigung mit dem Savoi-  
schen Hause folgte Ceva dessen Schicksalen. Der Verfasser theilt  
ein Schreiben von Napoleon Bonaparte vom 26. April 1796 mit,  
welchem der Commandant des Forts von Ceva zur Uebergabe  
gefordert wird, und die näheren Umstände der Durchreise des  
Kaisers Pius VII. am 16. August 1809, welcher als Gefangener in  
einem Tragsessel hier ankam, zu Mittag speiste und nachdem er  
das versammelten Volke den Segen gegeben hatte, von 4 Gendar-  
men unter dem Befehle Boissends weiter getragen wurde, da damals  
kaum fahrbare Strassen vorhanden waren.

Dass in Italien die Vornehmen und reichen Leute für Bücher  
stark zu verwenden, kann man aus folgendem neu in 200 Exem-  
plaren zum Privatgebrauche gedruckten Prachtwerke entnehmen:

*Documenti storico diplomatici degli Archivi di Ferrero Ponziglione e  
di altre nobili case subalpine raccolti ed illustrati per G. B.  
Adriani. Torino 1858. Tip. Ribotta. Fol. 606 S.*

Der gelehrte Ritter Adriani, bekannt durch mehrere auf ur-  
kundlichen Forschungen beruhende Werke hatte im vergangenen Jahre  
in einem ähnlichen Pracht-Werke das Leben eines für die Geschichte  
des Pionts bedeutenden Prälaten aus der Familie Ponziglione beschrie-  
ben und dabei eine solche Menge Urkunden aus dem Familien-Ar-  
chiv dieses Hauses mitgetheilt, dieselben auch mit so viel gründ-  
lichen geschichtlichen Anmerkungen begleitet, dass jene Arbeit für  
eine wahre Fundgrube der Geschichte angesehen werden muss. Jetzt  
hat dieser unermüdliche Gelehrte eine neue Sammlung von Urkun-  
den herausgegeben, welche sich in dem Archive des um die Wis-  
senchaft sehr verdienten Grafen Ponziglione und anderer Familien  
des Pionts befinden, die mit dem Jahre 1199 anfangen, und bis zum  
Jahre 1803 gehen. Wie wichtig diese Urkunden-Sammlung für die  
Geschichte ist, kann man daraus entnehmen, dass die Familie Pon-  
ziglione stets bedeutende Aemter bekleidet, oder sich durch Wis-  
senchaft ausgezeichnet hat. Schon die erste Urkunde ist für  
die Abschaffung des Germanischen Lehenwesens von Bedeu-  
tung; da sie die Aufnahme der Bundesherrn der benachbarten Bur-  
gen in das Bürgerrecht der Stadt Alba enthält. Dieses alte Muni-  
cipium war schon damals so mächtig und blühend, dass 3 Lehn-  
herren aus der Nachbarschaft nach dieser Stadt in dem gedachten  
Jahre ziehen mussten, et facere omnia servitia et negotia commu-  
nitatis Albae, wofür sie der Bürgermeister, dei gratia Albensis  
magister, voluntate et consilio sapientium den Schutz geniessen liess,  
und andere Albenses cives nobiles vel ignobiles. Unter den der  
Stadt den Eid der Treue schwörenden war ein Victor Obert Gastan-  
o, Anfosso Ginebino, Michel v. Cumimunda, Gerbando, Manfred

Berina, Manfredus Arduinus, Otto comes, Otto Ottomanus, Ormannus zwei aus der Familie Ferrarius, Vorfahren von den jetzigen Grafen Ferrero Ponziglione u. s. w. Als Zeugen sind unterschrieben: Anselm v. Zacheria, Longfrancus Millas, Latterius, Rolandus, Anselm u. s. w. Besonders häufig kommen die Namen Willhelm, Otto und Rudolfus vor. Bald darauf war in der Nähe eine neue Stadt Cherasco entstanden, wohin alle vor den benachbarten Rittern getrieben waren, die unabhängig von dem Kaiser ihre Nachbarn zu Unterthanen machen wollten. Diese neue Stadt war schon im J. 1270 so mächtig geworden, dass hier ein Friedensschluss mit den Städten Asti, Alba und Chieri mitgetheilt wird. Dass diese neue Stadt schon damals ihre Statuten hatte, geht aus einer Urkunde von 1294 hervor, nach welcher mehrere Mitbürger ernannt wurden, um diese ursprünglichen Statuten zu vervollständigen. Später musste diese Stadt dem durch die Einmischung des Papstes herbeigerufenen Herzog von Orleans, schon 1387 durch 500 hier namentlich angeführten Hausväter von Cherasco den Eid der Treue schwören. Nachher konnte aber das Lehnwesen wieder dergestalt aufleben, dass die Stadt Borgo d'Ales einem Grafen Ferrero-Ponziglione 1723 den Eid der Lehenstreue schwören musste, der in Cherasco seinen Palast hatte, und 1731 wurde diese Familie von dem Könige Carl Emanuel mit der Gerichtsbarkeit über diesen Ort belehnt. Zur Zeit der französischen Revolution, als die Coalition sich in jene inneren Angelegenheiten mischte, wurde ein Graf Ponziglione Indendant des sardinischen Heeres; es finden sich daher hier wichtige Urkunden von den gegenseitigen Befehlshabern, Melac, Bellegarde u. a. m. Besonders wichtig für die Geschichte jener Zeit sind die Aufschlüsse über die Russische Mitwirkung unter Souwarow und die Schlacht von Marengo den 14. Juni 1800. Besonders wichtig sind in dieser Beziehung die Briefe aus dem Archive des Grafen Ermolao von Marzano, so wie die amtlichen Verhandlungen mit Souwarow, nach seinem Einzuge in Turin am 27. Mai 1799 eine siegetrunke Proclamation erliess, ehe er den unglücklichen Zug über den Gotthard nach Zürich einschlug und Paul I. seine Russen zurückrief.

Auf diese Weise erscheinen hier für die Geschichte von mehr als einem halben Jahrtausend sehr wichtige Urkunden, die eben sowohl Deutschland wie Frankreich betreffen, und nicht allein örtlichen oder von persönlichem Inhalte sind, wie man nach dem anspruchlosen Titel erwarten sollte. Von ganz besonderem Werthe sind aber die sehr zahlreichen und gründlichen Anmerkungen, welche der Ritter Adriani beigelegt hat, welcher als Mitherausgeber der Monumenta Historiae patriae des Königreichs Sardinien die weitgedehnteste Anerkennung erhalten hat. Ausser dass er der gelehrtesten Welt rühmlichst bekannt ist, hat derselbe bereits für das oben erwähnte ähnliche Prachtwerk über einen Prälaten aus der Familie Ponziglione einen Orden und eine goldene Medaille von dem Könige

von Sardinien erhalten, sodann auch von dem Könige der Belgier, der selbst lebendigen Antheil an allen bedeutenden literarischen Erscheinungen nimmt.

Nicht weniger fleissig als der gelehrte Adriani ist ein anderer sehr geachteter Schriftsteller zu Turin, Herr Doctor Castiglione, dem wir eine Darstellung des Medicinalwesens im Königreich Sardinien verdanken, welcher auch ein Lehrbuch über das öffentliche Recht des Königreichs Sardinien verfasst hat, welches von der Gesellschaft für Erziehung und Unterricht dieses Staates den dafür ausgesetzten Preis davongetragen hat; da er am besten die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers zum Unterricht in Schule und Haus auseinandergesetzt hat. Er ist Redakteur der sich unabhängig haltenden Zeitung *L'indépendent*, welche täglich in Turin herauskommt, in welcher er seit einiger Zeit eine Reihe von Aufsätzen über das Gemeindewesen mittheilte. Diese Arbeit ist jetzt als abgesondertes Werk erschienen:

*Le libertà comunali in Piemonte, per Pietro Castiglione. Turin, 1858. Tip. Stefanone.*

Der Verfasser sagt in seiner geschichtlichen Einleitung, dass schon vor der Machtstellung Roms Italien das Gemeindewesen in der Art kannte, dass jede bedeutende Gemeinde sich und ihr Vermögen selbst verwaltete, theils autonomisch, theils durch Fürsten oder Priester, mit mehr oder weniger Theilnahme von Vertretern der Gemeinde. Rom liess selbst auf dem Gipfel seiner Macht den italienischen Städten ihre Selbst-Verwaltung, ohne durch allgemeine Gesetze diese Freiheit zu beschränken. Der Verfasser findet darin einen Mangel der Einheit; er würde aber anders geurtheilt haben, wenn er die traurigen Folgen der Bevormundung generalisirender Beamten, wie sie in manchen andern Ländern sich zeigt, gekannt hätte. Dabei findet er, dass diese Selbstverwaltung an vielen oligarchischen Mängeln litt; so dass erst nach dem Einfall der nordischen Barbaren die Gemeindefreiheit sich entwickeln konnte. Die Verfassung der Eroberer, rein militärisch, trug den Keim ihres Untergangs in sich selbst, da diese nicht stark genug waren, dem auflebenden natürlichen Recht der Völker sich widersetzen zu können; ihre rohe Gewalt musste das Uebergewicht der in Italien vorgefundenen Bildung anerkennen. Der Verfasser hat Recht, denn der Westgothe Alarich liess sein Breviarium in lateinischer Sprache bekannt machen, und die Longobardischen Könige gaben ihre Edicta in lateinischer Sprache. Von der Sprache der Germanen verschwanden bald die Spuren in dem eroberten Italien. Die Fränkischen Eroberer suchten nach dem Verfasser zwar ein anderes allgemeines öffentliches Recht einzuführen; allein die Selbstverwaltung der Gemeinden erhielt sich dennoch mehr *de facto* als von Rechtswegen und diese Freiheiten wurden oft als kaiserliche Begnadigungen bei-

behalten und bestätigt. Selbst die Demüthigung des Kaisers Robert durch die italienischen Städte durch den Sieg zu Legnano 1176 änderte wenig von Rechtswegen; dagegen führte der Streit der Kaiser mit der Gewalt der Päpste eine beinahe vollständige Unabhängigkeit der Städte herbei. Diese hatten schon ein Paar Jahrhunderte vorher angefangen, sich selbst gegen die Ansprüchen der Burgherrn und Fendal-Ritter zu vertheidigen, da die Burgen sie brachen, indem sie sich selbst bewaffneten und die Städte mit Mauern umgaben, die sie tapfer vertheidigten, die Ritter zwangen in die Stadt zu ziehen und die Bauern zu befreien. Wenn die Städte in Oberitalien noch mit dem Kaiser und Reich zusammenhielten, so machten sich in Unteritalien viele Städte von dem Byzantinischen Reiche ganz unabhängig, wie Venedig, Genua und Pisa es gethan hatten. Durch den Frieden von Constance den 28. Juni 1183, wurde nach dem Verfasser ein neues öffentliches Recht in Italien eingeführt. Die Städte durften sich selbst verwalten; blieben aber mit Kaiser und Reich in Verbindung, setzten aber dem Lehnwesen ein Ende, während dasselbe noch ein Theil in Deutschland bestand. Die Bürger haben tapfer das gethan in Italien gethan. Nach diesen geschichtlichen Vorbemerkungen der Herr Verfasser ein auf die gegenwärtigen Verhältnisse des Gemeindewesens im Piemontesischen und auf die Verbesserungen diesesfallsigen Gesetzes, welche sich durch die bisherigen Erfahrungen als wünschenswerth herausgestellt haben.

Eine der grössten literarischen Unternehmungen in Italien neben der grossen Encyclopädie von Pomba, deren neue Ausgabe bereits bis zum 4. Quart-Bande vorgeschritten ist, das neue Wörterbuch der italienischen Sprache, welches von den jetzigen Inhabern dieser Buchhandlung herausgegeben wird:

*Disionario della lingua Italiana nuovamente compilato, in ordine nuova disposta di Nicolo Tommaseo. Torino, della unione tipografico-editrice 4to.*

Dies Wörterbuch dürfte sich mit dem unsres Gelehrten Göttingen messen können. Tommaseo ist nicht nur selbst Schriftsteller von begründetem Rufe, sondern er hat sich nach langjähriger Vorarbeiten mit andern Gelehrten verbunden, um dieser Riesearbeit die möglichste Vollständigkeit zu geben, nemlich mit dem Grafen Manzoni, den Herrn Campi, Forfani, Fogliani, Mani, Tommaseo und besonders dem gründlichen Camerini, einem in Turin lebenden Gelehrten, einem vieljährigen Mitarbeiter an der besten Zeitschrift Italiens, dem *Crepuscolo*. Welchen Umfang dies Werk haben wir kann man aus dem wichtigen Worte *Chiamare* entnehmen, welches gegen 7 Seiten im grössten Quart-Format in 3 Spalten fällt, mit einer kleiner Schrift, dass jede Seite über 10,000 Buchstaben enthält. Das Wörterbuch des Manzoni widmet diesem Worte nur etwas mehr

als neun Seiten, das Neapolitanisch-Mantuanische nur eine halbe Seite, das von Bologna von Zanotti und das von Padua noch weniger. Dieses grosse Werk, das in einzelnen Heften erscheint, ist auf 4 Bände, jeder von 1200 Seiten berechnet.

Der Fechter von Ravenna hat auch in Italien Glück gemacht: die davon in Turin erschienene Uebersetzung war in kurzer Zeit vergriffen:

*Il Gladiatore di Ravenna, Tragedia di Fr. Halm, recata in versi Italiani di J. Cabianca. Torino 1853. presso Botta.*

Die Uebersetzung dieses trefflichen Trauerspiels ist treu, und gefällt auch den Italienern in Ansehung des Style des Uebersetzers. Wir müssen aber auch auf die geschichtliche Einleitung aufmerksam machen, in welcher Graf Prospero Antonini, mit klassischen Kenntnissen ausgerüstet, die Zeit beschrieben hat, in welche diese Handlung fällt, um zu zeigen, was in diesem Trauspiele als geschichtliche Wahrheit erscheint. Er hat dabei nicht unterlassen können, darauf aufmerksam zu machen, dass den deutschen Schriftstellern, wenn auch seltener dem gebildeten Verfasser, bisweilen Frivolitäten entschlüpfen, welche in Italien auffallen; auch findet er, dass die römischen Mädchen niederer Classe nach dem Verfasser eigentlich den Bierschenkerinnen in Döbling bei Wien ähnlich sehen. Die Berliner Dichter werden wahrscheinlich solche Modelle nicht mehr haben, da vor ein Paar Jahren daselbst verboten worden sein soll, weibliche Bedienung in Bierschenken zu benutzen.

Auch eine Uebersetzung aus dem Französischen haben wir zu erwähnen:

*Fedra, tragedia di Racine, tradotta in versi Italiani da F. dell Ongaro. ib.*

In dem zu Turin von Stefani herausgegebenen literarischen Wochenblatte: *Il mondo letterario*, heisst es, dass diese Uebersetzung sich besser liest, als das Original. Zu verwundern ist dies nicht, da dell Ongaro einer der beliebtesten Dichter Italiens ist, ein Geistlicher aus dem Friaul, ein sehr gebildeter geistreicher Mann, der von den ersten Schritten des Papstes Pius IX. veranlasst worden war, an eine Neugestaltung Italiens und der Hierarchie zu glauben. Während des Carnevals 1848 war er viel im Hause des Fürsten Canino und legte dort seine geistliche Kleidung ab, um als weltlicher Dichter für sein Italien zu wirken. Er lebt jetzt in Brüssel und Paris, geachtet und geliebt von allen, die ihn näher kennen. Während des erwähnten Carnevals, als ganz Rom voll froher Hoffnung war, hatte dell Ongaro Gedichte, welche die feurigste Vaterlandsliebe athmeten, auf rosenfarbenes Papier drucken lassen, in diese Blätter wickelte er sogenannte Bonbons, und warf sie aus dem Wagen auf die gefüllten Balkone des Corso oder von denselben in

die vorüberfahrenden Wagen der schönen Welt. Welch ein Unterschied gegen die Fremden, welche statt solcher Süßigkeiten vollen Händen Gyps auf die Vorübergehenden und Fahrenden warfen.

Um auch die Militär-Literatur nicht leer ausgehen zu lassen, erwähnen wir eines für die Regiments-Schulen bestimmten Werkes, als

*Trattato d'Arithmetica ed Elementi d'Algebra all'uso delle scuole dell'essercito. Torino, 1858. Tip. Sebastiano.*

Dies Lehrbuch für Arithmetik und Algebra war früher von dem Professor Marta herausgegeben worden; jetzt ist dasselbe von dem Kriegsministerium für die Militärschulen umgearbeitet worden, so dass jeder Soldat das Recht hat, während seiner Dienstzeit sich zum Offizier vorzubereiten. Die Offiziere sind nach ihren Fähigkeiten Lehrern der Soldaten bestimmt, und im Heere des constitutionellen Königreichs Sardinien machen sich die Offiziere eine Ehre daraus, wenn sie recht viele ihrer Soldaten und Unteroffiziere so gut unterrichten, dass sie ebenfalls Offiziere werden. Der Offiziersstand ist dabei wie in Frankreich nicht eine abgesonderte Kaste, sondern Jeder gilt in der Gesellschaft so viel, als er und sich selbst durch Bildung und gesellige Haltung gemacht hat. Im Dienste entscheidet die militärische Ausbildung, ausser dem Dienste die Persönlichkeit und die Vermögens- und andere Verhältnisse. Dass vor dem Feld die Tapferkeit sich von selbst versteht, darf nicht erst erwähnt werden; denn diese ist kein Verdienst, sondern Pflicht; so wie von einem Kassen-Beamten, dass er ehrlich ist; dazu ist er angestellt.

Ein in Turin lebender Ausgewanderter aus Mailand hat in diesen Tagen ein grösseres statistisches Werk herausgegeben:

*Annuario statistico Italiano di Cesare Correnti. Torino 1858. Tip. Letteraria.*

Dasselbe enthält sehr vollständige Nachrichten über alle Städte Italiens, und ist in demselben Sinne gehalten, wie das von der Redaction der Revue de deux mondes herausgegebene Jahrbuch, aber viel umfassender. Der Verfasser, jetzt Abgeordneter zum Parlament des Königreichs Sardinien, war zur Zeit der Revolution in Mailand, General-Secretair der provisorischen Regierung, ein angesehenener Mann.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

## Italienische Literatur.

(Schluss.)

---

Ein ähnliches Werk für die Feldmesskunst ist folgendes:

*Tratatto elementare di Geometria ad uso delle scuole dell' esercito.*  
Torino 1857. Tip. Sebastiano etc.

sowie:

*Compendio di storia patria.* Torino, 1857. Stamperia Bratto.

Diese Werke werden auch in den Militär-Erziehungs-Anstalten in dem Königreiche Sardinien benutzt. Eine der bedeutendsten derselben ist das Militair-Knaben-Erziehungs-Haus zu Raconici. Dasselbe von Carlo Alberto vor etwa 30 Jahren gegründet, hat vor Kurzem eine neue Organisation erhalten; statt dass sonst Kinder von 8 Jahren aufgenommen wurden, müssen jetzt solche Soldaten-Kinder 14 Jahre alt sein, um sich zu Unteroffizieren auszubilden. Sie stellen ein Bataillon von 400 Knaben vor, welche bis zum 17. Jahre hier von Offizieren, die von den Regimentern hierher kommandirt werden und von den der Erziehung sich widmeten Padre Sommaschi den erforderlichen Unterricht erhalten. Diesem geistlichen Orden gehört auch der hier angestellte Ritter Adriani an, von dessen gelehrten geschichtlichen Forschungen wir schon wiederholt zu berichten Gelegenheit gehabt haben.

Eine der in Italien so häufig vorkommenden Städte-Geschichten, welche für das Mittelalter oft so wichtige urkundliche Nachrichten enthalten, ist folgende:

*Storia di Cuneo, dalle sue origine ai nostri giorni, compilata del professore G. Ugliengo e dall avvocato N. Vineis.* Cuneo, 1858.  
Tip. B. Galimberti.

Die Stadt Cuneo in der reichen Ebene des Po unter dem Col di Tenda gelegen, da wo die Eisenbahn von Turin die Meeralpen erreicht, hat etwa 17,000 Einwohner, ist gut gebaut und durch seine reiche Umgegend sehr wohlhabend. Die Verfasser erzählen, wie hier ein Volksstamm der Ligurer hausste, der den Römern unterworfen war, bis die Barbaren aus dem Norden hier einfielen, die schon früher als Römische Söldner zum Theil feste Sitze gehabt hatten, wodurch ihre Eroberung natürlich erleichtert ward. Die Barbaren waren aber nach dem Verfasser an den Begriff einer staatlichen Einheit so wenig gewöhnt, dass nach dem Tode des Lombar-



den-Königs Clefis sein Reich in 36 Herzogthümer getheilt erscheint. Als endlich Atharich wieder als König auftrat, heirathete er die Tochter des Bairischen Königs Garibald, die den besten Einfluss auf die Gesittigung der Longobarden übende Theudelinde; diese wählte nach dem Tode Atharichs den Agilulf zum Gemahl, den auch die Longobarden als ihren König anerkannten. Von dieser Geschichte der Stadt Cuneo sind erst einige Hefte erschienen; allein man erwartet von den Verfassern eine nützliche Arbeit, da sie im Falle sind, viele Urkunden, die noch unbekannt waren, bekannt zu machen.

Neben solchen ernsten Gegenständen fehlt es natürlich in Italien nicht an neuen Erzeugnissen der Dichtkunst; von diesen erwähnen wir die

*Poemetti editi ed inediti del cavaliere E. L. Scolari. Torino, 1857. Tip. Forz e Dalmasso.*

Diese Gedichte enthalten aber kein blosses Wortgeklingel, sondern haben ebenfalls eine ernste Richtung um die Vaterlandsliebe zu fördern, und kann man das Gedicht mit der Ueberschrift: Hoffen und Täuschungen mit den Liedern unsres geistreichen politischen Nachtwächters vergleichen.

Doch wird man in dem Königreiche Sardinien aus dem Gebiete der Dichtkunst stets wieder in das praktische Leben zurückgeführt. Zum Beweise, wie ernst die Abgeordneten zum Parlamente des Reiches, welche weder Reisekosten noch Tagegelder erhalten, eine Sendung nehmen, theilen wir über folgende Druckschrift eines fleissigen Abgeordneten einige Bemerkungen mit.

*Il Riordinamento del collegio delle provincie. Rogguaglio critico della discussione nella camera elettiva, del conte Vinsenzo Ferrero-Ponsiglione. Torino, 1858.*

Der Verfasser ist der thätige Mitarbeiter und Secretair der Gesellschaft zur Herausgabe der vaterländischen Geschichts-Quellen des Königreichs Sardinien, welchem wir mehrere geschichtliche und Verwaltung seines Vaterlandes betreffende Schriften verdanken, und dessen in klassischem Latein geschriebenes Werk: de Caesare Bizio commentarius, den Beifall der gelehrten Welt erhielt. Die vorliegende Schrift betrifft die zeitgemässe Umwandlung eines Collegii, des sogenannten Provinzial-Collegiums für arme Studenten, welches in jener Zeit, wo die Jesuiten-Collegien nur für den Adel bestimmt waren, wie in andern Ländern die sogenannten Ritter-Academien, allerdings seinen Stiftern alle Ehre machte, indem die Aufnahme hier lediglich durch das Verdienst des unvermögenden Studenten bedingt war. Man fand aber diese Einrichtung den Fortschritten der Jetzt-Zeit nicht mehr entsprechend, da die Wohnung und der Unterhalt der hier aufgenommenen Zöglinge zugleich unverhältnissmässige Kosten veranlasste. Jeder dieser Studenten erforderte

mit den Verwaltungskosten einen Aufwand von 875 bis 420 Thlr. Die Abgeordneten waren der Meinung, dass diese Summe vortheilhafter angewandt werden könne, wenn mit Vermeidung aller Verwaltungskosten dies Geld unmittelbar den betreffenden Studenten jährlich unter den erforderlichen Maassregeln angewiesen würde. Der wohlmeinende Verfasser trägt hier die Gründe für und wider die grosser Unpartheilichkeit vor, und mag man auch über die Sache selbst denken wie man will, so sieht man doch aus dieser gründlichen Schrift, mit welcher warmen Theilnahme für das öffentliche Wohl hier die Vornehmen für die Armen sorgen.

Die Diplomaten des Königreichs Sardinien waren stets in ganz Europa von der vortheilhaftesten Seite bekannt; da es nicht hinreichte lediglich durch die Geburt zum Gesandten bestimmt zu sein, sondern stets fand man, dass die Wahl hier auf wissenschaftlich gebildete Männer fiel. Wir dürfen in dieser Beziehung nur den Grafen S. Marsan nennen, einen Diplomaten Sardiniens, den Napoleon nach Berlin sandte; sein Sohn Ermolao S. Marsan ward als Gesandter in Neapel und Brüssel als hochgebildeter Mann sehr geachtet.

In welcher hohen Achtung Cäsar Balbo als Gesandter in Neapel stand, ist bekannt; wir könnten noch viele nennen, wollen aber nur die Arbeit eines jungen Diplomaten erwähnen, der vor Kurzem aus Constantinopel zurückgekehrt ist; nemlich:

*Memorie sulle conquiste degli Arabi, fino all' sorgere dei Abasside, per l'Avvocato F. A. de Marchi. Torino, 1858. Tip. Cerutti.*

In einer Zeit, wie die jetzige, wo man den Türken so viel Böses nachsagt, ist es ein Beweis von grosser Unpartheilichkeit, dass ein guter Katholik, wie der Verfasser, den Islam in Schutz nimmt, und zeigt, wie Muhamet in jener Zeit, wo das Christenthum in Byzanz, wie in Rom, bereits von seiner ursprünglichen Reinheit bedeutend abgewichen war, als Reformator auftrat, und durch seine Thätigkeit auf das Leben einen grossen Erfolg hatte. Ein besonderes Verdienst des Verfassers besteht darin, dass er sich hauptsächlich mit dem Studium der Gesetzgebung in der Türkei beschäftigt hat, was nur von einem Juristen mit Erfolg geschehen konnte. Unter den Schriftstellern aber, welche über die Angelegenheiten der Türkei geschrieben haben, giebt es wenig Rechts-Gelehrte vom Fache.

*ΕΠΗΜΟΣΤΗΝ ᾠσματα Ἀριστοτελέος Βαλαωρίτου, Λευκαδίου. Ἐν Κερκύρα, τυπογραφείου ἐρμής. Ἀ Τερζάκη καὶ Θ. Πωμάλου. 1857. in gr. 8. 187 Seiten.*

Diese Dichtungen sind in Griechenland mit grossem Beifall aufgenommen worden und verdienen in Deutschland näher bekannt zu werden, da eigentlich seit den Arbeiten des gelehrten Mustoxides

wenig von literarischen Erscheinungen aus der Republik der Jonischen Inseln die Rede gewesen ist. Der Dichter ist auf der Leukadischen Insel (Santa Maura) 1826 geboren, studirte auf der Universität zu Corfu unter dem gelehrten Oeconomides, dann in Genua und erlangte den Doctorgrad der Rechte auf der Universität zu Pisa und machte dann zu seiner Ausbildung Reisen durch den größten Theil von Europa. Dieser Dichter, Aristoteles Valauriti, gehört einer vornehmen, reichen Familie jenes Freistaates an; dort aber ist die Bildung das hauptsächlichste Mittel sich auszuzeichnen; neben der griechischen, der Muttersprache, werden die lateinische, italienische, englische und französische von jedem Gebildeten gefordert. Als Valauriti in seinem Vaterlande niederliess, heirathete er die Tochter des berühmten Venetianischen Gelehrten, Ritter v. Tipaldi, Verfassers der *Italiani Illustri* und vieler anderer Werke. Durch das Zutrauen seiner Mitbürger auf S. Maura ist Valauriti jetzt als Mitglied des Parlaments zu Korfu mit einer noch nie dort vorgekommenen Mehrheit der Stimmen gewählt worden, woraus man zugleich die Stärke der Opposition, der er angehört, gegen die englische Schutzmacht entnehmen kann. Doch da Valauriti selbst in England war, und die dortigen Vorzüge kennt, wird er eher zur Beruhigung der Gemüther beitragen. Ueber den Anfang dieser Opposition findet sich Nachricht in der zu Leipzig bei Focke 1841 herausgegebenen Schrift: „Die Verfassung der Jonischen Inseln und die Versuche, dieselbe zu verbessern“, von J. F. Neigebaur. Diese Opposition ist seitdem besonders durch die Russische Politik gegen die Türkei genährt worden und hat diese Insulaner zu vielen unüberrechneten Schritten verleitet, in der Hoffnung, dass Russland das Königreich Griechenland weiter ausdehnen würde. Nach dem letzten Frieden von Paris werden sich aber wohl jene Hoffnungen nicht gelegt haben. In diesem Sinne der nationalen Erhebung gegen die Unterdrückung der Türken sind die vorliegenden Dichtungen gehalten, welche dem obenerwähnten Tipaldi gewidmet sind, und bestanden aus den schmeichelhaftesten Beurtheilungen, nicht nur in den Zeitungen der sieben Inseln, sondern auch in Griechenland gefunden haben. Der bekannte Dichter Athens, Panajiotti Soutzo — aus dieser Fürstlichen Familie im Fanar — feiert in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift, *Ηλός*, das Auftreten dieses neuern Dichters mit Enthusiasmus; er wünscht dem griechischen Mutterlande Glück zu einer solchen Erscheinung, die *Ελπίς*, die *Πανδορία* und das *Αθηναίων* drücken sich in derselben Weise aus. Der zu Athen bekannte Italienische Schriftsteller Tomaseo hat diese Dichtungen in der zu Turin herauskommenden Zeitung, *il Diritto*, in 3 langen Artikeln mit allem Lob gewürdigt, und einen Abschnitt in italienischer Uebersetzung mitgetheilt, den er an Kraft mit dem 32. Gesang von Dante's Hölle vergleicht.

Der Inhalt dieser Dichtungen besteht in Erinnerungen an die Zeit vor dem Befreiungs-Aufstande der Griechen im Jahr 1821 und

weist, wie das Volk sich stets vor der Türkischen Herrschaft, besonders in Epirus, das der Insel Corfu so nahe liegt, zu erwehren wusste. Die von dem Dichter gewählten Gegenstände geben unselben überall Gelegenheit, der Türkischen Grausamkeit die Vaterlandsliebe der Unterdrückten entgegenzustellen und diese zu fortwährendem Kampfe anzufeuern. Das Gedicht, die Sklavin übertrieben, enthält die Klagen einer jungen Griechin, welche in einem Kerker eingesperrt ihrem Geliebten mittelst einer Taube einen Brief sendet, um sich zu ihrer Befreiung zu waffnen.

Atanasio Vaja ist ein dem deutschen Balladen-Styl nachgebildetes Gedicht. Der Träger dieses Namens war der treueste Diener des grausamen Vizir Ali, der seinen Arm zu den grössten Schandtaten hergegeben hatte. Seitdem war er in ganz Epirus im höchsten Grade verhasst, und von allen wie ein böses Wesen geflohen; alle verabscheuten ihn, da er ein aus der Art geschlagener Grieche war. Als er starb, wurde er nicht in geweihter Erde begraben; auch anderwärts wollte ihn die Erde nicht dulden, sie warf ihn von sich, und so irrt er noch jetzt wie ein wüthender Wolf in den Wäldern umher; dies ist die Volksmeinung. Der Dichter hat den Gegenstand folgendermassen behandelt. In einer schauerlichen Nacht sucht eine arme Frau, von Kälte und Hunger geplagt, Schutz in einer armseligen Hütte des Akrokeraunischen Gebirges und fällt vor Ermattung nieder. Die Bewohner, eine arme Witwe mit einem Kinde, öffnen die Thüre und bringen die Fremde wieder zum Leben zurück, indem sie sie nach Kräften gut aufnehmen, worauf sie schlafen gehen. Nur die Fremde findet keine Ruhe. Auf einmal hört sie mitten unter dem Heulen des Sturmes Donner und Blitz eine Eule schreien: Athanasio Vaja! und erst steht an ihrem Lager als halb verwesene Leiche. Die Fremde ist die Wittve des Mörders, die nach seinem Tode von dem allgemeinen Fluche mit betroffen und verfolgt wurde, so dass sie bald herumirren musste, ohnerachtet ihr sonst nichts vorzuwerfen war. Erschrocken fragt sie die Erscheinung: was sie verlange? Sie antwortete: die Geister der Gemordeten hätten ihn ausgegraben, und ihn an den Ort seiner Verbrechen geführt, und zu dem Vizir Ali. Von dort sei er zu ihr geflohen, um Ruhe zu finden. Allein indem er durch Zufall eine Reliquie berührt, welche seine Witwe am Halse trug, überfällt ihn neue Gewissensangst und so kehrt er wieder in die Oede des Waldes.

Dimo und sein Gewehr stellt den Tod eines alten Kleften dar, welcher nur noch den einen Wunsch hat, den Knall seines Gewehrs Augenblick seines Todes zu hören. Einer seiner Palikaren ladet sein Gewehr, welches in dem Augenblicke des Todes seines Besitzers abgeht. Das Echo der treuen Waffe und die Seele des Tapfern gegen sich in den Wolken und auf diese Weise erheben sie sich Eins verschmolzen zum Firmament. Zugleich enthält dies Gedicht die Erinnerung an viele Gebräuche der Bewohner von Epirus.

**Chizzo und der Falke.** Chizzo war ein Held der Sulioten, der über die Zerstörung von Suli weint, da kommt ein Falke herbeigeflogen; es ist der für Griechenland begeisterte Riga, der mit ihm die vaterländischen Angelegenheiten bespricht.

**Samuel** war der heldenmüthige Geistliche, welcher in den letzten Tagen von Suli den Befehl übernahm und Proben der größten Tapferkeit ablegte; als die Anzahl der Vertheidiger bis auf fünf zusammengeschmolzen war, zogen sie sich in einen Thurm zurück, und wiesen alle Vorschläge, sich zu ergeben, von sich. Als sie endlich den Tod durch Hunger und Durst vor Augen sahen, reichte der Priester den andern das Abendmahl und sprengte den Thurm in die Luft, wobei viele Türken umkamen.

**Der Märtyrer Kazzantoni** war der Anführer bei dem die Russen im Jahr 1806 von Johann Capodistria geleiteten Befreiungs-Versuch der Griechen in Aetolien und Thessalien; er zeichnete sich so aus, dass er der Brave der Braven genannt wurde. Während seiner fortwährenden Gefechte mit den Albanesen Ali Pascha von Janina ward er von den Pokken befallen; er musste sich daher in eine Höhle zurückziehen, wo er von seinem Bruder und einer Nonne gepflegt wurde. Diese war aber eine heimliche Spionin des Pascha, und bald ward der Eingang dieser Höhle von den Arnauten des Pascha besetzt. Doch beinahe halb todt schlug sich Kazzantoni mit seinem Bruder durchzuschlagen; sie fielen verwundet in die Hände des bekannten Wütherichs, der ihnen die Knochen mit Hämmern zerschlagen liess, wobei sie die größte Kaltblütigkeit zeigten. Dieser Gesang ist bereits ein Nationallied der Epiroten geworden.

**Die Flucht.** Hier wird die Flucht Ali's beschrieben, nachdem ihn die Sulioten am 20. Sept. 1792 aufs Haupt geschlagen hatten. Meisterhaft hat der Verfasser das Pferd und den angestrengten Ritt des schimpflich fliehenden Pascha ausgemalt.

**Eutemio Blachova.** Dies Gedicht handelt von den Heldenthaten dieses Thessaliers, welcher im Jahr 1805 die Waffen ergriff, sich tapfer schlug aber verrathen in die Hände von Ali Pascha fiel und sterben musste. Trefflich ist besonders der zweite Gesang in welchem sein früherer Waffengefährte als Priester, ihm im Gefängniss Trost bringt und das Abendmahl reicht. Schauerlich ist die Beschreibung der an seinem gemarterten Leichnam begangenen Grausamkeiten. Die meisten ziehen diesen Gesang allen andern vor, andere den Vaja, viele auch den Samuel.

Auf diese Weise ist diese Sammlung von neugriechischen Gedichten eine sehr erfreuliche Erscheinung und vielleicht der Anfang einer nützlichen Beschäftigung der Griechen, welche bisher in Hoffnung auf Russlands mächtige Mitwirkung sich mit ganz unfruchtbarer Politik beschäftigten.

Die Wald-Cultur hat den Herrn Caimi veranlasst, über diesen Gegenstand mit folgendem Werke aufzutreten:

*Cenni sulla importansa e cultura dei bocchi, con norme di legislazione forestale di Pietro Caimi. Milano, 1857. presso Bernardoni.*

Der Verfasser besteht natürlich auf der Erhaltung der Wälder, da wo sie die Berge vor dem Abschwemmen der Erde und vor dem zu schnellen Anwachsen der Waldbäche und Bergströme schützen. Uebrigens besteht er darauf, dass ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Bedürfniss und dem Nachwuchs erzielt werde.

Für die Jugend hat Herr Bertolio ein Hülfsbuch zur Erlernung der Geschichte herausgegeben:

*Guida nello studio del medio evo a sussidio dei giovanetti, compilata da Gerolamo Bertolio. Milano 1857. presso Ferrario.*

Diese synchronistischen Tafeln betreffen das Mittelalter, und ist die Folgezeit in Aussicht gestellt. Leider scheint aber auf Wissenschaft und Kunst nicht die erforderliche Rücksicht genommen worden zu sein.

Da wir jetzt durch den letzten Krieg Gelegenheit gehabt haben, an den Angelegenheiten der Bekenner des Islam mehr Antheil zu nehmen, und mehr mit ihnen bekannt geworden sind, auch viele sich noch nicht von der Meinung trennen können, dass der Muhamedanismus keiner Cultur fähig ist; so müssen uns die Forschungen des gelehrten Sicilianers Amari um so erwünschter sein, die er vor Kurzem unter dem Titel:

*Biblioteca arabo-sicula da Michele Amari*

herausgegeben hat. Indem wir uns vorbehalten, darüber später einen ausführlicheren Bericht abzustatten, verweisen wir vorläufig nur auf sein treffliches Werk

*Storia dei Musulmanni di Sicilia,*

worin er die Eroberung Siciliens durch die Araber und deren Herrschaft bis zum Jahr 900 beschreibt. Leider ist erst ein Band dieser gründlichen Arbeit erschienen; aber auch schon dieser enthält des bisher unbekannten sehr viel. Es ist ein eigenthümliches Schicksal, dass schon über 1000 Jahr vorher ein anderer Asiatisch-Semitischer Stamm sich in Sicilien niedergelassen hatte, die phönizischen Carthaginienser. Palermo wurde nach beinah 300jährigem Kampfe mit den Griechen der Sitz der Punischen Herrschaft über Sicilien. Nach dem Falle der Römischen Weltmacht gehörte Sicilien wieder den Griechen, als die Araber im Jahr 831 Palermo eroberten, ohne dass der Bannstrahl des nahen Papstes, noch das in Italien eingeführte germanische Lehnwesen, weder Frömmigkeit noch Ritter-Treue die Schiffe dieser Söhne der Wüste von den Ufern Italiens abhalten konnte. Das von Carl dem Grossen wiederhergestellte hei-

heilige römische Reich vermochte nichts gegen sie. Amari sagt ausdrücklich, dass die Herrschaft der Christen in Sicilien so traurig war, dass man diese Eroberung für ein Glück halten musste, denn die Bevölkerung des eroberten Landes befand sich unter der Herrschaft des Islam viel wohler, als die italienische Bevölkerung unter den Longobarden und Franken. Die in Stahlgewand gekleideten Ritter konnten nicht verhindern, dass die Araber von Sicilien aus vor den Mauern von Rom erschienen, bis in die Schwäbische vordrangen, und selbst 935 das feste Genua eroberten, und zu Anfang des 11ten Jahrhunderts sogar das damals mächtige Pisa plünderten. Wir verdanken dem gelehrten Amari, dem die Archive seines Vaterlandes offen standen, die schätzbarsten Nachrichten für die innere Organisation des Landes, das damals seine glückliche Zeit hatte. (S. Sicilien von J. F. Neugebauer, II. Aufl., Leipzig 1849). Als die Normannen diese Insel erobert hatten, verstand sie von der höheren Bildung der Araber Nutzen zu ziehen. König Roger zog den arabischen Geographen Edrisi an seinen Hof. Der grosse Hohenstaufe Friedrich II. liess einige Werke von dem arabischen Philosophen Averroes übersetzen, er hatte in Sicilien von einem Araber die Dialekte erlernt, so dass er an die Spitze der Kreuzfahrer mit dem Gesandten des Sultans von Egypten über Philosophie disputirte, wobei er fand, dass dort die Aristotelische Philosophie wohl bekannt war, eben so wie Socrates, Plato, Zeno und Galen. Auch der ritterliche Sohn dieses Kaisers, König Manfred studierte die Logik nach Gemal Eddin, der für ihn ein Lehrbuch verfasste. Man muss es dem gelehrten Verfasser Dank wissen, dass er auf diese Verhältnisse und deren Darstellung ein besonderes Augenmerk gerichtet hat.

Neugebauer.

*Études d'Histoire religieuse par Ernest Renan, membre de l'Institut. Troisième édition revue et corrigée. Paris, Michel Levy Frères 1858.*

Das Buch beschäftigt sich vorzüglich mit einer kritischen Beurtheilung verschiedener neuer philosophischer Constructionen der Religion in Deutschland. Der Verfasser scheint seine Unpartheilichkeit dadurch an den Tag legen zu wollen, dass er von vornherein das Dasein solcher religiösen Wahrheiten, welche die allgemeine unbleibende Anerkennung ansprechen können, verneint. Die Geltung einer religiösen Behauptung als Wahrheit ist ihm von Zuständen und Verhältnissen bedingt und abhängig, die dem Wechsel unterworfen sind. Diese Ansicht räumt der Kritik die volle Befugnis ein, einer jeden solchen Behauptung heute die Wahrheit zuzuerkennen, und sie ihr morgen abzusprechen, ohne dass sie jemals der Vorwurf der Untreue an der erkannten Wahrheit treffen könnte.



aus würde aber auch folgen, dass der Mensch niemals zur Ge-  
 heit zu gelangen vermöchte.\*) Nach der Ansicht des Verf., welcher  
 die religiösen Wahrheit den Charakter der Beharrlichkeit abspricht,  
 könnte es überhaupt nur Meinungen, keine Wahrheiten geben. Auch  
 besteht er in Sachen der Religion nur den heidnischen Mythen  
 und den Legenden Beachtungswürdigkeit, weil sie ein Ausdruck re-  
 iner Meinungen sind. Den Evangelien versagt er, weil sie Wun-  
 dres berichten, alles geschichtliche Ansehen und will sie  
 als Legenden gelten lassen, wogegen er mit Recht ihre Deu-  
 tung von Strauss Mythen für grundlos erklärt. — Ueber die  
 Entstehung und Ausbildung des Islam stellt der Verfasser weit-  
 läufige Betrachtungen an. Obgleich uns der Koran ein Gewebe von  
 einer Menge abentheuerlicher Traumgesichte von angeblichen Offen-  
 barungen des Erzengels Gabriel darbietet, will doch der Verf. in  
 den Ueberlieferungen von Mohamed lauter geschichtliche Thatsa-  
 chen erblicken und er findet ihren eigenthümlichen Vorzug vor al-  
 len andern religiösen Ueberlieferungen, denen er den Charakter der  
 Offenbarung oder der Legende zuschreibt, darin, dass sie mit Ausschlies-  
 sung des Wunderbaren mit unmittelbarer Einwirkung der Gottheit  
 die Verkündung von Wahrheiten, die auf das materielle Leben  
 beziehen, vermöge seines Prophetenberufs in Anspruch nehmen.  
 Selbst gestehen die gelehrten Mohamedaner selbst, dass sich über  
 hundert Widersprüche im Koran befinden. Der Gedanke, den  
 Islam aller Welt durch das Schwert aufzuzwingen, scheint allerdings  
 von Omar aufgefasst worden zu sein, während sich Mohamed  
 nur auf Arabien beschränkte, wobei jedoch auch er schon ohne  
 den vieler Trug- und Gewaltmittel sich bediente, was unser Ver-  
 fasser S. 253 damit zu entschuldigen meint, dass es ungerecht wäre,  
 die Handlungsweise Mohameds streng nach unsrer sittlichen Idee zu  
 urtheilen. Und am Schluss S. 285 nennt Hr. Renan den Isla-  
 mus „une religion naturelle, serieuse, liberale, froide et raiso-  
 nable.“

Vorstehendes mag genügen, um das kritische Unternehmen sei-  
 nes Buchs in das wahre Licht zu stellen.

---

\*) Ueber die Dinge im Gebiete des sinnlich wahrnehmbaren Materiellen  
 können wir allerdings durch neue Beobachtungen und Entdeckungen veran-  
 laßt, ja genöthigt werden, früher für wahr gehaltene Thatsachen als wider-  
 sprüchlich aufzugeben. Hingegen in Sachen der Religion bedarf der Mensch der  
 Annahme solcher Wahrheiten, denen der Charakter der Unveränderlichkeit zu-  
 kommt, weil sie dem Willen und Gewissen zum Richtmaass dienen sollen.  
 Es steht jedoch der Forderung des steten Fortschritts in der religiösen Er-  
 kenntniss, Gesinnung und Lebensweise nicht entgegen, da das Streben nach  
 Vollkommenheit zum Wesen echter Religion gehört.

*Geschichte und Beschreibung des badischen Wappens von seiner Entstehung bis auf seine heutige Form von Franz Zell. In fünf und fünfzig Abbildungen auf zehn Tafeln. Karlsruhe: Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung. 1852. 52 S. in gr. 4. mit doppelten Columnen.*

Das Badische, oder vielmehr Zähringische Wappen, in der neuesten Zeit Gegenstand mehrfacher Besprechung und lebhafter Controverse geworden, die sich besonders um das Bild des aufgerichteten Löwens drehte, der bei den verschiedenen Schriftstellern des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts als Zähringisches Wappen vorkommt und in dieser Stellung auch durch Schöpflin's Untersuchungen gewissermassen gesichert und festgestellt erschien: erst in der neuesten Zeit sind wesentliche Bedenken gegen dieses Bild, als Geschlechtswappen des Zähringischen Hauses, erhoben worden: sie haben den Zähringer Löwen selbst aus dem Wappen des Grossherzoglichen Hauses Baden entfernt. Um so wissenschaftlicher musste es sein, den Gegenstand der ganzen Controverse aufs neue und aufs genaueste zu untersuchen, um dadurch aller Ungewissheit über denselben ein Ende zu machen und so die ganze Sache zu einem festen Abschluss zu bringen, so dass dies überhaupt nach den vorhandenen und zugänglichen Quellen möglich ist. In der vorliegenden Schrift ist dieser Versuch unternommen worden und zwar in einer Weise, die uns zugleich eine vollständige Geschichte des badisch-zähringischen Wappens gebracht hat, und dem Verfasser, der dieser mühevollen Forschung mit ermüdeten Ausdauer und gleicher Umsicht sich unterzogen hat, der gerechte Dank und die vollste Anerkennung der Freunde der vaterländischen Forschung zuwenden muss. Die innige Verbindung, die die von der Ungunst unserer Zeit theilweise zurückgestoßene Wissenschaft der Heraldik mit der geschichtlichen Forschung trifft, tritt auch hier wieder zu Tage und lässt uns die Bedeutung und Wichtigkeit einer Wissenschaft erkennen, die keineswegs als eine bloße Spielerei, wie dies wohl manchmal der Fall ist, angesehen werden sollte.

Die ältesten Quellen für die Geschichte der Wappen und auch des Zähringischen bilden Siegel und Münzen: was davon bekannt und in irgend einer Weise zu ermitteln war, ist für die vorliegende Untersuchung aufs gewissenhafteste benützt worden: dasselbe gilt von den verschiedenen Hilfsmitteln, d. h. von der reichen, diesem Gegenstande bis auf unsere Tage herab gewidmeten Literatur: nicht leicht dürfte dem Verfasser irgend Etwas auf den Gegenstand Bezügliches entgangen sein, und so werden wir bei der ganzen Untersuchung, was die Benutzung der Quellen und Hilfsmittel betrifft, als eine den Gegenstand erschöpfende zu betrachten haben.

Fragen wir nun weiter nach dem, was als das Endergebnis

ganzen gründlichen und, wie bemerkt, erschöpfenden Untersuchung sich herausgestellt hat, so wird sich dies am besten erkennen lassen, wenn wir dem Gange der Untersuchung etwas näher folgen und damit zugleich eine kurze Darlegung des Inhalts der Schrift zu geben versuchen.

Der erste Abschnitt: „Zähringer Wappen“ führt uns sogleich die ganze Controverse ein, insofern der Verfasser den Gründen nachgeht, auf welche die insbesondere seit Schöpflin angenommene Ansicht sich stützt, welche das Geschlechtswappen der Herzoge von Zähringen, der Ahnen des badischen Fürstenhauses, in dem Bilde des aufgerichteten Löwen, oder, wie Schöpflin angibt, eines goldenen Löwen im rothen Felde erkennt. Die ganze Beglaubigung aber bei den Chronisten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts allerdings herrschenden Ansicht, beruht aber am Ende auf Schöpflin mitgetheilten Wappensiegeln des Herzogs Berthold IV. Urkunden aus dem Kloster Altenriß bei Freiburg in der Schweiz aus dem zwölften Jahrhundert (1157. 1169. 1179), die jedoch hinsichtlich ihrer Authenticität manchen Bedenken Raum geben; während die in dem Frauenmünster zu Zürich aufgefundenen drei Zähringischen Urkunden mit Siegeln aus den Jahren 1177. 1185. 1187, wie eine andere zu Villingen befindliche Urkunde vom Jahr 1187 mit einem Reitersiegel es ausser Zweifel setzen, dass der Adler das Zähringische Geschlechtswappen anzusehen ist (S. 7.). Auch andere Umstände, die hier angeführt werden, können nur zur Begünstigung dieses Erfundes dienen. Was nun aber den Löwen betrifft, dessen Existenz auf einem Zähringischen Siegel des Jahres 1157 sich nicht läugnen lässt, so wird mit gutem Grunde bemerkt, dass die Herzoge von Zähringen neben dem Adler, auch in andern Beziehungen einen Löwen als Geschlechtswappen im Siegel geführt haben können, und auf ähnliche Erscheinungen eines doppelten Siegels, welche anderwärts vorkommen, hingewiesen; diejenige Ansicht aber, welche diesen Löwen für das Wappen der Landschaft Nigau ansehen will, wird verworfen und vielmehr nachgewiesen, wie die Zähringischen Herzoge, nachdem sie auf dem Reichstage zu Regensburg 1127 die Reichstatthalterei über die Grafschaft Burgund erhalten, und von nun an als Rectores Burgundiae erschienen, auch den Löwen im Siegel führten, und diesen, also den Burgundischen Löwen, dem Siegel derjenigen Urkunden befügten, welche sie in ihrer Eigenschaft, als Rectores Burgundiae besiegelten. Und diese Schrift („Berchtoldus Dux et Rector Burgundie“) findet sich auch auf dem einzigen, hier in Betracht kommenden Siegel der oben bemerkten Urkunde, die jetzt im Staatsarchiv zu Freiburg sich befindet; von diesem Siegel wird hier eine genaue Beschreibung, so wie eine getreue Abbildung gegeben.

Dies ist das Resultat, zu welchem die Forschung des Verfassers, die auch noch manches Andere, was mit diesem Gegenstande zusammenhängt, berührt hat, gelangt: ein Resultat, das wie wir

glauben, so festgestellt ist, dass es nicht leicht erschüttelt, was aber durch neue Funde, wie wir dies wünschen, bestätigt und kräftigt werden könnte.

Der zweite Abschnitt (S. 12 ff.) behandelt in eben so gründlicher Weise das badische Wappen, d. h. dasjenige Wappen, welches die Markgrafen von Baden und Hachberg annahmen, als sie von dem Hause Zähringen sich abzweigten; es ist dies bekanntlich der rothe Schrägbalken in goldenem Felde: dass dieser Schrägbalken ein Wehrgehäng sei, ist im Allgemeinen schon von Kopp angedeutet worden, ohne dass damit die Bedeutung desselben nachgewiesen worden wäre, dass diese aber keine andere, als die eines Ehrenzeichens, einer Art von Trophäe ist, die deshalb eben dieses Wappen gewählt worden, hat der Verfasser durch eine umfassende bis in das römische Alterthum zurückgehende Untersuchung in überzeugender Weise dargethan, und eben so weiter nachgewiesen, dass die Farben dieses badischen Wappens (die rothe Farbe des Schrägbalkens in einem goldenen Felde) die schwäbischen Stammfarben sind. Es knüpft sich daran der weitere Nachweis des Vorkommens dieses Wappens auf badischen Siegeln und die genaue Beschreibung derselben; wir können hier nicht weiter in das Einzelne eingehen, wir können nur diesen Abschnitt, wie die folgenden, in welchen die Geschichte des badischen Wappens weiter herab bis zu unserer Zeit verfolgt wird, einer sorgfältigen Beachtung empfehlen, da sie mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt, selbst bei Behandlung einzelner schwieriger Materien, verfasst sind.

Der dritte Abschnitt hat das zusammengesetzte badische Wappen, seit Markgraf Jakob bis zur Trennung des badischen Fürstenthums in die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach zum Gegenstande, der vierte das Wappen der Markgrafen von Baden-Baden von 1583—1771, der fünfte das Wappen der Markgrafen von Baden-Durlach von 1553—1801, der sechste das kurfürstlich-badische Wappen von 1803—1806, der siebente das grossherzoglich-badische Wappen von 1807—1830, der achte eben dasselbe in seiner jetzigen Form seit dem Jahre 1830: es fielen alle die Wappenstücke der einzelnen Theile weg und nur das badische Hauswappen wurde beibehalten in dem Schrägebalken, und selbst der Zähringer Löwe, der anfangs bestimmt war in dem unteren Felde zu erscheinen, wurde weggelassen und zwar auf ein Gutachten des Kabinettsrathes König Friedrichs. Dieser Vereinfachung lag, wie der Verfasser bemerkt, die Absicht zu Grunde, dadurch die politische Einheit des badischen Staates um so mehr hervorzuheben. In dem neunten Abschnitt wird von den Schilden und Beiwerken oder Nebentheilen des badischen Wappens in eben so genauer Weise gehandelt, so dass Nichts vermisst wird, was zur vollständigen Behandlung des Gegenstandes gehört. Neben dieser erschöpfenden und durchweg gründlichen Behandlungsweise haben wir auch noch insbesondere der vorzüglichen äusseren Ausstattung des Werkes zu gedenken, nicht blos in Absicht auf

ck, Papier und Lettern, sondern insbesondere hinsichtlich der stischen Beigaben: dem Titel-gegenüber ist eine treffliche colorirte Abbildung des grossen Staatswappens von 1830 beigegeben; neun weiteren, der Schrift angehängten Tafeln finden sich Abbildungen der verschiedenen Siegel, des zähringischen wie badischen, als Belege zu dem, was in den einzelnen Abschnitten der Schrift erörtert wird: dass diese Siegel mit aller Treue und Genauigkeit hier wiedergegeben sind, bedarf kaum einer besonderen Bemerkung.

Chr. Bähr.

---

*Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, enthaltend Nachweisungen über Lebensverhältnisse und Leistungen von Mathematikern, Astronomen, Physikern, Chemikern, Mineralogen, Geologen u. s. w. aller Völker und Zeiten, gesammelt von J. C. Poggendorff, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erste Lieferung. Bogen 1—36 (in 4.). Leipzig 1858. Verlag von J. Ambr. Barth.*

Der berühmte Herausgeber der Annalen der Physik hat mit der vorliegenden ersten Lieferung seines biographisch-literarischen Wörterbuchs die Veröffentlichung eines Werkes begonnen, wie ein solches wohl nicht existirt. Diese erste Lieferung, die mit Diphylet schliesst, der noch drei weitere ähnlicher Art folgen sollen, hält für die Buchstaben A—D eine sehr grosse Anzahl Namen von Männern, die in den exacten Wissenschaften mehr oder minder bemerkbar gemacht haben; bei jedem ist, wenn möglich, Ort und Datum der Geburt und des (etwa schon erfolgten) Todes verzeichnet, sowie dessen hauptsächlichste Lebensumstände, so weit sie ermittelt werden konnten, oder dem Herausgeber mitgetheilt worden. Hierauf folgt ein Verzeichniss der Schriften des Betreffenden, sowohl der selbstständigen, als auch der einzelnen Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften, wobei wenigstens immer angegeben wird, in welchen Zeitschriften man dem Namen des geschilderten Mannes begegnet. Dass eine solche Schrift eine wahre Riesenarbeit ist, wird wohl Jedem unmittelbar klar werden, der nur einen Blick auf dieselbe wirft; dass sie aber eben so Jedem unentbehrlich ist, — abgesehen von dem biographischen Interesse — sich mit den sämtlichen Leistungen eines Mannes der Wissenschaft bekannt zu machen will, ist eben so begreiflich. — Es kann dem Referenten nicht einfallen, ein Werk dieser Art, das von einem um die exacten Wissenschaften so hoch verdienten Manne herausgegeben wird, hier besonders empfehlen zu wollen; die einfache Nennung des Namens des Herausgebers und Sammlers, so wie die Bezeichnung des Inhalts machen jede weitere Auseinandersetzung vollkommen entbehr-

lob. Den Wunsch nur will Referent hier noch aussprechen, daß der Himmel dem hoch verehrten Manne Gesundheit und Mut schenken wolle, das Begonnene zu Ende zu führen.

---

*Arithmetik und Algebra für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet von Ch. L. Schoof, Oberlehrer der Mathematik am Gymnasium und der Königl. Bergschule zu Clausthal. Drittes Heft. Combinationslehre und Anwendung derselben auf das binomische und polynomische Theorem; Exponentialreihe u. s. w. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1871. (XII u. 160 S. in 8.).*

Wir haben die beiden ersten Theile des vorliegenden Lehrbuchs bereits in diesen Blättern angezeigt, und wollen hier den Inhalt des dritten und letzten Theils dem Leser kurz vor Augen führen.

Dieser dritte Theil behandelt zuerst sehr ausführlich die Combinationslehre, Permutationen mit und ohne Wiederholung, Elemente, Combinations und Variationen in derselben Weise; Combinationen und Variationen zu bestimmten Summen werden vollständig betrachtet und die Art der Bildung derselben durch zahlreiche Beispiele erläutert. Dabei muss jedoch Referent auf ein Uebungsbeispiel aufmerksam machen, in dem die Aufgabe gestellt ist, auf wie viele verschiedene Arten 12 Herren und 12 Damen Tanzpaare bilden können, und als Antwort 479,001,600 erscheint, was denn doch des Guten etwas zu viel ist.

Die Combinationslehre wird angewendet auf die Rechnung der Reihen, die nach den Potenzen einer Hauptgrösse fortschreiten, wobei im Grunde der Satz der unbestimmten Koeffizienten die Hauptrolle spielt. — Auch bei dem binomischen und polynomischen Theoreme wird von diesem Satze fortwährend Gebrauch gemacht. Der binomische Satz wird übrigens mit Hilfe dieses Satzes für positive und negative, ganze und gebrochene Exponenten bewiesen und namentlich auf die Berechnung irrationaler Grössen angewiesen. Die Exponentialreihe (für  $a^x$ ), die logarithmische, goniometrischen Reihen (für  $\sin x$ ,  $\cos x$ ), sowie die für die Berechnung der Bögen, werden eben so mittelst der unbestimmten Koeffizienten, gelegentlich auch einmal durch Gränzbetrachtung erhalten, so wie die Umkehrung der Reihen gleichfalls auf dieselbe Weise ermöglicht wird. — Was für und gegen die Anwendung des Satzes der unbestimmten Koeffizienten in dieser allgemeinen Form gesagt werden kann, und schon oft gesagt worden ist, lasse ich auch auf das vorliegende Buch anwenden. Referent enthält sich jedoch hier, schon oft Gesagtes zu wiederholen.

Den Schluss macht die Rechnung mit imaginären Zahlen, die die Entwicklung von  $\arcsin z$  (ty = z), die Moivre'sche Binomialformel und ähnliche Sätze angewendet wird.

Ist schon durch die fast ausnahmslose Anwendung des Satzes der unbestimmten Koeffizienten die Stellung des vorliegenden Buches charakterisirt, so glaubt Referent noch überdies, es sei, für ein Lehrbuch, auch die Combinationslehre viel zu weitläufig behandelt. Allerdings ist, wie der Titel ja aussagt, das Buch auch für Selbstunterricht geschrieben, und es wird wohl in der Meinung des Verfassers gelegen haben, dass dieser dritte Theil vorzugsweise dem letztern Zwecke dienen soll. — In diesem Falle wird dieses Heft denen von Nutzen sein können, die in der Combinationslehre und in der Anwendung des Satzes der unbestimmten Koeffizienten Uebung suchen; als „Analysis“, oder als Einleitung in dieselbe wird dieses Heft jedoch nicht angesehen werden dürfen.

Dienger.

---

*Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Von Theodor Vermaleken. Wien. Verlag von L. W. Seidel. 1858. XX und 436 S. in 8.*

Nicht für die blosse Unterhaltung ist die reiche Sammlung aufgenommen und bestimmt, sie verfolgt vielmehr höhere, wissenschaftliche Zwecke: denn sie soll uns, indem sie die Reste alten Volksabens, wie er in der Sage sich kund gibt, also der alten Naturerkenntnis vorführt, einführen in die Sinn- und Denkweise unserer Zeit, und damit für deutsche Mythologie und die Kenntniss des deutschen Alterthums überhaupt eine Grundlage schaffen, die in ihrer Bedeutung bisher kaum gehörig beachtet worden ist. Der Verfasser hat keine Mühe und Opfer gescheut, auf seinen Reisen durch die Gebirge der Alpen, Alles das zu sammeln, was in den Reich dieser Volkssage gehört: nicht aus gedruckten Büchern hat er den reichen Sagenstoff hier zusammengetragen, sondern aus dem lebendigen Munde des Volkes. „Was der Volksmund sagt, das be-  
stehe ich, weiter nichts“. — „Treue, wörtliche Wiedergabe des Gesagten war mein erstes Gesetz, Vorsicht in der Deutung mein zweites“. — „Ich sehe den Inhalt als eine historische Urkunde an, die man nicht fälschen darf. Eine Anzahl hie und da zerstreuter Ueberlieferungen habe ich aufgenommen, so weit sie mir zuverlässig erschienen, das Meiste beruht auf mündlicher Mittheilung“ (S. VI).

Was nun die Anordnung des auf diese Weise gesammelten und mit aller Treue aufgezeichneten Stoffes betrifft, so ist dieselbe durch die höheren wissenschaftlichen Zwecke des Ganzen bestimmt; sie folgt daher nicht der lokalen Richtung, obwohl auch diese auf den



Inhalt der Sage oftmals nicht ohne Einwirkung ist, indem in einem Lande vorzugsweise Sagen einer gemeinsamen Richtung und Tendenz vorkommen, sondern dem Inhalt der Sage und dem Objecte derselben. So sind im ersten Abschnitt 45 Sagen über Vergletscherung und Untergang durch Gletscher, Bergsturz u. dgl. (z. B. die schöne Sage von dem Untergang von Plurs in Graubünden oder die von der Entstehung des Mondsee's) zusammengestellt, im zweiten eine beinahe gleiche Zahl von Sagen über bergentrübte Helden, Wuotan und wilde Jagd, Teufel und Riesen; im dritten (Nr. 92—192) Sagen von weiblichen Wesen, Zauber, Schätze, Bäume; im vierten (Nr. 133—166) Sagen von Mittelwesen; im fünften (Nr. 167—211) Sagen von mythischen Thieren (Schlangen, Drachen u. dgl.), oder solche, die irgend eine merkwürdige Naturscheinung in mythischer Auffassung behandeln; im sechsten (Nr. 212—245) Ortssagen, Legenden, weisende Sagen, Geschichtsbilder, Strafen, poetische Züge; auf den siebenten Abschnitt (S. 337—387), welcher den Schluss des Ganzen bildet, glauben wir noch besonders aufmerksam machen zu müssen, da er ein reiches Material für die Sammlung bietet, welche alle die merkwürdigen Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten unserer Vorzeit bei den verschiedensten Abschnitten des Lebens, und den damit zusammenhängenden Fiktionen zu umfassen und zu deuten hat. Wie hier heidnische und christliche Vorstellungen noch vielfach mit einander gehen, heidnische und christlicher Aberglauben sich vielfach abspiegelt, wie viele lokale und andere Einflüsse auf die Bildung dieser Sitten, Gewohnheiten, Lebenssprüche u. dgl. sich geltend gemacht haben, Alles bleibt der weiteren Forschung überlassen: dem Verfasser wird man zu Dank verpflichtet sein für die sorgfältige Bewahrung und wohlgeordnete Zusammenstellung dieser Reste alten Volksglaubens und alter Sitte, die allerdings die Grundlage einer Mythologie der Alpenwelt bilden; an einzelnen weiteren literarischen und mythologischen Nachweisungen, wodurch der Gebrauch des Buches und damit verbundenen wissenschaftlichen Zwecke wesentlich gefördert werden, hat es der Verfasser nirgends fehlen lassen; ein Sachregister ist am Schlusse ebenfalls beigegeben. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist empfehlenswerth.

---

# LEHRBÜCHER DER LITERATUR

*Griechische Mythologie und Antiquitäten nebst dem Homer und ausgewählten Abschnitten über die Chronologie, Literatur, Musik etc., übersetzt aus Georg Grote's Griechischer Geschichte von Theodor Fischer, Privatdocenten der klass. Philologie an der Albertus-Universität. Dritter Band. Leipzig. Druck und Verlagsanstalt von B. G. Teubner. 1858. 668 S. in gr. 8.*

Dieser dritte Band bringt die Fortsetzung des in dem vorhergehenden bis zum neunten Capitel geführten zweiten Theiles des Originalwerkes oder des historischen Griechenlandes, und setzt dieselben von Capitel fort bis zu dem sechsten und vierzigsten inclusive, welche nahe drei Bände des Originals, den dritten (der mit Cap. 9 beginnt) und fünften: wobei jedoch einige Aenderungen oder vielmehr Entsetzungen gefunden haben, die ihren Grund wohl in der Anlage des Werkes, das keine vollständige Uebersetzung des Werkes von Grote ist, wie der oben vollständig mitgetheilte Titel („Griechische Antiquitäten“ u. s. w.) vermuthen lässt, nur diejenigen Abschnitte bringen soll, welche in diesen Kreis der Alterthümer im engeren Sinne mehr oder minder fallen, während die rein geschichtlichen Abschnitte, die bloß die Erzählung der Ereignisse und Begebnisse enthalten, obwohl eine solche Trennung oder Scheidung des Stoffes sich in jedem bei einem derartigen Werke wird durchführen lassen, hier doch streng genommen nicht durchgeführt wird, da in den beiden ersten Bänden eine derartige Scheidung, also auch keine Anweisung, vorkommt. In diesem dritten Bande zum ersten mal sich findet, und selbst in dem vierten Bände gleichfalls durchgeführt ist, so dass wir in Ansehung der Zweckmäßigkeit und Bedenklichkeit einer solchen Scheidung lieber auch die oben erwähnten Abschnitte in die Uebersetzung aufgenommen wünschten, da sie selbst sich so gut liest und mit aller Treue und Genauigkeit, wie wir dies bei den Anzeigen der früheren Bände (Jahrg. 1857, S. 874 ff.), auf die wir hiermit verwiesen haben, bemerkt haben. So werden denn in diesem Bande fünf weitere Abschnitte, das sechste (der jonische Theil von Hellas, Athen vor dem Peloponnesischen Kriege), das zehnte (die Gesetze und Verfassung Solons), das zwölfte (Euboea und die Inseln), das dreizehnte (die Jonier in Asien), und vierzehnte (die Griechen in Asien) in Vollständigkeit mitgetheilt, von dem fünfzehnten (die Dorer in Asien) und von den folgenden Abschnitten (XV–XXVIII), welche von den verschiedenen Völkern handeln, so wie von den Colonien, wird nur das ausgehoben, was die Phrygier und Lyder (cap. XVI), die Kimmerier (Cap. XVII), die Phönicier (Cap. XVIII), die Assyrer und Babylonier (Cap. XIX), die Aegyptier (Cap. XX), das Sinken der Phönicier (Cap. XXI) betrifft.

thum Carthago's (Cap. XXI), insbesondere die griechischen Kolonien im West in Epirus, Italien, Sicilien und Gallien betrifft (Cp. XXII) aufgenommen, so aus Cap. XXVII Kyrene, Barka und Hesperides. Das übrige ist ausgelassen. nun folgenden Capp. XXVIII bis XXXI incl., welche von den Hellenischen Spielen (olympischen u. s. w.), der Lyrik und den sieben Weisen, von den Gelegenheiten der Griechen während der Regierung des Pisistratus und von seinen Söhnen und nach der Vertreibung derselben handeln, sind vollständig wiedergegeben, dagegen Cap. XXXII bis XXXVI, welche von dem Perserreich, von dem Aufstand des Darius wider die Scythen, von dem Aufstand der Jonier und von den folgenden Ereignissen bis zur Schlacht bei Marathon incl. handeln, sind ausgefallen; Cap. XXXVII, das von den jonischen Philosophen, von Pythagoras, Kroton und Sybaris handelt, ist wieder vollständig aufgenommen, von Cap. XXXVIII, welches den Zug des Xerxes gegen Griechenland schildert, dagegen nur die am Eingang enthaltene Betrachtung über Herodotus und dessen Darstellung; Cap. XXXIX aber, welches die Begebenheiten in Griechenland von der Schlacht bei Marathon bis zu dem Kampfe bei den Thermopylen behandelt, ist wieder aufgenommen, während die folgenden Capp. XL—XLII incl., welche von den Kämpfen bei den Thermopylen und Artemisium, von den Schlachten bei Salamis, Platäa und Mykale handeln, ausgefallen sind. Vom Cap. XLIII an bis XLVI, welche Abschnitte die Ereignisse in Sicilien, sowie die Geltung der Verhältnisse in dem hellenischen Mutterlande nach Beendigung der Perserkriege, die unter den Hellenen beginnenden Spaltungen und die Veränderungen der Athenischen Verfassung unter Pericles behandeln, ist Alles vollständig wiedergegeben. Man sieht aus dieser Angabe, dass die durch die Anlage des Werkes allerdings bedingte Scheidung des rein historischen von dem antiquarischen und culturbistorischen Stoff kaum consequent durchgeführt ist, eben weil es ohne Nachtheil kaum möglich ist, weshalb wir bei der Fortsetzung des Werkes, das wir mit gutem Grunde empfehlen können, diese Auslassungen möglichst beschränkt sehen möchten. Eigene Zustimmung der Uebersetzer auch in diesem Theile sich nicht erlaubt; hat er doch selbst bei einer Verweisung die Seitenzahlen des Englischen Originals beibehalten, statt dieselbe auf seine Uebersetzung zu reduzieren, (S. 603, wo auf die in der folgenden Note p. 457 citirten Abhandlungen verwiesen wird, statt S. 457 (der Uebersetzung)).

---

*Die genetische Entwicklung der Platonischen Philosophie, einleitend dargestellt von Dr. Franz Susemihl, ausserordentlichem Professor der Philologie an der Universität Greifswald. Zweiten Theiles erste Hälfte. Leipzig, B. G. Teubner und Verlag von B. G. Teubner. 1857. XII und 312 S. gr. 8.*

Der erste Theil dieses Werkes, das in der Einleitung, die es zu dem Studium der Platonischen Schriften giebt, sich als ein brauchbares und nützliches Hülfsmittel für Alle diejenigen erwiesen hat, die mit Plato und seinen Schriften sich näher bekannt machen und in den Kern seiner Lehre selbst eindringen wollen, ist in diesen Jahrb. 1856, S. 226 f. angezeigt worden. In dem ersten Theile angefangene Darstellung der einzelnen Dialoge, nach

Anlage und Tendenz, wie nach deren Ausführung und der ganzen Entwicklung der in jedem derselben vorgetragenen Lehre, wird in dieser ersten Reihe des zweiten Theils in derselben umfassenden Art und Weise der Betrachtung fortgesetzt mit der dritten Reihe der platonischen Werke, der connectiven Dialoge, wie sie der Verfasser bezeichnet, und zwar des Philebos und der Bücher vom Staat. Dem Philebos sind die ersten sechzig Seiten gewidmet (S. 1—58); die ganze äussere Einkleidung wird besprochen. Nachdem die einzelnen Abschnitte näher durchgegangen sind, wird der Zweck des Dialogs dargelegt, den man bald in der Lehre vom höchsten Gut, bald der Idee des Guten zu finden geglaubt hat. Der Verfasser, welcher den verschiedenen, darüber ausgesprochenen Ansichten eine sorgfältige Beachtung zuwendet, spricht sich selbst am Schlusse seiner Erörterung in folgender Weise aus: „Der Zweck des Dialogs ist also, auf Grund der Idee des Guten im Zusammenhange mit den Gesamterscheinungen derselben und in seiner Abgrenzung von allen andern unterscheidenden Eigenthümlichkeit das höchste Gut zu konstruiren, dass dadurch die Idee des Guten selber der noch fehlenden Bestimmung entgegengeführt wird“ (S. 58). Der ganze übrige Rest des Bandes ist mit einer Untersuchung über die Bücher vom Staat ausgefüllt, in welcher alle die Gegenstände, die zu einer richtigen Auffassung der Schrift im Ganzen wie in ihren Einzelheiten dienen, in erschöpfender Weise behandelt sind. Nachdem der Verf. zuerst die verschiedenen Auffassungen, wie sie bisher gemacht worden sind, dargelegt und eine Besprechung der äusseren Verhältnisse, der Einkleidung, der Handlung und deren Zeit, der handelnden Personen gegeben, auch die Frage nach den verschiedenen Redactionen des Werkes sowie nach einer verschiedenen Entstehungszeit der einzelnen Theile des Werkes, namentlich des ersten Buches besprochen und durch eine Abweisung erledigt hat, geht er zu dem Inhalt der Schrift über, deren einzelnen Abschnitten eine sorgfältige Betrachtung zu Theil geworden ist, durch welche die richtige Auffassung derselben, sowie das Verhältniss der einzelnen Abschnitte zu einander, so z. B. namentlich des ersten Buches zu dem zweiten und den folgenden wie zu der leitenden Idee des Ganzen bestimmt wird. Diese umfangreiche Betrachtung (S. 92—281) hat aber auch den Beweis geliefert, wie das Platonische Werk in allen seinen Theilen aus einem Gusse nach einem Plane gearbeitet ist, und in dieser seiner Bearbeitung diejenigen Dialoge, welche der Verfasser in seinem ersten Theile behandelt hat, die ganze erste Reihe ethisch-propädeutischer und die zweite Reihe dialektischer Dialoge (wie sie der Verfasser nennt) voraussetzt, woraus sich wiederum ergibt, dass das Werk erst nach Platon's Rückkehr von seiner ersten äusseren Reise, und zwar noch nicht einmal unmittelbar nach derselben, in Angriff genommen sein kann (S. 294). Sonach wird die Vollendung desselben nicht vor den Tod des älteren Dionysios, seine Entstehung aber zwischen 380—370 v. Ch. gesetzt (S. 296). Was nun den Grundgedanken des Werkes betrifft, stehen wir nicht an, die eigenen Worte des Verf., womit er die Erörterung dieses Gegenstandes S. 282 ff. beginnt, hier aufzunehmen:

So stellt uns denn der ganze Dialog vor Augen, wie weit in der gesamten sittlichen Welt die Idee des Guten zur Erscheinung kommt, wie sie im weitesten Umkreise als ausgleichende Gerechtigkeit in den Geschicken der

Einzelnen wie der ganzen Völker im Bereiche der ganzen unendlichen Welt waltet, und dann in engerem Kreise im besten Staate auch auf dem unvollkommensten aller Gestirne, auf unserer Erde das Recht und die Sittlichkeit zur Erscheinung bringt, aber auch in schlechten politischen Zuständen immerhin noch in einzelnen edleren Geistern als tugendhaftes Streben fortlebt, seine Befriedigung in sich selber und eben in jener Gewissheit eines Besseren Jenseits, aber auch in der Hoffnung eines dereinstigen sittlichen und politischen Umschwunges auch auf Erden, welchem es für sein Theil nach Kräften entgegenarbeitet, kraft eben jener allgemeinen und unverrückbaren sittlichen Weltordnung findet, wie so dies Streben, selbst wo es verkannt wird, wahrhaft beglückt und wie ihm doch in Wahrheit auch unter den ungünstigsten geselligen Verhältnissen es selten misslingen wird, sich zu einer allgemeinen Anerkennung hindurchzuringen, wie aber auf der andern Seite freilich ein stetes Nebeneinanderbestehen so wie ein stoter Wechsel des Besseren und Schlechteren aus dieser unvollkommenen Welt der Erscheinung sich niemals nicht verbannen lässt.

Die weiter daran sich knüpfenden Bemerkungen und Betrachtungen über die Art und Weise der Ausführung dieses Grundgedankens, den Zusammenhang mit dem ganzen Systeme Platon's, namentlich mit der Ideenlehre, die Würdigung so mancher auffallenden Theile des Ganzen, bitten wir die Schrift selbst nachzulesen, die in ihrem letzten Abschnitt noch das Verhältniß bespricht, in welchem die Bücher vom Staate zu dem Politicus oder zum Staatmann stehen und damit die ganze Erörterung zum Abschluss bringt.

Wir können nach dem Bemerkten nur eine baldige Fortsetzung des gleichen Werkes, das sich auch durch eine vorzügliche äussere Ausstattung empfiehlt, wünschen.

*Der Reim bei den Griechen mit besonderer Berücksichtigung des Sofocles. Beitrag zur Geschichte des Reims, nebst einem Anhang: hundert Beispiele aus den Werken der Alten. Von Dr. Friedrich Dörr. Leipzig. Voigt et Günther. 1857. 117 S. in 12.*

Wenn die gleich lautenden Ausgänge der einzelnen Glieder eines Verses der Verse, also das, was wir jetzt den Reim zu nennen gewohnt sind, bereits in der ältesten römischen Poesie, zunächst im Volksliede sich vorfindet und später durch die kunstmässige, griechischen Urbildern nachgebildet, sie in den Hintergrund getreten, bei dem Erwachen einer neuen, christlichen oder mittelalterlichen Poesie, die sich mehr an die Volkspoesie anschliesst, aber wieder hervorgetreten sind und die charakteristische Form der Poesie der neueren Zeit bilden, so würde es allerdings auffallend erscheinen, wenn wir bei dem gebildetsten Volke der alten Welt, bei den Griechen, ähnliche Erscheinungen fänden, welche auch hier das Vorhandensein des Reims, namentlich in dem ältesten Volksliede constatirten: da nun diesem Gegenstand bisher weniger Aufmerksamkeit geschenkt worden, so hat es der Verfasser unternommen, eine etwas eingehende Untersuchung diesem Gegenstande in vorliegender Schrift zu widmen. Er geht von dem richtigen Satze aus,

„dass jede Poesie, wenigstens so lange sie Volkspoesie ist, ursprünglich accentuierende ist, und dass die Griechen ursprünglich und in ihrer Volkspoesie ebenfalls accentuierende Verse gehabt, obwohl nur dürftige Beispiele uns noch vorliegen; „war nun aber, fährt derselbe S. 8 fort, die Poesie ursprünglich accentuierend, so bedurfte sie, wo es der Volkedichtung im Gegensatz an dem strengeren Maasse gebricht, sowohl einer schärferen Begrenzung einzelner Verse, als auch einer bestimmteren Vereinigung und Verflechtung derselben zu Strofen, und weil beides sich nicht besser, als durch den Gleichklang der Endsilben der Verse herstellen lässt, so entstanden, um nicht blos sondern Gründe zu gedenken, Alliteration und Assonanz, und aus der Vereinigung dieser beiden Elemente später der Reim“. Dass aber aus der Volkspoesie immer noch Manches in die darauf folgende Kunstpoesie übergegangen und sich erhalten, ist eben so unbestritten, und damit auch das Vorkommen des Reims, selbst in der Kunstpoesie der Hellenen, und zwar in den verschiedenen Zweigen derselben, weniger befremdlich, als es auf den ersten Blick scheinen sollte. Diese Erscheinung, also das Vorkommen von Reim in der Kunstpoesie der Hellenen nachzuweisen, ist die nächste Aufgabe des Verfassers, nachdem er über die in den Werken der griechischen Dichter öfters, als man gewöhnlich glaubt, vorkommende Alliteration und Assonanz, Einiges bemerkt und treffende Belege zu beiden aus Sophocles und anderen griechischen Dichtern (denen wir auch in Bezug auf Alliteration einige Stellen und achten Buche des Herodotus vorkommende Orakel anreihen werden) gegeben hat.

Zur Lösung dieser Aufgabe erscheint es aber dem Verf. nöthig, vorher einige festzustellen, was überhaupt als Reim hier gelten kann; diesen nennt er nur da anerkennen (S. 18):

- 1) wo volle Gleichheit oder eine derselben fast ganz gleiche Aehnlichkeit der Laute nach Klang und Qualität und Versaccent herrscht;
- 2) wenn die Gleichklänge in demselben Verse und zwar vor der Cäsur am Versschlusse stehen;
- 3) bei Gleichklängen am Schlusse zweier sich folgenden oder höchstens durch eine eingereimte Zeile getrennten Verse;
- 4) nur dann bei grösserer Entfernung, wenn auch die dazwischen stehenden Verse durch irgend einen Raum gebunden sind, also Reimverschlingungen entstehen.

Man wird diese Beschränkungen gewiss beachtenswerth und begründet finden, da wir sonst uns ins Unbestimmte verlieren, und leicht in Gefahr sein könnten, alle gleichklingenden oder gleichlautenden Flexionsendungen als Reime auszulegen, was sie nicht sind, am wenigsten im Sinne der Griechen, welche den Begriff eines *ὁμοιοτέλετου*, was wir für Reim gewöhnlich nehmen, doch in einer davon verschiedenen Weise definirten, indem es dabei nicht auf die vokalische, sondern nur auf eine logische oder bloss syntaktische Gleichheit der Satzausgänge, also bloss auf eine Aehnlichkeit, nicht auf eine Gleichheit ankam, daher auch das *ὁμοιοτέλετον* für eine rhetorische Figur galt, die in der Redekunst eben so zulässig, von den Rhetorikern des Alterthums in ihre Lehrbücher aufgenommen und unter die *σχήματα* gebracht ward (S. 25 ff.).

Nach diesen vorausgehenden Erörterungen wendet sich der Verfasser der von ihm beabsichtigten Sammlung von Reimen, welche in der griechischen Poesie, so weit sie uns noch zugänglich ist, vorkommen: geordnet ist dieselbe (S. 23) nach den Dichtern und ihrer Zeit, nach den Vers- und Dichtungsarten, nach den Reimerscheinungen und Geschlechtern, endlich nach dem Proportionsverhältniss oder der Reimstellung: es verbindet sich damit ein Versuch, die einzelnen Reime entweder als zufällige zu erklären, oder die Absicht des Dichters in ihnen nachzuweisen (S. 87). Demgemäss werden im dritten Capitel (S. 29 ff.) die bei den Epikern, (Homer, Hesiod, Theophrast, die Bukoliker) vorkommenden Reimverse zusammengestellt, und zwar unter drei Rubriken, zuerst Binnenreime, d. h. solche, wo ein Wort im Verse mit einem andern in demselben Verse sich reimt; dann solche, wo Cäsur und Versende reimen, und drittens Reime in den Versschlüssen, d. h. wo zwei einander folgende Verse einen gleichlautenden Schluss haben; ja es werden uns hier sogar zwei Beispiele eines dreifachen Reims, d. h. drei auf einander folgenden Verse mit gleichem Ausgange aus Homer (Il. XXI, 523 und XI, 152) angeführt. In ähnlicher Weise werden im vierten Capitel (S. 41 ff.) Reime aus den Lyrikern zusammengestellt, und hier auch die Refrainreime und Erscheinungen (S. 61 ff.) besprochen. Wenn diese Abschnitte Manches Interessante darbieten, so dürfte dies in einem fast noch höhern Grade der Fall sein bei dem im fünften und sechsten Capitel (S. 66 ff.) gelieferten Nachweise des öftern Vorkommens des Reimes bei den Dramatikern, und zwar eben sowohl in den lyrischen Abschnitten, wie in dem Dialog: eine gewisse recht auffallende Erscheinung, welche der Verfasser hier näher in ihre Einzelheiten verfolgt und in einer Weise erörtert hat, welche für das Verständniss des Dichters von Belang ist, selbst in den Stellen, wo sie und zwar nicht absolut, von dem Reime Gebrauch gemacht haben; was bei Sophocles in bestimmten Beziehungen beachtungswerth erscheint, wird nach den einzelnen Dramen derselben hier angeführt, und in einem weitem Nachtrag der schon oben erwähnte Versuch unternommen, die Absichtlichkeit der Anwendung des Reims in einer namhaften Zahl dieser Sophocleischen Verse nachzuweisen, und zwar unter einem dreifachen Gesichtspunkt; hiernach finden wir den Reim insbesondere bei Sentenzen, welche Sophocles gern und öfters in diese Form kleidet; dann wird er aber auch angewendet, um die Lebendigkeit der Darstellung und Erzählung zu erhöhen, oder drittens soll der Reim die Kraft der Rede erhöhen und den einzelnen Worten Erhabenheit und Kraft verleihen. Wenn dieser Nachweis zunächst auf Sophocles sich erstreckt, so kann der Anhang, welcher eine Sammlung von hundert Reimsprüchen aus den verschiedenen Werken griechischer Poesie, die wir noch besitzen, enthält, insbesondere eine Bestätigung des Satzes liefern, wornach der Reim gern bei Sentenzen angewendet wird.

Wir haben den Inhalt der Schrift im Allgemeinen hier angegeben: er bietet des Interessanten genug, um alle Freunde der griechischen Poesie auf diese hier eingeleitete Untersuchung aufmerksam zu machen, die zu weiterer Forschung anregen und hier auch gewiss zu noch weiteren Ergebnissen führen kann, die zu einer richtigen Würdigung des Wesens und des Charakters der griechischen Poesie, von dieser ihrer formellen Seite aus uns veranlassen



hier den innigen Zusammenhang zeigen kann, in welchem bei dieser die Form und Inhalt zu einander steht.

---

**Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch erklärt von Ferdinand Vollbrecht, Rector zu Otterndorf. Zweites Bändchen. Buch IV—VIII. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1858. 195 S. in gr. 8.**

Das erste Bändchen ist in diesen Blättern (Jahrgg. 1857, S. 878 ff.) besprochen, die Anlage des Ganzen, wie die Ausführung dargelegt worden. In Bezug auf die letztere, glauben wir jedoch einige Verschiedenheiten wahrgenommen zu haben, welche diesem zweiten Bändchen, mit welchem die Ausgabe nun vollendet ist, nicht zum Nachtheil gereicht; der Bearbeiter hat sich in Bezug auf die für Schüler bestimmten Anmerkungen ein engeres Mass gesteckt und Manches weggelassen, was in dem ersten Bändchen Anmerkungen erregen konnte, wovon wir in der Anzeige des ersten Bändchens Bericht gegeben haben; er hat sich vielmehr auf das Nöthigste beschränkt, und seinen Anmerkungen sich mehr an Dasjenige gehalten, was wirklich zur Hülfe des Schülers dienen kann; er hat daher auch vielfach seine Erklärungen in Fragen eingekleidet, welche geeignet sind, den Schüler zu weiterem Nachdenken und eigenem Studium anzuregen. Im Uebrigen ist dieses Bändchen, auch was die äussere Einrichtung und Ausstattung (die für ein Schulbuch eine ganz befriedigende ist) betrifft, dem ersten gleich gehalten: wir hoffen ihm Förderung des griechischen Unterrichts, insbesondere der Lectur des Xenophon, die wir für Schüler noch immer für nothwendig und selbst nützlich halten, wenn anders die höheren Zwecke des griechischen Unterrichts überhaupt erreicht werden sollen.

---

**Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen. Mit erläuternden Anmerkungen und einem mythologisch-geographischen Register versehen von Dr. Johannes Siebelis, Gymnasiallehrer in Hildburghausen. Zweites Heft. Buch X—XV und das mythologisch-geographische Register enthaltend. Zweite, mehrfach verbesserte Ausgabe. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1858. S. 207—436 in gr. 8.**

Was bei der Anzeige des ersten Heftes der neuen Auflage und schon früher bei der ersten Auflage des Ganzen (Jahrb. 1854, S. 298 ff. 1858, S. 298 ff.) zur Empfehlung dieser Schulausgabe gesagt worden ist, kann auch von dem zweiten Hefte in gleicher Weise gelten, das in Bezug auf die Noten gleichmässig dem ersten Hefte anschliesst und dabei mit einigen weiteren Zugaben ausgestattet ist. Dahin gehört eine S. 372 gegebene Zusammenstellung der Abweichungen des hier gegebenen Textes von dem der Merkel'schen Ausgabe, dann S. 374 ff. in doppelten Columnen auf jeder Seite ein erklärendes Register über alle Personen- und Localnamen, welche in den ausgewählten Stücken vorkommen. Daran schliesst sich noch S. 416 ff. ein kürzeres Register zu den Anmerkungen, meist sprachlicher und grammatischer Art, was die Brauchbarkeit der Ausgabe sehr förderlich ist.

---

## Literaturberichte aus Italien.

Die Geschichte der Schrift hat schon so manchen Gelehrten beschäftigt, jetzt ist mit einer solchen auch der Venezianische Gelehrte Marzolo aufgetreten:

*Brevissimo sunto della storia dell' origine dei caratteri alfabetici, del dott. P. Marzolo. Venezia. Tip. Antonelli. 1857,*

Der gelehrte Verfasser wird von den Männern der Wissenschaft gewürdigt werden, die sich mit diesem geschichtlichen Räthsel beschäftigen, von welchem Galilei sagt, dass das Alphabet die wunderbarste Erfindung des menschlichen Geistes ist.

Neben solchen ernsten Studien fehlt es aber in Italien nicht an Dichtern und Dichterlingen, von denen wir nur kurz erwähnen:

*Illusioni e disinganni dal Cavaliere Ercole Luigi Scolari. Torino. 1857. Pory.*

Hier beweint dieser Professor zu Turin seinen Freund, der von seinen Geliebten und von seinem Vaterlande verlassen worden; die erste tröstet sich noch auf dem Sterbebette über die Undankbarkeit seiner Mitbürger.

Aehnlich sind die folgenden Klagen:

*Illusioni della vita, Sciolti e Liriche di Filiberto Balegno. Torino. 1857. Antero.*

Mag auch der dichterische Werth dieser Klagen nicht hoch anzuschätzen sein, so zeigt doch die Beschäftigung mit der Dichtkunst dieser jungen Leute einen höhern Sinn, als die Zeitvergeudung mit den nobeln Passionen an sich, wärts, und die auf den Druck dieser Dichtungen verwendeten Kosten sind immer besser angewandt, als zum Kartenspielen, das man in Italien weniger findet, als bei uns; die meisten Bücher werden verschenkt.

Da in Ober-Italien die Volksdialekte mitunter auch von gebildeten Leuten gesprochen werden, besonders im Piemontesischen und mitunter selbst in der guten Gesellschaft in Mailand, ist es natürlich, dass auch in diesen Dialecten gedichtet wird, wir erwähnen die diesfallsigen neuesten Erscheinungen, es folgt:

*Canti popolari Lombardi, raccolti e trascritti da Giulio Ricordi. Milano 1857. Tip. Ricordi.*

ferner:

*L'arte di fare il Medico, ovvero aforismi medico-politici, canti di Alessandro Epico Macope, esposti dall' dott. Archangelo Manzolini. Milano. Tip. Bernabè. 1857.*

endlich:

*Sestine Milanese di Antonio Picozzi, Milano. Tip. Ronchetti. 1857.*

Ein für die Kunstgeschichte bedeutendes Werk hat der Graf Carl d'Arco in Mantua herausgegeben, welcher sich schon früher um die Geschichte seiner Vaterstadt Mantua verdient gemacht hat:

*Delle arti e degli artefici di Mantova, notizie raccolte ed illustrate con disegni e documenti di Carlo d'Arco. Mantova. 1857. Tip. Agazzi. Fol.*

Dies ist der erste mit 50, von dem Verfasser selbst gezeichneten Kunstwerken Mantuas verzierte Band eines grösseren Werkes, in welchem derselbe die Geschichte der Kunst vorführt, die in Mantua stets hochgehalten worden ist. Virgil ward hier geboren, und erst 50 Jahre nachdem die Langobarden sich schon in Italien festgesetzt hatten, fiel diese Stadt in ihre Hände; unter den Franken herrschten hier Grafen aus dem Norden, die aber bald aus frommem Wahne die Verwaltung dem Bischöfe überliessen, während die benachbarten Städte freie Gemeindeverfassungen einführten, bis die sogenannte grosse Gräfin Mathilde, die Freundin von Gregor VII. auftrat, welche hier als Erbin des kaiserlichen Verwaltungs-Beamten in dem 878 erbauten Kaiser-Palaste sich niederliess. Es waren zwar Kanäle und Dämme geschaffen worden, aber bei dem Mangel an Marmor und Steinen war damals nur noch die Kirche des heiligen Rufinus bekannt, im Jahr 878 wurde die Kirche St. Peter erbaut und 1198 das Stadthaus. Die Baukunst ging der Malerei voraus; der Verfasser hat das älteste Bildwerk in Mosaik vom Jahr 1151 aufgefunden, und die erst vor Kurzem entdeckten übertünchten Fresken von 1228, von denen der Verfasser nicht weiss, ob sie der Lombardischen oder Toscanischen Schule angehören, wogegen zwei Madonnen in der Kirche S. Francesco von 1303 der Griechischen Kunst anzugehören scheinen. So führt der Verfasser die ersten Anfänge der Kunst fort, bis Ludwig Gonzaga in Mantua die Platina, Guarini, Filicchio, Alberti und Mantegna um sich versammelte, der 1460 von Padua nach Mantua übersiedelte. Damals hatte auch ein reicher Privatmann Squarcione auf seinen Reisen eine Sammlung von Kunstwerken zusammengebracht. Nach den in diesem ersten Bande gegebenen Nachrichten wünscht man die baldige Fortsetzung von der Hand dieses achtbaren Kunstkenners.

Ein bereits durch frühere Arbeiten beliebt gewordener Dichter Aleardi hat wieder einen Band unter dem Titel:

*Un ora della mia giovinezza, carne di Aleandro Aleardi, Firenze. Tip. Barbera 1858.*

herausgegeben. Es sind Dichtungen, welche wegen ihres glänzenden Styles sehr geachtet werden.

Eben so gerühmt wird eine Uebersetzung des hohen Liedes Salomons.

*Il cantico dei canti, recati in versi Italiani per Nicolo Sole, Napoli 1857. Tip. del Vaglio.*

Der Uebersetzer hat sehr glücklich vierzeilige Verse von 11 Silben gewählt.

*Lettere sulla guerra del Friuli dall 1511 al 1528 da Gerolamo Savorgnano, pubblicate da Vincenzo Joppi. Firenze 1858. Tip. Le Monnier.*

Dieser besondere Abdruck aus dem Archivio Storico enthält die Briefe des Venezianischen Heerführers Savorgnano, welche er während der Kriege, die Venedig mit Oesterreich in Folge des Bündnisses von Cambray v. 1509 führte geschrieben hat, und die hier zum ersten Male durch den Doctor Joppi zu

Udine bekannt gemacht werden. Wie wichtig sie für die Geschichte jener Zeit sind, kann man schon aus der geschichtlichen Einleitung des Herausgebers abnehmen, welcher darin Nachricht über das Leben dieses Feldherrn gegeben hat, welcher einer der ersten war, die sich der Trancheen bei den Belagerungsarbeiten bedienten. Er stammte aus einer mächtigen Familie, die seit dem 10. Jahrhundert in Friaul ansässig war, und geholfen hatte, dass diese Provinz im J. 1420 von Venedig erobert werden konnte.

Noch wichtiger als diese Berichte des Venetianischen Feldherrn gegen Oesterreich, ist der Bericht des kaiserlichen Feldherrn Gonzaga über die Streitkräfte Siciliens an Carl V.

*La Sicilia militarmente descritta nel 1545 da Ferrante Gonzaga. Relazione a Carlo V.; pubblicata da Federico Odorici. Milano. 1856. Tip. Radici. 8vo 24 S.*

Der bekannte Geschichtschreiber in Brescia, Fr. Odorici, hat das Verdienst, diesen Bericht zum erstenmale veröffentlicht zu haben. Dieser Gonzaga war wie der vorstehende Venezianische Feldherr, der zugleich ein sehr unterrichteter Mann und Schriftsteller war, ebenfalls ein hochgebildeter Mann, von dem Odorici sagt, er vereinigte den raschen Feldherrngeist Napoleons mit der Verschlagenheit Machiavelli's. Er war 1507 geboren, nahm an der Plünderung Roms 1528 theil, so wie 1535 die Landung bei Tunis und wurde Vize-König von Sicilien, in welcher Eigenschaft er diese Beschreibung der Streitkräfte dieser Insel an den Kaiser erstattete. Seit 1546 Gouverneur von Mailand wurde er dem Kaiser verdächtig, als wolle er entweder Mailand für sich behalten, oder dass er mit Frankreich in Verbindung zu stehen beabsichtige.

Ein schon bis zum 96. Hefte fortgeschrittenes Werk über die adelichen Familien in dem Königreiche Sardinien:

*Sulle Famiglie nobili della Monarchia di Savoia narrazioni. Torino 1857. Tip. Cassone. 4to.*

steht an Werth dem grossen Werke des Grafen Pompeo Litta über die berühmten Familien Italiens bei Weitem nach.

Wer sich mit dem Seewesen beschäftigt, dem wird folgendes Werk willkommen sein:

*Storia degli Scandugli marittimi, seguiti dalla descrizione di una rete palustre da Savino Savini. Torino 1858. Presso l'Unione Tipografica.*

Die Sachverständigen sagen nur Gutes von diesem Buche.

Wir haben weiter ein neues Werk zu erwähnen, das sich mit den Volk-Dialekten in Ober-Italien beschäftigt, und das den gelehrten Herrn Gabriel Rosa in Bergamo zum Verfasser hat:

*Dialetti, costumi e tradizioni delle provincie di Bergamo e di Brescia, da G. Rosa. Bergamo. 1858. Tip. Pagnoncelli.*

Mit vieler Sorgfalt hat der Verfasser, ein grosser Verehrer unseres berühmten Grimm, sich mit gründlichen Untersuchungen über die Geschichte, Abstammung und Ausbildung der Sprache beschäftigt, welche zwischen der Adda und dem Mincio gesprochen wird, die von den benachbarten bedeutend

abweicht. Er hat dabei die Gebräuche, Sitten, Sprichwörter und Sagen angeführt, welche in dieser Gegend gewöhnlich sind.

Ein nachgelassenes geschichtliches Werk von Alexander Verri über die Folgen der französischen Revolution ist jetzt erst bekannt gemacht worden:

*Vicende memorabili dall 1789 al 1801 dal Alessandro Verri. Milano 1858. Tip. Brigola.*

Der bekannte Vorfall mit dem Sardinischen Privat-Dampfschiffe Cagliari hat bereits zu mehreren Schriften Veranlassung gegeben; am wichtigsten aber ist die Sammlung der hierauf Bezug habenden Urkunden:

*Documenti relativi alla quistione del Cagliari. Torino. Presso Botta. 1858.*

Hier befinden sich die beiderseitigen Rechtsausführungen; dabei behauptet der eine Theil: dass jedes auf offenem Meere befindliche Schiff, als ein Theil des Landes anzusehen, dessen Flagge es führt. Hiernach dürfte keine bewaffnete Macht ohne Verletzung des Völkerrechts einschreiten, sondern die Hülfe des Staats nachsuchen, dem die angeblichen Verbrecher angehörten. Von der andern Seite aber wird behauptet, dass Jeder das Recht habe, den Verbrecher zu verfolgen. Wir haben bisher gefunden, dass die Rechtsgelehrten des Völkerrechts gegen den letztern Fall sich aussprechen, da das Meer nur so weit dem Staate gehört, als es von den Kanonen bestrichen werden kann.

Von einem spanischen Werke ist eine gute Uebersetzung in diesen Tagen erschienen:

*Le Rovine del mio convento, storia contemporanea, per Antofilo Felaletti. Milano 1857.*

Es betrifft dieser Roman die Vertreibung eines Mönches aus seinem Kloster durch die letzten Ereignisse in Spanien. Man erkennt hier die Lebendigkeit des spanischen Charakters selbst im geistlichen Gewande.

*Scritti varii di Lorenzo Panciatichi, raccolti da Cesare Guasto. Firenze presso Le Monnier 1858.*

Der Verfasser dieser vermischten sehr geistreichen Schriften ward 1635 zu Florenz geboren, und gehörte einer vornehmen Familie an, welche von Pistoja als Anhänger der Medici nach Florenz gezogen war. Mit Cosmus III. zugleich erzogen, studirte er in Rom die Rechte, und ward später unter die Akademiker der Crusca aufgenommen, bei den Gastmälern derselben zeichnete er sich durch seinen Witz aus. Er wurde Canonicus, Kammerherr und Bibliothekar des Cardinal Leopold; fühlte sich aber darnach zurückgesetzt. Unter seinen nachgelassenen Schriften gefallen besonders die Briefe an den gelehrten Magliabecchi und an Magalotti.

Zum Beweise, dass es noch — wenn auch seltener, unpraktische Menschen in Italien giebt, welche sich über alle Erfahrung wegsetzen, führen wir folgendes Werk an:

*Programma ragionato sulla scienza pratica della Laostenia, ovvero sulla scoperta della reale e fondamentale costituzione delle civili società, sulla decadenza della civiltà Europea, e sul unico mezzo della sua regenerazione. Torino 1858. Tip. Favale.*

Der Verfasser Joseph Callina übertrifft noch die Ideale von Plato und ist so überschwenglich, dass er auf nicht viele Leser zu hoffen haben dürfte.

Ein ganz anderes Werk ist die folgende Geschichte der Verschwörung Fiesco's:

*La congiura di Geov. Luigi Fiesco descritta da Lorenzo Cappellari ed illustrata con note e documenti da Agostino Olivieri. Genua, presso Boezj. 1858.*

Der Geschichtschreiber Cappellari war im Jahr 1576 bei der Versammlung der 400 in Casale gegenwärtig, und schrieb auch die Verschwörung von Giulio Cibo, welche früher schon bekannt gemacht worden ist. Hier hat sich Herr Olivieri das Verdienst erworben, die Verschwörung des Fiesco nach Genuesischen und andern gleichzeitigen Handschriften herauszugeben. Der Geschichtschreiber stellt den Fiesco hier als einen Hochverräther dar, schlimmer als Catilina.

*Di alcune censure all' opera del Padre G. Secchi intorno alla cattedra Alessandrina di S. Marco, da B. Verrotti. Venezia 1857. Tip. Solari.*

Der Jesuit Secchi in Rom, der lange für einen grossen Gelehrten gehalten wurde, behauptete, dass die in der Markuskirche zu Venedig befindliche Kanzone von Alexandria, die wahre Kanzel des Apostel Markus sei, wie er aus einer an derselben befindlichen Inschrift in Arameischer Sprache beweisen wollte und darüber zu Venedig im Jahr 1853 eine Schrift herausgab. Seit dem ist sich gefunden, dass dieser Gelehrte sich getäuscht hatte.

*Cenni di topografia medico-igienica sulla città di Mantova, per Gian-Battista Soresina. Mantova. Tip. Negretti 1857.*

Diese Monographie über die Verhältnisse von Mantua in Beziehung auf die Gesundheit dürfte nur die Aerzte angehen.

Dagegen erhalten wir aus Sicilien ein treffliches Werk über die Volkslieder jener Insel:

*Canti popolari Siciliani, raccolti ed illustrati da Lionardo Vigo. Catania, Tip. dell' academia.*

Sicilien hat Anklänge aus der Zeit der Griechischen Bildung behalten, welche die Herrschaft der Carthager und Römer nicht verwischen konnte, die Byzantiner fanden sich daher hier bald heimisch, die Araber liessen den Sicilianern ihre Sprache und ihren Glauben, im Gegensatz zu dem Verfahren der Spanischen Könige gegen ihre mohamedanischen und jüdischen Unterthanen; die nordischen Barbaren hatten hier wenigen Einfluss, und Friedrich II., noch über seiner Zeit stehend, fühlte sich dort heimisch und noch jetzt hält man seine Zeit und die der Herrschaft der Araber für die schönste Zeit dieser Insel.

Kurze Nachrichten über die bedeutenden Persönlichkeiten Piemonts finden sich in folgendem Werke:

*Piccolo Panteon subalpino, ossia Vite scelte di Piemontesi illustri. Torino 1858. Tip. Stefanone. Volume 1mo.*

Der Verfasser, Herr Felice Daneo wird eben nicht für einen Plutarch gehalten, da seine Nachrichten auch zu kurz sind.

Mit der Geschichte der Neuzeit beschäftigt sich ehrenvoll Herr Martini,

welcher durch seine Fortsetzung der Geschichte Italiens von Botta bis zum Jahr 1834 bekannt ist. Derselbe hat jetzt ein geachtetes Werk über die Vereinigung von Genua mit Piemont herausgegeben:

*Storia della Restaurazione della repubblica di Genova, l'anno 1814, sua caduta e riunione al Piemonte l'anno 1815, per Giuseppe Martini, con documenti inediti. Asti. 1858. Tip. Raspi.*

Der Verfasser fängt mit dem Untergange der Bürgertugend in Genua an; seit die dortige Aristokratie sich der Herrschaft bemächtigte, welche die Fremden herbeiführte. Er vergleicht die Genueser mit den Venetianern, indem er zeigt, dass die ersten weder Sinn für Italien noch sogar für ihre Stadt hatten; sie erzählen ihre Geschichte, wie sie ihr Geld zählen, ohne davon Nutzen zu ziehen. Im Jahr 1814, als der Stern Napoleons erbleichte, benutzten sie die Anwesenheit der englischen Flotte, ihren Freistaat wiederherzustellen; es war die Schuld der Engländer nicht, dass Genua auf dem Wiener Congresse mit dem Königreiche Sardinien verbunden wurde. Mit grosser Unparteilichkeit erzählt der Verfasser, der Ligurien selbst angehört, die damaligen diplomatischen Verhandlungen. Leider hat sich der hier getadelte Geist der Genueser noch bisher erhalten, der sich in ihrem Widerstreben gegen die constitutionelle Regierung des Königs von Sardinien zeigt, und es möglich macht, dass Mazzini dort für seine unsinnigen Pläne Anhänger findet. Dort finden sich daher auch arme Verführte genug, welche wähnen für die Republik zu arbeiten, da sie doch nur heimlich von Andern dazu aufgestachelt werden.

Ein neuer Roman, der zuerst in der *Revista contemporanea* zu Turin erschien, macht jetzt den Anfang einer von Cesena herausgegebenen Sammlung von italienischen Original-Romanen:

*Mina, o virtù ed amore di Vittorio Bersasio. Torino 1858. Tip. Celleraria.*

Ohnerachtet man in Italien jetzt nicht mehr sehr für die Romanen-Literatur eingenommen ist, so bürgt doch der Roman des Verfassers für eine günstige Aufnahme seiner Arbeit. Man beschäftigt sich lieber mit Politik und öffentlichen Angelegenheiten. Darum hat auch folgende Dichtung grossen Beifall gefunden:

*Canzone sul simulacro di Guiglielmo Pepe, di Guiseppe del Re. Torino 1858.*

Von den Werken Pindemonte's erscheint jetzt in Florenz eine Gesamtausgabe, deren erster Theil bereits unter folgendem Titel ausgegeben worden ist:

*Poesie originali di Ippolito Pindemonte, per cura del dott. Aless. Torri. Firenze. 1858. Tip. Barbera.*

Diese, die vollständigste Ausgabe der Werke dieses berühmten Schriftstellers, enthält eine Einleitung von P. dal Rio und die Dichtungen Pindemonte's in chronologischer Folge. Der Herausgeber hat dazu die vor ein paar Jahren von dem gelehrten Geistlichen des Ordens der Sommaschi, Franz Calandri zu Casale, herausgegebenen bisher ungedruckten Briefe Pindemonte's benutzen können. Diese letzterwähnte Bekanntmachung dieser Briefe ist übrigens eines der literarischen Hochzeitgeschenke, wie sie in Italien gewöhnlich



sind. Eine deutsche Dame würde sich sehr wundern, wenn ihr eine wissenschaftliche Arbeit, z. B. eine lateinische Abhandlung über eine griechische Inschrift am Hochzeitstage überreicht würde. In Italien kommt dies häufig vor, und die lateinischen Dissertationen, besonders der juristischen Facultät, werden gewöhnlich schön eingebunden, den Tänzerinnen der Doctoranden zu Andenken überreicht, welche neben ihren Schmucksachen aufbewahrt werden.

Ein seit der Revolution von 1848 unterbrochenes Pracht-Werk ist jetzt fortgesetzt worden, nemlich:

*La reale Galleria di Torino, illustrata da Roberto d'Azeglio. Torino 1858. fol.*

Die Königliche Gemäldegallerie zu Turin enthält bedeutende Schätze; die vorliegende Werk giebt treffliche Abbildungen davon und der gelehrte Kunstreund, der Markgraf Azeglio liefert die Beschreibung derselben. Die vorliegende Lieferung ist die 34., welche wie jede der vorhergehenden 4 Kupfertafeln enthält. Diese treffliche Gemälde-Sammlung ist leider jetzt wenig zugänglich, da sie sich in dem Palazzo Madama befindet, in welchem ein grosser Theil des Jahres der Senat des Reiches Sardinien seine Sitzungen hält. Doch ist schon von dem Baue eines besonderen Gebäudes die Rede, da das Interesse für die Kunst in Sardinien sehr lebendig ist und bedeutende Summen hier der Kunst zugewendet werden.

*Guttlemini Schiavinae Annales Alexandrini. Edidit Vincentius Ferrerus Ponsinus. Augustae Taurinorum ex officina regia. 1858. 11. Voll. 8vo. S. 601 — 706.*

Diese von dem Canonicus Schiavina zu Alessandria am Ende des 16. Jahrhunderts geschriebene Chronik dieser Stadt erscheint hier zum erstenmal mit einer trefflichen Einleitung und Inhalts-Verzeichnisse versehen. Sie ist für die Geschichte Italiens eben so wichtig, wie für die der Deutschen Kaiser; ein trauriges Denkmal des Verfalls der vaterländischen Grösse, als das schon Denkmal diese Stadt angesehen werden kann. Alessandria wurde von 15,000 Mann erbaut, welche der Lombardische Städte-Bund im Jahr 1168 dazu bestimmt hatte, in der festen Lage zwischen der Bormida und dem Tanaro die Vormauer gegen die deutschen Römerzüge zu sein, wo noch Otto I. die Päpste einsetzte. Jetzt übergab sich diese junge Stadt dem Papste Alexander III., von dem sie den Namen annahm und ihm Steuern bezahlte. Schon 1170 konnte diese Stadt der Belagerung des Kaisers Widerstand leisten und ihn zur Aufhebung derselben nöthigen, um so mehr, da Heinrich, Herzog von Sachsen, durch den Bannfluch, den der Papst gegen den Kaiser erliess, zum Rebellen wurde. Die sogenannten Getreuen des Kaisers, seine Beamten, verbanden sich mit dieser päpstlichen Stadt, wie aus einer Urkunde von 1180 hervorgeht, nach welcher der Markgraf von Boschi ebenfalls zu der Parthei der Guelfen überging. Diese Chronik hat das grosse Verdienst, dass alle betreffenden Urkunden wörtlich mitgetheilt sind. Dabei beschreibt unser Chronist besonders die Kriegsthaten der Guelfen mit grosser Lebendigkeit, wie dies besonders bei der Erzählung der Niederlage Friedrichs I. gegen die Mailänder im Jahre 1176 der Fall ist. Die in Folge derselben herbeigeführten Schreiben des Kaisers an den Papst vom Jahre 1177 fehlen hier ebenfalls nicht, nach denen der Waffenstillstand zum grossen Nachtheile des Reiches zu Stande gekommen war,

auf den der Friede von Constanx folgte. Merkwürdig ist, wie der Chronist den Versuch angreift, den der Kaiser machte, dieser Stadt einen andern Namen zu geben. Nach der Urkunde von 1184 zu Nürnberg ausgestellt, nimmt der Kaiser die Bürger dieser Stadt, welche ihm Gesandte geschickt hatten, wieder zu Gnaden an, und legte ihr den Namen Caesarea bei, befreit sie aber auch von jeder Unterordnung unter Markgrafen, da er den Bürgern mehr vertraute, als den ungetreuen Lehnsträgern. Auch verband sich im Jahre 1198 der Markgraf von Montferrat mit andern gegen diese nunmehr kaiserliche Stadt. Dagegen unterwarf sich der Markgraf von Ocimiano der Stadt Alessandria in demselben Jahre zum Schutze gegen diese mächtigen Lehensherren; auch der Markgraf del Caretto trat 1202 diesem Bündnisse bei. In dieser Zeit tiefer Erniedrigung der deutschen Kaiser hatte Alessandria viele Kriege zu führen, und die diesfallsigen Verträge füllen einen grossen Theil des ersten Bandes. Die Bürger von Alessandria brauchten zu solchen Kriegen natürlich Geld, daher sie die reiche Geistlichkeit dazu heranzogen; wofür sie aber in Bann gethan wurden. Doch sie fürchteten sich nicht dafür, sondern warteten ruhig sechs Jahre, bis es 1219 zu einem Vergleiche kam. Welch ein Unterschied gegen die ebenfalls hier abgedruckte Bann-Bulle gegen Friedrich II. von 1245, worin omnes, qui ei juramento fidelitatis tenentur adstricti, ab hujusmodi juramento perpetuo absolvuntur. Die guten Deutschen liessen sich vorschreiben, dass die Herzoge von Oesterreich Baiern, Sachsen und Brabant, nebst den Erzbischöfen von Cöln, Mainz und Salzburg einen neuen Kaiser zu wählen hätten. Graf Ferrero Ponziglione di Borgo d'Ale hat sich durch die Herausgabe dieser wichtigen Chronik ein grosses Verdienst erworben, besonders da er sehr vollständige Inhalts-Verzeichnisse beigelegt hat, welche den Gebrauch erleichtern; auch hat er in der Vorrede Nachricht über die Abfassung dieser Chronik gegeben. In welchem Grade er der lateinischen Sprache mächtig ist, hat er schon früher in seinem *Commentarius de Caesare Saluzio* gezeigt; so wie er überhaupt sich durch mehrere Schriften über Gegenstände der Verwaltung ausgezeichnet hat, da er mehrmals Mitglied des Parlaments des Königreichs Sardinien war. Zugleich ist er Secretär der Gesellschaft zur Herausgabe der vaterländischen Alterthümer, deren verdienstvoller Präsident Graf Sclopis, der gelehrte Rechts-Historiker, ist. Sehr thätige Mitglieder sind der fleissige Vittor Adriani und Vittor Ricotti.

Die Staatswirthschaft beschäftigt jetzt die gebildete Welt in Italien mehr als sonst, obwohl sie in dieser Wissenschaft die Bahn brachen. Ein grösseres Werk zur Erleichterung dieses Studiums wird jetzt von dem Professor Boccardo an der Universität zu Genua unter folgendem Titel herausgegeben:

*Dizionario della economia politica e del commercio, così teoretico come pratico del Prof. Gerolamo Boccardo. Torino 1858. gr. 8. Tip. Franca. Vol. I. pag. 740.*

Der Verf. hat den Beruf zu einer solchen Arbeit durch mehrere geachtete Werke, besonders im Fache der Landwirthschaft bewährt. Obwohl die hier mitgetheilten Artikel sich von aller Weitläufigkeit fern halten, ist doch der Reichthum der hier verhandelten Gegenstände so gross, dass dieser erste hier

vorliegende Band nur die 3 ersten Buchstaben umfasst. Der letzte Artikel dieses Bandes ist unserem verdienstvollen Statistiker Baron v. Cäsarig in Wien gewidmet, welcher allen Statistikern Europas durch die treffliche Leitung des statistischen Congresses im Jahr 1857 auf das vortheilhafteste bekannt geworden ist und dessen Namen bei so Manchen die angenehmsten Erinnerungen erwecken muss. Bei dem regen constitutionellen Leben in den Königreiche Sardinien steht diesem Lexikon eine gute Zukunft bevor, um mehr, da der Verfasser als Professor und als Schriftsteller sich eines bedeutenden Rufes erfreut und er in der reichen Handelstadt Genua Gelegenheit hat die Wichtigkeit des Weltverkehrs kennen zu lernen. Vor ihm hat der Statistiker Graf v. Portula ein ähnliches Wörterbuch herausgegeben, das den damaligen Bedürfnissen vollkommen entsprach.

*Della necessita e dell uso della divinazione testificata della scienza nuova di G. Vico, opera di Epifanio Fagnoni. Alessandria 1857. Tip. Gaxoti. 8vo.*

Ein philosophisches Werk, worin besonders darin der Grund alles menschlichen Thuns gefunden wird, dass man die Selbstthätigkeit des menschlichen Willens mit dem vermischt, was das Gedächtniss mitbringt.

*Storia della citta di Ventimiglia, di G. Rossi. Torino. 1858. Tip. Barrera. 8vo.*

Diese aus öffentlichen und Privat-Archiven von einem tüchtigen Forscher herausgegebene Geschichte der obwohl unbedeutenden Stadt Ventimiglia, zwischen Nizza und Genua liegt, wurde mit Beifall aufgenommen.

*Vita di S. A. il principe Ferdinando di Savoia duca di Genova. Genova 1857. 8vo.*

Der Professor Isnardi, jetzt in Genua, war Erzieher des einzigen Bruders des jetzigen Königs von Sardinien; er hat sein Leben in dem vorliegenden ziemlich starken Bande beschrieben, nachdem dieser sein Zögling vor einem Paar Jahren als Befehlshaber der Artillerie noch ziemlich jung starb. Der Vater desselben, König Carlo Alberto, selbst wissenschaftlich gebildet, und eine ernste Beschäftigung gewöhnt, hatte ihn ebenfalls sorgfältig ausbilden lassen und war sein Hauptstudium seine Waffe; und bekanntlich ist die Artillerie dem Sardinischen Heere ausgezeichnet. In den beiden Kriegen 1848 und 1849 gegen Oesterreich schlug er sich dabei wie ein tapferer Soldat. Nach dem erfolgtem Frieden beschäftigte ihn hauptsächlich seine Bibliothek; sein General, der General Markgraf Saluzzo, hatte dieselbe angelegt und in seinem Testamente seinem Zöglinge hinterlassen. Der Einsender hat über diese Bibliothek des Herzogs von Genua in dem Serapeum vom Jahr 1856 Nachricht gegeben. Mit ernstesten Wissenschaften beschäftigt, hielt dieser Prinz sich von den gewöhnlichen Hof-Intriguen fern und störte nicht im mindesten die Entwicklung des constitutionellen Lebens in seinem Vaterlande, obwohl es an Unzufriedenen nicht fehlte, welche das frühere Ansehen der Geburt und die dadurch festgehaltenen Vorzüge unter dem wahrhaft constitutionellen Königthum schmerzlich vermissten.

Neugebauer.

(Fortsetzung folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

- neueste Sammlung ausgewählter Griechischer und Römischer Classiker verdeutscht von den berufensten Uebersetzern. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1858. Lieferung 65—69 incl. Lieferung 65. Des Polybios Geschichte, übersetzt von Dr. A. Haack, Professor. Erstes Bändchen. 1. u. 2. Buch. 172 S. in 8. Lieferung 66. Herodianus, Geschichte des römischen Kaiserthums. seit Marc Aurel. Deutsch von Adolph Stahr. XXV und 226 Seiten.*
- Lieferung 67. Hesiodos' Werke, verdeutscht im Verstande der Urschrift von Ed. Eyth. XII u. 96 S.*
- Lieferung 68. Cicero's drei Bücher Vom Redner. Verdeutscht und erklärt von Dr. Raphael Kühner. 366 S.*
- Lieferung 69. Plato's ausgewählte Werke. Deutsch von K. Prantl. Sechstes Bändchen. Apologie des Socrates. 51 S.*
- Lieferung 70. Homer's Werke. Deutsch in der Versart der Urschrift von J. J. C. Donner. Zweiter Theil. Die Odyssee. Zweiter Band. 13. bis 24. Gesang. 191 S.*
- Lieferung 71. Des P. Cornelius Tacitus Werke. Deutsch von Carl Ludwig Roth, th. Dr. etc. Siebentes Bändchen, die Historien 1. bis 5. Buch nebst Summarien. 287 S.*
- Lieferung 72. Des Isokrates Panathenaios. Aus dem Griechischen übersetzt von Dr. Theodor Flathe. VI. u. 59 S.*
- Lieferung 73. Ovid's Metamorphosen, übersetzt von Reinhard Suchier. Erster Theil. X und 169 S.*

Die hier anzuzeigenden Fortsetzungen eines in diesen Blättern schon mehrfach (zuletzt S. 385 ff. dieses Jahrgg.) besprochenen Unternehmens legen ausser einigen Fortsetzungen auch einige neue Schriftsteller, deren Inhalt selbst unserer gebildeten Welt so Manches zur Belehrung und weiteren Fortbildung bietet. Es mag dies insbesondere dem zuerst in dieser Reihe erscheinenden Polybios gelten, welcher in der That zum erstenmal in einem seiner würdigen deutschen Gewande erscheint, bearbeitet von einer wohlkundigen Hand, die mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit wie Erfolg das nicht leichte Werk übernahm. Denn die Sprache des griechischen Geschichtschreibers bietet dem Uebersetzer, der den Charakter des griechischen Originals, der ganzen Sinnes- und Ausdrucksweise des Autors nicht verwischen, sondern gewissermassen in unserer Sprache lebendig bilden will, um einen richtigen Eindruck in der Seele des Lesers zu hinterlassen, nicht geringe Schwierigkeiten. Der gelehrte Uebersetzer hat aber diese Schwierigkeiten zu bewältigen gewusst:

seine Uebersetzung schliesst sich mit Treue an den griechischen Text an und erlaubt sich keine der willkürlichen Umschreibungen, die oftmals zu wahren Entstellungen führen, und am wenigsten geeignet sind, einen richtigen Begriff des Originals dem der griechischen Sprache nicht kundigen Leser zu geben; eben so aber ist auch dem, was unsere Sprache erheischt, Rechnung getragen: alle Härten sind vermieden, das Ganze liest sich recht gut, wie die beiden Proben zeigen mögen, die wir als Beleg dieses unseres Urtheiles hier anführen wollen. Wir wählen dazu die Stelle des 1. Buches cap. 14, wo Polybius über Fabius und Philinos sich in Bezug auf die Treue und Wahrheit der beiderseitigen Darstellungen ausspricht:

„Dass diese Männer absichtlich gelogen hätten, kann ich im Hinblick auf ihr Leben und ihre Gesinnung nicht annehmen, wohl aber erscheint es ihnen in ähnlicher Weise ergangen zu sein, wie es den Liebenden zu ergehen pflegt. Denn bei seiner Gesinnung und der ihn beherrschenden Zuneigung erscheinen dem Philinos alle Handlungen der Karthager verständig, ehrenhaft und männlich, und die Handlungen der Römer entgegengesetzt, dem Fabius aber gerade umgekehrt. Sonst im Leben nun ist eine solche Hingebung wohl nicht zu verwerfen. Denn ein braver Mann muss seine Freunde und sein Vaterland lieben, und mit den Freunden ihre Feinde hassen und ihre Freunde lieben. Wenn aber Einer die Aufgabe der Geschichtschreibung übernimmt, so muss er alles dieses vergessen, und oft muss er die Feinde rühmen und mit den grössten Lobsprüchen schmücken, wenn ihre Handlungen dies verlangen, und die nächsten Freunde tadeln und schonungslos verdammen, wenn die Fehler ihrer Handlungsweise dies erfordern. Denn wie ein lebendes Wesen, wenn die Augen ihm genommen sind, völlig untüchtig wird, so wird, wenn aus der Geschichte die Wahrheit hinweggenommen ist, das Uebrigbleibende ein unnützes Gerede. Darum darf man nicht anstehen, die Freunde anzuklagen und die Feinde zu loben, und darf sich nicht scheuen, dieselben Leute bald zu tadeln bald zu preisen; denn es ist unmöglich, dass diejenigen, die in Staatshandel verwickelt sind, stets das Rechte treffen, noch ist es denkbar, dass sie beständig fehlen. Darum muss man in der Erzählung von den Handelnden absehen und den Handlungen selbst die richtigen Behauptungen und Urtheile anpassen. Wie wahr aber dasjenige ist, was wir eben gesagt, das lässt sich aus Folgendem abnehmen“.

und reihen dann noch eine andere Stelle I, 35, in welcher Polybius sich in Betrachtungen auslässt, zu welchen ihn die vorhergehende Darstellung des von Xanthippus über Atilius erfochtenen Sieges veranlasst:

„Wer diesen Verlauf der Ereignisse gehörig in's Auge fasst, wird Vieles darin finden, woraus für das menschliche Leben Gewinn zu ziehen ist. Denn dass dem Glücke nicht zu trauen sei, und am

wenigsten bei günstigen Erfolgen, davon musste sich Jedermann damals durch die Schicksale des Marcus aufs Deutlichste überzeugen. Denn Derjenige, welcher kurz zuvor den geschlagenen Feinden keine Gnade noch Verzeihung schenkte, wurde selbst vor sie geführt, um sie fussfällig um sein Leben zu bitten. Und was einst Euripides treffend gesagt: „dass ein einziger weiser Rathschlag über grosse Massen den Sieg gewinne“, hat sich damals durch die That bewährt. Denn ein einziger Mann und ein einziger Rathschluss vernichtete auf der einen Seite die wegen ihrer Tüchtigkeit im Kriege für unüberwindlich gehaltenen Schaaren, und erhob auf der andern Seite den augenscheinlich darniederliegenden Staat und den völlig gesunkenen Muth des Heeres. Ich aber habe diese Ereignisse in der Absicht berichtet, dass die Leser meiner Geschichte Belehrung daraus ziehen mögen. Denn von der zweifachen Art, auf welche jeder Mensch zum Bessern geführt werden kann, durch eigenes Unglück und durch fremdes, ist die eine, durch selbsterlebte Unfälle, wirksamer, die andere, durch fremde, aber unschädlicher. Niemals ist deshalb die erstere freiwillig zu wählen, da bei ihr die Belehrung nur durch grosse Leiden und Gefahren erkaufte wird; stets aber sollen wir die letztere zu gebrauchen streben, da sie ohne Schaden uns das Bessere erkennen lehrt. Wer dies einsieht, der muss als die trefflichste Schule für das wirkliche Leben die aus der Staatengeschichte geschöpfte Erfahrung betrachten. Denn diese allein verschafft ohne Schaden, zu jeder Zeit und in jeglicher Lage, eine wirkliche Erkenntniss des Besseren. So viel mag hierüber gesagt sein!“

Herodian's Kaisergeschichten verdienen gewiss so gut wie die Kaiserbiographien des Suetonius, eine Uebersetzung, schon um desswillen, als sie eine Hauptquelle, ja in Manchem unsere einzige Quelle bilden für die auf den Tod des Marcus Aurelius folgende nächste Periode des römischen, steten Schwankungen in der Zahl der Monarchen, unterworfenen Kaiserthums, also von circa 180 bis nicht ganz 240 post Chr. n. Der Verfasser, ein Grieche, der von Griechen zunächst schrieb, ist uns zwar nach seinem Leben nicht näher bekannt, die Vermuthung des Uebersetzers, die ihn zu dem Sohne des von Marc Aurel in seine nächsten Umgebungen aufgenommenen, und mit dem Unterricht des jüngeren Sohnes und Thronfolgers betrauten Grammatikers Herodianus macht, jedenfalls eine plausible ansprechende. Und wenn der Sohn, der offenbar erst in spätem Lebensjahren diese Geschichten niederschrieb, in Bezug auf die Quellenforschung, ja selbst in Bezug auf die kritische Prüfung des zurhelfenden Stoffes dem Suetonius nachsteht, wenn in seiner Darstellungsweise, wie überhaupt in seiner ganzen Art und Weise die Schwächen zu behandeln, noch manche andere Missstände und selbst Fehler hervortreten, so verdient er doch andererseits in seinem ruhigen, stets auf Wahrheit gerichteten Streben, bei der ruhigen, besonnenen, leidenschaftslosen Haltung, die er selbst mitten in den

gräuelvollsten Erzählungen nicht verliert, alle Anerkennung. Und da er nur ein allgemeines Bild entwerfen, nur die Hauptbegebenheiten übersichtlich darstellen wollte, und zwar wie es scheint, mehr zur Unterhaltung als zur eigentlichen Belehrung oder Feststellung des Thatsächlichen, für sein griechisches an derartige Lectüre gewöhntes Publikum, so wird bei der Beurtheilung und Würdigung des Ganzen, namentlich in Bezug auf Manches, das in auffallender Weise von dem Geschichtschreiber übergangen ist, darauf immer gebührende Rücksicht zu nehmen sein. Der Uebersetzer hat in einer Einleitung die Vorzüge wie die Mängel näher besprochen, wobei er zu folgendem Resultat gelangt:

„Seine Schwächen sind die seiner Zeit, in welcher nach Antoninen der sichtliche Verfall der Bildung und Literatur im Einklange steht mit dem allgemeinen sittlichen und geistigen Lebensverfall der Zeit. Seine guten Eigenschaften dagegen sind sein Genie und ihm daher um so höher anzurechnen. Wie im Allgemeinen die griechischen Schriftsteller dieser Periode noch im weit über den römischen stehen, so steht auch Herodian mit den Schwächen seines Werks an sittlicher Würde, Wahrhaftigkeit, klarem Urtheil, Stil und Darstellungsgabe, immer noch unvergleichlich hoch über einen Capitolinus, Trebellius, Eutrop u. a. Was die Geschichtschreiber selbst schon unter Kaiser Marc Aurel für Laster waren, sehen wir trotzdem, dass ihre Arbeiten verloren gegangen sind, aus Lucians Schrift: „Wie man Geschichte schreiben muss.“ Herodian ist frei von den meisten Fehlern, die der satirische Kritiker an jenen rügt. Sein Stil ist unaffektirt und einfach; seine Sprache der allgemeine Dialekt, das Griechisch jener Zeit. Nur in längeren Perioden verwickelt er sich oft in der Konstruktion, und seine ungeschickte Art der Satzverbindung mit dem ewigen *ὅτι* hat oft geradezu etwas Altersschwaches und macht den Fortschritt seiner Erzählung schwerfällig und langweilig“.

„Dagegen ist er in der Darstellung selbst von einem massvollen Verhalten und einer ruhigen Unbestechlichkeit des Urtheils, die inmitten einer an Beispielen scheusslichen Lasterhaftigkeit und kolossaler Verbrechen so überreichen Zeit Bewunderung einflößt, zumal wenn man bedenkt, dass selbst redliche Männer eben durch Abscheu vor dem Laster zur Einseitigkeit und Ungerechtigkeit verleiten lassen mochten“.

Als Probe der fließenden Uebersetzung, die dabei doch auch den Anforderungen der Treue und Genauigkeit entspricht, fügen wir den Eingang des Werkes bei:

„Die Mehrzahl derjenigen, welche sich auf Sammlung geschichtlicher Kunde verlegten, und in dem Bestreben nach unvergänglicher Schriftstellerruhme, der sie dem Schicksal, sich unbeachtet unter dem grossen Haufen zu verlieren, entziehen sollte, das Andenken an gewisse Vorfälle alter Zeit zu erneuern suchten, haben sich um die Wahrheit in ihren Darstellungen wenig gekümmert, aber dafür



desto mehr Sorgfalt auf den sprachlichen Ausdruck und seine Schönheit verwendet. Sie lebten nämlich der zuversichtlichen Hoffnung, dass, wenn auch der Inhalt ihrer Erzählung manchmal fabelhaft sein möchte, ihnen doch die Anmuth ihrer Darstellung zum Verdienst angerechnet werden dürfte, während es andererseits nicht leicht sein werde, die grössere oder geringere Genauigkeit ihrer Forschung zu untersuchen. Ferner gibt es andere, die aus Feindschaft oder Hass gegen Tyrannen, sowie aus Schmeichelei oder Ehrerbietung gegen Könige, Staat und Privatpersonen, unbedeutende und geringe That-sachen durch ihre beredte Darstellung zu einer die Wahrheit übersteigenden Wichtigkeit erhöht haben. Ich dagegen habe es unternommen, von geschichtlichen Ereignissen, die ich nicht als unbekante und unbezeugte von andern entnommen habe, sondern die allen denen, die mein Buch lesen werden, noch in frischem Gedächtnisse sind, mit aller möglichen Wahrhaftigkeit und Genauigkeit eine übersichtliche Darstellung zu geben, deren Lektüre, wie ich hoffe, auch für die Nachwelt nicht ohne Interesse sein wird bei der Menge und Wichtigkeit der Begebenheiten, welche sich innerhalb eines so kurzen Zeitabschnitts ereignet haben“.

Die Uebersetzung des Hesiodus beginnt mit einer Einleitung, die den Leser über die Schriften, die unter des Hesiodus Namen auf uns gekommen sind, in einer zweckmässigen Weise belehrt, und den Charakter wie die Tendenz derselben darstellt: wobei der Uebersetzer sich insbesondere auf dasjenige stützt, was Götting in den Prolegomenen seiner Ausgabe darüber erörtert hat. In der Uebersetzung selbst ward möglichste Einfachheit und eine so genau als möglich an das Original sich anschliessende Treue erstrebt, selbst in Bezug auf den Rhythmus und die metrische Gestaltung des Verses; unter dem Text werden in kurzen Anmerkungen die nöthigen Erörterungen zumal bei der Theogonie gegeben; in eine nähere Deutung des Inhalts der Theogonie und der einzelnen Göttererzeugungen, also der ganzen diesem Gedicht zu Grunde liegenden Symbolik einzugehen, lag dem Uebersetzer allerdings fern: was im Allgemeinen darüber zu sagen war, ist in der Einleitung bemerkt. Wir fügen auch hier einige Proben mehr zufällig als absichtlich gewählt; zuerst die Stelle in den Werken und Tagen Vs. 287 ff.:

Ich will redlich gesinnt dir sagen, o thörichter Perses:  
 Siehe, das Böse — man kann es sich haufenweise gewinnen  
 Ohne Bemüh'n; glatt ist sein Pfad, nah seine Behausung.  
 Doch vor die Tugend haben den Schweiss die unsterblichen Götter  
 Weise gesetzt; lang ist und jähe zu dieser der Fusspfad  
 Und auch anfangs rauh; doch bist du zur Höhe gelangt,  
 Wird sie gewiss dann leicht, wie sehr sie beschwerlicher Art war.

Das ist in Allem der Beste, der selber sich Alles erwägt,  
 Sinnend, was auch später und einst noch am Ende Gewinn bringt;  
 Brav ist dann auch Jener, der nützlichem Rathe gehorcht;  
 Doch wer selbst nicht denkt und auch auf Andere nicht hört,  
 Dass er es innen erwägt, der ist untauglich in Allem.

und reihen daran Vers 311 ff.

Arbeit ist nicht Schande, die Faulheit bringet die Schande.  
 Wenn du der Arbeit dienst, dann neidet der Faule dich alsbald,  
 Weil du so reich; und die Tugend folgt und Ehre dem Reichthum.  
 Kundigem Manne, sowie du's warst, — dem frommet die Arbeit,  
 Wenn du von fremdem Besitze die unverständige Seele  
 Frisch zum Werke gewandt, für's Brod sorgst, meinem Gebot treu.

wo freilich die beiden letzten Verse nicht ganz deutlich den Sinn des Originals wiedergeben, wie dies auch von dem ersten der Verse 376 ff. gelten mag:

Sei es ein einzig geborener Sohn, zu bewahren des Vaters  
 Haus; denn also wächst im prächtigen Hause der Reichthum.  
 Stirbst du betagt, dann bleibe zurück ein anderer Sohn noch;  
 Leicht gibt Mehreren auch Zeus unaussprechlichen Segen.  
 Mehrere mehren die Sorge, doch ist auch grösser der Zuwachs.

in welchen Versen eine antike Empfehlung des Majorat's von dem Uebersetzer gefunden wird, was denn doch noch zu bezweifeln dürfte.

Die Uebersetzung der Ciceronischen Bücher *De oratore* ist jedenfalls den gelungensten Theilen dieser Sammlung gezählt werden. Eine genaue Einleitung geht voraus, in welcher zuerst im Allgemeinen von der Pflege der Beredsamkeit bei den Römern, und dem Beginne einer wissenschaftlichen Behandlung derselben, und von dem Wesen und Charakter der römischen Beredsamkeit gehandelt wird: daran schliesst sich die besondere Einleitung, welche die Anlage der Schrift wie ihre Tendenz, dann die in der Schrift auftretenden Personen bespricht, und darauf den Inhalt der drei Bücher im Einzelnen näher durchgeht, und in einer Weise behandelt, die uns einen genauen und richtigen Ueberblick des Ganzen gewährt, und dessen einzelne Theile nach ihrem Zusammenhang wohl übersehen lässt. Wir halten die hier S. 26 — 44 gegebene Uebersetzung für eine gerade bei dieser Schrift höchst nützliche und werthvolle Beigabe. Bei der Uebersetzung selbst ist der lateinische Text, den Ellendt's Ausgabe bringt, zu Grund gelegt: wo davon abgewichen ward, ist es in den unter dem Text befindlichen Anmerkungen bemerkt, die auch sonstige Erklärungen, namentlich sachliche oder persönliche, die zum Verständniss der Schrift nothwendig sind, enthalten, und in kurzer und gedrängter Fassung das Wesentliche abgeben, was in dieser Beziehung verlangt werden kann. Als die Haupteigenschaft der Uebersetzung ist die grosse Genauigkeit und Treue anzuerkennen, die durchweg beobachtet ist, und ein reichliches Zeugniss der Sorgfalt giebt, welche auf das Ganze verwendet ward. Dabei ist dem Genius unserer Sprache stets volle Gerechtigkeit widerfahren, keine undeutsche oder deutsch-lateinische Wendung und Phrase hat sich eingeschlichen; die Sprache ist einfach und fliegend; die nachfolgende Probe, aus Buch I cap. 3 mag diess erkennen lassen:

„Es ist dir ja nicht unbekannt, dass die Wissenschaft, welche die Griechen Philosophie nennen, von den gelehrtesten Männern als die Erzeugerin und Mutter aller anderen gepriesenen Wissenschaften betrachtet wird; und doch ist es schwer alle die Männer aufzuzählen, die sich in derselben durch den grössten Umfang ihres Wissens und die grösste Vielseitigkeit und Fülle ihrer Bestrebungen auszeichneten, die sich nicht etwa mit einem einzelnen abgesonderten Gegenstande beschäftigten, sondern so viel als möglich Alles mit ihrer wissenschaftlichen Erforschung und Erörterung umfassten. Was die Mathematiker anlangt, wer weiss nicht, was für dunkle Gegenstände, welche eine entlegene, vielseitige und tiefe Wissenschaft sie bearbeiten? Und doch sind unter ihnen so viele vollkommene Meister aufgetreten, dass sich fast Niemand dieser Wissenschaft mit grossem Eifer beflüssigt zu haben scheint, ohne seinen Zweck zu erreichen. Wer hat sich der Musik, wer der Sprachkunde gründlich gewidmet, ohne den ganzen beinahe unbegrenzten Umfang und Stoff jener Künste mit seiner wissenschaftlichen Forschung zu umfassen? Mit Recht glaube ich behaupten zu dürfen, dass unter allen denen, die ihre Bemühungen auf diese edlen Künste und Wissenschaften gerichtet haben, die Menge ausgezeichneten Dichter sich als die geringste erweist. Und obwohl unter diesen nur sehr selten ein hervorragender Geist auftritt, so wird man doch, wenn man nach der Menge der Unsrigen und der Griechen eine sorgfältige Vergleichung anstellen will, weit weniger gute Redner als gute Dichter finden. Um so viel wunderbarer muss diess erscheinen, weil die Kenntnisse in den anderen Wissenschaften meistens aus tiefen und verborgenen Quellen geschöpft werden, die Redekunst hingegen ganz vor Aller Augen liegt und sich in der gewöhnlichen Erfahrung und in der Menschen Sitte und Rede bewegt. Während daher in den anderen Wissenschaften gerade das, was sich am Weitesten von der Unerfahrenen Einsicht und Denkart entfernt, am Meisten hervorragt; so ist es in der Beredsamkeit gerade der grösste Fehler, wenn man von der gebräuchlichen Redeweise und dem gemeinen Menschenverstande abweicht.“

Mit dem 7. Bändchen des Tacitus ist dieser Schriftsteller vollendet; die Historien, welche in diesem Bändchen enthalten sind, sind nach denselben Grundsätzen hier übersetzt, nach welchen die übrigen Schriften des Tacitus übersetzt bereits vorliegen: die am Schlusse des Bandes beigefügten Summarien zu den Historien sind von Dr. Pressel verfasst. Von den Reden des Isokrates, die sich in ihrer Gesammtheit wohl kaum zur Aufnahme in diese Sammlung eignen, erscheint hier der Panathenaios, der allerdings, nach seiner Fassung wie nach seinem Inhalt, auch in weitem Kreise bekannt zu werden verdient, und zugleich als eines der gereiftesten und vollendetsten Produkte der rednerischen Thätigkeit des Verfassers erscheint, der in hohem Greisenalter diese Rede abgefasst hat, nicht für den öffentlichen Vortrag, sondern zur weiteren Verbrei-

tung für die Lectüre aller Gebildeten der hellenischen Welt, denn hier ein Bild der Grösse und der Herrlichkeit des alten Athens vorgeführt wird, wie solches kein attischer Redner oder Geschichtschreiber vor ihm aufgestellt hatte; und dass ein solches, mit allem Glanz der attischen Rede ausgestattetes Bild auch für uns nicht minder anziehend ist, wird Niemand in Abrede stellen, zumal wenn man das Ansehen bedenken, dessen im ganzen Alterthum die Reden des Isokrates sich erfreuten, den Einfluss, den sie, als Muster rednerischer Kunst, auf die spätere Zeit ausübten, und die künstlerische Vollendung des Ganzen, das sorgfältige Ebenmaass, das in Allem beachtet ist, und von jeder Ueberladung wie von jeder Magerkeit sich fern hält, in Betracht ziehen und daraus auch für uns und unsere Beredsamkeit Etwas lernen wollen. Die deutsche Uebersetzung, der uns diese Schilderung des alten Athen's, seiner Leistungen, seiner Verdienste um ganz Hellas, seiner Grösse und Herrlichkeit, an allen Seiten hier vorliegt, ist in aller Treue und Einfachheit, wie sie dem Original entspricht, gehalten, und lässt sich recht gut

Die Uebersetzung des Metamorphosen des Ovidius sucht eben so den Anforderungen der Treue und sprachlichen Richtigkeit entsprechen, wie Allem dem zu genügen, was der deutsche Ausdruck und die deutsche Sprache erheischt: sie sucht daher alle Latinismen, die sich in so manchen unserer Uebersetzungen lateinischer Dichter und selbst Prosaiker finden und uns oft ganz unangenehm und widerwärtig werden, zu vermeiden, und eben so im Maass und Prosodie an das sich zu halten, was im Ganzen als maßgebend seit Voss erkannt worden ist: und wenn der Verf. hier dennoch so viel besprochenen Trochäus nicht ganz vermieden hat, oder vielmehr nicht ganz vermeiden konnte, so wird man wohl keinen Grund sondern Anstoss daran nehmen wollen. Wenn er also dahin arbeitete, eine dem Charakter des Originals entsprechende, auch für Deutsche lesbare Uebersetzung zu geben, und so den deutschen Leser in Wesen und Geist des fremden Werkes einzuführen, so war zur Erreichung dieses Zweckes es noch weiter erforderlich, dass beigefügte Erklärungen den Inhalt des Werkes verständlich zu machen; diese Erklärungen, zahlreich dem Werke beigefügt, betreffen theils antiquarische Punkte, auch historische und geographische, wie sie zum Verständniss des Einzelnen nothwendig sind, theils und insbesondere verbreiten sie sich über die mythischen Gegenstände, indem sie nicht blos die hier vorkommenden Einzelheiten, Personen und Ortsnamen erörtern, sondern auch in die Deutung der Mythen selbst eingehen und durch kurze Erklärungen der Bedeutung jedes einzelnen Mythos dem Leser das Verständniss des Ganzen erleichtern. Bei einem aus lauter einzelnen Mythen künstlich zusammengefassten Werke, wie es die Metamorphosen Ovids sind, tritt die Wichtigkeit einer solchen Erklärung, durch welche erst das Einzelne verständlich wird, in ihrer ganzen Bedeutung hervor: der Ue-

Völkermetzler hat darum mit Recht diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, die wir nur billigen können, indem der deutsche Leser dadurch erst einen richtigen Begriff und eine richtige Anschauung des Ganzen gewinnt. Wir erlauben uns als Probe der Uebersetzung aus diesem ersten, die fünf ersten Gesänge der Metamorphosen enthaltenden Bande die Stelle beizufügen, die von der Schöpfung des Menschen handelt (Buch I Vers 76 ff.) und von der die Schilderung der Menschenalter knüpft:

Aber es fehlte noch ein Geschöpf, das höher in Würde  
 und tiefdenkendem Geist den anderen könnte gebieten.  
 Da wurde der Mensch, ob ihn aus göttlichem Samen  
 schuf der Bildner der Welt, der Urquell besserer Schöpfung,  
 der die Erd' im Beginn, die sich vom erhabenen Aether  
 gelöst, noch Keime behielt gleichartigen Himmels  
 und des Japetus Sohn sie gemengt mit fließenden Wellen  
 schuf gleich der Gestalt der alles beherrschenden Götter.  
 Während die Erde gebückt ansehn die and'ren Geschöpfe,  
 ob er erhabnes Gesicht dem Menschen und liess ihn den Himmel  
 schauen und richten empor zu den Sternen gewendet das Antlitz.  
 So kleidete sich die völlig veränderte Erde,  
 armlos eben und wüst, mit den neuen Gehilden der Menschen.  
 Erst nun sprossete von Gold das Geschlecht, das sonder Bewachung  
 flüchtig und ohne Gesetz ausübte das Recht und die Treue.  
 Wie wie Furcht war fern; noch lasen sie drohende Worte  
 nicht am gehefteten Erz; noch stand kein flehender Haufe  
 vor des Richters Gesicht: Schutz hatten sie ohne den Richter.  
 Nicht hatte, gefällt auf heimischen Bergen, die Fichte,  
 andere Welt zu seh'n, sich gesenkt in die flüssigen Wogen;  
 Nicht von keinem Gestad' als dem ihrigen wussten die Menschen.  
 Nicht umgürteten nicht abschüssige Gräben die Städte;  
 Kein krummgehendes Horn und keine gestreckte Drommete  
 war, kein Helm, kein Schwert. In behaglicher Musse vergingen  
 ohne des Kriegers Bedarf die Tage den sicheren Völkern.  
 Unbedienstet und verschont von dem Karst und von schneidender Pflugschar  
 immer verletzt gab alles von selbst die gesegnete Erde,  
 und mit Speisen begnügt, die zwanglos waren erwachsen,  
 sahen sie Arbutusfrucht, Erdbeeren an sonniger Halde  
 oder am ranhen Gerank Brombeeren und rothe Cornellen  
 und von dem ästigen Baum des Jupiter fallende Eicheln.  
 Es war ewiger Lenz, und gelind mit lauem Gesäusel  
 wuchste die Blumen der West, die sprosseten ohne Besamung.  
 Nicht vom Pfluge bestellt trug bald auch Halme die Erde;  
 Und zu ruh'n ward grau von belasteten Aehren der Acker.  
 Flüsse von Milch nun wallten daher und Ströme von Nectar,  
 und gelb tropfte herab von grünender Eiche der Honig.  
 Als nunmehr, da gestürzt in das Tartarus Dunkel Saturnus,  
 Jupiter lenkte die Welt, da folgte das silberne Alter  
 bleicher als Gold, im Werthe voraus dem röthlichen Erze.  
 Jupiter schmälerte nun die Zeit vormaligen Frühlings  
 und liess wandeln das Jahr durch Winter und ungleichmäss'gen  
 Herbst und flüchtigen Lenz und Glut vierfältig geschieden.  
 So geschah es zuerst, dass schwül von trockener Hitze  
 brannte die Luft und das Eis starr hing von den Winden verdichtet.  
 So traten sie ein in Wohnungen. Wohnungen waren  
 kühlen und dichtes Gesträuch und mit Bast verbundene Zweige.  
 So wurde zuerst in gezogenen Furchen der Ceres

Samen verscharrt, und vom Joche gedrückt aufseufzten die Rinder.  
 Drauf als drittes erwuchs nach ihnen das eherne Alter,  
 Wilder im Sinn und derb und den schrecklichen Waffen geneigter;  
 Aber verbrecherisch nicht. Hart ist das letzte von Eisen.  
 Jählings brachen herein in die Zeit von schlechterer Ader  
 Alle die Gräu'l; es entflohen die Scham und die Tren' und die Wahrheit,  
 Und an die Statt einzogen Betrug und tückische Falschheit,  
 Hinterlist und Gewalt und verruchte Begier des Besitzes.  
 Segel entfaltete nun der Schiffer den wenig bekannten  
 Winden, und Kiele, die lang auf hohen Gebirgen gestanden,  
 Schwammen geschaukelt umher auf nimmer befahrenen Wogen.  
 Fluren zuvor wie die Luft und das Licht der Sonne gemeinsam  
 Zeichnete jetzt mit begrenzendem Strich vorsichtig der Messer;  
 Und nicht wurde geheischt bloss Saat und schuldige Nahrung  
 Von dem ergiebigen Feld: ein ging's in der Erde Geweide.  
 Schätze, die jene versteckt und stygischen Schatten genähert,  
 Werden gewühlt an's Licht, Anreizungen böser Gelüste.  
 Heillos Eisen bereits und Gold heillos als Eisen  
 Stiegen herauf: aufsteiget der Krieg, der streitet mit beidem  
 Und mit der blutigen Faust schlägt klirrende Waffen zusammen.  
 Lebensbedarf gibt Raub. Von dem Wirth ist der Gast, von dem Eidam  
 Selber der Schwäher bedroht; auch selten sind Brüder in Eintracht;  
 Tod gar sinnet der Mann dem Weib, wie diese dem Gatten;  
 Graunvoll brauen den Trank Stiefmütter von bleichendem Sturmhut;  
 Lang vor der Zeit schon forschet der Sohn nach den Jahren des Vaters.  
 Achtende Scheu ist dahin, und von blutbefeuchteten Ländern  
 Kehrete die Jungfrau heim Asträa, der Himmlischen letzte.

Wir schliessen mit Homer, der nun mit dem zweiten Theil der Odyssee vollendet vorliegt. Wir haben schon in früheren Anzeigen, noch zuletzt in diesen Jahrbüchern (1857) S. 389 auf dieses Meisterwerk hingewiesen und einzelne Proben daraus mitgetheilt, die unser Urtheil nur bestätigen konnten. Nicht leicht wird sich ein alter Dichter finden, der in dieser Weise übertragen, in unserer Sprache vorliegt, nicht leicht ein Werk der alten Zeit, in dem Geist und Wesen wir auf solche Weise eingeführt werden, dass wir uns gleichsam in die alte Welt versetzt und in ihr gleichsam heimisch fühlen; hier scheint erreicht, was als die höchste Aufgabe der Uebersetzungskunst betrachtet werden kann: ein treues Bild eines alten Original's zu geben, und die älteste Schöpfung des hellenischen Geistes in einer ihr entsprechenden Weise auch unserer Zeit vorzuführen. Es möchte, nach den Proben, die wir in der früheren Anzeige mitgetheilt haben, kaum noch nöthig sein, weitere Belege des ausgesprochenen Urtheils hier beizufügen: wir können aber nicht scheiden, ohne auch aus diesem Theile des Ganzen noch eine Probe vorzulegen; wir wählen dazu eine nicht leichte Stelle aus dem vierzehnten Gesang, wo Odysseus dem Eumaios von seinen Abentheuern erzählt, und hier des überstandenen Sturmes in folgender Weise gedenkt, Vers 301 ff.:

Als wir hinweg von Kreta geschifft, und nirgend ein Land mehr  
 Unseren Blicken erschien, nur Himmel umher und Gewässer:  
 Thürmte Kronion plötzlich ein düsteres blaues Gewölk auf  
 Ueber dem räumigen Schiff, und die See ward finster darunter.



Hochber donnernd zugleich, schlug Zeus in das Schiff mit dem Blitzstrahl,  
 Dass es im Wirbel sich drehte, von Zeus' Blitzstrale getroffen,  
 Dampfend von Schwefelgeruch, und dem Schiff entstürzten sie alle.  
 Gleich Seekrähen umher an dem dunklen Schiffe sich schaukelnd,  
 Trieben sie hin in den Wogen; der Gott nahm ihnen die Heimkehr.  
 Doch mir gab der Kronide, so schwer ich im Herzen bedrängt war,  
 Einen gewaltigen Mast vom dunkelgeschnäbelten Schiffe  
 Selbst in die Hand, auf dass ich annoch dem Verderben entrönne.  
 Diesen umschlang ich sofort, und von tobenden Winden geschleudert,  
 Trieb ich im Meer neun Tage dahin; in der zehnten Nacht dann  
 Warf mich der rollenden Woge Gewalt an das Land der Thesproten.  
 Da denn pflegte mich Pheidon, der Held, der Thesproten Beherrscher,  
 Sonder entgelt; denn mich, von Ermattung starrend und Kälte,  
 Fand sein wackerer Sohn, und richtete mich an der Hand auf,  
 Fährte mich heim, bis dass er gelangt zum Palaste des Vaters,  
 Reichte darauf mir Mantel und Leibrock, mich zu bedecken.

Auch von Odysseus hört' ich daselbst; oft sagte mir Pheidon,  
 Dass er ihn gastlich gepflegt, da zurück er gekehrt in die Heimat,  
 Zeigte die Schätze mir auch, so viel sich ersammelt Odysseus,  
 Goldes und Erzes die Füll' und künstlichgetriebenes Eisen,  
 Was wohl bis in das zehnte Geschlecht noch Manchen ernährte:  
 So viel Schätze bewahrte der Held im Palaste des Königs.  
 Er ging, sagte der Fürst, nach Dodona, dort von Kronion  
 Aus hochlaubiger Eiche den Rath zu vernehmen des Gottes,  
 Wie er zurück wohl kehre nach Ithake's fruchtbarem Eiland,  
 Schon abwesend so lang, ob öffentlich oder verborgen.  
 Pheidon beschwur es mir selbst, im Palast ausgiessend die Spende,  
 Lass in dem Meere das Schiff, und schon die Genossen bereit stehn,  
 Heimwärts ihn zu geleiten zum trauesten Lande der Väter.  
 Doch mich sendet' er früher: ein Schiff thesprotischer Männer  
 Schickte sich eben zur Fahrt in Dulichion's Waizengefilde.  
 Fortbin sollten mich die zum Akastos bringen, dem König,  
 Sorglich bemüht: doch ihnen gefiel ein verderblicher Rathschluss,  
 Dass ich zuletzt noch ganz in des Elends Tiefe versänke.  
 Denn als ferne vom Land hinfuhr das geflügelte Meerschiff,  
 Nachten sie mir arglistig den Tag zu bereiten der Knechtschaft,  
 Nissen die Kleider mir ab, mein Untergewand und den Mantel,  
 Farfen mir um statt dessen den garstigen Rock und den Kittel,  
 Völlig zerlumpt, wie du hier mit den eigenen Augen es wahrnimmst.  
 Endlich gelangten sie drauf in der Ithaker sonnige Fluren.  
 Und nun banden sie mich im ruderbeflügelten Schiffe  
 Fest mit geflochtenem Seil; dann traten sie selbst an das Ufer,  
 Und am Gestade des Meeres genossen sie eilig das Spätmahl.  
 Doch mich lösten sofort die Unsterblichen selbst von der Fessel  
 Ohne Beschwer: ich aber, das Haupt mit den Lumpen umhüllend,  
 Liess mich am blinkenden Steuer hinab, und über das Meer hin  
 Senkt' ich die Brust; fortrudernd sodann mit den rüstigen Armen,  
 Schwamm ich und war schnell ausser dem Meer, von den Männern gesondert.  
 Nun aussteigend am Strand, wo dichtes Gebüsch ihn bedeckte,  
 Lag ich zusammengeschniegt, und die, laut stöhnend im Unmuth,  
 Saunten umher; doch ihnen erschien's nicht allzu gerathen,  
 Weiter zu spähn; so kehrten sie denn vom geräumigen Schiffe  
 Jeder zurück; mich schirmten die Himmlischen selbst im Verborg'nen  
 Nicht, und geleiteten mich in das Haus des erfahrenen Mannes:  
 Denn mir hat das Geschick es verhängt, noch länger zu leben.

Eine andere Stelle, die Wiedererkennungsscene des Odysseus  
 und Telemachos aus dem sechs zehnten Gesange, möge hier noch



Platz finden, wo Telemachos den von ihm noch erkannten, dann Pallas Athene umgewandelten Vater Odysseus also anredet, V. 181 ff.

Völlig ein Anderer, o Fremdling, erscheinst du mir, als du zuvor warst,  
Hast auch andere Gewänder und nicht dein früheres Aussehn.  
Sicherlich bist du ein Gott, ein unsterblicher Himmelsbewohner!  
Neige dich hold, auf dass wir gefällige Opfer dir bringen,  
Auch kunstprangende Gaben von Gold: o erbarme dich unser!

Und es versetzte darauf der erhabene Dalder Odysseus:  
Kein Unsterblicher bin ich; warum mich vergleichen mit Göttern?  
Nein, ich bin dein Vater, um den du mit Seufzen erduldest  
Jegliche Schmach, vor der Männer gewaltsamem Trotze dich beugend.

Also rief er und küsste den Sohn; ihm stürzte die Thräne,  
Die er zuvor noch immer gehemmt, von den Wangen zur Erde.  
Aber Telemachos dort — denn noch nicht mocht' er es glauben,  
Dass sein Vater es wäre — begann und entgegnete wieder:

Du bist nicht mein Vater Odysseus, sondern ein Dämon  
Täuscht mich, damit ich in Kummer und Gram noch tiefer versinke.  
Wahrlich, der Sterblichen Keiner vermöchte ja dies zu vollenden!,  
Er mit dem eigenen Geist, wenn nicht ein Unsterblicher selbst ihn  
Leicht, wie er will, umwandelt zum Jünglinge oder zum Greise.  
Warest du noch eben ein Greis, armselig gekleidet,  
Und jetzt gleichst du den Göttern, des räumigen Himmels Bewohnern.

Und es versetzte dagegen der listige Sohn des Laertes:  
Wahrlich, es ziemt dir nicht, o Telemachos, dass du so maasslos,  
Ueber Gebühr dich verwunderst und staunst um des Vaters Zurückkunft.  
Denn fürwahr, kein anderer Odysseus kommt dir binfert mehr:  
Ich bin's, wie du mich siehst; so kam ich im zwanzigsten Jahre  
Nach viel Irren und Leiden zurück zu dem Lande der Väter.  
Doch ist meine Gestalt Athene's Werk, der Erhab'nen,  
Welche mich so nach Belieben verwandelte. (denn sie vermag es,)  
Bald in des Bettlers Gestalt und bald zum Jünglinge wieder  
Umschuf, der sich die Glieder umhüllt mit schönen Gewanden.  
Denn leicht ist es den Göttern, des räumigen Himmels Bewohnern,  
Also den sterblichen Mann zu verherrlichen und zu verdunkeln.

Sprach es und setzte sich nieder; Telemachos aber umarmte  
Seinen erhabenen Vater und jammerte, Thränen vergiessend.  
Und in den Beiden erhob sich sofort das Verlangen der Klage;  
Hellauf weineten sie dort, unermüdlicher noch als Vögel,  
Als krummklauige Geier und Habichte, welchen im Felde  
Männer die Brut wegraubten, bevor sie flügge geworden:  
So floss, mitleidweckend, herab von den Wimpern die Zähre.

Chr. Bähr.

*Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Schule und Haus. Von Dr. Joseph Beck, Grossh. Badischem Geh. Hofrath. Zweiter Cursus, die Geschichte der Griechen und Römer enthaltend, Dritte Ausgabe in neuer Bearbeitung. Hannover 1858. Hahn'sche Hofbuchhandlung XVI und 503 S. in gr. 8.*

Auch unter dem weiteren Titel:

*Geschichte der Griechen und Römer mit Beziehung auf die vorzüglicheren Völker, die mit jenen in Berührung kamen, und mit besonderer Rücksicht auf Archäologie und Literatur. Ein Hand- und Lehrbuch von Dr. Joseph Beck u. s. w.*

Die vorliegende Erneuerung eines schon in mehrmaligen Ausgaben verbreiteten, nun aber völlig umgearbeiteten Werkes wird jedenfalls unter die vorzüglicheren Erscheinungen auf dem Gebiete der geschichtlich-classischen Literatur, so weit sie den Kreis der Schule und des Unterrichts berührt, zu zählen sein. Wenn wir dasselbe nach seinen früheren Auflagen, die in so manchen Schulen Eingang gefunden und sich als nützlich bewährt haben, wohl als bekannt voraussetzen dürfen, so bedarf die Umgestaltung, die dasselbe in einer dritten Auflage jetzt erlitten, und es zu einem fast ganz neuen Werke gemacht hat, um so mehr einer Erwähnung, als uns hier ein in materieller wie formeller Hinsicht so befriedigendes, wohlabgerundetes Bild der alten Welt nach ihren verschiedenen Richtungen und Interessen vorliegt, bei welchem von all den umfassenden Entdeckungen und Forschungen der neueren Zeit ein eben so umsichtiger wie erspriesslicher Gebrauch gemacht worden ist, um einen für die Erkenntniss des classischen Alterthums in Allem genügenden Ueberblick zu geben. Der Verfasser nemlich erklärt ausdrücklich, wie er bei dieser neuen Bearbeitung die Aufgabe sich gestellt, „unter Berücksichtigung der neueren Forschungen eine Gesamtübersicht der geschichtlichen Entwicklung der sogenannten classischen Völker der Griechen und Römer nach ihren hervortretenden Partien in möglichst gedrängten, doch anschaulichen Umrissen für Solche zu zeichnen, welche in Kürze über die genetische Entwicklungsgeschichte eines Volks- und Nationallebens sich belehren und orientiren wollen, das wie kaum ein anderes, die reichste Fülle belebender Elemente für alle Zeiten enthält“. Dass diese Aufgabe eine höchst schwierige ist, zumal wenn man die gewaltige Fülle des Stoffes, der hier in einem engen Rahmen zu einem anschaulichen und fasslichen Bilde zusammengedrängt werden soll, und die Schwierigkeit erwägt, aus dem, was die neuere Zeit erforscht, dasjenige, was Glauben verdient und auf historische Geltung Anspruch machen kann, auszuwählen und zur Vervollständigung des Bildes zu benutzen, bedarf kaum einer Erwähnung; wir glauben aber und nehmen keinen Anstand es auszusprechen, dass die Lösung dieser schwierigen Aufgabe dem Verfasser in einer Weise gelungen, die sein Werk zu einer vorzüglichen Erkenntnissquelle des

classischen Alterthums in seinem Gesamttumfang, für die Jugend insbesondere, gemacht hat und dass dasselbe dem strebsamen Schüler, wie dem gebildeten Freunde des classischen Alterthums, eine richtige Erkenntniss desselben gewinnen will, um so mehr empfohlen werden kann, als neben der Darstellung der äusseren Ereignisse es dem Verfasser insbesondere auch darauf ankam, den inneren Entwicklungsgang der beiden Hauptvölker des Alterthums darzustellen, weshalb auch in die geschichtliche Darstellung das was von dem geographischen Stoff, sowie von dem politisch statistischen (den sogenannten Staatsalterthümern) dazu nöthig ist, herangezogen, oder vielmehr damit verbunden und eben so das, was das innere Leben dieser beiden Völker angeht, wie es sich in den Zeugnissen ihres Geistes, in der Literatur kund gibt, gleichmässig berücksichtigt, Alles Dieses aber zu einem schönen Gesamtbilde verbunden worden ist, das in der anziehenden und anregenden Form kaum die grossen Schwierigkeiten erkennen lässt, die mit der Anlage wie mit der Ausführung verknüpft waren.

Was nun die Anlage des Buches betrifft, oder vielmehr die Anordnung des Stoffes, so ist diese im Wesentlichen beibehalten worden, da sich ihre Nützlichkeit in der Praxis selbst bewährt hat und sonach geht als Einleitung ein erster Theil voraus, der eine gedrängte Uebersicht des Schauplatzes der griechischen und römischen Geschichte gibt, also geographischer Art ist, und damit eine Angabe der Quellen und Hülfsmittel für die Behandlung der griechischen und römischen Geschichte verbindet (§. 29 und 30 hat uns die hier in den Jahren 1854 ff. in 3 Bänden erschienene Geschichte Griechenlands von Fr. Kortüm vermisst). Der zweite Theil des Werkes ist der griechischen, der dritte der römischen Geschichte gewidmet: ein Anhang verbindet damit einen kurzen Abriss der griechischen und römischen Literaturgeschichte in einer ebenso leichtreichen wie zweckmässigen Verbindung. Die griechische Geschichte ist in vier Perioden abgetheilt, von welchen die erste bis zur äolischen Völkerwanderung, die zweite bis auf die Perserkriege, die dritte bis auf den Anfang der Fremdherrschaft mit Philipp von Macedonien, die vierte bis auf den Untergang Korinths durch die Römer 146 v. Chr. reicht; in einem Anhang ist eine Uebersicht der Reiche gegeben, welche aus Alexanders Monarchie hervorgegangen sind. Wir können hier natürlich nicht auf alles Einzelne näher eingehen, wollen aber doch auf Einiges wenigstens aufmerksam machen, als Probe und Beleg Dessen, was wir eben im Allgemeinen über die Vorzüge des Werkes und die Art der Behandlung, wie sie namentlich auch in der Darstellung des Entwicklungsganges, welchen die griechische Nation genommen hat, hervortritt, gesagt haben. Mit welcher Umsicht z. B. sind hier die Abschnitte über die Abstammung der Hellenen (§. 25), über Pelasger (§. 26) und die Hellenen (§. 27) abgefasst, mit welcher Klarheit und Bestimmtheit

Dasjenige angegeben, was über diese dunklen und schwierigen Fragen sich mit derjenigen Sicherheit behaupten lässt, die keinem Spiel der Phantasie oder ungewisser Vermuthung irgendwie Raum lässt, aber in einem Werke, wie das vorliegende, an der rechten Stelle ist. Dasselbe mag von dem gelten, was §. 28 über fremde Einwanderungen (aus dem Orient) und deren Einflüsse, namentlich auf Religion und Kunst bemerkt wird. Mit vollkommener Ueberzeugung unterschreiben wir, was S. 42 in einer Note über diesen vielbestrittenen Gegenstand bemerkt wird:

„Es ist eine unhistorische Ansicht, d. i. es heisst die Continuität geschichtlicher Kulturentwicklung, wie sie unter den Völkern im vordern Asien und um das Becken des Mittelmeeres unverkennbar stattfand, aufheben, wenn man in übergroßem Eifer für die Originalität der griechischen Cultur alle Einflüsse des Orients auf Griechenland geradezu läugnet. Aber eben so gewiss ist und wird durch das Angeführte selbst bestätigt, dass das Volk der Hellenen auch fremde Elemente nach seinem gesunden und kräftigen Geiste umzuprägen und dadurch ganz zu seinem selbständigen Eigenthum zu machen verstand“.

Bekanntlich hat man sich in Deutschland nach beiden Seiten hin zu Extremen verleiten lassen, wie sie nur ein Verkennen einer besonnenen historischen Forschung, die auf positive Angaben gestützt ist, erzeugen kann. Und wenn die grossen Entdeckungen der neueren Zeit auf dem Boden der alten Welt uns über den Zusammenhang der griechischen Welt mit dem Orient in ältester Zeit keinen Zweifel lassen, so werden wir doch in Allem Dem, wo es auf Wissenschaft und wissenschaftliche Bestrebungen ankommt, der griechischen Welt ihr Recht widerfahren lassen und hier in keiner Weise, wie man dies theilweise jetzt versucht, in den Orient hinübergreifen und aus ihm ihre Entwicklung herleiten wollen. Dass die zweite und dritte Periode eine besondere Wichtigkeit anspricht, liegt in der Natur der Sache; in der zweiten wird, was allerdings dem Zwecke des Ganzen gemäss, nicht wohl fehlen durfte, eine Darstellung der Hauptmomente aus dem Cultus und der Götterwelt der Hellenen gegeben, es werden dann aber auch die im Staatsleben geltenden Verhältnisse, also die Verfassung der hellenischen Freistaaten, insbesondere des spartanischen und athenischen Staates, in klaren Umrissen geschildert. Es sind dies, wie Jedermann weiss, höchst schwierige Gegenstände der Behandlung, zumal da, wo nur die Grundzüge im Allgemeinen angedeutet, aber doch mit aller der für ein solches Werk nöthigen Bestimmtheit dargelegt werden sollen: namentlich mag dies von Allem Dem gelten, was über die Religion, d. h. über die Götter der Hellenen, die Mysterien u. s. w. kurz die religiösen Anschauungen §. 41 ff. in einer Zusammenstellung erörtert wird, die man als eine wohl gelungene und den Zwecken des Ganzen entsprechende wird bezeichnen müssen. In guten Umrissen wird die lykurgische Staatseinrichtung gezeichnet; die völlige Gleich-

heit des Vermögens durch die völlige Gleichheit des Besitzes Recht verworfen (vgl. S. 95). In ähnlicher Weise wird auch die Verfassung des athenischen Staates in ihrer Entwicklung seit Solon uns vorgeführt: hier auch die Tyrannis der Pisistratiden und Aenderungen des Klisthenes (§. 60) besprochen. Die weiteren Ereignisse, die Kämpfe mit den Persern, wie der peloponnesische Krieg werden in der nächsten Periode mit derjenigen Anschaulichkeit geschildert, die wir überhaupt als einen Vorzug dieses Werkes anerkennen.

In ähnlicher Weise behandelt liegt die Darstellung der römischen Geschichte vor uns; sie ist in fünf Perioden eingetheilt, welchen die erste bis zur Vertreibung der Könige, die zweite auf die punischen Kriege, die dritte bis auf die gracchischen Kriege ruhen, die vierte bis auf des Augustus Alleinherrschaft reicht, während die fünfte die Kaiserzeit bis zum Untergang des römischen Reichs gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nach Chr. befähigt. Die schwierigen Fragen über die Urgeschichte Italiens wie über die Gründung Roms sind auch hier mit derjenigen Vorsicht behandelt, die wir in den andern Theilen des Werkes antreffen. Den Ergebnissen der Sprachforschung gemäss werden für Italien drei Hauptstämme (§. 122) unterschieden, ein italischer (im engern Sinne des Wortes), welcher den stammverwandten Hellenen der grossen griechischen oder indogermanischen Völkerfamilie zugezählt wird, und zwei Hauptzweige, den latinischen (Latium und Campanien, Einschluss der nach dem von ihnen benannten Sicilien übergedelten Siculi oder Sicani) und den umbrisch-sabellischen, von welchen jedoch die in dem südöstlichen Theile der Insel sesshaften Japyger, obwohl auch sie demselben indogermanischen Völkerstamme angehören, unterschieden werden; den zweiten Stamm bilden nach dem Verfasser die Etrusker, den dritten die Kelten oder Gallier: zwei den Italern fremde Nationalitäten; wenn der Verf. die Herkunft der Etrusker ungewiss lässt, so möchten wir am wenigsten diese Vorsicht tadeln, wenn er aber die Sage, welche dieselben aus Lydien kommen lässt, als „eine alte aber ganz unbegründete“ bezeichnet, so glauben wir doch bemerken zu müssen, dass bis auf Strabo und selbst noch nach diesem Schriftsteller die Ueberlieferung von einer lydischen Niederlassung in dem Lande der Etrusker jedenfalls die im Alterthum vorherrschende war, und auch manche andere Umstände namentlich culturhistorischer Art für die Ansiedelung aus Asien, sei es von asiatischen eingebornen Stämmen oder von griechischen, in Asien sesshaft gewordenen, sprechen, und dieser Sage ein besonderes Gewicht verleihen.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

Beck: Geschichte der Griechen und Römer.

---

(Schluss.)

Ist aber, wie ein neuester Versuch darzuthun sucht, die Sprache der Etrusker wirklich ein Rest oder Zweig der semitischen, so würde, auch abgesehen von so manchem Andern Orientalischem, zunächst Asiatischem, was uns in den Sitten und Schöpfungen dieses Volkes entgegentritt, diese Tradition nur ein neues Gewicht erhalten.

In dem weiteren Verlauf der geschichtlichen Entwicklung Roms unter den Königen wie nach deren Vertreibung werden eben so wie in der griechischen Geschichte die Verhältnisse der Bewohner, die Rechts- und Verfassungszustände entwickelt, und so auch Das, was zum Verständniss der Geschichte und richtigen Auffassung und Würdigung der Thatsachen unumgänglich ist, mit in die Darstellung eingeflochten. Bei dieser Erörterung der römischen Staatsverfassung, der Verwaltung nach ihren verschiedenen Seiten wie der verschiedenen Staatsgewalten und Behörden, wie sie insbesondere in der zweiten und dritten Periode gegeben wird, sind ebenfalls die neuesten Forschungen benutzt und ihre Ergebnisse, so weit sie sicher gestellt sind, aufgenommen. Und wenn ebenso auch in dem rein geschichtlichen Theile die neueste Forschung wohl beachtet worden ist, so hat doch der Verfasser nie die positive, auf den Zeugnissen der Schriftsteller des Alterthums beruhende Grundlage verlassen, und derjenigen Behandlungsweise, welche über jede solche Ueberlieferung sich wegsetzt und nach modernen Anschauungen und Begriffen das Alterthum darstellt oder vielmehr construiert, keinen Einfluss verstattet, was man nur billigen kann. Unter den besonders gelungenen Partien wird wohl die Darstellung des Endes der Republik, die Erhebung Cäsars, dessen Staatsordnung u. s. w. zu zählen sein; die Pläne und Absichten Cäsars werden trefflich hervorgehoben und über diesen selbst ein wahres und unparthelisches Urtheil gefällt.

Die Brauchbarkeit des Ganzen, dessen würdige und ernste Haltung dem Zwecke eines Schulbuches so wohl entspricht, gewinnt durch den Anhang, der, wie schon oben bemerkt, einen gedrängten Abriss der Literaturgeschichte beider Völker liefert, in der Weise, dass Griechisches und Römisches nicht von einander getrennt, sondern das Ganze in zwei Abtheilungen (Poesie und Prosa) mit den

betreffenden Unterabtheilungen nach den einzelnen Disciplinen zerlegt ist, und bei jedem einzelnen Abschnitte das, was die Griechen und dann das, was die Römer darin geleistet haben, angegeben. Wir halten diese Verbindung für eine durch die Zweck des Buches eben so sehr motivirte, wie denselben entsprechende nützliche; sie gibt dem Schüler einen guten Ueberblick und läßt ihn bequem überschauen, was ein jedes der beiden classischen Völker in jedem einzelnen Zweige der Literatur geleistet hat: er gewinnt auf diese Weise eine richtige Einsicht und eben so eine gute Uebersicht über das Ganze, wie über die einzelnen Erscheinungen, welche das Ganze der Literatur bilden.

Die äussere Ausstattung des Werkes in Druck und Papier verdient gewiss alle Anerkennung.

Chr. Bähr.

*Ueber das Wesen und Gesetz der Geschichte. Ein philosophischer Versuch von Dr. Gottlieb Trächsel, Docent an der Hochschule in Bern. Bern, Verlag der Buchhandlung Huber & Comp. (J. Körber), 1857. IV S. u. 147 S. gr. 8.*

Der Herr Verf. geht in vorliegender, mehr philosophischen als historischen Schrift, das Wesen und Gesetz der Geschichte darzustellen, zunächst S. 1 ff. von dem „Gesetze der Entwicklung in seinen abstracten Formen“ aus. In der „abstractest und düftigsten Gestalt“ zeigt sich dieses Gesetz in der unorganischen Natur als das, was Hegel „die Knotenlinie von Maassverhältnissen“ genannt hat, in „geistigerer, concreterer Form“ erscheint es im „Leben der beseelten Organismen“ und „in noch entsprechenderen Lebensgestalten“ offenbart es sich „in der Idee der Wahrheit“, durch welche wir „in das Reich der Freiheit“ aus dem Gebiete der Nothwendigkeit treten. Es wird also alles darauf ankommen, ganz zu untersuchen, was sich der Herr Verf. oder vielmehr Hegel, von dessen Bestimmung hinsichtlich des Gesetzes der Entwicklung diese Schrift ausgegangen wird, unter der „Knotenlinie der Maassverhältnisse“ vorstellt.

Nach Hegel ist bekanntlich die Kategorie des Maasses ein qualitatives Quantum oder ein Quantum, von welchem die Qualität abhängt. Von einer bestimmten Quantität hängt nach dieser Kategorie eine bestimmte Qualität ab, so dass die Qualität sich mit der Veränderung der Quantität ebenfalls verändert, also eine andere wird, weil die Quantität eine andere geworden ist. So hängt von einer bestimmten Quantität Wärme im Wasser ab, ob die Qualität des Wassers bleibt, oder in die Qualität des Dampfes oder Eises umschlägt. Das Quantum der Wärme bestimmt also hier wirklich die Qualität des Wassers. Diese Verbindung von Quantität und Qual-



ist nach Hegel das Maass. Durch Veränderung der von der Quantität abhängigen Qualität findet also eine immerwährende Ausgleichung dieser beiden Kategorien statt, eine Ausgleichung zwischen Inhalt, Idee, Bestimmtheit einerseits, und Umfang, Grösse oder Mengenverhältniss anderseits. Es findet diese Ausgleichung stossweise in Uebergängen oder Sprüngen, Katastrophen statt, welche Hegel die Knotenreihe der Maassverhältnisse nennt. Durch diese Uebersprünge oder Knoten sucht sich immer wieder ein Rythmus zwischen der alterirten Quantität und der früheren Qualität herzustellen. Mit Rücksicht auf diese Hegel'sche Theorie sagt der Hr. Verf. S. 6: „Diesen in wiederholten Intervallen verlaufenden, zu periodischen Katastrophen geordneten Rythmus in der gegenseitigen Beziehung von Quale und Quantum nannte Hegel die Knotenreihe von Maassverhältnissen.“

Der Hauptfehler der Hegel'schen Anschauung besteht aber in der Trennung der Qualität und Quantität in einem Dinge, welche man förmlich in einem Prozesse nach Katastrophen, wie von den Dingen gesonderte Wesen, in einander umschlagen lässt. Qualität und Quantität sind, wie schon Kant ganz richtig bemerkt, ohne den Inhalt, welchen ihnen die Dinge der Natur geben, nichts, als ein leeres, inhaltsloses Verstandesschema. Die Qualität ist eben so wenig etwas ohne das Quale, als die Quantität ohne das Quantum. Man kann also nicht mit Hegel sagen, dass sich zuerst die Quantität verändere, und dann die Qualität eine andere werde. Beide verändern sich zumal, oder vielmehr die Dinge verändern sich, von welchen wir die Qualität und Quantität im Denken abstrahiren, die aber nur in unserm Denken als Abstracta, nicht an sich als die getrennten und in einander umschlagenden Agentien des Werdeprocesses anzusehen sind.

Der Hr. Verf. will nun nachweisen, dass der „abstracte Fortschritt der Knotenlinie“, wie er dieses Gesetz der Entwicklung in der unorganischen Natur nennt, „in seiner concretesten Gestalt als Gesetz der Geschichte“ auftrete, und bestimmt darum S. 11 „die Substanz der geschichtlichen Bewegung“.

Ganz mit Recht sagt Rosenkranz, dass nur in den Veränderungen der Natur das Gesetz der Knotenlinie das Formalprincip sein könne, in dem Gebiete des Geisteslebens dagegen diese Verhältnisse unmessbar werden. Der Hr. Verf., welcher dem Identitätssysteme huldigt, geht in seiner Untersuchung von dem Gedanken aus, dass der „Monismus als der Typus eines und desselben Gesetzes in beiden Offenbarungsformen des Absoluten, der Natur und Geschichte durchherrsche“.

Er betrachtet im Hegel'schen Geiste als die „bestimmende und entwickelnde Entelechie“ jedes Dinges die Idee. Die Idee ist ihm die „Realität, welche sich in der Erscheinung und durch dieselbe darlebt“. Die Idee ist aber immer in einer „generelleren Idee“ enthalten, welche dann die „Allgemeinheit oder Idealität“ der beson-

der Idee ist (S. 12). Alle Ideen aber sind in der „Uridee“, der „absoluten Idee“, in der „höchsten und umfassendsten Allgemeinheit aller Einzelwesen höherer und niedriger Dignität“ eingeschlossen. So sind die einzelnen Ideen Theilideen und die Uridee „Universalidee, welche die Principien aller Existenzen als ihre Theilideen oder Einzelmomente in sich befasst“ (S. 12).

Diese Universalidee aber ist ihm der „göttliche Gedanke“, welcher sich durch einzelne momentane Erscheinungen als Theilidee in den einzelnen Dingen „darlebt“. Es ist diese Anschauung durch die Hegel'sche und von Vischer in seiner Aesthetik geistreich und scharfsinnig auf die Theorie des Schönen angewendet worden.

Diese absolute Idee offenbart sich in den einzelnen Dingen nach Stufen, welche schon Schelling Potenzen genannt hat. Auf der ersten Stufe ihrer Offenbarung ist sie „das beseelende und gestaltende Princip der unorganischen Natur“. Es ist eine noch „tief stehende, noch nicht zur vollen Bestimmung entwickelte Verwirklichung einer göttlichen Idee“. Die Idee will aber in ihrer Entwicklung über diese Stufe hinaus zu einer ihr „adäquaten“ Stufe. Diese „höhere Beseelung“ der Dinge zeigt sich im „Reich des Organischen“. Das allgemeine kosmische Leben tritt mehr zurück und die Individualität mehr in den Vordergrund. Die Idee des Organismus erreicht endlich durch die Uebergänge der Willkür des Thierlebens im Menschen die Stufe des Bewusstseins, des Geistes, der Freiheit, und erst mit dieser Stufe beginnt das eigentliche Entwicklungsgesetz der Geschichte. Sehr richtig sagt der Hr. Verf. S. 17: „Erst hier, wo ein Einfluss auf die Lebensgrundlage von der Sphäre der Freiheit her möglich ist, kann von einer Geschichte die Rede sein“.

So erhebt sich also „auf der Basis der Natur“ (S. 27) die „Idee der Menschheit“, welche die eigentliche Substanz im Entwicklungsverlaufe der Geschichte bildet.

Das Universum der Natur ist dem Hrn. Verf. „nur eine Stufe an der Selbstverwirklichung der absoluten Idee“. Sie ist eine „unbewusste und unfreie“, also eine „inadäquate Darstellung“ der „unendlichen Vernunft“, wie er auch die alle Theilideen umfassende Uridee nennt. Der Geist erst ist die bewusste, freie „adäquate Darstellung der absoluten Idee“ oder „unendlichen Vernunft“. Eine „Specification“ oder „Besonderung des Geistes ist nun „die Idee der Menschheit“, da „der Geist wohl nicht auf unsern Wohnplatz beschränkt zu denken ist“ (S. 27). Die Idee der Menschheit umfasst aber, wie der Hr. Verf. ganz richtig sagt, die menschlichen Individualitäten. Die Idee der Menschheit ist „ein fortgesetztes Concretwerden, stetes Sichbestimmen und Besondern aus dem Zustande der Dynamis (Möglichkeit, des Seinkönnens) zu Einzelercheinungen. Die Besonderungen der in der Geschichte sich vollziehenden Idee der Menschheit sind „die Individualitäten von Stämmen, Völkern, Familien, Geschlechtern und Einzelpersonlichkeiten“. Die „äusserste Zuspitzung“ (sic) in „der Verwirklichung“

chung der Idee der Menschheit“, „die letzte Stufe auf dem Wege ihrer Besonderung“ ist die „Einzelpersönlichkeit“. Sehr wahr sagt derselbe von der Einzelpersönlichkeit: „Freiheit und Bewusstsein als solche vollziehen sich nur in der Punktualität des Einzel-Ich. Was Sache des Denkens und des Wollens ist, wird durch Einzelgeister zu Stande gebracht. Was von klar gewollter That, von freier Erkenntniss in die Geschichte gestellt wird, so wie auch alle überlegte Einwirkung auf das Gemeinbewusstsein der Masse, kann nur vom Einzelbewusstsein des Individuums ausgehen; nicht ein Volk als solches kann künstlerisch produciren; nur Individuen, nicht die Allgemeinheit der Volkssubstanz als solche kann sich im philosophischen Denken der waltenden Ideen und Gesetze des All erinnern und sie aussprechen. Einzelpersönlichkeiten sind es, in denen das, was als geschichtliche Nothwendigkeit dunkel in der Zeit liegt, und unbewusst der Gesammtheit vorschwebt, zum lebendigen Ausdruck wird. Concreter Persönlichkeiten bedarf es, um einen grossen Gedanken durchzusetzen; und nur eine Persönlichkeit kann den ungeheuern Impuls gegeben haben, aus welchem die christliche Kirche erwuchs. Auf die Bedeutung des persönlichen Eingreifens wird man bei Erörterung der brennenden Fragen des socialen Lebens, namentlich derjenigen des Pauperismus abstellen (sic) müssen. Die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte hat in neuerer Zeit namentlich die Hegel'sche Linke, zumal in religiöser Beziehung, vollständig verkannt“.

Referent hat absichtlich diese viele wahre Bemerkungen enthaltende Stelle hervorgehoben, weil sie ihm mit dem ganzen Ausgangspunkte und der in vorliegender Schrift ausgesprochenen Anschauungsweise des Hrn. Verf. nicht ganz im Einklange zu stehen scheint. Ueberall wird die Idee zur Substanz des Dinges gemacht, und doch ist die Idee etwas durchaus Allgemeines, und wird nur dadurch Idee, dass sie als ein Besonderheiten Umfassendes gedacht wird. Ideen aber gehen vom Menschen aus, sie sind Zusammenfassungen des Einzelnen zu einem übereinstimmenden Ganzen im freien Menschengenosse; sie sind, an sich betrachtet, immer nur von den einzelnen Dingen abstrahirt, und gewinnen erst ihre Realität dadurch, dass sie im einzelnen Dinge erscheinen. Das einzelne Ding aber besteht aus Stoffen, welche die Chemie nachweist. Die Ideen setzen ein Ideen Habendes, ein Ideen Realisirendes voraus, sind abstract, und können allein an und für sich nie ein Concretes, Lebendiges erzeugen. Dies gilt eben so sehr von der einzelnen Idee, welche von dem Hrn. Verf. Theilidee genannt wird, als von der alle Theilideen umfassenden Uridee. Die Ideen der Dinge werden erst dadurch Realitäten, dass sie sich stofflich darstellen, so wie die Uridee erst dann Realität gewinnt, wenn sie existirt, also sich stofflich darstellt. So erscheint auch die Uridee als ein Abstractum, welches erst im concreten Bilde der alles Einzelne umfassenden Welt in ihrer Unendlichkeit dem Raume und der Zeit nach Gestalt und Leben gewinnt. Schon Plato hat die Sache richtiger aufgefasst.

Nicht die Ideen, auch nicht die Uridee allein ist der Urgrund aller Erscheinungen, sondern das in dem Stoffe nach ewigen Ideen Thätige. Denn selbst vom Geiste, von der Vernunft, von der Freiheit wie sie sich concret in der Wirklichkeit offenbaren, müssen wir die Idee des Geistes, der Vernunft, der Freiheit unterscheiden, welche immer nur die vom Geiste des Menschen in den einzelnen geistigen vernünftigen, freien Erscheinungen aufgefundene Einheit ist. Nicht die Idee ist es, die den Stoff modificirt, sondern das nach Ideen in dem Stoffe Thätige. So ist auch im Menschen der Grund seines Denkens nicht die Idee, sondern das, was die Idee hat, und die Idee zur Entwicklung bringt, der Menscheng Geist. Das Allgemeine erscheint uns ohne das Einzelne, von welchem es in Gedanken befreit geschält wird, während es in der That immer in der Summe aller Einzelnen erscheint, als ein todttes, inhaltsleeres Verstandes-Schatten. Auch mit der Uridee (Gott) verhält es sich so; Gott ist nicht der Inbegriff aller Ideen, der alle Theilideen umfassende Gedanke, sondern das nach den Ideen Thätige, der Geist. So lange er nur Idee ist, ist er ein abstracter und kein lebendiger Gott.

Das „Princip der Knotenlinie von Maassverhältnissen“ soll nun in seiner „concretesten, erfülltesten Gestalt“, das Gesetz der Entwicklung für die Geschichte sein (S. 30). Es werden zuerst die „Knotenpunkte (sic) der geschichtlichen Entwicklungsreihe“ dargestellt. Als solche werden aufgeführt 1) der geschichtliche Katastrophe der Abstraction (S. 42 ff.); 2) der geschichtliche Knotenpunkt als Werk der Genialität (sic) (S. 50 ff.); 3) der geschichtliche Wendepunkt als Anfang einer besondern Phase der Entwicklungsreihe (S. 55 ff.).

Damit in der Linie der geschichtlichen Entwicklung sich gleichsam stossweise, wie der Hr. Verf. meint, Knoten oder Absatzstellen der Entwicklung bilden, muss, wie derselbe S. 41 sich ausdrückt in „der Selbstbewegung von Maassverhältnissen ein Wendepunkt eintreten“. Damit dieser eintrete, muss zuvor „der Widerspruch der Wirklichkeit mit der Idee zur höchsten Spannung gediehen sein“. In diesem Falle wird die bisherige Entwicklungsreihe „plötzlich abgebrochen“ und „negirt“. Als ein Abbrechen des Bisherigen ist dieser Knotenpunkt eine „zerstörende Katastrophe“. Indem das Bisherige in der Entwicklung der Wirklichkeit negirt wird, wird der Begriff zurückgegangen, mit welchem die Wirklichkeit zur höchsten Spannung gerathen ist, vertieft die Idee, welche die Wirklichkeit zu negiren beginnt, sich in sich selbst, und dies ist das Werk der Genialität. Dieser geschichtliche Knotenpunkt ist aber eben darum, indem das gestörte Missverhältniss wieder aufgehoben wird, der erste Punkt einer neuen Phase der Entwicklung. Darum werden von dem Hrn. Verf. die angedeuteten drei Knotenpunkte in der geschichtlichen Entwicklungsreihe unterschieden.

Referent will mit demselben über den Ausdruck „geschichtliche

Knotenlinie“ nicht rechten; doch wird in der Philosophie, welche es nicht, wie die Dichtkunst, mit Bildern zu thun hat, sondern den Begriff, wie er an sich ist, ohne bildliche Bezeichnungen zu entwickeln, zur Aufgabe hat, ein nicht bildlicher Ausdruck für den Begriff der geschichtlichen Entwicklung gewiss nur ein passender sein. Jedenfalls aber wird, wenn man auch diesen Ausdruck beibehalten will, die geschichtliche Knotenreihe nicht als eine blos höhere Potenzirung der Knotenlinie der unorganischen Maassverhältnisse zu betrachten sein, sondern ist und bleibt von der auf den niedern Stufen des Lebens angenommenen Ausgleichungsentwicklung der Quantitäts- und Qualitätsveränderungen wesentlich verschieden. Hier geschieht Alles nothwendig, materiell, mechanisch, ohne Bewusstsein und Willen, und fällt überall ins Reich des Sinnlichgreifbaren, welches ein Objekt der Chemie, Physik und Mathematik ist, in der Geschichte dagegen und ihren Entwicklungsreihen frei, geistig, dynamisch, bewusst und mit Willen, und gehört nie, selbst nicht da, wo die Freiheit der Naturnothwendigkeit unterliegt, in das Gebiet des durch mathematische, chemische oder physische Untersuchungen Bestimmbaren oder Messbaren. Es ist hier überall die Geschichte als die Entwicklung des sich in Thaten offenbarenden freien Menschengeistes eine andere, als die der bewusstlosen, mechanisch thätigen Natur.

Der „Process der Entwicklung und Auflösung“ in der Geschichte wird S. 64 ff. dargestellt.

Der Hr. Verf. unterscheidet in dieser Darstellung 1) die Ausführung des Princips zu einem Systeme geschichtlichen Lebens und die Vermittlung mit der frühern Entwicklungsstufe (S. 65—76); 2) die Entartung des geschichtlichen Lebens oder die sich entwickelnde Spannung zwischen dem qualitativen Inhalt und der geschichtlichen Form (S. 76—113). Viele beherzigenswerthe Bemerkungen werden hier über die Einseitigkeit in der Entwicklung des Geisteslebens der Völker, die namentlich meist eine durchaus richtige Anwendung auf die Gegenwart finden, von dem Hrn. Verf. gemacht. Die angeführten Beispiele aus der alten Welt, dem Mittelalter und der Neuzeit, die Charakteristiken des Entwicklungsganges des Christenthums, des Protestantismus und der französischen Revolution zeugen von Sachkenntniss, Erfahrung und philosophischer Bildung. Als Probe der auch in der Form gelungenen Darstellung führt Referent die Stelle S. 103 an, in welcher uns der Hr. Verf. zeigt, wie „die Spannung von Idee und geschichtlicher Form“ zu „immer grösserer Feindschaft“, zur „Desperation des Widerspruchs“ gelangt, um einen neuen Anlauf in der Entwicklung zu nehmen. Die Stelle lautet wörtlich also: „In solchen Zeiten treibt man sich aus innerer Unruhe, aus dem Gefühle der bis zur Unhaltbarkeit gespannten Widerwärtigkeit von Idee und geschichtlicher Form in dem Entgegengesetztesten überhaupt herum; mit Hast ändern selbst die

Moden der Kleidung und Lebensweise, auch im Aeusserlichsten ein bezeichnendes Bild des Zeitgeistes gewährend, und erfreuen sich oft gerade in den gesuchtesten, baroksten und unnatürlichsten Formen. Man sucht sich ferner zu betäuben und vor sich selbst zu fliehen. Daher auch das Ueberhandnehmen unersättlicher Genussucht. Gierig sucht man sich hervorzudrängen, éclat zu machen, wäre es auch bei innerer sittlicher oder materieller Zerrüttung etwas vorzustellen, sei es nun, um dadurch zu gewöhnlichem Genusse zu gelangen, oder zu dem feineren Genusse, sein Ich in Geltung zu sehen; der demi monde unter jeder Form wird eine charakteristische Erscheinung der Zeit. Allein in solchen Zeiten nehmen, da doch Viele nicht zu diesem Genusse, oder zu diesem pikanten Anerkennen kommen, oder übersättigt davon sind, zugleich auch die Selbstermorde überhand. Das Leben scheint ferner auszugehen in den geselligen Vergnügungen, an sich unsubstantielle Dinge (sic) werden Gegenständen feinem Genusses oder zu Hauptangelegenheiten einer Unterhaltung. Gladiatoren und Thiergefechte, Schaugepränge, Siege der Parteien der Wettrenner (die Grünen und Blauen, an die sich freilich auch politische Parteien knüpften) bildeten in Rom und Konstantinopel, Theater, Ballet, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen bildeten vor der Revolution und bilden jetzt eine grosse Angelegenheit des Publikums. Da der Sinn zur Auffassung des Geistes der Aussenwelt, die naive Fähigkeit zu bewundern und sich zu erfreuen am Auffinden der Idee in der Erscheinung sich zersetzt hat, so ist eine solche Zeit blasirt, es erscheint ihr Alles kahl, gewöhnlich und leer; man hascht, des ruhig Natürlichen überdrüssig, nach dem Pikanten, Gezierten, Gemachten oder die Einsicht in das Befülltsein der Welt durch die Idee bringt sich nur bis zu schmählicher subjectiver Sentimentalität. Das Gefühl der Unwahrheit aller Verhältnisse treibt die Ermüdeten und Satten aus dem krankhaft gewordenen künstlichen Leben, aus der in Formen erstickten Gesellschaft und Sitte, aus der politischen und religiösen Zerrüttung, aus dem überfeinerten, in sich verkehrten Wissen, aus welchem die Wahrheit geschwunden ist, aus der conventionell gewordenen Kunst hinaus in die Natur zu ihrer unveränderlichen Gesetzmässigkeit, zur freien Schönheit und Wahrheit ihrer Erscheinungen. Allein die am inneren Leben zerrütteten Menschen bringen es vielfältig genug nur zu einem eben so unwahren, süsslich faden Cultus der Natur, deren grosser Geist seine Geheimnisse doch nicht ihrem Geiste ausspricht, deren Wesen und Schaffen ihnen doch nur eine Geheimschrift ohne Schlüssel ist, zu einer gezierten, sentimentalischen, putzsüchtigen und reflectirten Naturvergötterung oder zu einem idyllischen Traumleben in einer gemachten, abenteuerlich behängten Unschuldswelt, in einer frisirten, gepuderten Schäfergesellschaft“.

Der Hr. Verf. untersucht zum Schlusse „allfällige Einwürfe“ gegen seine Betrachtungsweise der Geschichte, so wie überhaupt „einzelne abstracte Auffassungen des geschichtlichen Lebens“, die er



113 bis 124 zu widerlegen versucht. Mit Recht wird hervorgehoben, dass die Geschichte die Entwicklung des ganzen geistigen Lebens der Menschheit umfassen müsse, dass also Kunst, Religion und Philosophie aus dem Strome des geschichtlichen Werdens nicht ausschliessen seien.

Hierauf werden einige Bestimmungen entwickelt, welche implicite in der Auffassung des Hrn. Verf. vom Gesetze der geschichtlichen Entwicklung liegen, und von demselben als „Consequenzen“ seiner geschichtlichen Anschauung hervorgehoben werden (S. 124—143).

Da derselbe, wie nachgewiesen wurde, auf dem Boden der Hegel'schen Philosophie, überall die Idee, das Allgemeine zum Herrschenden macht, so knüpft sich daran auch seine Ansicht vom Guten und Bösen (S. 126 ff.). Die Idee ist als „das Allgemeine“, „zugleich das absolut Berechtigte“. Das „Böse“ ist das „absichtliche, eigentliche Sichselbstsetzen der Erscheinung in ihrer Besonderheit“. Und doch ist und bleibt das Allgemeine nur eine Abstraction des Einzelnen, so dass wir die Quelle des Guten und Bösen nicht in der Idee der Menschheit, nicht in einen abstracten Begriff, sondern in die sittliche Freiheit der menschlichen Individuen, deren unendliche Summe die Menschheit bildet, verlegen müssen. Er lässt in Hegel'scher Weise das Einzelne im Allgemeinen, das Individuum im Volke, das Volk in der Menschheit, die Menschheit als Theilidee des Absoluten unter- und aufgehen.

So sagt derselbe S. 142: „Wie in dem allgemeinen Flusse der Geschichte die Einzelpersönlichkeit untergeht an dem Widerspruche, die allgemeine Idee sein zu sollen und doch in Wirklichkeit nur ihre Erscheinung zu sein, und verschwindet in der Volkssubstanz, die in relativer Dauer über dem Werden und Vergehen der Individuen erhält, wie auch die Substanz eines Volkes als beschränkte Existenz an der menschlichen Gattung verbraucht wird in der Herstellung der allgemeinen Idee der Menschheit, welche über die einzelnen Völker übergreift; so ist die Menschheit zwar ein Allgemeiner Begriff gegen die Volksindividualitäten, wie diese gegen die Einzelpersönlichkeiten, doch selbst nur eine Individualität gegen die Allgemeinheit der absoluten Idee, ein Einzelmoment am göttlichen Leben des All', das ja nicht beschränkt ist auf die kleine Sphäre, die wir bewohnen“ u. s. w. Es ist aber in diesem Hegel'schen Idealismus des Hrn. Verf. nicht zu übersehen, dass ja der sogenannte allgemeine Fluss der Ideen, welche man auf die absolute Idee zurückführt, nichts anderes ist, als ein Inbegriff aller sich an den einzelnen Dingen, die jemals waren, sind und sein werden, wirklichen Ideen. Die Idee wird nur Wirklichkeit in und mit den einzelnen Dingen, sonst ist sie, durch den abstrahirenden Geist vom Dinge losgeschält, ein blosses Spielzeug der Dialektik, welches erst in und mit dem Stoffe, in welchem es sich darstellt, wirklich wird. Wenn auch die einzelnen Individuen, welche die



Träger der Ideen sind, in dem Strome des Werdens entstehen und verschwinden, so werden sie immer wieder nicht durch die ihnen stehenden allgemeinen Ideen, sondern durch neue Einheiten, durch welche sich die Ideen allein verwirklichen, erst. Wie die Gnostiker der alten Welt moralische und intellektuelle Kräfte zu göttlichen oder dämonischen Wesen in feuriger Phantasie gestalteten, diese also personificirten Wesen, wie Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Verstand und Vernunft, als wirkliche Wesen männlichen und weiblichen Geschlechtes sich begatten und Kinder zeugten, welchen sie wieder als Personifikationen von menschlichen Kräften Existenz beilegten, oder, wie die Realisten des Mittelalters das Einzelne als nichtig betrachteten, und die allgemeinen Begriffe allein zu Realitäten umgestalten wollten, so werden in der Hegelschen Anschauung unrichtig die von den Dingen durch Abstraktion losgetrennten Begriffe zu für sich bestehenden Substanzen gemacht, in denen man sodann das Einzelne, dessen Summe allein das Allgemeine ist, auf- und untergehen lässt. Der Hr. Verf. bezeichnet in seiner „Zusammenfassung“ S. 143 ff. die Natur als „ruhende“, die Geschichte als „die bewegte, lebendige Offenbarung der Idee“. Die Idee ist ihm das „Prius und Superior des geschichtlichen Werdens“, „zumal transcendent und immateriell“. Aber nicht die Idee ist das Lebendige, sondern das Ideen-Held, das nach Ideen Wirkende und Bildende, nach Ideen immerdar Fortschreitende, der Geist, die über der Naturerscheinung stehende, sich immerdar in allem Einzelnen offenbarende Urkraft. Die Ideen werden erst in den einzelnen Dingen zur Wirklichkeit. Ideen sind und bleiben an sich betrachtet Abstracta, welche, von dem Stoff der Dinge getrennt, nie zum Leben führen. Wenn er zwar, wie als Hegel, auf die Materie, in welcher sich die Ideen verwirklichen, einen Nachdruck legt, so übersieht er, dass nicht eine Materie an sich, eine Idee an sich, sondern die Dinge, speciell die Menschen es sind, welche mit ihrer in Thaten sich offenbarenden Freiheit die Substanz der Weltgeschichte bilden, und dass ohne diese weder von einer an und für sich und über ihnen stehenden Idee des Volkes, noch der Menschheit die Rede sein kann. Schwer wird sich der Denker nach der Meinung des Hrn. Verf. „durch die Abnegation vom Ich im Denken und Handeln“ zum Blicke in das Wesen der geschichtlichen Entwicklung „herausarbeiten“. Bei der „Abnegation vom Ich“ hört auch „unser Denken und Wollen“ auf, und die Iche sind als Einzelpersönlichkeiten nicht Mediationen, sondern Substanzen des weltgeschichtlichen Stromes.

Von dieser unter den Einflüssen der Zeitphilosophie entstandenen Anschauungsweise des Hrn. Verf. abgesehen, enthält das Buch viele richtige Bemerkungen und Blicke in den Entwicklungsprozess der alten und neuen Geschichte, und ist in gelungener, anziehender Form geschrieben.

v. Reichlin-Meldegg.

*Institutionum et Regularum juris Romani syntagma, exhibens Gaii et Justiniani Institutionum synopsis, Ulpiani librum singularem regularum, Pauli sententiarum delectum, tabulas systema Institutionum juris Romani illustrantes, praemissis duodecim tabularum fragmentis, edidit et brevi annotatione instruxit Rudolphus Gneist. U. J. Dr. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLVIII. XXVIII et 356 pgg. 8. maj.*

Eine sehr geeignete Sammlung, um den juristischen Anfänger zum leider in unserer Zeit so vielfach vernachlässigten Studium der Quellen des römischen Rechtes anzuleiten. Prof. Gneist zu Berlin hat sich durch dieses besonders praktisch eingerichtete Werk sehr verdient gemacht. Die Verlagshandlung hat dasselbe aufs Elegante ausgestattet. Und wie Druck und Papier, lässt auch der äusserst mässige Preis (von 1 Thlr. 10 Sgr.) nichts zu wünschen übrig.

In den Praemonenda (pag. III—XI) wird der Plan und Zweck dieses Syntagma auseinandergesetzt. Es wird zunächst auf die grossen Nachtheile der mangelhaften Quellenstudien unserer jungen Juristen hingewiesen. Darauf wird berichtet, wie in unserem Jahrhundert der Gajus wieder aufgefunden wurde, und es wird der Codex Veronensis beschrieben. Dann folgt Einiges über die seitherigen Ausgaben, insbesondere über die Göschen-Lachmann'sche, und die Schriftsteller, welche kritische Beiträge zum Gajus lieferten, werden aufgezählt. Es wird in Betreff der weiteren literarischen Hilfsmittel auf die Vorrede zur vierten Ausgabe von Böcking verwiesen, und noch Heffter's Ausgabe und Erläuterung des vierten Buches der Institutionen des Gajus (Berlin 1827) lobend erwähnt. Hierauf folgen Notizen über den vorliegenden Abdruck der Institutionen des Gajus und Justinians.

Es sind nämlich (pag. 1—196) die Institutionen des Gajus und die diesen nachgebildeten Justinians aufs sorgfältigste, und auch mit besserem Texte als dies früher von Klenze und Böcking (Berlin 1829) geschehen war, nebeneinandergestellt. Es ist zugleich ein typographisches Meisterstück, wie die gleichlautenden und die abweichenden Stellen so genau hervortreten. Für die Institutionen des Gajus liegt die dritte Göschen'sche (Berlin 1842), jedoch unter durchgängiger Berücksichtigung der vierten Böcking'schen Ausgabe (Lipsiae 1855), zu Grunde. Auch hat Gneist selbst manchen guten Versuch zur Herstellung eines richtigen Textes gemacht. Die in der Veroneser Handschrift der Institutionen des Gajus sicher und unzweifelhaft vorkommenden Worte sind mit geraden antiken Lettern gedruckt; mit Cursivschrift dasjenige, was blos aus Rücksicht auf die Orthographie geändert oder durch die Züge der Handschrift einigermaßen angedeutet wurde, oder aus dem Sinne der Rede sich als hinreichend gewiss ergab, oder durch die Zeugnisse verwandter Stellen bestätigt wurde; mit kleiner Cursivschrift, was in Folge blosser Conjekturen eingeschoben oder verändert wurde.

In der Handschrift zwar vorkommende, aber wie es schien zu fernende Worte wurden in gebräuchlicher Weise in eckige Klammern eingeschlossen. In Anmerkungen am Fusse der Seite ist in wichtigen Fällen eine Auswahl der verschiedenen Lesarten gegeben und sind auch, wo es passend schien, kurze Erläuterungen beigefügt. Für den weiteren kritischen Apparat zu Gajus wird in der Vorrede (S. XVIII) auf die vierte Böcking'sche Ausgabe und die grössere dritte Göschen-Lachmann'sche (Berlin 1842) verwiesen. Jedoch werden mit Recht besonders hervorgehoben jene Schriften von Huschke, welche die vorzüglichsten kritischen und exegetischen Bemerkungen zum Gajus enthalten: Studien des römischen Rechts Bd. I. Breslau 1830. S. 168—336; Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. 13. S. 248—388; Gajus, Beiträge zur Kritik und zum Verständnisse des Gajus. Leipzig 1855; ferner Pöschmann's Studien zu Gajus. Leipzig 1854, und Observationum Gajus Antejustinianum et Justin. triga. Lipsiae 1857.

Für die Institutionen Justinians ist die grosse Schrader'sche Ausgabe (Berlin 1832. 4.) zu Grunde gelegt. Wo Justinian zu den Institutionen des Gajus andere Quellen hinzugenommen hat, sind diese, soweit sie bekannt sind, besonders diejenigen, welche aus den Pandekten entnommen werden können, zur Seite angemerkt. Auch zur Erläuterung der Gajanischen oder Justinianischen Institutionen dienende Parallelstellen sind in sorgfältiger Auswahl am Fusse der Seiten angemerkt und zum Theil auch abgedruckt. Eine so grosse Zahl von Citaten wie in den gelehrten Böcking'schen Ausgaben des Gajus ist absichtlich vermieden, um die Anfänger, für welche das Werk hauptsächlich bestimmt ist, nicht abzuschrecken. Am häufigsten sind die Pandektenfragmente in Bezug genommen, Ulpian's liber singularis Regularum, und die Receptae sententiae von Paulus, bisweilen die Fragmenta Vaticana und die Collationes, selten die Institutionenparaphrase des Theophilus. Aus dem Ektome von Gajus sind diejenigen Stellen aufgenommen, welche zur Ausfüllung der Lücken des Codex Veronensis dienen. Die Stellen aus Varro, Festus, Boethius sind meistens, und oft auch die Stellen aus Cicero mit abgedruckt. Weniger zugängliche Bücher sind auch mit Recht hier nicht erwähnt.

Wir wenden uns zu den übrigen in der Gneist'schen Sammlung enthaltenen Quellenschriften, von denen gleichfalls in der Vorrede (pag. IX—XI) kurze Rechenschaft gegeben wird. Nach den Institutionen von Gajus und Justinian ist nämlich (S. 297—306) der liber singularis regularum Ulpian's abgedruckt, wie wir ihn in seiner, wir wissen nicht von wem, verstümmelten Gestalt besitzen. In der Vorrede (S. IX f.) werden Form und Inhalt, und die Mängel und Auslassungen, die dieses übrigens wenig interpolirte Werk Ulpian's erfahren hat, näher geschildert. Es ist wie vom Gajus, so auch vom Ulpian nur eine Handschrift vorhanden, nämlich der Codex MCXXVIII der Vaticanischen Bibliothek aus dem sechsten

des fünfzehnten Jahrhunderts. Der namentlich auch von Savigny vertretenen Ansicht, dass der Vaticanische Codex der nämliche sei, nach J. Tilianus (Dutillet) 1549 zu Paris zuerst das Buch herausgab, tritt Gneist nicht bei, und beruft sich dafür auch auf die neuen Gründe, welche Jo. Vahlen (jetzt Professor in Bonn) in seiner Ausgabe (D. Ulpiani ex libro singulari excerpta, Jo. Vahlen. Bonnae 1856) beibrachte. Gneist hat daraus einigen Stellen die Zeugnisse des Cujas über den Tilianus Codex aufgenommen, und verweist auf die weitläufigeren Untersuchungen über die Codices und Ausgaben bei Vahlen p. VII—XV. In dem vorliegenden Abdrucke des Ulpian'schen Liber Regularum ist hauptsächlich die vortreffliche vierte Ausgabe von Böcking Lipsiae 1855, nicht Bonnae, wie bei Gneist. p. X. Zeile 16 von (steht) zu Grunde. Böcking hat zugleich in besonderer Ausgabe demselben Verleger (S. Hirzel. Lipsiae 1855) auch die vatikanische Handschrift mit Nachbildung der charakteristischen Buchstaben und der Abkürzungen in der Weise eines Facsimile Columne für Columne, Zeile für Zeile mit grösster Genauigkeit abdrucken lassen. Nach ihm hat Gneist nun die Lesart des Codex Vaticanus stillschweigend wieder hergestellt, hier und da jedoch der einen oder andern Conjectur von Gelehrten den Vorzug gegeben. Zur Bezeichnung dieser Verschiedenheiten sind dann die nämlichen Zeichen und Typen gebraucht, wie beim Abdrucke der Institutionen des Gaius. Berücksichtigt sind auch Röder's „Versuche der Berichtigung von Ulpiani fragmenta. Goetting. 1856“, worin die gewöhnlichen Fehler der Bücherabschreiber und die unrichtigen Auflösungen der Siglen, wie z. B. quoniam statt quia, quod, quando, quum, häufig gesammelt sind. Selten hat sich jedoch Gneist eine Abänderung der herkömmlichen Lesart erlauben wollen. Dass hierin eine allzugrosse Kühnheit nicht leicht vermieden werde, ergäbe sich aus einigen Conjekturen, welche Huschke in seiner Recension der Vahlen'schen Ausgabe Ulpian's in dem Neuen Jahrb. für Philologie und Pädagogik. Bd. 75. S. 365—377 aufgestellt habe. In Bezug auf die weiteren kritischen und exegetischen Hilfsmittel zum Text verweist Gneist auf die Böcking'sche Ausgabe. Beim Abdrucke des Ulpian sind jedoch ähnlich wie zum Gajus kurze solche Bemerkungen und ebenso die wichtigeren Parallelstellen, wie in gesondert fortlaufenden Anmerkungen, am Fusse der Seiten beigefügt.

An den Liber singularis Regularum Ulpiani reiht Gneist (S. 326—342) einen Auszug aus Julii Pauli Receptae Sententiae, und zwar sie, wohl nur zum vierten Theile, weit verstümmelter und unvollständiger als die Schrift Ulpian's, durch das Breviarium Alaricianum erhalten. Damit sind dann einzelne Bruchstücke zu verbinden, welche sich in der Collatio, in der Consultatio und sonst sonst vortrefflich vorfinden. Die nicht im Breviarium enthaltenen Sätze sind von Gneist durch Cursivschrift hervorgehoben. Es sind übrigens

die *Sententiae Receptae* des Paulus nicht ganz, insoweit sie vorhanden sind, sondern nur insofern abgedruckt, als sie zur Ergänzung von Ulpian's *Liber Regularum* dienen können. Dabei dann die Ausgabe von Ludw. Arndts (Bonnae 1833) zu Grunde gelegt, und die Variantensammlung von G. Hänel (Bonnae 1833) selten gebraucht.

Angehängt sind dem Werke (S. 348—356) ähnlich wie Göschel'schen Ausgabe des Gajus und in Böcking's Ausgabe von Gajus und Ulpian, tabellarische Uebersichten der Titel und dann der systematischen Darstellung durch Andeutung der einzelnen Artikel der Institutionen des Gajus in Vergleichung mit denen Justinians. Ferner eine Vergleichung des Systems der Gajanischen Institutionen mit Ulpian's *Liber singularis*, und endlich eine Uebersicht der aus Pauli *Receptae Sententiae* ausgewählten Ergänzungen nach der Ordnung der Gajanischen Institutionen.

Im unmittelbaren Anschlusse an die Einleitung sind auch die Tafelfragmente, die noch zu Gajus Zeiten vollständig vorhanden waren und beim Unterrichte zu Grunde gelegt wurden (p. XII—XXV) abgedruckt, nach der von Dirksen gewählten Ordnung, jedoch unter Beifügung der von Jakob Gothofred gewählten Zahlen. Bei denjenigen Stücken des XII Tafelgesetzes, wo wir nur den Sinn, nicht die Worte des Gesetzes kennen, ist der Sinn in Umschrift kurz angegeben. Bei der Auswahl der Quellen, Paraphrasen und Erläuterungen ist es ähnlich wie beim Abdruck der Institutionen des Gajus gehalten worden. Die Stellen aus Cassiodorus sind nach Orelli's, die Stellen aus Gellius meistens nach Hertz'schen Ausgabe beigelegt. Angehängt ist (p. XXVIII) eine tabellarische Uebersicht der XII Tafelfragmente nach dem Systeme der Institutionen des Gajus, in welchen an ungefähr vierzig zugleich bezeichneten Stellen Fragmente der XII Tafeln verbracht werden. (In der Weise wie hier am Schlusse eine Uebersicht gegeben ist, wurden die Bruchstücke des Inhalts der XII Tafeln und die Nachrichten darüber in der in den Heidelberger Jahrbüchern. 1857. Nr. 54. S. 862 ff. von uns angezeigten Schrift von Demelius: *Legum, quae ad jus civile pertinent fragmenta* zusammengestellt). Wir hoffen und wünschen, dass die vorliegende Chrestomathie, worin Prof. Gneist somit von den römischen Rechtsquellen alles für den Anfänger Nothwendige und Nützliche auf das Zweckmässigste gesammelt hat, unsere Jugend zu gründlicheren Quellenstudien neu anregen, und sie darin fördern möge.

Friedrich H. Vering.

*Ausgleichung der Fehler polygonometrischer Messungen. Von J. J. Vorländer, k. pr. Kataster-Inspektor und Steuerrath. Leipzig, Teubner. 1858. (56 S. in 8.).*

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist dem mathematischen Publikum durch ein früheres Werk: „Geographische Bestimmungen im königlich preussischen Regierungsbezirk Minden“ vortheilhaft bekannt, und auch diese weitere Schrift zeugt von der analytischen Wandtheit und der vielseitigen Wissenschaft ihres Verfassers.

Der Gegenstand des Werkes ist, wie der Titel aussagt, die Ausgleichung (der Winkel und Seiten) bei polygonometrischen Messungen mittelst der Methode der kleinsten Quadratsummen. Zuerst leitet der Verfasser die drei polygonometrischen Grundgleichungen auf, für die übrigens deren Beweis zu geben. Referent hält die hier gegebene Darstellung derselben, die freilich sehr häufig vorkommt, für die beste, da er die Form, unter der sie in seiner „Polygonometrie“ (Stuttgart, Metzler, 1854) vorkommen, für die beste anerkennen möchte, indem dort keinerlei Unklarheit zurück bleibt. Es mag dies individuelle Ansicht sein; dem vorliegenden Buche desshalb kein Vorwurf gemacht werden.

Da diese polygonometrischen Grundgleichungen — falls mehr als drei Seiten, als unumgänglich nothwendig, gemessen wurden — durch die gemessenen Winkel und Seiten in der Regel nicht genau erfüllt sein, so ist eben desshalb eine Ausgleichung der Fehler zwischen gemessenen Elementen unerlässlich. Wie nun aber dieselbe vorzunehmen? Dafür bestehen mehrere „Methoden“, wie man die verschiedenen willkürlichen, jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrenden Arten der Ausgleichung zu benennen pflegt, und der Eine wählt die Eine, der Andere jene dieser Methoden, wie sie ihm vielleicht am besten zu Hand kommen, und auch die Schulen, d. h. etwelche Professoren an denselben, geben dergleichen Dinge als richtig von sich.

Der Verfasser zeigt nun vor Allem die Grundlosigkeit dieser „praktischen Methoden“<sup>\*)</sup>, und weist mit allem Rechte darauf hin, dass es nur eine Methode der rechten Ausgleichung gebe, die der kleinsten Quadratsummen, welche er denn in seiner Schrift anwendet.

Bei polygonometrischen Messungen (der Verfasser setzt immer voraus, dass die Stücke als unmittelbar gemessen voraus) kommen Winkel und Seiten vor, und es fragt sich daher vor Allem, welches Gewicht den verschiedenen Messungen beizulegen sei. Das Gewicht richtet sich bekanntlich nach dem wahrscheinlichen Fehler (meine „Ausgleichung der Beobachtungsfehler“ S. 23), so dass man also die Frage stellen kann, wie der wahrscheinliche Fehler bei Winkel- und Längenmessungen zu ermitteln sei. Da man bei den jetzigen Winkelmessinstrumenten annehmen kann, der wahrscheinliche Fehler einer ein-

---

<sup>\*)</sup> Es gibt Leute, die alles das „praktisch“ nennen, was keiner wissenschaftlichen Begründung fähig ist, da es eben auf keinem solchen Grunde ruht.

zeln Winkelmessung sei derselbe, ob der Winkel gross oder klein ist, so ist es sehr leicht, diesen wahrscheinlichen Fehler für ein bestimmtes Instrument zu ermitteln (s. meine angeführte Schrift S. 7). Anders verhält es sich mit den Längenmessungen. Vielfache Messungen derselben Länge sind hier nicht anzunehmen wegen der Kostspieligkeit und Umständlichkeit des Verfahrens, und doch wäre solche im Grunde nothwendig, um einen etwas zuverlässigen Werth des wahrscheinlichen Fehlers zu erhalten. Bei diesem Stande der Sache muss man sich mit mehr oder minder grosser Näherung behelfen. Hierzu nun gibt der Verfasser folgende Regel, bei der vorausgesetzt, dass in einer grossen Vermessung eine jede Seite doppelt gemessen wurde. „Die Vergleichung jeder solchen Doppelmessung ergibt ein, der betreffenden Seitenlänge zugehöriges Fehlermaass. Theilt man diese Differenz zwischen der ersten und zweiten Seitenmessung, mit der Länge der Linie, summirt alle solche Quotienten, theilt die Summe durch die Anzahl derselben und multiplicirt die Quotienten (den Quotienten?) mit 0.47694, so erhält man für eine hinreichend grosse Anzahl von Polygonseiten einen auf eine Einheit des gebrauchten Längenmaasses sich beziehenden und für das Ausgleichungsgeschäft brauchbaren Werth des wahrscheinlichen Einheitsfehlers der Längenmessungen“. — Referent hat diese Regel absichtlich vollständig mitgetheilt, da er über dieselbe, die einen fundamentalen Punkt berührt, sich etwas ausführlicher äussern will. Einen Beweis derselben hat der Verfasser nicht mitgetheilt, auch in der „Dresdener Zeitschrift“, auf die derselbe sich bezieht (Jahrgang 1856, S. 142 ff.) und die vor mir liegt, findet sich darin Nichts, was einem Beweise gleich sieht. Ohnehin müssen wir Allen derselben entgegenhalten, dass der wahrscheinliche Fehler nicht in einem bestimmten Maasse, sondern als absolute Zahl erscheint, was bekanntlich unzulässig ist. Eine auf wissenschaftlichen Gründen ruhende Bestimmung dieses wahrscheinlichen Fehlers ist die folgende. Wir wollen annehmen, es sei  $\lambda$  die Länge des Massstabes (Messkette), mit dem gemessen wird, und es seien  $x_1, \dots$  die Zahlen, die angeben, wie vielmals  $\lambda$  musste angelegt werden, um die erste, ..., nte Seite zu messen;  $I_1, I_2$  seien die zweifundenen Längen der ersten Seite, in derselben Einheit, in der gegeben ist;  $II_1, II_2$  die der zweiten, .....,  $N_1, N_2$  die nten Seite.

(Schluss folgt.)





dem Vorstehenden, das Gewicht  $\frac{\lambda}{L}$  zu. Der Verfasser der vorliegenden Schrift verwirft freilich (wenn man nach seinem Aufsatz in der oben angeführten Zeitschrift urtheilt) den Satz, auf den wir uns hier gestützt, dass nämlich  $r \sqrt{\frac{L}{\lambda}}$  der wahrscheinliche Fehler von  $L$  sei, setzt im Gegentheil denselben  $= \frac{rL}{\lambda}$ , dem „praktischen Gefühle“ gemäss. Gleichwohl aber hat doch die vorliegende Schrift gegen dieses praktische Gefühl nicht übergrosse Rücksicht, und spricht sich mehrfach dahin aus, dass eine wissenschaftliche Begründung mehr werth sei.

Das eigentliche Ausgleichungsgeschäft ist nun begreiflich dasselbe, wie es in meiner angeführten Schrift S. 111 an einem Beispiele erläutert ist; nur nimmt der Verfasser, und mit Recht, die Gewichte der einzelnen Seitenmessungen nicht alle gleich gross an. Sind  $v_1, \dots, v_n$  die an die  $n$  Seiten  $s_1, \dots, s_n$  anzubringenden Korrekturen, so setzt er (wie wir oben gethan) das Gewicht jeder einzelnen dieser Korrekturen proportional  $\frac{1}{s_1}, \dots, \frac{1}{s_n}$ , so dass, wenn  $\lambda$  das Gewicht der einfachen Anlegung des Maassstabes,  $\varphi_1, \dots, \varphi_n$  die Winkelkorrekturen und  $g$  das Gewicht der einzelnen Winkelmessung ist, die Summe  $\lambda \left( \frac{x_1^2}{s_1} + \dots + \frac{v_n^2}{s_n} \right) + g (\varphi_1^2 + \dots + \varphi_n^2)$  ein Minimum werden muss. Bei dem Verfasser lautet die betreffende Formel freilich etwas anders; es ist Referentem nicht ganz klar, was die „mittlere Länge einer Polygonseite“, die die dortige Grösse  $\mu$  in der Formel zu thun hat, wie denn Endlich in diesem Betreff nicht deutlich und scharf genug ausgedrückt ist, um gebührend durchsichtig zu sein.

Nachdem der Verfasser im Allgemeinen und dann an einem Zahlenbeispiel die Theorie und die Ausführung der Ausgleichung ausführlich erörtert, stellt er sich nun die Frage, ob die allzu weitläufigen Rechnungen, ohne der Genauigkeit des Resultates bedeutenden Eintrag zu thun, nicht abgekürzt werden können. Am Ende stellt er zwei Verfahrensweisen auf. Er gleicht zunächst die Winkel zuerst unter sich aus, indem er den vollen Theil des Ueberschusses über die gesetzmässige Summe von jedem abzieht und sodann die eine der drei Bedingungsgleichungen, die aus der oben erwähnten Summe stammt, geradezu weglässt, während innerhalb noch Winkelkorrekturen in den beiden andern zugelassen werden; oder aber er lässt die Winkel, nachdem sie so vorläufig verbessert sind, kurzweg unveränderlich, hat also nur zwei, und somit viel einfachere Bedingungsgleichungen. Natürlich lässt sich bei dieser Verfahrensweisen wissenschaftlich rechtfertigen, und der Verfasser macht ja darauf auch keinen Anspruch; Referent will es

indess bedünken, dass wenn einmal die Winkel vorläufig verbessert sind, es folgerichtiger ist, überhaupt keine Winkelkorrektion mehr zuzulassen, d. h. also, dem „Gefühle“ nach, scheint das zweite der abgekürzten Verfahren das bessere.

Beide Verfahrungsweisen werden nun an dem nämlichen Beispiele, das für das wissenschaftliche Verfahren gewählt wurde, erläutert, und endlich auch die gebräuchlichen Ausgleichungen berührt. Diese verschiedenen Methoden werden einer Art Vergleichung dadurch unterworfen, dass die Summe der Quadrate der Verbesserungen in jedem Falle gebildet wird, wobei sich dann herausstellt, dass die obigen zwei abgekürzten Ausgleichungsmethoden in ihrem Werthe nicht viel abweichen.

Wie die Ausgleichung geschlossener Polygone wird sodann die Ausgleichung einfacher, sowie verzweigter Linienzüge behandelt. Dabei werden die bestimmenden Elemente im Anfange und Ende des Zuges als absolut genau betrachtet, wie dies ganz in der Ordnung ist, indem man eben den Linienzug derart ausgleichen will, dass er von einem bestimmten Punkte zu einem andern übergehe. Zahlenbeispiele sind überall beigelegt, und eben so jeweils auf die Kontrolle des ganzen Geschäfts aufmerksam gemacht.

Ist Referent in ein oder dem andern Punkte mit dem Verfasser auch nicht ganz einverstanden gewesen, so ist es schliesslich seine Pflicht, auszusprechen, dass er die Schrift des um die wissenschaftlichere Behandlung der Ausgleichungen bei geodätischen Messungen höchst verdienten Verfassers mit voller Ueberzeugung Theoretikern und Praktikern zum gründlichen Studium nur empfehlen kann, da sie bei ihrem doppelten Charakter, als wissenschaftliche und praktische Darstellung der Methode, für beide von grossem Werthe ist.

---

*Annali de Matematica pura ed applicata pubblicati da Barnaba Tortolini Professore di Calcolo Sublime all' Università di Roma, e compilati da E. Betti a Pisa, T. Brioschi a Pavia, A. Genocchi a Torino, B. Tortolini a Roma. Roma, presso F. Bleggi librajo. 1858.*

Seit dem Jahre 1850 gab der um die mathematischen Wissenschaften hochverdiente Tortolini, Professor der höhern Mathematik an der Universität in Rom, eine mathematische Zeitschrift unter dem Titel: „Annali di Scienze Matematiche e Fisiche“ heraus, die durch ihren gediegenen Inhalt in- und ausserhalb seines Vaterlandes grossen Anklang fand. Dies bewog denn auch den Herausgeber, in Verbindung mit den im Titel genannten drei italienischen Mathematikern, die Zeitschrift, die in bescheidenerem Formate erschienen war, in eine grössere umzuwandeln, die nun, von 1858 an, in jährlichen sechs Heften und etwa 48 Druckbogen in 4<sup>o</sup>

erscheinen soll. Die Zeitschrift setzt sich vor Allem zur Aufgabe, die Fortschritte der mathematischen Wissenschaften in Italien zu fördern, indem sie vorzugsweise Arbeiten von Mathematikern ihrer Heimath veröffentlichen wird; sodann aber auch durch Mittheilungen der wichtigsten neuen Arbeiten, die in andern Ländern erschienen sind, sowie durch Rezensionen hervorragender Werke, den Stand der Wissenschaft ausserhalb Italiens zu bezeichnen. Der Zweck ist auch in so weit noch maassgebend, als die Zeitschrift dem Auslande gegenüber die Bestrebungen in Italien repräsentiren will. „I compilatori sentono tutta la gravità dell' impresa a quale si accingono, e dei doveri che assumono; ma non potranno renderla veramente utile alla Scienza, e decorosa per l'Italia, senza la cooperazione dei geometri e specialmente dei loro connazionali ai quali e a tutti i cultore delle matematiche raccomandano il nuovo Giornale. Essi confidano (ed altrimenti non avrebbero intrapresa questa pubblicazione) che i geometri Italiani si impegnerranno per un giornale che si propone di rappresentare lo stato della scienza tra noi, possa richiamare l'attenzione continua dei dotti degli altri paesi; e far cessare il lamento che i nostri lavori non sono conosciuti fuori d'Italia“, sagt der Prospekt, der dem uns vorliegenden ersten Hefte vorgedruckt ist.

Dieses erste Heft enthält fünf Abhandlungen von dreien Herausgeber, nämlich: Ueber algebraische Gleichungen mit mehreren Unbekannten, von Betti; über die Entwicklung einer Determinante von Brioschi; über die vollständigen Abelschen Functionen ersten und zweiten Art, von Demselben; über einige Eigenschaften der Abelschen Functionen, eben so; über eine Construction eines Abelschen Theorems, von Genocchi. Sodann werden kleine Auszüge aus Crelles Journal, betreffend eine Entwicklung der Jacobischen Functionen (elliptischen Functionen); aus den Monatsberichten der Berliner Akademie, betreffend ein Theorem von Borchard gegeben; endlich folgen Rezensionen von Baltzer „Theorie und Anwendung der Determinanten“, eine Schrift, die Referent bereits in diesen Blättern angezeigt hat, und von: „Nuova Teoria degli stromenti ottici, Memoria di Ott. Fabr. Mossotti“. Die letzte Seite enthält ein Verzeichniss einiger, erst erschienenen Werke in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Es mag genügen, hier auf das Erscheinen der Zeitschrift aufmerksam gemacht zu haben, da die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter jede weitere Bemerkung überflüssig machen.

*Logarithmisch-trigonometrische Dreiecksberechnungen. Eine Sammlung berechneter Beispiele für den Schulgebrauch. Von C. Powalky. Ebene Trigonometrie. Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1858. (IV u. 43 S. in 8.).*

Die vorliegende Sammlung vollständig berechneter und tabellarisch geordneter Aufgaben für das Dreieck ist vorzugsweise für die Hand des Lehrers bestimmt, den sie der keineswegs angenehmen Mühe überheben soll, Zahlenbeispiele, die er seinen Schülern zur Uebung vorlegen will, vorher selbst zu berechnen. Ob alle hier angegebenen Zahlwerthe richtig sind, kann Referent nicht angeben, da er begreiflicherweise die Kontrolrechnung nicht führen wird; es kann daher hier auch nur über den Inhalt und die Anordnung der Beispiele Näheres berichtet werden.

In einer Einleitung, die den Tabellen vorangesetzt ist, spricht sich der Verfasser über den Inhalt, so wie über die Art der Berechnung und Benützung der Aufgaben aus. Hiernach umfassen zunächst die Aufgaben I—XXX gewöhnliche Dreiecke, für welche die drei Winkel  $\alpha, \beta, \gamma$  gegeben ( $\alpha$  der grösste), und in denen die Seite  $a$  (entgegenstehend  $\alpha$ ) gleich 1 gesetzt wurde; von diesen Dreiecken sind nun nach einander angegeben:  $\log \sin \alpha, \log \sin \beta, \log \sin \gamma, \log \cos \gamma, \log b, \log \cos \alpha, \log c, \log \cos \beta, \cos \beta, b \cos \alpha, \cos \gamma, c \cos \alpha, b \cos \gamma, c \cos \beta, b \sin \gamma = c \sin \beta, \alpha - \beta, \log c', \log \sin (\alpha - \beta), \alpha - \gamma, \log b', \log \sin (\alpha - \gamma), \beta - \gamma, \log a', \log \sin (\beta - \gamma), \log bc, m, m_a, m_b$ , worin  $a', b', c'$  die Summen oder Differenzen der Abschnitte sind, in welche die Seiten  $a, b, c$  durch Senkrechte von den entgegenstehenden Spitzen getheilt werden; die drei  $m$  beziehen sich auf weiter folgende Aufgaben, in denen dieselben Dreiecke wieder vorkommen, die Seite  $a$  aber nicht  $= 1$  ist, vielmehr ihr Logarithmus durch  $m$  gegeben ist. Die diesen Aufgaben entsprechenden Tabellen enthalten die Logarithmen der Grössen, die zur Berechnung des Flächeninhalts, der in- und umgeschriebenen Kreise u. s. w. nothwendig sind.

Hierauf folgen Aufgaben, um aus einer Seite und den an ihren Endpunkten von ihr aus nach zwei andern Punkten gemessenen Winkeln die Entfernung und Lage der letztern zu bestimmen, deren Benützung in der Einleitung erörtert wird.

Da jeweils die Werthe (bezüglich die Logarithmen) all der Grössen angegeben sind, die nach einander berechnet werden müssen, um in jedem Falle zum Endresultate zu gelangen, so ist durch die vorliegende Sammlung dem Lehrer das Mittel in die Hand gegeben, den ganzen Gang der Rechnung bei dem Schüler zu kontrahiren, was er natürlich nicht im Stanne ist, wenn er bloss Angaben des Endresultates vor sich hat. Aus diesem Grunde wird diese Sammlung sicher vielen Lehrern erwünscht kommen, da sie sich auch ohnehin äusserlich durch sehr gute Ausstattung und mässigen Preis empfiehlt.

*Mathematische Mittheilungen von Dr. J. L. Raabe, Professor. Zweites Heft. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller, 1858. (80 in 8.)*

Wir haben früher das erste Heft dieser mathematischen Mittheilungen in diesen Blättern besprochen, und wollen dem zweiten nun ebenfalls unsere Aufmerksamkeit zuwenden, da es dieselbe so verdient, wie sein Vorgänger. Dasselbe enthält fünf besondere Abhandlungen, nebst einigen kürzeren Bemerkungen.

Die erste dieser Abhandlungen behandelt „das Uebersetzen reeller Integrationsgränzen in's Imaginäre bei der Werthung bestimmter Doppelintegrale geometrischer Bedeutung“. Die hier eingehaltene Methode wird sich am besten durch das nach ihr aufgelöste Beispiel charakterisiren lassen. Sei nämlich  $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} + \frac{z^2}{c^2} = 1$

Gleichung eines dreiaxigen Ellipsoids für rechtwinkliche Koordinatenachsen, und man verlange den Inhalt des Körpers, der von der Ebene der  $xy$ , der der  $xz$ , von einer Ebene, deren Gleichung  $y = mx$  ( $m > 0$ ) und der Fläche des Ellipsoids begränzt ist, so hat man bekanntlich

das doppelt bestimmte Integral  $c \iint \sqrt{1 - \frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2}} dx dy$  auf die

Werthe von  $x$  und  $y$  auszudehnen, die den Punkten der Projektion der krummen Begränzungsfläche auf die Ebene der  $xy$  zugehören. Gesetzt nun aber, man nehme für  $y$  die Gränzen  $0$  und  $mx$ , für  $x$  aber  $0$  und  $a$ , so hat man eine Reihe Elemente mitgerechnet,

welche  $1 - \frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2}$  negativ, also  $\sqrt{1 - \frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2}}$  rein imaginär

und zwar ist dies gerade für die Elemente der Fall, die nicht

gerechnet werden sollen. Daraus also folgt, dass die Grösse  $c \int_0^a \int_0^{mx} \sqrt{1 - \frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2}} dy$  nothwendig von der Form  $A + Bi$  ( $i = \sqrt{-1}$ )

sein wird, und dass  $A$  den gesuchten Körperinhalt ausdrückt. Die Auswerthung des fraglichen Integrals ist nun höchst einfach und man erhält

$A = \frac{1}{8} a b c \arcsin \left( \frac{am}{b} \right)$  als fraglichen Inhalt. — Man

übersieht leicht, dass diese Methode nur dann zum Ziele führt, wenn die imaginären Elemente von der Form  $Mi$  sind, nicht aber, wenn sie etwa  $M + Ni$  wären. — Die Berechnung der krummen Fläche, welche den oben bezeichneten Körper umschliesst, wird nach einem ähnlichen Grundsatz durchgeführt. Das Integral  $\iint \frac{\sqrt{1 + \alpha x^2 + \beta y^2}}{1 - \frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2}} dx dy$

ausgedehnt auf dieselben Werthe, wie oben, stellt diese Fläche bekanntlich vor, wenn  $\alpha = \frac{c^2}{a^2} - 1$ ,  $\beta = \frac{c^2}{b^2} - 1$ . Dafür wählt man

Raabe dieselben Gränzen, wie bei der Berechnung des Körperinhalts, erhält aber dadurch ein unzulässiges Integral, indem  $1 - \frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2}$  innerhalb dieser Gränzen zu Null wird. Er hilft sich aus dieser Klemme dadurch, dass er alle die Elemente weglässt, für welche die eben genannte Grösse negativ wird. Wir geben gerne zu, dass das Verfahren sich rechtfertigen lässt, meinen aber, es sei gefährlich, es in andern Fällen anwenden zu wollen. Doch es soll ja auch am Ende nur für diesen Fall dienen, und in so ferne können wir der Abhandlung nur unsern vollen Beifall zollen. Schliesslich werden einige allgemeine Integralformeln in höchst einfacher Weise abgeleitet, die in dem grössern Werke des Verfassers in anderer Art begründet wurden.

Die zweite Abhandlung betrifft die „Ableitung einiger Integral-Ergebnisse ohne Integrations-Verrichtung.“ Es wird in der einfachsten Weise von der Welt das Integral  $\int_0^\pi 1 (1 + a^2 + 2a \cos x) dx$ ,

sowie  $\int_0^{2\pi} \frac{dx}{1 + a^2 - 2a \cos x}$  ermittelt; ferner wird die Differentialgleichung  $axy \left(\frac{dy}{dx}\right)^2 + (x^2 - ay^2 - b) \frac{dy}{dx} - xy = 0$ , der man bei der Untersuchung der Kimmungslinien eines Ellipsoids begegnet, ohne eigentliche Integration integrirt; endlich wird die Gleichung  $\int_0^1 \Gamma(x+a) dx = a\Gamma(a) - a + \frac{1}{2} \Gamma(2\pi)$  ebenfalls ohne direkte Berechnung abgeleitet. — Wir müssen uns hier mit dieser Angabe begnügen, da eine Darstellung des Verfahrens nur durch Abschreiben der Rechnungen möglich ist.

Die dritte und vierte Abhandlung enthalten Anwendungen der Stirling'schen Reihe, sowie weitere Ausführungen der Theorie der Jakob Bernoullischen Funktion. Unter ersterer Reihe versteht der Verfasser die bekannte Formel zur genäherten Berechnung des Integrals  $\int_a^b \varphi(x) dx$ , von der hier mehrfache Anwendungen gemacht werden. So wird die Formel für die Summe  $1^n + 2^n + \dots + m^n$ , die übrigens längst bekannt ist, weitere Sätze über die Bernoullische Funktion und Formeln, mittelst deren  $\Gamma(1+\alpha)$  berechnet werden kann, erhalten. Wir können mit dem Verfasser nicht rochten, wenn er sich auf seine eigene Ableitung der Grundformel bezieht; wir haben aber schon früher gesagt, dass uns dieselbe (die Poisson'sche), gegenüber der Malmsten'schen sehr schweissfällig erscheint. Unter dem Namen Euler'sche Funktion versteht der Verfasser die durch die Gleichung



$$2^{m+1} E(x) = (4x-1)^m - \frac{m(m-1)}{1 \cdot 2} (4x-1)^{m-2} E_1 + \\ \frac{m(m-1)(m-2)(m-3)}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4} (4x-1)^{m-4} E_2 - \dots$$

definierte Funktionen  $E(x)$ , worin  $m$  eine positive ganze Zahl ist, die  $E_1, E_2, \dots$  die Koeffizienten in der Reihenentwicklung von  $(4x-1)^m$  sind. Für ein positives ganzes  $x$  ist  $E(x) = 1^m - 2^m + 3^m - \dots + (2x-1)^m$ .

Die eben angedeutete Näherungsformel für  $\Gamma(1+\alpha)$  ergibt sich übrigens ohne den grossen Aufwand von Rechnung, den Verfasser macht, ganz einfach in folgender Weise. Aus der §. 115 S. 536 meiner Differential- und Integralrechnung aufgestellten Formel folgt sofort

$$\Gamma(1+na) = 1(1+na) + \dots + 1(n-1+na) + (n+na-\frac{1}{2})1(n+na-\frac{1}{2}) \\ - (n+na) + \frac{1}{2}1(2n) + \frac{B_1}{1 \cdot 2} \frac{1}{n+na} - \dots + \frac{B_{2m-1}}{(2m-1)2m} \frac{1}{na+n^{2m-1}}$$

Nun ist aber

$$\Gamma(1+na+n) = (na+n)(na+n-1)\dots(1+na)\Gamma(1+na),$$

woraus dann, wenn man hieraus  $\Gamma(1+na)$  zieht, oben einsetzt, endlich  $na+n=\alpha$ , d. h.  $\alpha > 1$  annimmt, folgt

$$\Gamma(1+\alpha) = (\alpha+\frac{1}{2})1(\alpha) - \alpha + \frac{1}{2}1(2\alpha) + \frac{B_1}{1 \cdot 2} \frac{1}{\alpha} - \frac{B_3}{3 \cdot 4} \frac{1}{\alpha^3} + \\ \pm \frac{B_{2m-1}}{(2m-1)2m} \frac{1}{\alpha^{2m-1}}, \text{ wobei der Fehler kleiner ist als das letzte}$$

Glied. Dies ist die Formel des Verfassers.

Die fünfte und letzte Abhandlung betrifft die Integration der partiellen Differentialgleichung  $s^2 - rt = f(p, q)$ , wo  $p, q, r, s, t$  alle bekannte Bedeutung haben. Wir müssen in diesem Betreff das Schriftchen selbst verweisen.

Zwei kleine Aufsätze, über die Beschaffenheit des Produktes zweier Zahlen mit beliebigen Vorzeichen und Beiträge zur Theorie der Funktion

$$\frac{x}{1^n} + \frac{x^2}{2^n} + \frac{x^3}{3^n} + \dots \text{ schliessen dieses Heft ab.}$$

*Lehrbuch der Stereometrie zum Gebrauche an höhern Lehranstalten und beim Selbststudium von Karl Spitz, Lehrer an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Mit 101 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1858. (VIII u. 132 S. in 8.).*

*Anhang zu dem Lehrbuche der Stereometrie u. s. w. Die Resultate und Andeutungen zur Auflösung der in dem Lehrbuche befindlichen Aufgaben enthaltend.*

Wir haben in diesen Blättern bereits des Lehrbuchs der ebenen Geometrie desselben Verfassers gedacht, und müssen das, was wir

dort gesagt, in Bezug auf diese Fortsetzung, bezüglich Ergänzung desselben wiederholen. Beide Schriften bilden zusammen einen vollständigen elementaren Kursus der ebenen und körperlichen Geometrie, der für die meisten höheren Anstalten vollständig ausreichen wird. Die Darstellung ist eine klare und der Wissenschaft würdige. Nur wegen der in dem vorliegenden Theile etwas häufig angewandten unendlich kleinen Grössen möchten wir einigen Anstand erheben. Es scheint dem Referenten, dass die Einführung dieses Begriffs, wenn man von einem solchen hier sprechen kann, zu früh geschieht, wenn er schon in die Elemente der Mathematik eingeflochten werden soll. Offenbar denkt sich der Lernende unter „unendlich kleinen“ Dingen eben nur „sehr kleine“ Dinge, und es wird daher das Ergebniss für ihn immer nur ein ungefähr wabres sein. So wenn die Berechnung der Kugelfläche (§. 166) dadurch ermöglicht wird, dass man eine Reihe paralleler, „unendlich naher“ Schnitte legt, und das Flächenstück zwischen beiden als Kegelstumpf betrachtet, muss gewiss dieses Schwanken zwischen ganz und halb Richtigem im Gefühle und Geiste des Schülers zurückbleiben, und er wird das Resultat am Ende glauben, weil der Lehrer, dem er vertraut, es auch zu glauben scheint. Man muss hier ganz unbedingt zu der von Legendre u. A. so streng festgehaltenen Methode der Gränzen greifen, was ohnehin den wesentlichen Vortheil hat, der künftigen höhern Mathematik ein solides Fundament zu bereiten.

Im Uebrigen aber können wir, wie schon gesagt, die beiden Schriften des Verfassers nur empfehlen und sind der Ueberzeugung, dass sie zu fruchtbringendem Studium der Geometrie beitragen werden.

---

*Neue Integrations-Methode für Differenzen-Gleichungen, deren Koeffizienten ganze algebraische Funktionen der unabhängigen Veränderlichen sind. Von Simon Spitzer, Professor der Algebra und des Merkantil-Rechnens an der Wiener Handelsakademie. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. In Commission bei Karl Gerolds Sohn. 1858. (40 S. in 8.).*

Die vorliegende aus dem 29. Bande (1858) der Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie zu Wien besonders abgedruckte Schrift behandelt die Bestimmung einer Funktion  $f(x)$ , welche folgender Bedingung genügt:

$$X_n f(x+n) + X_{n-1} f(x+n-1) + \dots + X_1 f(x,1) + X_0 f(x) = 0,$$

wo  $X_n, \dots, X_0$  ganze algebraische Funktionen von  $x$  sind. Bekanntlich kann jede lineare Differenzengleichung auf diese Form gebracht werden, so dass also das gestellte Problem auch als die Integration solcher Gleichungen fordernd angesehen werden kann.

Um nun obige Gleichung aufzulösen, setzt der Verfasser  $f(x) = \frac{d^x \varphi(r)}{dr^x}$ , wo  $\varphi(r)$  eine noch unbestimmte Funktion von  $r$  ist, und das beigesetzte Differentiations-Zeichen den  $x^{\text{ten}}$  Differentialquotienten bezeichnet; zugleich ist gemeint, man solle nach geschehener Differentiation,  $r$  gleich einer beliebig zu wählenden Zahl setzen, so genommen wird, dass der Ausdruck möglichst einfach ausfällt.

Ist  $\lambda$  dieselbe, so setzt man also  $f(x) = \left[ \frac{d^x \varphi(r)}{dr^x} \right]_{r=\lambda}$ . Führt man diesen Werth ein, indem man beachtet, dass  $f(x+m) = \left[ \frac{d^x \varphi^{(m)}(r)}{dr^x} \right]_{r=\lambda}$ , so erhält man aus der vorgelegten Gleichung leicht die folgende:

$$\left[ \frac{d^x U_0}{dr^x} + x \frac{d^x U_1}{dr^x} + \dots + x^m \frac{d^x U_m}{dr^x} \right]_{r=\lambda} = 0,$$

wenn die Koeffizienten  $X$  vom  $m^{\text{ten}}$  Grade sind und die  $U_0, \dots, U_m$  die Form  $a\varphi^n(r) + b\varphi^{n-1}(r) + \dots + h\varphi'(r) + k\varphi(r)$  haben. Man lässt sich aber immer  $x^m \frac{d^x U}{dr^x}$  darstellen durch  $\frac{d^x}{dr^x} [(r-\lambda)^m U^{(m)} -$

$A_{m-1}(r-\lambda)^{m-1} U^{(m-1)} + \dots + A_1(r-\lambda) U']$ , wenn man über  $r=\lambda$  gesetzt denkt, so dass die obige Gleichung in ihrer rechten Seite die Form eines  $x^{\text{ten}}$  Differentialquotienten annimmt. Setzt man die unter dem Zeichen dieses Differentialquotienten stehende Grösse gleich Null, so erhält man eine Differentialgleichung zur Bestimmung von  $\varphi(r)$ , wodurch die Aufgabe als erledigt anzusehen ist.

Zur bessern Erläuterung des hier Angedeuteten wollen wir an einem Beispiele das Verfahren aus einander setzen. Ist  $f(x+2) - 2xf(x+1) + (x^2-1)f(x) = 0$  vorgelegt, und man setzt

$$f(x) = \frac{d^x \varphi(r)}{dr^x}, \text{ also } f(x+1) = \frac{d^x \varphi'(r)}{dr^x}, \quad f(x+2) = \frac{d^x \varphi''(r)}{dr^x}, \text{ so erhält}$$

$$\text{man } \frac{d^x}{dr^x} [\varphi''(r) - \varphi(r)] - 2x \frac{d^x \varphi'(r)}{dr^x} + x^2 \frac{d^x \varphi(r)}{dr^x} = 0, \text{ oder dass}$$

$$\frac{d^x \varphi'(r)}{dr^x} = \frac{d^x}{dr^x} [(r-\lambda-1)^2 \varphi''(r)], \quad x^2 \frac{d^x \varphi(r)}{dr^x} = \frac{d^x}{dr^x} [(r-\lambda)^2 \varphi'(r)$$

$$+ (r-\lambda) \varphi'(r)], \text{ immer für } r=\lambda, \text{ ist: } \frac{d^x}{dr^x} [(r-\lambda-1)^2 \varphi''(r) + (r-\lambda) \varphi'(r) - \varphi(r)] = 0.$$

Setzt man die in den eckigen Klammern stehende Grösse gleich Null, so erhält man  $(r-\lambda-1)^2 \varphi''(r) + (r-\lambda) \varphi'(r) - \varphi(r) = 0$ , woraus  $(r-\lambda-1)^2 \varphi'(r) + (\lambda+2-r) \varphi(r) = C$ , und wenn  $\lambda = -\frac{1}{2}$ , man also  $r^2 \varphi'(r) - (r-1) \varphi(r) = C$  hat, so ist  $\varphi(r) = C_1 r^{\frac{1}{3}} + C_2 r e^{\frac{1}{r}} \int e^{-\frac{1}{r}} \frac{dr}{r^3}$ , so dass endlich  $f(x) = \left[ \frac{d^x}{dr^x} \left[ C_1 r e^{\frac{1}{r}} + C_2 r e^{\frac{1}{r}} \int e^{-\frac{1}{r}} \frac{dr}{r^3} \right] \right]_{r=-1}$  ist.

$$\left[ \frac{d^x}{dr^x} \left[ C_1 r e^{\frac{1}{r}} + C_2 r e^{\frac{1}{r}} \int e^{-\frac{1}{r}} \frac{dr}{r^3} \right] \right]_{r=-1} \text{ ist.}$$

Einzelne Erleichterungen der Rechnung werden von dem Verfasser im Allgemeinen angegeben, sodann der Fall eines negativen ganzen  $x$  beachtet, und endlich die Methode auf Gleichungen mit mehreren Veränderlichen angewandt.

Einer besondern Empfehlung der vorliegenden Schrift des thätigen Verfassers bedarf es von unserer Seite nicht, da wir schon vielfach in diesen Blättern Gelegenheit hatten, über seine Arbeiten zu sprechen. Wir wünschen nur, dass er in der seitherigen Weise fortfahre, der Wissenschaft neue Wege und Mittel zu verschaffen, die schwierigen Probleme derselben zu lösen.

**Dr. J. Dienger.**

---

*Die Wurzeln des Altslowenischen. Von Franz Miklosich, wirkl. Mitglied d. k. Akad. d. Wissenschaften. Aus dem III. Bd. d. Denkschriften d. philos.-hist. Classe d. k. A. d. W. besonders abgedruckt. Wien, in Commiss. bei C. Gerold's Sohn. 1857. 28 S. gr. 4.*

Der Verf. stellt in dieser Schrift 800 Wurzeln auf. Das ist gegen die Tausende der Sanskritwurzeln allerdings noch mässig; aber nach meiner Ansicht der Logik gegenüber noch viel zu viel. Die Natur lässt als eines ihrer wesentlichsten Gesetze erkennen, durch Sparsamkeit die Fruchtbarkeit nicht darben zu lassen. Man stelle sich nur vor, welches lebhafte Bedürfniss nach gegenseitiger Mittheilung, der Masse der anregendsten Eindrücke gegenüber, die ersten Menschen, mag man deren nun nur zwei an nur einem Orte, oder mehrere, oder, was mir immer unwahrscheinlicher wird, deren zwei oder mehrere an mehreren Orten gewesen sein lassen wollen, empfinden mussten. Unter solchen Umständen annehmen zu wollen, die ersten Ausdrücke seien solche für Stillung der täglichen sinnlichen Begierden gewesen, scheint mir deshalb unhaltbar, weil dieser an sich nicht das geringste Hinderniss geboten gewesen sein kann. Dazu bedurfte es also der Sprache gar nicht. Ich kann mir nichts Einfacheres denken, als dass, der Fülle der Eindrücke und der vollen Frische der Empfänglichkeit in den Weltneulingen gegenüber, jenes Bedürfniss sich zuerst Luft gemacht, durch substantivische Bezeichnung von so ungemein zahlreich vertretenen Objecten und zwar in Formen, die mehr durch Consonanten als Vocale ausgedrückt wurden. Denn dafür spricht die schuldige Rücksicht der Natur auf das zur Selbstbildung berufene Geschöpf der Sprache selbst, dem sie durch vorsehende und vorbauende Hülfe die Entwicklungsaufgabe erleichtern musste. Da nun die Consonantlaute an sich die grosse Mehrzahl sind und diese sich theilweise an sich und noch viel mehr in der Zusammensetzung zu Vocalen auflösen, ein reiner Vocal aber ungleich schwerer zum Consonant wird; so rechtfertigt sich dadurch

meine Ansicht von selbst. Schon bei nur einigen hundert Wurzeln hätte die Sprachbildung gleich mit der Sprachverwirrung beginnen müssen, weil diese Zahl eine solche Anstrengung des Gedächtnisses und auch der Abstractionsthätigkeit voraussetzt, welche zu genügen, der sinnlich überall hin zerstreute Geist durchaus nicht gewachsen sein konnte. Als ob es bei dem frühesten Menschen nicht in tausendmal höherem Grade der Fall gewesen sein müsste, was wir, wenn eine Masse uns freudig afficirender Eindrücke plötzlich überstürzt, an uns empfinden, dass wir nemlich keine Worte des Ausdruckes für unser, von Erstaunen überschwemmtes Gefühl finden können! Wir kommen nun freilich von den Interjectionen sehr rasch wieder zum Bewusstsein unserer schon fertig ausgebildeten in uns liegenden Sprache und je nach dem Zustande der Bilder, wie individuellen Ausdruckstalentes, wissen wir uns sogar abseits sehr zierlich und kunstreich zu expectoriren. Im Anfang muss sich aber durch Verbindung starker, mannigfaltiger Zerlegung und Zersetzung fähiger Laute gebildete Stammausdrücke naturnothwendig geltend machen, damit auflösbare Stoffe gegeben seien, an denen sich Modificationen zu Ausdrücken für verwandte Dinge, Empfindungen, Vorstellungen, Flexionen entwickeln konnten. Es liegt in der Harmonie der organischen Welt, von welcher die Sprache ein Theil ist. Nach der entgegengesetzten Vorstellung aber, dass sich in aufgestellten Wurzeln des Verf., wie *ba*, *fabulari*; *va*, *loqui*; *ga*, *claudere*; *ka*, *acuere*; *la*, *insidiari*; *ma*, *nutare*, *agitare*, *movere*; *fallere*, *producere*, *parere*, *ordiri* und *molere*; *va*, *sculpere*, *loqui*; *solvere*, *tegere* und *sufficere*; *la*, *insidiari*; *li*, *fundere*; *i* und *r*, *eni*, *ducere* u. a. m. ausspricht, könnten die Laute der Flexionen nur auf nicht erklärbare Weise zur Wurzel hinzugetreten sein und die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen einer und derselben Wurzel bleibt ein unlösbares Räthsel, das nur gelehrte speculirende Spitzfindigkeit zu entwirren den Versuch machen kann, während für das Allgemeinverständniss, selbst für wissenschaftlich Gebildete, ein natürlicher Vermittlungsweg ein frommer Wunsch bleibt. Ist aber die Sprache auf logisch natürliche Weise aus dem sich ungezwungen entwickelnden Geiste des Volkes hervorgegangen, so muss auch der Entwicklungsgang auf allgemeinverständliche Weise noch besser nachweisen lassen, als es der Fall in den Naturwissenschaften hinsichtlich sehr vieler Erscheinungen ist, die kein Geschöpf der Menschen sind. Dahin allmählig zu gelangen, ist besonders den slawischen Sprachen, mittelst praktischen Studiums ihrer ältesten Sprachzeugnisse, der Orts-, Thier-, Pflanzen- und überhaupt der Benennungen für Dinge des eigensten Lebenskreises, möglich. Nur muss man die Sache nicht immer von vorne ohne die lebendige Kraft eines naturwüchsig logischen Geschickes anfassen, wie einmal neulich wieder der Docent der slawischen Sprachen a. d. Univ. Berlin, Hr. D. Cybulski, in seiner Schrift: Slawische Ortsnamen der Insel Potsdam und der allernächsten Umgebung, erklärt durch Dr.

Cybulski. (Besonderer Abdruck aus dem Werke: „die Territorien der Mark Brandenburg von C. Fiedler“. Berlin 1858. 16 S. 4.) gegeben. Dieser Gelehrte glaubt durch directe, um nicht zu sagen, rohe Anwendung der sehr häufig nicht minder von den ursprünglichen Formen abgewichenen lexikalischen Ausdrücke als die Ortsnamen selbst, auf mitunter sogar wieder wesentlich verschieden von jenen lautende Corruptionen der letzteren, richtige Deutungen erzielen zu können. So erklärt er Götting durch poln. chat; Weg von Reizen oder sonst durch ein Bruch, einen Sumpf. Es ist nun zwar ein Bruch dort, aber der Weg nach dem südlichen Teplitz führt in sehr weitem, zweiwinkelichem Umweg über die Höhen um das Bruch herum. Dennoch „trifft das wieder aufs Haar“. Wer Landwirthsaugen hat, sieht gleich, dass ein Dorf dort angelegt wurde, weil hier auf steilem, gleich südlich und nördlich aber überschwemmbarem Flussufer, Terrainerhöhungen zur Niederlassung und zum Ackerbau geeignet, und daneben ausgedehnte Wiesen- und Weideländereien sich vorfanden. Der Boden zunächst um Götting bildet eine, von Fluss und Bruch umschlossene Terraineraufsteigung, die beim Dorfe selbst ihren höchsten Gipfel in einem Kegel erreicht, dessen Aufstieg, wie der der Insel überhaupt, durch chod, „Gang“, hier in concreto als Ausgang zu verstehen, ausgedrückt wurde. Orte desselben und ähnlichen Namens sind in N. O. Deutschland nicht selten und stets habe ich dabei die im Verhältniss zum allgemeinen Terrain charakterisirende Erhebung angetroffen. Solche Lösungen, wie deren Hr. C. viele bietet, machen statt des Eindruckes „aufs Haar zu treffen“, den eines Pferdes mit Holzstöcken statt Beinen, das zwar aufgestellt dasteht, aber nicht um ein Haar breit von der Stelle marschirt, wenn es nicht an einem Tau von Haaren oder anderem Stoffe gezerrt wird. Weil die alten Glossatoren selbst schon voll von todtem Schulwitz stücken und dennoch auf ihre Zeugnisse canonischer Werth gelegt wird, vermag man nicht zum lebensvollen, geistesfrischen Mutterwitz der Uralten durchzudringen, und solange die grammatischen Etymologen sich nicht der sauren Arbeit unterziehen, etwa 30—40000 Ortsnamen, deren Varianten ungerechnet, hinsichtlich ihrer chamäleonischen Formwandelungen sorgsam vergleichend durchzugehen und daneben die Karten über einige Tausend Quadratmeilen ehemals slawischer Lande ein Dutzend Mal Schritt vor Schritt zu studiren: so lange ist alles Streiten zwischen ihnen and mir ohne Aussicht auf Verständigung; denn sie stehen auf einem von der Wirklichkeit abgelösten Boden, während ich in den, unter sich zusammenhängenden Monumenten des Ansiedlungswesens, der Landwirthschaftseinrichtung und den, von den Uralten selbst auf diese Hinterlassenschaften ihrer geistigen Wirksamkeit als Etiquetten oder Titel aufgetragenen Zeugnissen ihrer Denk- und Sprechweise, viel mehr mitten inne lebe. Wieviel die grammatischen Etymologen aus den Formen der O.N. noch zu lernen haben, dafür folgender Beleg. Hrn. Prof. Schleicher in Jena,

als einer der letzteren sehr geachtet, war es neu, dass aus mit tendem L nicht selten eine Sibilans werde, wie in Scherowitz Lierowitz u. a. m. Ebenso dass aus Treboratitz Preboratitz, Hrdomowitz Perdomowitz und aus Lamberg Pamberg werde. Es sind doch unbestreitbar Einseitigkeiten in der phonetischen Entwicklung, die zu sorgsamem Studium der Onomastik drängen müssen. Ich frage: bin ich nun nicht berechtigt, die Form der Wurzel *leben*, *vivere* bedeutend, als verfälscht zu erklären und zunächst auf *liv* und mit Berücksichtigung, dass *leben* in seiner Verbindung mit dem Begriff Thätigkeit, nach naturwüchsigster Anschauung bedeute: auf, böhm. oder allgemein slawisch, *lapa*, d. h. auf Füßen, Beinen sein, zurückführen. Cf. Nr. 56 d. Jahrb. 1857, wo auch auf den häufigen Uebergang des Anlaut L in W aufmerksam gemacht, wie z. B. in laus. Lappe-Wuppoi, wofür ich in m. Neuchâtel auch Luppoi finde, ohne jedoch die mir jetzt nicht gebötige, massliche Quelle controliren zu können. Da wir nun fl. Gr. Lüps = Gr. Lubitz u. = Gr. Gr. Lugas b. Zerst, schles. Lugnian = Lugnian und Bachnamen Lauffa = Laucha im Gothischen u. m. solcher Beispiele haben, wir auch Lug, wendisch Wogbegegnen: so liegt neben diesen Lautwandlungen es nahe, in unserem „Weib“ plattdeutsch „Wieb“ ursprüngliches „Liebe“ (geliebte) zu erblicken.

Wende ich mich zu einer anderen Wurzel: *ni*, *ducere*. Der Führer ist der Vorangehende, resp. Laufende. Fuss heisst böhm. *noha*, plur. *noze*, slavon. *nog*, russ. *noga*, bedeutet nach Jarmann auch das ganze Bein; dim. *nozka*, in compos. *nozka* intens. *nozicka*. Zunächst finden wir dadurch wieder Aufschluss über die Bedeutung der Gewässernamen *Nogat*, *Nesse*, *Neisse*, *Nee*, *Nuthe* etc., in welchen das Wasser, die Nässe dahin läuft, als einfach „ein Wasserlauf, Fluss, Bach“. In den Namen so steil gelegener Orte wie *Nossen* a. d. Freib. Mulde haben wir wieder den Sinn Bergauflauf und in *nore*, synonym von *hlubina*, Tiefe, Senkung, den des Zusammenlaufens des Terrains. *Nesu*, in l. *nesu* heisst u. a. herzu-, hervorbringen (Quelle), schiessen; *nesti se*, *nesti* porsteigen, slavon. *na koni se nesti*, reiten, wörtlich: sich auf Pferd tragen. Der Nagel des Fingers heisst böhm. *nehet*, russ. *nogot*, ill. *nokat*; daher, seiner Krallen wegen, der Greifgeier *blatnoh*; der, bei Raubvögeln, Kreuzschnäblern u. a. krallenförmig, Schnabel, welcher letzteren, wie dem Papagei auch zum Kleinfress dient, *nosek* und die in demselben liegende, beim Menschen oft schnabelförmig gestaltete Nase, *nos*; die sch-neld-ende Schere, *nozize*, das Messer, *nuz*, da mit dem Nagel der Tatzen und Füße und mit dem Schnabel die Thiere ebensowohl die Nahrung an sich nehmen, sich zu Nutz-en machen, als damit schaden (*noc-ere*), vernichten, (*nec-are*) und den Wunden durch eingeschlagene Klauen die Stiche entsprechen, welche man entweder mittelst solcher Klauen selbst, oder durch harte Dorne, Fischgräten u. dgl. Ver-



retor, künstlich zuerst in Thierfellen anbrachte und durch Fäden sie aneinander nähte: so ergibt sich aus solchen, leicht auszu-dehnenden Ableitungen die Fruchtbarkeit solcher stärker consonantischer, substantiver Ausdrücke für Dinge, welche der Auffassung und Bezeichnung gleich nahe lagen, sowie die spätere verbale Anwendung von selbst. Noch erinnere ich an natura, Gang der Dinge. Mangel an Raum hindert, solche Inductionen zu häufen. Immer mehr bestätigt sich mir aber die Richtigkeit des Principes meiner Bedeutung der Böhm. Dorfnamen etc., Leipzig 1856, und es hiesse dem natürlichen Zweck der Verbreitung des Inhaltes desselben zuwider gehandelt, wenn ich mich nicht auf das Urtheil d. Jen. Lit. Z. 1833. Nr. 149, über meine erste Schrift: *De reb. rust. vet. Germ. Lips. ap. E. Fleischer, 1833*, berufen wollte: dass sich von meiner Verbindung ökonomischer, naturgeschichtlicher und sprachlicher Kenntnisse noch manche schöne Aufklärung erwarten lasse. „Du sollst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen“.

Leipzig.

**Victor Jacobi.**

---

*Lateinische Schulgrammatik für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. Von Felix Sebastian Feldbausch, Geh. Hofrath und Mitglied des Grossh. Oberstudienraths. Sechste Auflage. Heidelberg. Julius Groos, Verlag. 1858. XVI. 407 8. in gr. 8.*

Es mag wohl überflüssig erscheinen, zur Einführung oder Verbreitung eines Buches, zumal einer für Schulen bestimmten Grammatik ein empfehlendes Wort zu sagen, wenn dieses Buch sich längst den Weg gebahnt, und bereits im Gebrauch als vollkommen bewährt sich erwiesen hat: wie dies von dem vorliegenden, jetzt in einer sechsten Auflage erscheinenden Werke mit gutem Grunde gesagt werden kann. Auch der Unterzeichnete hat mehr als einmal Gelegenheit gehabt, an den von ihm besuchten gelehrten Schulen des Landes sich zu überzeugen, welche Vortheile durch den Gebrauch dieser Grammatik erzielt worden sind, und welchen Nutzen dieselbe in den verschiedensten Stufen der Bildung gebracht hat. Er begrüsst darum das Erscheinen dieser neuen Auflage mit inniger Freude; er hofft, dieselbe werde auch in immer weiteren Kreisen die Aufnahme finden, die ihr im Interesse eines gründlichen lateinischen Schulunterrichts zu wünschen ist. Diesen aber wird sie in der That fördern vorzugsweise durch ihren praktischen, auf das wahre Bedürfniss des Schülers gerichteten Charakters, der dabei der strengen Gründlichkeit und den an die eigene Thätigkeit des Schülers zu stellenden Anforderungen nichts vergibt, dann aber auch durch die

---

seltene Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes in den einzelnen Regeln der Syntax, wie sie hier in ihrem innern, streng logischen Zusammenhang dargestellt werden, die eigene Kraft und das eigene Nachdenken des Schülers anregend und eben dadurch denselben wahrlich weiter fördernd: nicht leicht möchte ein Werk der Art gefunden werden, das in dieser Weise zugleich für alle Stufen des Gymnasialunterrichts berechnet, mit dem vorliegenden sich zusammen stellen liesse. In der Anführung von Belegstellen ist ein weises Maass eingehalten, was wir auch im Hinblick auf die sonst zu grosse Ausdehnung und den Umfang eines Schulbuches nur billigen können: ist ein Mehreres der Art erforderlich, so wird der Lehrer selbst einzutreten haben, was aber von derartigen Belegen gegeben wird, ist durchaus suffizient und treffend, und darum genügend. Die sechste Auflage ist in der Anlage und dem Charakter des Ganzen Nichts verändert, sie kann selbst neben ihrer zunächst vorausgegangenen Schwester gebraucht werden: aber dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, wie im Einzelnen überall die nachbessernde Hand des Verfassers bemerkbar ist, und in so fern allerdings eine Verschiedenheit hervortritt, die der neuen Auflage zu nicht geringem Vortheil gereichen muss. Einiges der Art wird auch in der Vorrede berührt, wo der Verfasser unter Anderem über eine Stelle aus den Episteln Horatius (I, 13, 16) verbreitet, in der man, was die richtige Auffassung und Erklärung des dort vorkommenden *ut non bene* unbedingt dem Verfasser wird beistimmen müssen. Die verschiedenen Anhänge, die Berechnung der Münzen wie des Kalenders, die Angabe der Abbreviaturen und die Erörterung über die gewöhnlichen Versmaasse bilden nebst dem alphabetischen Verzeichnisse der Perfect- und Supin-Stämme ebenso nützliche wie zweckmässige Ergänzungen dieser Grammatik.

Ein weiteres Eingehen in das Detail mag bei einem Werke, das in seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit bereits bekannt und bewährt ist, füglich erlassen bleiben; wohl aber mag der Wunsch vergönnt sein, der sich bei dem Erscheinen dieser neuen Auflage unwillkürlich aufdrängt, dass diese lateinische Grammatik auch an den Orten, wo sie bisher noch nicht Eingang gefunden hat, eine erwünschte Einführung, und überhaupt diejenige Verbreitung finde, die einer gründlichen Pflege des lateinischen Sprachstudiums nur förderlich sein und wohlthätig auf dasselbe einwirken kann.

Chr. Bähr.

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*epigraphisches von Dr. C. L. Grotefend. III. Drei und siebenzig Stempel römischer Augenärzte. (Besonderer Abdruck aus dem Philologus. Bd. XIII, V.) Göttingen. Druck von F. W. Kästner. 1858. 43 S. 8.*

Die Siegelsteine römischer Augenärzte waren in der letzten so vielseitig der Gegenstand eingehender Betrachtung, dass Dr. C. L. Grotefend seinen auch in diesen Jahrbüchern (1858. S. 118 f. Anmerk.) beiläufig berührten Epigraphica (I und II) eine würdigere Fortsetzung hätte geben können, als durch die Erfüllung des bereits mehrfach (vgl. S. 1) ausgesprochenen Wunsches, „hier und da publicirten römischen Augenarztstempel gesammelt sehen“, zumal ihm selbst bereits durch sein Epigraphicum I eine so erfreuliche Aufforderung nahe gelegt worden war, welche dem Unterzeichneten die Veranlassung gab, in den Jahrb. f. vol. u. Pädagog. 77. S. 587—590 einige bezügliche Mittheilungen zu machen, nachdem schon früher Prof. H. Schreiber in den Mittheilungen des hist. Vereines für Steiermark VI. S. 63—82 und kürzlich Prof. Klein in den Bonner Jahrbüchern XXVI. Seite 1—176 gleichfalls verschiedene, nicht unerhebliche Beiträge geliefert hatten. Die eigenthümliche Beschaffenheit dieser meist aus Aventurin, Nephrit oder Schiefer (vgl. S. 1) bestehenden quadratischen Plättchen oder Täfelchen, ihre Bestimmung und Verwendung, die Bezeichnung der verschiedenen Augensalben und Augenheilmittel bieten ebensoviele Seiten der interessantesten Betrachtung, als die bestimmte geographische Abgrenzung ihrer Fundorte, und die Namen der in ihren Aufschriften genannten Augenärzte und Augenheilmittel, deren Zahl sich ohne Zweifel noch vermehren wird, wenn einmal alle angeblich aufgefundenen Stempel dieser Art veröffentlicht sein werden. Denn wiewohl Hr. Grotefend deren 78 in seiner Abhandlung erläuternd zusammenstellt, so berechnet er doch die Gesamtzahl der als gefunden bekannten viel geringer, vielleicht, wie sich unten näher zeigen dürfte, auf 85. Herr Grotefend erwähnt nämlich selbst S. 1. Anm. 1. als noch unbeschrieben 1) 6 aus Nais in Frankreich 2) 3 in Cöln 1844 aufgefunden 3) 1 aus Tranent in England, welcher nicht identisch mit dem von ihm Nr. 67 aufgeführten, wie er glaubt, sondern Jahn's Jahrb. a. a. O. S. 589. Nr. XI. von uns aus Wright's „The Celt, the Roman, the Saxon“ p. 246 in folgender Gestalt gebracht wurde:

1. L. VALLATINI EVODES AD CI  
CATRICES ET ASPRITVDIN
2. L VALLATINI APALOCRO  
CODES AD DIATHESIS.

Dieser demnach nachzutragende Stempel aus Traneut bei Juvavum verest befindet sich jetzt im Museum zu Edinburg. Weiter vermissen wir 4) bei der Zusammenstellung des Hrn. Dr. G. jede Erwähnung des von uns a. a. O. S. 588. Nr. V. aus dem Journ. l'Institut. II sect. 1837. Nr. 19. S. 111 angeführten Stempels von Bavay (vgl. Nr. 28):

1. L ANTONI EPICTETI  
DIALEPIDOS AD DIA
2. L ANTONI EPICTETI  
STACTVM AD CLA
3. L ANTONI EPICTETI  
DIAMISYOS AD C
4. L ANTONI EPICTETI  
DIARODON AD IMP

wie auch 5) nicht minder die a. a. O. S. 589 aus C. Roach Smith's catalogue of the Museum of London antiquities (London 1850) p. 47. Nr. 208 erwähnte Aufschrift eines Gefäßes:

LIVL SENIS CR  
OCODASPAR

d. h. wohl Lucii Julii Senis crocodas ad asparitudo (aspritudines), welche, obschon keinem eigentlichen Siegelsteine gehörig, nicht unerwähnt hätte bleiben sollen. L. Julius Senis welchen wir mit dem bei Schreiber a. a. O. S. 77 rücksichtlich seines Cognomens angezweifelten L. Julius Venis, d. h. IVENIS (Ivenis vgl. Nr. 29) identificirten, ist entweder ein anderer Arzt oder sein angebliches cognomen SENIS gleichfalls in IVENIS zu verwechseln. Ebenso dürfte 6) wohl auch die von Fr. Osann im Phil. VIII, S. 758 ff. besprochene Aufschrift HEROPHILI OPID BALSAMVM eines Londoner Stempels nicht übergangen werden, zumal der Namen des Arztes ein berühmter und wohl beglaubigter ist, wie Osann näher gezeigt hat. Diese 85 nur in den römischen Provinzen des Occidents gefundenen Stempelschriften vertheilen sich nun wiederum so, dass weitaus die größte Mehrzahl (80) auf die gallischen (52), germanischen und britannischen (15) Provinzen entfällt, während nur je 1 in Dacien, Ligurien (Genua), Gallia Cisalpina (Verona) und Comagene und nur 2 im eigentlichen Italien (Siena und Rom) gefunden worden sind: vgl. Gr. S. 3. Schreiber S. 70. Auffallenderweise ist bis jetzt in Spanien keiner gefunden oder ist wenigstens keiner von dorthier bekannt geworden, während das benachbarte Gallien die überwiegende Mehrzahl von 52 aufweist: dass dies Verhältniss in dem Bedürfnisse geeigneter Heilmittel für Augenleiden seinen Grund hat, welches in Gallien und Britannien weniger als Folge des Klimas, denn als Wirkung des Missbrauchs der beliebtesten warmen Bäder und des auf die Sehorgane so einflussreichen Geschlechtstriebes sich geltend gemacht habe, hat viele Wahrscheinlichkeit, zumal Ducloux die Mehrzahl dieser Stempel dem Zeitalter

der Antonine vindicirt, unter welchen in Gallien und am Rheine grosse Ruhe herrschte und in Folge dessen Wohlstand und Wohlleben sich entfalten konnte. Auch Hr. Gr. schliesst S. 2 theils aus orthographischen Rücksichten, theils aus den Namen der Aerzte, unter denen die Namen Julius und Claudius mehrfach vertreten sind, weniger dagegen die der spätern Kaiser Sulpicius, Vitellius, Flavius, Aelius und Ulpus, dass diese Stempel aus dem ersten und der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung herrühren, glaubt aber ihre grössere Verbreitung in dem durch die Endpunkte Siena, Jena, Maastricht und Goldenbridge in Irland (Nr. 41) bezeichneten geographischen Gebiete weniger, wie man annahm, den römischen Heeren zuschreiben zu müssen, als dem dort bequemeren Vertriebe der Quacksalbereien, womit die weniger gewitzigten Provinzialen leichter anzuführen gewesen, als die schlaunen Italiener (S. 4), woraus sich auch die gallischen und germanischen Namen einiger Aerzte, wie Divixtus, Catodus, Ariovistus u. a. erklären liessen (S. 4. A. 5). Diesen einleitenden Vorbemerkungen über Zahl, Beschaffenheit, Zeit und Fundort der augenärztlichen Stempel schliesst Hr. G. S. 4—6 eine übersichtliche Darstellung ihrer Literatur seit den ersten Funden aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart an, wozu die verdienstliche Zusammenstellung der Hauptwerke und Schriften bei Schreiber S. 64—66 verglichen werden mag, da sich Hr. Grotefend einer solchen enthalten hat, um der wiederholten Quellenangabe überhoben zu sein. Bei der Besprechung der von S. 6 beginnenden 73 Stempel nämlich, welche nach der alphabetischen Reihenfolge der Familiennamen der Augenärzte, oder „wenn die Titel eines Stempels verschiedenen Augenärzten angehören“, eines derselben geordnet sind, wird zuerst der Namen des Arztes, nebst beigesetztem Fundorte, dann die Aufschrift des Stempels selbst mitgetheilt, dann nach Angabe der bezüglichen Literatur, die erforderliche Erläuterung zu den Namen der Aerzte und den angeführten Heilmitteln beigelegt. Geben die ersteren Gelegenheit, manche schätzbare epigraphische Vergleichen und Belegstellen anzuziehen, so bieten die letzteren ein noch viel reicheres und ergiebigeres Feld, und liefern die werthvollsten Beiträge zur Geschichte der antiken Arzneikunde und ihrer Träger, wozu des gelehrten Verfassers Scharfsinn und seine grosse Belesenheit ihm so ausreichende Mittel zur Verfügung stellen, dass nur einige wenige Bemerkungen zu einer Sammlung verstattet bleiben, welche sich hinlänglich durch sich selbst empfiehlt. Zu dem Cognomen des T. ATTIVS DIVIXTVS (Nr. 3), dessen Stempel auch Jahrb. a. a. O. S. 587 Nr. I angeführt ist, hat Hr. G. nun selbst mehr Belege beigebracht, als es ihm früher (Epigraphisches I. S. 8) möglich war: darunter auch den von uns Jahrb. a. a. O. S. 590 erwähnte Töpferstempel aus Lincoln. Wenig gebräuchlich scheint auch das mit C bezeichnete nomen gentile des M. C. CELSIVS (Nr. 4) und T. C. PHI-

LVMENVS (Nr. 5) zu sein. Da weder an CLAUDIVS, welches immer CL (Nr. 13. 14. 16) abgekürzt wird, noch auch an CAE (minius Nr. 8. vgl. mit Nr. 10 und 13) gedacht werden kann, bleibt unter den hier vorliegenden nur CAEMIVS aus Nr. 7 übrig, welches sicherlich in dem CAE. von Nr. 6 und vielleicht auch dem C der beiden zuerst erwähnten Namen angedeutet ist: so auch CAPELLIVS (Nr. 9) deutlich durch CAP bezeichnet wird, von CINTVS MINIVS (Nr. 11) noch viel weniger die Rede sein kann. Nr. 16 im Jahre 1808 zu Wroxeter gefunden, wird bei Wright a. a. O. p. 244 mit dem Bemerkten mitgetheilt, auch Mr. Hartshornes in seiner „Salopia Antiqua“ über den Stempel spreche. Nr. 18 steht jetzt nach der oben angeführten Gefässaufschrift des L. IVLIVS SENIS nicht mehr allein: vielmehr befindet sich „on the centre of the bottom of a red cup, two lines“, wie Jahrb. a. a. O. S. 589 bemerkt wurde. S. 18 ausser der von Hr. G. angeführten Revue archéol. XIV, p. 1, auch im Athenaeum Français 1856. Févr. Nr. 7. p. 138 und in Jahrb. a. a. O. S. 588. Nr. VI und in Bonn. Jahrb. XXVI, p. 174 mitgetheilt. Nr. 21 ist schon früher in C. Kleins „Hess. Ludwigshafen“ (Mainz 1856) S. 106 daraus Z. f. A. 1857. S. 43 f. u. Jahrb. a. a. O. S. 587. Nr. III. veröffentlicht und besprochen worden. Das DABSORIC Z. 1 der zweiten Seite las Klein DASOLV, woraus wir Z. f. A. a. O. DIAPSORIC vermuthungsweise herstellten, was sich jetzt bei Hr. G. bestätigt findet. Klein hat inzwischen selbst in den Bonn. Jahrb. XXVI, 174 DAPSOI verbessert und ebenso auch statt früher Z. 1 der dritten Seite gelesenen DIAM C jetzt a. a. O. DIAMISIOS hergestellt, während Hr. G. aus seinem Siegelabdruck DIAMISY (mit Ligatur von M und I) liest. Z. 2 hatte Klein früher MI.....CC erkannt, Hr. G. dagegen MY...I...CC, jedoch aber vindicirt Klein dieser Zeile nur noch den Anfang mit MI. Die zur Seite stehende zweimalige M deutet auch er, wie Hr. G., auf den Namen des MVSICVS. Nr. 20 ist aus Wright a. a. O. p. 245 in Jahrb. a. a. O. S. 589. Nr. IX wiederholt. Wright folgt Z. 1 der zweiten Seite der Lesung Tôchons: ADCAL. MVRRA. kommt auch als Töpfernamen ziemlich häufig in den Rhein- und Mainlanden vor: vgl. Jahrb. a. a. O. S. 587. Ebenso ist Nr. 32, welchen Stempel Hr. G. nur nach Way's Mittheilung wiedergibt, ohne den inschriftlichen Text in urkundlicher Gestalt feststellen zu können, von uns aus Wright a. a. O. p. 245 in Jahrb. a. a. O. S. 589. Nr. X wiederholt:

SEX IVL SEDATI  
CROCOD PACCIAN  
SEX IVL SEDATICRO  
CODES DIALEPIDOS  
...IVL SEDATI CRO  
....ES AD DIATHES.

Dieser Stempel befindet sich jetzt im britischen Museum. — Nr. 41

aus Riegel in Baden ist wohl der jüngste Fund eines augenärztlichen Stempels und ausser dem von Hrn. G. erwähnten Schreiber a. a. O. S. 80 ff. auch in den Jahrb. a. a. O. S. 587. Nr. II. und von Klein a. a. O. S. 175 mitgetheilt worden. Auch der unter Nr. 43 als bisher unedirt bezeichnete Stempel des Wiesbadner Museums aus Rom ist gleichzeitig in Jahrb. a. a. O. S. 588. Nr. IV veröffentlicht und näher beschrieben worden. Merkwürdig bleibt bei demselben einerseits das auf der einen Flachseite eingeschriebene ROMA, wenn es nicht eine bedeutungslose Spielerel ist, wie der eingestülzte Kopf und die übrigen einzelnen Buchstaben und Züge der beiden Flachseiten, anderseits die Zurückführung des sonst nicht vorkommenden atramentum auf zwei Aerzte, einen Marcus Catulus und einen T. Livius, auf welchen letztern sich vielleicht zwei Collyrien bei Galen T. XII. p. 862 als Erfinder beziehen vgl. S. 81. Nr. 50 findet sich auch bei Wright a. a. O. p. 243 mit der Angabe, dass der Stempel 1818 gefunden und jetzt im Besitze von P. B. Purnell zu Stanscombe Park (Gloucestershire) sei. Nr. 54 aus dem Museum zu Luxemburg theilt auch Klein a. a. O. S. 173, aber nur in den beiden ersten Zeilen mit: die beiden letzten ergänzt Hr. G. scharfsinnig und ohne Zweifel richtig aus den Ueberresten SADDI durch

Q. POMP: GRAECIN  
(DIAMI)S. AD. DL

d. h. Diamisus ad diathesin wie in Nr. 36 und 38. Aus den noch übrigen Stempeln ist ausser dem von Klein a. a. O. S. 174 u. 175 gleichfalls aufgeführten von Nr. 55 u. 68 und der Erwähnung von Nr. 66 und Nr. 67 in den Jahrb. a. a. O. S. 588 Nr. VII und S. 589 Nr. VIII noch insbesondere Nr. 71 hervorzuheben, was nur im Britischen Museum befindliches Stempelfragment mit der Aufschrift COLLYR. P. CLOC ist, welche auch Wright a. a. O. p. 245 mit der Erklärung „Collyrium post caliginem oculorum“ anführt, während Hr. G. die ihm selbst bedenkliche: Collyrium pro claritate oculorum aufstellt, da es vielmehr nach den übrigen Beispielen „ad claritatem“ heissen müsste. — Uebersieht man die 77 bis jetzt ihrem Inhalte nach bekannt gewordenen Stempelschriften, so ergibt sich einestheils eine reiche Fülle von antiken Augenheilmitteln, deren Zusammenstellung freilich bei der Mangelhaftigkeit und Unsicherheit vieler Legenden eine bestimmte Zahl nicht ermitteln lässt: es gehören dazu besonders 5 Stempel, welche nur Heilmittel, aber keine Namen von Aerzten aufzeigen. Dagegen lassen sich aus denselben ausser 4 Namen von Händlern oder Apothekern: C. Virius Carpus (Nr. 42), T. Martius Servandus (Nr. 43) und wohl auch Gai (Nr. 48) und Senior (Nr. 67) die Namen von 70 Aerzten gewinnen, deren Schreiber a. a. O., S. 75 — 76 nur 50 ermitteln konnte. Von diesen erscheinen auf 9 Stempeln (Nr. 6. 13. 14. 17. 21. 28. 29 (?) 64 u. 43) je zwei auf einem Siegelsteine genannt, worunter wieder Nr. 44 (vgl. Nr.



12) ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, weil auf demselben, wie schon oben bemerkt, ein Heilmittel auf zwei Arten zurückgeführt wird. 39 dieser Aerzte bezeugen sich durch 3 Stämme als Römer und Freigeborene, darunter nicht weniger als (Nr. 25. 27. 28. 29. 32. 33) als Julii, 3 (Nr. 13. 14. 15) als Claudii: diese und noch 16 andere (Nr. 1. 4. 7. 8. 10. 11. 9. 33. 36—40. 42. 53. 58. 59. 61. 64. 68) sind mit 3 Namen bezeichnet; der oben erwähnte L. Vallatinus aber nebst 4 andern (Nr. 20. 34. 43) nur durch zwei und 8 andere hinwieder (Nr. 2. 43. 46. 47. 50. 51. 55. 56) nur durch einen Namen; alle aber wie bemerkt, unverkennbar freigeborene Römer. Ebenso unverkennbar bezeichnen aber auch andererseits die cognomina Senis (s. oben) Divixtus (Nr. 3), Catodus (Nr. 6), Ariovistus (Nr. 67) Murranus (Nr. 30), Tutianus (Nr. 41) ihre mit 3 Namen ausgestatteten Inhaber als romanisirte Gallier und Germanen, während hinwieder 25 theils mit 3, theils mit 2 oder 1 Namen bezeichnete Aerzte sich als Freigelassene zu erkennen geben (vgl. S. 3). Dahin gehören die cognomina Ctetus (Nr. 18), Epictetus (s. o.), Philumenus (5), Theophiles (2), Libycus (2), Musicus (21), Charito (24), Dionysodorus (20), Satyrus (31), Barbarus (28), Philinus (35), Orgilus (49), Fenimus (44), Alexander (45), Menander (57), Ablapsus (48), Graecinus (54), Hypnus (60), Heracles (62), Herestratus (66), Heliodorus (65), endlich Hirpidius Pelitimus (23), Herophilus (s. o.), Euelpistus (19) u. Phrynimus (52). Die Sorgfalt und Belesenheit des gelehrten Verfassers setzt uns schliesslich noch in den Stand, die Reihe dieser also überlieferten Augenärzte noch durch die Aufnahme derjenigen fortzusetzen, welche uns aus anderweitigen Quellen bekannt geworden sind. So gleich zu dem in Siena gefundenen Stempel (Nr. 2) des C. Attii Theophiles bringt Hr. G. aus Gruter 635, 6 die in Brescia gefundene Grabschrift eines THEOPHILES MEDICVS bei, den er jenem zu identifiziren nicht abgeneigt ist. Ebenso wird zu dem Stempel des T. Attius Divixtus (Nr. 3) ein Augenarzt P. Attius Atimetus aus Grut. 581, 3 nachgewiesen, der ganz offenbar, wenn man Atimetus als gallischen, und nicht als griechischen Namen auffasst, gleichfalls ein romanisirter Kelt ist. ATIMETVS findet sich bekanntlich auch als Töpfername in der Rheinlande. Identisch scheint weiter auch der Nr. 5 gelesene C. Philumenus mit einem von Oribasius VIII, 45, p. 361 c. Steph. bei Gelegenheit einer Augenkrankheit erwähnten Arzte Philumenus zu sein, von dem er ein Heilmittel anführt. Auch ein griechischer Augenarzt Νικητης, dessen DIAGALBANES ADCICAT Nr. 12 erwähnt erscheint, wird zu dieser Stelle aus Galenos beigebracht. Nahe gelegt wäre hinwieder die Identifizirung eines medicus oculus TL CLAVDIVS . . . . . zu Rom bei Murat. 945, 2 mit TIB. CLAVDIVS MESSOR von Nr. 15, wenn nicht vielmehr

die Lücke hinter CLAUDIVS in jener Inschrift auf den ausgefallenen Namen eines Freigelassenen schliessen liesse, deren bekanntlich viele nach den Kaisern Tiberius und Claudius benannt sind. Auch unter den auf diesen Stempeln erwähnten Augenheilmitteln weisen das TERENTIANVM CROC. AD ASPRIT ET CI (Nr. 17), sowie das PACCIANVM AD DIATHESIN (Nr. 26) und das CROCODES PACCIANVM (Nr. 32) auf Augenärzte als Erfinder hin. Wenn auch der Nr. 61 genannte L. Terentius Paternus nicht der Erfinder des zuerst erwähnten Mittels sein sollte, so doch gewiss der bei Galenos (vgl. zu Nr. 17) mit einem andern Heilmittel „*διάφθορον Τερεντίου*“ angeführte Arzt gleichen Namens: ebenso dürften auch die beiden PACCIANA auf der bei ebendemselben Schriftsteller genannten *Πάκκιος* als ihren Erfinder zurückzuführen sein. Jedenfalls müssen beide Aerzte berühmte und allbekannte Heilkünstler gewesen sein, da mit den kurzen Bezeichnungen TERENTIANVM und PACCIANVM jedenfalls auf deren Erfinder, als hinlänglich bekannte Männer hingewiesen wird. Dasselbe scheint uns Nr. 19 mit dem ebenfalls ganz kurz als EVELPISTVS bezeichneten Arzte der Fall zu sein: denn einen berühmten Arzt und Chirurgen Euelpistus, Phlegetis Filius, zu Rom erwähnt Celsus in der Vorrede zum 7. Buche: vielleicht aber ist Terentius Volpistus, dessen Buch über die Heilkräfte der Kräuter Marcellus Empiricus (vgl. S. 17 zu Nr. 19) anführt, identisch nicht allein mit unserem Euelpistus, sondern auch mit dem oben erwähnten Terentius, dem Erfinder des gedachten TERENTIANVM: auch ein Augenarzt Euelpides wird bei Celsus VI, 6, 8, 17, 20, 21, 22 genannt.

Die Abkürzung und Unvollständigkeit der Namen, sowie deren ungleichmässige Anwendung veranlasst natürlich hierbei viele Verwirrung und vielen Zweifel, wie sich auch bei Nr. 20, 26, 38, 45 von Neuem zeigt, indem ungewiss bleibt, ob die von Galenos erwähnten Aerzte Flavianus, Dionysodorus, Florus u. Alexander mit den dort genannten Augenärzten Decimus Flavianus, C. Jul. Dionysodorus, C. Jul. Florus und C. Lucius Alexander als identisch anzusehen und ob die bei ebendemselben (vgl. S. 31) angeführten beiden LIVIANA auf den T. Livius von Nr. 43 als Erfinder zurückzuführen sind. Auffallend wäre es immerhin in mehreren Fällen verschiedene Persönlichkeiten gleichen Namens anzunehmen, wiewohl allerdings andererseits schon oben ein Attius Atimetus neben einem Attius Divixtus zu erwähnen war, und auch neben dem L. Latinus Quartus von Nr. 42 ein M. Latinus M. F. Hermes ausdrücklich als medicus oculusarius bezeugt ist (vgl. S. 29). Diesen Aerzten schliesst sich endlich der schon oben kurz berührte Herophilus an, von dem Galenos eine Composition unter dem Namen *Ἡροφίλου Χλωρόν* (F. Osann a. a. O. S. 780) erwähnt und beschreibt, welche gewiss durch jenes Opobalsamum ausgedrückt werden soll. Wiewohl daher die Gemme mit der Aufschrift „Herophili Opobalsamum“, wie Osann a. a.

O. S. 781 bemerkt, für das wirkliche Handsiegel eines Händlers oder Fabrikanten dieses Balsams anzusehen ist, während allerdings jene Stempel zur Bezeichnung des Gegenstandes auf den beim Verkaufe gebrauchten Gefässen dienten: so gehört sie doch unserm achtens in den Kreis dieser Art epigraphischer Denkmäler und deshalb ungern in einer Sammlung vermisst werden, welche sowohl durch die zeitgemässe Befriedigung eines vielfach kundgegebten Bedürfnisses, als auch durch ihre allseitige Gediogenheit und ihren anregenden Inhalt zu den werthvollsten Erzeugnissen auf dem Gebiete der neuesten Epigraphik gerechnet werden muss.

Frankfurt a. M.

J. Becker.

*Don Carlos von Spanien von A. Helfferrich in Raumers Historischem Taschenbuch für 1859.*

Die Preussischen Jahrbücher leiten die Besprechung dieses neuesten Jahrganges mit der Bemerkung ein, dass es Verdienst der Raumerschen Taschenbücher sei, nicht bloß wissenschaftliche Arbeiten für Gelehrte, sondern auch leichte, gezeichnete Darstellungen zu bringen, womit für die Unterhaltung der Leser gesorgt ist. Im Uebergange zu dem überschriftlich genannten Aufsatz sagen sie von demselben: „Wir rechnen denselben zu mehr monographischen Beiträgen; er enthält eine merkwürdliche Ausführung und Bestätigung der im Allgemeinen recipirten Ansicht von des Infanten monomatischem Zustande und natürlichem Tode“.

Dürfen wir dieser Andeutung gemäss, den benannten Aufsatz nicht nach den an Monographien gestellten strengen Anforderungen beurtheilen, so werden wir doch vom Fragmente einer solchen verlangen können, dass dafür die neuesten Quellen benützt seien, und Unbefangenheit des Urtheils sich kund gebe. Beides ist nicht der Fall, indem die neueste Geschichte von Spanien von Modesto Lafuente, die im 13. Bande Philipps Regierung behandelt, bereits bis zum 20. vorgeschritten ist, und nebst ihr, die Dietrichstein'schen Gesandtschaftsberichte in des Unterzeichneten „Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. Leipzig, 1858“ unberücksichtigt geblieben, und vollständig ignorirt wurden. Da jene Gesandtschaftsberichte zu den besten Hilfsmitteln einer Biographie des Don Carlos gehören, so hatte ihre Nichtbenützung Unvollständigkeit und Ungenauigkeit der Darstellung zur Folge. Während z. B. Dietrichstein über die Persönlichkeit des D. Carlos die umständlichste Schilderung die es von ihr gibt, lieferte, bringt der genannte Aufsatz eine lückenhaftere aus einem älteren venetianischen Bericht. Die Bewerbung der Prinzessin Johanne, Schwester Philipp's II. um ihren Neffen Don Carlos, eine Eingebung des Ehrgeizes dieser Dame, um Spaniens Herrschaft an sich zu reißen, ist, obgleich sehr interessant

und erheblich, ganz weggelassen, eben weil dieser Geschichtszug aus dem vom Verfasser wie es scheint absichtlich verschwiegenen Berichte Dietrichsteins hätte geschöpft werden müssen. In der Erzählung von der Gefangensetzung des Infanten folgt er der Aussage des *ayuda de camera*, reproducirt also die zwischen Vater und Sohn gewechselten Reden und Antworten, welche Dietrichstein auf wenige Worte von Seite des Königs mit der bestimmten Erklärung zurückführt, „auch mit ihm (mit Carlos) weiter kein Wort als wie vermelt, geredt“. Philipps Zögerung, seinen Sohn mit der Kaisertochter zu vermählen, werden „argwöhnische Bedenklichkeiten“ des Vaters genannt, während die vermuthete Impotenz und die gewisse Regierungsunfähigkeit die Beweggründe abgaben, und Dietrichstein diese mit den Worten charakterisirt: „E. Mt. werden nunmehr genadigst selbst erkennen, wo (ob) es der künig treulich oder nit gegen E. M. auch gegen derselbigen geliebtesten tochter gemaint hat“. Des Infanten Verbindung mit den Aufständischen der Niederlande wird in Abrede gestellt, und demzufolge gar kein Grund seines Fluchtversuches angegeben, obgleich alle Quellenschriftsteller jene mit Bestimmtheit aussagen, so dass man das Gegentheil wegen des Abganges von urkundlichen Zeugnissen, ohne Verletzung der historischen Treue nicht behaupten, und über diese Frage auch nicht so leicht hinweggehen kann, wie es in diesem Aufsatze geschieht. Bei dem Hervorsuchen pikanter Züge, um die Leselust zu reitzen, hätte doch auch des dem D. Carlos zugeschriebenen Diebstahls der Briefe seines Vaters und ihre verbürgte Ueberlieferung in die Hände der Aufständischen gedacht werden sollen. Ein ganz unverdächtiger Historiker, Th. Juste, sagt von dem Plane des Prinzen: „Selon des assertions qui ne sont pas dénouées de vraisemblance, D. Carlos aurait voulu favoriser les mécontents des Pays Bas et, après avoir été placé à la tête de ces provinces, se soustraire à l'autorité de son père.“ Von diesem Gesichtspunkte ist auch Montigny's Schuldtheil an dem Entweichungsversuche des Prinzen aufzufassen; da die diessfälligen bestimmt lautenden Angaben des Strada und Cabrera (Anderer nicht zu gedenken) keinen Widerspruch vertragen. Beiden standen amtliche und andere Documente zu Gebote. Wenn Strada vom Prinzen sprechend sagt: *Hinc quoque patrocinium studiumque in illos quos patri offensos ejectosque sciret, in Belgas praecipue, quorum legatos Marchionem Bergensem atque Montinium (Montigny) sollicitè complexus clam convocare ad se, tuerique illorum causam ferebatur ardentius quam par erat, pollicitus iis, iturum se in Belgium ad componendas provinciarum motus*, und wenn man damit die Angaben der übrigen Quellenschriftsteller verglichen hat, so müsste das behauptete „Gegentheil“ noch anders bewiesen werden als in dem angeführten Satze S. 46 u. 47 geschieht. Mehrere andere falsche Behauptungen sind in eine für Raumers Taschenbuch auffällige Sprache gekleidet. So bekommt man S. 15 zu lesen: „Don Carlos hat ein leidenschaftlich gestörtes Gemüth schon mit auf

die Welt gebracht, wogegen sein Vater durch die grossartigste Vorstellungskunst von der die Geschichte weiss, seine wilden Leidenschaften in den Dienst einer alles berechnenden Klugheit gab, und unter der Maske der Frömmigkeit dem gemeinsten Egoismus fröhen. Nichts charakterisirt diesen Tyrannen besser, als die Art und Weise wie er die Kunde von der Pariser Bluthochzeit aufnahm.“ So man in diesem Aufsatz den Teufel an die Wand; nimmer aber schreibt man so Geschichte, es wäre denn, dass sie lediglich dienen soll, dem Hasse Befriedigung zu verschaffen. Dieser Antileuchtet in der ganzen Darstellung so deutlich hindurch, dass es noch einiger Belege bedarf, um die Leser davon zu überzeugen.

19. „Dem wachsamen und lauernden Auge K. Philipps konnte wenig Gutes verheissende Leibes- und Geistesbeschaffenheit seines Sohnes nicht entgehen; misstrauisch und besorgt blickte er auf ihn ohne sich auch nur Mühe zu geben, durch Freundlichkeit die Zuneigung des heranwachsenden Jünglings zu gewinnen.“ Wenn man weiss, welche Bestürzung, welche Sorge, welche Zärtlichkeit Philipp sich kund gaben, als er den Unfall seines Sohnes in Alcala vernahm, so begreift man nicht, wie er die Mühe gescheut haben soll, ihn freundlich zu behandeln. „Den Ungebührlichkeiten seines Sohnes, heisst es S. 37, hatte der Vater nicht den Muth, ernst entgegenzutreten, der Tyrann fürchtete sein eigenes Blut zu schmutzen, wenn er die Unterthanen gegen die Misshandlungen des Thronfolgers in Schutz nehme und seinen Passionen einen Zügel lege.“ Zu dieser Beschuldigung mögen die Leser folgende Erläuterung aus den Dietrichsteinischen Berichten an den Kaiser haben. Von D. Carlos sprechend heisst es: „Nun hat ihn sein Vater vnd oft gedroet, das er seinen vnbilligen vnd vnbeaufegten musten nit gedulden noch nachsehen wollt, den ob er schon sein Vater, so sei er ain khunig vnd schuldig, seinen vnterthanen khain vnrecht vnd kein vnbill zuefuegen zu lassen. Da er nit absten vnd sich mässigen werde, will ime als ain vnvernunftigen straffen.“ Es wird den Lesern wohl immer begreiflicher werden, weshalb die Dietrichsteinischen Berichte für den benannten Aufsatz nicht benützt worden sind. Dort ist wir S. 38 angegeben: „Man ist gleichwohl berechtigt, selbst für den gleichen blinde Wuthanfalle ein tieferes Motiv zu suchen. Es wird ausdrücklich bezeugt, der Prinz habe sich für die Staatsgeschäfte interessirt. Zwar an den Sitzungen des Staatsraths nahm er Theil, es musste ihm indessen vom ersten Augenblicke an klar geworden sein, dass man ihn wohl reden aber nichts sagen liess, weshalb nichts natürlicher ist, als dass sein herrschbedürftiges um nicht zu sagen herrschsüchtiges Gemüth, mehr und mehr gegen diejenigen sich verbitterte, denen er die unfreiwillige Unthätigkeit schuld haben musste.“ Von diesen Klagen des Prinzen sind die Dietrichsteinischen Berichte voll; allein eben dort ist als Grund seiner Nichtverwendung zu Staatsgeschäften angegeben: „Nun trawt ime der Vater nit, darf

me auch nit zu vill gewalt geben; so ist der printz feintlich frej mit reden vnd passieret sein vatern auch nit alles.“ Dann heisst es in dem Aufsatze weiter: „Sein (des Prinzen) Hass traf zunächst den König und dessen Minister, wogegen er sich in ebenso unzweideutiger als eigenthümlicher Weise zu allen denen hingezogen fühlte, die wie die Königin und Don Juan gleichfalls in den öffentlichen Angelegenheiten nichts zu sagen hatten, obschon sie ihrer Geburt und Stellung nach hätten mitrathen und mitthaten (?) sollen.“ Da der Verfasser in dieser Exposition den Vater tadelt, dass er seinem ungesitteten, unwissenden und närrischen Sohne Macht und Gewalt über die Unterthanen vorenthielt, so fragen wir ihn, welches Urtheil er über Philipp gefällt haben würde, wenn dieser gerade nur von den Rücksichten für Geburt und Stellung geleitet, dem Prinzen Herrschaft und Gewalt eingeräumt, dieser aber sie missbraucht hätte? Gewiss würde er in diesem Falle noch schärferen Tadel über ihn ausgegossen haben, ein Beweis, dass es ihm unter allen Umständen eben nur um diesen zu thun ist. In der Heirathsverzögerung erkennt er nur „Ausflüchte“ und „Winkelzüge“ des Vaters, und hinsichtlich der Inquisition findet er heraus, „dass man Philipp durchaus falsch beurtheilen würde, wenn man seiner Willfährigkeit gegen die klerikalen Mordbefehle ein anderes Motiv als blutgierige Selbstsucht unterstellte. Also war Philipp nicht einmal ein Fanatiker, sondern ein gemeiner Wüthrich. Von den des Prinzen Gefangensetzung meldenden Schreiben an Auswärtige, ist bemerkt: All' die zahlreichen Briefe des Königs, die auf den kläglichen Vorfall Bezug haben, sind in demselben gekünstelten Styl abgefasst, und ich habe absichtlich die zum Erstaunen verschrobene und verdrehte Satzbildung ziemlich so wiedergegeben, weil der Leser wie mich dünkt, so den richtigsten Einblick in die innersten Falten dieser Tyrannenseele thun kann.“ Solche psychologische Enthüllungen sind an dem geschraubten Kanzeleistyle und der fehlerhaften Satzbildung des 16. Jahrhunderts allerdings noch nicht gemacht worden, nur ist dabei die Kleinigkeit zu bemerken, dass keinesweges alle Schreiben eigenhändige des Königs waren, sondern viele aus dem Concepte seiner Secretäre flossen. Wir kennen ein von dem gedachten Vorfalle handelndes deutsches, welches vom Könige, der kein Deutsch verstand, gar nicht herrühren kann, sondern seines deutschen Secretärs Pfinzings Hand sein wird. Zu obigem noch die Zugabe: „Bei einer beträchtlichen Anzahl Briefschaften, die ihren Ursprung in dem Cabinete Philipps hatten, ist mir nichts so sehr aufgefallen, als die regelmässige Wiederkehr des Wortes „disimulacion“, was zwar bloss Verheimlichung bedeutet, aber selbst in dieser Bedeutung ein grelles Licht auf die verstellungssüchtige, unaufrichtige und lauernde Politik des bis zur empörendsten Grausamkeit berechnenden Monarchen wirft.“ Wenn Richelieu äusserte, er brauche von Einem nur vier Zeilen um ihn an den Galgen zu bringen, so ist das nichts



im Vergleich der Fertigkeit, Philipp II. mit einem einzigen Wortschlage todtzuschlagen.

Das meinen wir wären hinreichende Proben von der Unbegrenztheit des Urtheils, welche in diesem Aufsatze herrscht. Führt der Verfasser in der Geschichtsbehandlung so fort, wie er sich hier gezeigt hat, so wird die Welt, die er uns schildert, dermassen von Tyrannenseelen, Heuchlern und Wütherichen erfüllt sein, dass uns in ihr selbst mit der Laterne des Diogenes vergebens Menschen umsehen würden. Wohinaus soll es mit diesen Leidenschafts-Ergüssen und unmotivirten Incriminirungen gehen, und warum ist es stets nur dieser spanische Philipp, den man zerstückt gegen den man hetzt? Muss dem urtheilsfähigen Publikum ein massloses Verfahren nicht zuletzt verdächtig werden und es anwidern? Wenn es in der Arbeit des H. Helfferich nur Schuldhäufungen und Declamationen findet und daraus nicht ermitteln kann, welches eigentlich das richtige Verhältniss zwischen Philipp und Don Carlos ob dessen Unglück seiner Schuld, oder der seines Vaters beizumessen ist, so wird es nicht umhin können, diesen Fehler auf Rechnung der von subjektiven Beweggründen geleiteten Behandlungsweise der Geschichte zu setzen. Es erklärt sich aber der erneuerte Aufschwung der Partheilichkeit aus dem ihr drohenden nahen Sturz durch mit löblichem Eifer betriebene Quellenstudium. In dem Maasse dasselbe die aus confessionellem Hasse und politischen Vorurtheilen hervorgegangenen und stereotyp gewordenen Ansichten ermässigt und umändert, erbitzt sich das Partheistreiben für ihre Aufrechthaltung. Das ist für Erscheinungen der besprochenen Art die natürliche Selbstheilung.

M. Koch.

---

*Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehn-jährigen Aufenthaltes im Innern des Orients. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland von Dr. David Livingstone. Aus dem Englischen von Dr. Hermann Löffler. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen eingedr. Holzschnitten, 2 Karten und einem Porträt. Erster Band. XII. 392 S. in gr. 8. Zweiter Band. XVIII und 346 S. in gr. 8. Leipzig. Hermann Costenoble. 1858.*

In diesem Werke liegen die Ergebnisse vieljähriger Reisen in das Innere Südafrika's und eines sechzehn-jährigen Aufenthaltes in diesen Gegenden vor uns, geschildert in einer einfachen, schlichten Weise, die den Stempel der Treue und Wahrheit an sich trägt und von allen den Uebertreibungen sich fern hält, die so leicht in derartige Schilderungen sich einschleichen. Es handelt sich dabei um Landstriche, die uns bisher fast ganz unbekannt geblieben waren, die zum Theil noch kein Fuss eines Europäers betreten, die aber der Gegenstand einer zweimaligen Wanderung geworden sind.



erstmal während der Jahre 1840—1852 und dann von 1852—1856, Von der Capstadt aus wurden diese Wanderungen landeinwärts unternommen in einer Strecke von mehr als zwanzig Graden bis in die Nähe des Aequators; St. Loanda in Angola, unweit der Mündung des Coanzo, an der afrikanischen Westküste gelegen, der Hauptort der portugiesischen Besitzungen an dieser Küste, bildet den nördlichsten Punkt, bis zu welchem die Reise des Verfassers vordrang, um dann von hier aus quer und mitten durch das afrikanische Binnenland in südöstlicher Richtung die Ostküste zu erreichen; bei dem an dieser Küste gelegenen, zu den portugiesischen Besitzungen gleichfalls gehörigen Kulimane, das nach der langen und mühevollen wie gefahrvollen Reise glücklich erreicht ward, erfolgte die Einschiffung nach Mauritius und von da nach der Heimath, auf einem englischen Schiffe, auf dem sich der Verfasser bald wieder heimisch fühlte, ungeachtet er seine heimatliche (englische) Sprache fast verlernt hatte, da er in einem Zeitraume von drei und einem halben Jahre kein englisches Wort gesprochen und schon während eines dreizehnjährigen Zeitraums nur selten seine Muttersprache angewendet hatte, blos mit den afrikanischen Sprachen beschäftigt, deren Studium er vor seiner Abreise nach Afrika eifrig betrieben hatte. Dass unter solchen Verhältnissen und bei einer solchen, im Laufe des längeren Aufenthalts in diesen Gegenden nach und nach gewonnenen Bekanntschaft mit dem Lande selbst und seinen Bewohnern das ganze, ungeheure Reiseunternehmen, das noch unter mannichfachen Gefahren und Abentheuern jeder Art glücklich ausgeführt ward, ohne, wie dies bei so vielen ähnlichen Unternehmungen der Fall ist, dem Verfasser das Leben zu kosten, zu nicht geringen Ergebnissen führte, bedarf kaum einer Bemerkung, zumal da diese grosse Strecke des südlichen Afrika's, mit Ausnahme der zunächst um die Capstadt gelegenen Gegenden uns bis jetzt noch so wenig bekannt ist. Gilt dies doch selbst von den aus diesem Landstrich ausgewanderten, und in dessen Nähe in einer Art von Freistadt jetzt lebenden, unabhängigen Europäischen Bevölkerung, den sogenannten Boers, die uns hier zum erstenmal näher geschildert worden, im Ganzen freilich in einer wenig anziehenden Weise, da hier so manche verschiedenartige Elemente unter einander gemischt sind, die sich, namentlich auch in ihren Ansichten von Sklaverei und Sklavenhandel wenig empfehlen. Ungleich vortheilhafter sind dagegen die Schilderungen von den portugiesischen Besitzungen (im zweiten Bande) ausgefallen, ohne dass jedoch die Schattenseiten der dortigen Regierung, die durch die Beziehungen zum Mutterlande hervorgerufen sind, verschwiegen werden. Während uns der erste Band bis St. Loanda führt, enthält der zweite die Wanderung quer durch das afrikanische Binnenland nach dem eben erwähnten Kulimane. Auf der einen Seite werden wir bekannt mit dem Leben der afrikanischen Völkerschaften, deren Gebiete diese Wanderung berührten, sie werden uns nach ihrer physischen Beschaffenheit, wie

nach dem Stande ihrer geistigen Bildung, nach Sitten und Gebräuchen, überhaupt nach ihrer ganzen Lebensweise geschildert zu bieten diese Schilderungen von bisher so gut wie unbekannten Völkerschaften, nicht wenig des Interessanten dar. Vergleichend mit der alt-ägyptischen Bevölkerung treten dabei mehrfach hervor.

Auf der anderen Seite aber sind die Naturschilderungen minder anziehend: eine oft ganz neue Pflanzenwelt tritt uns entgegen und ebenso erscheint die Thierwelt in einem bisher ungekannten Lichte: was über die Elephanten, die Löwen, das Pferd, die Büffel, die Strausse u. s. w. hier mitgetheilt wird, modifizirt die bisher darüber herrschenden Ansichten in Vielem berichtend und modificirend: aber es gibt auch dies Gelegenheit zu interessanten Leser anziehenden Jagdscenen, bei denen mehr als einmal das Leben des Verfassers in Gefahr kam. Durch alle diese Darstellungen gewinnt das Ganze an Lebendigkeit und empfiehlt sich neben seinem wissenschaftlichen Gehalt für die Erd- und Landkunde wie für die Naturkunde, einem grösseren Publikum, das belehrende und zugleich anziehende Lectüre sucht.

Die beigegebenen Abbildungen, so wie die zahlreich eingetragten Holzschnitte bringen Bilder der afrikanischen Thier- und Pflanzenwelt, so wie einzelne Darstellungen von interessanten Gegenständen oder Scenen des afrikanischen Völkerlebens, sie sind wohl angeordnet; eine nothwendige Zugabe bilden die beiden äusserst gut und sorgfältig ausgeführten Karten, welche den ganzen, von dem Verfasser durchwanderten Theil des südlichen Afrika's mit aller Detail darstellen.

---

*Das Pflanzenreich. Anleitung zur Kenntniss desselben nach dem natürlichen System, unter Hinweisung auf das Linné'sche System von Dr. Fr. Wimmer, Direktor des Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau. Neue Bearbeitung mit 560 Abbildungen. Breslau, Verlag von F. Hirt. 1858.*  
(Ergänzungsband zu Samuel Schilling's Grundriss der Naturgeschichte.)

Die erste Auflage dieses jetzt zum zweiten Male erscheinenden Lehrbuches der Botanik erfolgte im Jahre 1853 und hat mit Recht als Leitfaden beim Unterricht in Schulen und anderweitigen Lehranstalten die freundlichste Aufnahme gefunden. Die sehr reichhaltigen Illustrationen, welche den Nutzen dieses Buches wohl wesentlich erhöhen haben, sind in dieser neuen Auflage noch ansehnlich vermehrt: die meisten derselben sind gewiss zweckentsprechend, einige z. B. die von *Fagus sylvatica*, *Helleborus niger*, *Mellilotus alba* etwas mangelhaft. Obwohl der allgemeine Theil der Botanik nur kurz gegeben werden sollte, so wäre hier und da etwas mehr Ausführlichkeit für Lehrer und Schüler wohl erwünscht gewesen. So ist z. B. die

Capitel über Wurzel gar zu dürftig ausgefallen, dieser Pflanzentheil überhaupt kaum hinreichend definirt, die Blattlosigkeit derselben nicht einmal hervorgehoben, und dem Leser das Verhältniss der Wurzel zu den Bildungen der Niederblattstengeln nicht deutlich gemacht. Während die Capitel über Blüthenstände und Fruchtbildung anziehend und ausreichend besprochen werden, vermisst man eine hinlänglich klare Auseinandersetzung der verschiedenen Fruchtarten, wie dem z. B. die Hülse von der Schote nicht deutlich unterschieden wird, und S. 179 die falsche Angabe zu lesen ist, dass die Hülse aus zwei Fruchtblättern bestehe.

Da für den allgemeinen Theil nur der Raum von Seite 1—27 verwendet werden konnte, so wird aus der Anatomie und Physiologie der Pflanzen nur das Wesentlichste erwartet werden können. Recht ansprechend hat der Verf. die nicht ganz leichte Aufgabe gelöst, das natürliche Pflanzensystem in Form eines Leitfadens zu erläutern. Mit vieler Umsicht ist die Schilderung der natürlichen Familien gegeben, und obwohl auch hier nur das Wichtigste hervorgehoben werden konnte, so ist die Auswahl des Gebotenen, besonders mit Berücksichtigung des praktischen Lebens durchaus zu billigen. Pflanzen, deren Produkte in unseren Zeiten allgemeinere Anwendung finden, wird man daher nur selten vermissen, wie z. B. *Menandra Gutta* bei den Sapetaceen. Einige kleine Irrthümer oder Mängel finden vielleicht bei der folgenden Auflage Berücksichtigung, weshalb sie hier bemerkt werden mögen. So ist z. B. das Todesjahr Linné's unrichtig angegeben. (L. ist bekanntlich 1778 gestorben). Bei Erwähnung der *Cocospalme* hätte wohl über die Natur der sog. Milch etwas Näheres angegeben werden können, denn nach der gegebenen Darstellung wird mancher Leser diese Substanz mit dem im Pflanzenreiche verbreiteten Milchsaff verwechseln. — Dass die sämtlichen Gewächse der Angiospermia der vierzehnten Linné'schen Klasse in die Familie der Scrophularineen gehören, kann allerdings nicht behauptet werden. Bei der Schilderung dieser letzteren Familie finden sich überhaupt einige Ungenauigkeiten. — Bei den Cruciferen werden die Blüthenstände als Aehren bezeichnet, eine Form der Blüthenstellung, welche bei dieser Familie eben nicht vorkommen pflegt. — Bei den Tiliaceen ist irrtümlich *Corchorus japonicus* aufgeführt, der schöne Zierstrauch aus Japan, welcher zu den Rosaceen gehört und jetzt gewöhnlich als *Kerria japonica* Dec. in den Gärten anzutreffen ist. — Das Vaterland von *Aesculus Hippocastanum* ist nicht Nordamerika, sondern Persien. — Nach der Darstellung der natürlichen Familien, von welchen die grösseren in Deutschland zahlreich vertretenen etwas ausführlicher abgehandelt sind, folgt ein kurzer, aber recht lesenswerther Abschnitt über Geschichte und Geographie der Pflanzen. Die Habitusbilder der deutschen Waldbäume, sowie die pflanzengeographischen Illustrationen sind grösstentheils recht anschauliche Copien aus dem kürzlich in der obengenannten Verlagsbandlung erschienenen Atlas des Pflanzenreiches.

*Die Familie der Coniferen. Eine systematisch geordnete Darstellung und Beschreibung aller zum Geschlechte der Tannen und Nadelhölzer gehörigen Gewächse, nebst praktischen Anleitungen zu ihrer Vermehrung, Cultur und Verwendung. Nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen bearbeitet von Albert Courtin. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1851.*

Bei der Vorliebe, welche die Familie der Coniferen neuerdings besonders auch in den deutschen Gärten gefunden hat, bei der reichen Auswahl dieser schönen Pflanzen, welche die Cataloge der Handelsgärtner nachweisen, ist es nur zu billigen, wenn der Verf. durch Mittheilung eigener Erfahrungen die Verbreitung dieser Nadelhölzer zu fördern gesucht hat. Von den zahlreichen Arten derselben, die Acclimatisation bekanntlich gegenwärtig vielfach versucht wird, liegen unstreitig manche wohl geeignet sein, dereinst eine allgemeine Cultur und Verwendung zu finden! Der Verfasser hat seine Schrift zunächst für Gärtner und Gartenfreunde bestimmt und dem entsprechend eingerichtet. Aus diesem Grunde wird man es mit einzelnen botanischen Ungenauigkeiten, namentlich in den terminologischen Bezeichnungen nicht so genau nehmen dürfen. Von Seite 1—48 wird eine allgemeine Anleitung zur Erziehung und Behandlung der Coniferen gegeben, welche in den betreffenden Kreisen gewiss gern theils gern gelesen wird. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen, welche über die Keimfähigkeitsdauer der Samen gegeben werden. Die nicht ganz einfache Culturmethode der Nadelhölzer und besonders die in neuerer Zeit in Anwendung gebrachten Vöedlungsarten werden ausführlich und gründlich erörtert. Die Erfahrung, dass auf *Pinus Strobis* nur eine geringere Zahl der besten Arten gedeihen, wird auch von dem Verf. bestätigt. Von Wichtigkeit würde es indessen gewesen sein, ausführlichere Bemerkungen über die mitunter schwierige Behandlung der ausländischen Nadelhölzer während der winterlichen Jahreszeit zu finden, ein Gegenstand, der für die Leser dieser Schrift ganz gewiss erwünscht gewesen wäre. Die systematische Aufzählung der einheimischen und in Europa eingeführten exotischen Coniferen macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Durch genauere Beschreibungen würde der Verf. sein Werk allerdings nützlicher gemacht haben, denn in der vorliegenden Form dürfte die Unterscheidung der meisten aufgeführten Arten nicht möglich sein. Es scheint aber, als wenn überhaupt nur ein karg gehaltenes Verzeichniss gegeben werden sollte, und insofern ist es anzuerkennen, dass die Synonyma möglichst genau gegeben, und in den meisten Fällen die Jahre der Einführung in Europa beigegeben wurden. Da sich ausserdem noch manche interessante Notizen angeben finden, so ist wohl anzunehmen, dass diejenigen, welche sich für die Cultur der Nadelhölzer interessiren, auch aus dem speciellen Theil, welcher von S. 49—160 abgehandelt wird, manche Belehrung schöpfen werden! — Die äussere Ausstattung des auch hinsichtlich der Correctur mit Sorgfalt behandelten Buches lässt nichts zu wünschen übrig.

# LEHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Literaturberichte aus Italien.

(Fortsetzung.)

Wie so viele Städte Italiens, so hat auch die alte Stadt Vercelli einen eigenen Geschichtschreiber gefunden, welcher aus Urkunden und Chroniken den Zeitraum des Mittelalters behandelt hat, welcher auch für die Bedeutung des heiligen, römisch-deutschen Reiches so wichtig ist, nämlich die Zeit der Wirksamkeit des Kaisers Friedrich II.

Das Werk erscheint unter folgendem Titel:

*Comune di Vercelli nel medio evo, studi storici di Vittorio Mondelli. Vercelli. 1857. Tip. Guglielmoni. 8. S. 338.*

Der bis jetzt erschienene erste Band fängt mit dem Jahr 1200 an und bis zum Jahr 1254. Vorausgeschickt ist die Beschreibung der damaligen Verwaltung des städtischen Gemeindewesens. Der Verfasser ist ebenfalls der Meinung, dass bei den italienischen Städten die Selbst-Verwaltung nie aufgehört hat. Die nordischen Eroberer verwalteten nicht, sondern begnügten sich mit der allgemeinen Unterwerfung. Selbst die Carolinger überliessen die Verwaltung und sogar die Wahl der Bischöfe den Städten, und Kaiser Lothar I., dass an die Stelle schlechter Schöffen cum totius populi consensu angewählt wurden. Auch noch als Kaiser Otto III. im Jahr 999 den Bischof von Vercelli zum Grafen der Provinz ernannt hatte, weil er von dem mächtigen Geistlichen weniger zu fürchten hatte, als von seinen sogenannten Leuten, die sich vom Kaiser unabhängig zu machen wussten, blieb die Selbstverwaltung bestehen, die aber bald in die Hände der selbststüchtigen Optimaten überging. Deren Körperschaft hiess Excelenza, doch schon 1169 wurde ihnen eine volksthümliche Körperschaft entgegengesetzt. Schon frühe hatte Vercelli seine Statuten, denn bereits im Jahre 1187 ist von einem Buch die Rede, auf welches die Consuln schwören mussten, darnach die Verwaltung zu führen. Schon im Jahre 1202 ist in einem Vertrage der Stadt mit den Herren von Robbio der Name Statut gebraucht; in einer Urkunde von 1214 steht es: sub eisdem poenis ordinatis in statuto Communis. Die benachbarten Herren hatten sich unterdessen beinahe ganz von der kaiserlichen Herrschaft gelöst und so führte auch der Markgraf von Montferrat gegen Vercelli zu Anfang des 13. Jahrhunderts Krieg, wie die Herren von Masseraro, Saluzzo, Caretto, Biandrate u. a. m. unter sich und gegen die Städte. Vercelli band sich zum Schutze mit Mailand und Ivrea, stets salvo domino imperatore. Die tapferen Bürger blieben dem Kaiser treu und besiegten die unbändigen Feudalherren, so dass die Herren von Robbio sich zuerst unterwarfen, die Bürger von Vercelli werden mussten; andere benachbarte Schlösser kauften sich Bürger an sich. Diese luden den Kaiser Otto 1210 ein, welcher auch nach dem 11. Jahrg. 11. Heft.

Vercelli kam, sie in ihrem Streite mit dem Markgrafen von Montferrat unterstützte und von hier aus die Privilegien der Stadt Bologna bestätigte. Vercelli konnte schon 1207 auch die unruhigen Grafen von Biandrate zwingen, in die Stadt zu ziehen. Leider wurde Vercelli in den Streit des Kaisers Friedrich mit dem Papste verwickelt; auch hier traten die Guelfen gegen die Ghibellinen auf. Dies Werk verspricht in seinem weiteren Fortgange sehr bedeutend für die Geschichte jener Zeit zu werden, da der zweite Band die Verwaltung, Gesetzgebung, Unterricht, Kirche u. s. w. enthalten soll.

*Degli scritti di Emanuele Filiberto, Duca di Savoia, Cenni di Ercole Ricotti. Torino. 1857. Stamperia reale. 4. S. 97.*

Das königliche Archiv zu Turin besitzt den literarischen Nachlass des Herzogs Emanuel Philibert, des eigentlichen Begründers der Macht des sardinischen Königshauses; der Präsident der Commission zur Herausgabe der Geschichts-Quellen dieses Staates, der gelehrte Graf Sclopis, hatte in dem Archiv Storico zu Florenz auf diesen Schatz aufmerksam gemacht, worüber jetzt ein verdienstvolle Geschichts-Forscher, Ricotti, Professor an der Universität Turin, die vorliegende Schrift herausgegeben hat. Emanuel-Philibert war noch als Erbprinz während der Regierung seines Vaters, des Herzog Carl von Savoien, im Dienste des Kaisers Carl V. und befehligte bei der Schlacht von Mülberg die Reserve. In Flandern war er spanischer General-Gouverneur, und ihm verdankt man die Siege über die Franzosen, welche zum Frieden von Catteau Cambresis herbeiführten.

Man sieht hieraus, wie wichtig für die Geschichte die Schriften der Fürsten sind, der auf die Gestaltung derselben von Einfluss war. Dass der Fürst zugleich Zeit hatte, viel in italienischer, französischer, spanischer und lateinischer Sprache zu schreiben, beweist, dass man in dem sardinischen Hause verstand, neben dem Degen auch die Feder zu führen, wie so viele Mitglieder dieser Familie gezeigt haben.

Dieser literarische Nachlass besteht aus Concepten der Briefe, die der Fürst selbst oder seine Minister schrieben, aus Originalbriefen selbst, und aus seinen Tagebüchern, besonders aus den Feldzügen in Flandern. Hier befindet sich unter anderen die Nachricht von der Abdankung des Kaisers Carl V. mit der Bemerkung, dass sie viele Thränen gekostet hat. Unter den Briefen befinden sich viele an seinen Vater, an den Herzog Alba und an den Kaiser.

Der gelehrte Verfasser dieser Schrift hat 47 von diesen Urkunden zum ersten Male abdrucken lassen, von denen die erste vom Jahr 1545, die letzte vom Jahr 1579 ist. Da sich unter den Briefen Emanuel-Philiberts viele aus Deutschland, aus Worms, Regensburg etc. befinden, werden auch unsere Geschichtsforscher dem Herrn Ricotti für die hier mitgetheilten Nachrichten dankbar sein.

*Istorie Fiorentine dall'anno 1527 all'1555. da Bernardo Segni, publicate da G. G. G. G. G. Firenze. 1857. Tip. Berbera. 8. S. XX und 605.*

Dieser Abschnitt der Geschichte von Florenz fällt in die Zeit, wo Cosimo VII. seine weltliche Herrschaft zum Nachtheil des römisch-deutschen Kaisers noch weiter ausdehnen wollte und mit seinen Verbündeten den Krieg

von dem Kaiser Carl V. anfang, welcher aber Rom eroberte und den Papst gefangen nahm, statt wie Heinrich V. zu Canossa den Papst kniend um Gnade zu bitten. Florenz, von dem Neffen des Papstes aus dem Hause Medici besucht, benutzte dies, um sich zu befreien und stellte die alte Unabhängigkeit her, nach welcher es unmittelbar unter dem Kaiser und Reich stand, die grosse Gräfin Mathilde von Thussien ihren Verwaltungsbezirk, kaiserliche Eigenthum, zum grössten Theile dem Papste schenkte. Die Stadt Florenz selbst war unmittelbar unter dem Kaiser geblieben, bis sie sich den Mediceern anheimgegeben war. Unterdeß hatten die Päpste sich Frankreich gegen Deutschland verbunden; die Florentiner waren auch so an dieses letztere gewöhnt, dass sie, statt wieder in kaiserlichen Dienst zu begeben, die Franzosen vorzogen; dies hatte die Folge, dass Befreiungs-Versuche von Strozzi und seiner Gemahlin Clara Medici scheiterten, obwohl Nicolo Capponi als tüchtiger Gonfaloniere der Stadt gewählt worden war. Der allchristlichste König verband sich mit den Türken gegen den allkatholischen König, und nachdem beide sich wieder vertrugen, fiel Florenz wieder den Mediceern anheim. Diese Unglückszeit hat Bernardo Giolli, ein Neffe des obengenannten Capponi beschrieben, doch seine Handschrift kam, nach Foscato, eigentlich erst nach 200 Jahren an das Tageslicht, und wegen der darin enthaltenen Wahrheiten wurde sie sehr geheim gehalten. Endlich erschien ein verstümmelter Abdruck zu Augsburg 1723 in Fol. Herz und Maier; es wurde aber diese Ausgabe von der Sacra Congregation auf den Index gesetzt, donec corrigatur, und so erschienen neue Auflagen zu Palermo 1778, zu Mailand 1805, zu Livorno 1830 und zu Florenz 1845. Endlich hat der Herausgeber, Herr Gargani, eine vollständige Handschrift von Scipio Ammirato gefunden und sie hier vollständig abdrucken lassen, wobei die früher weggelassenen Stellen mit Sternchen bezeichnet sind.

*Giorno intorno alle mufte nella aque termali di Valdieri con tavole illustrate del Dott. Garelli. Torino. 1857. Tip. Biancardi. 8.*

Die warmen Quellen zu Valdieri in einem reizenden Thale der Mergen im Piemontesischen, mit der Eisenbahn von Turin nach Cuneo leicht fastentheils in ein paar Stunden zu erreichen, sind von dem sehr geachteten Arzte Garelli schon früher beschrieben worden. Jetzt hat derselbe dem diesen Quellen eigenthümlichen Bade-Moos oder eigentlich Schimmel diese Monographie gewidmet und sie mit sehr genauen mikroskopischen Abbildungen versehen. Der Verfasser geniesst auch ausserdem durch andere medicinische Schriften einen nicht unbedeutenden Ruf.

*Antei tempi, memorie di Angelo Brofferio. Torino. 1857. Tip. Botta. 8. II. Vol.*

Hier tritt einer der bedeutendsten Parlaments-Bedner des Königreichs Sardinien mit seinen Denkwürdigkeiten auf, die ein ziemliches Publikum haben.

*La Protologia di Vincenzo Gioberti, pubblicata per cura di Giuseppe Massari. Torino. 1857. Tip. Botta. 8. Vol. I. S. 704. Vol. II. 750 S.*

Dies Werk gehört zu den hinterlassenen Arbeiten Gioberti's, der für den ersten Philosophen Italiens der Jetztzeit gehalten wird. Der Herausgeber eifert



besonders in der Vorrede gegen Hegel und sagt, dass die Philosophie Gioberti die umfassendste, die älteste ist, eine wahre Eklectik der italienischen, nordeuropäischen und europäischen Traditionen, und dabei die neueste, indem sie das Alte mit dem Neuen in Einklang zu bringen weiss; dabei ist sie die religiöseste, da sie dem religiösen Gemüth zusagt; zugleich aber auch die fröhlichste und die am meisten italienische, cosmopolitisch und katholisch, zugleich auch encyclopädisch. Gioberti nennt seine Protologie die erste Wissenschaft, er beweist, dass diese nicht in der Physik, nicht in der Mathematik, nicht in der Psychologie, nicht in der Cosmologie, Metaphysik, Logik, Moral und Aesthetik besteht, sondern in der Erkenntniss Gottes. Dies ist die wahre Protologie, welche Gott als das Wesen ansieht, das Alles erschaffen hat. Darum theilt seine Protologie ein in Gott, das Wort und die Welt. Das Wort, der Logos, kann an sich selbst oder in Verbindung mit Gott und der Welt angewandt werden; daher die 3 Theile der Protologie: die Theologie, die Logik und die Cosmologie. Diese 3 enthalten Alles, denn die Cosmologie enthält auch die Psychologie. Der Logos ist die Schöpfung, in ihr vereinigt sich Gott und die Welt. Wir glauben, dass diese kurze Uebersicht hinreichen wird, etwa von dem Durchlesen dieser 2 starken Bände abzuhalten, oder dazu anzuregen. Neben Gioberti werden Rosmini, Graf Mamiani und Baron Odoardo Rossi für die bedeutendsten Philosophen Italiens und der Jetztzeit gehalten.

*Della Riforma del Canone Gabellario, pensieri del conte V. Ferrero-Ponziglione.* Torino. 1857. 8. Tip. 1857.

Wir erwähnen dieser Abhandlung eines Deputirten zu dem Parlament in Turin, um auf den Unterschied zwischen den dortigen und anderen Kammer-Verhandlungen aufmerksam zu machen. Wenn wir in London einen vornehmen Lord oder einen gründlichen Rechtsgelahrten nicht selten Stellen von Classikern in den Parlaments-Verhandlungen anführen hören, finden wir ebenfalls in der Erörterung über einen Gesetzes-Vorschlag eine ähnliche geistliche Bildung. Der Gegenstand betrifft die Abänderung der indirecten Verbrauchs-Steuern in den Städten. Der Abgeordnete, Graf Ponziglione, behauptet durch die treffliche lateinische Lebens-Geschichte des Markgrafen Saluzzo und andere, besonders den öffentlichen Unterricht betreffende Schriften, hat bewiesen, dass diese Verbrauchs-Steuern in keinem Verhältniss zu dem Vermögen der Steuerpflichtigen ständen, dabei aber in den Anmerkungen seltene geschichtliche Nachrichten über diese Abgaben mitgetheilt. Die Abgaben kannten sie unter dem Namen Vectigalia et Telonium, und so alt diese Abgaben waren, so alt sind auch die Klagen darüber. Der Verfasser führt Salvian eine Stelle an, wonach er es rühmt, dass die Gothen, Vandalen, Franken und andere Barbaren solche Abgaben nicht kannten, und die Gothen sogar so weit gingen, dass sie die unter ihnen lebenden Römer ebenfalls von diesen Abgaben befreiten. Ausserdem sind hier merkwürdige Vergleiche zwischen dem Luxus der Vor- und Jetztzeit angestellt.

In Italien ist Alles von einem älteren Datum; auch die Genealogie reicht dort mehr höher hinauf; wir sind novi homines dagegen, ausser wenn wir in

vorurkundliche Zeit der Sagen uns versteigen. Dies zeigt auch die eben erschienene Geschichte des Hauses Savoyen:

*La dei duchi di Savoia, del conte Pompeo Litta. Milano. 1858. Parte I. Presso Meiners.*

Diese urkundliche Geschichte des savoischen Hauses ist eigentlich nur ein Zug aus dem grossen Geschichts-Werke: Famiglie celebri Italiane, welchem leider vor ein paar Jahren verstorbene Graf Litta einen Theil seines der Wissenschaft gewidmeten Lebens geopfert hat. Die Geschichte der berühmten Häusern Italiens zeigt, dass dort ein ganz anderer Adel lebte, als da, wo der Stammbaum der meisten Grafen und Baronen nichts enthält, als wo er ward, wem, lebte, nahm ein Weib und starb. Der gelehrte Minister Cibrario hat die Geschichte dieses Königshauses noch genauere Forschungen ange stellt, aber das vorliegende Werk enthält sehr schätzbare Kunst-Beilagen, Denkmälern und anderen dieses Haus betreffenden Abbildungen.

Eine andere dergleichen Familie-Geschichte ist die des alten Hauses der Corsini aus Rom und Florenz:

*Biografia e storia della Familia Corsini descritta da Luigi Passerini. Firenze. 1855. S. 220.*

Auch diese Fürstenfamilie stammt aus der Zeit von Kaiser Friedrich II. von Sicilien, und zeichnete sich durch Theilnahme an dem öffentlichen Leben in dem Florentiner Freistaate aus; in den damaligen Kämpfen mussten sie tapfer sein, unter den Corsini aber zeigte sich früh auch der wissenschaftliche Sinn. Tomaso Corsini half 1348 die Universität zu Florenz gründen, sein Sohn Filippo war ausgezeichnet als Diplomat, und ein anderer Corsini, der 1373 als Bischof von Fiesole starb, ward sogar in der Folge zum Papste erhoben. Ein Pietro Corsini ward Cardinal, als die französische Hierarchie das wieder gut zu machen suchte, was die Unterthänigkeit der deutschen Kaiser gegen den Papst verdorben hatte, indem sie den Papst nach Avignon zog. Unter den Mediceern zogen die Corsini zum Theil nach Florenz und gründeten dort den herrlichen Pallast unter dem Janiculum mit der berühmten Bibliothek und bekleideten in Rom wie in Florenz fortwährend hohe Staats-Aemter. In Italien ist der Adel gewöhnlich kein leerer Name; die meisten Fürsten- und Herzogs-Titel werden nur von dem wirklichen Träger des Fürstenthums oder Herzogthums geführt, die andern Söhne führen den Familien-Namen; so heissen z. B. die Kinder des Fürsten Capranica, Capranica u. s. w. Auf diese Weise wird ein hoher Titel nicht durch mangelnde Mittel lächerlich. Ausserdem hat der italienische Adel den Vorzug, dass er in der Wahl der Gemahlinnen nicht auf eine leere Reihe von oft armen Ahnen beschränkt ist. Der Fürst, welcher seinem Hause durch Reichtum neuen Glanz erwerben will, kann ohne Bedenken jede Tochter eines reichen Kaufmanns heirathen, die er seiner Bildung angemessen findet, da es die weiblichen Ahnen nicht ankommt.

*Memorie intorno alla rocca di Fontanellata ed alle pitture, che vi fece Francesco Mazzola, detto il Parmeggianino. Parma. 1857. Tip. Gracchi. 4. 1. 2. Abbildungen.*

Diese mit grosser Sorgfalt bearbeitete Beschreibung eines alten Schlosses, welches einige Stunden von Parma entfernt liegt, ist sehr alten unbekannter Ursprungs und wurde zu Anfange des 15. Jahrh. den Grafen Sanvitale von Visconti's geschenkt und heisst seitdem auch Rocca Sanvitale. Diese alte Familie, die in früheren Jahrhunderten mit den Pallavicini und anderen Feudal-Herrn in Parma geherrscht hatten, verpflanzten hierher den Sitz der Künste und Wissenschaften. Der berühmte Maler Franz Mazzola, genannt Parmeggianino malte hier ein Deckengemälde, die Verwandlung Actaeons in einen Farnstein vorstellend. Dies hat dem Verfasser Veranlassung gegeben, ausser der Geschichte dieses Schlosses, die dieses Malers und seiner Werke und besonders die Beschreibung dieses schönen Decken-Gemäldes zu geben, von welcher eine Abbildung, so wie von dem Schlosse selbst und das Bild des Malers beigelegt sind. Ein Nachfolger dieses Kunstfreundes stiftete in diesem Schlosse eine Akademie der Wissenschaften und so sind aus dem das Schloss umgebenden kleinen Städtchen Fontanellata mehrere bedeutende Männer hervorgegangen, so wie ein paar Cardinale dieser Familie angehörten. Auch der gegenwärtige Besitzer ist ein Mann der Wissenschaft, der Graf Ludwig Sanvitale der Verfasser dieses Werkes selbst, der auch schon früher über öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalten geschrieben hat; denn er ist bei allen dergleichen Anstalten theilhaftig, da das Gemeinde-Wesen in Italien einer solchen Anarchie geniesst, dass sich gern die Vornehmsten mit den Angelegenheiten der Mitbürger beschäftigen. Die Gemahlin dieses Ehren-Mannes ist die Gräfin Montenuovo, eine Dame, die in jeder Beziehung hohe Achtung verdient und auch allgemein geniesst.

*Delle ammaestramenti di letteratura di Ferdinando Ranalli. Firenze. 1857. Le Monnier. 8. III. Vol. von 400—600 S.*

Dies grössere Werk hat den fleissigen Ranalli zu Florenz zum Verfasser, dem wir die Lebensbeschreibung der berühmten Römer seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft verdanken; ferner die Bilder-Gallerie zu Florenz, die Geschichte der Malerei in Italien seit der Wiederherstellung der Künste, die Geschichte dessen, was in Italien seit der Thronbesteigung von Pius IX. geschehen u. a. m. Das vorliegende Werk hat nach der Einleitung den Zweck, Unterricht zu ertheilen, gut zu sprechen und zu schreiben. Der Verfasser erklärt für das beste Mittel dazu, gute Schriftsteller zu lesen, daher gibt er zu den betreffenden Abschnitten die erforderlichen Beispiele, besonders mit Rücksicht darauf, seine Muttersprache gut zu verstehen und eifert gegen den Missbrauch fremder Worte. Glücklicherweise ist in Italien unsere aristokratisch-diplomatische Sprache nicht bekannt, sonst würde der Verfasser Gelegenheit gehabt haben, sich darüber sehr lustig zu machen. Diese Sprache der Société comme il faut, in welcher auch unsere Gelehrten mit ihrer Idealität der Redensart der Carnität und Cupidität das Ihrige gethan haben, ist glücklicherweise

Italien weniger gewöhnlich. Der Verfasser geht von der natürlichen zur flüchtigen und zierlichen Schreibart über, spricht dann von der Nachahmung der römischen, dem Erhabenen, der überzeugenden und überredenden Schreibart, geht dann zur erzählenden, dichterischen und prosaischen Schreibart über.

An schönen Worten fehlt es nicht in folgendem Werke:

*Discorsi civili, discorsi da Luccano Scarabelli. Zano. 1857. Tip. Zano. 8. S. 333.*

Diese Reden betreffen die Dankbarkeit, Unschuld, Wohlthätigkeit, Nachsicht, das Mitleiden u. s. w.

Ein guter Leitfaden für das Verwaltungs-Recht ist von dem Professor Rossi unter folgendem Titel herausgegeben worden:

*Lezioni al corso di diritto amministrativo nella R. Università di Parma. Parma. 8. Tip. Reale. S. 222.*

Der Verfasser gibt auch die Entscheidungen des obersten Gerichtshofes von Parma heraus.

*Moneta di Barnabo Visconti, pubblicata da Bernardo Palastrelli. Piacenza. 1856. Tip. del Najo. 8.*

Diese Monographie über eine bisher unbekannte Münze eines der Visconti hat den Besitzer einer seltenen Münz-Sammlung zum Verfasser, nämlich den Grafen Palastrelli, der einer der reichen Privatleute ist, die in Italien für die Wissenschaften leben. Seine Sammlung hat den besonderen Zweck, alle in Piacenza geprägten Münzen der Zeitfolge nach zusammenzustellen, dies ist ihm so gelungen, dass ihm nur eine einzige fehlt. Ohnerachtet Piacenza, wie die meisten oberitaliänischen Städte sich selbst unabhängig verwalteten, so kannten sie doch die Oberherrschaft des Kaisers dergestalt an, dass ihre Münzen meist als kaiserliche erschienen, bis auch in Piacenza die Landi, Visconti und andere Feudal-Herren sich der Gewalt bemächtigten, wodurch diese Stadt mit Parma dem heiligen Stuhle anheimfiel, dem gefährlichsten Feinde der päpstlichen Monarchie. Doch trat bald Paul III. Farnese dies Fürstenthum seinem natürlichen Sohne ab, der die Dynastie Farnese fortsetzte, bis die letzte Tochter den König Philipp von Spanien heirathete. Seit dem hier die spanischen Bourbonen herrschten, hörten die Münzen in Piacenza auf. Der genannte Graf Palastrelli ist eben mit einem Werke in 6 Bänden über die Münzen von Piacenza's beschäftigt, und macht sich besonders um die hiesigen Facultätsstudien verdient, deren Vorsteher er ist, auch hat er verstanden für dieselben neue Kräfte zu gewinnen. Dazu gehört der Professor Strobel, welchen auch die Leopoldo-Carolinische Akademie der Naturforscher zu Breslau zu ihrem Mitgliede ernannt hat. Dieser ausgezeichnete Gelehrte hat vor Kurzem herausgegeben: *Essai d'une distribution des mollusques terrestres dans la Lombardie* von Pellegino Strobel. Turin 1857. 4. Auch hat er eine Monographie der Wälder von Pavia in italiänischer Sprache bekannt gemacht, ein Gegenstand, der an unseren Feind Italiens, Nikolai, erinnert; so wie an eine Monographie über die Blattläuse von dem Professor der Botanik Dr. Passerini zu Parma.

*Almanaco Etrusco, Cronologico mercantile, per anno 1858. anno terz. Parma 1858. 8. Tip. Mariani.*

Nach dem Titel sollte man vermuthen, hier lediglich Nachrichten der Toscana zu finden, allein dies Jahrbuch kann mit dem Almanach von Genua verglichen werden, nur dass es sich hauptsächlich mit Italien befasst. Es finden sich hier schätzbare statistische Nachrichten zusammengestellt, so dass man dem Herausgeber dafür dankbar sein muss. Von dem  $\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner zählenden Herzogthum Parma ist es auffallend, dass beinahe die Hälfte derselben nicht lesen und schreiben lernen; obwohl es an Geistlichen nicht fehlt, die mitunter sehr gut besoldet sind. Es scheint, als wenn sie mehr in ihre Wirksamkeit suchen, gegen, als für den Unterricht zu wirken. Gegen ist es erfreulich, dass das Eigenthum hier sehr getheilt ist, und unter den 31,000 kleinen Eigenthümern auch sehr viele zugleich als Tagelöhner arbeiten, so findet doch nicht die Verarmung statt, wie in Sicilien, wo die grossen Güter von kleinen Pächtern in den kleinsten Parzellen bebaut werden, die nie Eigenthum erwerben können. Den Schluss dieses Jahrbuchs macht ebenfalls eine chronologische Nachricht von den Ereignissen des letzten Jahres.

*Lettere inedite di Paulo Segnevi al Granduca Cosimo III. Firenze. 1857. Tip. Le Monnier. pag. LXI u. 323. 8.*

Silvio Giannini hat diese 333 Briefe aus den Urschriften dieses berühmten Jesuiten und Kanzel-Redners herausgegeben, die von 1679 bis 1694 an den Grossherzog Cosmus III. gerichtet sind, und für die Geschichte nicht unwichtig sind, obwohl er auch über die von ihm geschlichteten Privat-Streitigkeiten genau Buch und Rechnung geführt hat.

*Della Italia dalli origini fino ai nostri giorni, compendio-storico-geografico adattato ai Giovinezzetti Italiani, per L. Zini. Torino. 1857. Tip. della società tipografica. III. Voll.*

Diese Jugendschrift zeigt, welchen Fortschritt der öffentliche Geist in Italien gemacht hat, der Verfasser sagt hier in italiänischer Sprache, was vor 10 Jahren unmöglich gewesen wäre. Besonders ist die Geschichte der Gegenwart mit grosser Freimüthigkeit geschrieben, und dies Buch sehr wohl im Stande, in der italiänischen Jugend ein Vaterlands-Gefühl zu wecken, das einige Zeit zu schlummern geschienen hatte. Auffallend ist es, dass auf der Karte der Gegenwart Lucca zu Modena abgetheilt ist; doch kann dies vielleicht nur in dem vorliegenden Exemplare durch einen Fehler der Illustration geschehen sein. Die Karte des Mittelalters enthält ohnerachtet ihrer Kleinheit viel Gutes.

*Sull eccessivo déboscamento e danni che potrebbe derivarne, di V. Fusina. Pisa 1857. Tip. Tusi. 8.*

Aquasissima sunt, quae umbrosissima, sagt schon Seneca; er hat Recht, wo die schattigsten Thäler sind, findet sich auch die meiste Feuchtigkeit. Der Verfasser, ein ehemaliger Schiffs-Capitän, aber dabei, wie auch in andern

Ländern häufig vorkommt, ein gebildeter Mann, hat hier nicht die gewöhnlichen Jeremiaden über die Verwüstung der Waldungen wiederholt, sondern sehr schätzbare statistische Nachrichten über den Verbrauch des Holzes mitgetheilt. Die wenigsten Waldungen finden sich in England und dennoch fehlt es dort nicht an Wohnungen und Feuerungs-Material. In Preussen ist noch der fünfte Theil mit Wald bewachsen; in dem Fürstenthum Schwarzburg noch mehr. Der Verfasser weist nach, wie in Frankreich seit 15 Jahren 600 Millionen Bäume verbraucht wurden, zur Erwärmung, zum Bau, zur Verkohlung zu den verschiedenen Eisenwerken, zu den Schwellen der Eisenbahnen, zum Schiffbau u. s. w. Mit besonderem Fleisse sind alle die verschiedenen Verbrauchs-Arten seit 15 Jahren zusammengestellt. Es ergibt sich daraus unter anderem, dass Paris den 14. Theil des Feuerungs-Materials an Holz von ganz Frankreich verbraucht. Da diese Schrift mit besonderer Beziehung auf die Lombardei geschrieben ist, muss bemerkt werden, dass gerade hier sehr wohl verstanden wird, dem Mangel an Wäldern abzuhelpen. Die fruchtbaren Felder sind hier sämmtlich mit Reihen von Bäumen umgeben, welche so enge gepflanzt sind, dass sie lediglich in die Höhe wachsen, ohne vielen Schatten zu geben, dabei werden sie regelmässig abgeholtzt, so dass sie ein sehr ergiebiges Reisigholz geben. Da wo an diesen Pappeln sich der Weinstock in die Höhe rankt und malerisch mit den benachbarten Bäumen verbunden wird, da werden zugleich die Wein-Pfähle erspart.

Von der Geschichte der schönen Künste in Italien von Ranalli ist jetzt eine sehr vermehrte Ausgabe herausgekommen:

*Storia delle belle arti in Italia, di Ferd. Ranalli. Firenze. 1856. Tip. Torelli*  
8. I. Vol. p. 564. II. Vol. p. 545.

Besonders zu loben ist auch das Inhaltsverzeichniss, da man hier ausser den Namen der Künstler auch die verschiedenen Gegenstände, die verschiedenen Schulen und selbst die berühmtesten Gemälde leicht auffinden kann.

Ein sehr geschätztes Werk ist folgendes:

*Introduzione ai principii delle umane societa; dal Barone Vitto Ondes Reggio.*  
Genova. 1857. 8. p. 433. Tip. Lavagnino.

Der Verfasser, welcher nach Gioberti, Rosmini und Mamiani für einen der bedeutendsten Philosophen in Italien gehalten wird, ist ein Sicilianer, welcher mit Fr. Ferrara in Palermo die dortige treffliche statistische Zeitschrift herausgab (S. Neugebauer Sicilien 1848. II. Vol. 2. Auflage); während der dortigen Revolution wurde er als Abgeordneter zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt, und ist jetzt als Professor des Völker- und des constitutionellen Rechts bei der Universität zu Genua angestellt. Das vorliegende Werk bildet gewissermassen die Einleitung zu seinen Vorlesungen. Er leitet den ersten Grundsatz des Staats-Lebens von dem angeborenen Triebe her, möglichst glücklich zu sein, da das von ihm ebenfalls sehr hochgestellte Moral-Princip von Kant den meisten Menschen unbekannt ist. Ausserdem bekennt er sich zu der in Deutschland sogenannten Humboldt'schen Theorie (pag. 405), nach welcher der Beruf der Staats-Gewalt lediglich negativ und repressiv ist und sein

soll; da der Staat keine Idee verfolgt. Die Natur des Menschen führt ihn zur Familie, nicht zur Politik, welche nur dem Uebel zu steuern, nicht um selbst Gutes zu schaffen hat. Der Verfasser ist ganz Praktiker, daher er Socialism und Communism nicht fürchtet. Ueberhaupt ist der Italiener nicht für Utopien.

Der Aufstand der Hindus gegen die Engländer hat eine literarische Spekulation hervorgerufen, die sich vielleicht weit wird ausspannen lassen; die ist die:

*Storia delle Indie orientali, da tempi piu remote fino a giorni presenti, per Count Mini. Genova. 1858. Tip. E. Monni. 8.*

Die ersten bisher erschienenen 5 Hefte beschäftigen sich mit der Beschreibung von Asien im Allgemeinen und mit dem Verhältnisse zu Europa, besonders China und Ostindien, so dass dies Buch für die jetzigen Verhältnisse angemessene Zusammenstellungen enthält, ohne auf grossen literarischen Wert Ansprüche zu machen. Obgleich Genua vorzüglich Handelsstadt ist, so kommt doch hier ebenfalls ein reges literarisches Leben, man darf nur die städtische Bibliothek besuchen, wo ausser der Universitäts-Bibliothek täglich an 50 Lesende sich versammeln, die den verschiedensten Ständen angehören.

Zu den zahlreichen nichtpolitischen Zeitschriften, welche in Italien erscheinen, ist seit dem Anfange dieses Jahres ein literarisches Wochenblatt gekommen, das von H. Stefani in Turin auf eine recht verständige Weise redigirt wird, indem er sich dazu mit mehreren geachteten Literaten verbunden hat, und das unter folgendem Titel erscheint:

*Il mondo letterario, Giornale. Torino 1858. gr. fol. Tip. Botta. Wöchentlich.*

Die letzten vorliegenden Nummern werden hinreichen, eine Ansicht von der Ausführung des Planes des Herausgebers zu gewähren. Von dem berühmten Tomaseo ist hier eine sehr umfassende Beurtheilung der von dem Doctor Bastianello vor kurzem herausgegebenen Enciclopedia gastronomica, welches ein Universal-Lexicon aller Speisen und Getränke ist. Die Beurtheilung eines neuen Trauerspiels „Il Marchese d'Argyle von H. Maggio“ macht dem Verfasser den Vorwurf, dass die Wahl des Stoffes, wie im Allgemeinen ein Gegenstand aus der fremden Geschichte der neueren Zeit in Italien nicht gefällt, dass die Restauration von Carl II. von England und noch weniger der Markgraf d'Argyle Personen von eingreifender Wirkung wären. Abgesehen, dass der Verfasser der Geschichte nicht treu geblieben, habe er ein Verhältniss mit der Gemahlin des Argyle erfunden; wenn es einer solchen Frau bedürfte, so gab die damalige Hof-Geschichte Skandal genug in dem Verhältnisse Carls mit der Herzogin von Cleveland, die er an demselben Tage zu seiner Gunst-Dame erhob, an dem er durch die Bemühungen ihres Gemahls wieder in London einziehen konnte. Diese tüchtige Kritik ist von Giuseppe Valla. Die Lebensbeschreibung eines viel versprechenden Dichters, des Grafen I. Besenghi degli Ughi aus Istrien (Raccolta di prose e poesie di Besenghi degli Ughi) setzt dem zu früh in Triest Begrabenen ein würdiges Denkmal schon allein durch die Erwähnung, dass er ein Freund von solchen Männern war, wie Nicolo Tomaseo, Paravia und Carrer. Besonders beachtenswerth ist die Le-



Lebensgeschichte des Moldauer Demetrius Rollet, der einer der bedeutendsten Schriftsteller in der romanischen Sprache ist, von dem Ritter Vegezzi Ruscalla zu Turin. Der letztere ist einer der Gelehrten Italiens, welche die Wissenschaft zu ihrem Lebenszweck machen und nicht nothwendig haben, davon zu leben. Er hat sich besonders auf die neuern Sprachen gelegt, die hier weniger bekannt sind, z. B. die Magiarische, Slavische und Romain'sche Sprache. Hier gibt er Nachricht über den vielleicht bedeutendsten Schriftsteller in dieser letzten Sprache, besonders über seine Reise-Erinnerungen aus Bulgarien, Rumelien und Constantinopel. Rollet war als Bojar zum letzten Divan in Folge des Pariser Friedens gewählt worden, vorher aber Minister des öffentlichen Unterrichts. Ein treffliches Gedicht durch mehrere Nummern gehend von Piermartini feiert unseren Guttenberg. Ein besonderer Abschnitt, die Chronik genannt, gibt literarische und Kunst-Nachrichten, z. B. über die 12 Theater in Turin (ohne die kleinen Bühnen für Marionetten), über das Denkmal, welches die Stadt Saluzzo ihrem berühmten Mitbürger Silvio Pellico errichtet, über das Antiken-Museum zu Cagliari, welchem jetzt die reiche Sammlung sardinischer Münzen von dem Canonicus Ritter Spano einverleibt werden wird, zugleich mit 10,000 Nummern von Alterthümern, jener Insel (s. die Insel Sardinien von J. F. Neigebaur, Leipzig 1855. II. Aufl.). Ferner wird hier Nachricht gegeben über eine von dem Grafen v. Siracus, Bruder des Königs von Neapel, gefertigte marmorene Statue eines sterbenden Fechters, über eine Beschreibung von Sicilien, die Martillaro in 320 Lieferungen vorbereitet, ferner über die in Wien zu errichtenden Statuen von 4 Feldmarschällen und der Componisten Gluck, Hayden, Mozart und Beethoven, über den Ankauf der Bibliothek von Quatre-Mère für München, über die von Tomaso Gar versprochene Geschichte Tirols, über die Erklärung des zu Canofa 1851 gefundenen grossen Vasen-Bildes von unserem gelehrten Gerhard, über die deutschen Gelehrten, welche die wissenschaftliche Expedition mit der öster. Fregatte Novara ausmachen. Der Abschnitt Bibliographie gibt kurze Nachricht über neu erschienene italienische, französische, besonders englische und auch deutsche Werke. Den Beschluss machen humoristische Skizzen, die aber dem Ernst dieser Zeitschrift angemessen sind, es wird z. B. über verschiedene Hofnarren geschichtliche Nachricht gegeben.

*Fides. Fantasia di F. di Guerrazzi. Torino 1857. Tip. Guigoni. 8. S. 90.*

Dies ist ein höchst genial erzählter Traum des Astronomen, welcher den neuen Planeten Fides entdeckt hat. Ein Christ fällt in die Gefangenschaft eines Muselmanns, der so grosses Zutrauen in ihn setzt, dass er ihm seine Tochter anvertraut, um sie als seinen grössten Schatz zu bewahren. Er hält Wort, obwohl sich beide lieben. Eine Heirath wird von beiden für unmöglich gehalten, weil kein Theil seinem Glauben untreu werden will. Entlassen kehrt der Christ in die Heimath zurück; doch die Liebe zehrt an seinem Leben, er weiss, dass auch seine Geliebte sterben wird, der Gedanke, in jener Welt von ihr getrennt zu sein, lässt ihn den Entschluss fassen, Muhamedaner zu werden; auch seine Geliebte wird Christin, ehe sie stirbt. Nun findet er sie aber nicht in der Hölle, wo er sie sucht; sie ihn nicht im Himmel. Da macht die Allmacht eine Ausnahme, sie treffen als Irrsterne zusammen, und

verschmelzen in den neuen Planeten, den der Astronom bei seinem Erwachen entdeckt.

*I Realisti ed i Republican in Milano nel 1848. Tragedia del Luogotenente Luigi Poffa. Pignerolo. 1857. 8. Tip. Lobetti-Bodoni. S. 112.*

Dies Trauerspiel in 5 Akten enthält die Geschichte des Aufstandes in Mailand im Jahr 1848 und ist der Herzens-Erguss eines für sein Vaterland begeisterten jungen Dichters, den man sich in der Stimmung denken mag, wie sie in Deutschland im Jahr 1813 war; und von diesem Gesichtspunkte aus wird man hier nicht ungeschickt angelegte Verwicklungen der ganzen Handlung finden.

Auch Rom besitzt eine illustrierte Zeitung unter dem Titel:  
*L'album Roma, dall Cav. Giov. de Angelis. Piazza l'Carlo al Corso. Nr. 1. Anno XXV. Roma. 1858. 4.*

Hierin befinden sich Nachrichten über Kunst und Wissenschaft, Gedichte, Sonnette, Aufgaben für Schachspieler, Bilderräthsel u. s. w. Mitunter werden hier beachtenswerthe Nachrichten über neuaufgefundene antiquarische Gegenstände und deren Abbildungen gegeben.

In Turin hat eine der Kunst gewidmete Wochenschrift bereits ihr zweites Jahr unter folgendem Titel erreicht:

*Lettere ed Arti. Torino, sotto la direzione di G. F. Mattei. Tipografia Feltriniana. 1858. 4.*

Dieses Wochenblatt, das sich mit Musik, Theater, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst und Dichtkunst beschäftigt, hiess sonst „Le Arti“ und enthält unter gute Aufsätze, von dem wir eine Abhandlung über theoretische Kunst erwähnen.

Eine ähnliche Zeitschrift erscheint zu Turin unter dem Titel:

*Il Trovatore con illustrazioni di M. Marcello. Tip. Letteraria. 1858. 4.*

Die Woche zweimal, meist dem Theater gewidmet mit Caricaturen, wodurch es sich hauptsächlich schon 5 Jahre erhalten hat.

Ebenso oft erscheint das:

*Giornale delle arti e delle industrie. anno IV. Tip. Letteraria. 1858. in 4.*

Organ der Central-Gesellschaft für die Industrie des Königreichs Sardinien und der Königl. Ackerbau-Gesellschaft zu Turin. Hier werden ernstere Gegenstände behandelt, als in den beiden vorhergehenden leichten Blättern.

*La Teogonia di Esiodo, tradotta dal Greco da Riccardo Mitchell. Messina. 1857. Tip. Pastore. 8.*

Diese Uebersetzung des gelehrten Sicilianers Mitchell wird von Kennern sehr gelobt, und wir freuen uns aus Sicilien wieder etwas über philologische Studien erwähnen zu können.

Eine der vielen in Italien erscheinenden Special-Geschichten von kleineren Städten ist die der Stadt Crescentino, die an dem Zusammenfluss der Dora-Baltea mit dem Po im Piemontesischen liegt:

*se cenno storico della città di Crescentino con appendice e documenti del Not. Giuseppe Buffa. Torino 1857. Tip. Arnoldi. 8. 183 S.*

Auch diese Stadt hat ihre Geschichte, sie hiess unter den Römern Quadrata war eine der 13 Festungen zum Schutze gegen die nordischen Barbaren, die aber schon in dem Bürgerkriege Constantins 340 eine Plünderung auszuübten; 408 wurde sie von Alarich zerstört, unter dem Longobarden-Könige Bert II. wurde diese Stadt im Jahre 707 dem Bischofe von Vercelli geschenkt. In dem Kriege Friedrichs I. mit den lombardischen Städten zerstört, die sie in den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen viel zu leiden, bis Kaiser Heinrich VI. 1310 diese Stadt dem Bisthum Vercelli abnahm und dem Kaiser-Herrn Riccardo Fizzoni übergab. Diese Familie lebte aber in beständigem Streite mit der Familie der Avogadro, Rebellen gegen den Kaiser, so dass die Fehden nicht aufhörten. Dabei hatten die Bürger von Crescentino das Mönchs-Kloster nicht verschont, das gegen den Kaiser war, Johann XXII. setzte sie daher in Bann, der aber 1335 zurückgenommen wurde. Endlich fiel auch diese Stadt einem ungetreuen Vasallen anheim.

*Ordo pittorico militare della spedizione Sarda in Oriente negli anni 1855 e 1856. pubblicato d'ordine del ministro della guerra per cura del corpo Reale di stato maggiore. Torino 1857.*

Diese in gross Quer-Folio in der Druckerei des General-Stabes des Kgl. Sardinischen Heeres herausgegebenen Pläne und Karten zur Beschreibung des Feldzuges in der Krim sind ein würdiges Denkmal der Italiäner an der Theilnahme dieses wichtigen Kriegs, der für die Bedeutung des schwarzen Meeres wichtige Folgen gehabt hat. Dies ohne gesuchte Pracht anständig ausgeführte Werk macht dem General-Stabe dieser Armee alle Ehre. Hier ist der Plan des Angriffs an der Tschernaja vom 25. Mai 1855, der Recognoscirung von Bender-Thale am 5. Juni, die Angriffe auf Tfocliu vom 7. und 22. Juni, die Belagerung von Belbeck am 10. bis 13. Oktober, die Schlacht an der Tschernaja vom 16. August; endlich die Belagerungs- und Vertheidigungs-Arbeiten von Sebastopol. Ferner die Ansichten von dem Lager zu Kamara, die der Hospitaler und Magazine zu Balaklava, des Hauptquartiers u. s. w. Ausserdem erscheinen die verschiedenen Aufstellungen hier als Landschaften nach der Natur dargestellt, dabei finden sich auch zugleich mitunter die von dem bedeutenden Maler Induno gemachten Skizzen für die Gemälde, welche der Kaiser für seine Säle durch denselben hat ausführen lassen. Auch die Schraubengatte „Carlo Alberto“ ist mit dem Blocade-Geschwader der anderen Schiffe vor Sebastopol durch den Marine-Offizier Victor della Marmora dargestellt; das Titelblatt stellt den Besuch von Pellissier, Simpson, Lyons und Delcliff im Sardinischen Lager in gutem Steindruck dar. Der kurze Text enthält die nothwendigsten Erläuterungen; allein ein gründlicher Bericht über diese Feldzüge ist von dem ausgezeichneten Obristen Enrico Giustiniani von dem Sardinischen General-Stabe unter folgendem Titel erschienen:

*Relazione della campagna di Crimea, de' Piemontesi. Parigi 1857.*

welche mit dem vorstehend bemerkten Atlas verbunden, dem Militär gentlich zu werden wird.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir die Militär-Zeitung erwähnen, welche zu Turin unter folgendem Titel dreimal in der Woche herausgegeben wird.

*Gazetta militare, anno V. Torino 1858. Tip. Arnoldi. kl. Fol.*

Seit der bekannte Militär-Schriftsteller, Marina d'Ayala, früher Artillerie-Offizier im Neapolitanischen Heere, dann Kriegs-Minister des Grossherzogs von Toscana, von der damaligen provisorischen Regierung, und jetzt Bibliothekar des Herzogs von Genua (S. die Militär-Bibliothek desselben im September 1856) die Leitung dieser Zeitschrift übernommen hat, ist ein ganz anderer Geist über dieselbe gekommen. Dies war nicht anders von einem Manne zu erwarten, der jetzt unbedenklich für den ersten Bibliographen in diesem Fache angesehen wird. Aus der reichen Mannigfaltigkeit der in dieser Zeitschrift gegebenen Aufsätze erwähnen wir nur folgende Militär-Statistik der italienischen Staaten:

Parma	hat	bei	500,000	Einwohner	2238	Soldaten,
Modena	„	„	590,000	„	3630	„
Toscana	„	„	1,772,000	„	9018	„
Rom	„	„	3,000,000	„	14,138	„
Sardinien	„	„	5,000,000	„	43,708	„
Neapel	„	„	8,678,000	„	88,624	„

Ausser Nachrichten über Persönlichkeiten und Bücher, die für den Soldaten von Wichtigkeit sind, werden auch die Bemühungen der Gendarmen mitgetheilt, dem Morden auf der Insel Sardinien ein Ziel zu setzen, das noch immer fort dauert.

*Dell' ordinamento del servizio sanitario comunale in Piemonte, cenni storici e statistiche, del dottore P. Castiglioni. Torino. 1857. Tip. Mantovani. S. 111.*

Diese Schrift über die Einrichtung des Medicinal-Wesens im Piemontesischen zeigt schon im Eingange, dass es keine der gewöhnlichen Darstellung blosser Fach-Männer ist, sondern auch hier findet man klassische Resümés. Der auch als Publicist geachtete Verfasser zeigt, dass sich die Einrichtung der Sorge für die unvermögenden Kranken in 3 Zeitabschnitte theilt, die Römische, die des Mittel-Alters und die der Jetztzeit. Schon unter den Römischen Cäsaren wurden Ober-Aerzte in den Provinzen, *superiores medicorum*, angestellt, um den öffentlichen Gesundheits-Zustand zu überwachen, besonders bei ansteckenden Krankheiten und zur unentgeltlichen Heilung der Armen. Es waren dazu bedeutende Gehalte ausgesetzt, obwohl vor Cäsar die Heilkunst nur noch als ein Geschäft der Sklaven angesehen worden war. Alles ausser den Provinzial-Hauptstädten blieb die Heilkunde Empyrikern oder Charlatanen überlassen; der Aberglaube spielte dabei seine Rolle eben so wie jetzt noch hie und da, denn die Fortschritte der Aufklärung gehen sehr langsam.

*Passeggiate nei dintorni di Torino, di C. F. Baruffi, Torino. 1857. S. Stamparia reale. S. 80.*

Dies ist der eilfte Spaziergang in den Umgebungen von Turin von dem vielgereisten Prof. Baruffi, dem wir sehr gefällige Reisebeschreibungen sehr

Orient und nach dem Norden verdanken, wo er überall mit Unbefangenheit, was von Bedeutung war, bemerkte und mit wahrer Humanität beurtheilte. Der vorliegende Spaziergang führt uns auf den 1,200 Fuss Turin überragenden Berg Superga (Montis super terga), der sich über die Meeresfläche 2169 Fuss erhebt. Hier gelobte König Victor Amedeus bei dem Entsatz des von den Franzosen 1706 belagerten Turins die Erbauung einer prachtvollen Kirche, in die Mutter-Gottes sein Gebet erhören würde. Diese Kirche nach dem Plan des D. Filippo Javarno aus Messina erbaut, gehört zu den prachtvollsten in Italien, so dass der Verfasser erzählt, wie ein Franzose hier voll Bewunderung ausrief: Euer König muss sehr grosse Furcht vor uns gehabt haben, als er der Madonna eine so kostbare Kirche versprach. Alles Material und Wasser musste auf Mauleseln den steilen Berg hinauf geschafft werden; man sieht man diese Kirche auch beinahe überall im Piemontesischen und von hier aus übersieht man die lombardische Ebene vor sich, bis zu dem 15 Meilen in gerader Linie entfernten Dome von Mailand. Alle Jahre wird am 8. September hier der Mutter-Gottes gedankt für die Befreiung Turins, die ihr zugeschrieben wird. Eigentlich war es Prinz Eugen, der edle Ritter, welcher von hier aus den Angriffs-Plan gegen das französische Belagerungsheer entwarf, wobei ein preussisches Hülf-Corps in Folge der mit England und Oesterreich eingegangenen Verträge mitwirkte.

*nobili Calderari, notizie storiche di G. A. Adriani. Torino. 1857. Tip. Ribotta. 8. S. 50.*

In dieser Schrift hat der mit den alten Urkunden des piemontesischen Adels und mit den Privat-Archiven rühmlichst vertraute Ritter Adriani, dem wir so viele bedeutende Forschungen verdanken, aus dem Familien-Archiv des Grafen Vinzenz Ferrero Ponziglione das Leben von zwei seiner Vorfahren von väterlicher Seite, zweier Calderari oder de Canderarijis enthaltend, mitgetheilt, welche aus dieser bedeutenden Familie stammten und der Stadt Alba angehörten, nachdem der Feudal-Adel von seinen Burgen in die Städte ziehen musste. Vallauri, in seiner Geschichte der Dichtkunst im Piemontesischen, hat eine Gedicht-Sammlung Antonii Calderarii, civis Albensis aus dem 15. Jahrhundert an. Die vorliegende Schrift beschäftigt sich mit zweien Mitgliedern dieser Familie, welche für die Kirche zu Alba 1459 zwei Priorate stifteten, vornehmlich für Familien-Mitglieder oder für Geistliche, die sie selbst zum Genusse dieser Einkünfte auswählten. Derselbe unermüdliche Ritter Adriani hat von einer anderen weiblichen Verwandten des Grafen Ponziglione, deren Lebensgeschichte aus dem Kloster-Archiv der Visitadinen in Turin unter folgendem Titel herausgegeben:

*anni intorno alla veneranda madre Maria Elisebetta Geltrude Provana di Leyni, da G. B. Adriani. Torino. 1857. Tip. Regia. 8.*

welche im Geruche der Heiligkeit im Jahr 1700 starb, nachdem der Erzbischof sie für das Muster der Frömmigkeit erklärt hatte, da sie ihren göttlichen Bräutigam für ihren einzigen Trost ansah.

*Sull' Israelitismo Piemontese, considerazione proposta del Rabbino Levi-Bella.*  
1858. Presso Adrissone. 8.

Diese Vorschläge, um die in dem Piemontesischen lebenden Israeliten zu einer Körperschaft mit gemeinschaftlichem Streben zu vereinen, zeigen, welche Fortschritte das Königreich Sardinien gemacht hat, seit die Constitution von Carlo Alberto gegeben worden, an der seit 10 Jahren noch nichts geändert worden. Der Verf., Mitarbeiter an der in Vercelli herauskommenden Zeitschrift „Educatore Israelita“ glaubt, dass ein Zusammenhalten in dem Wesen jenes Bekenntnisses liege, daher empfiehlt er auch das Zusammenhalten der Israeliten und macht Vorschläge, wie in dem Königreiche Sardinien die Israeliten sich vor Spaltungen verwahren können. Dies ist auch in folgender Schrift

*L'Israelismo Piemontese per un progetto di Legge sulle ricostruzioni delle comunità Israelitiche, di Donato Ottolenghi, Alessandria. Presso Gatti.*  
1856. 8.

ausgeführt worden; und eben, da die Regierung diese Gemeinde frei wahr lässt, finden sich hier weniger Spaltungen unter den Israeliten, als da, wo man sie, vielleicht aus guter Absicht, bevormunden will.

*Statuti di Pavone, monumenti legali del Regno Sardo, dell secolo XII ed XIII, raccolti ed illustrati per cura di una società di Giuriconsulti. Torino.*  
1857. fol. p. 36.

Der Advokat Bollati erwirbt sich das Verdienst, nach und nach die alten Statuten der Gemeinden im Königreiche Sardinien herauszugeben. Er macht den Anfang mit den Statuten von Aglie; hier macht er zum ersten Male auf die kleine Gemeinde Pavone in der Provinz Ivrea bekannt, welche sich in der Urschrift in dem Gemeinde-Archiv daselbst unter dem Titel „Ordinamento et statuto ville Padoni ab anno 1326 ad annum 1507.“ Man schlug damals den Werth, sich hier niederlassen zu dürfen, so hoch an, dass Jeder, der hierherziehen wollte, die Genehmigung der Consuln mit 10 libras imperialer Währung erkaufen musste.

Italien hat eine seiner geistreichen Schriftstellerinnen verloren, die Tochter der ebenfalls sehr geachteten Schriftstellerin Ferrucci, dies erfährt man aus folgender Schrift:

*Rosa Ferrucci e alcuni suoi scritti pubblicati per cura di sua madre. Firenze.*  
1857. Tip. Barbera. 8.

Die Mutter, Catharina Ferrucci, hat durch die Herausgabe einiger ihrer nachgelassenen Schriften dieser ihrer eben so liebenswürdigen als geistreichen Tochter ein ihren Freunden willkommenes Denkmal gestiftet.

Neugebauer.

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu  
Heidelberg.

## V.

Vortrag des Herrn Dr. Walz „über Radix Bryoniae  
und Poma Colocynthidum“ am 3. Mai 1858.

Die Zaunrübenwurzel, welche bei uns fast ausschliesslich von *Bryonia dioica* Jacq. gesammelt wird, war seit den ältesten Zeiten Heilmittel, wurde jedoch in neuerer Zeit von Seite der Aerzte sehr verlassen, ist dagegen ein leider sehr beliebtes oft angewendetes nicht selten zu den schlimmsten Folgen führendes Volksheilmittel geblieben. — Dieser letztere Umstand gerade gab sicher die Veranlassung, dass sich schon mehrfach mit der chemischen Analyse beschäftigt wurde. Vauquelin vor allen war es, der die Untersuchung vornahm und zwar in derselben Zeit, als er die Aufklärung des wirksamen Principes eines ebenfalls für die Medicin wichtigen Gliedes der Familie der Cucurbitaceen der Coloquinten beabsichtigte. Seine Versuche führten nur theilweise zu einem Resultate; ebensowenig die später von Brandes und Firnhaber ausgeführte Arbeit; was Dulong als Bryonin beschreibt ist kein reiner Körper. — 1843 beschäftigte sich Dr. Schwerdtfeger ebenfalls mit der Aufsuchung des wirksamen Stoffes der Bryonia; er arbeitete mit frischen Wurzeln und beschreibt auch einen kristallinen und einen amorphen Bitterstoff. Von ersterem behauptet er, dass er Stickstoff enthalte und von letzterem führt er an, dass er durch Galläureauszug nicht gefällt werde. Mir war es nicht möglich, die von Schwerdtfeger angegebenen Resultate zu erzielen; ich gelangte vielmehr zu folgendem: Als wesentlichsten Bestandtheil der Rad. Bryoniae müssen wir das Stärkmehl derselben ansehen, es ist dies ein ausgezeichnete Schönheitsmittel in Farbe und beträgt 14<sup>0</sup>/<sub>0</sub>, so dass in neuester Zeit darauf aufmerksam gemacht wurde, die Bryonia dioica zu cultiviren. — Von mir wurde folgender Stoff aufgefunden: 1) ein kristallisirter Körper Bryonitin; 2) ein amorpher Bitterstoff Bryonin; 3) ein in Aether löslicher harzartiger Körper und ein solcher in Aether unlöslich nebst Farbstoff. Der erstere das Bryonitin ist in so geringer Menge vorhanden, dass aus 20 Pfund trockener Wurzel, also über 100 Pf. der frischen nur einige Gramme erhalten werden. Seine Bereitung geschieht auf die Weise, dass man die trockene gröblich gestossene Wurzel mit Alkohol so lange in der



Wärme auszieht, als dieser noch etwas auflöst. Nachdem der Alkohol abdestillirt und der Rückstand vollkommen ausgetrocknet ist, wird dieser mit kaltem Wasser erschöpft; der unlösliche Theil wird getrocknet und so lange mit Aether geschüttelt, als dieser aufnimmt. Der ätherische Auszug wird zur Entfärbung mit Thonkohle digerirt und nach dem Entfernen des Aethers der Rückstand mit absolutem Alkohol übergossen. Es löst dieser die braune Materie auf und lässt Bryonitin rein zurück. Durch Lösen in kochendem Alkohol und Erkalten erhält man es in Kristallen. Diese erscheinen unter dem Mikroskope als feine Nadeln ohne bestimmte Form.

Ueber Eigenschaften und Zusammensetzung dieses Stoffs siehe später Mittheilung. Der im absoluten Alkohol lösliche Theil besteht aus dem Körper Nr. 3. Wird dessen geistige Lösung mit einer weingeistigen Bleizuckerlösung versetzt, so entsteht ein starker Niederschlag; dieser enthält ein eigenthümliches Fett, während der nicht fällbare Theil sich als braune harzartige Masse darstellt.

Der in Aether ungelöst gebliebene Theil ist in Alkohol löslich und lässt sich durch essigsaures Bleioxyd in Alkohol gelöst. Ein Theil fällen, so dass auch hieraus zwei Körper gebildet werden können, die beide in Wasser unlöslich sind. Sie verhalten sich wie Farbstoff und sind geschmacklos. — Der in Wasser lösliche Theil des geistigen Extractes ist stark weingelb gefärbt und besitzt den höchst bitteren Geschmack. Die wässrige Lösung wird durch Essig gefällt, aus der fast farblosen Flüssigkeit das überschüssige Bleioxyd durch Hydrothion entfernt mit kohlensaurem Natron neutralisirt und durch wässrige Tanninlösung gefällt. Der entstandene weisse Niederschlag, welcher sich beim Erwärmen in ein Harz zusammenzieht, wird in Alkohol gelöst und mit Bleiglätte und Aetzkalk so lange geschüttelt bis aller Gerbstoff gefällt ist. Die farblose geistige Lösung lässt beim Verdunsten Bryonin zurück, welches nach dem völligen Austrocknen noch mit wasserfreiem Aether digerirt wird. Dieser löst noch etwas eines in Wasser unlöslichen Körpers auf, dessen weitere Untersuchung ich mir vorbehalte.

Das reine Bryonin, welches in Wasser und Alkohol löslich ist, in Aether dagegen unlöslich ist, besteht aus C. 48. H. 40. O. 12 und ist ein Sacharogen oder Glycosid. Kocht man die wässrige Lösung mit verdünnter Schwefelsäure, so entstehen aus 2 Atomen zwei neue Körper:

das Bryoretin	C. 42.	H. 35.	O. 14
das Hydro-Bryotin	C. 42.	H. 37.	O. 16
Traubenzucker	C. 12.	H. 12.	O. 12

entspricht: 2 At. Bryonin + 4 Wasser C. 96. H. 84. O. 42.

Bei Untersuchung der Coloquinten wurde ich zu ganz ähnlichen Resultaten und zwar auf einem beinahe gleichen Wege geführt.

Die zerkleinerten, von den Kernen befreiten Samen wurden durch Alkohol erschöpft; der geistige Auszug zur Trockne gebracht, der

rakt durch kaltes destillirtes Wasser vollkommen ausgewaschen, unlösliche Theil nach dem Trocknen mit Aether ausgezogen, die trische Lösung durch Thierkohle entfärbt, und nachdem der Aether abdestillirt war, wurde der Rückstand in absolutem Alkohol aufgenommen. Hierbei bleiben weisse kristallinische Nadeln zurück, welche nach dem umkristallisiren in feinen weissen Nadeln erscheinen, welche unter dem Mikroskope als dem Triklinometrischen Systeme angehörig, erkannt werden. Diesem Körper gab ich den Namen Colocynthidin. — Auch von diesem Stoffe ist die Ausbeute sehr gering und desshalb kann vorerst über Zusammensetzung u. s. w. nicht mehr gesagt werden, als dass er in Wasser schwer, in Alkohol gewöhnlicher Stärke leichter, in absolutem sehr schwer, dagegen Aether ziemlich löslich ist. Ausser diesen Kristallen ist in dem wässrigen Auszug ein sehr bitteres Harz enthalten, von diesem und den in Aether unlöslichen Theile bleibe ich die weitere Untersuchung vorerst schuldig.

Der wässrige Auszug des geistigen Extraktes wird wie bei Colocynthis mit Bleiessig ausgefällt, das farblose höchst bittere Filtrat durch Hydrothion von Bleioxyd befreit und mit reiner Tanninlösung vollkommen ausgefällt. Der sich in einen Harz verwandelnde Niederschlag wird einigemal abgewaschen, getrocknet, in Alkohol aufgelöst, und ebenso lange mit basischessigsauerm Bleioxyd versetzt, bis aller Gerbstoff entfernt ist. Das goldgelb gefärbte Filtrat der freiwilligen Verdunstung überlassen, lässt den reinen Bitterstoff, welchen ich Colocynthin genannt. Eine Digestion mit Aether entfernt ihm noch eine geringe Menge Harz. Das Colocynthin hat die Zusammensetzung C. 56. H. 42. O. 23 und ist ebenfalls ein Glykosid, denn es spaltet sich durch Behandlung mit Mineralsäure in bestehender Weise:

Colocynthin	C. 56. H. 42. O. 23 hier ab
Rohrzucker	C. 12. H. 10. O. 10 so bleibt
Colocynthin	C. 44. H. 32. O. 13 ein Spaltungskörper, welcher in Aether sehr leicht löslich ist.

Nachdem die Präparate vorgezeigt waren, ersuchte Dr. Walz die Hrn. Aerzte mit den einzelnen Stoffen, deren er gern zur Verfügung stelle, therapeutische Versuche gefälligst anzustellen.

Er theilte sodann noch mit, dass es ihm auch gelungen sei, die Bitterstoffe der Digitalis purp. L. und Gratiola officinalis L. in Zucker und neue theilweise sehr interessante Stoffe zu spalten.

#### 1. Mittheilungen des Herrn Prof. Blum über Pseudomorphosen am 3. Mai 1858.

Blum sprach über eine Pseudomorphose von Quarz nach Cölestin, welche von Girgenti in Sicilien stammt. Die pseudomorphen Crystalle sind weiss und matt, und obwohl ihre Oberfläche ganz unregelmäßig oder fein nervenförmig ist, so lässt sich doch sogleich die

dem Cölestin von jenem Fundorte so gewöhnliche Form erkennen. Im Innern zeigen sich diese Krystalle zum Theil hohl, da der Cölestin ganz verschwunden ist zum Theil und am häufigsten aber mitig oder porös. An einzelnen Stellen sind die Wandungen im Innern ganz eben, und beweisen damit, dass jene Pseudomorphose durch Umbüllung entstanden, während die poröse Beschaffenheit selbst einem späteren Eindringen der Quarzsubstanz zugeschrieben werden muss. Diese Krystalle sitzen auf Schwefel, der selbst in den meisten derselben vorkommt und die Poren und Zellen in denselben erfüllt, sich auch hier und da in kleinen Kryställchen findet. Herr Dr. Carius machte am 18. Mai einige Mittheilungen über chemische Untersuchung, welche er an den genannten Pseudomorphosen vorgenommen, und über die muthmassliche Entstehang derselben.

#### 50. Vortrag des Herrn Dr. Carius über die Chloride des Schwefels am 18. Mai 1858.

Der Vortragende macht im Eingange darauf aufmerksam, dass die seit Entdeckung der Chloride organischer Säureradicalen von Cahours mit so grossem Erfolge geführten Untersuchungen über die Wirkung unorganischer Chloride auf Salze und Oxyde überhaupt hauptsächlich nur die Chloride des Phosphors betroffen haben. Er hat die Untersuchung besonders unternommen, indem er hoffte, dass die chemische Natur der Chloride des Schwefels Aufschluss zu erhalten, obgleich zu erwarten stand, dass diese Untersuchung wegen der Mannigfaltigkeit der dabei auftretenden Umsetzungsproducte sehr erschwert werden würde.

In den Lehrbüchern wird die Existenz von vier Verbindungen zwischen Chlor und Schwefel vorausgesetzt:

- 1) Halbchlorschwefel (Buchholz, H. Rose),  $\text{Cl}_2 \text{ S}_7$ .
- 2) Zweidrittel Chlorschwefel (Maschaud).
- 3) Flüssiger einfach Chlorschwefel (Dnoy, Dumas).
- 4) Fester einfach Chlorschwefel (Millon, Maschaud).

Die Untersuchung musste nothwendig mit der Reindarstellung dieser Körper begonnen werden. Ueber die Erste bedarf es in dieser Hinsicht keiner weitem Angaben, als dass ein bei  $139^\circ \text{C}$ . (der von H. Kopp gefundenen Siedepunkte) rectificirtes Product benutzt wurde. Ich versuchte nun durch Hindurchleiten von sorgfältig getrocknetem Chlorgase durch schon bei niedriger Temperatur mit Chlorgas gesättigten Chlorschwefel die krystallisirte Verbindung von Marchand zu erhalten, dabei hielt ich die Temperatur während der ersten 2 Stunden auf  $0^\circ$ , und dann weiter 2 Stunden lang auf  $-12^\circ$  bis höchstens  $-8^\circ \text{C}$ . Es bildeten sich indessen keinerlei Krystalle, so lange das Chlor vollkommen trocken angewandt wurde; als ich dagegen die Trockenapparate ausschaltete und sie durch eine Wasch-

rasche mit Wasser von  $30^{\circ}$  C. ersetzte, bildete sich sehr rasch das krystallisirte Oxydchlorid von Millon. Demnach scheint eine Verbindung von der rohen Formel  $\text{ClS}$  in fester Form gar nicht zu bestehen, und Marchand hat ohne Zweifel ein Gemenge untersucht.

Ich versuchte darauf durch Destillation eines bei  $0^{\circ}$  mit Chlor gesättigten Chlorschwefels eine Substanz von constanter Zusammensetzung zu erhalten, und wandte zu diesem Zwecke nahe 2 Kilogr. Chlorschwefel an. Die Flüssigkeit wurde in einem langhalsigen Kolben in der Art der Destillation unterworfen, dass die Kugel des Thermometers sich dicht unterhalb der Mündung des Abflussrohrs für die Dämpfe befand, und die Flüssigkeit in stetem aber gelindem Sieden unterhalten. Die Destillation begann schon unter  $20^{\circ}$  C.; ehe diese Temperatur erreicht war entwickelte sich ein dunkel gefärbtes Gas, während sich in den durch Eis und Kochsalz abgekühlten Vorlagen einige Tropfen braunen Chlorschwefels sammelten. Das Gas gab beim Schütteln mit Wasser eine Lösung, die, von ausgeschiedenem Schwefel getrübt, Schwefelsäure, Chlorwasserstoff und freies Chlor enthielt. Die zwischen  $20$  und  $30^{\circ}$  C. überdestillirte Flüssigkeit, mit Wasser bis zur völligen Zerlegung geschüttelt, gab dabei Schwefel, Chlorwasserstoff, schweflige und unterschweflige Säure, aber nur Spuren von Schwefelsäure, wie sie selbst bei Zerlegung des Halbchlorschwefels mit Wasser gebildet werden. Ich glaubte daraus schliessen zu dürfen, dass sie kein freies Chlor mehr enthielte; bei nochmaliger Destillation entwickelte sie indessen im Anfange wieder etwas Gas, worin sich ein Gehalt an freiem Chlorgase erkennen liess. Bei weiterer Destillation der ursprünglichen Flüssigkeit entwickelte sich zwar kein Gas mehr, aber der Siedepunkt der Flüssigkeit stieg allmählig bis  $139^{\circ}$  C., bei welcher Temperatur endlich gelber Halbchlorschwefel destillirte.

Durch wiederholtes Fractioniren der unter  $139^{\circ}$  C. aufgefangenen Producte liessen sich auch diese in chlorreichere braune Flüssigkeiten und in Halbchlorschwefel trennen, und es gelang nicht, eine Flüssigkeit von constantem Siedepunkt zu erhalten.

Es scheint daher, als würde der sogenannte einfach Chlorschwefel durch Destillation in Chlorgas und Halbchlorschwefel zerlegt, und als sei er vielleicht auch im flüssigen Zustande als durch bloße Absorption des Chlorgases in Halbchlorschwefel entstanden zu denken. Wäre diese Annahme richtig, so müsste die Zerlegung leichter stattfinden, wenn man bei gewöhnlicher oder wenig erhöhter Temperatur einen Strom eines indifferenten Gases durch die Flüssigkeit leitete. Ich führte den Versuch mit trockener atmosphärischer Luft aus, welche ich bei einer niedern Temperatur anfangend, durch mit Chlor gesättigten Chlorschwefel leitete, der allmählig erwärmt wurde, mit der Vorsicht jedoch, dass die Flüssigkeit niemals ins Kochen kam. Nach einer Stunde, als die Temperatur  $100^{\circ}$  C. erreicht war, enthielt das Gefäss nur noch Halbchlorschwefel.

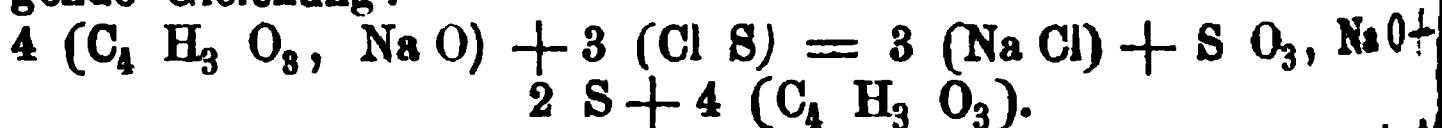
Das Mitgetheilte beweist also, dass der braune Chlorschwefel

beim Erwärmen in Chlor und Halbchlorschwefel zerlegt wird, und wahrscheinlich auch in flüssiger Form nur ein Gemenge ist, da er nicht von constanter Zusammensetzung erhalten werden konnte. Nehmen wir an, der braune Chlorschwefel sei als durch blosse Absorption von gasförmigem Chlor in Halbchlorschwefel entstanden zu betrachten, würden zur Erzeugung einer Flüssigkeit von der Zusammensetzung  $\text{ClS}$  auf 1 Vol. Halbchlorschwefel 278. 27 Vol. Chlorgas erforderlich werden, welcher Absorptionscoefficient etwa bei  $0^\circ$  stattfinden würde und dessen Grösse nicht auffallen kann, da es noch grössere Absorptionscoefficienten giebt. In Gasform betrachtet, müssten auf 1 Vol. Halbchlorschwefeldampf 1 Vol. Chlorgas kommen, um ein Gemenge von der Zusammensetzung  $\text{ClS}$  zu erzeugen; das specifische Gewicht dieses Gemenges würde dann sein:  $\frac{4 \cdot 67 + 2 \cdot 45}{2} = 3.67$

welche Zahl mit der von Dumas direct gefundenen 3. 67 genügt übereinstimmt.

Alle diese Beziehungen scheinen darauf hinzudeuten, dass braune Chlorschwefel ein Gemenge von Chlorgas mit Halbchlorschwefel sei, da indessen bei Behandlung der beiden Chlorschwefel mit Wasser nur Chlorwasserstoff, schweflige und unterschweflige Säure unter Abscheidung von Schwefel gebildet werden, und auch braune Chlorschwefel hierbei nur Spuren von Schwefelsäure bilden, wie der Halbchlorschwefel, so glaubte ich daraus schliessen zu können, dass sie beide in naher Beziehung zur schwefligen Säure stehen und der braune Chlorschwefel nicht freies Chlor, sondern vielleicht das der schwefligen Säure entsprechende Chlorid ( $\text{A}_4 \text{S} = 2 \text{Vol. H} = 1$ ) enthielte, und versuchte nun durch sorgfältige Prüfung des chemischen Verhaltens der Chlorschwefel hierüber zu entscheiden.

Ueber das Verhalten der Chlorschwefel gegen Salze zunächst ist nur durch die Versuche von Heintz bekannt, dass der braune Chlorschwefel auf essigsaure und benzoesaure Salze unter Bildung von Anhydriden einwirkt, und Heintz giebt für diese Reaction folgende Gleichung:



Bei Anwendung von benzoesaurem Salz bemerkte Heintz durch den Geruch die Bildung von Chlorbenzoyl, bei Anwendung von essigsaurem Salz die gleichzeitige Bildung einer schwefelhaltigen Substanz, die das Essigsäureanhydrid verunreinigte, und die er für Schwefelacetyl hält. Die Reaction auf Ameisensaure Salze unterschied sich dadurch, dass anstatt des Säureanhydrides Kohlenoxyd, Kohlenäure und Ameisensäurehydrat auftraten. Ich übergehe hier die Einzelheiten der mit essigsaurem und benzoesaurem Natron angestellten Versuche, und gebe nur deren wesentliche Resultate.

Unter Anwendung von essigsaurem Natron erhielt ich dasselbe Resultat wie Heintz, da aber die Einwirkung hier äusserst heftig ist, so setzte ich diese Versuche nicht weiter fort. Auf benzoesaurem

Natron wirken dagegen beide Chlorschwefel weniger heftig ein, so dass sich hier eher erwarten liess, über die Reaction Aufschluss zu erhalten. Die Producte der Einwirkung von überschüssigem braunem Chlorschwefel waren Halbchlorschwefel, Chlorbenzoyl, Chlornatrium und schwefelsaures Natron; die Bildung des letztern ist indessen Folge einer secundären Reaction, wie sich schon daraus ergibt, dass bei Anwendung des noch weniger heftig einwirkenden Halbchlorschwefel dieselbe zum Theil vermieden werden konnte, wo dann statt des schwefelsauren Salzes, schweflige Säure gebildet wurde. Da endlich beide Chlorschwefel auf Beoesäuresydrat noch weniger energisch einwirken, so untersuchte ich auch die Producte dieser Reaction, welche bei beiden Chlorschwefeln unter Entwicklung eines raschen Stromes von schwefliger Säure und Chlorwasserstoff stattfindet. Um die Reaction möglichst zu mässigen, wurde sowohl die Benzoesäure als auch der Chlorschwefel vor dem Zusammenbringen mit Schwefelkohlenstoff gemengt; so gelang es bei Anwendung von überschüssigem einfach Chlorschwefel neben der schwefligen Säure sogar noch die Bildung kleiner Mengen von Chlorthionyl nachzuweisen. Das bei derselben Reaction erhaltene Chlorbenzoyl war vollkommen rein. Bei Anwendung von Halbchlorschwefel liess sich kein Chlorthionyl unter den Producten auffinden, und das Chlorbenzoyl war stark gelb gefärbt und mit einer schwefelhaltigen Substanz verunreinigt, die veranlasste, dass nach der vollständigen Zersetzung des Chlorbenzoyls durch Schütteln mit Wasser eine schwefelwasserstoffhaltige Lösung entstand.

Ich untersuchte weiter die Einwirkung auf schwefelsaure Salze. Sie findet bei dem gelben Chlorschwefel erst bei 150 bis 160° C. statt, bei dem braunen Chlorschwefel bei etwa 120° C., und beide wirken am leichtesten auf schwefelsaures Blei ein. Die Untersuchung der Producte ist eine äusserst beschwerliche, da sich eine grosse Menge schwefliger Säure bildet, deren bei dieser Temperatur enormen Tension nur wenige Glasröhren widerstehen, so dass sehr häufig heftige Explosionen stattfinden. Man kann diese Explosionen fast sicher vermeiden durch Anwendung eines grossen Ueberschusses von Chlorschwefel; wahrscheinlich wirkt derselbe als Absorptionsmittel für das Schwefelsäuregas und wird dadurch die Explosion vermindert. Die Resultate waren:

1) Bei braunem Chlorschwefel: Chlorsulfuryl, dasselbe konnte jedoch hier nicht frei von Chlorschwefel erhalten werden, Halbchlorschwefel, Chlormetall und schweflige Säure; Chlorthionyl konnte nicht sicher erkannt werden.

2) Bei gelbem Halbchlorschwefel: Schwefel, schweflige Säure, Chlorsulfuryl, welche sich hier rein darstellen liess, und Chlormetall.

Die Einwirkung der beiden Chlorschwefel auf Salze und sogenannte Säurehydrate geht daher stets so vor sich, dass Chlorthionyl oder als Folge secundärer Reaction schweflige Säure oder schwefelsaures Salz, ferner das der angewandten Säure entsprechende Oxy-



chlorid gebildet wird. Diess letztere ist bei Anwendung von Halbschwefel gemengt mit schwefelhaltigen Körpern, die mit Wasser Schwefelwasserstoff entwickeln; bei Anwendung von Halbschwefel scheidet sich Schwefel ab, während bei braunem Chlorschwefel Halbschwefel gebildet wird. Dabei beobachtete ich, sobald auf das Benzoesäurehydrat, oder die benzoesauren Salze eine solche Menge braunen Chlorschwefel einwirkte, dass ausser dem zweifach Chlorschwefel, welcher im einfach Chlorschwefel vorausgesetzt werden kann ( $(\text{Cl}_2 \text{S}_2) = \text{Cl}_2 \text{S}_4 + \text{Cl}_4 \text{S}_2$ ), nur noch ein Theil des neben dem vorhandenen Halbschwefels zerlegt werden konnte, die Reaction aufhörte, sobald die braune Farbe der Flüssigkeit in die gelbe des Halbschwefels übergegangen war, und erst beim Erwärmen wieder begann. Diese Erscheinung und die weit stärkere Einwirkung des braunen Chlorschwefels liesse sich durch die Annahme, der einfach Chlorschwefel sei ein Gemenge von Chlor und Halbschwefel nur durch die Annahme erklären, dass das freie Chlor den durch die Einwirkung des Halbschwefels abgeschiedenen Schwefel wieder in Halbschwefel umwandelte, und durch seine Gegenwart den Process beschleunigte.

Da bei Einwirkung des einfach Chlorschwefels auf Benzoesäurehydrat ein sehr rascher Strom von schwefliger Säure und Chlorwasserstoff entwickelt wird, so wäre es ferner wahrscheinlich, dass, wenn durch atmosphärische Luft, so auch hier Chlorgas mit fortgeführt würde; das entwickelte Gas müsste dann nothwendig mit Wasser geschüttelt die Bildung von Schwefelsäure veranlassen, welche jedoch in keinem Falle beobachtet werden konnte.

Endlich blieb noch ein Weg übrig, über die Anwesenheit von freiem Chlor im braunen Chlorschwefel zu entscheiden; wäre dies der Fall, so würden unter Anwendung von solchen Körpern, die leicht Chlorsubstitutionsproducte bilden, sehr wahrscheinlich solche Verbindungen entstehen, daher untersuchte ich die Einwirkung auf Alkohol.

Ebelmen und Bouquet geben an, dass Alkohol im Ueberschuss mit Chlorschwefel in Berührung unter Entwicklung von Chlorwasserstoff und Abscheidung von Schwefel, schwefligsaures Aethyl bildet; weitere Angaben sind nicht bekannt.

Wenn Chlorschwefel mit Alkohol rasch gemischt wird, so entsteht ein explosionsartiges Aufkochen, so dass gar keine Untersuchung der Producte möglich ist. Nach einigen Vorversuchen liess ich den Alkohol aus einem oben mit Kautschuck und Klemmschraube versehenem Gefässe in den in einem langhalsigen Kolben enthaltenen Chlorschwefel tropfenweise einfliessen, und kühlte zugleich mit gestossenem Eise sorgfältig ab. Die Producte der Reaction waren:

1) Bei braunem Chlorschwefel unter Anwendung von nur soviel Alkohol, als zur Zerlegung des zweifach Chlorschwefels erforderlich gewesen sein würde: Chlorwasserstoff und schweflige Säure ohne nachweisbare Mengen von Chlorgas, Chloräthyl, Halbschwefel.



schwefel und Chlorthionyl, welches sich freilich nur in geringer Menge doch deutlich erkennen liess. Alle noch vorhandene Flüssigkeit, welche unter  $120^{\circ}\text{C}$ . überdestillirt war, wurde zur Prüfung auf Chlorsubstitutionsproducte mit kalter Kalkmilch geschüttelt, und in dem langhalsigen Kolben in einem Wasserbade sehr langsam erhitet. Die Destillation hörte auf, als die Temperatur des Rückstandes  $20^{\circ}\text{C}$ . betrug, und erst später über freiem Feuer destillirte reines Wasser. Da die Chlorsubstitutionsproducte des Alkohols und Chloräthyls sämmtlich einen viel höheren Siedepunct haben, so gebe ich nicht, dass in dem unter  $20^{\circ}$  überdestillirten Chloräthyl etwas enthalten war, und dass somit deren Bildung nicht stattgefunden hatte.

2) Bei Halbchlorschwefel unter Anwendung von einer zur Zersetzung desselben unzureichenden Menge Alkohol: Schwefel, schweflige Säure, Chlorwasserstoff, Chloräthyl, kleine Mengen Chlorthionyl und eine verhältnissmässig sehr geringe Menge von schwefligem Aethyl.

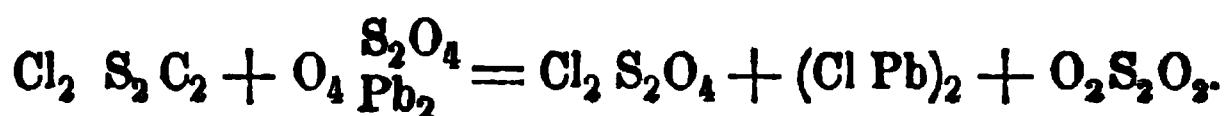
3) Unter Zusatz von überschüssigem Alkohol: Schwefel, Chlorwasserstoff, schweflige Säure, Chloräthyl und schwefligsaures Aethyl, gegeben in einer Menge, welche fast genau der unten gegebenen Berechnung entsprach, (500 Grn. Halbchlorschwefel gaben etwa 110 Grn. reinen schwefligsauren Aethyls, während nach meiner Gleichung 138 Grn. hätten erhalten werden sollen.) Neben diesen Producten war gleichzeitig eine kleine Menge Mercaptan gebildet, welche jedoch zu gering war, um seine Gegenwart durch die Analyse nachzuweisen zu können, die aber durch den Geruch und die Bildung von Nicksilbermercaptid mit seinen charakteristischen Eigenschaften nachgewiesen wurde.

Aus den Versuchen mit einfach Chlorschwefel geht mit Bestimmtheit hervor, dass derselbe sich verhält wie ein Gemenge von Halbchlorschwefel mit dem hypothetischen 2fach Chlorschwefel:  $(\text{Cl}_2 \text{S}_2)_3$  oder  $\text{Cl}_4 \text{S}_2 + \text{Cl}_2 \text{S}_4$ ; ob derselbe diese beiden Körper fertig gebildet enthält, lässt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden, ich halte aber für Hypothese, die auf das chemische Verhalten des braunen Chlorschwefels gestützt, die durch Einleiten von Chlorgerb in Halbchlorschwefel entstehenden braunen Flüssigkeiten als Gemengen von  $\text{Cl}_2$  und  $\text{Cl}_4 \text{S}_2$  betrachtet für vollkommen berechtigt.

Beim Zusammentreffen mit Salzen, Säurehydraten oder Alkoholen spaltet sich der braune Chlorschwefel in diese beiden Körper, denen unter geeigneten Umständen nur der zweifach Chlorschwefel einwirkt, etwa nach folgenden Gleichungen:

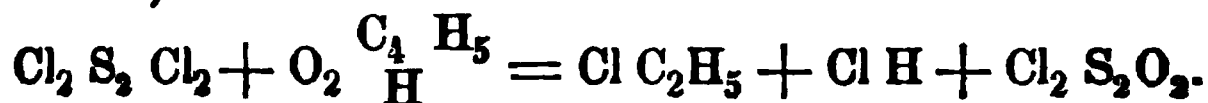
1) Einwirkung auf Salze und Säurehydrate:





Als secundäre Reaction findet unter Umständen auch noch die Bildung von schwefelsauren Salzen statt.

2) Auf Alkohole:

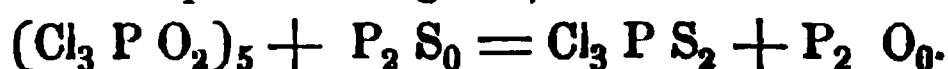


Die wesentlichste Verschiedenheit der Reactionen des Halbchlorschwefels scheint mir in der Bildung der schwefelhaltigen Körper zu liegen, wie sie Heintz bei essigsäuren Salzen erhielt, und welche ich bei Benzoessäurehydrat und den benzoesauren Salzen, sowie endlich bei Alkohol beobachtete. Das Auftreten dieser Körper lässt sich wohl erklären, wenn man einen ähnlichen Vorgang voraussetzt, wie beim zweifach Chlorschwefel, und für die Annahme, der Halbchlorschwefel trenne sich in zweifach Chlorschwefel und freien Schwefel, liegen keinerlei Anhaltspunkte vor. Ich wurde vielmehr durch dieses Verhalten auf die Ansicht geführt, der Halbchlorschwefel verhalte sich zum Chlorthionyl wie das Phosphorsulfochlorid zu Phosphoroxychlorid, sei also das Sulfochlorid des Schwefels:  $\text{Cl}_2 \text{ S}_2$ .

Diese Annahme würde sich beweisen lassen, wenn der Halbchlorschwefel durch analoge Reactionen entstünde, wie das Phosphorsulfochlorid. Für letzere Verbindung sind durch ihren Entdecker Serullas die Entstehung durch Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf Phosphorpentachlorid und durch Gehrhard die Entstehung aus Schwefel und Phosphorpentachlorid bekannt.

Da meinen Versuchen zufolge der braune Chlorschwefel sich als ein Gemenge von zweifach Chlorschwefel und Halbchlorschwefel verhält, so könnte man die Bildungsweisen von Halbchlorschwefel durch Behandlung des braunen Chlorschwefels mit Schwefelwasserstoff oder Schwefel als der Entstehung des Phosphorsulfochlorids analog betrachten. Die Anwesenheit des zweifach Chlorschwefels im braunen Chlorschwefel ist aber selbst nur eine wahrscheinliche Hypothese und daher suchte ich noch weitere Beweise.

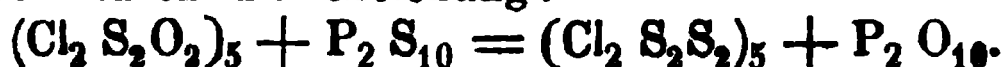
Ich fand, dass Phosphoroxychlorid bei etwa  $150^\circ \text{C}$ . in zugeschmolzenen Röhren mit Phosphorpentasulfid behandelt, Phosphorsulfochlorid und Phosphorsäure giebt; nach der Gleichung:



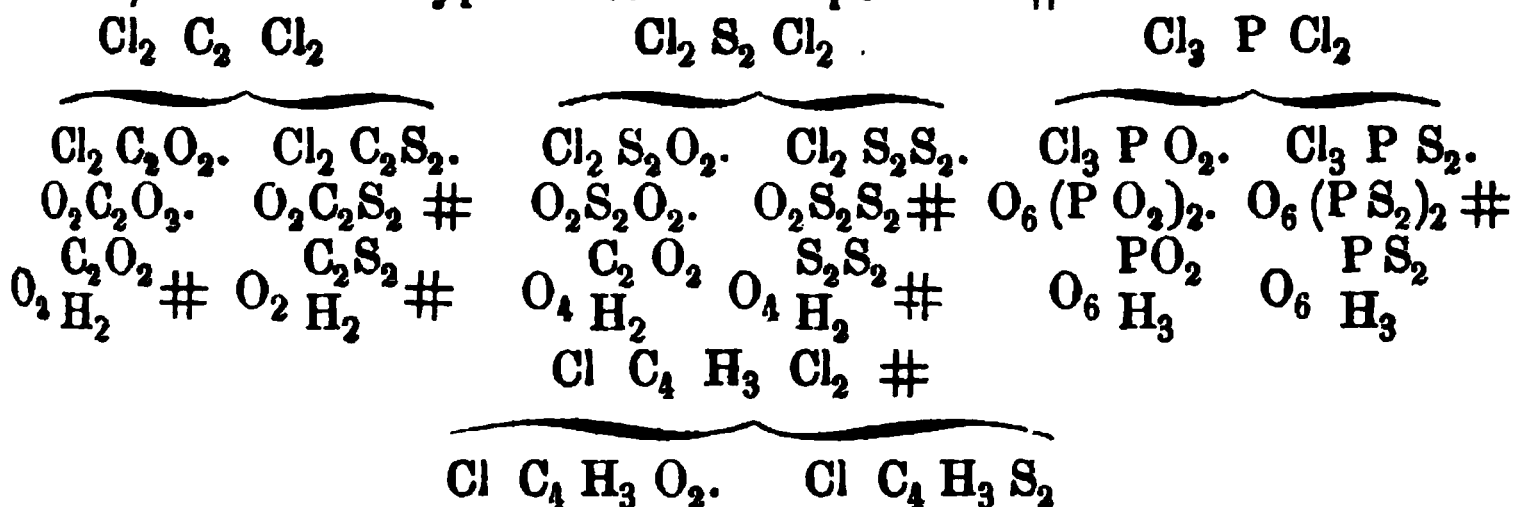
Die Phosphorsäure war dreibasische; das Phosphorsulfochlorid wurde durch seinen bei  $125^\circ \text{C}$ . liegenden Siedpunkt und eine gut stimmende Analyse erkannt.

Ich stellte nun denselben Versuch mit Chlorthionyl an, welches zu diesem Zwecke durch Behandlung von schwefligsaurem Kalk mit Phosphorpentachlorid dargestellt war, und erhielt in der That Halbchlorschwefel von dem Siedepunkte  $139^\circ \text{C}$ . und der durch eine gut

stimmende Analyse erwiesenen richtigen Zusammensetzung; die Phosphorsäure war auch hier dreibasische, und die Reaction ist demnach wiedergegeben durch die Gleichung:

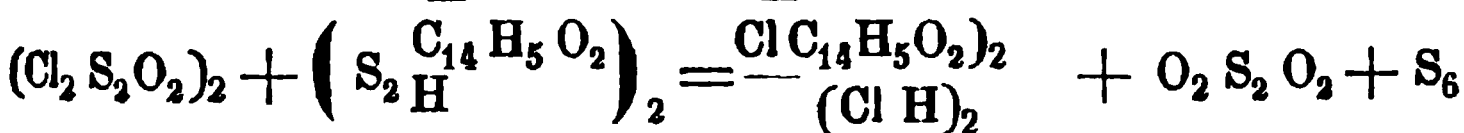
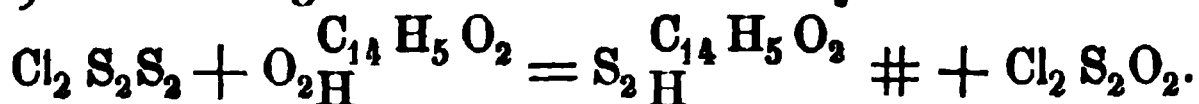


Nach diesen Resultaten unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, dass wir den Halbchlorschwefel analog dem Phosphorsulfochlorid zu betrachten haben. Wir kennen schon noch ein anderes derartiges Chlorid, in dem ein schwefelhaltiges Radical anzunehmen ist, den sogenannten Chlorschwefelkohlenstoff von Benzelius und Marcet; ferner existiren vermuthlich auch in der organischen Chemie ähnliche Körper, und ich bin mit Versuchen in dieser Richtung beschäftigt. Die Beziehungen dieser Sulfochloride zu den ihnen nahe stehenden Verbindungen zu veranschaulichen, sind die folgenden Formeln bestimmt, wobei die hypothetischen Körper mit # bezeichnet sind:

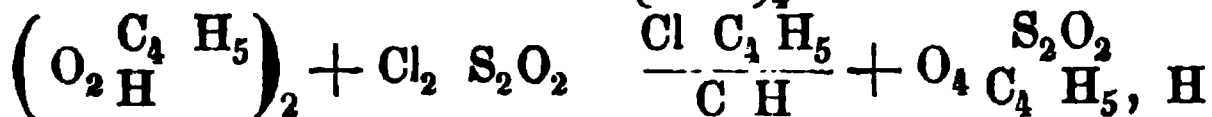
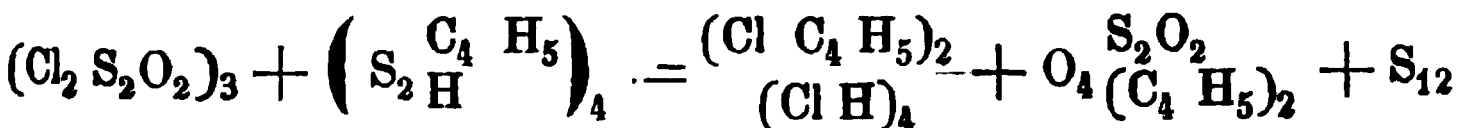
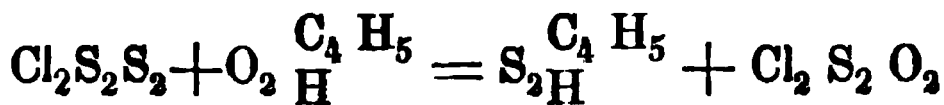


Nach diesen Betrachtungen und mitgetheilten Thatsachen lassen sich nun alle Umsetzungserscheinungen des Halbchlorschwefels in befriedigender Weise erklären.

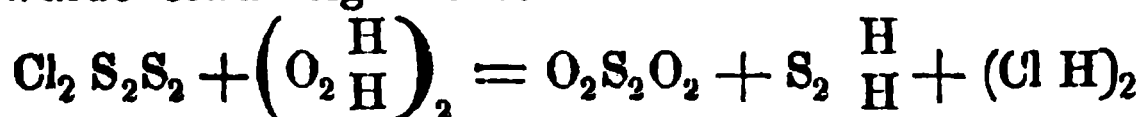
#### 1) Einwirkung auf Salze und Säurehydrate:



#### 2) Auf Alkohole:



Die Reaction des Halbchlorschwefels auf Wasser oder Alkalihydrate würde etwa folgende sein:



Die dabei auftretenden unterschweflige Säure oder Pantathionsäure würden erst durch das Zusammentreffen von Schwefelwasserstoff und schwefliger Säure gebildet sein.

# 51. Vortrag des Herrn Dr. Meidinger über eine völlig constante galvanische Batterie am 31. Mai 1858.

Die Daniell'sche Kette, in der gebräuchlichen Form mit Zinkzelle, welche die beiden Pole und Flüssigkeiten trennt, ist für den technischen Gebrauch nicht sehr ökonomisch und auch nicht allmählich constant, wenigstens nicht für solche Fälle, wo es sich, wie beim Betrieb des Telegraphen, darum handelt, auf lange Zeit durch eine zwar schwache aber möglichst gleichförmige Kraft in Verfügung zu haben.

Die Gründe hievon bestehen bekanntlich im Wesentlichen darin, dass Kupfervitriol bald endosmotisch zum Zink überdringt, wodurch dieses sich mit Kupfer überzieht und elektronegativer wird, während zugleich das Diaphragma von galvanischem Kupfer durchwachsen und gesprengt wird. Es wird dadurch ein sehr häufiges Auseinandernehmen und Reinigen der Apparate nothwendig. — Trotz dieser Missstände hat sich die Daniell'sche Batterie noch in ausgedehntem Gebrauche erhalten. Die vielfach angewendete einfache Kohlezink-Kette besitzt zwar für eine gewisse Zeit hinreichende Stetigkeit und Constanz, um Apparate, die wie der Morse'sche Telegraph in einem Relais arbeiten und nur sehr schwacher Ströme bedürfen, etwa einen Monat lang im Betrieb zu erhalten; allein für den Stationstelegraphen der Eisenbahnen, die häufig eine stets geschlossene Kette haben und direkt in Bewegung gesetzt werden, ist sie ungeeignet. Hier behielt man die Daniell'sche Batterie bei und zwar in ihrer ursprünglichen Form, da Veränderungen, die man an derselben in Vorschlag brachte, theils zu complicirt ausfielen, theils andre Missstände mit sich brachten und so ihren Zweck verfehlten.

Folgende Anordnung der Elemente einer constanten Kupfer-Zink-Batterie ohne Diaphragma erhält sich auf eine fast unbegrenzte Zeit völlig gleichartig, sowohl bei längerem Schluss wie Öffnen der Kette, wobei das Zink kaum von Spuren von Kupfervitriol getroffen wird. Da diese Kette wie in ihrer Zusammensetzung so auch in ihrer Unterhaltung sehr einfach und wenig kostspielig ist, so dürfte sie einer allgemeinen Empfehlung werth sein.

Ein etwa 220m.m. hohes und 125m.m. weites Glasgefäß ist bis zu zwei Drittel mit einer verdünnten Auflösung von Zinkvitriol angefüllt (1 conc. Lösung auf 6 bis 8 Wasser). In dieser Flüssigkeit an der Wandung des Gefäßes befindet sich ein kleineres Glas von 100m.m. Höhe und 60m.m. Durchmesser, das mit jenem durch Siegellack oder einer andern Substanz am Boden zusammengekittet ist. Die innere Wandung dieses kleinen Glases bedeckt ein Kupferblech, jedoch nicht höher wie bis zu 10m.m. vom Rande desselben. Ein Kupferdraht steht unten mit dem Blech dadurch in Verbindung, dass er einfach durch einige Löcher in demselben geschlungen ist; durch ein enges Glasröhrchen von der Höhe des grossen Gefäßes gelangt

er nach aussen. Die Mündung des Gefässes ist durch einen Kork geschlossen, in dem sich zwei Oeffnungen diametral gegenüber befinden, die eine, um eine Glasröhre von 30m.m. Durchmesser und 240m.m. Höhe, die andere, um einen Zinkstreifen von etwa 50m.m. Breite, 4m.m. Dicke und beliebiger Länge (z. B. 250m.m.) aufzunehmen. An letzteren ist ein Kupferdraht gelöthet der die Verbindung mit den Zuleitungsdrähten bewerkstelligt. Das Zink muss vor dem Gebrauche gut amalgamirt werden; es lösen sich dann die Unreinigkeiten in demselben von selbst ab, die anderweitig in der neutralen Lösung als harte Kruste auf ihm zurückbleiben und den Durchgang des Stroms verhindern (resp. das Zink in seinem elektrischen Verhalten negativer machen). Vergleichende Versuche haben gezeigt, dass man dies durchaus nicht versäumen darf, wenn man nicht die elektromotorische Kraft nach kurzem Gebrauch der Kette abnehmen soll. Die Glasröhre, deren unteres Ende mit einem dünnen Lämpchen umwunden ist, taucht bis in die Mitte des kleinen Glases ein (bei Anwendung sehr schwacher Ströme noch tiefer). Sie wird mit Kupfervitriolkrystallen angefüllt und voll erhalten; diese bilden bald eine concentrirte Lösung, welche als schwerere Flüssigkeit durch das Lämpchen nach unten dringt und das Kupferblech bis zur Hälfte berührt. Der Zinkstreifen taucht etwa 45m.m. tief in die Zinkvitriollösung ein, möglichst gegen die Wandung des Gefässes geneigt, damit die von Zeit zu Zeit sich ablösenden Unreinigkeiten nicht in die Kupfervitriollösung fallen können. (Bei geringem äussern Leitungswiderstand hat man es in der Gewalt, durch die Tiefe seiner Einsenkung die Stromstärke bis zu einem gewissen Grad zu reguliren.) Durch Verbindung der beiden Pole tritt der galvanische Process ein; Zink löst sich auf, Kupfer wird auf das Kupferblech gefällt, gleichzeitig lösen sich die Krystalle in der Glasröhre weiter und sinken nach. —

Die elektromotorische Kraft dieser Kette ist dieselbe wie bei der gewöhnlichen Daniell'schen Batterie; ihr innerer Leitungswiderstand ist aber viel bedeutender. Doch ist dies für telegraphische und andere Zwecke, wo der äussere Leitungswiderstand des Schliessungsdrahts sehr gross ist, ohne jeden Einfluss.

Die gleichartige Beschaffenheit und Oekonomie der Kette beruhen wesentlich darin, dass die Kupfervitriollösung nicht aus dem kleinen Gläschen gelangt und in die übrige Flüssigkeit diffundirt, wo sie in Berührung mit dem Zink kommen würde. Ursprünglich kann die Kupferlösung nur ein äusserst geringes Bestreben haben, höher als die Mündung der Glasröhre zu steigen; auf derselben ruht eine verdünnte Zinkvitriollösung, wie sie in ihr selbst vorhanden ist; es ist somit für diese keine Veranlassung da, sich zu senken und mit dem Kupfervitriol den Platz zu wechseln. Besondere Versuche ergaben, dass in einem solchen Fall kaum Spuren von letzterem binnen eines Monats einen Zoll hoch gelangten. Diese Verhältnisse ändern sich jedoch während der Thätigkeit der Batterie. Die stets

nachsinkenden Kupfervitriolkrystalle drängen einen Theil der Flüssigkeit aus dem kleinen Glase heraus; durch das in denselben enthaltene Krystallwasser wird die Kupferlösung allmählig ärmer an Zinkvitriol, umgekehrt wird die äussere Flüssigkeit reicher an Zink durch das sich lösende Zink. Nothwendigerweise tritt eine Diffusion ein, in Folge derselben beginnt der Kupfervitriol die Höhe zu steigen. Derselbe kann jedoch nicht, oder höchstens nur in Spuren, aus dem Gläschen herausdringen, da er durch die Wirkung des Stroms vorher sein Kupfer auf die obere Hälfte des Pols, die dem Zink zunächst befindlich ist, abgeben muss. Es ist in der That schliesslich bloss das Krystallwasser des festen Kupfervitriols, welches langsam nach oben diffundirt, während Zinkvitriol nach unten dringt.\*) In Folge dieses Umstandes bedeckt sich das Kupferblech ziemlich gleichförmig auf seiner oberen wie unteren Hälfte mit Kupfer. Zu bemerken ist noch, dass dasselbe auch ausserdem einem galvanischen Process unterworfen ist, da es in verschiedenen Flüssigkeiten steht; dadurch löst es sich allmählig oben auf, während unten Kupfer gefällt wird, (aus diesem Grunde muss der die Leitung nach aussen bewerkstelligende Kupferdraht isolirt sein). Bedarf man nur sehr schwacher elektrischer Ströme, so ist es darum zweckmässig, die mit Kupfervitriolkrystallen gefüllte Röhre noch tiefer, selbst bis auf den Boden des Glases zu senken. Beim Transport muss man natürlich sehr sorgfältig mit dem Apparat umgehen, damit die Kupfervitriollösung nicht in unnöthige Schwankungen geräth und aus dem Gläschen heraustritt.

Die Unterhaltung der Batterie besteht einfach darin, dass man von Zeit zu Zeit den Zinkstreifen herunterdrückt und die Glasröhre mit Kupfervitriolkrystallen (die möglichst rein und nicht gestört sind) wieder anfüllt. In ihrem äusseren Ansehen verändert sich dann die Kette nicht im geringsten, nur dass der Spiegel der ganzen Flüssigkeit sich langsam hebt.

Die Dauer der Batterie hängt unter diesen Umständen nur von der Quantität Flüssigkeit ab, welche das Glasgefäss fassen kann. Hat sich dieselbe im Lauf der Zeit mit Zinkvitriol gesättigt, so dass eine Krystallbildung am Zink den Strom zu unterbrechen droht, so reicht es jedoch hin, vermittelst eines Hebers, für den eine eigene Oeffnung in dem Kork vorhanden sein muss, den grössern Theil der Lösung abzuziehen und reines Wasser wieder zuzusetzen. In der Praxis dürfte dies bei den beschriebenen Dimensionen der Batterie nur sehr selten nöthig werden (erst nachdem etwa drei Pfund Kupfervitriol verbraucht sind, womit man hier jedoch wenigstens doppelt so weit reichen wird als seither.) Das gänzliche Auseinandernehmen

---

\*) Diese Diffusionserscheinung liesse sich übrigens fast vollständig dadurch unterdrücken, dass man den Kupfervitriolkrystallen gelegentlich etwas festes Zinkvitriol zusetzte.

der Batterie wird blos dann erforderlich sein, wann der Kupferpol ganz massiv von galvanischem Kupfer geworden ist. Ein solcher Fall wird voraussichtlich erst nach Jahren eintreten.

52. Vortrag des Herrn Prof. Kussmaul über die einhörnige Gebärmutter ohne und mit verkümmertem Nebenhorne am 31. Mai 1858.

Nach einer Einleitung über die Entwicklung der Gebärmutter und ihre verschiedenen Bildungsfehler geht K. zu einer genaueren Beschreibung der einhörnigen Gebärmutter ohne und mit verkümmertem Nebenhorne über.

Veranlassung zu diesem Vortrage gab die Auffindung dreier, früher misskannter Präparate von *Uterus unicornis cum rudimento alterius* in den hiesigen anatomischen Sammlungen.

Das eine wurde von Tiedemann in Meckel's Archiv 1819, Bd. V, S. 134 als *Uterus* mit zwei entwickelten Hörnern beschrieben, obwohl nur ein solches vorhanden ist, das linke, während das rechte nur durch einen dünnen, schmalen, aber sehr langen Faserstreifen dargestellt wird, der vom Halse des entwickelten Hornes abgeht. Letzteres besitzt einen ausgebildeten Eileiter und Eierstock, auf der rechten Seite dagegen findet sich der Eileiter nur in Gestalt einiger Fransen angedeutet, der Eierstock aber ist grösser, als der rechte, und das runde Mutterband von ungewöhnlicher Stärke. Niere einfach, doppelt so gross, als gewöhnlich, lag auf der Mitte der Wirbelsäule, und besass einen Harnleiter. Der *Uterus* stammt von einem neugeborenen Mädchen.

Das zweite, sehr merkwürdige Präparat wurde von Czihak in s. Diss. inaug. de graviditate extrauterina, accedit descriptio memorandae cujusdam graviditatis tubae dextrae, Heidelb. 1824, unter den Auspicien Tiedemann's als Fall von Eileiterschwangerschaft beschrieben. Ein genaueres Studium desselben lehrt jedoch zur Evidenz, dass es sich hier um Schwangerschaft in einem mangelhaft entwickelten Nebenhorne einer einhörnigen Gebärmutter handelt, was K. durch die Demonstration darthut.

Dasselbe gilt für ein Präparat, welches von Heyfelder 1835 dem verstorbenen Geh. Rath Nägele geschenkt, und in Schmidt's Jahrb. 1836, Bd. XI, S. 280, sowie in d. Med. Ztg. des Vereins f. Heilk. in Preussen 1835, No. 51 als Fall von Eileiterschwangerschaft beschrieben wurde. Auch hier handelt es sich um Schwangerschaft in einem verkümmerten Nebenhorne, und der Beweis wird gleichfalls durch das vorgelegte Präparat geführt.

Ein genaueres Studium der Literatur des *Uterus duplex* und der *Graviditas tubaria* lehrte den Redner wenigstens ein Dutzend hieher mit Bestimmtheit oder doch Wahrscheinlichkeit zu ziehende Beobachtungen kennen:



1) Bestimmt eine von Dionis, Cours d'Anat. de l'homme p. 309 et seq. — Ephemerid. med. phys. German. Acad. nat. cur. Decur. II. A. II. p. 477 et seq.;

2) bestimmt eine von Canestrini, historia de utero duplici alterutro quarto graviditatis mense rupto, in Hungaria anno 1782 in cadavere ab auctore invento. Augustae Vindel. 1788;

3) bestimmt eine von Fritze, Diss. sist. observ. de conceptione tubaria cum epicrisi conceptionis tubaria in genere et huiusmodi casus in specie. Argentorati 1779.

4) bestimmt eine von Güntz, Diss. inaug. de conceptione tubaria, duabus observationibus Lipsiae nuper factis illustrata. Lips. 1831. — Das Präparat befindet sich noch in Leipzig. Die richtige Deutung dieses Falles wurde von H. Prof. Credé in Leipzig, welchen sich K. um Auskunft wandte, beglaubigt;

5) sehr wahrscheinlich eine von Drejer, Journ. f. Med. Chirurg. May 1834, übersetzt in El. v. Siebold's Journ. f. Geburtsh. 1835, Bd. XV, S. 142;

6) sehr wahrscheinlich eine von Ingleby, Edinb. med. surg. Journ. Vol. 42. 1834, p. 350;

7) bestimmt eine von Rokitansky, Handb. d. pathol. Anat. 1842, III. Bd., S. 519;

8) bestimmt eine von Scanzoni, Verhandlungen der phys. med. Gesellsch. in Würzburg, Bd. 14, 1854;

9) sehr wahrscheinlich eine von Behse, Diss. de graviditate in specie et de graviditate extrauterina in genere, Dorpat 1852;

10) wahrscheinlich eine von Ramsbotham, Practical observations in Midwifery; with a selection of cases. Part. I. 1800. Case 85, p. 407;

11) vielleicht eine, mitgetheilt im Buffalo med. Journ. Sept. 1846, aufgenommen in Lond. med. Gaz. N. S. Vol. V. 1847, p. 520;

12) u. 13) die schon angeführten Beobachtungen von Czihak und Heyfelder. —

Schliesslich liefert K. folgende Grundzüge einer Physiologie der einhörnigen Gebärmutter mit und ohne Nebenhorn.

1. Die Menstruation scheint bei einhörniger Gebärmutter mit und ohne Nebenhorn wie bei regelmässig gebildeter Gebärmutter sich zu verhalten.

Die Beobachtungen von Canestrini, Fritze, Güntz, Drejer, Heyfelder, Scanzoni und Behse lehren, dass die Monatsblutungen zu der gewöhnlichen Zeit der Geschlechtsreife einzutreten mit 16 Jahren: Güntz; mit 15 Jahren: Drejer); dass sie in den gewöhnlichen Zwischenzeiten wiederkehren, dass sie selbst längere Zeit (8 Tage: Canestrini), und in reichlicher Menge andauern können, und dass sie in der Regel mit Eintritt der Schwangerschaft ausbleiben. Nur in dem Falle von Dionis währte annäherungsweise die Menstruation nach der Schwängerung, obwohl in geringerer Menge, fort und erschien erst im 5ten Monate nicht mehr.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu  
Heidelberg.

(Fortsetzung.)

---

2. Die nur einhäftige Entwicklung der Gebärmutter beeinträchtigt ihre Fähigkeit, geschwängert zu werden, nicht, bedingt also keine Unfruchtbarkeit. Wo diese stattfindet, müssen noch andere Abweichungen von der Regel gegeben sein. So litt z. B. eine unfruchtbare, spärlich menstruirte Frau, deren einhörigen Uterus Rokitansky abbilden liess, an Verwachsung des, übrigens narbigen, Eierstockes mit dem Fransenende des Eileiters.

3. Bei einhöriger Gebärmutter mit verkümmertem zweitem Horne gestatten das entwickelte, wie das mangelhaft ausgebildete Horn befruchteten Eiern Aufnahme und Entwicklung.

4. Die Schwängerung eines verkümmerten Hornes wurde in Fällen beobachtet, wo kein Verbindungskanal mit dem entwickelten Horne nachgewiesen werden konnte (Czihak, Ingelby). Es ist unwahrscheinlich, dass in diesen Fällen ein solcher Kanal auch vor der Schwangerschaft nicht bestanden habe, und das Verbindungsstück ursprünglich solid gewesen sei. Es liesse sich freilich denken, die Samenfäden seien durch das ausgebildete Horn und den Eileiter desselben in die Bauchhöhle und zu dem Eierstocke des Nebenhorns gelangt, wo sie ein reifes Ei angetroffen und befruchtet hätten. Das befruchtete Ei wäre dann durch den Eileiter dieser Seite in das Nebhorn gelangt und hätte sich hier entwickelt. Diese Theorie klingt jedoch nicht wenig abenteuerlich, und es ist wahrscheinlicher, dass der Verbindungskanal früher bestanden habe und erst in Folge der Schwangerschaft verschlossen worden sei. Die Verschlussung geschieht möglicherweise theils durch Druck von den sich ungemein erweiternden Gefässen, theils durch eine Decidua-artige Wucherung der Schleimhaut des Verbindungskanales, wie dies in der That von Rokitansky beobachtet wurde.

5. Eine Beobachtung von Chaussier widerlegt das Dogma der Alten von der Abhängigkeit des Geschlechtes von dem Eierstocke der rechten und linken Seite, wornach die Knaben von der einen und die Mädchen von der andern abstammten. Eine Frau mit Ut. unicornis und einem Eierstocke gebär zahlreiche Kinder verschiedenen Geschlechts.

6. Die einhörige Gebärmutter mit und ohne Nebhorn kann Zwillinge beherbergen. (Chaussier, Scanzoni.)

7. Die einhörige Gebärmutter mit und ohne Nebenhorn kann wiederholt und sogar sehr oft (10 mal: Chaussier) geschwängert werden (Chaussier, Canestini, Drejer, Heyfelder, Ingelby, Rokitansky, Scanzoni, Behse).

8. Die einhörige Gebärmutter mit und ohne Nebenhorn ist vollständig befähigt, Früchte, sogar Zwillinge (Chaussier) auszutragen. Die Frau, von der Chaussier u. Granville berichten, war die Mutter von 11 Kindern, die Frau in Heyfelders Beobachtung gebar vier lebende kräftige Kinder; die, welche Drejer beobachtete, 5 ausgetragene. (Vgl. ferner die Fälle von Canestini, Ingelby, Scanzoni und Behse).

9. Es liegt kein Grund vor, die Behauptung aufzustellen, der geschwängerte Uterus unicornis sei zu Abortus geneigt. Nur einmal wird dieses Zugeschrieben, in den Fällen von Chiarini Scanzoni. Jener aber betraf eine syphilitische Person und Syphilis disponirt bekanntlich zu Fehlgeburten; in diesem handelte es sich um eine erste Niederkunft mit Zwillingen, die auch bei normaler Gebärmutter gerne vor der Zeit erfolgt, und die Frau gebar hernach noch drei Kinder, die am Leben blieben.

10. Anders gestaltet sich die Sache, wenn das Nebenhorn schwängert wird. In allen Fällen, mit Ausnahme eines einzigen (Fritze), kam es zum inneren Abortus, d. h. zur Zerreißung des Fruchtsackes mit Austritt des Eies oder der Frucht allein in die Bauchhöhle und tödtlicher Verblutung. Dieses Ereigniss erfolgte einmal im 6. Monate (Dionis, Czihak, Behse), zweimal im 7. (Güntz, Drejer), viermal (od. fünfmal, wenn der Fall von Ranbotham gerechnet werden darf,) im 4. (Canestini, Ingelby, Heyfelder, Scanzoni), einmal im 3. (Rokitansky). — In der merkwürdigen Beobachtung von Fritze starb die Frucht im 5. Monate ab, ehe es zur Berstung kam und blieb dreissig und einige Jahre lang in dem verknöchernden Fruchtsacke, bis endlich in seinem Innern Verjauchung eintrat, vielleicht indem das allmählig scharfe Kantengewinnende Steinkind die innere Wand des Fruchtsackes durch mechanische Reizung in Entzündung und Eiterung versetzte.

11. Die Rissöffnung des geschwängerten Nebenhorns findet sich in allen Fällen in der Nähe und über der Einsenkungsstelle des Eileiters, also entsprechend der Hornspitze, d. i. der Gegend, wo die Wandungen bei der ungeschwängerten einhörigen Gebärmutter am dünnsten sind. Im Umfange der Rissstelle erschien nach der einstimmigen Angabe aller Untersucher die Wand des Fruchtsackes außerordentlich verdünnt. So scheint denn die Entwicklung der Mucosubstanz an der Spitze mit dem fortschreitenden Wachsthum des Eies nicht den gleichen Gang einzuhalten und dadurch schließlich die Zerreißung bedingt zu werden. Eine leichte Umstülpung der Rissränder findet sich an dem Präparate von Heyfelder. In dem Falle von Drejer ist die Umstülpung viel beträchtlicher gewesen.

12. Bei der Schwängerung des Nebenhorns war die einhörige

ärmutter in allen Fällen zugleich vergrössert, ihre Muskeln hatte zugenommen, ihre Körperhöhle war mit einer Decidua und ihr Halskanal mit einem Schleimpfropfe erfüllt.

13. Das Befinden der Frauen bei Schwangerschaft in der einzigen Gebärmutter oder in einem Nebenhorne wechselt nach den Individualitäten sehr. Während z. B. die Magd, deren Geschichte ntz gab, sich während ihrer Schwangerschaft ganz wohl befand, die Frau, von der uns Dionis erzählt, an Ekel, Erbrechen, Gelenks-, Schmerzen der Brüste, fühlte mit  $4\frac{1}{2}$  Monaten Kindebewegungen in der linken Seite, aber höher oben, als gewöhnlich der Fall und legte sie sich auf die rechte Seite des Leibes, so empfand einen bis zur Ohnmacht sich steigernden Schmerz. Zweimal befielen sich Weiber, die schon mehrmals geboren hatten, gerade in der letzten Schwangerschaft, die im Nebenhorn verlief, auffallend, und von allen Zufällen befreit, die sie während der früheren Schwangerschaften heimgesucht hatten (Heyfelder, Scanzoni), einmal verlief die Schwangerschaft des Nebenhorns bis zum Eintritte der Fehlgeburt gerade so, wie die beiden früheren des ausgetreten Hornes (Canestrini). — Das Weib, von dem uns Fritze berichtet, litt dreissig Jahre lang an öfterem Erbrechen, schlechter Verfassung, und war unvermögend, schwere Arbeiten zu verrichten.

14. Der Geburtshergang nach Schwangerschaft des ausgetreten Hornes scheint in allen Fällen ohne besondere Schwierigkeiten erfolgt zu sein, und wiederholt wird leichter Geburten, selbst starkem Kindern (Heyfelder), Erwähnung gethan. — Kines der, welche in Canestrini's Falle glücklich geboren worden, stellte sich mit den Füßen zur Geburt gestellt.

15. Auch das Wochenbett bedingt bei Uterus unicornis keine besonderen Gefahren. Zwei Frauen allein erlagen im Wochenbette, die eine nach 9 glücklich überstandenen Wochenbetten in Folge des Herzleidens (Chaussier), die andere starb in einem grossen Krankenhause, wo Puerperaeefieber endemisch sind, an Endometritis septica (Chiari). In den Fällen von Canestrini, Drejer, Ingleby, Heyfelder, Scanzoni und Behse dagegen wurden wiederholte Wochenbetten ohne besondere Zufälle überstanden, wahrscheinlich auch in Fällen von Rokitansky.

16. Die 4 Fälle von Uterus unicornis ohne Nebenhorn, in denen zusammen mindestens 14 mal Schwangerschaft stattgefunden hatte, betrafen alle rechtseitige Gebärmutter.

17. In den Fällen von Uterus unicornis mit geschwängertem Nebenhorn befand sich das letztere auf der linken Seite sechsmal \*) (Dionis, Fritze, Güntz, Ingleby, Rokitansky, Scanzoni), auf der rechten fünfmal (Canestrini, Czihak, Drejer, Heyfelder u. Behse. Wie-

---

\*) Siebenmal, wenn die Beobachtung von Ramsbotham hierzu gezählt werden darf.

derholte Schwangerschaften gingen hier voraus in dem entwickelten Horne der rechten Seite bei drei Weibern (Ingleby 6mal, Rattansky, Scanzoni 4mal), darunter einmal Zwillingschwangerschaft (Scanzoni), der linken Seite bei 4 Weibern (Canestrini 3mal, Drejer 5mal, Heyfelder 4mal, Behse 2mal). — Im Ganzen wurde in diesen Fällen die linke Seite mindestens 17mal, die rechte 18mal geschwängert.

18. Die Schwangerschaft in Nebenhörnern wurde fast ausnahmslos noch an der Leiche für Eileiterschwangerschaft gehalten. Würdigerweise haben die frühesten Beobachter, Dionis und Canestrini richtiger gesehen, als die späteren und neueren.

Schliesslich spricht K. den Herren Geh. Hofrath Lange und Prof. Nuhn, die ihn mit grösster Liberalität bei seiner Arbeit in Ueberlassung der den öffentlichen Sammlungen dahier einverleibten Präparate unterstützten, seinen besten Dank aus, und verweist auf seine demnächst bei Stahel in Würzburg erscheinende, mit zahlreichen Holzschnitten versehene Monographie über Mangel, Verengerung und Verdopplung der Gebärmutter.

### 58. Vortrag des Herrn Prof. N. Friedreich über Amyloiddegeneration.

Nachdem ich bei meinen Untersuchungen über die concentrischen Amyloidkörper der Lungen (Virchows Archiv f. pathol. Anat. X. Bd., S. 507) zu dem schliesslichen Resultate gekommen war, dass dieselben ihre Entstehung dem Faserstoffe extravasirter Massen verdanken, waren meine ferneren Untersuchungen zunächst darauf gerichtet, auch an älteren Faserstoffgerinnungen anderer Lokalitäten die amyloide Umwandlung nachzuweisen, um so neue Stützen für die Richtigkeit der oben ausgesprochenen Anschauung zu gewinnen. Vielfältige Versuche, welche theils an älteren, in verschiedenen Abschnitten des Gefässsystems vorgefundenen Thrombusmassen, theils an älteren faserstoffigen Entzündungslagen seröser Häute, an amorphen Extravasatgerinnseln der mannigfaltigsten Lokalisationen angestellt wurden, liessen nirgends zu einem befriedigenden Resultate kommen. Dagegen gelang die Reaktion aufs Vollständigste an alten, entfärbten Faserstofflagen im Innern eines Hämatocoeles. Dieselben stellten grossentheils zwiebelartig geschichtete, glasige Massen von ziemlich homogenem und häufig hellgelblichem Aussehen dar, in welche hie und da leichte körnige Einsprengungen oder einzelne eingelagerte Fettkörnchenkügelchen (metamorphosirte farblose Erythrocyten?), mitunter auch rothe spiessförmige und rhombische Hämatoidinkrystalle, sowie grosse Haufen krystallinischen Cholestearins eingelagert fanden. Alle diese alten Fibrinschichten, an denen sich übrigens keine Spur organisatorischer Vorgänge erkennen liess, ergaben die schönsten amyloiden Reaktionen, indem Zusatz von Jod

die bekannten rothen, und nachheriger Schwefelsäurezusatz die prächtigsten violetten und blauen Färbungen erzeugte. Doch war die Reaktion keine bleibende, sondern war bereits nach wenigen Stunden wieder verschwunden, indem das Violett allmählig in eine schmutzig braune und von da in eine schmutzig gelbe Färbung überging.

Ein anderer Fall aber, der für die Kenntniss der amyloiden Erkrankung von nicht geringer Bedeutung sein möchte, soll in Nachstehendem mitgetheilt werden. Ausser dass sich aus demselben einige neue anatomische Thatsachen ergeben, dürfte derselbe andererseits auch noch dadurch von ganz besonderem Interesse erscheinen, als es in demselben gelang, eine hinreichende Menge amyloider Substanz zu isoliren und mit derselben zum ersten Male eine chemische Elementaranalyse zu veranstalten.

Der Fall betraf die 36jährige Anna Maria Klein von Plankstadt, welche von meinem Vorgänger, Herrn Prof. Duchek unter der Diagnose „Morbus Brightii und Malariacachexie“ im hiesigen akademischen Hospitale behandelt wurde und welche gerade an demselben Tage zur Sektion gelangte, an welchem ich in meine neue Stellung dahier eingetreten war. Die Kranke wurde im Herbst 1856 von Kopfschmerz, Abgeschlagenheit und anderweitigen allgemeinen Erscheinungen befallen, welche sich in kurzer Zeit zu ausgebildeten Intermittensanfällen mit tertianem Typus gestalteten, die mit Unterbrechung einiger Wochen ein ganzes Jahr lang dauerten, so dass sich dadurch allmählig Schwäche und Abmagerung einstellten. Dabei will Pat. häufige Schmerzen in der Milzgegend gehabt haben. Später traten auch Diarhoeen und zuweilen Erbrechen ein. Seit dem Herbst 1857 bemerkte die Kranke ihren Leib an Umfang wachsen, was sich nach und nach so steigerte, dass Ende Dezember desselben Jahres die Paracentese des Abdomens vorgenommen werden musste. Am 14. Jan. 1858 wurde die Kranke in das akademische Hospital aufgenommen. Als Stat. praes. ergab sich eine bedeutende Abmagerung; Oedem der Füsse und Unterschenkels bis ans Knie; an der Haut des Unterschenkels zeigte sich eine pseudoerysipelatöse Röthe und eine kleine eiternde Fläche; Appetitlosigkeit, zuweilen Uebelkeit, hartnäckige Diarhoeen, Kopfschmerz in beiden Schläfengegenden, Schwindel und Ohrensausen, namentlich in aufrechter Körperstellung. Die objektive Untersuchung ergiebt ein systolisches Blasen am Herzen, dessen Grösse übrigens normal ist. Nonnengeräusch an den Halsvenen; Arterien eng und schwach pulsirend, 96 Schläge. An den beiden Thoraxhälften hinten und unten Dämpfungen bei der Perkussion mit sehr schwachem Respirationsgeräusche daselbst. An den oberen Theilen der Lunge einzelne feuchte Rasselgeräusche. Katarrhalische, zuweilen mit etwas Blut tingirte Sputa. Leber ohne nachweisbare Veränderung; dagegen zeigt sich die Milz um das Doppelte vergrössert. Das Abdomen stark gespannt, ausgedehnt und lässt sich sowohl durch das Gefühl der Fluktuation, wie durch die Perkussion ein reichlicher Erguss im Peritonealcavum nachweisen.

Der Harn dunkel gefärbt, spärlich, sein spezif. Gewicht 1,018; beim Kochen, sowie nach Zusatz von Salpetersäure bildet sich ein starr Albuminsediment. Wegen Zunahme des Ascites und dadurch immer heftiger werdenden Athemnoth wurde am 30. Januar zum 2. Mal die Paracentese des Bauchs vorgenommen, durch welche etwa 2 Schoppen einer hellgelben, sehr albuminreichen Flüssigkeit entnommen wurden. In den nächsten Tagen nach der Operation grosse Erleichterung; das Oedem der Beine hatte sich sehr vermindert und auch der Albumingehalt des Harns war geringer geworden. Die Stühle waren etwas mehr breiig und erfolgten nur ein paar Male des Tages, auch der Appetit hatte sich gebessert. Doch bereits am 16. März war der frühere Zustand wieder in einer solchen Weise zurückgekehrt, dass wegen qualvoller Dyspnoe die 3. Paracentese vorgenommen werden musste, welcher, wie das vorige Mal, Erleichterung der Symptome folgte. Jedoch wurde am 1. März, ebenso am 18. März die Wiederholung der Paracentese nöthig. Am 29. März war der Ascites wiederum aufs Höchste gestiegen; es hatte sich ein starkes Oedem der Bauchdecken und Genitalien dazugesellt, die Diarrhoeen hatten wieder zugenommen und unter zunehmender Schwäche und Collapsus verschied die Kranke an genanntem Tage Nachmittags 3 Uhr.

**Sektion:** Gravierender Körperbau, blassgelbe Hautdecken, Oedem der unteren Extremitäten und der Bauchdecken; atrophische, blasse Muskeln. Das knöcherne Schädeldach dick und kompakt; auf der Scheitel einige flache Epostosen. Die Dura mater anämisch; die Pia mater leicht serös infiltrirt und längs des Verlaufes der grösseren Gefässe von weisslicher Trübung. Etwas Serum in den Seitenventrikeln. Gehirnschubstanz ohne besondere Veränderung. Die rechte Lunge durch einzelne ältere Adhäsionen mit der Thoraxwand verwachsen, die linke Lunge frei; nirgends Spuren von Tuberkelbildung. In den Bronchien mässige Mengen schleimigen Sekrets. Doppelkammeriger Hydrothorax mit Compression der unteren Lungenlappen. Im Perikard geringe Mengen Serum. Das Herz klein, prall kontrahirt, in seinen Höhlen nur wenig dünnflüssiges Blut; die Muskulatur derselben dunkelbraun, stark pigmentirt, sehr derb und auf dem Durchschnitt von fast speckartigem Glanze. Im Abdomen sehr viel hellgelbe ascitische Flüssigkeit, in welcher nur spärliche gallertige Gerinnselsetzen sich vorfinden und durch welche das Zwerchfell bis herauf zur 4. Rippe verschoben ist. Das Netz sehr atrophisch. Die Leber klein und geschrumpft, ihre Kapsel an vielen Stellen schwierig verdickt, von wo aus sich derbe und mächtige Bindegewebszüge ein Stück weit in das Leberparenchym hinein fortsetzen und letzteres dadurch narbig missgestalten. In diesen sehnig weissen, narbigen Bindegewebszügen der Kapsel, sowie der Leber fallen einzelne erbsen- bis bohnen-grosse, rundlich umschriebene, mehr gelbweisse Knoten auf, welche, wie das Mikroskop zeigt, aus Bindegewebspartien bestehen, deren Bindegewebskörperchen in weitgediehenem Grade fettig entartet sind. Diese Zustände finden sich sowohl am kleinen,



wie am grossen Leberlappen, welcher letzterer ausserdem noch an seiner Oberfläche mit theils kugeligen, theils spitzigen oder zapfenförmigen, sehr derben bindegewebigen Fortsätzen besetzt ist. Durch diese Prozesse zeigt sich die Leber sehr difform und in einzelne kugelige Parthieen abgeschnürt; zwischen die feineren Parenchymtheile der Leber jedoch sieht man die Bindegewebswucherung sich nicht hinein fortsetzen, und findet sich überhaupt ihr Parenchym, mit Ausnahme einer durch Pigmentgehalt der Leberzellen bedingten, mehr braunen Färbung nicht wesentlich verändert. Auch in der Gegend der Porta zeigt sich viel schwieliges Gewebe, jedoch ohne merkliche Strikturen der V. porta. Die Gallenblase durch derbe Adhäsionen mit dem Querkolon verbunden. Die Milz bedeutend vergrössert, von wachsartiger Härte und einer starken Knickung am oberen Ende, bietet im Ganzen das Aussehen und den Habitus einer exquisiten Amyloidmilz. Jedoch sieht man schon durch die Kapsel eine ausgedehnte Partie der Milz grauweisslich hindurchschimmern und findet sich auch, dieser Stelle entsprechend, auf dem Durchschnitt das Milzparenchym zu einer unregelmässig begränzten, vollständig blutleeren Masse umgewandelt, welche im Centrum mehr weissliche und weissgelbe Parthieen zeigt, weiter nach Aussen dagegen ein graulichweisses durchscheinendes, dem weissen Wachse auch an Consistenz vollständig ähnliches Verhalten annimmt. Diese Masse verlor sich mit nicht ganz scharfer Begränzung in das Gewebe der übrigen, den charakteristischen Habitus einer gewöhnlichen blasseröthlichen Wachsmilz darbietenden Pulpe, und wurde wegen ihres dem weissen Wachse so vollständig in jeder Beziehung gleichenden Habitus schon an der Leiche, noch bevor die chemischen Reaktionen angestellt werden konnten, für möglichst reine amyloide Substanz diagnostiziert. Die Schilddrüse mässig vergrössert durch ältere und frischere Colloidknoten. Auf der Schleimhaut der hinteren Pharynxwand, sowie auf jener der vorderen Fläche des Gaumensegels einzelne narbige Stellen und mehrere derbe, flache Erhabenheiten von rundlicher Form, ähnlich der der Papules muqueuses. Die Tonsillen etwas geschwollen. Im Magen, dessen Schleimhaut mit einem zähen, gelblichen Schleime bedeckt ist, spärliche Speisereste. Die Schleimhaut des übrigen Digestionskanales blass, anämisch, leicht geschwellt und von eigenthümlichem Glanze; nur im Kolon stellenweise schieferige Pigmentirung. Im Endtheil des Ileums, sehr nahe dem Cöcum, fand sich ein etwa kreuzergrosses rundliches, bis auf die Submucosa dringendes Schleimhautgeschwür von zackiger buchtiger Begränzung und etwas derben, erhabenen Rändern; die Basis des Geschwürs war gereinigt und zeigte keinen spezifischen Charakter. Ein zweites, weit umfangreicheres Geschwür sass im Cöcum, gleich an der Klappe; dasselbe drang gleichfalls bis theils auf die Submucosa, theils auf die Muskelschichte, zeigte ebenfalls buchtige, etwas dicke, derbe Ränder und war mit seiner Längsausdehnung in der Queraxe des Kolons gelagert. Jede Spur von Tuberkelgranulation fehlte ebenso in der Basis,

wie den Rändern oder der Umgebung des Geschwüres. Die Nieren vielleicht etwas grösser, sehr derb und fest; die Cortikalis hell, anförmlich, sehr derb und glänzend; die Pyramiden hellroth. In der Harnblase ein wenig dunkler Harn. Der Uterus sehr derb und etwas vergrössert, wie es schien in Folge von interstitieller Bindegewebswucherung. Am Introitus und im Anfangstheil der Scheide mehrere, theilweise ziemlich umfangreiche Narbenbildungen mit wenig weisser Schrumpfung und strahliger Einziehung der Schleimhaut. Die grossen und kleinen Nymphen ödematös.

Das Resultat der mikroskopischen Untersuchung der Organe ergab zunächst in der Leber nur an den Wandungen einzelner Blutgefässe die amyloide Degeneration in mässigem Grade; dagegen erschienen die Leberzellen nirgends amyloid erkrankt, sondern nur von etwas reichlichem, körnigem Pigmentgehalte. Es erschien dieser Mangel der amyloiden Degeneration am Leberparenchym um so auffällender, als doch das Parenchym der Milz die Entartung in so ungewöhnlichem und vollständigem Grade darbot, dass ein Theil derselben geradezu durchaus in reine Amyloidsubstanz umgewandelt war. Nahm man etwas von der beschriebenen, weissen wachsartigen Parthie der Milz unter das Mikroskop, so konnte man hier alle Bestandtheile derselben, ebenso die Zellen, wie das Balkengewebe, wie die Gefässe in die homogene, die Jodschwefelsäurereaktion aufs Prächtigste ergebende glasige Amyloidsubstanz umgewandelt sehen, bei völliger Anämie dieser Theile. Nur hie und da sah man in dieser Masse noch einzelne kleinere Partikelchen oder grössere Gefässe, an denen die Amyloidreaktion nicht zu Stande kam. Die oben beschriebenen weissgelblichen Stellen in der Mitte der wachsartig weissen Masse der Milz verdankten ihr Aussehen ziemlich viel feinkörnigem Fett, welches in die amyloide Masse eingestreut war, und zwar liess sich bei genauerer Untersuchung verfolgen, dass dasselbe durch Fettdegeneration der Bindegewebskörper des Balkengewebes an dieser Stelle frei geworden war, während die Bindegewebsgrundsubstanz der letzteren in amyloide Substanz umgewandelt erschien. Der übrige Theil der Milz bot das bekannte Verhalten der gewöhnlichen hellröthlichen Wachsentartung. Die Nieren zeigten, ausser leichter Vergrösserung und wie es schien auch mässiger Vermehrung der Epithelien in den cortikalen Harnkanälchen, die ausgesprochenste amyloide Degeneration ihrer Gefässe, namentlich der Glomeruli und der zuführenden Arteriolen. An den Gefässen des Uterus, der Uterin- und Scheidenschleimhaut, des Herzens u. s. w. liessen sich allenthalben amyloide Entartungen nachweisen; dagegen fehlten dieselben an der Muskelsubstanz des Uterus und des Herzens, obgleich letzteres auf dem Durchschnitt sehr homogen und glasig aussah und die meisten seiner Muskelemente ihre Querstreifen verloren und ein mehr homogenes Aussehen angenommen hatten. An den Gefässen der Lunge, ebenso des Gehirns keine Reaktionen, dagegen wiederum in ausgezeichneter Weise an den Gefässen des Darmkanales, namentlich der

Schleimhaut des Jejunum bis herab zum Endtheil des Kolon, im geringeren Grade des Magens. Die Zotten der Darmschleimhaut schienen zwar noch erhalten, aber es zeigte sich in ihre Substanz eine Masse amyloider glasiger Schollen und Bröckel eingelagert, welche dem zerfallenen Kapillarnetz der Zotte anzugehören schienen. An den grösseren Arterienästchen der Darmmucosa und des Unterschleimhautgewebes derselben sah man oft bloss die Innenhaut glasig verdickt, während die äusseren Häute noch normal sich verhielten, was jedenfalls dafür zu sprechen scheint, dass in den Gefässen die amyloide Infiltration von Innen nach Aussen fortschreitet und direkt vom Blute aus in die Häute sich ablagert. Am Auffallendsten aber erschienen die im Darmkanal vorgesundenen Geschwüre, für welche kein anderer Entstehungsgrund aufgefunden werden konnte, als eben die ausgedehnte Entartung der Gefässe und die dadurch gesetzte Ernährungsstörung der Schleimhaut selbst, so dass ich nicht anstehe, dieselben geradezu für amyloide Darmgeschwüre zu bezeichnen. In dieser Beziehung erinnere ich an die früher einmal von mir gemachte Beobachtung von Defekt fast aller Zotten des Darmkanals in einem Falle von amyloider Degeneration der Darmgefässe (Virch. Archiv, XI. Bd., S. 391), wo unter den begleitenden Verhältnissen doch kaum an ein Cadaverphänomen gedacht werden konnte, sowie ich auch in dem gegenwärtigen Falle einzelne besonders entartete Zotten entschieden wie im Zerfall begriffen gesehen habe. Auch Beckmann (Virch. Arch., XIII. Bd., S. 97) fand bei einem ähnlichen Falle im unteren Theile des Ileums, häufiger im Coecum und Colon ascendens neben rundlichen oberflächlichen Schleimhautdefekten grössere Schleimhautparthieen von meist unregelmässiger Begränzung gewulstet oder abgelöst, über der freiliegenden Submucosa in Form von Fetzen hängend, zum Theil ganz ausgefallen.

Dass es sich in dem beschriebenen Falle um ein neues Beispiel amyloider Degeneration in Zusammenhang mit inveterirter constitutioneller Syphilis gehandelt habe, wie ich bereits früher wiederholt Beispiele für einen solchen Nexus beigebracht habe (vgl. Virch. Arch., XI. Bd., S. 393; XIII. Bd., S. 498), schien nicht zweifelhaft. Die alten Narben in der Scheide und im Rachen, die flachen Schleimhautpapeln an den Gaumenbögen, die charakteristische Affection der Leber, sowie vielleicht auch die flachen Exostosen am Schädel sprachen zu bestimmt für einen derartigen Zusammenhang. Was die bei der Kranken früher bestandenen tertianen Fieberanfälle betrifft, so schienen dieselben einer gewöhnlichen, zufällig coincidirenden Intermittens angehört zu haben; dieselben etwa auf die amyloide Degeneration der Milz beziehen zu wollen, scheint unstatthaft, indem, soviel wenigstens die bisherigen Beobachtungen zeigen, die Wachsmilz keine derartigen Fieberanfälle bedingt, und auch umgekehrt die chronischen Fieberkuchen keine amyloiden Reaktionen darbieten. Der Hydrops schien zum Theil Folge der Leberaffektion (Ascites), theils der amyloiden Entartung der Nierengefässe, und wir

sehen auch hier wieder die letztere unter einem dem klinischen Begriffe der „Bright'schen Krankheit“ ähnlichen Symptomencomplex verlaufen, wie dies bereits in einer ganzen Reihe früherer Beispiele der Fall war.

Als die wichtigste Veränderung aber, welche sich in dem beschriebenen Falle ergeben hatte, erschien ohne Zweifel der eigenthümliche Zustand, welchen die Milz in einer bestimmten Ausdehnung darbot. Indem nicht nur der gröbere Habitus dieser Pankreas sondern auch das mikroskopische Bild derselben, und die Gleichförmigkeit, mit der bei Zusatz von Jod und Schwefelsäure die blaue Färbung erfolgte, darauf hinwiesen, dass dieselbe fast ausschließlich aus Amyloidsubstanz bestehe, oder wenigstens dieselbe in einem gleich reineren Zustande und in grösserer Menge hier vorliege, als sie seither beobachtet wurde, so benützte ich diese selten gebotene Gelegenheit, die Substanz einer genauen chemischen Analyse unterwerfen zu lassen, welche Arbeit Herr Prof. A. Kekulé mit dankenswerther Bereitwilligkeit zu unternehmen die Güte hatte. Die Resultate der chemischen Untersuchung sollen in Nachstehendem mitgetheilt werden. Wenn allerdings auch dieselben dahin lauten werden, dass die sog. Amyloidsubstanz fernerhin zu der Gruppe der Proteinkörper gerechnet werden muss und keineswegs, wie man bisher glaubte, in die Reihe der Kohlenhydrate gestellt werden kann, so wird doch immerhin auch ferner der Prozess der amyloiden Degeneration, wie er in den verschiedenen Geweben und Organen des thierischen Körpers sich vorfindet, sowohl seiner morphologischen Eigenthümlichkeiten, wie seiner eigenthümlichen Farbreaktionen wegen, wie endlich wegen seiner allgemeineren Bedeutung einer besonderen constitutionellen Ernährungsstörung für den Pathologen von demselben Interesse bleiben, und es dürfte auch gerade jetzt an der Bezeichnung des Prozesses als „amyloider Degeneration“ um so weniger zu ändern sein.

#### Chemische Untersuchung zu vorstehendem Falle von Herrn Prof. Dr. A. Kekulé.

Man weiss, dass über die chemische Natur der mit Jod und Schwefelsäure blau werdenden sog. thierischen Amyloidsubstanz verschiedene Ansichten ausgesprochen worden sind. Schon bei der ersten Entdeckung derselben im Gehirne hielt Virchow die daselbst vorkommenden concentrischen Körper wegen ihrer Eigenschaft, mit Jod und Schwefelsäure eine blaue Färbung einzugehen, für eine der pflanzlichen Cellulose ähnliche Substanz, hebt jedoch bei Gelegenheit weiterer Mittheilungen über diesen Gegenstand hervor, dass ihm der Unterschied des thierischen Amyloids von der Cellulose und dem Stärkemehl durchaus nicht entgangen sei, dass dasselbe weder alle Eigenschaften des Amylons, noch alle Eigenschaften der pflanzlichen

Cellulose besitze, aber wahrscheinlich ein mit beiden isomerer Körper sei. Nachdem weiterhin zahlreiche, theils von Virchow selbst, theils von Anderen gemachte Beobachtungen den Nachweis geliefert hatten, dass nicht nur in den Geweben der centralen und peripherischen Nervenapparate, sondern auch in zahlreichen anderen Organen (Milz, Leber, Knorpel, Gefässwandungen, Lungen, Prostata u. s. w.) unter gewissen krankhaften Verhältnissen bald eine concentrisch geschichtete, bald amorph in die Gewebsbestandtheile infiltrirte Substanz vorkomme, welche mit Jod und Schwefelsäure die für das Amylon und die vegetabilische Cellulose charakteristischen Reactionen darbietet, schloss man sich ziemlich allgemein der von Virchow ausgesprochenen Ansicht an. So erklärte z. B. Busk die thierische Amyloidsubstanz für eine Art von Cellulose, weil sie nicht nur mit Jod und Schwefelsäure, sondern auch mit Chlorzinkjod die blaue Färbung gebe. Donders und Moleschott, ebenso neuerlichst vom botanischen Standpunkte aus Naegeli, betrachteten die Corpora amylacea des Gehirns für wirkliche Stärke, weil sie mit Jod allein schon einen blauen Schimmer annehmen, und auch Friedrich schloss sich, zunächst veranlasst durch das Studium gewisser in den Lungen vorkommenden geschichteten Concretionen, der von Virchow aufgestellten Anschauung an.

Gegenüber diesen Ansichten, welche im Wesentlichen darin übereinstimmen, dass die thierische Amyloidsubstanz ein den pflanzlichen Kohlenhydraten ähnlicher Stoff sei, suchte Meckel bekanntlich die Meinung zu begründen, dass die blaue Färbung, welche jene auf Zusatz von Jod oder von Jod und Schwefelsäure zeige, von Cholestearin herrühre und zeigte in der That wenigstens, dass in der wachsartig oder amyloid degenerirten Milz beträchtliche Mengen von Cholestearin enthalten seien. Dass aber Meckel's Ansicht keine Wahrscheinlichkeit für sich habe, hat schon Virchow gründlich dargethan, indem er mit Recht hervorhob, dass alle Reactionen, und namentlich die durch Jod und Schwefelsäure eintretenden Färbungen der Amyloidsubstanz vollständig verschieden seien von jenen des Cholestearins, und indem er weiter darauf hinwies, dass andere an Cholestearin sehr reiche Gewebe, z. B. die Nervensubstanz, die Jodschwefelsäurereactionen der thierischen Amyloidsubstanz nicht zeigten. Weiterhin hat erst kürzlich Paulizky (*De Prostatae degeneratione amyloidea et concretionibus*. Diss. inaug. Berol. 1857, pag. 20) den Nachweis geliefert, dass aus den amyloiden Concretionen der Prostata durch Alkohol Cholestearin ausgezogen werde, dass aber die mit Alkohol und Aether extrahirten, also offenbar Cholestearinfreien Concretionen noch dieselben Farbenreactionen zeigten, wie vorher.

Hatte so einerseits die Ansicht, dass die Farbereactionen des thierischen Amyloids durch Cholestearin veranlasst werden, in den vorliegenden Thatsachen kaum mehr eine Stütze, so liessen sich doch auch andererseits gegen die Meinung, dass ersteres eine dem Amylon oder der Cellulose ähnliche Materie, also ein sog. Kohlenhydrat

sei, einige Zweifel geltend machen. Alle Versuche, die Amyloidsubstanz, wie sie sich in verschiedenen Organen des thierischen Körpers vorfindet, in Zucker überzuführen, hatten ein negatives Resultat ergeben, während doch diese Umwandlung bei der Cellulose und dem Amylon mit Leichtigkeit hervorgebracht werden kann und vom chemischen Gesichtspunkte aus, abgesehen von der Elementarzusammensetzung, für die am meisten charakteristische Eigenschaft aller eigentlichen Kohlenhydrate gehalten werden muss. Der von Paulizky angestellte Versuch, nach welchem die Concretionen der Prostata nach längerem Erwärmen mit Speichel keine Jodreaktion mehr zeigten (l. cit. p. 21), kann in keiner Weise als Beweis dafür angesehen werden, dass das Amylon in Zucker übergegangen sei, indem in diesem Falle der gebildete Zucker durch Reagentien doch leicht nachgewiesen werden können, während doch Paulizky bestimmt angiebt, dass ihm dieses nicht gelungen sei. Als die hauptsächlichste Eigenschaft, welche demnach die thierische Amyloidsubstanz mit der Cellulose und dem Amylon gemeinsam darbietet, blieb somit nur das Verhalten zu Jod und Schwefelsäure, und es konnte dasselbe, da man ausser der Cellulose und dem Amylon keine Körper kennt, welche ähnliche Reaktionen zeigen, allerdings zunächst zu der Vermuthung führen, dass das thierische Amyloid eine den Kohlenhydraten analoge oder ähnliche Substanz sein möchte.

Bei diesen widersprechenden Ansichten über die chemische Natur der sog. Amyloidsubstanz schien es bei Vornahme der chemischen Untersuchung der in dem oben beschriebenen Falle vorgefundenen Milz zunächst geboten, speziell auf die Beantwortung folgender Fragen hinzuarbeiten:

1) Enthält die amyloide Milz aussergewöhnliche Mengen von Cholestearin und ist dieses die Ursache der Jodschwefelsäurereaktion?

2) Enthält dieselbe einen der Stärkereihe in chemischer Beziehung ähnlichen Körper, welchem diese Reaktion eigenthümlich ist?

Ich bemerke gleich von vorne herein, dass die von mir angestellten Versuche beide Fragen verneinend beantworten, und dass das chemische Verhalten jener, zunächst zur Untersuchung verwandten und oben beschriebenen wachsartigen, weissen Parthie der Milz mit beiden Ansichten in Widerspruch steht. Es zeigte nämlich diese Substanz das folgende Verhalten: Wasser liess dieselbe sowohl in der Kälte, wie beim Kochen anscheinend unverändert und entzog nur Spuren einer eiweissartigen Materie. Auch Alkohol und Aether bewirkten keine beträchtliche Veränderung und die mit beiden Lösungsmitteln extrahirte Substanz zeigte auf Zusatz von Jod und Schwefelsäure noch dieselbe Farbreaction, ja es trat die blaue Färbung an derselben sogar noch leichter und reiner ein, als vorher. Kochte man Stückchen dieser Substanz längere Zeit mit sehr verdünnter Schwefelsäure, so löste sich dieselbe zu einer fast klaren Flüssigkeit auf, in welcher nur noch einzelne baumartig verästelte Bildungen, welche bei mikroskopischer Betrachtung als Gefässreste



sich erkennen liessen, deren amyloide Substanz extrahirt zu sein schien, ungelöst zurückblieben. Die so erhaltene klare Lösung der amyloiden Substanz reducirte eine alkalische Kupferlösung nicht, enthielt also keinen Zucker; dieselbe ergab dagegen, wenn die Reaktion nach der Trommer'schen Methode angestellt wurde, eine schwach violett gefärbte Flüssigkeit und verhielt sich also in dieser Hinsicht wie die Lösung einer eiweissartigen Materie. In verdünnter Aetzkalkilösung quoll die Substanz zuerst auf, wurde dann durchsichtig und löste sich endlich, besonders beim Kochen oder auch nur bei längerem Erwärmen vollständig auf, nur mit Hinterlassung derselben spärlichen verästelten Flocken, die auch bei Anwendung von Schwefelsäure ungelöst zurückgeblieben waren. Bei Zusatz von Säuren ergab diese alkalische Lösung einen weissen, flockigen Niederschlag und verhielt sich also auch dieser Beziehung wie die Lösung einer eiweissartigen Materie.

Wenn es schon nach diesen Versuchen als höchst wahrscheinlich erscheinen musste, dass bei weitem die Hauptmasse jener wachsartigen Substanz ein dem Eiweiss oder Fibrin ähnlicher Körper sei, so schien es doch weiter geeignet, die ganze Menge des zu Gebote stehenden Materials zu weiteren chemischen Versuchen zu verwenden. Die farblosen wachsartigen Theile der Milz wurden demnach sorgfältig ausgeschnitten, in kleine Stücke zerkleinert und zur Entfernung des löslichen Eiweisses wiederholt mit kaltem Wasser zerrieben und extrahirt; sodann wurden sie nacheinander mit heissem Wasser, mit verdünntem und absolutem Alkohol und endlich wiederholt mit Aether ausgezogen. Da diese Lösungsmittel nur verhältnissmässig wenig extrahirt hatten, so wurden alle Auszüge vereinigt und im Wasserbade zur Trockene verdampft. Der Rückstand wurde dann mit Aether ausgezogen. Der dabei ungelöst bleibende Theil bestand wesentlich aus eiweissartigen Materien, enthielt aber ausserdem beträchtliche Mengen von Kochsalz und, wie es schien, auch etwas Leucin; wenigstens gab die wässrige Lösung beim Verdunsten neben deutlichen Kochsalzkrystallen einzelne Krystallwarzen, die unter dem Mikroskop das Ansehen des Leucins zeigten. Die vorhandene Quantität gestattete nicht, weitere bestätigende Versuche in letzterer Beziehung anzustellen; da indessen das Leucin mehrfach als Bestandtheil, und wie es scheint, sogar als constanter Bestandtheil selbst der gesunden Milz aufgefunden wurde, so konnten dieselben wohl für solches gehalten werden. Die oben bezeichnete Lösung hinterliess bei freiwilligem Verdunsten Cholestearin, zum Theil in wohlausgebildeten Krystallen und in so beträchtlicher Menge, dass es durch Umkrystallisiren vollständig weiss und rein erhalten werden konnte. Neben dem Cholestearin hinterliess die ätherische Lösung kleine Oeltropfen einer fetten Substanz, von denen einzelne nach starkem Abkühlen feine nadelförmige Krystalle auf der Oberfläche zeigten. Offenbar mussten diese Fetttropfen für das aus den fettig



degenerirten Bindegewebskörpern des amyloiden Balkengewebes der Milz extrahirte Fett betrachtet werden.

Die Hauptmasse des zu diesen Versuchen verwendeten weissenartigen weissen Theiles der Milz war bei diesen verschiedenen Extraktionen ungelöst zurückgeblieben, und es stellte derselbe nach der Verdunstung des Aethers fast weisse Klumpen und Körner dar, welche unter dem Mikroskope zum bei weitem grössten Theile als aus formlosen, glasigen Schollen bestehend erschienen, denen nur eine verhältnissmässig geringe Menge von Resten gröberer Gefässe beigemischt war. Diese so dargestellte Substanz zeigte auf Jod und Schwefelsäure noch dieselbe blaue Reaktion in der allerschönsten Weise, wie die ursprüngliche Milz; jedoch verschwand die blaue Farbe bei den kleinen Körnchen weit rascher, als bei den grösseren Stückchen, indem sie zuerst in Grün und dann in Blassgelb überging. Nur die genannten beigemischten Gefässe versagten die amyloide Reaktion und färbten sich nach Zusatz dieser Reagentien nicht gelb. Eine Trennung dieser formlosen Schollen von den Gefässresten war nun auf chemischem Wege der Aehnlichkeit des Verhaltens wegen nicht wohl ausführbar, aber sie konnte wenigstens annähernd auf mechanischem Wege erreicht werden. Wurden nämlich die extrahirten Milztheile mit Aether zerrieben, so liess sich durch Abschlämmen ein Theil der formlosen Schollen fast frei von Gefässresten erhalten und stellte dann ein weisses, mehlartiges Pulver dar, in welchem auch mit dem Mikroskope nur noch sehr spärliche Reste von Gefässen aufgefunden werden konnten. Da eine noch weitere und vollständige Reinigung dieser amorphen Materie, welcher offenbar die blaue Farbreaktion der Amyloidmilz eigenthümlich ist, nicht erreicht werden konnte, so führte ich mit dieser so dargestellten Substanz bei 100° getrockneten Substanz eine Elementaranalyse aus. Die Resultate der Verbrennung waren:

0.1978 Grm., mit chromsaurem Bleioxyd verbrannt, gaben

0.3890 Grm. Kohlensäure und 0.1246 Grm. Wasser.

0.2451 Grm. gaben 0.5894 Grm. Platinsalmiak, entsprechend

0.0369 Grm. Stickstoff.

Daraus leitete sich die procentische Zusammensetzung her:

C = 58.58

H = 7.00

N = 15.04.

Vergleicht man diese Zusammensetzung mit den Resultaten von Analysen eiweissartiger Substanzen, z. B. mit den folgenden:

#### Eiweiss

	Nach Dumas u. Cahours.			Nach Lieberkühn.	Nach Balis.
C =	58.5	58.4	58.5	58.5	53.8
H =	7.1	7.2	7.3	7.0	7.1
N =	15.8	15.7	15.7	15.6	15.5

so findet man, dass die Uebereinstimmung so gross ist, wie sie bei einem Körper der Art, der eine absolute Reindarstellung nicht ge-

stattete, nur möglich ist. Der Stickstoffgehalt der von mir untersuchten Substanz wurde zwar etwas niedriger gefunden, als jener der meisten eiweissartigen Körper; indessen ist die Uebereinstimmung immer hinlänglich gross, um keinen Zweifel darüber zu lassen, dass der analysirte Körper zur Gruppe der eiweisartigen Substanzen gehörte, und es kann mit Bezugnahme auf die beiden oben aufgeworfenen Fragen als erwiesen betrachtet werden:

- 1) Die Wachsmilz enthält zwar beträchtliche Mengen von Cholestearin, aber dieses ist nicht die Ursache der Jodschwefelsäurereaktion;
- 2) Die Wachsmilz enthält keinen dem Amylon oder der Cellulose in chemischer Hinsicht ähnlichen Körper.

Die hier mitgetheilten Untersuchungen und Angaben beziehen sich zunächst nur auf die amyloide Substanz der Milz, und es kann mit Sicherheit aus denselben kein direkter Schluss auf die chemische Natur der Amyloidsubstanzen in anderen Organen, sowie der geschichteten Amyloidkörner des Gehirns, der Lungen und der Prostata gezogen werden. Aber es dürfte doch jetzt auch bezüglich dieser übrigen pathologischen Produkte, die man der gemeinschaftlichen Jodschwefelsäurereaktion wegen als Amyloidsubstanzen bezeichnet hat, die Ansicht grössere Wahrscheinlichkeit gewinnen, dass sie nur eigenthümlich modificirte und veränderte eiweissartige Materialien seien. Für diese Anschauung möchte auch die von Friedrich (Virchow's Archiv, X. Bd., S. 507) dargestellte Entwicklungsweise der Corpora amylacea der Lungen aus concentrisch geronnenen Faserstofflagen, sowie der im vorigen Aufsätze von demselben gelieferte Nachweis amyloider Reaktionen an älteren Fibrinschichten eines Hämatocoelesacks weitere Stützen beizubringen geeignet sein.

#### 54. Vortrag des Herrn Prof. v. Dusch über Thrombose der Hirnsinus am 1. Juli 1858.

Ein  $\frac{3}{4}$ jähriger Knabe erkrankte an einer ausgebreiteten phlegmonösen Entzündung des Unterhautzellgewebes an der äussern Seite des rechten Oberschenkels. Ein Abscess, der sich bildete, wurde geöffnet und entleerte mehrere Tage hindurch reichliche Mengen von Eiter. Der Bildung desselben war vorübergehend ein Anfall von allgemeinen Convulsionen vorangegangen. Unter zunehmender Schwäche erfolgte der Tod gegen Ende der zweiten Woche, nachdem in den letzten Tagen unbedeutender Husten und kurz vor dem Ende Nasenbluten eingetreten war.

Die Section ergab atelectatische Stellen und lobuläre Pneumonie der linken Lunge. Spuren von Endocarditis im linken und rechten Herzen, eine fettige Leber und einen acuten Milztumor. Im Sinus longitudinalis superior befand sich ein derber, dreikantiger, entfärbter, adhärender Pfropf, welcher sich nach hinten zu und in die

beiden Sinus transversi in ein frisches, gallertiges cruorreiches Gerinnsel fortsetzte. Die Venae cereb. superior. sind mit steifen Thromben gefüllt. Hyperämie und leichtes Oedem der Pia mater. Das Gehirn normal, auffallend derb. In den Venen am rechten Oberschenkel in der Nähe der Jaucheheerde wurde vergeblich nach Thromben gesucht. Dass hier von einer eigentlichen Phlebitis der Sinus nicht die Rede sein kann, zeigt die Beschaffenheit der Gerinnsel sowohl, als auch die völlige Integrität der Wandungen.

Fragen wir nach den Ursachen, unter denen überhaupt eine Gerinnung des Blutes bekanntermassen erfolgt, so sind es vorzüglich folgende:

- 1) Verlangsamung und völlige Aufhebung der Bewegung des Bluts in den Gefässen.
- 2) Contact mit gewissen in der atmosphärischen Luft enthaltenen Bestandtheilen.

Für die Vergrösserung der gebildeten Gerinnsel zeigt sich vorzugsweise der Umstand günstig, dass Blut durch Berührung mit demselben zu neuer Gerinnung angeregt wird, ein Vorgang, der die Krystallisation erinnert, wie denn auch raue Oberflächen und die Berührung mit fremden Körpern die Gerinnung des Blutes hervorzurufen im Stande sind. Unter Umständen scheint auch eine erhöhte Gerinnbarkeit des Bluts Ursache von Blutgerinnung innerhalb der Gefässe zu sein.

Was die Bildung von Gerinnseln innerhalb der Hirnsinus betrifft, so hat schon Virchow diesen Theil des venösen Gefässsystems als einen solchen bezeichnet, in welchem durch Ausbuchtung und Scheidewände in dem Canal die Entstehung von Thromben begünstigt wird.

Ich füge noch hinzu, dass der von der rundlichen Gestalt abweichende Querschnitt der Sinus, wodurch das Verhältniss der Blutmasse zu der Wandung geändert und der Reibungswiderstand erhöht wird, sowie die meist senkrechte, ja selbst im stumpfen Winkel gegen den Blutstrom (im sinus longit. super) erfolgende Einmündung der zuleitenden Venen, die Schnelligkeit der Blutströmung in denselben schon unter normalen Verhältnissen vermindern müssen.

Treten Verminderungen der gesammten Blutmasse ein, so wird bei der ziemlich starren Beschaffenheit der Wandungen der Sinus eine Verengerung ihres Lumens nur in geringem Maasse eintreten können, und in solchen Fällen noch eine weitere Verzögerung in der Blutgeschwindigkeit eintreten.

(Schluss folgt.)

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR

---

## Verhandlungen. des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

---

Geht man die in der Literatur erwähnten Fälle von Thrombusbildung in den Gehirnsinus durch, so findet man dieselbe unter folgenden Umständen häufiger erwähnt:

1) Bei cariösen Processen in den Schädelknochen, namentlich Thrombose der Sinus transversus bei caries des Felsenbeins, eine Thatsache, die namentlich Lebert neuerdings hervorgehoben hat. Die anatomischen Veränderungen sind meist denen analog, die man sonst bei eitriger Phlebitis vorfindet. Auch bei sonstigen jauchigen oder eitrigen Entzündungen in der Nähe der Sinus findet man zuweilen ähnliche Erkrankungen derselben.

2) Bei traumatischen Verletzungen der Schädelknochen, indem entweder zunächst caries derselben entsteht, oder indem Gerinnungen in den Venen der Diploë, durch den Contact mit der Luft bedingt, sich auf die Sinus fortsetzen.

3) Bei Verengerung der Sinus in Folge von Geschwülsten und pachionischen Granulationen in ihrer Nähe, oder durch Eindringen von fremden Körpern, wie z. B. Knochensplitter.

4) Bei allgemein schwächend wirkenden Ursachen (marantische Thrombose), so im Puerperium, nach grossen Blutverlusten, in Folge von akutem Marasmus nach Typhus etc., oder durch chronische Cachexien, wie Krebs, Tuberkulose etc., Vorgänge, durch welche es in andern Theilen des Venensystems ebenfalls leicht zur Thrombusbildung kömmt. Endlich ist in dem kindlichen Alter, wie aus den Beobachtungen von Rilliet und Barthez hervorgeht, die Sinusthrombose wie es scheint besonders häufig. In neuester Zeit hat Dr. Gerhard in der deutschen Klinik mehrere Fälle von Sinusthrombose bei Kindern im 1ten Viertel des ersten Lebensjahrs mitgetheilt, bei denen Diarrhoe und Cholera infantum vorausgegangen waren; er erklärt dieselben durch die eigenthümlichen Druckverhältnisse, welche im Schädel auf die Circulation wirken, sowie durch die in Folge der erwähnten Erkrankungen eingetretene grössere Dickflüssigkeit des Blutes. Diesen Fällen reiht sich der im Eingang von mir mitgetheilte an, indem auch bei ihm der Thrombusbildung profuse Säfteverluste vorangegangen waren, welche die Blutmenge vermindern, die Herzkraft schwächen und die Dickflüssigkeit des Blutes vermehren mussten. In Bezug auf letztere Ursache will ich noch

hervorheben, dass nur ein mässiger Grad derselben die Gerinnung des Blutes begünstigen dürfte, durch die dadurch verminderte Schnelligkeit der Blutströmung, indem wir bei sehr hochgradiger Einstellung des Bluts, wie z. B. bei Cholera asiatica, die Gerinnbarkeit des Bluts vermindert sehen, und meines Wissens Thrombose in dem Sinus bei der genannten Krankheit nicht beobachtet worden ist.

In Bezug auf die Erscheinungen, welche die Thrombose des Sinus in meinem Falle während des Lebens hervorgerufen hätte, wäre nur die kurz vor dem Tode eingetretene Epistaxis zu erwähnen, eine Erscheinung, die zur Diagnose derselben keineswegs hinreichend war, während in Gerhard's Fällen, in welchen die Thrombose sich vorzüglich über einen Sinus transversus erstreckte, dieselbe durch die verschiedene Füllung der Jugularvenen während des Lebens erkannt werden konnte.

#### 55. Vortrag des Herrn Dr. Pagentecher über Perlbildung am 12. Juli 1858.

Das Material für die angestellten Untersuchungen gaben die Flussperlmuscheln des Schönaauer Baches. Bei Schönau selbst (etwa 10 Stunden von Heidelberg im Odenwalde) und bei Neckarsteinach an der Mündung des Baches in den Neckar wird noch ab und zu Perlfischerei getrieben. Ursprünglich hatte Kurfürst Carl Theodor die Muscheln bei Schönau eingesetzt, von dort verbreiteten sie sich und wurden später auch bei Neckarsteinach auf ein bestimmtes Territorium gesammelt. An den beiden Hauptplätzen finden sich auf kurzer Distanz je etwa 1000—2000 Stück Muscheln vereint, zerstreute finden sich im ganzen Bache, da die jungen aufwärts wandern, die alten hinabgespült werden. So gelangt auch stets eine Anzahl in den Neckar.

Die Fischerei hat nie die Kosten gedeckt; gute, runde, grosse und schönfarbene Perlen sind selten. Sehr kleine finden sich in grosser Menge, dass im Durchschnitt 12—15 auf jede Muschel kommen. Eine gute Entwicklung machen dieselben nur im Mantel durch. Ein besonderer Kern aus von den Substanzen der Perle selbst verschiedener Masse fehlt meistens, Parasiten waren in denselben nie mit Gewissheit nachzuweisen und kaum einige Male anzunehmen. Hydrachnen, in den Anodonten hierorts so gemein und in verschiedenen Arten vorkommend, fehlten in den Flussperlmuscheln ebenso gut, wie Helminthen aller Art.

Die wechselnde Reihenfolge der verschiedenen Sekretion der Manteltheile entsprechenden drei Schichten: der Chitinschicht, der Säulenschicht und der Perlmutter-schicht lässt mit Sicherheit eine Wanderung der kleinen Perlen im Organismus annehmen; die Perlmutter-schicht scheint überall abgesondert werden zu können. Wenn

ausgestossene Perlen nicht aus der Schale fallen, werden sie allmählig in der Schalannenbildung an der innern Fläche begraben.

Die häufige Anwesenheit von kleinen Perlikongrementen an den Schalenmuskeln lässt deren Entstehung in Beziehung bringen zu dem mit dem Wachsthum verbundenen Vorrücken der Muskeln, welche ein rauhes Muskelfeld hinter sich zurücklassen.

Es fehlt somit nie an Kernen zu Perlen bei der reichlichen Menge kleinerer Konkreme, es ist nur deren Heranbildung zu schönen Perlen eine Seltenheit. Eine solche scheint nur im Mantelrande Statt zu finden und zwar im mittlern Theile und mehr nach vorne, nahe dem Rande der Leber, während hinten die Perlen dunkle Farbe bekommen. Man ist im Stande in diese Theile des Mantelrandes feine Glasperlen einzuführen und es scheint ein Versuch auf solche Weise die Bildung schöner Perlen künstlich hervorzurufen, nicht ohne Aussicht auf Erfolg.

Diese Versuche hier auszuführen, war für jetzt nicht möglich, da vom einen Platze nur eine Zahl Muscheln, welche zur Untersuchung verbraucht wurde, vom andern gar nichts zu erhalten war. Im aquarium sind die Flusasperlmuscheln wenigstens im Sommer nicht zu erhalten.

Der Vortrag wurde erläutert durch Vorzeigung von Abbildungen, von Perlen in situ und von Perlschliffen. Eine ausführlichere Mittheilung über diesen Gegenstand erschien in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie von Siebold u. Kolliker (Bd. IX, Heft IV, p. 496 ff.)

56. Vortrag des Herrn Dr. Wundt über das Gesetz der Zuckungen und die Veränderungen der Erregbarkeit durch geschlossene Ketten am 12. Juli 1858.

1) Gesetz der Zuckungen. Die Erscheinungen, die unter dem Gesetz der Zuckungen begriffen werden, werden von den meisten frühern Beobachtern als eine natürliche Reihe von Veränderungen angesehen, die das mit dem Tode eintretende Schwinden der Reizbarkeit begleite und durch dasselbe bedingt sei. Dagegen ist neuerdings Heidenhain durch seine Versuche über das Zuckungsgesetz (Arch. f. phys. Heilk., N. F., Bd. I., S. 442) zu der Annahme geführt worden, dass die Verschiedenheiten in der Stärke und dem Eintritt der vier Zuckungen (bei Schliessung und Oeffnung des ab- und aufsteigenden Stromes) nur durch die Einwirkung des Stromes bedingt sei, und zwar theils durch eine unmittelbare Stromeseinwirkung, theils durch eine bleibende Veränderung, die das Präparat in Folge derselben erfahre. Hiernach würde dem „Gesetz der Zuckungen“ kein selbständiges Interesse mehr zukommen, sondern die so benannten Erscheinungen würden dem Gebiete der „Modificationen der Erregbarkeit“ zuzurechnen sein.

Durch eine Reihe von Versuchen habe ich den Nachweis geführt, dass diese Annahme nicht haltbar ist, sondern dass der Ablauf des Zuckungsgesetzes lediglich als eine das Schwinden der Reizbarkeit begleitende Folge von Erscheinungen betrachtet werden muss. Es geht diess z. B. daraus hervor, dass man ein Präparat, das man längere Zeit liegen lässt, ohne es jemals elektrisch zu reizen, nach Verfluss dieser Zeit stets auf einer spätern Stufe des Zuckungsgesetzes antrifft, ferner daraus, dass von zwei einem und demselben Thier entnommenen Präparaten, von denen man das eine öfter elektrisch reizt, während man das andere in Ruhe lässt, trotzdem meistens mit gleicher Raschheit die einzelnen Stufen durchlaufen werden; endlich beobachtet man ganz in der gleichen Weise, aber viel schneller als gewöhnlich sich folgend, die Stadien des Zuckungsgesetzes, wenn man durch Vergiftung mit Coniin die Reizbarkeit des Nerven allmählig schwächt. — Was den Eintritt der Zuckungen auf den einzelnen Stufen der Reizbarkeit betrifft, so stimmen meine Beobachtungen im Allgemeinen mit den Heidenhain'schen, die Ritter's Angaben wieder in ihr Recht einsetzen, überein, nur gelang es mir, auch bei einer und derselben Stromstärke, wenn dieselbe die geeignete war, sämtliche Stufen des Zuckungsgesetzes nach einander zu beobachten, — eine Thatsache, die gleichfalls der Unabhängigkeit dieses Gesetzes von der Einwirkung des Stromes das Wort redet. Der leistungsfähige Nerv ist am leichtesten erregbar für die Schliessung des aufsteigenden und die Oeffnung des absteigenden Stromes; mit dem Schwinden der Erregbarkeit wird die Empfindlichkeit für diese Stromesschwankungen geringer, während die Reaktion auf die Schliessung des absteigenden und die Oeffnung des aufsteigenden Stromes zunimmt, bald überwiegt und zuletzt allein vorhanden ist. Hiernach entspricht stets der Schliessungszuckung eines Stroms von irgend welcher Richtung die Oeffnungszuckung des entgegengesetzt gerichteten Stromes, und ebenso umgekehrt. Zugleich überwiegt meistens die Schliessungszuckung über die ihr korrespondirende Oeffnungszuckung, daher tritt die absteigende Oeffnungszuckung erst bei einer grösseren Stromstärke ein als die aufsteigende Schliessungszuckung, und die aufsteigende Oeffnungszuckung verschwindet früher als die absteigende Schliessungszuckung.

2. Veränderungen der Erregbarkeit durch geschlossene Ketten. Die nach geeigneter Methode angestellte Untersuchung ergiebt das allgemeine Resultat, dass jeder Strom die Erregbarkeit für die Oeffnung in seiner eigenen und für die Schliessung in der ihm entgegengesetzten Richtung erhöht. Erreicht diese Steigerung einen gewissen Grad, so wird zugleich die Erregbarkeit für die Schliessung in der eigenen und für die Oeffnung in der entgegengesetzten Richtung herabgesetzt, ja diese Dichtigkeitsschwankungen erhalten einen eine vorhandene Erregung lähmenden Einfluss. Neben dieser modificirenden Wirkung übt zugleich jeder Strom eine zerstörende Wirkung aus, welche in kürzerer oder längerer Frist die



Erregbarkeit gänzlich zum Schwinden bringt. Bei sehr starken Strömen geschieht diese Vernichtung der Erregbarkeit so rasch, dass die modificirende Wirkung gar nicht wahrgenommen wird, sie geschieht überdies viel leichter, in weit kürzerer Zeit und bei viel schwächeren Strömen, wenn dieselben eine absteigende Richtung haben; daher bei absteigendem Strome die Modification nur innerhalb sehr enger Grenzen der Stromstärke beobachtet wird und niemals die Grösse wie bei aufsteigendem Strome erreicht. Während bei letzterem sehr bald auf die Oeffnung der Kette eine Mehrheit von Zuckungen, ja ein anhaltender Tetanus eintritt, der durch die Schliessung des entgegengesetzt gerichteten Stromes erheblich verstärkt wird, beschränkt sich bei jenem die Reaktion in beiden Fällen stets auf eine einfache Zuckung.

Aus dem obigen geht hervor, dass auch bei den Modificationen der Erregbarkeit die Schliessung eines Stromes und die Oeffnung des entgegengesetzt gerichteten sich entsprechen, und auch hier überwiegt die Schliessungszuckung stets über die ihr korrespondirende Oeffnungszuckung.

Nachträglicher Zusatz. Einige Zeit, nachdem obiger Vortrag im Verein gehalten und nachdem bereits die ausführlichere Abhandlung für die Veröffentlichung in einer Zeitschrift abgeschlossen war, kam mir die Arbeit von J. Rosenthal über Modification der Erregbarkeit im neuesten Heft der Zeitschr. für rat. Medicin (Bd. IV, S. 117) zu Gesicht. Eine oberflächliche Vergleichung zeigt schon, dass seine Ergebnisse mit den oben in Nr. 2 mitgetheilten in den Hauptsachen übereinstimmend sind, und diese Uebereinstimmung unabhängig erhaltener Resultate spricht wohl am meisten für die unzweifelhafte Richtigkeit derselben. Um so mehr glaube ich auf einige Differenzen aufmerksam machen zu müssen, die übrigens zum Theil weniger den Versuchen an und für sich als der verschiedenen Deutung derselben zuzuschreiben sind. Zunächst scheidet R. die Erscheinungen der Zeit nach scharf in drei Stadien:—auf Oeffnung des modificirenden und Schliessung des entgegengesetzten Stromes 1. Stad. Tetanus, 2. Stad. Contraktion, 3. Stad. Zuckung; auf Schliessung des modificirenden und Oeffnung des entgegengesetzten Stromes 1. Stad. Ruhe, 2. Stad. Erschlaffung, 3. Stad. Ruhe. In dieser Weise verlaufen aber die Erscheinungen nicht, sondern R.'s 3. Stad. beginnt und schliesst gewöhnlich die Reihe, ebenso geht sein 2. Stad., das übrigens nichts anderes als ein intensiver Tetanus ist, wieder durch das 1. in das 3. über; in beiden Fällen liegt aber zwischen dem 1. und 3. Stad. häufig noch eine Zeit, in der Zuckung in allen vier Akten erfolgt. Man könnte also 5 oder gar 7 Stadien unterscheiden; allerdings beobachtet man zuweilen ein Uberspringen einzelner derselben, aber dies wohl meistens nur dann, wenn man zur Beobachtung zu spät kam. — Eine weitere Differenz, von der ich vorerst nicht angeben kann, wodurch sie bedingt ist,

liegt darin, dass ich den Unterschied in der Intensität der Modification durch den absteigenden Strom von der des aufsteigenden viel bedeutender fand, als dies in Rosenthal's Versuchen der Fall gewesen zu sein scheint.

Endlich hat R. angegeben, die Erscheinungen in derselben Weise auch beim Muskel beobachtet zu haben. In dieser Hinsicht habe ich in meiner Schrift über Muskelbewegung (S. 140), sowie in der wohl nächstens erscheinenden ausführlicheren Abhandlung über vorliegenden Gegenstand Mittheilungen gemacht, nach denen die Modification des seines Nerveneinflusses beraubten Muskels insofern wesentlich verschieden von der Modification des Nerven zu betrachten ist, als überall, wo hier eine Zuckung oder ein discontinuirtes Tetanus, dort eine dauernde Contraktion erfolgt, wo hier Ruhe oder Erschlaffung, dort eine dauernde Verlängerung eintritt. Bei der Modification treffen wir also einen ganz analogen Unterschied, wie ich ihn zwischen dem Gesetz der Nerven- und Muskeleirregung beobachtet habe.

#### 57. Vortrag des Herrn Prof. Blum über Pseudomorphosen von Kalkspath nach Feldspath und Augit am 26. Juli 1858.

Wenn man die Reihe der bis jetzt bekannten Pseudomorphosen betrachtet, so fällt es sogleich auf, wie viele Mineralien in der Reihe von Kalkspath vorkommen, während dieser selbst nur in drei Gestalten weniger anderer Substanzen bekannt ist. Letzterer Fall kann jedoch um zwei Beispiele vermehrt werden, da der Kalkspath sich in Feldspath- und Augit-Formen gefunden hat. — Schon vor längerer Zeit hat Crasso durch die Analyse nachgewiesen, dass die Orthoklas-Krystalle aus dem Porphyry von Manebach in Thüringen zu einer Hälfte aus kohlensaurem Kalk, zur anderen aus der noch übriggebliebenen Feldspath-Substanz bestünden. In neuerer Zeit kam ich jedoch in den Besitz von Krystallen dieses Fundorts, die beinahe gänzlich aus Kalk bestehen, so dass solche als reine Verdrängungs-Pseudomorphosen von Kalkspath nach Orthoklas angesehen werden müssen. Der Gehalt an kohlensaurem Kalk ist bei denselben so zugenommen, dass ich nur einen sehr geringen Rückstand erhielt, als einer dieser Krystalle in Chlorwasserstoffsäure aufgelöst wurde. Die Form des Orthoklases ist sehr gut erhalten, obwohl diese Krystalle nun aus einem körnigen Aggregat von kohlensaurem Kalk bestehen. Dabei besitzen sie eine um so reinere gelblichweisse oder weisse Farbe, je mehr jener vorherrscht, je vollständiger also der Prozess der Verdrängung stattgefunden hat, — denn dass hier eine Verdrängung und keine Ausfällung vorliegt, geht daraus hervor, dass Feldspath-Substanz und Kalk in verschiedenen Verhältnissen gemengt gefunden werden. Da die Bildung der

ser Pseudomorphosen nur durch Vermittelung des Wassers vor sich gegangen sein kann, indem dasselbe kohlensauen Kalk zu- und die Bestandtheile des Orthoklases hinwegführte, so muss dasselbe auch seinen Weg durch das Gestein, den Porphyr, genommen haben, in welchem die Krystalle von jenem liegen, und wir haben daher in dem vorliegenden Fall ein sehr sprechendes Beispiel für die Durchdringbarkeit eines sehr dichten Gesteines, welche von gewisser Seite her geläugnet wird. Ein zweiter Fall, der uns den Kalkspath in der Form eines anderen Minerals zeigt, findet sich in dem Augit-Porphyr von Pozza in Tyrol, wo er in Gestalt des Augits vorkommt. Die Krystalle des letzteren bestehen ganz und gar aus Kalkspath, dabei zeigt sich aber deren Form sehr wohl erhalten.

58. Mittheilungen von Herrn Dr. Pagenstecher über Struvitkrystalle aus *Chelonoidis tabulata* am 15. November 1858.

Bei einem aus den Doubletten des Hamburger Museums bezogenen, in Alkohol sehr gut konservirten, Exemplare von *Chelonoidis tabulata* (Fitzinger) fand sich in der Peritonealauskleidung der Bauchdecken, sowie dem Ueberzuge des Magens und der Leber eine sehr grosse Menge mit blossem Auge sichtbarer Krystalle. Es bildeten dieselben für den ersten Anblick halbe Oktander mit rechtwinkliger Basis. Sie sassen mit einer Ecke der Basis oder seltener mit der Spitze tiefer im Peritoneum, von welchem eine sehr dünne Schicht sie vollständig überzog, so dass jeder einzelne Krystall gewissermassen frei an einem Stielchen in die Bauchhöhle hing. Der Raumbeschränkung halber war allerdings immer eine Seite, in der Regel die grössere Grundfläche fest an die Oberfläche des Peritoneum angelegt, die Verwachsung traf aber stets nur eine Ecke.

Da diese Krystalle eine blutrothe Färbung hatten und ähnliche Formen von den Autoren unter die tetraedrischen Blutkrystalle gemischt, wenn auch ohne weitere Erklärung geseichnet werden, so lag die Vermuthung am nächsten, es seien hier riesige Blutkrystalle der einen oder andern Art entstanden. In der That wies das Mikroskop nach, dass die Färbung ganz die gelbrothe des Blutes sei und dass oft zahlreiche, grosse, ovale Blutkörperchen in die Krystalle mit aufgenommen waren. Auch schienen die ersten Versuche: die Unlöslichkeit in Wasser, selbst bei längerem Kochen; in Terpentin und kohlensaurem Natron, natürlich auch in Alkohol, die Löslichkeit in Schwefelsäure und Essigsäure dem nicht entgegen. Bei der Lösung in Schwefelsäure fand eine Farbenveränderung jedoch nicht statt; der Farbstoff erwies sich überhaupt als durchaus nicht integrirend dem krystallisirten Stoffe beigemischt. Es konnten die Kry-

liegt darin, dass ich den Unterschied in der Intensität der Modificationen durch den absteigenden Strom von der des aufsteigenden viel bedeutender fand, als dies in Rosenthal's Versuchen der Fall gewesen zu sein scheint.

Endlich hat R. angegeben, die Erscheinungen in derselben Weise auch beim Muskel beobachtet zu haben. In dieser Hinsicht habe ich in meiner Schrift über Muskelbewegung (S. 140), sowie in der wohl nächstens erscheinenden ausführlicheren Abhandlung über vorliegenden Gegenstand Mittheilungen gemacht, nach denen die Modification des seines Nerveneinflusses beraubten Muskels insofern als wesentlich verschieden von der Modification des Nerven zu betrachten ist, als überall, wo hier eine Zuckung oder ein discontinuirlicher Tetanus, dort eine dauernde Contraktion erfolgt, wo hier Ruhe oder Erschlaffung, dort eine dauernde Verlängerung eintritt. Bei der Modification treffen wir also einen ganz analogen Unterschied, wie ich ihn zwischen dem Gesetz der Nerven- und Muskeleirregung beobachtet habe.

#### 57. Vortrag des Herrn Prof. Blum über Pseudomorphosen von Kalkspath nach Feldspath und Augit am 26. Juli 1858.

Wenn man die Reihe der bis jetzt bekannten Pseudomorphosen betrachtet, so fällt es sogleich auf, wie viele Mineralien in den Formen von Kalkspath vorkommen, während dieser selbst nur in den Gestalten weniger anderer Substanzen bekannt ist. Letzterer Fall kann jedoch um zwei Beispiele vermehrt werden, da der Kalkspath sich in Feldspath- und Augit-Formen gefunden hat. — Schon vor längerer Zeit hat Crasso durch die Analyse nachgewiesen, dass die Orthoklas-Krystalle aus dem Porphy von Manebach in Thüringen zu einer Hälfte aus kohlensaurem Kalk, zur anderen aus der noch übriggebliebenen Feldspath-Substanz bestünden. In neuerer Zeit kam ich jedoch in den Besitz von Krystallen dieses Fundortes, die beinahe gänzlich aus Kalk bestehen, so dass solche als wahre Verdrängungs-Pseudomorphosen von Kalkspath nach Orthoklas angesehen werden müssen. Der Gehalt an kohlensaurem Kalk hat bei denselben so zugenommen, dass ich nur einen sehr geringen Rückstand erhielt, als einer dieser Krystalle in Chlorwasserstoffsäure aufgelöst wurde. Die Form des Orthoklases ist sehr gut erhalten, obwohl diese Krystalle nun aus einem körnigen Aggregat von kohlensaurem Kalk bestehen. Dabei besitzen sie eine um so reinere gelblichweisse oder weisse Farbe, je mehr jener vorherrscht, je vollständiger also der Prozess der Verdrängung stattgefunden hat, — denn dass hier eine Verdrängung und keine Ausfüllung vorliegt, geht daraus hervor, dass Feldspath-Substanz und Kalk in verschiedenen Verhältnissen gemengt gefunden werden. Da die Bildung die-

ser Pseudomorphosen nur durch Vermittelung des Wassers vor sich gegangen sein kann, indem dasselbe kohlensauren Kalk zu- und die Bestandtheile des Orthoklases hinwegführte, so muss dasselbe auch seinen Weg durch das Gestein, den Porphyr, genommen haben, in welchem die Krystalle von jenem liegen, und wir haben daher in dem vorliegenden Fall ein sehr sprechendes Beispiel für die Durchdringbarkeit eines sehr dichten Gesteines, welche von gewisser Seite her geläugnet wird. Ein zweiter Fall, der uns den Kalkspath in der Form eines anderen Minerals zeigt, findet sich in dem Augit-Porphyr von Pozza in Tyrol, wo er in Gestalt des Augits vorkommt. Die Krystalle des letzteren bestehen ganz und gar aus Kalkspath, dabei zeigt sich aber deren Form sehr wohl erhalten.

58. Mittheilungen von Herrn Dr. Pagenstecher über Struvitkrystalle aus *Chelonoidis tabulata* am 15. November 1858.

Bei einem aus den Doubletten des Hamburger Museums bezogenen, in Alkohol sehr gut konservirten, Exemplare von *Chelonoidis tabulata* (Fitzinger) fand sich in der Peritonealauskleidung der Bauchdecken, sowie dem Ueberzuge des Magens und der Leber eine sehr grosse Menge mit blossem Auge sichtbarer Krystalle. Es bildeten dieselben für den ersten Anblick halbe Oktander mit rechtwinkliger Basis. Sie sassen mit einer Ecke der Basis oder seltener mit der Spitze tiefer im Peritoneum, von welchem eine sehr dünne Schicht sie vollständig überzog, so dass jeder einzelne Krystall gewissermassen frei an einem Stielchen in die Bauchhöhle hing. Der Raumbeschränkung halber war allerdings immer eine Seite, in der Regel die grössere Grundfläche fest an die Oberfläche des Peritoneum angelegt, die Verwachsung traf aber stets nur eine Ecke.

Da diese Krystalle eine blutrothe Färbung hatten und ähnliche Formen von den Autoren unter die tetraedrischen Blutkrystalle gemischt, wenn auch ohne weitere Erklärung gezeichnet werden, so lag die Vermuthung am nächsten, es seien hier riesige Blutkrystalle der einen oder andern Art entstanden. In der That wies das Mikroskop nach, dass die Färbung ganz die gelbrothe des Blutes sei und dass oft zahlreiche, grosse, ovale Blutkörperchen in die Krystalle mit aufgenommen waren. Auch schienen die ersten Versuche: die Unlöslichkeit in Wasser, selbst bei längerem Kochen; in Terpentin und kohlensaurem Natron, natürlich auch in Alkohol, die Löslichkeit in Schwefelsäure und Essigsäure dem nicht entgegen. Bei der Lösung in Schwefelsäure fand eine Farbenveränderung jedoch nicht statt; der Farbstoff erwies sich überhaupt als durchaus nicht integrierend dem krystallisirten Stoffe beigemischt. Es konnten die Kry-

stalle in verdünnter Schwefelsäure gelöst werden, so dass der Farbstoff mit den einhüllenden Membranen der Krystalle zurückblieb.

Es wurde nun ein grosser Krystall der chemischen Untersuchung unterworfen. Er verkohlte auf Platinblech mit Erhaltung der Hauptformen und geringem Grössenverlust, in der Oxydationsflamme kalcinirte er und schmolz nicht. Dieser kalcinirte Rest war ohne alkalische Reaktion, eine Lösbarkeit in Wasser war nicht merksam, dieses Wasser zeigte nachher keine Chlorreaktion. Dagegen liess sich dieser Rest ebenso wie das die frischen Krystalle thaten, leicht in erwärmter Salzsäure auf ohne Aufbrausen.

Eine Proteinsubstanz war also zunächst nicht in den Krystallen vorhanden und das anorganische Substrat nach Ausschluss von Kalksalz, organischsauren und kohlensauren Alkalien mit Wahrscheinlichkeit als phosphorsaure Amoniakmagnesia anzusehen.

In der That gab die Lösung in Salpetersäure bei der Prüfung mit molybdänsaurem Amoniak den gelben Niederschlag auf das Ausgezeichnetste, der mit dem der Gegenprobe mit phosphorsaurem Natrium auch unter dem Mikroskop vollständig identisch war. Mit grosser Leichtigkeit wurde ebenfalls die Anwesenheit der Magnesia und die Abwesenheit von Kalk und Eisen bewiesen.

Die mikroskopische Linear-Messung ergab nun, dass die Kanten nicht unter einander gleich, sondern in ziemlich bestimmten Verhältniss verschieden waren und der Anblick erinnerte entschieden an die Struvitkrystalle, deren man nach dem chemischen Befund sich gedenken musste. Um die Identität festzustellen, wurde die Winkel-Messung versucht. Einer der grössten Krystalle (es gab deren von 0,9mm. Ausmass der längsten Seite der Grundfläche) bot hinlängliche Spiegelung und die Messung der Kante der beiden besonders ausgebildeten Flächen des einen Doma's ergab folgendes Resultat:

$$\begin{array}{r} 63^{\circ} 40' \\ 63^{\circ} 45' \\ 63^{\circ} 15' \\ 63^{\circ} 20' \\ \hline 63^{\circ} 30' \end{array}$$

Der von Meyn und Rammelsberg früher für Struvit berechnete Winkel beträgt  $63^{\circ} 22'$ . Ausser diesen Flächen von  $\bar{P}\infty$  zeigt die obere Hälfte des Krystalls noch  $\bar{P}\infty$  und  $\infty\bar{P}\infty$ , während die untere Hälfte desselben nur sehr wenig ausgebildet und durch  $OP$  begrenzt ist.

An kleinern Krystallen, namentlich den mit blossen Auge nicht sichtbaren, ist der eigentliche Typus oft besser zu erkennen als an den grossen, die leicht für tetragonal angesehen werden können.

Bei der Untersuchung waren die Herrn Prof. Bunsen, Prof. Blum und Dr. Carius mit grosser Freundlichkeit behülflich.

## 59. Vortrag des Herrn Dr. Cantor über die Mathematik des Pythagoras am 29. November 1858.

Durch einen Abriss der Lebensbeschreibung des Pythagoras wurde nachgewiesen, wie die mathematischen Kenntnisse desselben einen doppelten Ursprung haben, welchen sie auch durch Verschiedenheit des Inhaltes deutlich erkennen lassen. Aus Aegypten stammen die geometrischen Kenntnisse, aus Babylon Alles, was auf Zahlen sich bezieht.

Die Bedeutung der Geometrie des Pythagoras liegt nicht bloss in den Sätzen, welche freilich an sich schon wichtig genug sind; sie liegt ganz besonders in der formellen Methode, derjenigen Methode, welche unter dem Namen Synthesis verbreitet ist, und welche eine ähnlich kategetische Ausdrucksweise besass, wie sie in allen Lehren des Pythagoras sich vorfindet.

Inhalt der geometrischen Sätze war die Theorie der Parallelinien und daran anknüpfend der Verwandlung der Figuren. Ferner Untersuchungen über regelmässige Polygone und Polyeder, wobei auch schon die Sternpolygone in Betracht gezogen wurden. Es ist nicht unwichtig, dass letzterer Gegenstand auch bei Boethius wieder auftritt. Dadurch tritt die von dem Vortragenden bei verschiedener Gelegenheit verflochtene These von der Autorität des Boethius für die Einführung der Ziffern durch Pythagoras in ein neues Licht. Und ähnlicherweise controlirt die Darstellung der geometrischen Methoden des Pythagoras die Ansichten, welche der Vortragende früher über die Porismen des Euclid aufgestellt hatte.

In Bezug auf die Zahlenlehre mussten zunächst die neuesten Untersuchungen angedeutet werden, welche den indirect babylonischen Ursprung der Zahlzeichen unabweisbar erscheinen lassen. Es wurde alsdann gezeigt, wie China (vielleicht das ursprüngliche Vaterland der Ziffern) schon in vorpythagorischer Zeit den Satz kannte, dass Seiten von der Länge 3, 4, 5 ein rechtwinkliges Dreieck bilden; dass ferner zahlentheoretische Untersuchungen im Oriente zu den verbreitetsten gehören. Daher durfte die Hypothese aufgestellt werden: Pythagoras habe sich mit derjenigen unbestimmten Aufgabe beschäftigt, welche in modernen Zeichen

$$x^2 + y^2 = z^2$$

heissen würde; er habe eingesehen, dass die Zahlen 3, 4, 5 unter Anderen ihr genügen, und dadurch habe der chinesische Satz, der sich auf dieselben Zahlen bezog, Interesse für ihn gewonnen. Er habe ihn zu beweisen gesucht, und da dieser Beweis, wie früher gezeigt, nur geometrisch sein konnte, so habe er den Satz entdeckt, welcher seinen Namen führt. Diese Hypothese allein erklärt Alles, was bisher noch dunkel oder widersprechend schien, und namentlich in Röth's sonst vortrefflicher Schilderung des Pythagoras und seiner Mathematik noch sehr mangelhaft ist.

Besonders einleuchtend wird es jetzt, wie der Satz vom recht-



winkligen Dreiecke weit weniger zu geometrischen als zu zahlen-theoretischen Consequenzen führte, wie aus ihm der Begriff der Irrationalzahlen fliessen musste u. s. w.

Die Auflösung der Gleichung

$$x^2 + y^2 = z^2$$

scheint in der Weise geliefert worden zu sein, dass man daraus

$$x^2 = (z + y) \cdot (z - y)$$

folgerte und alsdann für  $z + y$  und  $z - y$  ähnliche Flächenzahlen einsetzte, etwa  $z + y = \alpha \cdot \beta^2$ ,  $z - y = \alpha \cdot \gamma^2$ , wenn die Werthe

$$x = \alpha \cdot \beta \cdot \gamma$$

$$y = \frac{\alpha}{2}(\beta^2 - \gamma^2)$$

$$z = \frac{\alpha}{2}(\beta^2 + \gamma^2)$$

folgen. Aus diesen Werthen ergeben sich wenigstens am Einfachsten die zwei Auflösungen, welche die Alten schon dem Pythagoras und dem Plato zuschrieben; aus ihnen folgt ebenso auch die Bedeutung, welche das Heteromekeis genannte Product  $n(n+1)$  bei diesen Mathematikern besass.

## Bericht über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1857 u. 1858.

Der Verein verlor von den 58 Mitgliedern, mit welchen derselbe in dieses Vereinsjahr eintrat, 4, nämlich durch Wegzug: den Herrn Prof. Duchek, welcher einem Rufe nach Wien folgte, und

den Herrn Dr. Kekulé, bisherigen zweiten Sekretair, welcher die Professur der Chemie an der Universität Gent erhielt; durch freiwilligen Austritt:

den Herrn Dr. Alt, praktischen Arzt in Mannheim.

Ferner durch den Tod:

den Herrn Dr. Knapp, der, obwohl der juristischen Fakultät angehörig, stets den naturwissenschaftlichen Disciplinen vielseitig gebildetem Geiste seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte und dessen frühzeitigen Tod weite Kreise beklagten.

Dagegen wurden in den Verein neu aufgenommen die Herrn: Dr. Faber, Dr. Flad und Prof. Friedrich, Direktor der med. Klinik.

Seit Beginn des neuen Vereinjahres wurden ferner aufgenommen: Herr Prof. Helmholtz und Herr Tenner.

Es wurden 17 ordentliche, eine ausserordentliche und eine Festsitzung gehalten.

Die Vereinsangelegenheiten nahmen einen grossen Theil dieser Sitzungen in Anspruch, indem eine sehr ausgedehnte Leseanstalt für

medizinische und naturhistorische Schriften gegründet wurde, deren Einrichtung die Beseitigung mancher Schwierigkeiten verlangte.

Trotzdem wurden 27 Vorträge von 15 Mitgliedern und 2 Gästen gehalten, deren letzter Theil in diesem, fünften Hefte der Verhandlungen zum Drucke gelangt. Ausserdem wurden mehrere Gegenstände vorgezeigt (Mikroskope neuer Konstruktion des Herrn Hasser u. dgl. m.)

Die Verhandlungen des Vereins werden nunmehr an 62 Adressen versandt, meist an gelehrte Gesellschaften, zum geringen Theil an die Redaktionen wissenschaftlicher Journale. Für Verbindungen von neuerm Datum muss bemerkt werden, dass das erste Heft der Verhandlungen nicht mehr vorrätbig ist. Es ist in der Absicht, durch ausführlichere Mittheilung der gehaltenen Vorträge, den Umfang der Hefte, welche unregelmässig ausgegeben werden, zu vermehren.

Es liegt im Wunsche des Vereines, soweit es angeht, für seine Zusendungen Gegensendungen zu erhalten. Ausser einer Reihe freundlicher schriftlicher Mittheilungen und Einladungen von Seiten anderer Vereine sind unsrer Gesellschaft in der That bereits viele Schriften überschickt worden, welche zum Theil höchst werthvoll sind. Für alles Uebersandte sagt der Verein hiermit seinen tiefgefühlten Dank. Im Allgemeinen möge das in den Verhandlungen enthaltene Verzeichniss übersandter Schriften, welches sich unten dem aus Heft IV anreihet, als Quittung betrachtet werden. Da der Verein einer Portofreiheit nicht geniesst, so wird Briefwechsel nur geführt, wo es nothwendig erscheint. Wir bitten auch fernerhin alle Sendungen an den ersten Sekretair des Vereins, Dr. med. H. A. Pagenstecher jun. zu richten.

Die Neuwahl des Vorstandes bei Eröffnung der Versammlungen des Winterhalbjahrs am 15. November 1858 ergab Wiederwahl der Herrn

Geh. Hofrath Prof. Lange zum ersten Vorsitzenden,  
Hofrath Prof. Bunsen zum zweiten Vorsitzenden,  
Dr. Pagenstecher jun. zum ersten Schriftführer,  
Professor Nuhn zum Rechner,

während an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Dr. Kekulé zum zweiten Schriftführer Herr Dr. Herdt gewählt wurde.

Da Herr Prof. Lange in Rücksicht auf seine Gesundheit und vielfache Geschäfte die Wahl nicht annehmen konnte, so bleibt an seiner Stelle ein anderer erster Vorsitzender zu wählen.

---

## Verzeichniss

der vom 1. April bis Ende November 1858 eingegangenen Druckschriften.

Neues Jahrbuch für Pharmacie, Bd. IX 2—6, X 1—4, von Herrn Dr. Walz.

Fünfter und Sechster Bericht (1855 u. 1856) der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- u. Heilkunde von der Gesellschaft, durch Herrn Prof. Phoebus, Sekretair.

Fünfzehnter Jahresbericht (1857) der Gesellschaft Pollichia.

Der Johannesbader Sprudel von Herrn Dr. Job. Nep. Eiselt

Journal of the geological society of Dublin III.—VI. (1854—1856) von der geologischen Gesellschaft in London.

Untersuchungen über die electrischen Organe v. *Gymnotus electricus* und *Mormyrus oxyrhynchus* v. Dr. C. Kupfer aus Dorpat u. Dr. W. Keferstein in Göttingen.

Ueber den feinern Bau der Pacinischen Körperchen von Dr. Keferstein.

Atti dell' J. R. Istituto Lombardo, Vol. I, f. 1—10 durch den Sekretair, Herrn Prof. Cantù.

Separatabdruck einiger Vorträge von Herrn Prof. Kölliker (für Urari u. Leuchtorgane) aus den Verhandlungen der phys.-med. Gesellschaft zu Würzburg.

Jahresbericht des physik. Vereins in Frankfurt a. M. für 1856—57  
Jahrbücher des Vereins f. Naturkunde im Herzogthum Nassau, XLII H. (1857).

Berichte der Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften zu Freiburg i. B. 28 u. 29 durch den Sekretair Hr. Dr. March.

Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, redigirt von Herrn Dr. R. Wolf. Jahrg. I, 1—4, II, 1—4, III, 1—4 (1856—1858).

Berichte über die Verhandlungen d. k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Leipzig. Math. Phys. Kl. 1857 I—III, 1858 I—III durch den Sekretair, Herrn Prof. E. H. Weber.

Jahresberichte des Mannheimer Vereins für Naturkunde XVIII bis XXIV (1853—1858) durch den Sekretair, Hr. Dr. Gerlach.

Bulletin de la société Imp. des Naturalistes de Moscou 1857, II, III, IV, 1858, I, durch den Sekretair Herrn Staatsrath Dr. Renaud.

Jahresbericht 1855—1857 und Naturhistorische Abhandlungen 1858 der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, durch den Sekretair, Herrn Dr. Hille zu Hanau.

Jahresbericht des Frankfurter mikrosk. Vereins 1857—1858.

Archiv des Vereins der Freunde d. Naturgeschichte in Mecklenburg, XII, herausgegeben von Herrn E. Boll, Neubrandenburg.

Jahresberichte der Gesellschaft für Natur- u. Heilkunde zu Dresden, 1853—57, durch den ersten Sekretair, Hr. Prof. Dr. Merbach.

ärztlicher Bericht über die medicin. Klinik zu Dresden, von Herrn Prof. Merbach.

über die chemische Constitution organischer Verbindungen v. Hrn. Prof. Herm. Kolbe. Denkschrift an die Wetterauer Gesellschaft von der Gesellschaft zur Beförderung d. ges. Naturwissensch. zu Marburg.

gesammelte mediz. Abhandlungen I (zur Pathologie) von Hn. Dr. S. Spengler in Ems.

Berichte des naturwissenschaftl. Vereins des Harzes (1840—1856) und Statuten dieses Vereins durch den Sekretair, Herrn Stadtsekretair L. Scheffler in Blankenburg.

stology on the suprarenal capsules by George Harley, from the author.

entero-mesenteritide contagiosa von Hrn. Dr. Schultz Bipontinus. 10 Expl.

---

*Explication des Passages de droit privé contenus dans les oeuvres de Cicéron par G. de Caqueray, Professeur de droit romain à la faculté de droit de Rennes. Paris, chez Durand. 1857.*

Wenn auch die juristischen Leistungen in Frankreich vorzugsweise auf die praktischen Rechtserörterungen gerichtet sind, so würde es doch ungerecht sein, wenn man verkennen wollte, wie fordernd einzelne Männer in Frankreich mit Werken von entschieden wissenschaftlichem Werth, insbesondere auch auf dem Gebiete der Forschungen über römisches Recht sich beschäftigen. Ihre Arbeiten dürfen auch von den Juristen ausser Frankreich nicht gering geachtet werden. Einen neuen erfreulichen Beweis guter rechtswissenschaftlicher Richtung liefert uns das oben angeführte Werk des Hrn. Caqueray, Professor an einer Universität, an welcher fortdauernd das römische Recht mit Liebe und Erfolg betrieben wurde. Indem wir das Werk anzeigen, finden wir uns durch den Umstand, dass das Buch den Hrn. Durand in Paris zum Verleger hat, zu dem Aussprechen einer Anerkennung der achtungswürdigen Richtung des Hrn. Durand bestimmt. Vergleichen wir mehrere neue rechtswissenschaftliche Werke in Frankreich und zwar solche, welche nicht unmittelbar das praktische Recht zu erörtern bestimmt sind, sondern mehr zur Förderung der Rechtswissenschaft und Gründlichkeit des Rechtsstudiums beitragen sollen, z. B. das Werk: *De l'obligation naturelle en droit romain et en droit français* par Massot, 1838; die Schrift von de Fontaine de Resbecq: *notice sur le doctorat en droit avec un tableau de l'enseignement et des études 1857* (mit Angabe der Einrichtungen über Erlangung der Doktorwürde und aller darauf bezüglichen Verordnungen und mit Bezeichnung aller seit 1806 auf den verschiedenen franz. Rechtsfakultäten creirten Doctoren und der von ihnen veröffentlichten Dissertationen), das Werk v. Boeresco *traité com-*

paratif des délits et des peines au point de vue philosophique et juridique, 1857 und vorzüglich das für französ. Rechtsgeschichte wichtige erst neu wieder aufgefundene und durch Bemühungen von Labulaye herausgegebene Werk: *Institution du droit français* par Claude Fleury, publiée par Laboulaye et d'Arreste, 2 vol. 1858. Erfährt man, dass der Verleger aller dieser Werke Hr. Durand ist, so muss man anerkennen, dass Hr. D., der wohl weiss, dass die genannten Werke zwar für den wahren Juristen, der den Werth dieser Werke für die Wissenschaft kennt, nicht aber für den grossen Kreis der Praktiker Bedeutung haben und nicht auf grossen Abzug rechnen können, von einem edlen Streben als Verleger ohne Rücksicht auf Gewinn die Wissenschaft zu fördern geleitet wird. Wir werden später von den einzelnen Werken Anzeige liefern und verweilen vorerst bei dem oben genannten Werke über Cicero. Es ist für den Juristen, der den Entwicklungsgang des römischen Rechts kennt, nicht zweifelhaft sein, dass die Schriften der römischen Classiker wichtige Materialien für die Erkenntniss der richtigen Bedeutung einer in den römischen Rechtsquellen vorkommenden Einrichtung oder eines Ausdrucks enthalten. Der gründliche Forscher Benech hatte in dieser Beziehung eine interessante Arbeit durch seine Schrift: *Etudes sur les classiques latins appliquées au droit romain* geliefert. (Die Schrift bezog sich auf Horaz, Persius, Martial u. Juvenal). Am bedeutendsten für die Rechtsforschung war Cicero sein: In ihm vereinigen sich seltene Eigenschaften; Cicero war Staatsmann, gerichtlicher Redner und Philosoph. Sein Wirken fiel in eine Zeit, in welcher in Rom schon die alte Strenge des Civilrechts und die Formularjurisprudenz vielfach erschüttert war, und die mehr naturgemässen milderen Ansichten des prätorischen Rechts den Sieg gewannen. In seinen Reden vor Gericht war Cicero in der Lage auf das bestehende Recht Rücksicht zu nehmen und dasselbe auszulegen; überall war er veranlasst, auf damalige Zustände und Sitten seine Blicke zu werfen; in seinen Briefen war er veranlasst, über Zustände seiner Zeit sich zu erklären und seine philosophischen Schriften beweisen den tiefen Denker, den geistreichen Mann, der über die Vorurtheile seiner Zeit sich hinaussetzt. Auf diese Weise wurde schon früh, namentlich von italienischen Schriftstellern, z. B. Ferratius, der Werth des Studiums der Werke von Cicero für die Rechtswissenschaft geschildert, und in neuerer Zeit hatte Platner in seiner Schrift: *de iis partibus libror. Ciceronis quae Marb. 1829, Rein quaest. Tullian ad jus civ. spectant*. Jena, 1834, vorzüglich Keller in seinem *Semestro ad Ciceron* 1842 die Bedeutung Ciceros für den Juristen gezeigt, in Frankreich hatte Giraud in seiner *Histoire du droit romain* auf die reiche Quelle, die der Jurist in Cicero's Werken findet, aufmerksam gemacht, und Brevollet in der *l'Academie de legislation de Toulouse*, (recueil tom. VI, p. 28) von der Bedeutung des Werks von Cicero *de legibus* gehandelt. Wir wissen wohl, dass in neuerer Zeit, namentlich auch in

Deutschland Cicero wegen seiner politischen Wetterwendigkeit, wegen mancher Charakterzüge und wegen mancher Aeusserungen, die die heutige Philosophie tadeln mag, vielfach herabgewürdigt wird. Wir freuen uns, dass der treffliche Laurent in seinem Werke: *Histoire du droit des gens*, vol. III, p. 431—444 gerecht gegen Cicero war und ebenso den Geist seiner philosophischen Ansichten (im Gegensatz zur strengen Stoa) die hohe Bedeutung seiner erhabenen Auffassung des Rechts und des Wesens der Gerechtigkeit klar schilderte, als er nachwies, wie, obgleich die Römer als ein praktisches Volk keine Freunde philosophischer Forschungen waren, allmählig vielfach einzelne Ansichten Cicero's in die Schriften römischer Juristen übergingen.

Kein Schriftsteller hat aber noch so wie Hr. Caqueray in dem vorliegenden Werke gründlich durch Ausdehnung seiner Arbeit auf alle Werke von Cicero durch Eingehen in alle Einzelheiten die Bedeutung des Studiums von Cicero für die Erkenntnis des römischen Rechts gewürdigt. Sein Verdienst ist, dass der Verfasser nicht blos auf flüchtige Bemerkungen über einzelne in Cicero's Werken vorkommende Stellen, die auf das Recht sich beziehen, sich beschränkt, sondern mit Benützung der Forschungen Anderer häufig tief eingehende juristische Erörterungen liefert. Ueber die Richtigkeit einzelner Ausführungen des Verf. werden deutsche Juristen freilich oft anderer Meinung sein, und man bedauert in dieser Hinsicht oft, dass der Verf. mit den in neuerer Zeit so bedeutenden, rechtshistorischen Arbeiten der deutschen Juristen, wenn ihre Schriften nicht lateinisch abgefasst waren, nicht bekannt war; er würde sonst selbst häufig zu andern Darstellungen gekommen sein, allein dem Werke des Hrn. Caqueray muss dennoch ein grosses Verdienst zuerkannt werden, da überall der Verfasser die Arbeiten seiner Vorgänger selbständig geprüft und benützt, aber auch häufig das Ergebniss seiner eigenen Forschungen mitgetheilt und mit grosser Klarheit entwickelt hat. In Bezug auf die vom Verfasser gewählte Methode der Entwicklung ist manches zu bemerken. Der Verf. hat die einzelnen Werke von Cicero der Reihe nach aufgeführt und bei Jedem dasjenige, was darin für das römische Privatrecht enthalten ist, mit den geeigneten Erklärungen hervorgehoben. Sehr zweckmässig ist es, dass der Verf. bei jedem der Ciceronianischen Werke den Geist der Schrift, die Bedeutung derselben characterisirt, und die Umstände, unter welchen die Schrift entstand, das was Cicero damit beabsichtigte, gut schildert. Auf diese Art zergliedert der Verf. p. 1—90 die auf das Recht sich beziehenden Stellen in den *Topicis*, geht dann zu den Reden Ciceros über. Daher handelt pag. 91 von der Rede pro Sexto Roscio Amerino, pag. 186 pro Roscio Comoedo, pag. 180 von den Verrinischen Reden, pag. 228 von der Rede pro Caecina, p. 289 pro Tullio, p. 311 pro Fontejo, p. 313 pro Cluentio p. 322 pro lege agraria, p. 328 pro Murena, p. 337 pro Archia Poeta, p. 361 pro Coelio Rufo, p. 363 pro Plancio, p. 371 von den

Philippischen Reden. Er geht dann p. 389 zu der Zergliederung der Rhetorica, p. 406 der Schrift de inventione, p. 418 de oratore, p. 447 de claris Oratoribus, p. 454 de partitione oratoria, p. 471 zu den Tusculanae quaestiones, p. 473 de natura Deorum, p. 477 de divinatione, p. 501 de amicitia über. Vorzüglich verweist der Verf. p. 507 bei dem Werke: de Republica, p. 515 de legibus und von p. 529 an bei den epistolis. In Bezug auf diese gewählte Methode fragt man, ob der Verf. nicht besser gethan haben würde, eine systematische Darstellung des Stoffs, gleichsam eine Entwicklung des ganzen Zustandes der Jurisprudenz in den Zeiten Cicero's oder doch eine ähnliche Darstellung wie z. B. Benech im angeführten Werke wählte, zu liefern, z. B. dass alles, was in Bezug auf väterliche Gewalt oder Ehe, oder Erbrecht in dem Werke von Cicero vorkommt, zusammengestellt worden wäre. Die von dem Verf. gewählte Methode hat die Nachtheile, dass die Leser den Stoff zerstückelt erhalten und dass nothwendig manche Wiederholungen vorkommen müssen. Dennoch begreifen wir wohl, warum der Verf. seine Methode vorzog; sie beweist die Gewissenhaftigkeit des Verf., der jedem Leser möglich machen will, selbst zu prüfen, was sein Werk Cicero's für das Privatrecht enthält, und die Methode vermeidet die Gefahr, welche leicht da entsteht, wenn das, was zerstückelt vorkommt, unter oft willkürlich gewählte Gesichtspunkte aus dem ursprünglichen Zusammenhang gerissen zusammengestellt wird.

Wir wollen, um unseren Lesern ein Bild zu geben von dem, was der Verf. liefert, auf einige seiner Entwicklungen aufmerksam machen.

In den Topicis verdienen vorzüglich die Erörterungen über die Sklaverei und manumissio, p. 3 über das röm. Eherecht, besonders über manus, confarreatio, coemptio, p. 10 über Erbrecht, über Bedeutung von agnatio, cognatio, gentiles p. 40—70 Aufmerksamkeit. Ist p. 79 die Erörterung von fiducia sehr gut. In der Rede pro Quintio verdient die Erörterung p. 106 über das Verhältniss von procurator und cognitor etc. p. 111 über coemptio bonorum in der Rede pro Roscio Comoedo, p. 145 die Entwicklung von expensilatio und terminia in den Reden, sowie die Abhandlung über Codex accepti et expensi, p. 192 über Bedeutung von inofficiosum Testament; wir empfehlen wir in der Rede pro Caecina p. 228 die Entwicklung über Eigenthums- und Besitzstreit der Römer, p. 252 über die Interdicta. Bei Zergliederung der Rede pro Murena hat der Verf. sehr richtig p. 329 die geistreiche Art hervorgehoben, in welcher Cicero die Formularjurisprudenz geistelt. Ueberall bewährt sich in dem Werke der gründlich forschende Gelehrte, so dass jeder Unpartheische zugeben muss, dass wenn er auch manchen Ansichten des Verf. nicht zustimmen kann, er doch gestehen muss, dass das Studium des Werkes reiche Ausbeute gewährt.

Wittermaier.



**JAHRBÜCHER DER LITERATUR.**

---

*De Ijzerslaken in Nederland en de Ijzerebereiding in vroegeren tild, door Prof. S. Bleekrode. 70 Pag. in 8. Spin et Zoon te Amsterdam.*

Eine Abhandlung von ganz eigenthümlichem Interesse und wichtig in gewisser Hinsicht: „uralte“ Eisen-Schlaken werden besprochen, obwohl deren Abstammung nicht fern lag, so fehlte es dennoch keineswegs an unhaltbaren Hypothesen über den Ursprung jener Schmelzwerk-Erzeugnisse aus früher Zeit; selbst Vulcanismus und Meteoriten kamen zur Sprache.

In den einleitenden Bemerkungen handelt der Verf. vom Erfinden der Eisen-Gewinnung überhaupt, später beschreibt er die in Boreo heutiges Tages noch bräuchliche einfache Methode das Eisen unmittelbar aus den Erzen zu erhalten; Verfahrungsart und Oefen werden geschildert, auch durch eine zierliche Abbildung versinnlicht.

Nun fand man seit einigen Jahren in den höchsten Gegenden der niederländischen Provinz Gelderland, wo Diluvial-Hügel vierzig bis achtzig Meter über die Meeresfläche sich erheben, nahe bei Feldern, ja inmitten derselben einzelne Schlacken-artige Massen (von dem Musterstück ist die wohl gerathene Abbildung beigelegt), theils auch in sechs bis acht Fuss mächtigen Haufen, die hundert Fuss und darüber im Umfang haben. (So weit solche bis jetzt bekannt, sind sie auf der Karte angedeutet, welche die Schrift begleitet). An einigen Orten erscheinen diese Haufwerke mit Heide bedeckt, an andern wurzeln uralte Bäume darin, deren Wachsthum ein sehr üppiger. (Wallerius gedenkt ähnlicher Thatsachen hinsichtlich der Schlacken-Haufen in Schweden und Norwegen). Man hat die zwischen den Schlacken-Bruchstücken befindliche Erde, desgleichen die darunter liegende, als „Asche“ bezeichnet, richtiger dürfte die Benennung „Heidegrund“ sein, denn eine Analyse that dar, dass die befragte Erde meist aus Diluvial-Sand besteht, gemengt mit mehr oder weniger Humus und Pflanzentheilen.

Die älteste jetzt in der besprochenen Gegend der Provinz Gelderland vorhandene Eisenhütte bestand schon 1689. Frisch- und Renn-Arbeiten u. s. w. sind da unbekannt, auch fehlt es an geschichtlichen Nachrichten über Eisen-Bereitung aus Sumpferz, welches noch immer in ungeheurer Menge zu gewinnen wäre. Von Eisen-Werkzeugen und Geräthschaften wurde nichts getroffen, ein Fragment ausgenommen, das wahrscheinlich bei einem Pfeil-Bogen angewendet worden. In den Schlackenhaufen fanden sich Bruchstücke irdener Töpfe, die Alterthumsforschern muthmasslich als aus dem Merovingischen oder Carlovingischen Zeitalter stammend gelten,

ferner Trümmer von Handmühlen-Steinen aus Andernacher Basalt-Lava. Dass die Schlacken erst nachdem sie erkaltet gewesen zu Haufen aufgethürmt worden, beweisen Knochen von Schweinen und Kälbern, die man in den tiefern Lagen sammelte.

Durch chemische Untersuchungen der Schlacken wurde auch Zweifel gestellt, dass dieselben Singulo-Silikate sind von Eisen-Oxydul mit einer veränderlichen Menge Eisenoxyd, theils auch von sehr reducirtem Erz. Als Neben-Bestandtheile ergaben sich geringe Quantitäten von Thon- und Kalkerde, Magnesia, Kali, ferner Spuren von Mangan-Oxydul und Schwefel, zusammen höchstens zwei Procent betragend. Dadurch wurde auch entschieden, dass die angewandten Erze eine nicht beträchtliche Menge Silikate enthielten, nämlich nur Kiesel-Sand. — Aehnliches des äusseren Ansehens, mehr der Uebereinstimmung im chemischen Gehalt, dargethan durch Analysen solcher Schlacken aus Schottland, Frankreich und anderen Gegenden — vorgenommen von Kyle, Dumas, Berthier u. Molot — sprechen dafür, dass die durch Bleekrode geschaffenen Hütten-Erzeugnisse ebenfalls bei einer uralten Eisen-Bereitung mittelbar aus den Erzen in Stücköfen fielen. Unter letzteren Schlacken fanden sich einige Bruchstücke der aus Lehm mit Sand ausgefüllten Oefen, hin und wieder auch Holzkohlen, Ueberreste des Füllungs-Materials.

Den Schluss machen Bemerkungen über die mögliche metallurgische Benützung der besprochenen Eisenschlacken.

*Description d'un diamant remarquable, contenant des cristaux, par P. Harting. Publiée par l'Académie Royale des sciences d'Amsterdam. Avec une planche. 15 pag. in Quarto. Amsterdam, C. G. van der Post, 1858.*

Wenige Mineralkörper waren in dem Grade ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen, wie der Diamant, welchem als Edelstein höchster Werth zuerkannt wird; dennoch blieb einer der Zweige, diesen Untersuchungen zum Grunde liegend: dessen Entstehungsweise mit Gewissheit darzuthun, unerreicht. Während man auf der Seite den Diamant für einen im Bereiche lebloser Natur vermutheten hoher Wärmegrade erzeugten Körper erklärt, suchte man auf der andern die Meinung geltend zu machen: er sei ein organisches Product, gebildet durch allmähliges Einwirken chemischer Kräfte auf vegetabilische Substanzen.

Unser Verfasser beabsichtigt keineswegs eine Entscheidung dieser Streitfragen; allein mit gutem Grund erachtet er jeden Beitrag zur Kenntniss der innigen Natur des in mehrfacher Hinsicht so merkwürdigen Minerals für nicht unwichtig.

Der besprochene Diamant stammt von Bahia in Brasilien, und befindet sich gegenwärtig im Museum des Teyler'schen Institutes zu Harlem. Er zeigt Brillanten-Schnitt und ist, mit Ausnahme der in ihm enthaltenen Einschlüsse, vollkommen durchsichtig und wasserhell. Sein grösster Durchmesser beträgt 11,1 Millimeter, die Dicke 5,3 Millimeter, das Gewicht 0,768 Grammen; wäre der Edelstein fehlerfrei, so würde dessen Werth im Handel tausend Gulden übersteigen.

Bei den ganz und gar eigenthümlichen Erscheinungen, welche der Stein zeigt, mehrfacher Missgriffe wegen, die in andern Fällen stattgefunden, erachtete der Verf. — ehe er den Ergebnissen mikroskopischer Untersuchungen sich zuwendet — nicht für überflüssig in zuverlässiger Weise darzuthun, dass man es mit einem unzweifelhaften Diamanten zu thun habe, nicht mit irgend einem andern Mineral.

Dies vorausgeschickt, folgen ausführliche Bemerkungen über die beobachteten Krystall-Einschlüsse. Bei schwacher Vergrösserung — das Verfahren wird genau beschrieben — nimmt man eine Menge Fäden oder Haaren ähnlicher Theilchen wahr, sie sind zumal nach einem Rande hin gehäuft und fehlen der andern Hälfte des Steins fast ganz. Unter stärkerer Vergrösserung haben jene Fäden das Ansehen vierseitiger Prismen, bis zu  $\frac{1}{6}$  Millimeter Durchmesser, auf der Oberfläche mit paralleler Quer-Streifung, so dass es scheint, als beständen sie aus über einander gethürmten viereckigen Blättchen. (Mehrere Abbildungen dienen zur Veranschaulichung.) Meist zeigen sich die befragten Prismen gebogen in einer oder der andern Richtung, selbst gewunden, auch an ihren Enden verschlungen. Unter Verhältnissen, wie diese, war eine Entscheidung: welchem System die Krystalle beizuzählen seien, überaus schwierig, da sich keine Winkelmessungen vornehmen liessen, selbst in den wenigen Fällen nicht, wo die Prismen durch den Schnitt des Diamanten, der Quere nach auf dessen Oberfläche entblösst, eine quadratische Fläche zeigten; sie konnten dem tetragonalen, oder dem regelmässigen System angehören, und es wären dieselben im letzten Falle als bestehend aus übereinander gehäuften Würfeln zu betrachten. — Es ist hier der Ort nicht, dem Verfasser in seinen mit Sachkenntniss und Umsicht vorgenommenen, bei den gegebenen Umständen erschöpfenden Untersuchungen, und den daran geknüpften Betrachtungen, Schritt vor Schritt zu folgen. Wir beschränken uns zu sagen, dass Harting sich berechtigt glaubt anzunehmen: die Einschlüsse des Diamanten seien Eisenkies, der hin und wieder eine Zersetzung erlitten. Vollständige Ueberzeugung liesse sich nur durch Zerschlagen des Edelsteines erlangen, um die isolirten Krystalle sodann noch genauer zu prüfen.

Leonhard,

*Das Privatrecht und der Civilprocess der Römer von der ältesten Zeit bis auf Justinianus. Ein Hülfsbuch zur Erklärung der Classiker und der Rechtsquellen für Philologen und andere Juristen, nach den Quellen bearbeitet von Prof. Dr. Wilhelm Rein. Leipzig, 1858. Friedrich Fleischer. XIV und 711 S. in gr. 8.*

Unter diesem Titel erscheint das schon vor einer Reihe von Jahren von dem Verfasser zu gleichem Zwecke bearbeitete römische Privatrecht jetzt in einer völligen Umarbeitung, die eben so wohl den Inhalt und die einzelnen Theile des Buches als den, jetzt um das doppelte vermehrten Umfang des Buches betroffen hat. Es bedarf hier keiner weiteren Erörterung, von welchem Nutzen dem Buch seit seinem ersten Erscheinen begleitet gewesen ist: wir sind doch ein in der That willkommenes, in vielen Fällen selbst unentbehrliches Hülfsbuch dem Philologen geworden, der ohne näher mit dem römischen Rechte bekannt zu sein, doch zu einem richtigen Verständniss und einer richtigen Auffassung der vielen in den Classikern, bei Cicero, Livius, Tacitus, um nur diese zu nennen, vorkommenden Stellen gelangen will, welche auf Rechtsverhältnisse der römischen Welt sich beziehen, und meist nur in dem Zusammenhang, in dem sie mit dem Ganzen des römischen Rechts zusammenhängen, richtig erfasst werden können. Dieses Ganze aber richtig zu erkennen, ist für den Philologen keine leichte, andererseits aber doch nicht zu erlassende Aufgabe, der er mittelst Anwendung rein juristischer Hülfsmittel bei seinen Studien nicht so bald wird genügen können. Es ist darum eine überaus verdienstliche, einem fühlbaren Bedürfniss abhelfende Arbeit zu nennen, die der auf diesem Gebiete so vertraute und durch eine Reihe der gediegensten Leistungen bewährte Verfasser unternommen hat, indem er sein früheres Werk nun in einer völlig umgearbeiteten und erweiterten, alle einzelnen Theile des römischen Privatrechts gleichmässig behandelten Gestalt vorlegt; wobei, wie sich dies von einem Manne, wie der Verfasser ohnehin erwarten liess, nicht bloss die diesem Gegenstande gewidmeten, in neuer und neuester Zeit erschienenen Werke der gelehrten Rechtslehrer unserer Zeit (Puchta, Walter, Böcking, Rudorff u. A.) durchweg die gebührende Beachtung und Benutzung gefunden haben, sondern insbesondere, um des philologischen Zweckes willen, den der Verfasser hier vor Augen hatte, auf die Quellen selbst Rücksicht genommen ist, die der philologische Leser vor Allem selbst kennen lernen muss, um von ihnen ausgehend nicht bloss die rechtliche Grundlage zu gewinnen, sondern mittelst dieser auch dahin zu gelangen, die einzelnen schwierigen Fragen und Probleme, wie sie auf diesem Gebiete vielfach hervortreten, in befriedigender und sicherer Weise zu lösen. Mit Vollständigkeit — das kann man wohl sagen — sind diese Quellen, also die Stellen römischer und selbst griechischer Schriftsteller, sowie die der spätern römischen Rechtsquellen über-

angegeben, grossentheils auch wörtlich, sie sind in die Darstellung überall eingeflochten oder bilden vielmehr die Unterlage, von welcher die weiter folgende Erörterung ihren Ausgang nimmt; hier dürfte nicht leicht dem Verfasser Etwas entgangen sein, da er selbst das Neueste benutzt und angewendet hat, wie z. B. um einen Fall der Art anzuführen, die römischen, in dem heutigen Algerien entdeckten und durch Renier veröffentlichten Inschriften (s. S. 168), die auch für andere Theile des römischen Lebens und die Erkenntniss derselben, namentlich der Staatsverwaltung, des Kriegswesens vor Allem, der afrikanisch-römischen Culte, u. A. eine so reiche, bis jetzt noch wenig ausgebeutete und benutzte Fundgrube bilden, die selbst durch die zahlreichen versificirten Grabschriften einen reichen Beitrag zu einer neuen Anthologia Romana — ein in der That ebenfalls dringendes Bedürfniss — liefern können.

In dieser Vollständigkeit, mit welcher die Quellen hier mitgetheilt sind, liegt ein grosser Vorthail für den Gebrauch und die Benutzung des Werkes; der Philolog, wie auch der angehende Jurist (für welchen dieses Buch ebenso nützlich und belehrend sein wird), lernt die Quellen nicht bloss kennen, sondern er wird unwillkürlich veranlasst, mit ihnen sich näher bekannt zu machen und dieselben zu studiren. Neben dieser Sorgfalt in Anführung der Quellen wird man die gleiche Vollständigkeit in Anführung der Ansichten neuerer Gelehrten über die Auffassung einzelner Punkte, Rechtsverhältnisse oder Auslegung der betreffenden Stellen wahrnehmen und darin einen nicht minder anzuschlagenden Vorzug des Werkes erkennen; der Philolog findet auf diese Weise eine erwünschte Gelegenheit und Veranlassung, tiefer in den Gegenstand einzudringen und ihn so nach allen Seiten hin gründlich zu verfolgen, während derjenige, die über eine beliebige, zumal controverse Rechtsfrage, die Ansichten der verschiedenen Rechtslehrer kennen lernen will, alle die ihm dazu dienlichen Nachweisungen hier finden wird. Und während die Quellen selbst meist in den Text verflochten und eingewebt sind, ist die Angabe dieser Ansichten der Gelehrten, also der Hülfsmittel zu näherer Erforschung und Beleuchtung des Gegenstandes, in die Noten verlegt, die allerdings dadurch ziemlich umfangreich geworden sind, aber auch ein reiches, kaum zu erschöpfendes und dabei wohl gesichtetes Material enthalten, das als ein wahres Repertorium angesehen werden kann, welches man ohne vielfachen Nutzen und reichliche Belehrung nicht vergeblich zu Rathe ziehen wird.

Neben dieser Vollständigkeit in Angabe der Quellen wie der Hülfsmittel hält sich auch die Darstellung in einer Klarheit und Bestimmtheit, die allerdings bei einem derartigen Werke nicht genug anzuschlagen ist. Wir werden nicht lange in der Irre herumgeführt, um das Wesentliche eines Instituts oder einer Rechtslehre mitten in dem Gewirre oft sich widersprechender Meinungen bald zu erkennen, sondern das Ergebniss der bisherigen For-

schnung wird uns mit derjenigen Bestimmtheit mitgetheilt, die der Verfasser selbst, und mit gutem Grund, für ein Haupterfordernis eines Werkes anerkannt hat, das selbst als Führer Anderen dienen, und ihnen eine Anleitung geben soll, auch die Lösung solcher dunkeln oder bestrittenen Punkte, worüber, zumal bei dem Mangel oder der Unbestimmtheit der Quellen, kein sicheres Endergebniss und keine feste Lösung zu gewinnen bisher möglich geworden ist, zu versuchen.

Was den Zeitumfang betrifft, innerhalb dessen die Darstellung sich bewegt, so konnte die Zeit des sinkenden Römerreichs eben wenig ausgeschlossen bleiben, da sie gerade in Bezug auf die Entwicklung und Ausbildung des römischen Rechts so Vieles bietet, als andererseits ein tieferes Eingehen in die Entwicklung der Rechtsinstitute der christlich-römischen Zeit erwartet werden: als Mittelpunkt der Rechtsentwicklung wurde das Ende der Republik und der Anfang der Kaiserzeit bis zu den grossen Juristen im dritten Jahrhundert festgehalten. Ueber die Anlage des Ganzen hat sich der Verfasser selbst S. V der Vorrede in folgender Weise ausgesprochen:

„Das Buch soll nicht ein neues System des römischen Rechts, sondern ein System sein, wie es sich in seinen Grundzügen unstritten aus den römischen Quellen und aus den Forschungen der neueren Zeit ergibt. Daher machte ich die Resultate der Quellen zur Grundlage, fügte dazu dasjenige, was als unzweifelhafter Gewinn der gelehrten Untersuchungen Anderer zu betrachten ist und verband damit die Ergebnisse meiner eigenen Studien, bin aber in letzterer Rücksicht sehr vorsichtig zu Werke gegangen, um die Zahl der unerwiesenen Hypothesen nicht unnöthig zu vermehren. Dabei gab ich der sog. chronologischen Methode vor der synchronistischen oder periodisirenden den Vorzug u. s. w.“

Dass diese Grundsätze der Behandlung durchaus dem Zwecke des Ganzen entsprechen, wird man nicht in Abrede zu stellen vermögen: ihre richtige Anwendung kann aber ein Blick in die Schrift selbst zeigen. In einer Einleitung wird zuerst „Begriff, Behandlung, Quellen und Literatur des römischen Privatrechts“ angegeben, dabei von der Wichtigkeit der Kenntniss dieses Rechts nicht bloss für den Juristen, sondern für den Philologen gehandelt, auch die Gründe angegeben, die den Verfasser bewogen, in der historischen Darstellung dieses Rechts die chronologische Methode der synchronistischen, welche das gesammte Material in einzelne Perioden abtheilt und das zu gleicher Zeit geltende Recht neben einander stellt, vorzuziehen; wir geben unbedenklich dieser Methode den Vorzug, weil sie allein einen klaren Blick in die Entwicklung und Bildung der einzelnen Rechtsverhältnisse öffnet und mit dem Einzelnen auch zugleich das Ganze bequemer überschauen lässt, gerade wie ja auch die Geschichte der Literatur nur in der sogenannt systematischen Behandlung nach den einzelnen Gebieten und Zweigen der Literatur zu einer richtigen und vollen Einsicht in das Ganze der Literatur führt.



ren kann. Bei Angabe der Quellen werden nicht-juristische (die römischen und griechischen Schriftsteller, die Inschriften) und juristische unterschieden, letztere in die Gesetzesurkunden, Senatusconsulte, Edikte, Constitutionen u. s. w. und in die juristischen Bücher (also die juristische Literatur), unterschieden: bei den ersteren wird Alles aufgeführt, was in einzelnen Resten, die dahin einschlagen, sich mehr oder minder vollständig erhalten hat; die darauf bezüglichen Forschungen der neueren Gelehrten finden sich mit aller Sorgfalt in den Noten angeführt: die unlängst aufgefundenen Stadtrechte von Salpensa und Malaca werden als ächt anerkannt, und die von einem französischen Gelehrten behauptete Unächtheit verworfen, was man nur billigen kann. Die Entgegnungsschrift von Chr. Giraud: *Les tables de Salpensa et de Malaca sec.*, edit. Paris 1855 und *La Lex Malacitana* im *Journal des Savans* 1856, p. 684 ff., sowie der erneuerte Abdruck von C. Zell, der zugleich mit einer die ganze Literatur über diese Stadtrechte näher verzeichnenden und beurtheilenden Einleitung versehen ist (*Epigraphik*, Th. III, Heidelberg 1857), kann dem hier Angeführten noch hinzugefügt werden. Ebenso konnte auch bei dem Abschnitt, der die Urkunden von Rechtsgeschäften auführt, und hier an dritter Stelle auch die durch Massmann seiner Zeit veröffentlichten, theilweise aber mit Unrecht in ihrer Aechtheit beanstandeten Siebenbürgischen Wachstafeln, deren Inhalt sich auf eine Art von Leichencassengesellschaft bezieht, nennt, an ähnliche seitdem auf ähnlichen Täfelchen der Art in Siebenbürgen aufgefundene Urkunden erinnert werden, da die Zahl der bis jetzt entdeckten derartigen Fragmente auf nicht weniger als sechzehn sich beläuft: s. *Archäologischer Anzeiger*, April 1856, IV 88, p. 191, vgl. mit Mommsen *Monatsberichte der Berl. Akadem.* 1857, p. 518. Das Neueste daraus bieten die von J. Erdy zu Pest 1856 herausgegebenen Täfelchen, über die Detlefsen in den *Sitzungsbericht der kais. Akademie zu Wien*, Bd. XXIII, p. 601 ff. und Arndts in den *Oestreich. Blättern für Literatur* 1857 IV, 49 sich näher verbreitet haben. — Die bis jetzt bekannt gewordenen neun und vierzig Soldatenabschiede (*honestae missiones*) sind richtig angegeben; denn das neueste zu Wiesbaden gefundene und jetzt publicirte Fragment, womit das halbe Hundert dieser Urkunden geschlossen wird, konnte der Verfasser noch nicht benutzen. Den Schluss dieser ersten Abtheilung machen die Angaben der juristischen Bücher, von den Commentaren des Gajus an bis zur Justinianischen Gesetzgebung und ein eigenes die (neuere) Literatur betreffendes Kapitel, welches, indem es einen guten Ueberblick über das seit dem Wiederaufleben der classischen Studien beginnende Studium des römischen Rechts, den Gang und die Entwicklung desselben bietet, zugleich mit biographischen und bibliographischen Notizen über die einzelnen Rechtsgelehrten reichlich ausgestattet ist. (Durch ein Druckversehen ist S. 32 das Zeichen †, das vor Mackeldey stehen sollte, vor Rosshirt auf der vorhergehenden Zeile gekommen).



Die zweite Abtheilung der Einleitung (S. 86—106): „Geschichtliche Darstellung der Rechtsquellen“ giebt in befriedigender Weise eine Art von Literaturgeschichte des römischen Rechts, welche auf die Quellen basirt, klar und deutlich die Hauptmomente vorlegt und es dadurch jedem Philologen möglich macht, einen guten Ueberblick über die Leistungen der Römer auf diesem Gebiete der Literatur, und eine richtige Ansicht über das Ganze der Rechtswissenschaft in ihrem Fortgang und ihrer Entwicklung zu gewinnen, während die reichhaltig beigelegte Literatur Jeden in den Stand setzt, da, wo es nöthig erscheint, auch weiter den Gegenstand zu verfolgen und tiefer in denselben einzudringen, als Zweck und Bestimmung der hier gegebenen Uebersicht solches verstatten konnte. In vier Perioden ist diese Geschichte der Literatur abgetheilt, die erste Zeit bis zu den zwölf Tafeln bildet die erste dieser Perioden: die zweite reicht von da bis August, die dritte bis Diocletian, die vierte von da bis zu dem Tode Justinian's. In einem Anhang, der die römische Gesetzgebung in dem germanischen Reiche des Occidents befasst, wird noch von dem Ostgothischen Gesetz, dem Westgothischen und Burgundischen in der Kürze gehandelt, um so die Ganze der noch vorhandenen Rechtsquellen vollständig zu erläutern.

Der Darstellung des Privatrechts selbst geht eine Erörterung voraus, in welcher der Begriff des *jus civile*, *jus gentium* und *jus naturae* entwickelt wird nach Anleitung der hier wörtlich angeführten Quellen; die Darstellung des Privatrechts selbst geschieht nicht sowohl nach dem von Gajus aufgestellten System (Personen, Sach- und Klagrecht), als nach der auch von Savigny befolgten Ordnung, die jedenfalls, wie man auch darüber sonst urtheilen mag, den Vortheil der praktischen Uebersichtlichkeit wie der Zweckmässigkeit des Unterrichts und der Belehrung für sich hat, und so wird im ersten Buche von den Personen oder Rechtssubjekten, in einem zweiten von dem Sachrechte, so weit es auf dem Verhältnisse der Sachen zu den Rechten beruht, im dritten von dem Familienrecht, im vierten von dem Obligationenrecht, im fünften von dem Erbrecht, im sechsten von dem Actionenrecht oder Klagrecht gehandelt. Die Eintheilung des ersten Buchs in zwei Abtheilungen, von welchen die eine von den physischen, die andere von den juristischen Personen handelt (S. 117—174), wird keinem Anstand unterliegen; ebensowenig die drei Abtheilungen des zweiten Buches (S. 175—366): von dem Besitz; von dem Eigenthums-Rechte an den Sachen anderer Eigenthümer. Das Familienrecht im dritten Buch zerfällt in das Eherecht, in die Lehre von der väterlichen Gewalt, und in das Vormundschaftsrecht, dann Sklaverei und Mancipium (S. 367—606). Bei dem Obligationenrecht im vierten Buche (607—771) wird der Lehre von den Contracten besondere Aufmerksamkeit zugewendet; bei dem Erbrechte im fünften Buche (S. 772—851) zuerst die alte civile Erbfolge und dann die prätorische Erbfolge behandelt. Das sechste Buch, von dem Actionenrecht (S. 852—961),

handelt in der ersten Abtheilung von den Personen des Processes; in der zweiten wird das gewöhnliche Processverfahren, in der dritten das Verfahren extra ordinem dargestellt, in der vierten von den Rechtsmitteln behandelt.

Dies ist das Schema des Ganzen. Ein reiches, ja unendliches Detail ist in dasselbe eingeschlossen: aber die ganze Richtung und Entwicklung trägt den Stempel der Klarheit und Fasslichkeit an sich, die wir nicht genug hervorheben können und, neben den reichen Quellen- und Literaturangaben, als einen wesentlichen Vorzug dieses Werkes betrachten müssen, das dem Philologen, wie selbst dem angehenden Juristen, der einen klaren Einblick in das gewinnen will, was die Grundlage alles Rechtsstudiums bildet, bestens empfohlen werden kann.

Mit aller Umsicht ist der Verf. bei so manchen controversen Punkten, wie sie auf diesem Gebiete vielfach vorkommen, verfahren, ohne dass die Deutlichkeit des Vortrages darunter irgendwie gelitten hätte. Wir unterlassen es weiter in das Detail einzugehen oder über einzelne solcher Controversen uns des Weiteren anzulassen; der Werth des Ganzen kann dadurch nicht berührt werden, selbst wo man über Einzelnes einer anderen Ansicht huldigen sollte. Ein Werk vieljähriger Studien, die Frucht eines dem römischen Rechte und seiner Forschung gewidmeten Lebens liegt hier vor uns: möge ihm die gebührende Anerkennung nicht ausbleiben und möge es denjenigen Nutzen zur Förderung eines gründlichen Quellenstudiums — durch welches ja alle sicheren Erfolge bedingt sind — stiften, den wir im Interesse der Wissenschaft selbst wünschen müssen. Dienlich für den Gebrauch sind die beiden dem umfassenden Werke beigegebenen Register, von welchen das eine ein Wort- und Sachregister ist, das andere aber ein Verzeichniss der aus den alten Schriftstellern abgedruckten oder erklärten Stellen enthält.

Chr. Bähr.

*Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Colin Ringgold und Commodore John Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856 unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine. Mit 16 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten, Portraits, landwirthschaftlichen Maschinen etc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geographisch-artistischen Anstalt, nebst 4 Karten. Zugleich Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan. Leipzig, Hermann Costenoble, 1858. Erster Band XX und 330 S. Zweiter Band VIII und 391 S. in gr. 8.*

Die Reise des Verfassers nach Japan, als deren Fortsetzung dieses neue Werk sich ankündigt, ist in diesen Jahrb. 1857, S.

154 ff. besprochen und gewürdigt worden. Der Verfasser erhebt zwar bei diesem neuen Werke, welches dieselben Länder und Meere zu seinem Gegenstande hat und das in der früheren Reise darüber Enthaltene mehrfach vervollständigen und erweitern soll, nicht als ein unmittelbarer Augenzeuge und Theilnehmer: aber seine Schilderungen sind darum nicht minder lebendig und haben auf dieselbe Treue Anspruch zu machen, da sie aus den zunächst officiellen Berichten Derjenigen hervorgegangen sind, welche diese Wanderungen unternommen und diese Forschungen angestellt haben. Zu derselben Zeit nemlich, in welcher die Expedition des Commodore Perry, an welcher der Verfasser Theil nahm, — sie bildet ja den Inhalt des früheren Reisewerkes — von den Vereinigten Staaten Amerika nach Japan abgeschickt wurde, ward noch ein anderes Geschick nach demselben Lande entsendet, um die am meisten von amerikanischen Handelsschiffen besuchten Seewege sorgfältig zu vermessen, die Bemühungen des Commodore Percy weiter fortzuführen, die Küsten Japan's zu vermessen, dann die See von Ochotsk, die für die amerikanischen Wallfischfänger so wichtig ist, die Behringstrecke und die arktischen Gewässer zu besuchen und gleichfalls zu vermessen. So bildete also diese Expedition eine Vervollständigung der andern, und kann damit zeigen, welche Bedeutung und welches Gewicht die Amerikanischen Staaten auf die genauere und gründliche Erforschung der Gegenden legen, wo ihrem Handel sich neue Wege und Bahnen öffnen. Die Ergebnisse dieser Expedition hängen darum auch innig zusammen mit den Bemühungen der andern, durch sie eben ergänzt und vervollständigt werden sollen: es ist daher gewiss zweckmässig und erspriesslich, diese Ergebnisse in dem Werke mitzutheilen, welches auf diese Weise sich eng an das frühere anschliesst und demgemäss als eine Fortsetzung desselben angesehen werden kann: das Bild von Japan und seinen Umgebungen wird auf diese Weise vervollständigt, indem der Verfasser, welchem die Tagebücher und andere Papiere des Befehlshabers der Expedition (Commodore Ringgold, dann Rodgers), sowie der verschiedenen Offiziere zu Gebote gestellt wurden, daraus den Stoff des vorliegenden Werkes entnommen, und denselben zu einem sicheren und lebendigen Ganzen verarbeitet hat, wobei er die individuelle Darstellungsweise der Einzelnen so viel als möglich beibehalten suchte, um so den Forderungen der Treue und Anschaulichkeit Gentige zu leisten.

Der erste Band führt uns über das Cap der guten Hoffnung an die australische Küste nach Sidney, schildert uns Batavia und die Strasse von Gaspar, sowie Singapore, führt uns dann weiter in die Chinesischen Gewässer, in den Golf von Bechili, zu der Insel Formosa, welche näher beschrieben wird, und zuletzt nach Japan, wo die Expedition mit den Russen auf der nach Japan gleichfalls zum Abschluss eines Handelsvertrags gesendeten Fregatte Diana zusammentraf, die in dem Hafen von Simoda demselben Starn

terlag, der auch diese Stadt mit Einem Schlage vernichtete. Wir können es uns nicht versagen, als eine Probe der Darstellung die Schilderung dieses furchtbaren Ereignisses hier mitzutheilen:

„Am 23. December 1854 war das Wetter schön, der Thermometer 72°, der Barometer 30', als plötzlich ein gewaltiger Erdstoss am Bord der Fregatte gefühlt ward, der das Schiff heftig erschütterte. Derselbe dauerte volle fünf Minuten, und während der nächsten halben Stunde folgten ihm in verschiedenen Zwischenräumen noch mehrere Stösse von gleicher Heftigkeit. Um 9 Uhr 30 Minuten brach plötzlich die See in einer ungeheuren, dreissig Fuss hohen Welle mit furchtbarer Geschwindigkeit in den Hafen herein. In einem Augenblick war das Städtchen Simoda überfluthet und vom Boden weggespült. Grosse Dschunken, die im Hafen ankerten, wurden gegen einander geschleudert, und viele davon mehrere Meilen das Thal hinaufgeschwemmt. Als das Wasser wieder zurückströmte, war es mit Häusern, Dschunken, Trümmern aller Art und ertrinkenden Menschen in einer entsetzlichen, grauerregenden Masse bedeckt.

Dieses Anschwellen des Wassers fand fünfmal statt. Ein dichter Qualm verbreitete sich über die Stadt und die umliegende Gegend, und die Luft war mit erstickenden Schwefeldämpfen erfüllt, während noch fünf Stunden länger geringere Erschütterungen die Erde bewegten. An Bord der russischen Fregatte bot sich ein Schauspiel dar, das die stärksten Herzen erbeben machte. Sie ward von einer Seite zur andern geworfen, und als das Wasser zurücktrat, lag sie gänzlich auf der Seite mit nur vier Fuss Wasser rings umher. Plötzlich ward sie wieder von den hereinstürzenden Wellen mit so entsetzlicher Geschwindigkeit fortgerissen, dass es schien, als stösse das Schiff durch die Luft. Unzählige Strudel bildeten sich auf allen Seiten, die das Schiff mit so ungeheurer Kraft im Kreise herumtrieben, dass Offiziere und Matrosen schwindlig wurden. In dieser hilflosen Lage blieben sie, so lange das Erdbeben dauerte.

Da sie zur Ebbezeit gestrandet, waren die Anker der Fregatte in Sicht, die sich auf dem Boden fortzubewegen schienen; das Schiff fühlte die Stösse in allen Balken, verlor den ganzen Kiel und das Steuerruder, und das Wasser begann in dasselbe zu strömen.

Um 2 Uhr 30 Minuten nach Mittag war Alles vorüber, mit Ausnahme einer gelegentlichen leichten Erschütterung; das Wasser war ruhig und lächelte anscheinend über sein Werk der Zerstörung. So dicht lagen die Trümmer über die ganze Wasserfläche zerstreut, dass die Japanesen auf denselben über die Bai gingen, um nach ihren Todten und dem verlorenen Eigenthum zu suchen. Von den tausend Häusern Simoda's blieben nur sechzehn stehen, und alle wurden mehr oder weniger beschädigt. Während einer der Fluthen ward eine grosse Dschunke gegen die Diana geschleudert und brach in Stücke. Man warf der Mannschaft Seile zu, um sie daran zu retten, allein in blindem Gehorsam gegen das Gesetz, welches den

Japanesen verbietet an Bord fremder Schiffe zu gehen, verweigerten sie, sich dieses Rettungsmittels zu bedienen, und gingen mit ihrem Fahrzeug zu Grunde. Mehrere hundert Personen verloren ihr Leben, allein da der grösste Theil der etwa siebentausend Seeschwimmenden Bevölkerung beim ersten Stoss sich nach den Hügeln richtete, ehe die Wasserfluth hereinbrach, so wurden mehr gerettet, als sonst der Fall gewesen wäre.“

Das auf diese Weise schwer beschädigte Schiff sollte der nöthigen Ausbesserung wegen nach dem Hafen von Hey-da an der Westküste der Halbinsel Idsu gebracht werden: allein auf dem Weg dahin brach ein neuer Sturm los, welcher das schwache Schiff völlig zerstörte, so dass die Mannschaft kaum ihr Leben retten konnte. Alles Andere aber verloren gieng. Es ist erfreulich zu lesen, was von Seiten der Amerikaner Alles geschah, um das harte Schicksal der Russen zu lindern, die überdem den Verfolgungen der Engländer und Franzosen, mit welchen damals (1854) Russland im Kriege sich befand, ausgesetzt waren.

Ausser diesen Reiseschilderungen und Reisebegebnissen enthält der erste Band in einem Anhang (S. 169 — 330) eine Reihe von einzelnen Beigaben wissenschaftlichen Inhalts zur Kunde der hier in Betracht kommenden Länder: Landwirthschaftliches über Madagaskar, das Cap der guten Hoffnung, Mauritius, Ceylon, Singapore, China und die chinesischen Agriculturwerkzeuge, über den Ackerbau und die medicinische Topographie von Lew-Chew, über die Baileys-Inseln, über die Bonininseln, über die Peelinsel, über den Ackerbau und die Schiffahrt der Japanesen, über die medicinische Topographie von Japan: Alles mehr oder minder aus officiellen Angaben und Berichten geschöpft.

Auch der zweite Band hat es vorzugsweise noch mit den Japanischen Lande zu thun: es sind Schilderungen namentlich von Simoda, Hakotade, Nampasaki u. s. w., die zugleich über die Sitten und den Charakter der Bewohner, den Verkehr mit denselben sehr vielfach verbreiten, hier auch nicht wenig Neues und Interessantes bringen, bei welchem der Leser gerne verweilen wird. Die Karte von Kamtschatka, die Jakuten, die Küste von Sibirien, dann Oka und die Insel Fabius — lauter Gegenstände, deren Erforschung mit der Aufgabe der Expedition bildeten, — machen den Beschluss der anziehenden Schilderung, auf welche gleichfalls als Anhang eine Anzahl von Berichten und Erörterungen folgen (S. 303—191), welche sich zum Theil auf die Insel Formosa beziehen, zum Theil auf die Mittel und Wege, durch welche der amerikanische Handel in diesen fernen Gegenden des Ostens weitere Förderung gewinnen kann.

Das allerdings merkwürdige Tagebuch eines Chinesen während eines Besuches in Japan (S. 365 ff.) macht den Beschluss dieser Mittheilungen, die bei den grossen Veränderungen, die in dem alten China in neuester Zeit eingetreten sind, und einen bald völlig geöffneten Verkehr mit diesem Lande zur Folge haben, nur an Wich-

tigkeit gewinnen können, insofern dem schon früher durch Handelsverträge zugänglicher gewordenen Japanischen Reiche ein noch lebendigerer Verkehr bevorsteht.

Schliesslich haben wir noch der artistischen Beigaben, sowie der vorzüglichen äusseren Ausstattung des Ganzen nach Druck und Papier zu gedenken, es schliesst sich darin dieses Werk dem früher über Japan erschienenen gleichmässig an und verdient darum auch das gleiche Lob. In derselben Weise sind auch die Abbildungen, die auf besondern Tafeln dem Werke beigelegt sind, ausgeführt: es sind theils landschaftliche Bilder, wie z. B. die beiden schönen Titelbilder, welche Simoda und Hakotade darstellen, theils Abbildungen von Geräthen oder Maschinen (z. B. die chinesischen Bewässerungsmaschinen, von Menschen wie von Büffel getrieben), theils Bilder von Personen (z. B. japanische Frauen, Mädchen, Priester, höhere Staatsbeamten u. dgl.) u. s. w.; endlich fehlen auch nicht mehrere detaillirte und genaue Karten, welche zu der Beschreibung des Textes zweckmässige Zugaben bilden.

---

*Voyage d'outremer en Jhérusalem par le seigneur de Caumont l'an MCCCCXVIII, publié par la première fois d'après le manuscrit du Musée britannique par le Marquis De la Grange, membre de l'institut. A Paris. Chez Auguste Aubry, l'un des libraires de la société des bibliophiles françois Rue Dauphine No. 16. MDCCCLVIII. XIX und 193 S. in gr. 8.*

Zu der in unsern Tagen aus dem Dunkel der Bibliotheken immer mehr hervortretenden mitteralterlichen Reiseliteratur nach dem gelobten Lande bietet auch diese Publication einen interessanten Beitrag, abgesehen von dem sprachlichen Momente, das uns hier ein in der Langue d'oïl abgefasstes, wenn auch hie und da mit fremdartigen Idiomen gemischtes Produkt aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vorführt. Die Handschrift, die wahrscheinlich unter den Augen des Reisenden, jedenfalls zu seiner Zeit geschrieben ward, befindet sich jetzt im britischen Museum: der Herausgeber hat hiernach den vorliegenden Abdruck veranstaltet und dabei Alles gethan, was man von einem gewissenhaften und sorgsamem Herausgeber eines alten Documents erwarten kann; er hat überdem durch einige weitere Zugaben den Werth und das Verdienst seiner Bekanntmachung erhöht. Diese enthält nemlich die Schilderung einer Pilgerreise nach dem heiligen Lande, unternommen durch einen Herrn von Caumont, und innerhalb dreizehn Monaten und einem halben auch ausgeführt, mitten unter zahllosen Gefahren und Abentheuern jeder Art, die uns hier in einer gefälligen und anspruchlosen Weise von dem Reisenden selbst erzählt werden.



Ein frommer Sinn war es, der ihn in dem fast noch jugendlichen Alter von fünf und zwanzig Jahren die Reise unternehmen, eine junge Gattin mit ihren kleinen Kindern, viele Verwandten und Vorfahren, wie seine Güter verlassen liess, um die heiligen Stätten, die Leidensgeschichte des Heilandes selbst zu sehen und an dem Grabe zu beten: und dieser fromme Sinn verlässt ihn auch nirgend, er leitet ihn in allen den Anordnungen, die er vor seiner Abreise zu treffen hat, in Bezug auf die zurückbleibende Gattin und die mündigen Kinder, wie in Bezug auf zahlreiche Güter und Besitzungen, im Falle er diese nicht wieder sehen sollte. Und dieser fromme Sinn hält ihn in allen Gefahren aufrecht und giebt ihm den Mut und die Ausdauer, mit welcher er alle Hindernisse bewältigt, bis er am 14. April des Jahres 1420 wieder glücklich zu den Seinen zurückkehrt. Am 27. Februar des vorhergehenden Jahres hatte er seinen Heimathssitz verlassen, und war, das südliche Frankreich durchziehend, über Agen und Toulouse, zur Stadt Barcelona gelangt, wo er sich einschiffte. Er gelangt auch glücklich bis zu den Griechischen Gewässern und von da, an den Küsten Cyperns entlang nach Jaffa, wo er sich ausschiffte, und durch eine türkische Begleitung geschützt Jerusalem, den Gegenstand seiner Sehnsucht erreicht. Er besucht dann auch die andern heiligen Stätten des Landes Palästina, erreicht den Jordan und das todte Meer, und schiffte sich, nachdem er Alles gesehen, wieder zu Jaffa ein, ging dann zu der Küste von Morea, wo widrige Winde der Fortsetzung seiner Fahrt entgegenreten: er nähert sich endlich Sicilien, wird aber, als er im Begriff ist, in den Hafen von Syracus einzukommen, wieder an die Küsten von Calabrien zurückgeworfen, bis er endlich mit beschädigtem Schiffe den Hafen von Syracus gewinnen kann, von wo er nach Ablauf eines Monates wieder in die See geht, aber durch neue Stürme gehemmt, den Winter in Sicilien zuzubringen gedenkt, auf dem Schlosse eines Landmanns, der in seinem Vaterhause erzogen worden war; aber die Sehnsucht nach Weib und Kind lässt ihn auch hier nicht rasten und bestimmt ihn, auf einem Catalonischen Handelsschiff nach Barcelona sich einzuschiffen. Dort treten neue Stürme ein, die den Schiffenden stets zurückwerfen, erst nach mehreren misslungenen Versuchen gelingt es ihm, den Hafen von Barcelona zu erreichen, von wo er zu Lande in die Heimath zurückkehrt.

Dies ist der Gang der Pilgerfahrt, und werden dabei alle Orte, welche die Reise berührt, sorgfältig beschrieben und geschildert in einer treuherzigen Weise, die uns in Ton und Färbung an ähnliche Produkte früherer Zeiten aus der deutschen Literatur erinnert. Der Herausgeber hat, wie billig, sich durchaus keine Aenderung in dem Ausdruck und in der Schreibung dieser Pilgerreise erlaubt, er hat aber, ausser einer passenden Einleitung, die uns zugleich mit der Person des Pilgers und der ritterlichen Familie, der er entstammt, näher bekannt macht, noch beigefügt ein (alphabetisches) Verzeichniss der in dem Werke



verkommenden Personen- und Völkernamen, theilweise mit erklärenden Bemerkungen, die allerdings zum Verständniss, wie zur Vermeidung von Irrthümern wünschenswerth sind; dann ein Verzeichniss der Ortsnamen, mit den hier wesentlich nothwendigen Erklärungen, und zuletzt noch ein Glossarium über die hier vorkommenden eigenthümlichen Ausdrücke der Sprache, in welcher diese Reise geschrieben ist, mit den entsprechenden Erklärungen: eine nicht leichte, aber sehr verdienstliche Arbeit, welche zum bessern Verständniss des Ganzen selbst als nothwendig zu betrachten ist.

---

*Ausflug nach Rom im Sommer 1857 von Dr. H. K. Brandes, Professor und Rektor des Gymnasiums zu Lemgo. Mit einer Uebersichtskarte von Rom. Lemgo und Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung 1858.*

Der Verfasser dieses Ausfluges nach Rom ist den Lesern dieser Blätter bereits mehrfach bekannt durch die ähnlichen Ausflüge, die er von seiner Heimathstadt aus während der Sommerferien nach verschiedenen Richtungen und Gebieten, nach Salzburg und Venedig, wie nach den Pyrenäen, nach England wie nach Schottland gemacht und dann in eben so lehrreichen wie anziehenden Schilderungen näher beschrieben hat. Und denselben Charakter trägt auch die hier gegebene Schilderung einer in wenigen Wochen unternommenen, mit seltener Schnelligkeit ausgeführten Reise nach Rom, wo dann der Verfasser etwas länger verweilt und mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt so wie ihrer Umgebungen, Frascati und Tivoli mit eingeschlossen, sich näher bekannt macht. Ueber Italien, zumal über Rom ist so viel geschrieben worden in grösseren und kleineren Werken und Reisebüchern aller Art: und doch wird man gerne bei diesen unmittelbar aus dem Leben gegriffenen, mit aller Treue und in aller Einfachheit gegebenen Schilderungen verweilen, die frei von aller Sentimentalität und allem Schimmer einer falschen Phantasie sich in keiner Art von Uebertreibung gefallen, sondern das Leben und die Eindrücke desselben auf den Verfasser in ungezwungener und ungekünstelter Frische darstellen; man wird sich unwillkürlich angezogen fühlen und dem Verfasser danken, ebensowohl für den angenehmen Genuss, den solche frische und gesunde Lebensbilder uns gewähren, als selbst für manche Notizen, die dem Reisenden um so wünschenswerther sein müssen, als sie auf unmittelbarer Wahrnehmung beruhen, wie z. B. über die Gasthöfe, die im Allgemeinen nicht dem Tadel unterliegen, den man vielfach, und mit Unrecht auf sie geworfen hat: nur die Passplackereien und die grossen damit

verknüpften Kosten unterliegen dem gerechten Tadel\*). Ein Kärtchen von Rom dient zur bequemerem Uebersicht als eine weckmässige Beigabe.

---

*Epistolae obscurorum virorum. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri  
A MDCCCLVIII. 412 S. in 12.*

Die erstmals um 1515 erschienenen und dann mit einem zweiten Bändchen 1517 vermehrten *Epistolae virorum obscurorum* sind bekanntlich zunächst gerichtet gegen die Cölner Theologen in ihrem Streite mit Reuchlin, der aber selbst an ihrer Abfassung kaum einen Antheil hat, da diese vielmehr seinem Freunde Wolfgang Angst, in Verbindung mit Hutten und Rubianus, was das zweite Buch betrifft, mit mehr Grund beigelegt werden dürfte (s. Mohnike in Ersch und Gruber, Encyclopädi. Sect. I, Bd. IV, p. 106 ff.); sie sind dann namentlich in dem siebzehnten Jahrhundert vielfach abgedruckt, und wie wenige andere derartige Streitschriften jener Zeit verbreitet und gelesen worden. Und wenn dieselben auch noch in der nachfolgenden Zeit gelesen und theilweise auch wieder abgedruckt worden sind, so wird ein neuer Abdruck, zumal ein in Allem so befriedigender, am wenigsten für etwas Ueberflüssiges angesehen werden können. Denn man wird auch jetzt noch gern bei dieser erheiternden, für die Kenntniss der gelehrten Zustände am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland so wichtigen Lektüre verweilen, zumal wenn diese Lektüre durch einen Druck ermöglicht wird, der in einem so gefälligen Aeussern, in so bequemen Format, und was noch wichtiger ist, in einer so correcten Weise vor uns tritt. Der Abdruck selbst ist mit einer diplomatischen Genauigkeit veranstaltet, die nichts zu wünschen übrig lässt, und wir empfehlen wir den neuen Abdruck bestens Allen denen, welche einst so einflussreichen Briefe näher kennen lernen wollen, und auch ihre Studien zu diesen Briefen hingeführt lieber statt der alten, unleserlichen und unbequemen Abdrücke einen so reinen Druck in die Hand nehmen.

---

\*) So mussten z. B. zu Genua für vier verschiedene Visas zur Secchia nach Rom zwanzig Francs bezahlt werden, in Civita-Vecchia bei der Ankunft drei Francs, in Rom drei Scudi (à 1 1/3 Thlr.) zehn Bajocchi und so fort.

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

---

## Badische Programme des Jahres 1858.

---

Wir geben auch in diesem Jahre, wie in den früheren, eine Zusammenstellung der Programme wissenschaftlichen Inhalts, welche an den verschiedenen gelehrten Anstalten des Grossherzogthums Badens am Schlusse des Schuljahres erschienen sind, wobei wir uns eben so wie früher, auf eine einfache Angabe des Inhalts zu beschränken haben.

An dem Lyceum zu Carlsruhe erschien als Zugabe des Programms:

*Geschichte der im Jahre 1724 aus Durlach nach Carlsruhe verpflanzten Mittelschule. Erste Abtheilung: Die Zeit von 1586 bis 1724. Von Dr. K. F. Vierordt. Mit einer lithographirten Planzeichnung. Carlsruhe, Druck der Braun'schen Hofbuchdruckerei. 1858. 122 S. in gr. 8.*

Schon der bedeutende Umfang, den diese Beilage des Schulprogrammes erhalten hat, kann zeigen, dass wir es hier mit einer Schrift zu thun haben, welche auch über das nächste und lokale Interesse, das man an der Geschichte einer vaterländischen, und zwar einer der bedeutendsten gelehrten Schulen des Landes nimmt, hinausreicht; sie wird vielmehr, zumal wenn sie in der zweiten Abtheilung (die von 1724 bis jetzt reichen und zugleich die Biographien der für die Anstalt merkwürdigsten Männer enthalten soll) ihren gänzlichen Abschluss erhalten hat, ein schönes Ganze bilden, das als ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte des gelehrten Schulwesens in Deutschland zu gelten hat. In der vorliegenden ersten Abtheilung wird die Geschichte der Anstalt uns vorgeführt, so lange sie noch ihren Sitz in Durlach hatte, bis zu ihrer Verlegung nach Carlsruhe im Jahr 1724. Alles, was die äussere Geschichte der Anstalt seit ihrer Gründung im Jahre 1583 betrifft, wird in dem ersten Abschnitt dieser Abtheilung mit seltener Genauigkeit und derjenigen Ausführlichkeit, welche die noch vorhandenen Quellen, gedruckte wie insbesondere handschriftliche, gestatten, dargestellt, wobei eine Reihe von interessanten Nachrichten und Angaben hervortreten. Nicht geringer aber in der That ist das Interesse, das an den andern Theil dieser Darstellung, welcher die innere Einrichtung der gelehrten Schule betrifft (S. 46 ff.), sich knüpft. Mit gleicher Genauigkeit wird auch hier Alles in diesen Punkt einschlägige behandelt, indem der Verf. genau die einzelnen Unterrichtsgegenstände, wie sie auf dieser Schule nach und nach vorkamen, bespricht und in nicht uninteressante Parallelen und Vergleichen mit dem eingeht, was auf gleicher Stufe die neueren Gymnasialeinrichtungen bieten. Denn im Ganzen war die Schule nach den Grundsätzen eingerichtet, die der berühmte Humanist und Pädagog Johann Sturm zu Strassburg, von dem uns unlängst Professor K. Schmidt zu Strassburg ein so schönes Lebensbild entworfen hat (s. diese Jahrb. 1855 S. 813 ff.), im sechzehnten Jahrhundert aufgestellt und in Anwendung gebracht.

LI Jahrg. 12. Heft.

hatte. Wenn wir allerdings in manchen Dingen, wie z. B. des deutschen Sprachunterricht, jetzt grössere Forderungen stellen und eine grössere Beachtung dieses Unterrichtszweiges jetzt nöthig geworden ist, so wird man sich doch nicht verhehlen können, dass jene frühere Einrichtung den Vortheilen grösseren Vereinfachung der Unterrichtsgegenstände, im Vergleich zu der bisherigen Zersplitterung, erkennen lässt, und in der Bevorzugung, die sie einem gründlichen Studium der Lateinischen Sprache zukommen liess, so wie auch in der Wahl der zu lesenden Autoren, wie in der Behandlung des Unterrichts. Manches bietet, was auch für unsere Zeit Beachtung und Berücksichtigung verdient. Die eine Zeitlang mit der Anstalt in Verbindung gebliebene Bildungsanstalt für Theologen, so wie einzelne, juristische und medicinische Vorlesungen, welche damals vorkamen, um den Zöglingen eine bessere Verbindung zur Universität zu geben und ihnen einen kürzeren Aufenthalt auf der Universität zu ermöglichen, werden ebenfalls besprochen, eben so Alles, was auf die gesamte Schuleinrichtung selbst Bezug hat, der ganze Schematismus, die Ferien, die Prüfungen und Schlussakte, die Behandlung der Zöglinge, und die Zahl, die Schulgesetze, das Schulgeld u. s. w. im Einzelnen erörtert und die Ganze durch zwei Pläne versinnbildlicht, von welcher der eine einen Theil von Durlach im Jahre 1689, der andere einen Theil von Carlsruhe im Jahre 1744 darstellt, mithin der zweiten Abtheilung zufällt, welche, wie bereits bemerkt worden, die weitere Geschichte der Anstalt bis auf unsere Tage verfolgen geführt bringen soll. Ein reicher Stoff liegt hier vor: wir können nur ein baldiges Erscheinen wünschen.

Von dem Lyceum zu Constanz erschien:

*De Horatii sententiis scripsit F. X. Früha. Constantiae. In typographeo Stadleri MDCCCLVIII. 40 S. in gr. 8.*

Wenn der Verfasser die Bedeutung des sententiösen und gnomischen Elements in den alten Schriftstellern, und den Einfluss desselben auf jugendliche Gemüther bei der Lectüre dieser Schriftsteller hervorhebt, wird man ihm gewiss gern beistimmen, und schon darum seinen Entschluss billigen kann, wenn er eine Zusammenstellung solcher Sentenzen des Horatius, wie sie sich bei der Lectüre dieses Dichters ergeben, nach durch Inhalt und Gegenstand bestimmten Rubriken zu geben versuchte: er will damit zugleich zeigen, dass Horatius nicht blos der erste lyrische Dichter Roms gewesen (wie Quintilian urtheilt), sondern auch ein Lehrer der Weisheit und der Lebensphilosophie („Horatium non modo fuisse principem poetam lyricum Romanorum, sed etiam sapientiae magistrum ideoque dignum, qui cum viris et hominum cultura optime meritis comparetur“). Er beginnt seine Zusammenstellung mit solchen Sprüchen, welche auf die kurze Dauer dieses Lebens, und die Gewissheit des Alle erreichenden Todes sich beziehen; er geht dann über auf diejenigen Stellen, die auf den rechten Gebrauch des Lebens, zunächst die richtige Anwendung der Gegenwart bei allem Wechsel äusserer Dinge Bezug nehmen, uns von dem Streben nach äusseren Gütern ebenso wie von falschem Ehrgeiz abhalten und damit zu der inneren Ruhe und Zufriedenheit führen sollten, die das Glück dieses irdischen Daseins ausmacht, welches zunächst uns als Tugend erstrebt („Horatius vitam beatam in virtute exercenda pos-

neque alia ratione, nisi si cupiditates euercantur et quod honestum est, expectamus, nos tam assequi posse existimus“ S. 32), uns in allen Dingen Maass zu halten und den Uebergriffen der Leidenschaften entgegen zu treten, Hört über dieselbe zu werden lehrt. Die zahlreichen und schönen Stellen des Dichters über diese Lehre, die den Mittelpunkt seiner Anschauungen bildet, die Anforderungen, die er überall zu uns richtet, Alles aufzubieten, dieses innere Glück zu erreichen, durch Selbstbeherrschung und Enthaltensamkeit, wie durch ein streng sittliches Verhalten, bilden den Schluss der anziehenden und lehrreichen Darstellung.

Am Lyceum zu Freiburg erschien:

*Theokrit'sche Studien. I. Theokrit's XV Idyll: Die Syrakuserinnen, übersetzt von J. P. Hebel. II. Ebendesselben III Idyll: Des Ziegenhirten Liebesklage oder Amaryllis, metrisch übertragen, und Anmerkungen zu Idyll XV beigegeben von Franz Weissgerber, Grossh. Bad. Hofrath und Professor. Freiburg 1858. 28 S. in gr. 8.*

Die Uebersetzung des XV Idylls ist eine bisher ungedruckte Arbeit des berühmten Allemannischen Dichters, der in seinem früheren Lehramte Theokrit's Idyllen mit seinen Schülern durchlas; sie ist in Prosa gehalten und schliesst sich mit aller Treue an den Text des Originals an; die von dem Verfasser selbst gelieferte Uebersetzung des dritten Idylls ist dagegen in dem Versmaasse des Originals gegeben und schliesst sich ähnlichen Versuchen (z. B. des XI Idylls) des mit diesem Dichter wohl vertrauten Verfassers an.

In Heidelberg erschien als Beigabe des Programms:

*De suprema Christi coena. Scripsit Fr. Kössing, th. Dr. Heidelbergae. Ex officina Reichardiana 1858. 72 S. in gr. 8.*

Der hier behandelte Gegenstand betrifft einen der wichtigsten Punkte new testamentlicher Lehre und Exegese: wir glauben darum im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir versuchen, den Inhalt und die Tendenz dieser durchaus gelehrten und gründlichen Abhandlung, die jedenfalls auch in weiteren Kreisen bekannt und verbreitet zu werden verdient, in der Kürze darzulegen, so weit es der Umfang dieser Blätter erstattet.

Die Berichte des Evangelisten über das letzte Abendmahl Christi bieten für die Exegeten bekanntlich so grosse Schwierigkeiten, dass auf Grund derselben die Aechtheit einzelner Schriften des N. T. besonders in der neueren Zeit oft bestritten wurde. Um sie zu retten, nahmen daher Einige ihre Zuflucht zu einer Trennung der Berichte in der Weise, dass sie behaupteten, das Fusswaschungsmahl bei Joh. c. 13 ff. sei ein anderes und früheres Mahl, als dasjenige, bei welchem Christus sein neues Bundesmahl einsetzte. Diese Ansicht wurde zuletzt vorgetragen von Wichelhaus (Versuch eines ausführlichen Commentars zu der Geschichte des Leidens Christi nach den vier Evangelien. Halle 1855). In der vorliegenden Schrift wird diese Frage ausführlich behandelt und die Identität des Fusswaschungsmahles und des letzten Abendmahls vertheidigt, zugleich aber auch auf alle Einzelheiten in den Berichten eingegangen und durch Erklärung der betreffenden Stellen das letzte Mahl Christi nach seinem ganzen Verlaufe dargestellt. Der Verfasser tritt hier besonders

den Erklärungsversuchen von F. X. Patritius (*De Evangelio librum. Friburgi Brig., Libr. Herder. 1852—53*) entgegen. Die Durchführung dieses Theiles der Aufgabe geschieht in den vier ersten Abschnitten: *De pectore, quomodo Judas Iscariotes moliretur, in coena revelata*, p. 3—20; *de lapide in coena praedicto*, p. 20—29; *de lotionem pedum in coena instituta*, p. 3—4. Im fünften Abschnitte: *Utrum Christus agnum paschalem in coena cum discipulis comederit necne*, p. 40—72, weist der Verfasser von dem Johannischen Berichte ausgehend nach, dass das letzte Mahl Christi kein Paschamahl gewesen sei; die Synoptiker enthalten selbst Andeutungen, dass der Paschaabend noch nicht angekommen war, wie auch ihre Mittheilungen über das Mahl selbst dasselbe nicht als ein Paschamahl erkennen lassen, wiewohl Christus die Gebete und Gebräuche des Paschamahles theilweise auf sein Mahl, welches das wahre Paschamahl sein sollte, anwendete. Es kam es weiter darauf an, mit dieser Erklärung andere Stellen in Einklang zu bringen, welche das Mahl dennoch wieder auf den Paschaabend zu verlegen scheinen. Dem enim, quo coena Christi suprema habita sit, fuisse dicunt synoptici primum azymorum, atque disertis verbis Jesum coenam paschalem praeparasse addunt, p. 60 sqq. Nach Besprechung und Zurückweisung verschiedener Versuche entscheidet sich der Verfasser für die von Hug und Hiltz vorgetragene und von Movers ebenso wenig als von Bleek widerlegte Annahme, welche sich auf talmudische Stellen gründet, dass nämlich die *παράσχευή* der Juden die *παράσχευή* der Galiläer war. Im ersten Evangelisten bezeichneten den Tag nach der Weise der Galiläer, wiewohl jedoch die Bemerkung gemacht wird, dass Marcus und Lucas die jüdische und galiläische Art der Bezeichnung miteinander verwechselten, p. 66. 67. In Matthäus, welcher den andern Synoptikern zu Grunde liegt, findet sich, glaubt der Verf., eine deutliche Spur von 2 Aufträgen, die Jesus den zur Bereitung des Mahles in die Stadt gesendeten Jüngern gegeben habe, einen für den Abend des 13. und den andern für den Paschaabend. Da aber nur die erste Mahlzeit von Christus gehalten und mit dieser die andere im höhern Sinne erfüllt wurde, so konnte eine Vermischung beider Aufträge, sowie beide Mahlzeiten um so leichter geschehen, als in der apostolischen Predigt aus denen die synoptischen Evangelien hervorgingen, weniger auf genaue Zeitbestimmungen, als auf die Bedeutung jenes Mahles Rücksicht genommen und Christus überall als das wahre Lamm, das sich geopfert für die Sünden der Welt, verkündet wurde. Dieser Weg zur Lösung der schwierigen Frage ist ein durchaus neuer; denn von Hug, an welchen sich der Verf. anschließt, wurde eine Anticipation des Paschamahles behauptet, deren Möglichkeit historisch nicht begründet werden kann.

Aus diesem einfachen Referat mag hinreichend Inhalt und Bedeutung der Schrift entnommen werden, die auch durch ihre ganze Fassung, durch die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks und die fließende Darstellung nicht minder befriedigen wird.

In Mannheim erschien als Beilage zu dem Programm des Lyceums:  
*Aus der Griechischen Rhetorik. Erster Theil. Zur Lehre vom oratorischen Numerus. Von A. Schmidt. Mannheim. Buchdruckerei von J. Schneider, 1858. 49 S. in gr. 8.*

Nach der ausdrücklichen Erklärung des Verfaſſers iſt dieſe Abhandlung zunächſt für die Schüler der oberſten Klaffen beſtimmt, um ſie über Dasjenige zu belehren, was auf dieſem Gebiete in ihre Studien einſchlägt; dann aber auch ſoll ſie die Wichtigkeit der Kenntniſſe der griechiſchen Rhetorik — die allerdings die Grundlage einer jeden Rhetorik iſt — durch die Beſprechung eines nicht unwesentlichen Theiles deſſelben nachweiſen. Es iſt dieſes die Lehre von dem oratorischen Numerus, wie er allerdings ſchon mit der erſten Pflege einer kunſtmäßigen Rede hervortritt, und von dem Verf. (S. 11) als ein gewiſſer wohlklingender Fluſſ der Rede definiert wird, welcher durch das Hinſtreben der Perioden zu dem Endpunkte, durch die Hebungen und Senkungen und durch das Maas des Satzes, das eine gewiſſe Ausdehnung nicht überſchreiten darf, erreicht werde. Dieſes Streben beginnt mit Gorgias, dem Sophiſten und zeigt ſich eben ſo ſehr in den wohlgegliederten und concinuen, möglichſt ſich gegenseitig entſprechenden Satzgliedern, wie in der dadurch hervorgerufenen Neigung zu dem poetiſchen Rythmus und einer metriſchen Geſtaltung des ſonſt ungebundenen Vortrags. Der Verfaſſer hat dieſes nun weiter, namentlich in Bezug auf den zuletzt genannten Punkt, bei den Attiſchen Rednern verfolgt, hier namentlich Iſokrates und Demosthenes be- rücksichtigt und daran auch diejenigen Erſcheinungen geknüpft, welche die ſpättere Rhetorik bietet; er ſchließt mit einer Darlegung der Anſichten Cicero's über dieſen Gegenſtand. Ueberraschend iſt allerdings die groſſe Anzahl von Verſen, ja von vollſtändigen Verſen (Jambiſchen Senaren, Hexametern u. A.), welche hier aus den Attiſchen Rednern der Reihe nach beigebracht worden, inbeſondere die aus Iſokrates und Demosthenes S. 41 ff. gelieferte Zuſammenſtellung.

In Raſtadt erſchien als wiſſenſchaftliche Beigabe des Lycealprogramms:

*Der Philoſoph Lucius Annaeus Seneca. Ein Beitrag zur Kenntniſſe ſeines Werthes überhaupt und ſeiner Philoſophie in ihrem Verhältniſſe zum Stoicismus und zum Chriſtenthum. Erſter Theil. Von Profeſſor Dr. Holsherr. 1858. Buch- und Steindruckerei von W. Mayer in Raſtatt. 122 S. in gr. 8.*

Die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer geſtellt hat, iſt keine geringe: denn abgeſehen ſelbſt von ihrer Bedeutung für die Cultur- und Literärgeschichte Roms und den Gang der Entwicklung und Bildung, auf welche das Auftreten Seneca's ſo erfolgreich eingewirkt hat, hängt ſie mit den ſchwierigſten Problemen der alten Philoſophie wie ſelbſt der chriſtlichen Theologie zuſammen: ſie iſt der Gegenſtand mannichfacher Erörterungen in alter und neuer Zeit geworden und in verſchiedenem Sinne aufgefaßt und behandelt worden; und wenn in der neueren Zeit in allen den Seneca, ſein Leben und ſeinen Charakter wie ſeine Schriften betreffenden Fragen eine Wendung eingetreten zu ſein ſcheint, ſo wird ſie durch die vorliegende Schrift nun den feſten Grund und Boden gewonnen haben, der uns zu einer richtigen Würdigung des Mannes ſelbſt und ſeiner Lehre führt, und damit zu einem ſichern und feſten Reſultat, das, ſelbſt für unſere Schulen, nicht ohne wohlthätigen Einfluß bleiben kann. Wenn die auf Seneca unmittelbar folgende Zeit, wie die ſpättere römische Welt und ſelbſt das Mittelalter den Philoſophen ungemein hoch ſtellte und darum



selbst mit dem Apostel Paulus in eine nähere Verbindung zu bringen, so war es unserm Zeitalter vorbehalten, mit argen Vorwürfen und Verküchtungen wider den sittlichen Charakter des Mannes aufzutreten und ihm selbst auf seine Schriften die Anwendung zu machen, denen jeder wieder sittliche Gehalt abgesprochen wurde, während gerade ihr innerer sittlicher Werth es war, welcher im christlichen Mittelalter dieses hohe Ansehen gründet und erhalten hat, daher auch Seneca's Schriften auf Schulen eingelesen und selbst als Auctoritäten in jeder Weise gelten liess. Der Verfasser dieser Abhandlung hat die erwähnten Punkte auf's neue einer Untersuchung unterworfen, welche als „geschichtliche Uebersicht der Beurtheilung Seneca's“ die natürliche Einleitung zur weiteren Darstellung der Philosophie Seneca's bildet. In klarem Ueberblick werden uns nach einander die Urtheile der römischen Welt selbst, eines Quintilian, Tacitus, Plinius u. A., zu welcher sich das christliche Mittelalter anschliesst, vorgeführt und dann der Uebergang auf die neuere Zeit gemacht; die harten und ungerechten, auch einseitigen Urtheile, wie sie über Seneca, namentlich seine Schriften theilweise gefällt worden sind, werden auf ihr richtiges Maass zurückgeführt und auf die günstigere Wendung hingewiesen, die in der neuesten Zeit gewissermassen eine natürliche Reaction, in einem genaueren und tiefer gehenden Stadium der Schriften Seneca's begründet, sich geltend gemacht hat. Diese ganze Uebersicht der bisher über Seneca und seinen Werth ausgesprochenen Ansichten ist gewiss geeignet, jeden Unbefangenen für Seneca zu gewinnen, sie führt uns unwillkürlich zu der Frage, warum dieser so wichtige, auf uns noch so einflussreiche christliche Zeit so einflussreiche Schriftsteller nicht mit so, wie früher, als Mittel der Bildung in den gelehrten Anstalten, benutzt werde, seine Lectüre vielmehr so ziemlich aus der Schule, und, kaum wohl hinzusetzen, auch aus dem akademischen Studium verbannt sei. Der nächste Abschnitt: „Seneca's Schriften als Bildungsmittel“ beschäftigt sich daher mit dieser Frage; der Verfasser spricht den dringendsten Wunsch einer Wiedereinführung der Lectüre dieses Schriftstellers auf unsern gelehrten Schulen aus und lässt es selbst nicht an den geeigneten Vorschlägen fehlen, in welcher Weise diess geschehen könne, obwohl er sich die Schwierigkeit nicht verhehlen kann, unter den gegenwärtigen Verhältnissen (d. h. bei den jetzigen Schulplänen und Schulordnungen) einen rechten Platz für eine stehende Lectüre dieses Schriftstellers auszumitteln. Wir theilen diese Wünsche, sowie die darauf zielenden Vorschläge, vollkommen, und glauben auch, dass sich so gut wie früher einen Platz finden könne, wenn man anders will, als wenn man die jetzigen, nur auf die Quantität (richtiger auf das Füllmaß) nicht aber auf das Intensive der Bildung gerichteten Schulpläne in gebührender Weise modificiren wolle, wobei den sogenannten (oft auch nur vermeintlichen) Bedürfnissen der Zeit immerhin noch genug Rechnung getragen werden kann. Und, was die weiteren akademischen Studien betrifft, so herrscht ja vielfach bei der Pflege der classischen Studien überhaupt das formale Element, das auf Wort, Kritik und Grammatik und was daran sich knüpft, fast allein Werth legt, in einer Weise vor, welche das, was nur Mittel zu einem höheren Zweck sein sollte, zum Zweck selbst macht und dadurch die geistige Auffassung des Alterthums und die daraus hervorgehende Befruchtung der

Gegenwart, in den Hintergrund stellt, der Pfloge der classischen Studien aber nur Gegner und Verächter auführt, welche diese ewige Grundlage aller und jeder Wissenschaft, im wahren Sinne des Wortes, möglichst beseitigen möchten, um an deren Stelle Routine und Handwerk zu setzen. Kehren wir zu unserm Verfasser und mit ihm zu Seneca zurück, so finden wir in dem bemerkten zweiten Abschnitt nicht bloß eine gründliche Widerlegung der Vorurtheile, die gegen Seneca und die Lectüre seiner Schriften, ebensowohl von Seiten des Styls als auch von Seiten des Inhalts theilweise in Umlauf gesetzt worden sind. Was den allerdings rhetorisirenden Styl des Seneca betrifft, so steht derselbe, bei aller Abweichung von der Ciceronianischen Rede doch dieser näher, als z. B. der Styl und die Ausdrucksweise des Tacitus mit so manchen eigenthümlichen Redeformen einer schon späteren Zeit und der an die Stelle der früheren Einfachheit bemerkbaren Kunst, die nur in der Gediegenheit und Tiefe des Inhalts ihr Gegengewicht findet. Was den Inhalt der Schriften Seneca's betrifft, so nehmen wir keinen Anstand, das, was der Verf. darüber in Bezug auf die bemerkten Zwecke ganz wahr und richtig bemerkt, hier zum Theil wenigstens wörtlich mitzutheilen (S. 17):

„Wie Keiner im Alterthum hat Seneca das Wesen der wahren Bildung und Weisheit und insbesondere die Aufgabe der Jugendbildung erkannt, in der beredtesten Weise ausgesprochen und alle seine philosophische und schriftstellerische Thätigkeit darauf gerichtet. Der Weise ist ihm der Erzieher des Menschengeschlechtes (*παιδαγωγός*), vorzüglich aber der Jugend zur Geistesstärke und Sittlichkeit, und als solcher hat er die Aufgabe, seinen Zögling nicht bloß zum Fortschritt in den Wissenschaften anzuleiten, sondern ihn auch auf den Weg der Gottesfurcht und Frömmigkeit zu führen, darin zu befestigen und das Wachsen des inneren Menschen zur Gottähnlichkeit zu befördern. Diese Aufgabe hat Seneca sich selbst in sehr ernster Weise bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit gestellt und in einer höchst würdigen und anerkennungswerthen Weise zu lösen versucht.“ Es wird nun vom Verfasser weiter gezeigt und im Einzelnen nachgewiesen, wie alle die Schriften Seneca's mehr oder minder diesen höhern und edlern Zweck verfolgen, den Menschen auf seinen göttlichen Ursprung hinzuweisen und zu einem diesem angemessenen Handeln, zum Vertrauen auf Gott und dessen Weltregierung hinzuführen, und dadurch in ihm die Vernunft zur Herrschaft über die Sinnlichkeit zu bringen; alle diese Schriften haben mehr oder minder diesen Zweck der religiös-sittlichen Erziehung der Menschheit zum Gegenstande und suchen auch durch die Form der Rede wie durch die ganze Darstellung darauf hinzuwirken. Das nahe Verhältniss, in welchem Seneca durch den streng sittlichen Charakter seiner stoischen Moral zum Christenthum steht, wird ebenfalls von dem Verf. berücksichtigt. Wir setzen auch hier den Schluss der ganzen Erörterung mit den Worten des Verf. bei (S. 24. 25):

„Auf einen solchen Schriftsteller, welcher in einer tief entsittlichten Zeit das Amt eines Mahners und Weckers zur Tugend übernommen, welcher gerade im dem Zeitpunkte, als das Christenthum seinen Einzug in der Welt hielt, mit einer Philosophie des höchsten sittlichen Ernstes, der Entagung und unbedingten Ergebung in den Willen Gottes auftrat, und welcher auch jetzt noch im hohem Grade geeignet ist, nicht nur Kenntnisse mitzutheilen und den Geist

angenehm zu fesseln, sondern auch die Seele von dem Vergänglichen auf das Ewige und Unvergängliche zu lenken und zu ihren Bestrebungen anzufeuern, — auf einen solchen Schriftsteller die Aufmerksamkeit wieder mehr hinzulenken, das ist der Zweck dieser Schulschrift, mit der Verfasser würde sich reichlich belohnt fühlen, wenn es ihm gelingen würde da und dort in einer Seele ein Vorurtheil gegen Seneca zu zerstreuen und den Wunsch genauerer Bekanntschaft mit ihm zu erwecken.“

Jetzt erst wendet sich der Verf. zu seinem Hauptgegenstande, der Darlegung der Philosophie Seneca's bezweckt, die in ihrem Zusammenhange mit dem Stoicismus, sowie in ihrem Verhältniss zum Christenthum entwickelt und dargestellt werden soll. Dass diess in der That nichts Leichtes ist, lassen wir wahrhaftig nicht besonders zu versichern, zumal wenn man erwägt, dass Seneca seine Lehre und Ueberzeugung eigentlich nirgends in einer wissenschaftlichen und systematischen, innerlich zusammenhängenden Form vorgetragen hat, sondern mehr gelegentlich und sporadisch diess gethan und selbst hier sich nicht immer in seinen Ansichten und Anschauungen gleich geblieben ist. Wir finden bei ihm so wenig, wie bei irgend einem andern Römer — Lucretius etwa ausgenommen — ein fest in sich abgeschlossenes System, sondern entdecken auch bei ihm bald ein gewisses Schwanken, das man gewöhnlich als Eclecticismus zu bezeichnen pflegt; der Verfasser hat in dem nächsten Abschnitt (S. 26 ff.) diesen Charakter der Philosophie Seneca's näher besprochen, zumal auch in ihrer Beziehung auf das praktische Leben, er scheut sich nicht (und hat darin gewiss Recht), die Philosophie Seneca's gleich der des Cicero, als Popularphilosophie zu bezeichnen, welche des wissenschaftlichen Charakters entbehrt und vorzugsweise praktischen Interessedient (S. 32), eben dadurch aber nach unserer Ueberzeugung als nicht rein philosophisch sich charakterisirt. Dass sie damit an ihrem inneren Werthe verliert, dass sie „durch die Reinheit, Erhabenheit und Würde ihrer Lehren die edelste Erscheinungsform des religiösen und sittlichen Bewusstseins im heidnischen Alterthum“ ist, wird man dem Verfasser gerne zugeben, der in dem nächsten Abschnitt §. 4: „Die Bedeutung der Philosophie Seneca's, der Fortschritt über den Stoicismus und ihre Quellen“ den näheren Nachweis gegeben versucht hat, indem er zuerst im Allgemeinen den metaphysischen und sittlichen Charakter des Stoicismus bespricht, um durch eine Vergleichung mit den Lehren Seneca's den wesentlichen Fortschritt der religiösen und sittlichen Ideen bei Seneca selbst zu zeigen, dessen Gottesidee z. B. (um nur dieselbe hier anzuführen) eine reinere und würdigere ist als die des früheren stoischen Stoicismus, wobei jedoch nicht verschwiegen wird, wie Seneca sich nicht immer gleich bleibt und auf der Höhe dieses rein religiösen und sittlichen Standpunktes sich hält: wir glauben auch aus diesem Schwanken die zum Theil ungünstigen Urtheile zu erklären, die über Seneca und seine Lehre mehrfach, und namentlich in neueren Zeiten ausgesprochen worden sind, da auch, wie es zu gehen pflegt, in die neueren Werke der Geschichte der Philosophie darum mehr oder minder Eingang gefunden haben, weil man sich nicht bemüsst fand, auf die Quelle selbst zurückzugehen und aus den Schriften Seneca's selbst und deren fleissigem Studium sich eine Ansicht zu bilden über das, was wirklich die Lehre des alten Philosophen ausmacht, der

allerdings einen höheren Standpunkt in den bemerkten religiösen und sittlichen Ideen einnimmt. So gelangt der Verfasser (S. 43 ff.) zu der Frage, wie diess gekommen, aus welchen Quellen dieser unbestreitbare Fortschritt zu erklären sei. Mit gutem Grunde wird die vielfach auch in unsern Tagen wieder aufgetauchte und selbst von namhaften Gelehrten wieder aufgenommene Behauptung von einer Bekanntschaft des römischen Philosophen mit dem Christenthum und selbst eines persönlichen Verkehrs mit dem Apostel Paulus, bei dessen Anwesenheit in Rom, verworfen, und zwar aus äusseren Gründen, die uns wenigstens zeigen können, dass die vier ersten christlichen Jahrhunderte von einer solchen Bekanntschaft mit dem Christenthum Nichts gewusst haben, wie aus inneren Gründen, die zunächst in den Schriften Seneca's liegen, in welchen gerade über die wichtigsten Lehren des Christenthums (z. B. über Gott, über die allgemeine Sündhaftigkeit und deren Abhülfe u. s. w.) Aeusserungen vorkommen, die unerklärlich in der That sein würden, wenn ihr Verfasser auch nur eine Ahnung von christlicher Lehre und christlicher Anschauung gehabt hätte. Darum ist der Verf. viel mehr geneigt, aus dem persönlichen Charakter des Mannes, aus der durch fortgesetzte Studien gewonnenen reiferen Einsicht und der unwillkürlichen Neigung zu einem dadurch hervorgerufenen Eclecticismus, in Verbindung selbst mit andern äusseren Einflüssen, und der dadurch bewirkten Reinigung der religiösen und sittlichen Ideen, wie sie selbst als eine Folge der im Abendland wie in der Griechenwelt immer mehr verbreiteten alttestamentlichen Lehren sich kundgiebt, diesen Fortschritt der reineren Lehre Seneca's über den Stoicismus hinaus zu erklären, ohne irgend eine Annahme christlicher Einflüsse, die der Verfasser mit vollem Rechte, wie wir wenigstens überzeugt sind, abweist: wohl erkennt aber der Verfasser in Seneca einen der ehrwürdigsten Zeugen alter Philosophie, bei welchem mehr als in einem der früheren sich einerseits die natürliche Würde des Menschengestes, andererseits aber auch dessen Unzulänglichkeit und Hilfsbedürftigkeit seit dem Sündenfalle offenbart: in ihm offenbart sich, wie der Verf. S. 57 sich ausspricht, die ganze Trostlosigkeit des Heidenthums und die Unzulänglichkeit und Hilfsbedürftigkeit der von der christlichen Offenbarung noch nicht erleuchteten Vernunft. Wir empfehlen diese ganze Erörterung einer besondern Beachtung, ja wir hoffen die ganze Streitfrage über Seneca's Verbindung und Verhältniss zum Christenthum damit erledigt zu sehen, zumal da auch seitdem Baur (in Hilgenfeld's Zeitschrift f. wissensch. Theologie I, 2. p. 161 ff.) aus ähnlichen inneren Gründen eine solche Verbindung abgewiesen hat, und ein französischer Gelehrter, der denselben Gegenstand in einem eigenen Werke neuerdings auf das umfassendste behandelt hat (*Etude critique sur les rapports supposés entre Sénèque et St. Paul* par Charles Aubertin. Paris 1857) auch zu keinem andern Resultate gelangt ist, als dem, welches er am Schlusse seiner kritischen Untersuchung in den *Conclusions générales* S. 442 in folgenden Worten ausgesprochen hat: „la croyance au christianisme de Sénèque et à ses rapports avec Saint-Paul, est dénuée de fondement.“ Etwas Andres wird es sein, das Verhältniss des Stoicismus, wie er bei Seneca sich gestaltet, zu demjenigen Stoicismus zu bestimmen, welchem, ausser Epictet, insbesondere Antonin, der Kaiser huldigte, da auch hier ähnliche Beziehungen und Vergleichen mit der Lehre des Christenthums zur Sprache

kommen, wie wir dies unlängst in diesen Blättern S. 468 bemerkt haben: denn die gleichen inneren Gründe sprechen auch hier wie bei Seneca gegen die Annahme einer Verbindung mit dem Christenthum. Eine Vergleichung Seneca's und des fürstlichen Stoikers auf dem Thron der römischen Imperatoren ist, dem Titel wenigstens nach, in der Schrift von A. Doergens: „Antoninianae cum L. Annaei Senecae philosophia ethica contentio et comparatio“, einer Bonner Inauguralschrift vom Jahre 1856, zu erwarten, allein in dem vorliegenden, bis jetzt, wie es scheint, allein erschienenen Fasciculus wird blos Seneca's Lehre behandelt, und auch dazu fehlen die Noten. Eben so wenig ist in dem unlängst erschienenen Werke von E. de Suckau: *Essai sur Marc Aurèle, sa vie et sa doctrine*, Paris 1857, dieser Gegenstand in irgend eine nähere Betrachtung gezogen: im Ganzen nur selten wird Seneca in einzelnen mit Antonin übereinstimmenden Aeusserungen in den Noten angeführt.

Wenden wir uns wieder zu dem Verfasser, der nach diesen im Ganzen mehr einleitenden, aber nothwendigen Erörterungen nun zur Darlegung der philosophischen Lehre Seneca's im nächsten Abschnitt (§. 5. S. 61 ff.) schreitet. Zuerst wird die Logik, die Aufgabe und Eintheilung der Philosophie, aus den Schriften Seneca's entwickelt, und gezeigt, wie Seneca die Philosophie selbst aufgefasst und definirt hat, was er als Gegenstand und Zweck derselben angesehen wissen will, und welchen Werth er auf die Beschäftigung mit derselben legt: in der Eintheilung schliesst sich Seneca an die seit Plato ziemlich allgemein angenommene in Logik oder Dialektik, Physik und Ethik an; darum wendet sich auch der Verf. in dem folgenden Abschnitt (§. 6. S. 71 ff.) zur Logik, und stellt dieselbe, nach der Auffassung Seneca's dar; §. 7. S. 79 folgt dann die Darstellung der Physik, die bei Seneca, wie bei den meisten Stoikern, schon eine weit höhere Stellung einnimmt, und in sich auch das, was wir Metaphysik und Theologie nennen, in sich schliesst: der letzteren wendet sich die Forschung des Verf. insbesondere zu (§. 8. S. 81 ff.) das Verhältniss Seneca's zum Stoicismus und dessen Lehre überhaupt wird zuerst im Allgemeinen nachgewiesen, dann aber im Besonderen Seneca's Lehre im Einzelnen dargestellt, seine Ansicht von der Existenz und Einheit Gottes, von dem Wesen und den Eigenschaften desselben, seiner Offenbarung in der Welt, die Weltordnung und Weltregierung (vom sogenannten Fatum) u. d. g.

Wir können nur auf das lebhafteste eine baldige Fortsetzung und Vollendung der hier begonnenen Forschung wünschen, die ein allseitiges Interesse beanspruchen kann und dann zu einem schönen Beitrag für die Geschichte der Philosophie unter der römischen Kaiserzeit in ihrem Verhältniss zu den damals noch nicht ausgebreiteten Christenthum sich abschliessen wird.

An dem Lyceum zu Wertheim erschien als Beilage:

*Zur Kritik und Erklärung von Xenophon's Anabasis. Von F. K. Hertlein. Wertheim 1858. 22 S. in gr. 8.*

Die hier enthaltenen Bemerkungen verbreiten sich über eine Anzahl von Stellen der Xenophonteischen Anabasis, in welchen der Verf. (in seiner Angabe, und zwar der erneuerten) von den Lesarten L. Dindorf's in der Oxford Ausgabe abgehen zu müssen glaubte, oder in welcher er eine abweichende Erklärung versucht hat, in Verbindung mit einigen weiteren Vorschlägen.

zur Verbesserung des Textes. Zu den von Dindorf in der Vorrede seiner neuesten (der vierten) Leipziger Ausgabe der Anabasis nachgewiesenen Interpolationen des Textes kommen hier noch einige hinzu, wie namentlich I, 8, 20, die Worte *ὥσπερ ἐν ἱπποδρόμῳ*, welche, wie des Näheren hier nachgewiesen wird, Xenophon nicht wohl geschrieben haben kann. Dindorf, der sonst mit Glossemen und Interpolationen nicht gerade sparsam ist, hat sie noch in dem Texte stehen lassen ohne irgend ein Zeichen des Verdachts, ebenso wie er auch III, 2, 17 unverändert gelassen, wo unser Verfasser *πρὸς* (in den Worten: *ἔφηνον γοῦν πρὸς ἐκείνους καταλιπόντας ἡμᾶς*) als ein unpassendes Einschiebsel aus dem Texte weisen will. Wenn der Verf. weiter in zwei Stellen (I, 3, 6: *ὅποι ἂν καὶ ὑμεῖς* und I, 9, 13: *ὅποι τις ἤθελεν*) das nur aus geringeren Handschriften hervorgehende *ὅποι* der Lesart *ὅπη* vorgezogen hat, die sich auch bei Dindorf noch findet, so wird darüber, wie wir es ansehen, kaum ein Zweifel obwalten können, da *ὅπη* in diese Verbindung gar nicht passt, die Verwechslung von *ὅπη* mit *ὅποι*, schon um des Ithacismus willen, so häufig und natürlich ist. Eben so wenig wird man über die Aufnahme des Artikels in der Redensart *ὥς ἐπὶ τὸ πολὺ* III, 4, 35 (wo die bessern Handschriften *τό* weglassen) im Zweifel sein können; Dindorf hat ihn auch in der neuesten Leipziger Ausgabe aufgenommen: unserem Verfasser aber glauben wir vollkommen beistimmen zu müssen, wenn er auch an andern Stellen, wo sich noch *ὥς ἐπὶ πολὺ*, oder selbst *ὥς πολὺ*, *ὥς πολλὰ* findet, den Artikel beigefügt wissen will, den wir hier für unentbehrlich halten, eben so wie wir ihn dagegen mit Grund weglassen in der Formel *ἐπὶ πολὺ* in dem allgemeinen Sinne von *diu*, s. Herodot II, 119 und dasselbst unsere Note, oder bei *ἐπὶ πλεόν* (*amplius*) *ibid*, VI, 42 mit uns. Note. Den Artikel hält unser Verfasser, nach dem durchgängigen Sprachgebrauche Xenophons, auch für nothwendig in der Stelle IV, 7, 18: *ἀφίκοντο ἐπὶ τὸν Ἀρπασον ποταμόν*, wo Dindorf mit der Mehrzahl der Herausgeber *τόν*, das in den bessern Handschriften fehlt, weggelassen hat; dann aber wäre wohl *ἐφ' Ἀρπασον* zu erwarten, was nirgends vorkommt, und in so fern selbst für die Einschaltung des Artikels sprechen kann. Eine nähere Erörterung ist der Stelle VI, 2, 6 zu Theil geworden, in so fern hier die frühere Lesart *εἰσι δ' οἱ καὶ Ξενοφῶντα* gegen die von den neueren Herausgebern auf die Autorität der besseren Handschriften aufgenommene Lesart: *ἔστι δ' οἱ*, in Schutz genommen, und die von Haase aufgestellte Behauptung, dass die älteren Schriftsteller *ἔστιν οἱ* nicht gesagt hätten, weiter begründet, und namentlich auch für Xenophon geltend gemacht wird. Eine recht ansprechende Emendation ist in der Stelle VII, 4, 16 vorgenommen: *καὶ Σιλανὸς Μακέστιος ἐτῶν ἥδη ὥς ὀκτωκαίδεκα σημαίνει τῇ σάλπιγγι*, wo statt des unpassenden und nicht wohl zu erklärenden *ἥδη ὥς* vorgeschlagen wird *οὐδέπω*: „der noch keine achtzehn Jahre alt war“.

Wir beschränken uns auf diese wenigen Proben: wer mit Xenophon's Anabasis sich näher beschäftigt, wird diese kritischen Bemerkungen, an welche sich noch eine Reihe von weiteren sprachlichen und sächlichen Erörterungen, Nachweisen und Belegen knüpfen, nicht unbeachtet lassen dürfen.

An dem Gymnasium zu Bruchsal erschien als Beilage des Programms  
*Ueber die Griechischen Sternbilder, insbesondere die Plejaden. Astronomisch-mythologische Abhandlung von J. E. Rivola. Buchhandlung Malsch und Vogel in Karlsruhe. 1855. 44 S. in gr. 8.*

Diese Abhandlung zerfällt ihrer Natur nach in zwei Theile, deren erster die Griechischen Sternbilder, deren Ursprung und Bedeutung im Allgemeinen betrachtet und in einer übersichtlichen Darstellung vorführt, der zweite (24 ff.) aber speciell mit dem Gestirn der Plejaden sich beschäftigt. Der Verfasser beginnt mit Homer und Hesiod, bei welchen bereits Sternbilder einzelne Sterne vorkommen, namentlich auch die Hyaden und Plejaden; geht dann weiter und zeigt, wie schon in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Chr. die Zahl der Sternbilder bis auf 47 sich vermehrt hat, von welchen man 11 im Thierkreise, 21 am nördlichen, 15 am südlichen Himmel zählte. Wenn bei einigen der Ursprung aus dem Orient nachweisbar ist, so ist es nicht minder wahrscheinlich, dass auch der Ursprung der übrigen im Orient zu suchen ist. Was nun insbesondere die Plejaden betrifft, so wird zuerst die Benennung dieses Gestirns besprochen, und hier nachgewiesen, dass dieser Name, der eine gedrängte Sterngruppe, ein Sternhäuflein (*Πλειάδα*) bedeutet, der Ableitung von *πλεῖος* oder *πλεῖους* bedeutet, zu *πλεϊάδες* (Tauben) wurde, und wie die *πλεϊάδες* als Schiffersterne daraus weiter sich ableiten haben; auch der Name *βότρυς* (Traube) kommt in den Homerischen Schöpfungen dafür vor. Weiter wird aber gezeigt, wie die Plejaden sich theils auf die Schifffahrt, theils auf die Jahreszeiten, deren Charakter und Geschäfte, theils auf den Standort des Gestirnes, endlich auf den geringen Glanz eines Sternes beziehen. Das Bild der gejagten Tauben, unter dem die Plejaden vorkommen, wird auf die Stellung bezogen, in der sie fünf Monate lang zum nahen Orion sich befinden, der hinter ihnen herzieht, und, wie ein Wild, sie zu verfolgen scheint; durch das andere Bild von Tauben, welche dem Zeus Ambrosia zutragen, werden diese Sterne als Saat- und Erntesterne bezeichnet, in so fern sie durch ihren Auf- und Untergang diese Zeiten verkündigen. Das Bild selbst von den Tauben leitet der Verf. von Delos (wo die Tauben der Dione heilig sind) her, und bringt damit die Bedeutung der Taube, als eines Symbols der Leben erzeugenden Naturkraft, die im Frühling besonders wirksam erscheint, in Verbindung.

Wir haben hier nur einen kurzen und gedrängten Abriss der Schrift gegeben, die auch viele andere mit dem Gegenstand in Verbindung stehende Punkte berücksichtigt und auf diese Weise den schwierigen Gegenstand allerdings zum Abschluss gebracht hat.

Als Beilage des Programms des Gymnasiums zu Donaueschingen erschien:

*De ritibus, vocibus et symbolis salutandi apud populos politos ac [atque] homines antiquorum temporum ac nostrae aetatis libelli partem tertiam, qua continetur de ritibus salutandi apud veteres Romanos commentatio, conscripsit M. Schaber, phil. Magist. 1858. Rastadii, typis Guilelmi Mayer.*

Die erste Abtheilung dieser die Sitte des Grüssens bei den Völkern alter und neuer Zeit besprechenden Schrift erschien im verflorbenen Jahr, und be-



faßt die Völker des Orients, Ebräer, Muslimen und Chinesen: die hier vorliegende dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den alten Römern. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die bei einer Anrede gebräuchlichen Ausdrücke wendet sich der Verf. zuerst zu den Grussformeln, und zwar bei einer Begegnung, bei dem Eintritt in ein Haus, beim Weggang, bei dem Niessen, bei dem Hereinbringen eines Lichtes in das Zimmer, bei Gastmahlen, beim Zutrinken u. s. w. Darauf folgt ein Abschnitt von den äussern Zeichen der Begrüssung (*de symbolis salutandi*), z. B. Amtspersonen gegenüber u. s. w. Der vierte Abschnitt handelt dann von dem Morgen- und Abendgruss, der fünfte von der Gastlichkeit und den Geschenken.

Als Beigabe des Lahrer Gymnasialprogramms erschien:

*Publii Valerii Paeti Thraseae Vita. Commentatio biographica, qua cum rectore et collegis tentamina autumnalia gymnasii Lahrensis indicit G. Joachim, Professor. Lahrae, in typographico Joannis Henrici Geiger. MDCCCLVIII. 31 S. in gr. 8.*

Das Leben des edlen Thrasea, der als ein Opfer der Tyrannei des Nero fiel, ist uns durch das, was namentlich Tacitus (im sechzehnten Buche der Annalen), Dio Cassius, Plinius, Suetonius u. A. melden, näher bekannt, und konnte darum allerdings der passende Gegenstand einer Monographie werden, welche in sorgfältiger Beachtung Alles dessen, was die alten Quellen bieten, daraus eine zusammenhängende biographische Darstellung entworfen hat, die uns das ganze Leben dieses, an Gesinnung und Ueberzeugung dem jüngern Cato ähnlichen, ihm auch als Muster und Vorbild in Allem nachstrebenden Römers überschauen lässt, und ein Bild eines der wenigen edleren Männer bietet, wie sie in diesen Zeiten immer seltener uns entgentreten. Die Quellen selbst, aus denen die Darstellung erwachsen ist, finden sich hinter jedem der einzelnen Abschnitte genau angegeben.

Als Beigabe zum Programm des Offenburger Gymnasiums erschien:

*Die sinnliche Auffassung von Raum und Zeit. Von M. Intlekofer. Offenburg. Druck von F. Otteni u. Sohn. 28 S. in gr. 8.*

**Ohr. Bähr.**

*Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, avec les renseignements bibliographiques et l'indication des sources à consulter, publiée par MM. Firmin Didot frères, sous la direction de M. le Dr. Hoefer. Paris, Firmin Didot frères, fils et Comp., Editeurs etc. MDCCCLVIII. Tome vingt-deuxième (Grévin-Gyulay). 992 S. Tome vingt-troisième (Haag-Hennequin). 960 S. Tome vingt-quatrième (Hennert-Holophira). 960 S. Tome vingt-cinquième (Holst-Irwin). 960 S. Tome vingt-sixième (Isaac-Josephine). 976 S. in gr. 8.*

Seit der letzten, von diesem umfassenden Unternehmen in diesen Blättern gegebenen Anzeige (s. Jhrg. 1858. S. 73 f.) sind nicht weniger als fünf Bände

in dem Laufe eines Jahres erschienen, die wir zur Kunde unserer Leser bringen haben; sie zeigen den raschen und ununterbrochenen Fortschritt wahrhaftig nicht leichten, ja vielmehr mit Schwierigkeiten jeder Art Ausführung verknüpften Unternehmens, das auf diesem Wege in wenigen Jahren seinem Abschlusse zugeführt werden kann; sie zeigen aber auch nicht, wie diese Ausführung sich völlig gleich bleibt und in Bezug auf die Vollständigkeit und den Umfang des Ganzen wie den Reichthum des Einzelnen die Genauigkeit aller Detailangaben den gleichen Anforderungen überall zu kommen bemüht ist. Indem wir daher auch diesen weiter erhellenden fünf Bänden die gleiche Anerkennung zu zollen haben, und uns selbst grössern Gleichmässigkeit freuen, die in Bezug auf den Umfang der einzelnen Artikel immer mehr hervortritt, mag es erlaubt sein, aus dem reichen Inhalt wenigstens einige Artikel namhaft zu machen, die einer besonderen Beachtung empfohlen zu werden verdienen. Es umfassen die hier vorliegenden Bände, welche von Grévin bis Josephine reichen, einen grossen Theil des Buchstabens G, das ganze H, und I nebst einem Theil von J; alle irgend wo in Kunst und Literatur, im Staate oder im Felde namhaften Persönlichkeiten werden sich aufgeführt, überall mit den betreffenden literarischen Notizen und Nachweisungen, welche die Mittel an die Hand geben, den Gegenstand weiter zu verfolgen. Unter den umfassenderen Artikeln im Buchstaben G nennen wir den Artikel über Guido von Arezzo oder Gui, den Erfinder der Noten und anderer für die Musik wichtigen Gegenstände, von Dieudonné Baron, demselben Gelehrten, der auch in ähnlicher Weise über einige berühmte Musiker neuerer Zeit, wie Händel, Haydn u. A. gehandelt hat; in derselben Reihe gehören die Artikel über Grotius und Gruter von Ernesto Grisey, über Guicciardini von de Lescure, über Gaudet und Gueria von Alfred de Lacaze, über Grouchy von Louvet, über Guizot von Louis de Lacaze (S. 807—831 Bd. XXII); als ein vorzüglicher Artikel in jeder Hinsicht ist zu bezeichnen Gutenberg (S. 892—916 desselben Bandes) von Ambroise Firmin Didot, dem auch ein ähnlich gehaltener Artikel über den französischen Chronisten Joinville (S. 805—835 im Bd. XXVI) verdankt wird; ein reiches Material bieten die Artikel über Guillaume (die Heiligen, die Fürsten — z. B. Wilhelm der Eroberer von Emile de Bonnechese — die Gelehrten und Künstler, wie z. B. Wilhelm von Conches von Hauréau), Guise, Gustav (insbesondere Gustav Wasa und Gustav Adolph, von Alfred de Lacaze), über Henri (Henri IV. von Amedée René); die zahlreichen Hugo, Jacob und Johann, Ignace, Isaac, Isabella; auch den deutschen Gelehrten ist überall die verdiente Beachtung gezollt, wie z. B. die Artikel über Grotendorf, Gruber, Friedr. Hermann und Carl Hermann, Haberkun, Hegel, Jacobs (von R. Lindau), um nur diese zu nennen, zeigen können; über Herder ist ein ausführlicher Artikel von Saint-René Taillandier geliefert; derselbe hat auch in ähnlicher Weise den Artikel über Wilhelm von Humboldt bearbeitet, über Alexander von Humboldt hat der Herausgeber Ferdinand Hofer gehandelt, der in eben so umfassender Weise auch von dem Astronomen Herschel, mit einer genauen Analyse seiner Arbeiten und Leistungen (S. 448—509 des XXIV. Bandes), über A. v. Haller und Haller (Bd. XXIII) gehandelt hat, abgesehen von vielen andern Artikeln.

namentlich auch aus der alten Literatur (z. B. über den Astronomen Hipparchus, Bd. XXV, über Isidor von Sevilla S. 57—71 des XXVI. Bandes). Vorzügliche Artikel sind über Homer (S. 29—64 Bd. XXV) von Leo Joubert, der auch eine Reihe anderer Artikel (z. B. über Jamblichus, Hyperides, Hume) bearbeitet hat, über Hesiodus und Herodotus von G. Brunet, über Hippokrates von Daremberg, geliefert: wir glauben auch deutsche Leser darauf besonders aufmerksam machen zu müssen; der h. Hieronymus ist von Abbé Héry bearbeitet worden, Hincmar und Innocentius III. von Hauréau, Huss von B. Aubé, Huet von C. Hippeau, Helvetius von Louvet, Héloïse von Hauréau. Wir beschliessen unsere Anführungen mit dem Artikel Horace, der S. 137—157 Bd. XXV von Noel des Vergers abgefaßt und mit einer ausführlichen Bibliographie (S. 157—164 mit kleinern Lettern) von G. Brunet ausgestattet ist, da wir nicht zweifeln, dass auch deutsche Gelehrte ihre Beachtung gerne diesem Artikel zuwenden werden, der eine ebenso interessante als geistreiche Darstellung und Würdigung des römischen Dichters bringt. Aus diesen wenigen Anführungen, die wir leicht noch vermehren könnten, mag entnommen werden, wie sehr Herausgeber und Verleger bemüht sind, allen dem Publikum gegenüber übernommenen Verbindlichkeiten (von denen in der oben angeführten früheren Anzeige die Rede war) getreulich nachzukommen und ein Werk zu liefern, das allen billigen Anforderungen zu entsprechen und eine fühlbare Lücke in unserer gesamten Literatur auszufüllen vermag.

---

*Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage von Christian Friedrich Ludwig Wurm. Erster Band. Erste Lieferung. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1858. XXXVIII und 160 S. in gr. 8.*

Ein neues deutsches Wörterbuch, innerhalb der auf dem Titel des vorliegenden bezeichneten Gränzen, mag allerdings als ein wahres Bedürfniss erscheinen, zumal wenn es nicht blos dem gelehrten Gebrauch dienen soll, sondern auch für weitere gebildete Kreise berechnet ist, welchen es die genaue Kenntniss und die richtige Anwendung der Muttersprache vermitteln soll. Wenn einem solchen Zwecke nicht mehr das Wörterbuch von Adelung, dessen grossen Werth Niemand bereitwilliger anzuerkennen vermag, als der Verfasser dieses Werkes selbst, und noch weniger das in neuester Zeit angefangene von J. Grimm dienen kann; so schwebte dem Verfasser dieses Wörterbuchs bei dem von ihm beabsichtigten Unternehmen der Gedanke vor, „das der Anwendung vorzüglich förderliche Wörterbuch Adelungs durch Ergänzung und Erweiterung mit dem heutigen Standpunkte der Sprachwissenschaft möglichst in Einklang zu setzen“, dasselbe also gewissermassen in einer neuen, reichlich gänzlich umgeformten, den Bedürfnissen unserer Zeit und den weiteren Kreisen der gesamten gebildeten Welt Deutschlands angemessenen Weise dem deutschen Publikum vorzulegen, und in dieser Vorlage des gesamten deutschen Sprachschatzes, wie er sich aus den in Schrift niedergelegten Produktionen unseres Volkes ergibt, zugleich eine Anleitung für den eigenen

Gebrauch, dem richtigen Ausdruck und die ihm adäquate Darstellung zu liefern. Was das neue, noch nicht vollendete Wörterbuch von Grimm betrifft, dem der Verf. die wärmste Anerkennung zollt, so wird man mit dem letzteren gewiss darin einverstanden sein, dass dasselbe „kein eigentliches Wörterbuch für das deutsche Volk, kaum für den gebildeten Theil desselben sei, wir müssten es in den Begriff der Bildung den präsenten Lateinverstand ziehen, da bekanntlich selbst der literarisch gebildeten Klasse diese Schulkenntnisse im praktischen Leben frühzeitig abhandeln zu kommen pflegen. Ebenso einverstanden sind wir darüber, dass dieses Wörterbuch als erster breiter Untergrund der wenn sicherständigen deutschen Sprachforschung, als ein Sprachschatz im vollen Sinne des Wortes die höchste Anerkennung verdiene.“

Wir haben absichtlich diese Aeusserungen angeführt, um damit zu zeigen, wie der Verfasser über diejenigen urtheilt, die vor und neben ihm, wie auch durch andere Zwecke bestimmt und von andern Grundsätzen ausgehend, demselben Gegenstand ihre Thätigkeit gewidmet haben. Er hat von Allem, was die Vorgänger bieten, erspriesslichen Gebrauch gemacht, damit aber die eigenen Studien und Forschungen sich nicht entschlagen, ohne welche die Ausführung eines solchen Werkes nicht gelingen kann, wenn anders die Forderungen der Vollständigkeit wie der Genauigkeit in allen einzelnen Bestimmungen entsprochen werden soll. In beiden aber wird man den Bestrebungen des Verfassers die verdiente Anerkennung bereitwillig zollen. Wenn die Anordnung der einzelnen Bedeutungen und Bestimmungen eines jeden Wortes eben so streng logisch als zweckmässig zu nennen ist, so verbindet sich damit stets die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, die bei derartigen Werken gewiss als eine wesentliche Forderung ihres Gebrauches und ihrer Nützlichkeit erscheint; eben so wenig fehlen da, wo es nöthig ist, Beispiele und Nachweisungen; endlich ist selbst das Sylbenmaass da, wo das deutsche Organ zu straucheln versucht werden kann, angegeben und die Tonschwerpunkte bemerklich gemacht.

Wir haben also hier den Anfang eines Wörterbuches, das den gesamten Sprachschatz umfassen und damit zugleich den inneren Gang und die Entwicklung der Sprache selbst darlegen soll; es wird auf diese Weise ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der seine Muttersprache gründlich erlernen und erfassen will, und damit auch ein eben so erspriessliches und nothwendiges Mittel der Bildung zum richtigen Gebrauch und zur richtigen Anwendung der Sprache in Schrift und Wort. Möge es dem Verfasser nicht an der Ausdauer fehlen, um ein solches Riesenwerk zu Stande zu bringen: die hier vorliegende Lieferung, welche von A (dem Buchstaben) bis zu Agrest reicht, zeigt, mit welcher Liebe, mit welchem Eifer, aber auch mit welchem unermüdlichen Fleisse und gleicher Sorgfalt der Verfasser sein Werk behandelt hat und wie er dasselbe weiter durchzuführen gedenkt. Wir können nur baldige Fortsetzung wünschen und das Unternehmen der Aufmerksamkeit und Beachtung bestens empfehlen. Der Druck in doppelten Columnen ist zweckmässig eingerichtet, und wird das Werk, auch von dieser Aussenseite betrachtet, befriedigen.

## **Chronik der Universität Heidelberg für das Jahr 1858.**

---

Die Universität beging am 22. November in herkömmlicher Weise das Fest der Geburt ihres erlauchten Restaurators, des höchst-gebornen Grossherzogs Carl Friedrich. Die Festrede, die seitdem im Drucke erschienen ist\*), ward von dem zeitigen Prorector, Geheimhofrath Lange gehalten; sie verbreitete sich über die sogenannten puerperalen Convulsionen, namentlich über die Frage, ob diese Convulsionen und welchen zunächst diese Bezeichnung zusammen und welches das Verhältniss derselben zu der künstlichen Geburt sei.

---

An der Universität selbst fanden im Laufe des Jahres folgende Veränderungen statt.

Durch den Tod verlor die Universität ihr ältestes Glied, den Geheimrath Friedrich Kreuzer, der am 16. April verschied in einem Alter von sieben und achtzig Jahren. Derselbe war am 10. März 1771 in Marburg geboren, und im Jahre 1802 zum Professor an der hiesigen Universität ernannt worden, von wo er im Jahre 1804 an die hiesige Universität berufen ward, an der er bis zu dem 7. Nov. d. Jahres 1844 thätig war, eine kleine Pause abgerechnet, während der er in Folge eines an die Universität zu Leyden im Jahre 1809 erhaltenen Rufes dorthin sich begeben, aber noch vor Antritt der neuen Stelle, dieselbe wieder aufgegeben hatte, um in seine frühere Stellung in Heidelberg wieder einzutreten. Nach vierzigjährigem Dienste legte er die von ihm bekleideten Aemter, die ordentliche Professur der Philologie und die Direction des philologischen Seminariums nieder und lebte fortwährend in Heidelberg bis zu seinem in diesem Jahre erfolgten Tode.

Am 4. Juni verschied nach kurzem Krankenlager Johann Friedrich Chr. Kortüm, Professor der Geschichte; derselbe war zu Eichhorst im Grossherzogthum Mecklenburg am 24. Februar 1788 geboren, hatte seine Studien zu Heidelberg und Halle gemacht, darauf als Freiwilliger an den Befreiungskriegen Antheil genommen; nach Beendigung derselben bekleidete er verschiedene Lehrstellen an der Kantonsschule zu Aarau, am Gymnasium zu

---

\*) Sacra Natalicia Divi Caroli Friderici, Magni Ducis quondam Badarum et XXII Novembris MDCCCLVIII a literarum universitate Heidelbergensi rite et solemniter celebrata simulque praemia commissionibus victricibus decreta et novas quaestiones propositas renuntiat Guilielmus Lange, M. D. B. a consiliis et rebus intimis etc., universitatis h. t. prorector. Praemittitur Dissertatio de Convulsionibus, quas vocant puerperales. Heidelbergae typis Georgii Neubaueri. MDCCCLVIII. 24 S. in 4to.

Neuwied, so wie an den Universitäten zu Basel und Bern, wo er im J. 1840 an die hiesige Universität als ordentl. Professor der Geschichte berufen wurde, und bis zu seinem Hinscheiden thätig war.

Ihm folgte am 7. Juli Eduard Maximilian Röth, Professor der Philosophie; er war am 12. Oktober 1807 zu Hagen geboren, und im Jahre 1845 als Privatdocent an hiesiger Universität aufgetreten, wo er im Jahr 1846 zum ausserordentlichen, im Jahr 1850 zum ordentlichen Professor ernannt worden war.

Wir erlauben uns, die auf das Hinscheiden dieser drei hochverehrten Lehrer der Universität bezügliche Stelle der Festrede hier beizufügen.

E vita quos decessisse lugemus Collegas, triumviro de literis et rebus nostris meritissimorum primus, cujus excepit ut perageremus hoc anno triste nobis obtigit officium, is unus ex iis superstes fuit, quos Divus Carolus Fridericus, Manibus hodie debitum habemus honorem, saeculo hoc ipso inter ad hanc literarum sedem, cui Musae saevo Martis furore rerum fere omnium perturbatione expulsae terga verterant, instaurandae novoque exornandae splendore vocavit: hic igitur, Georg Fridericus Creuzer, hoc anno naturae debitum reddidit, venerabilis accedens ad finem anni aetatis suae octogesimi. Senior Universitatis stipendia jam prope quatuordecim abhinc annis optime emeritus, qui studia literarum antiquarum in hac Almae resuscitavit, condito Seminario philologico, e quo omnium doctrinarum Doctores per omnes Germaniae literarum Universitates prodierunt, disciplinae accuratioris, qua veteres tractarentur auctor et ipse exstitit atque de variis antiquitatis disciplinis, imprimis de veterum populorum religionibus accuratius cognoscendis in modum meruit, ut, quae viro huic hodie atque hoc loco videmus, verba nulla ei aptiora eoque digniora mihi esse videantur quam quae vetus cecinit poeta: „Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt!“

Nestorem praegressum naturae satisfactorius qui excepit, Ioannes Fridericus Christophorus Kortüm fuit, illum quidam discipulus atque ab eo ad historiae, quam profitebatur, excitatus et, quamvis jam septuagenarius, tamen munere suo usque raro et animi et corporis vigore ad ultimum vere usque ritum functus atque morte inopinata ipsa ferme de cathedra depositus: vir immensa paene rerum ornatus cognitione, summa constantia conspicuus, qui, postquam juvenis patriae libertatis amore incensus arma tulerat contra Gallos, ad studia literarum versus docendo ac scribendo per Helvetiam atque Germaniam inclaruit, ut pie nobis colendam sui reliquerit memoriam, quam nunquam delebit oblivio. Sit ei terra levis!

Tertium denique Collegam hoc anno vita defunctum Eduardum Maximilianum Röth dolemus, diuturno eoque gravi

\*) Das Nähere s. in: Friedrich Kortüm. Nach seinem Leben und Wirken in Umrissen dargestellt von C. A. Freiherrn von Reichlin-Melde. Mit Kortüms Porträt. Leipzig bei J. J. Weber. 1858.

flictatum cum morbo quinquagesimo primo aetatis suae necdum exantlato anno praematura morte nobis ereptum: virum rara animi probitate insignem, praeditum sagacitate ingenii eximia, summa ornatum doctrina, qui cum exquisita linguarum gentiumque orientalium cognitione Philosophiae studia ita conjunxit, ut res maxime absconditas difficillimasque indagaret indeque ea erueret, quae antea vix culquam mortalium invenire licuit, atque sic monumentum ipse sibi statueret saxo perennius atque aere nec ulla annorum serie destruendum. Sitque maneatque ejus quoque memoria et nobis et posteris pie semper recolenda!

Weiter verlor die Universität durch den Tod den Privatdocenten Ludwig Knapp aus der juristischen Facultät, und den Lycealprofessor Arthur Arneht, Privatdocenten an der philosoph. Facultät.

Das Commandeurkreuz des Zähringer Löwenordens erhielt Hofrath Bunsen, das Ritterkreuz Hofrath Bronn; in die medicinische Facultät wurden berufen von der Universität Würzburg Nicolaus Friedreich als ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie, und Director der medicinischen Klinik, und von der Universität Bonn Hermann Julius Ferdinand Helmholtz, als ordentlicher Professor der Physiologie und Director des physiologischen Instituts. Dagegen schied aus der medicinischen Facultät der Professor Adalbert Duckek, um einem Rufe nach Wien als Professor der Pathologie und Therapie an der Josephinischen Akademie zu folgen.

In der theologischen Facultät traten als Privatdocenten ein die Licentiaten Julius Holtzmann und Eduard Riehm; in der philosophischen Facultät traten freiwillig aus die Privatdocenten Gustav Herth und Adolph Cornill, so wie Julius Braun, der in gleicher Eigenschaft nach Tübingen übersiedelte, und August Kekule, der an die Universität zu Gent zur Uebernahme einer Professur der Chemie berufen ward. An die Stelle des Akademischen Musikdirektors Johann Schletterer, der nach Augsburg berufen ward, trat Carl Boch; an die Stelle des in Ruhestand zurückgetretenen Stallmeisters Heinrich Wippermann ward ernannt Ludwig Koch.

In der theologischen Facultät erhielten die Würde eines Licentiaten: am 5. März Heinrich Julius Holtzmann aus Carlsruhe, und am 12. Juli Maximil. Friedr. Hofheinz aus Königsberg; die Doctorwürde, und zwar honoris causa wurde ertheilt am 6. Dec. dem Generalsuperintendenten der Diocese Hildesheim, Carl August Kelbe, welchen das Diplom bezeichnet als „virum cum juventutem sacris disciplinis prosperrimo successu instituendo tum munus superintendentis generalis et specialis eximia sollentia administrando, de ecclesia patria meritissimum, egregia eruditione conspicuum“.

In der juristischen Facultät erhielten die Doctorwürde:

Am 19. Jan. August Hohenemser aus Mannheim, am 21. Jan. Wilhelm Gutmann aus Carlsruhe, am 26. Jan. Fer-



dinand Landau aus Ober-Sadow, am 24. Febr. Leopold Regensburger aus Eppingen, am 16. April Creusnacher aus Eisenach, am 17. April Georg Ekonomu aus Bukarest, am 18. April Cuno Sworonos aus Cephalonien, am 20. Juli Paul Hahn aus Curland, am 22. Juli Emil Censi aus Lamone in der Schweiz, am 30. Juli Alexander v. Miklesko aus der Moldau, am 3. August Nicolaus von Racovitz aus Rumanien, am 10. Aug. August Ach. Wilh. Riess aus Berlin, am 13. Aug. Carl Heidfeld, am 5. Octob. Tomkins aus England, am 8. Oct. Graf S. von Stadnicki aus Russland, am 20. Oct. Franz Eberlin aus Gemünden in Baiern, am 21. Oct. Karl Koch aus Hamburg, am 12. Nov. Otto Kern aus Grünwinkel, am 15. Dec. Siegf. Japha aus Hamburg, am 17. Dec. Ferdinand Knecht aus Eberbach, am 21. Dec. Ludwig Nieser aus Mannheim, am 22. Dec. Albert Gutmann aus Karlsruhe, am 24. Dec. Max Freiherr v. Lüttwitz aus Schlesien.

In der medicinischen Facultät:

Am 6. Jan. Emil Neumann, am 8. März Leopold Armpfeger aus Pforzheim, am 30. Mai Francis Wilson (Vater) und Francis Wilson (Sohn), am 4. Juni Joachim Maria da Fonseca aus Lissabon, am 14. Juni Georg Shepherd aus London, am 26. Juli Carl Didier aus Landstuhl.

In der philosophischen Facultät:

Am 30. März Siegmund Friedländer aus Breslau, am 31. März Carl Pape aus Celle in Hannover, am 26. April Carl Theodor Knaup aus Bocholt in Westphalen, am 8. Juni John Wilson aus Edinburg und James Copland aus Edinburg, am 17. Juli Philipp Pauli aus Oggersheim in der bair. Pfalz, am 24. Juli Otto Weller aus München, am 28. Juli Philipp Hermann Wilk aus Alzey, am 31. Juli Friedrich Goppelsröder aus Basel, am 2. Aug. Hermann Sprengel aus Schillern in der Hannöverschen, am 25. Oct. Theod. Gotth. von Kern aus Bruckneck in Tirol, am 2. Nov. Gustav Maser aus Breslau, am 15. Nov. Hermann Reckendorf aus Mähren, am 24. Nov. Adolph Gustav Dortschy aus Preussen, am 30. Dec. Heinrich Hagmaier aus Waldangelloch.

Am 18. Juni begrüßte die Facultät den Geh. Rath v. Thiersch in München zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum mit einer Votiftafel folgenden Inhalts:

Viro summo FRIDERICO THIERSCHIO Thuringo Monacensis Acaedemiae praesidi Universitatis literarum professori celeberrime grammaticae Graecae maxime Homericae egregio auctori poetarum veterum et historicorum critico explicanti interpreti || artis plasticae et architectonicae monumentorum per Italiam Graeciam insulas indagatori sagacissimo || artificum historiae per Epochas digesti scriptori praeclaro || glyptothecae Monacensis exquisiti fictilium pictorum apparatus ordinatori intelligentissimo || seminarii philologici e quo plurimi excellentes doctrina et ad rem scholasticam eximie instructi prodiero discipuli rectori prudentissimo || humanitatis studiorum contra varios adversarios constanti fortissimo defensori || iuventutis fautori hortatori curatori || viro denique magni ingenii fecunditate et alacritate in rebus publicis versato || Neograecorum pra-

libertatis nuper recuperatae indefesso patrono || diem XVIII mensis Iunii CCLVIII etc. etc. || gratulatur || Ordo philosophorum Heidelbergensis || ut per longum abhinc tempus vegeta aetate in literarum ornamentum et ad decus perfruatur || a deo O. M. enixe exoptat.

Am 11. August, an welchem die Wetteranische Gesellschaft die gesammte Naturkunde das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens feierte, ertheilte die Facultät dem ersten Director derselben, Rössler, die philosophische Doctorwürde honoris causa, mit folgendem Beisatz: „ob indefessum et per temporum angustias debilitatum societatis regendae tuendae amplificandae studium, maxime in indagandis terrae Wetteravicae rebus geologicis et botanis et apparatu praeclaro collato comprobata scientiam et firmitatem“.

Die im verfloßenen Jahre aufgestellten Preisfragen lieferten folgendes Resultat:

Die Aufgabe der juristischen Facultät:

„De conditione feminarum secundum jus Romanum antiquum“

Es wurde ein Bewerber gefunden, über dessen Leistung das Urtheil der Facultät also lautet:

„Una tantum commentatio Ordini oblata est insignita verbis: Coeca sine historia jurisprudentia“. — Auctor in quibusdam libelli sui partibus haud spernenda et ingenii et doctrinae specimen exhibuit; quo magis dolendum est, huncce bonae spei juvenem in opere conficiendo non talem diligentiam et assiduitatem adhibuisse, qualem quaestionis praepositae gravitas et elegantia postulare videntur. In plerisque commentationis articulis ea solummodo, quae omnibus nota sunt, ex lectionibus auditis, paucis adhibitis libris, collegit; multas easdemque graviore quaestiones vel praeter omisit, vel summis tantum labris adtigit et — quod omnium maxime reprehendendum est — in nulla fere libelli particula suis ius viribus confusus ex fontibus hausit, sed tantummodo ex rectorum dictis scriptisque sua qualiacunque composuit. Quae cum sint, commentatio praemio digna censi non potuit“.

Von den beiden von der philosophischen Facultät gestellten Preisfragen hatte die eine über „die Landwirthschaft des Odenwaldes“ eine Bearbeitung gefunden, über welche die Facultät folgendes Urtheil fällte:

„Die einzige eingelieferte Schrift trägt den Denkspruch: Thatsachen sind die einzige Grundlage, auf welcher die Landwirthschaft sicher bauen kann“. — Der Verfasser hat sich aus dem ganzen Odenwalde denjenigen Theil ausgewählt, der aus der Hochfläche zwischen der Hessischen Gränze, dem Neckar und der Mosbach-Würzburger Landstrasse besteht, aus dem Grossherzogthum Baden angehört und an 9 Quadratmeilen umfasst; eine Begränzung, die nach dem Sinne der Aufgabe

wohl gestattet und auch zweckmässig war, weil die dem Studierenden zu Erkundigungen an Ort und Stelle allein zu Gebote stehende Zeit der Ferien für die Erforschung eines weiteren Feldes schwerlich hingereicht haben würde. Die Thatsachen sind mit lobenswerthem Fleisse mühsam gesammelt, in guter Ordnung mit Sachkenntniss verarbeitet worden, so dass ein schätzbare Anfang einer Landwirthschaftsbeschreibung dieses Bezirkes zu Stande gekommen ist. Allerdings sind die Spuren der Eile, mit welcher der Verfasser arbeiten musste, nicht zu verkennen; es ist z. B. der Einfluss der höheren Lage auf Klima und Bodenertrag nicht richtig aufgefasst und nicht gehörig nachgewiesen; es ist die Hackwirthschaft und überhaupt die ganze Forstwirthschaft nur kurz gesprochen worden und manche einzelne Bemerkungen bedürfen einer Berichtigung. Gleichwohl ist die Schrift, im Ganzen betrachtet, verdienstlich und gibt einen erfreulichen Beweis von der Ausdehnung des Wissen und dem verständigen Urtheile ihres Verfassers, dem guten Hoffnungen berechtigt und den wir ermuntern möchten, diesem Gegenstande noch weitere Sorgfalt zu widmen. Es ist demselben der Preis zuerkannt worden“.

Bei Eröffnung des versiegelten Zettels ergab sich als Verfasser Ludwig Kirsch, stud. camerall. aus Dallau.

Für das nächste Jahr sind folgende Preisfragen gestellt:

1) Von der theologischen Facultät:

„De sensu et significatione sacrificii in Veteri testamento disseratur“.

2) Von der juristischen Facultät:

„De indole et jure munerum officiorumque publicorum“.

3) Von der medicinischen Facultät:

„Quaeritur, num secundum genesin et structuram plurimorum corporum luteorum species in feminae ovario discerni possint atque, discerni si possint, quamnam rationem et dignitatem physiologicam et forensem illae habeant“.

4) Von der philosophischen Facultät:

1. „Darstellung und Beurtheilung der Hauptlehren der Herbart'schen Philosophie und ihrer Stellung zur Philosophie der Neuzeit“.

2. Wenn man einen in sich zurücklaufenden Faden über eine Ellipse schlägt und denselben in der Ebene der Ellipse durch einen Stift spannt, so beschreibt der Stift bei einer Bewegung, bei der der Faden gespannt bleibt, eine confocale Ellipse. Dieser Lehrsatz soll auf analytischem Wege bewiesen werden“.

# Inhalt

der

## Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

*Ein und Fünfsigster Jahrgang, 1858.*

	Seite
linii Alberti, Nov. constitut. von Böhlau . . . . .	641
am des literar. Vereins in Bern . . . . .	573
ri Critica di una scienza delle legislaz. compar. . . . .	30
li di Matematica . . . . .	835
uaire de la Société archéol. de Constantine . . . 102. 112.	750
trophanis Comoed. ed. Bergk . . . . .	67
chyli Tragoed. ed. G. Dindorf . . . . .	67
enaeus. Ed. Meineke . . . . .	732
Baecker: De la religion du nord de la France . . . . .	721
yber: Ueber die Arsen-Methyl-Verbindungen . . . . .	344
lizer: Theorie und Anwendung der Determinanten . . . . .	305
rtsch; Piere Vidals Lieder . . . . .	143
ck: Geschichte der Griechen und Römer . . . . .	813
ntley's Abhandlungen von Ribbeck . . . . .	393
richtungen . . . . .	320
schorner: Das deutsche Eisenbahnrecht . . . . .	675
ot et Lefort: commercium Epistolicum J. Collins etc. . . . .	316
eeekrode: De Jjzerslaken en Nederland . . . . .	929
nm: Ueber die Bildung der Krystall-Formen . . . . .	24
Mineralogische Mittheilungen . . . . .	338
Ueber Pseudomorphosen . . . . .	883
Ueber Pseudomorphosen von Kalkspath u. s. w. . . . .	918
andes: Ausflug durch das Salzkammergut u. s. w. . . . .	472
Ausflug nach Rom . . . . .	943
ann! Der Wüstenroder Leopard . . . . .	590
önn: Ueber ein versteinertes Dattelpalmenblatt . . . . .	30
Zur Fauna und Flora der bituminösen Triasschiefer . . . . .	342
insen: Ueber die Bildungen Islands . . . . .	1
ar de bello Gallico von Doberenz . . . . .	395
esaris Commentarii ed. Em. Hoffmann . . . . .	395
ntor: Ueber die Mathematik des Pythagoras . . . . .	921
quaray: Explication des passages de droit dans Cicero . . . . .	925
rius: Ueber die Chloride des Schwefels . . . . .	884
arisius et Diomedes e rec. H. Keil . . . . .	362
ronik der Universität . . . . .	81
cero vom Redner von Kühner . . . . .	801
cero De senectute ed. Bahnmeyer . . . . .	387

Combe: Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion . . .	285
Conradi: Zur Gründung der Georgia Augusta zu Göttingen . . .	286
Cotta Bernh. Deutschlands Boden . . . . .	287
Courtin: Die Familie der Coniferen . . . . .	288
Crusius-Seiler: Wörterbuch über die Homerischen Gedichte . . .	289
De la Grange: Voyage en Jhérusalem . . . . .	290
Delbrück: Dingliche Klage des deutschen Rechts . . . . .	291
Demosthenis Contiones. Rec. Vömel . . . . .	292
Demuth: Geschichte der Landtafel in Mähren . . . . .	293
Dietsch. Grundriss der allgemeinen Geschichte . . . . .	294
Dionis Chrysost. oratt. ed. L. Dindorf . . . . .	295
Dörr: Der Reim bei den Griechen . . . . .	296
Drossbach: Die Harmonie der Ergebnisse d. Naturforschung etc. .	297
Duhamel: Elements du Calcul infinitesimal . . . . .	298
Düntzer: Erläuterungen zu Göthe's Werken . . . . .	299
v. Dusch: Ueber Thrombose des Hirnsinus . . . . .	300
Eckardt: Theistische Begründung der Aesthetik . . . . .	301
— Erläuterungen zu Schiller's Werken . . . . .	297.
— Anleitung, dichterische Meisterwerke zu lesen . . . . .	302
Epistolae obscurorum virorum . . . . .	303
Erkema: Epist. crit. de Cic. orat. in Catilinam . . . . .	304
Erotici Scriptt. Graeci. Ed. Hercher . . . . .	305
Escher: Leichtfassliche Anleitung zur kaufm. Arithmetik . . .	306
— Begründung der Gesetze der Arithmetik . . . . .	307
Euripidis Tragoed. ed. Nauk . . . . .	308
Euripides von Minckwitz . . . . .	309
Feldbausch: Lateinische Schulgrammatik. 6. Aufl. . . . .	310
Fickler: Odalrich II. Bischof von Constanz . . . . .	311
Fischer: Griechische Mythologie und Antiquitäten von Grote . .	312
Förster: Klage und Einrede nach preuss. Recht . . . . .	313
Friedreich: über Amyloidegeneration . . . . .	314
Fröhner: Inscriptiones terrae coctae . . . . .	315
Fröhner: Unteritalische Ethnographie . . . . .	316
Frontinus de aquis. Ed. Buecheler . . . . .	317
Frühe: De Horatii sententiis . . . . .	318
Gerlach: Marius und Sulla . . . . .	319
Gingins-la-Sarra: Recherches historiques etc. . . . .	320
Gneist: Institutt. jur. Rom. syntagma . . . . .	321
v. Göler: Cäsar's Gallischer Krieg . . . . .	322
Göppert: Die Tertiärfloora auf Java . . . . .	323
— Der botanische Garten zu Breslau . . . . .	324
Fr. Götz: Geliebte Schatten . . . . .	325
— K. v. Günderode Dichtungen. Poesieblätter . . . . .	609.
Graesse: Trésor des livres rares . . . . .	326
Gregorii oratio de fuga. Ed. Alzog . . . . .	327
Grein: Bibliothek der angelsächsischen Poesie . . . . .	328

	Seite
efend: Epigraphisches etc. . . . .	118. 849
her: Handbuch der medizinischen Zoologie . . . . .	400
: Tableau historique de la littér. Française . . . . .	154
ing: Description d'un diamant remarquable . . . . .	930
e: Die Expedition in die Seen von China, Japan u. s. w.	937
enstein: Entwicklung des Schulwesens . . . . .	620
erich: Don Carlos von Spanien . . . . .	856
ianus von Stahr . . . . .	801
: Lehrbuch der höheren Mathematik . . . . .	713
lein: Zu Xenophons Anabasis . . . . .	954
dos von Eyth . . . . .	801
ly: Histoire du Comté de Grayère . . . . .	515
er: Nouvelle biographie générale . . . . . 73. 477.	957
mann: Blüthen spanischer Poesie . . . . .	348
ischer Genealogischer Hofkalender 1858 . . . . .	93
olle: Ueber den Kartoffelpilz . . . . .	321
Ueber die Formen und den Bau der Proteinkörper . . . . .	349
zherr: Der Philosoph Seneca . . . . .	949
er von Donner . . . . . 389.	801
ttinger: Geschichte der Republik Zürich . . . . .	61
svithae Comed. Ed. Bendixen . . . . .	742
funeral oration of Hyperides etc. by Ch. Babington . . . . .	561
eridis Oratio pro Euxenippo ed. Linder . . . . .	471
Jahn: Chronik des Kanton Bern . . . . .	59
rbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland . . . . .	580
achim: P. Valerii Thraseae Vita . . . . .	957
rates von Flathe . . . . .	801
lius Guil.: De Nicia . . . . .	744
nghuhn: Kaart van het Elland Java . . . . .	122
hl: Mathematische Aufgaben aus der Physik . . . . .	718
kulé: Einwirkung von Brom auf Knallquecksilber . . . . .	326
Ueber die zuckerbildende Function der Leber . . . . .	385
Chemische Mittheilungen . . . . .	338
Chemische Untersuchung dazu . . . . .	906
ernulf: Geologie des südlichen Norwegens . . . . .	121
otz: Handwörterbuch der latein. Sprache . . . . .	465
berstein: Vermischte Aufsätze . . . . .	637
fnhuber: Das Erdbeben u. s. w. in Ungarn . . . . .	602
segarten: Geschichte der Universität Greifswald . . . . .	244
ssing: De suprema Christi coena . . . . .	947
ntze: Die Obligation und Singularsuccession . . . . .	401
ssmaul: Ueber die Ertödtung der Gliedmassen u. s. w. . . . .	26
Von der Ueberwanderung des menschlichen Eies u. s. w. . . . .	336
Ueber die einhörnige Gebärmutter u. s. w. . . . .	895
iné: Leçons sur les fonctions inverses . . . . .	207
ange: Ueber die Krämpfe bei Schwängern u. s. w. . . . .	8

Lange: Bericht über die Gesamttthätigkeit des Vereins . . .	
Lange: Römische Alterthümer . . . . .	
v. Lasaulx: Grundlage aller philosophischen Systeme . . .	
— Socrates Leben und Lehre . . . . .	
Le Bas: Notice littéraire sur Boissonade . . . . .	
Rechtswissensch. Leistungen in Italien über Hypothekenrecht . .	
Lelewel: Epilogue de la Géographie du moyen âge . . . .	
Linderi Carmina latina . . . . .	
Italienische Literatur. Von Neigebaur . . . . .	
Literaturberichte aus Italien. . . . .	230. 545. 625. 792.
Livingstone: Missionsreisen in Südafrika . . . . .	
Livius von Gerlach . . . . .	
Lotze: Medicinische Psychologie . . . . .	
— Streitschriften. 1. Heft . . . . .	
— Allgemeine Psychologie . . . . .	
— Mikrokosmos . . . . .	
Lübsen: Lehrbuch der Elementargeometrie . . . . .	
Mädler: Beiträge zur Fixsternkunde . . . . .	
Manuel: Albert Bitzias (Jeremias Gotthelf) . . . . .	
Martens Geschichte von Hohentwiel . . . . .	
Mayer: Der welthistorische Prozess . . . . .	
— Nach dem Sacramento . . . . .	
Meidinger: über das elektromotorische Verhalten u. s. w. . .	
— Ueber eine völlig constante galvanische Batterie . . . .	
Mémoire sur les droits suzerains de la Porte . . . . .	
Meyer: Aufgabensammlung über Wechselrechnungen . . . .	
— Elements du Calcul des Variations . . . . .	
Miklosich: Die Wurzeln des Altslovenischen . . . . .	
Moos: Ueber einen Fall von Haemor hagia cerebri . . . . .	
— Ueber die zuckerbildende Function der Leber . . . . .	
Morell: Die Schweizerregimenter . . . . .	
Nachrichten Geschäftliche . . . . .	
van de Nest: Souvenirs d'un voyage en Italie . . . . .	
Neumark: Die Revolution in China . . . . .	
Nonnus Panopol. Ed. A. Koechly . . . . .	
Oltrogge: Auswahl aus der deutschen Dichtung . . . . .	
Ondes Reggio Introduzioni ai principi della umane società . .	
Oppenheimer: über den Bronchialcroup . . . . .	
Ortloff: Encyclopädie der Rechtswissenschaften . . . . .	
Otte: Glockenkunde . . . . .	
Les ouvriers de deux mondes . . . . .	
Ovids Metamorphosen von Siebelis . . . . .	397.
— — von Suchier . . . . .	
Pagenstecher: Ueber Erziehung der Distoma echinatum . . .	
— Ueber Perlenbildung . . . . .	
— Ueber Struvitkrystalle . . . . .	



	Seite
anias von Schubart . . . . .	389
Hist. Nat. ed. Jan . . . . .	67
rch's Biographien von Eyb . . . . .	389
arch: De Musika ed. Volckmann . . . . .	535
archi Vitae. Ed. Sintenis . . . . .	732
gendorff: Biographisch-literar. Wörterbuch u. s. w. . . . .	781
bios von Haakh . . . . .	801
alky: Dreiecksberechnungen . . . . .	837
ramme Badische von 1858 . . . . .	945
len zur bayerischen und deutschen Geschichte. 2—4. Bd. . . . .	481
tzmann: Abstammung u. s. w. der Baiwaren . . . . .	273
b e: Mathematische Mittheilungen. 1. 2. Heft . . . 312.	838
n: die römischen Stationsorte und Strassen u. s. w. . . . .	116
Römisches Privatrecht . . . . .	932
an: Etudes d'Histoire religieuse . . . . .	776
ger: Sammlung von Gesetzen über das Kirchenwesen . . . . .	157
ola: Ueber die Plejaden . . . . .	956
e: Ueber die heteromorphen Zustände der kohlens. Kalkerde. . . . .	461
öler: Zur Gründung der Universität Göttingen . . . . .	244
h v. Schreckenstein: Das Patriciat in d. deutsch. Städten. . . . .	425
aaber: De ritibus salutandi . . . . .	956
rüfer: Demosthenes und seine Zeit . . . . .	539
ariff: Das Krystall und die Pflanze . . . . .	202
heler: Annuaire statistique Belge . . . . .	229
hlosser Sophie: Aus dem Nachlass von J. Fr. H. Schlosser. . . . .	241
hamidt: Resultate aus Beobachtungen der Sonnenflecken . . . . .	318
Schmidt: Aus der Griechischen Rhetorik . . . . .	948
amit: Bibliographie zur Geschichte Oestreichs . . . . .	153
höllner: C. Julii Cacsaris Vita . . . . .	395
hoof: Arithmetik und Algebra. 1. u. 2. Heft . . . 146.	782
hreiber: Geschichte der Stadt und Universität Freiburg . . . . .	382
huler: Geschichte der Eidgenossenschaft . . . . .	46
hwalb: Bibliothèque choisie . . . . .	156
lopiis: Storia della legislazione italiana . . . . .	89
rpe's Geschichte von Aegypten, von Jalowicz . . . . .	74
ell's Ludwig Leben und Wirken . . . . .	525
hocles von Schöll . . . . .	388
ltz: Lehrbuch der ebenen Geometrie . . . . .	149
Lehrbuch der Stereometrie . . . . .	840
itzner: Neue Integrations-Methode etc. . . . .	841
istik von Wien . . . . .	226
eger: Mungo Parke's Reisen in Afrika . . . . .	473
irling: Das Klosterleben Karl V. . . . .	152
obaei Florileg. ed. Meineke . . . . .	67
abo von Forbiger . . . . .	386
rauss: Ulrich von Hutten . . . . .	617

Suetonii Opp. Ed. Roth . . . . .	72
Susemihl, Platonische Philosophie II. 1. . . . .	72
Taciti Opp. ed. Halm . . . . .	72
Tacitus von Roth . . . . .	389
Terentii Comoed. ed. Fleckeisen . . . . .	72
Thätigkeit des naturhist.-med. Vereins in den Jahren 1857 u. 58.	72
Theiner: Annales Ecclesiastici . . . . .	72
Theokrits Idyllen von A. Th. H. Fritzsche . . . . .	72
Tkalac: Staatsrecht von Serbien . . . . .	72
Trächsel: Wesen und Geist der Geschichte . . . . .	72
Trenkle: Freiburgs Institute und Unterhaltungen . . . . .	72
Vaclèk: La Souveraineté du Montenegro . . . . .	72
Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins III. . .	72
— — — — — IV. . .	72
— — — — — V. . .	72
Vermaleken: Alpensagen . . . . .	72
Vierordt: Geschichte der Carlsruher Schule . . . . .	72
Virgil von Binder . . . . .	72
Vorländer: Ausgleichung der Fehler polygonometr. Messungen.	72
Vulliemin: Le doyen Bridel . . . . .	72
Wachsmuth: Geschichte der polit. Parteiungen. III. Bd. . .	72
Walz: Ueber die Bestandtheile der Digitalis lutea . . . . .	72
— Ueber Radix Bryoniae u. s. w. . . . .	72
Weissenborn: Ninive und sein Gebiet II. . . . .	72
Weissgerber: Theokritische Studien . . . . .	72
Wenzig und Krejci: Die Umgebungen Prags . . . . .	72
Wildermuth: Die drei ältesten süd- u. nordfranz. Grammatiken.	72
Wilhelmi: Beschreibung und Geschichte von Steinsberg . . .	72
Wimmer: Das Pflanzenreich . . . . .	72
Windscheid: Actio des römischen Civilrechts . . . . .	69
Witzschel: Grundlinien der neuen Geometrie . . . . .	92
Wundt: Ueber das Gesetz der Zuckungen u. s. w. . . . .	95
Wurm: Deutsches Wörterbuch . . . . .	398
Wurzbach: Biographisches Lexicon von Oesterreich . . . .	72
Xenophontis de Socrate Commentt. ed. R. Kühner . . . . .	72
Xenophons Denkbücher Sokrates, von R. Kühner . . . . .	72
Xenophontis Expeditio Cyri. Ed. Dindorf . . . . .	72
Xenophon's Anabasis von Vollbrecht II. . . . .	72
Zarncke: Die urkundlichen Quellen zur Gesch. d. Univ. Leipzig.	72
— Die deutschen Universitäten im Mittelalter . . . . .	10
Zell: Leges municip. Salpens. et Malacitt etc. . . . .	77
— Das badische Wappen . . . . .	47
Ueber den Zustand der Literatur in Brasilien . . . . .	72









